This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES

Geſchichte Oeſterreich's,

ſeiner

Völker und Länder,

und der

Entwickelung ſeines Staatenvereines,

von den

älteſten bis auf die neueſten Zeiten.

Von

Dr. Hermann Meynert.

Vierter Band.

Geschichte Oesterreich's,

seiner

Völker und Länder,

und der

Entwickelung seines Staatenvereines,

von den

ältesten bis auf die neuesten Zeiten.

Von

Dr. **Hermann Meynert.**

Vierter Band.

[illegible]schichte

[illegible]erreich's,

[illegible]

[illegible] und Länder,

[illegible]

[illegible] Staatenvereines,

[illegible]

[illegible] neuesten Zeiten.

[illegible]

[illegible] Meynert.

[illegible] Band.

[illegible]

[illegible]

[illegible] Rudolph Hartleben.

[illegible]

IP

TME

Geschichte

Oesterreich's,

und

[illegible] und Länder,

[illegible]

[illegible] Staatenvereines,

[illegible]

[illegible] Wenzert.

[illegible] Band.

[illegible]

[illegible]

[illegible] Adolph Hartleben.

1845.

IP

TME

DB38
M4
v.4.

Inhaltsverzeichniß.

Geſchichte Ungarns und der mit ihm verbundenen Länder, bis zur bleibenden Vereinigung mit Oeſterreich.

Vorgeſchichte

bis zur Ankunft der Magyaren 889.

Pannonien als röm. Provinz. Eindringen von Barbaren. Jazygen. Gothen. Vandalen, S. 2. — Hunnen, S. 3. — Longobarden, Avarenherrſchaft, S. 4. — Pannonien als fränk. Provinz, S. 5. — Verhältniſſe zu Mähren, S. 6. — Die Magyaren. Culturzuſtände, S. 7. — Chriſtenthum, S. 8.

Erſter Zeitraum.

Ungarn nach der Ankunft der Magyaren bis zu ſeinem Eintritte in die Reihe chriſtlicher Staaten unter der Regierung König Stephan's I. 889—1038.

Hypotheſen über der Ungarn Abſtammung, S. 11. — Der Ungarn ältere Wohnſitze, S. 15. — Alom zum Führer erwählt, S. 16. — Der Ungarn große Wanderung, S. 17. — Ankunft in Ungarn. Arpád wird Alom's Nachfolger, S. 18. — Eroberungen und weitere Ausbreitung, S. 19. — Beſitznahme von Ofen, S. 22. — Lage der Dinge, S. 23. — Einfälle in Friaul und Italien, S. 24. — Hauptſieg an der Brenta, S. 25. — Ausbreitung in Italien, S. 26. — Niederlage in Carantanien. Arpád's Tod, S. 27. — Zoltan, Arpád's Nachfolger. Einfälle in Deutſchland, S. 28. — Einmiſchung in die italieniſchen Händel, S. 29. — Widerſtand der Deutſchen, S. 30. — Niederlagen der Ungarn in Deutſchland, S. 32. — Takſony folgt Zoltan im Oberbefehle, S. 35. — Schreckliche Niederlage im Lechfelde, S. 36. — Unternehmungen in Griechenland, S. 39. — Takſony's Tod. Geiſa ſein Nachfolger, S. 40. — Geiſa's Friedenspolitik. Beginnende Chriſtianiſirung, S. 41. — Stephan's Geburt. Mölk verloren, S. 43. — Stephan's Taufe, S. 44. — Geiſa's Tod. Stephan's Alleinregierung S. 45. — Kuppa's Aufſtand vereitelt, S. 46. — Vollendung des Bekehrungswerkes; Stiftungen, S. 47. — Stephan erwirbt die Königswürde, S. 49. — Innere Einrichtungen, S. 50. — Sieg über Gyula und Kean. Stiftungen in Stuhlweißenburg, S. 51. — Fehden, S. 52. — Fromme Stiftungen im Auslande, S. 53. — Spannung mit Deutſchland, S. 54. — Des Thronfolgers Tod, S. 55. — Anſchlag auf des Königs Leben, S. 56. — König Stephan's Tod, S. 57.

Innere Verhältniſſe und Culturzuſtände Ungarns während des erſten Zeitraumes.

Wirkungen der Magyarenankunft für die Nachbarländer, S. 58. — Hausgenoſſen der Magyaren, S. 59. — Die Magyaren in der Periode der Einwanderung, S. 63. — Volkseinflüſſe, S. 64. — Magyariſche Stammgeſchlechter, S. 65. — Eingewanderte Stammgeſchlechter, S. 69. — Grundbeſitz. Erbeigenthum der Stammgeſchlechter, S. 70. — Rechte der Erbeigenthümer, S. 72. — Landesgränzen, S. 73. — Vertheilung des Landes, S. 74. — Fürſtengewalt und Verfaſſung, S. 75. — Eintheilung des Landes in Geſpanſchaften, S. 77. — Geſpanſchaftsmiliz, S. 79. — Der freien und königlichen Städte Urſprung, S. 80. — Vortheile

der Comitatseinrichtung, S. 81. — Kriegsverfassung, S. 82. — Sitten und Bildung. Sprache, S. 84. — Sitten, Volkscharakter und Gebräuche, S. 87. — Cultus und Dämonologie, S. 89. — Gesetzgebung und staatsbürgerl. Verhältnisse, S. 91. — Knechtschaft, S. 94. — Polizeieinrichtungen, S. 95. — Industrie, Gewerbe und Künste, S. 96. — Bergbau und Münze, S. 97. — Handel, S. 98.

Zweiter Zeitraum.

Ungarn unter den Nachfolgern Stephan's I. bis zum Erlöschen des Stammes Arpád; von 1038—1301.

König Peter's kurze Regierung, S. 99. — Der Gegenkönig Samuel Aba, S. 100. — Krieg mit Deutschland, S. 101. — Samuel's Tod. König Peter's Wiedereinsetzung und Ende, S. 102. — König Andreas I., S. 103. — Friede mit Deutschland, S. 104. — Bruderkrieg um die Krone, S. 105. — König Bela I., S. 106. — Bela's Söhne. König Salomon, S. 107. — Siege über Kärntner, Kumanen und Griechen, S. 108. — Krieg zwischen König Salomon und Bela's Söhnen, S. 109. — Salomon's Entsetzung, S. 110. — König Geisa I., S. 111. — König Wladislaw I. (der Heilige). Erhebung der Leichname St. Stephan's und Emerich's, S. 112. — Salomon's neue Anschläge und Ende, S. 113. — Eroberung Kroatiens, S. 114. — Stiftung des Bisthums zu Agram, S. 116. — Sieg über die Kumanen. Ursprung der Jazygen, S. 117. — Verbindung mit Byzanz, S. 118. — Der erste Kreuzzug vorbereitet. König Wladislaw's Tod, S. 119. — König Coloman, S. 120. — Schicksale der durchziehenden Kreuzheere, S. 121. — Kroatien neuerdings unterworfen. Feldzug in Apulien, S. 124. — Einmischung in Rußland, S. 125. — Kroatien beruhigt, S. 127. — Der Herzogs Almus Anschläge vereitelt und bestraft, S. 128. — König Coloman's Krankheit und Tod, S. 129. — König Stephan II., S. 130. — Krieg mit Venedig um Dalmatiens Besitz, S. 131. — Gränzfehde mit Böhmen und Oesterreich, S. 132. — Feldzüge in Rußland, S. 133. — Des Herzogs Almus Flucht, S. 134. — Krieg mit Byzanz, S. 135. — Bela zum Thronerben erklärt, S. 136. — König Stephan's Tod. König Bela II. der Blinde. Der Königin Rache, S. 137. — Boris bewaffneter Anspruch auf die Krone, S. 138. — Familienverbindungen. Erbtheilung, S. 139. — Bela's Hintritt. König Geisa II. Einwanderung der Flanderer in Siebenbürgen, S. 140. — Boris erneuerte Anschläge, S. 141. — Fehde mit Oesterreich. Zweiter Kreuzzug, S. 142. — Russische Fehden. Byzantinischer Krieg, S. 143. — Stephan's vereitelte Umtriebe. König Geisa's Tod, S. 145. — König Stephan III. Die Gegenkönige Ladislaw II. und Stephan IV., S. 146. — Fortgang des Krieges mit Byzanz, S. 148. — Ende des Krieges. König Stephan's III. Tod, S. 150. — König Bela III., S. 151. — König Bela's Tod. König Emerich und sein Bruder Andreas, S. 154. — Feldzüge in Serbien und Bulgarien, S. 156. — Jadra von den Venetern und Kreuzfahrern weggenommen, S. 157. — Aufstand des Andreas und des Königs wunderbare Rettung, S. 158. — Verhältnisse zu dem Papste, S. 159. — König Emerich's Tod. König Ladislaw's Schicksale und früher Hintritt, S. 160. — König Andreas II., S. 161. — Gährungen im Reiche, S. 162. — Die Königin ermordet, S. 163. — Prinz Coloman als König von Galizien gekrönt, S. 164. — Die byzantinische Krone, S. 165. — Des Königs Kreuzzug nach Syrien, S. 166. — Heimkehr. Familienbündnisse, S. 167. — Unfälle in Halitsch, S. 168. — Zerrüttung im Reiche, S. 169. — Die goldene Bulle, S. 171. — Zwiespalt zwischen König Andreas und seinem Erstgeborenen, S. 173. — Einziehung der Krongüter. Die goldene Bulle erweitert, S. 174. — Ungarn im Interdict, S. 175. — Fehde mit Oesterreich, S. 176. — Des Königs Andreas Tod. König Bela IV., S. 177. — Bela's Klugheit gegenüber dem Papste, S. 178. — Der Kumanen Abkunft und Einwanderung in Ungarn, S. 179. — Die Mongolen, S. 182. — Der Mongolen Einbruch in Ungarn, S. 190. — Niederlage des Waitzener Banderiums, S. 191. — Ermordung der Kumanen, S. 192. — Die Mongolen in Siebenbürgen, S. 193. — Der Ungarn Niederlage bei Mohi, S. 194. — Pesth's, Großwardeins, Perg's und anderer Plätze Fall, S. 196. — Herzog Friedrich's des Streitbaren Benehmen gegen König Bela, S. 199. — Gran von den Mongolen eingenommen, S. 200. — Ihr Zug durch Slavonien und Kroatien, S. 201. — Abzug der Mongolen, S. 202. — König Bela als Wiederhersteller, S. 203. — Verlust von Jadra, S. 204. — Unruhen in

Dalmatien, S. 205. — Fehde mit Friedrich dem Streitbaren. Angelegenheiten von Halitsch, Serbien ꝛc., S. 206 — Krieg mit Steyermark, S. 207. — Steyermark fällt an Ungarn zurück, S. 208. — Jadra wieder eingenommen. Gährung in Steyermark, S. 209. — Krieg gegen König Ottokar von Böhmen. Marchfeldschlacht, S. 210. — Steyermark verloren, S. 211. — Die Königin Maria und die Spalater. Fehde zwischen K. Bela und seinem Erstgeborenen, S. 212. — K. Bela's IV. Tod. K. Stephan V., S. 213. — Abermaliger Krieg gegen K. Ottokar, S. 214. — K. Stephan's Tod, S. 215. — König Ladislaw IV. der Kumane, S. 216. — Wiederausbruch des Kampfes gegen Ottokar, S. 217. — Begünstigung der Kumanen. Der päpstliche Legat, S. 219. — Niederlage der Kumanen, S. 220. — Vereitelter Mongoleneinfall, S. 221. — Andere Fehden, S. 222. — K. Ladislaw's Handlungen erregen Mißfallen, S. 223. — Innere Unruhen, S. 224. — K. Ladislaw ermordet, S. 225. — K. Andreas III. Fremde Ansprüche, S. 225. — Krieg gegen Oesterreich, S. 227. — Umtriebe gegen den König, S. 230. — Tod des Königs Andreas und Erlöschen des Arpád'schen Mannsstammes, S. 231.

Innere Verhältnisse und Culturzustände während des zweiten Zeitraumes.

Die Könige und ihre Regierung, S. 232. — Beschränkung der königl. Macht, S. 234. — Mündliches Verfahren. Landtagsgesetze, S. 235. — Staatsrath. Königl. Einkünfte, S. 236. — Steuern und Zölle, S. 237. — Münzwesen, S. 238. — Kriegswesen, S. 240. — Adelsclassen, S. 241. — Staatsbürgerliche Verhältnisse, S. 242. — Verminderung der Knechtschaft, S. 243. — Neuer Adel, S. 244. — Städtewesen. Rechtspflege, S. 245. — Schemnitzer altes deutsches Stadtrecht, S. 251. — Kirchliche Verhältnisse, S. 256. — Ismaeliten und Juden, S. 257. — Stellung zu dem röm. Stuhle, S. 258. — Griechisches Kirchenwesen, S. 260. — Bodencultur, Weinbau, S. 261. — Bergbau, S. 262. — Kunstfleiß. Handwerke. Handel, S. 263. — Gelehrsamkeit, S. 264. — Sprache, S. 265.

Dritter Zeitraum.

Ungarn seit dem Erlöschen des Arpádschen Mannsstammes bis zum Tode König Ludwig's I.; von 1301—1382.

Wenzel von Böhmen zum Könige von Ungarn gekrönt, S. 266. — Der Gegenkönig Karl Robert, S. 267. — Päpstliche Einmischung, S. 268. — Ein zweiter Gegenkönig in Otto von Baiern. K. Wenzel's Flucht, S. 269. — Otto's kurze Regierung, S. 270. — Karl Robert alleiniger König, S. 272. — Empörung des Grafen von Trencsin, S. 273. — Vorfälle in Dalmatien. Die Grafen von Brebir, S. 275. — Mordversuch des Felician Zah, S. 279. — Unglücklicher walachischer Feldzug, S. 280. — Neapolitanische Angelegenheiten, S. 281. — K. Karl's Einwirkung auf die Angelegenheiten. Polens, S. 283. — Verhältnisse zu Oesterreich, S. 284. — Anwartschaft auf die Thronfolge in Polen. König Karl's Tod, S. 285. — Sein Charakter, S. 286. — König Ludwig I. Vorgänge in Neapel, S. 287. — Ermordung des Königs Andreas von Neapel, S. 292. — Verfolgung der Mörder, S. 294. — Kreuzzug in Lithauen, S. 297. Waffenbündniß mit Polen. Unruhen in Kroatien und Dalmatien, S. 298. — Vereitelter Entsatz von Jadra, S. 299. — Vorbereitungen zum Zuge nach Neapel, S. 301. — Unterwerfung mehrer Städte, S. 302. — K. Ludwig's Feldzug gegen Neapel, S. 303. — Flucht der Königin Johanna, S. 304. — Karl's von Durazzo Hinrichtung, S. 305. — K. Ludwig in Neapel, S. 306. — Verhandlungen mit dem Papste, S. 307. — Waffenstillstand mit Venedig, S. 308. — Johanna wieder in Neapel. Die dortigen Kriegsereignisse, S. 309. — Waffenruhe, S. 311. — K. Ludwig's zweiter Heereszug nach Neapel, S. 312. — Eroberungen in Italien, S. 313. — K. Ludwig in Neapels Hauptstadt. Friedensvorschläge und Waffenstillstand, S. 315. — Friedensschluß, S. 316. — Waffenbündniß und Vertrag mit Polen, S. 317. — Siege über Lithauer und Tataren, S. 318. — Zugeständnisse für Polen, S. 319. — Krieg mit Venedig um Dalmatiens Besitz, S. 320. — Friedensschluß. Dalmatien an Ungarn überlassen, S. 323. Feldzüge in Bosnien und Serbien, S. 324. — Die Moldau wird Ungarn

zinsbar, S. 325. — Feldzüge in Italien gegen Visconte, S. 326. — Ludwig auf den Thron Polens berufen, S. 329. - Wladislaw's Aufstand in Polen, S. 331. — Erbfolgegesetz für Polen, S. 332. — Lithauischer Feldzug, S. 333. — Rothrußland als ungarische Provinz, S. 334. — Die Osmanen, S. 335. — Erste feindselige Begegnung der Ungarn und Osmanen, S. 339. — K. Ludwig's Eroberungen in der Bulgarei, S. 340. — Griechische Angelegenheiten, S. 341. — Wiederausbruch des Kampfes mit Venedig, S. 344. — K. Ludwig wiederholt seine Ansprüche auf Neapel, S. 345. — Wiederausbruch des Krieges mit Venedig, S. 347. — Zwiespaltige Papstwahl und Fehden. S. 348. — K. Ludwig lehnt die Krone Neapels ab, S. 349. — Fortgang des Kampfes mit Venedig, S. 350. — Friedensschluß mit Venedig, S. 354. — Eroberung Neapels durch Karl von Durazzo, S. 355. — Ermordung der Königin Johanna, S. 358. — König Ludwig sichert Polen seiner Tochter Maria. Sein Hintritt, S. 359. — K. Ludwig's Charakteristik, S. 360.

Innere Verhältnisse und Culturzustände während des dritten Zeitraumes.

Aristokratie. Die heilige Krone, S. 361. — Innere Politik der Anjou. Seltenheit der Landtage, S. 362. — Steigen des königlichen Ansehens, S. 363. — Vermehrung der königl. Einkünfte, S. 364. — Die königl. Freistädte, S. 365. — Reichswapen und Siegel, S. 366. — Comitatseinrichtung, S. 367. — Veränderte Kriegsverfassung, S. 368. — Einrichtung des Banderialwesens, S. 369. — Staatswirthschaft. Münzwesen und Geldwerth, S. 371. — Rechtspflege. Gerichtlicher Zweikampf, S. 378. — Gerichtshöfe und Gerichtsordnung, S. 379. — Rechtsverfahren, S. 381. — Eintreibung der Geldbußen, S. 383. — Gleichstellung des Adels, S. 384. — Verminderung der Knechtschaft, S. 385. — Staatsbürgl. Verhältnisse, S. 386. — Grundbesitz, S. 387. — Landsassen. Kumanen und Jaszoner. Siebenbürger Sachsen, S. 387. — Die Zipser Deutschen, S. 390. — Leutschauer Rechtsbuch, S. 391. — Deutsche Marktflecken im Gömörer Comitate. Rutheniſche und italieniſche Ansiedler, S. 393. — Juden. Staatsbürgerliche Verhältnisse in Galizien, S. 394. — Desgleichen in Slavonien, Kroatien und Dalmatien, 395. — Kirchliche Verhältnisse, geistliche Orden, S. 396. — Bisthümer, S. 399. — Griechisches Kirchenwesen, S. 400. — Landbau, S. 401. — Handel, S. 402. — Handwerke und Innungsgesetze. Kutschen, eine ungarische Erfindung, S. 404. — Kunstgegenstände. Wissenschaften, S. 405. — Stiftung der Fünfkirchener Hochschule. Sprache, S. 406. — Geschichtschreibung, S. 407.

Vierter Zeitraum.

Ungarn nach dem Ausgange des Mannsstammes Anjou unter Königen aus verschiedenen Häusern, bis zum Tode König Ladislaw's des Nachgeborenen; von 1382—1457.

Maria's Krönung. Anschläge der Mißvergnügten, S. 408. — Unruhen in Dalmatien, S. 409. — Sigmund vom polnischen Throne ausgeschlossen, S. 410. — Hedwig zur Königin von Polen bestimmt, S. 411. — Elisabeth's widerstrebende Absichten, S. 412. — Hedwig in Polen gekrönt und mit Jagiel von Lithauen vermält, S. 414 — Fortschritte der kroatisch - dalmatischen Verschwörung, S. 415. — Vermälung der Königin Maria mit Sigmund von Böhmen, S. 416. — König Karl von Neapel als Gegenkönig in Ungarn, S. 417. — Seine Ermordung, S. 418. — Rache an den Anstiftern. Die Königinnen Maria und Elisabeth gefangen, S. 419. — Königin Elisabeth getödtet, S. 420. — Sigmund zum König von Ungarn gekrönt. Befreiung der Königin Maria, S. 42 . — Mariens uneingeschränkte Regierungsgewalt, S. 422. — Abfall der Moldau und Walachei von Ungarn. Dalmatien größtentheils verloren, S. 423. — Galizien desgleichen, S. 425. — Vertilgung der Horvathy'schen Partei, S. 425 — Neue Parteiungen. Türkische Fehden, S. 426. — Tod der Königin Maria, S. 427. — Sigmund's Reichsvikariat in Deutschland, S. 428. — Feldzug gegen die Türken, S. 429. — Niederlage bei Nikopolis, S. 430. — Anschläge zu König Sigmund's Absetzung, S. 432. — Landtag zu Temesvár, S. 433. — Der dritte Landtag zu Kreutz. Tod der Königin Hedwig

Dalmatien, S. 205. — Fehde mit Friedrich dem Streitbaren. Angelegenheiten von Halitsch, Serbien ꝛc., S. 206 — Krieg mit Steyermark, S. 207. — Steyermark fällt an Ungarn zurück, S. 208. — Zadra wieder eingenommen. Gährung in Steyermark, S. 209. — Krieg gegen König Ottokar von Böhmen. Marchfeldschlacht, S. 210. — Steyermark verloren, S. 211. — Die Königin Maria und die Spalater. Fehde zwischen K. Bela und seinem Erstgeborenen, S. 212. — K. Bela's IV. Tod. K. Stephan V., S. 213. — Abermaliger Krieg gegen K. Ottokar, S. 214. — K. Stephan's Tod, S. 215. — König Ladislaw IV. der Kumane, S. 216. — Wiederausbruch des Kampfes gegen Ottokar, S. 217. — Begünstigung der Kumanen. Der päpstliche Legat, S. 219. — Niederlage der Kumanen, S. 220. — Vereitelter Mongoleneinfall, S. 221. — Andere Fehden, S. 222. — K. Ladislaw's Handlungen erregen Mißfallen, S. 223. — Innere Unruhen, S. 224. — K. Ladislaw ermordet, S. 225. — K. Andreas III. Fremde Ansprüche, S. 225. — Krieg gegen Oesterreich, S. 227. — Umtriebe gegen den König, S. 230. — Tod des Königs Andreas und Erlöschen des Arpád'schen Mannsstammes, S. 231.

Innere Verhältnisse und Culturzustände während des zweiten Zeitraumes.

Die Könige und ihre Regierung, S. 232. — Beschränkung der königl. Macht, S. 234. — Mündliches Verfahren. Landtagsgesetze, S. 235. — Staatsrath. Königl. Einkünfte, S. 236. — Steuern und Zölle, S. 237. — Münzwesen, S. 238. — Kriegswesen, S. 240. — Adelsclassen, S. 241. — Staatsbürgerliche Verhältnisse, S. 242. — Verminderung der Knechtschaft, S. 243. — Neuer Adel, S. 244. — Städtewesen. Rechtspflege, S. 245. — Schemnitzer altes deutsches Stadtrecht, S. 251. — Kirchliche Verhältnisse, S. 256. — Ismaeliten und Juden, S. 257. — Stellung zu dem röm. Stuhle, S. 258. — Griechisches Kirchenwesen, S. 260. — Bodencultur, Weinbau, S. 261. — Bergbau, S. 262. — Kunstfleiß. Handwerke. Handel, S. 263. — Gelehrsamkeit, S. 264. — Sprache, S. 265.

Dritter Zeitraum.

Ungarn seit dem Erlöschen des Arpádschen Mannsstammes bis zum Tode König Ludwig's I.; von 1301—1382.

Wenzel von Böhmen zum Könige von Ungarn gekrönt, S. 266. — Der Gegenkönig Karl Robert, S. 267. — Päpstliche Einmischung, S. 268. — Ein zweiter Gegenkönig in Otto von Baiern. K. Wenzel's Flucht, S. 269. — Otto's kurze Regierung, S. 270. — Karl Robert alleiniger König, S. 272. — Empörung des Grafen von Trencsin, S. 273. — Vorfälle in Dalmatien. Die Grafen von Brebir, S. 275. — Mordversuch des Felician Zah, S. 279. — Unglücklicher walachischer Feldzug, S. 280. — Neapolitanische Angelegenheiten, S. 281. — K. Karl's Einwirkung auf die Angelegenheiten. Polens, S. 283. — Verhältnisse zu Oesterreich, S. 284. — Anwartschaft auf die Thronfolge in Polen. König Karl's Tod, S. 285. — Sein Charakter, S. 286. — König Ludwig I. Vorgänge in Neapel, S. 287. — Ermordung des Königs Andreas von Neapel, S. 292. — Verfolgung der Mörder, S. 294. — Kreuzzug in Lithauen, S. 297. Waffenbündniß mit Polen. Unruhen in Kroatien und Dalmatien, S. 298. — Vereitelter Entsatz von Zadra, S. 299. — Vorbereitungen zum Zuge nach Neapel, S. 301. — Unterwerfung mehrer Städte, S. 302. — K. Ludwig's Feldzug gegen Neapel, S. 303. — Flucht der Königin Johanna, S. 304. — Karl's von Durazzo Hinrichtung, S. 305. — K. Ludwig in Neapel, S. 306. — Verhandlungen mit dem Papste, S. 307. — Waffenstillstand mit Venedig, S. 308. — Johanna wieder in Neapel. Die dortigen Kriegsereignisse, S. 309. — Waffenruhe, S. 311. — K. Ludwig's zweiter Heereszug nach Neapel, S. 312. — Eroberungen in Italien, S. 313. — K. Ludwig in Neapels Hauptstadt. Friedensvorschläge und Waffenstillstand, S. 315. — Friedensschluß, S. 316. — Waffenbündniß und Vertrag mit Polen, S. 317. — Siege über Lithauer und Tataren, S. 318. — Zugeständnisse für Polen, S. 319. — Krieg mit Venedig um Dalmatiens Besitz, S. 320. — Friedensschluß. Dalmatien an Ungarn überlassen, S. 323. Feldzüge in Bosnien und Serbien, S. 324. — Die Moldau wird Ungarn

Innere Verhältnisse und Culturzustände während des vierten Zeitraumes.

Abermaliger Verfall des Königthumes, S. 527. — Statthalter, S. 528. — Steigender Einfluß der Landtage, S. 529. — Alljährliche Ausschreibungen derselben. Adelsversammlungen, S. 530. — Freistädte. Kriegswesen, S. 531. — K. Sigmund's Militärregest, S. 532. — Gesetzliche Kriegsordnung, S. 535. — Gesammte Kriegsmacht, S. 537. — Beschränkung der königl. Kriegsmacht, S. 539. — Erweiterung derselben durch K. Ladislaw's V. Kriegsordnung, S. 540. — Kriegführung. Münzwesen, S. 541. — Staatswirthschaft und königl. Einkünfte, S. 545. — Rechtspflege, S. 547. — Erweiterte Gerichtsbarkeit des Adels und der Städte, S. 550. — Militärstrafgesetze, S. 551. — Adeliche Wappen, S. 553. — Armalistenadel. Drachenorden, S. 554. — Raubadel. Des Adels persönliche Freiheit, S. 555. — Persönliche Freiheit der Bauern. Schutz des Eigenthums und der persönlichen Rechte, S. 556. — Vierter Stand, S. 557. — Verfassung der königl. Freistädte, S. 558. — Königl. Begünstigungen der Freistädte, S. 559. — Serbische Niederlassungen in Ungarn. Kumanen, S. 561. — Juden. Zigeuner, S. 562. — Szekler, S. 563. — Sachsen in Siebenbürgen, S. 564. — Verein zwischen Ungarn, Sachsen und Szeklern in Siebenbürgen, S. 566. — Verhältnisse Kroatiens und Slavoniens, S. 567. — Stellung zu dem Papste, S. 569. — Culturzustände. Bergbau und denselben betreffende Vorschriften, S. 570. — Preise der Gegenstände, S. 572. — Handel und Handelsgesetze, S. 573. — Gewerbsfleiß. Zunftwesen, S. 574. — Kunst und Wissenschaft, S. 575.

Fünfter Zeitraum.

Ungarn unter dem Könige Mathias von Hunyad; von 1458—1490.

Thronbewerber, S. 576. — Ueberwiegender Einfluß der Partei der Hunyaden, S. 577. — Mathias von Hunyad zum Könige von Ungarn erwählt. Wahlcapitulation, S. 580. — K. Mathias und Georg Podiebrad, S. 581. — K. Mathias Regierungsantritt, S. 582. — Vertilgung der böhmischen Freibeuter, S. 583. — Verhaftung des Statthalters Szilagyi. Landtag zu Szegedin, S. 585. — Kaiser Friedrich III. als Gegenkönig, S. 586. — Szilagyi's Befreiung, S. 589. — Türkischer Streifzug in Ungarn, S. 590. — Unterjochung Serbiens durch die Türken, S. 591. — Verhältnisse in Bosnien, S. 592. — Der walachische Woiwode Wlad, S. 593. — Siegreiches Gefecht mit den Türken, S. 595. — Zug der Türken nach Bosnien, S. 596. — Bosniens Eroberung durch die Türken, S. 597. — Friede mit dem Kaiser und Auslieferung der ungar. Reichskrone, S. 599. — Erneuerter Türkenkrieg. Eroberung Jaicsa's und eines Theiles von Bosnien, S. 601. — Krönung des Königs Mathias, S. 602. — Zweiter bosnischer Feldzug, S. 603. — Des Königs Rückzug. Szilagyi's Ende, S. 605. — Fehden gegen Freibeuter, S. 606. — Unruhen in Kroatien, S. 607. — Ausrottung der Zebraken, S. 608. — Aufstand in Siebenbürgen, S. 609. — Heerfahrt gegen die Moldau, S. 610. — Feindschaft und Krieg mit Böhmen, S. 611. — Des Königs Mathias Einfall in Mähren, S. 612. — Vordringen in Böhmen, S. 615. — Mathias zum Könige von Böhmen ausgerufen, S. 616. — Er nimmt die Wahl an, S. 617. — Huldigung in Schlesien, S. 618. — Podiebrad ernennt einen Thronfolger, S. 619. — Schwankende Treue der Schlesier. Fortgang des Krieges, S. 620. — Spannung zwischen Mathias und dem Kaiser, S. 621. — Benehmen des K. Kazimierz von Polen, S. 622. — Fortgang des böhm. Krieges, S. 623. — Podiebrad's Ausforderung an Mathias, S. 624. — Rückzug beider Könige. Vordringen der Türken, S. 625. — Aussicht auf Frieden mit Böhmen. Podiebrad's Tod, S. 626. — Mathias bei der Wahl in Böhmen übergangen, S. 627. — Wladislaw von Polen zum K. von Böhmen erwählt, S. 628. — Mathias Anträge an Wladislaw zurück gewiesen. Verhalten der Schlesier, S. 629. — Kazimierz des Jüngeren Fehdebrief an Mathias, S 630. — Mathias zweckmäßige Vertheidigungsanstalten. Einfall der Polen, S. 631. — Ihr Abzug, S. 632. — K. Mathias fällt in Böhmen ein. Friedensverhandlungen, S. 633. — Einfälle der Ungarn in Galizien. Erfolglose Einigung, S. 634. — Mathias Zug nach Schlesien, S. 635. — Kriegerische Unternehmungen von Breslau aus gegen die Polen, S. 637. — Bedrängniß des polnischen Heeres, S. 639. — Dritthalbjähriger Waffenstillstand geschlossen, S. 640. — Abzug der Polen aus Schlesien,

S. 641. — Des Königs Mathias Landfriede für Schlesien, S. 642. — Sein landesherrliches Regiment in Schlesien, S. 643. — König Mathias erwirbt Oels durch Kauf, S. 644. — Verwaltung Schlesiens, S. 645. — Türkenniederlage in der Moldau, S. 646. — Die türkische Festung Szabacs durch K. Mathias erobert, S. 648. — Abermaliger Türkeneinfall in die Moldau, S. 649. — Sieg der Türken im weißen Thale. Des Sultans Rückzug, S. 650. — Des Königs Mathias zweite Vermälung, S. 651. — Verlust der ungar. Kastelle von Semendra. Krieg gegen Kaiser Friedrich III., S. 652. — Eroberungen in Niederösterreich, S. 653. — Waffenstillstand und Frieden, S. 654. — Begebenheiten in Schlesien, S. 655. — Friedensverhandlungen zwischen Mathias und Wladislaw, S. 656. — Mathias versagt seine Bestätigung, S. 657. — Endlicher Friede mit Wladislaw, S. 658. — Wiederholte Türkengefahr, S. 659. — Niederlage der Türken in Siebenbürgen, S. 660. — Wiederausbruch des Krieges mit dem Kaiser, S. 662. — Eroberungen in Oesterreich und Stepermark, S. 663. — Siegreiche Gefechte gegen die Türken, S. 665. — Weiterer Verlauf des Krieges gegen den Kaiser, S. 666. — Fünfjähriger Waffenstillstand mit den Türken, S. 667. — Fernere Kriegsvorfälle in Oesterreich, S. 668. — Wien belagert und zur Uebergabe genöthigt, S. 669. — Des Mathias natürlicher Sohn, Johannes Corvin. Weitere Fortschritte in Oesterreich, S. 670. — Des Herzogs Joh. v. Glogau Aufstand wider den König, S. 672. — Vertreibung des Herzogs Joh. v. Glogau, S. 679. — Verlängerter Waffenstillstand mit dem Kaiser und der Pforte, S. 680. — Johannes Corvin zum Thronerben ernannt, S. 681. — Des K. Mathias Krankheit und Tod, S. 682. — Seine Beisetzung. Folgen seines Hintrittes in Schlesien, S. 683. — Rache der Breslauer an den Statthaltern des Königs Mathias, S. 684. — Rückblick auf des Königs Mathias Persönlichkeit und Charakter, S. 685.

Innere Verhältnisse und Culturzustände während des fünften Zeitraumes.

Macht des Königs, S. 688. — Machtumfang des Palatins, S. 689. — Vermehrung der königl. Einkünfte, S. 690. — Münzwesen. Veränderungen in der Steuerverfassung, S. 691. — Zuziehung der Clerisei zu den Kriegslasten, S. 693. — Anderweitige Subsidien des Königs. Einrichtungen im Heerwesen, S. 694. — Anfang eines stehenden Heeres, S. 696. — Uebergewicht der Infanterie. Eintheilung und Fechtweise. Die schwarze Legion, S. 697. — Sold. Siebenbürgische Kriegsverfassung, S. 698. — Rechtspflege, S. 699. — Kurze Vorforderungen. Gerichtshof des Reichskanzlers, S. 700. — Strafe der Widersetzlichkeit gegen den König. Beschränkung der geistl. Gerichtsbarkeit, S. 701. — Palatinalgericht. Umgestaltungen in der Rechtspflege, S. 702. — Hoher und niederer Adel, S. 705. — Gesetzliche Bedingungen des Adels, S. 706. — Indigenat. Sicherheit der Person, der Rechte und des Eigenthumes, S. 707. — Begünstigungen der Städte, S. 710. — Schutzbündniß der Sachsen mit Ungarn und Szeklern in Siebenbürgen, S. 711. — Neue Kumaneneinwanderung. Jazygen, S. 712. — Verfassung in Slavonien, S. 713. — Gesammtheit von Ragusa, S. 714. — Eingewanderte Raszier. Kirchliche Verhältnisse. Zehent, S. 715. — Griechisches Kirchenwesen, S. 716. — Stellung zu dem Papste, S. 717. — Begünstigung des Landbaues. Bergbau, Gewerbfleiß, S. 718. — Handel. Preise der Güter und Gegenstände, S. 719. — Bibliothek zu Ofen. Universität zu Preßburg, S. 721. Landessprache. Bücherdruck, S. 722. — Gelehrte und Geschichtschreiber, S. 723. — Dichter, S. 724. — Gelehrte Gesellschaften, S. 725.

Sechster Zeitraum.

Ungarn unter den Königen Wladislaw II. und Ludwig II. bis zu des Letzteren Tode in der Schlacht von Mohács; von 1490 bis 1526.

Die Thronbewerber, S. 726. — Wahltag auf dem Rakoser Felde, S. 727. — Vertrag mit Johannes Corvin, S. 729. — Stürmischer Wahlstreit, S. 731. — Die Entscheidung dem Stephan v. Zápolya anheimgegeben, S. 732. — Ausbruch des Bürgerkrieges, S. 733. — Wladislaw zum Könige erwählt, S. 734. — Johann Corvin's Unterwerfung, S. 735. — Wladislaw's Krönung. Verlust der ungar. Eroberungen in Oesterreich, S. 736. —

Innere Verhältnisse und Culturzustände während des vierten Zeitraumes.

Abermaliger Verfall des Königthumes, S. 527. — Statthalter, S. 528. — Steigender Einfluß der Landtage, S. 529. — Alljährliche Ausschreibungen derselben. Adelsversammlungen, S. 530. — Freistädte. Kriegswesen, S. 531. — K. Sigmund's Militärregest, S. 532. — Gesetzliche Kriegsordnung, S. 535. — Gesammte Kriegsmacht, S. 537. — Beschränkung der königl. Kriegsmacht, S. 539. — Erweiterung derselben durch K. Ladislaw's V. Kriegsordnung, S. 540. — Kriegführung. Münzwesen, S. 541. — Staatswirthschaft und königl. Einkünfte, S. 545. — Rechtspflege, S. 547. — Erweiterte Gerichtsbarkeit des Adels und der Städte, S. 550. — Militärstrafgesetze, S. 551. — Adeliche Wappen, S. 553. — Armalistenadel. Drachenorden, S. 554. — Raubadel. Des Adels persönliche Freiheit, S. 555. — Persönliche Freiheit der Bauern. Schutz des Eigenthums und der persönlichen Rechte, S. 556. — Vierter Stand, S. 557. — Verfassung der königl. Freistädte, S. 558. — Königl. Begünstigungen der Freistädte, S. 559. — Serbische Niederlassungen in Ungarn. Kumanen, S. 561. — Juden. Zigeuner, S. 562. — Szekler, S. 563. — Sachsen in Siebenbürgen, S. 564. — Verein zwischen Ungarn, Sachsen und Szeklern in Siebenbürgen, S. 566. — Verhältnisse Kroatiens und Slavoniens, S. 567. — Stellung zu dem Papste, S. 569. — Culturzustände. Bergbau und denselben betreffende Vorschriften, S. 570. — Preise der Gegenstände, S. 572. — Handel und Handelsgesetze, S. 573. — Gewerbfleiß. Zunftwesen, S. 574. — Kunst und Wissenschaft, S. 575.

Fünfter Zeitraum.

Ungarn unter dem Könige Mathias von Hunyad; von 1458—1490.

Thronbewerber, S. 576. — Ueberwiegender Einfluß der Partei der Hunyaden, S. 577. — Mathias von Hunyad zum Könige von Ungarn erwählt. Wahlcapitulation, S. 580. — K. Mathias und Georg Podiebrad, S. 581. — K. Mathias Regierungsantritt, S. 582. — Vertilgung der böhmischen Freibeuter, S. 583. — Verhaftung des Statthalters Szilagyi. Landtag zu Szegedin, S. 585. — Kaiser Friedrich III. als Gegenkönig, S. 586. — Szilagyi's Befreiung, S. 589. — Türkischer Streifzug in Ungarn, S. 590. — Unterjochung Serbiens durch die Türken, S. 591. — Verhältnisse in Bosnien, S. 592. — Der walachische Woiwode Wlad, S. 593. — Siegreiches Gefecht mit den Türken, S. 595. — Zug der Türken nach Bosnien, S. 596. — Bosniens Eroberung durch die Türken, S. 597. — Friede mit dem Kaiser und Auslieferung der ungar. Reichskrone, S. 598. — Erneuerter Türkenkrieg. Eroberung Jaicsa's und eines Theiles von Bosnien, S. 601. — Krönung des Königs Mathias, S. 602. — Zweiter bosnischer Feldzug, S. 603. — Des Königs Rückzug. Szilagyi's Ende, S. 605. — Fehden gegen Freibeuter, S. 606. — Unruhen in Kroatien, S. 608. — Ausrottung der Zebraken, S. 609. — Aufstand in Siebenbürgen, S. 609. — Heerfahrt gegen die Moldau, S. 610. — Feindschaft und Krieg mit Böhmen, S. 611. — Des Königs Mathias Einfall in Mähren, S. 612. — Vordringen in Böhmen, S. 613. — Mathias zum Könige von Böhmen ausgerufen, S. 616. — Er nimmt die Wahl an, S. 617. — Huldigung in Schlesien, S. 618. — Podiebrad ernennt einen Thronfolger, S. 619. — Schwankende Treue der Schlesier. Fortgang des Krieges, S. 620. — Spannung zwischen Mathias und dem Kaiser, S. 621. — Vernehmen des K. Kazimierz von Polen, S. 622. — Fortgang des böhm. Krieges, S. 623. — Podiebrad's Aufforderung an Mathias, S. 624. — Rückzug beider Könige. Vordringen der Türken, S. 625. — Aussicht auf Frieden mit Böhmen. Podiebrad's Tod, S. 626. — Mathias bei der Wahl in Böhmen übergangen, S. 627. — Wladislaw von Polen zum K. von Böhmen erwählt, S. 628. — Mathias Anträge an Wladislaw zurück gewiesen. Verhalten der Schlesier, S. 629. — Kazimierz des Jüngeren Fehdebrief an Mathias, S. 630. — Mathias zweckmäßige Vertheidigungsanstalten. Einfall der Polen, S. 631. — Ihr Abzug, S. 632. — K. Mathias fällt in Böhmen ein. Friedensverhandlungen, S. 633. — Einfälle der Ungarn in Galizien. Erfolglose Einigung, S. 634. — Mathias Zug nach Schlesien, S. 635. — Kriegerische Unternehmungen von Breslau aus gegen die Polen, S. 637. — Verhältniß des polnischen Heeres, S. 638. — Dritthalbjähriger Waffenstillstand geschlossen, S. 641. — Abzug der Polen aus Schlesien,

S. 641. — Des Königs Mathias Landfriede für Schlesien, S. 642. — Sein landesherrliches Regiment in Schlesien, S. 643. — König Mathias erwirbt Oels durch Kauf, S. 644. — Verwaltung Schlesiens, S. 645. — Türkenniederlage in der Moldau, S. 646. — Die türkische Festung Szabacs durch K. Mathias erobert, S. 648. — Abermaliger Türkeneinfall in die Moldau, S. 649. — Sieg der Türken im weißen Thale. Des Sultans Rückzug, S. 650. — Des Königs Mathias zweite Vermälung, S. 651. — Verlust der ungar. Kastelle von Semendra. Krieg gegen Kaiser Friedrich III., S. 652. — Eroberungen in Niederösterreich, S. 653. — Waffenstillstand und Frieden, S. 654. — Begebenheiten in Schlesien, S. 655. — Friedensverhandlungen zwischen Mathias und Wladislaw, S. 656. — Mathias versagt seine Bestätigung, S. 657. — Endlicher Friede mit Wladislaw, S. 658. — Wiederholte Türkengefahr, S. 659. — Niederlage der Türken in Siebenbürgen, S. 660. — Wiederausbruch des Krieges mit dem Kaiser, S. 662. — Eroberungen in Oesterreich und Steyermark, S. 663. — Siegreiche Gefechte gegen die Türken, S. 665. — Weiterer Verlauf des Krieges gegen den Kaiser, S. 666. — Fünfjähriger Waffenstillstand mit den Türken, S. 667. — Fernere Kriegsvorfälle in Oesterreich, S. 668. — Wien belagert und zur Uebergabe genöthigt, S. 669. — Des Mathias natürlicher Sohn, Johannes Corvin. Weitere Fortschritte in Oesterreich, S. 670. — Des Herzogs Joh. v. Glogau Aufstand wider den König, S. 672. — Vertreibung des Herzogs Joh. v. Glogau, S. 679. — Verlängerter Waffenstillstand mit dem Kaiser und der Pforte, S. 680. — Johannes Corvin zum Thronerben ernannt, S. 681. — Des K. Mathias Krankheit und Tod, S. 682. — Seine Beisetzung. Folgen seines Hintrittes in Schlesien, S. 683. — Rache der Breslauer an den Statthaltern des Königs Mathias, S. 684. — Rückblick auf des Königs Mathias Persönlichkeit und Charakter, S. 685.

Innere Verhältnisse und Culturzustände während des fünften Zeitraumes.

Macht des Königs, S. 688. — Machtumfang des Palatins, S. 689. — Vermehrung der königl. Einkünfte, S. 690. — Münzwesen. Veränderungen in der Steuerverfassung, S. 691. — Zuziehung der Clerisei zu den Kriegslasten, S. 693. — Anderweitige Subsidien des Königs. Einrichtungen im Heerwesen, S. 694. — Anfang eines stehenden Heeres, S. 696. — Uebergewicht der Infanterie. Eintheilung und Fechtweise. Die schwarze Legion, S. 697. — Sold. Siebenbürgische Kriegsverfassung, S. 698. — Rechtspflege, S. 699. — Kurze Vorforderungen. Gerichtshof des Reichskanzlers, S. 700. — Strafe der Widersetzlichkeit gegen den König. Beschränkung der geistl. Gerichtsbarkeit, S. 701. — Palatinalgericht. Umgestaltungen in der Rechtspflege, S. 702. — Hoher und niederer Adel, S. 705. — Gesetzliche Bedingungen des Adels, S. 706. — Indigenat. Sicherheit der Person, der Rechte und des Eigenthumes, S. 707. — Begünstigungen der Städte, S. 710. — Schutzbündniß der Sachsen mit Ungarn und Szeklern in Siebenbürgen, S. 711. — Neue Kumaneneinwanderung. Jaszonen, S. 712. — Verfassung in Slavonien, S. 713. — Gesammtheit von Ragusa, S. 714. — Eingewanderte Raszier. Kirchliche Verhältnisse. Zehent, S. 715. — Griechisches Kirchenwesen, S. 716. — Stellung zu dem Papste, S. 717. — Begünstigung des Landbaues. Bergbau, Gewerbsfleiß, S. 718. — Handel. Preise der Güter und Gegenstände, S. 719. — Bibliothek zu Ofen. Universität zu Preßburg, S. 721. Landessprache. Bücherdruck, S. 722. — Gelehrte und Geschichtschreiber, S. 723. — Dichter, S. 724. — Gelehrte Gesellschaften, S. 725.

Sechster Zeitraum.

Ungarn unter den Königen Wladislaw II. und Ludwig II. bis zu des Letzteren Tode in der Schlacht von Mohács; von 1490 bis 1526.

Die Thronbewerber, S. 726. — Wahltag auf dem Rakoser Felde, S. 727. — Vertrag mit Johannes Corvin, S. 729. — Stürmischer Wahlstreit, S. 731. — Die Entscheidung dem Stephan v. Zápolya anheimgegeben, S. 732. — Ausbruch des Bürgerkrieges, S. 733. — Wladislaw zum Könige erwählt, S. 734. — Johann Corvin's Unterwerfung, S. 735. — Wladislaw's Krönung. Verlust der ungar. Eroberungen in Oesterreich, S. 736. —

König Maximilian's Zug gegen Ungarn und Eroberungen, S. 737. — Abkommen zwiſchen K. Wladislaw und Johann Albrecht, S. 738. — Wiedereroberung der von König Maximilian genommenen Plätze, S. 739. — Wiederholter Krieg und erneuerter Vertrag mit Joh. Albrecht, S. 740. — Friede mit Oeſterreich, S. 741. — Unzufriedenheit in Ungarn mit dieſem Friedensvertrage, S 743. — Annahme desſelben durchgeſetzt, S. 744. — Das Verlöbniß zwiſchen Wladislaw und der Witwe des Mathias aufgelöſt, S. 745. — Siegreiche Gefechte gegen die Türken, S. 746. — Niederlage des Paſcha von Semendra, S. 747. — Niederlage der Ungarn bei Abbina, S. 748. — Landtag zu Ofen, S. 750. — Kiniſy's glücklicher Streifzug in Serbien. Anſchlag der Türken auf Belgrad, S. 751. — Kiniſy's Tod. Dreijähriger Waffenſtillſtand mit den Türken, S. 752. — Verunglückter Zug der Polen gegen die Moldau, S. 753. — Vertrag mit Polen wegen der Moldau und Walachei, S. 754. — Bündniß mit Venedig wider die Türken, S. 755. — Die Türken vor Jaicza geſchlagen, S. 756. — Niederlage der Türken in Slavonien und Bulgarien, S. 757. — Geburt der Prinzeſſin Anna. Ausgang der Corviner, 758. — Die Oberherrlichkeit über Schleſien, S. 759. — Beſtimmungen über die Erbfolge. Familienvertrag mit Oeſterreich, S. 760. — Geburt des Thronerben Ludwig, S 761. — Beſtätigung des Familienvertrags mit Oeſterreich, S. 762. — Verhältniſſe und Vorfälle in der Moldau und Walachei, S. 763. — Des Thronfolgers Ludwig Krönung in Ungarn und Böhmen, S. 765. — Zápolya's Umtriebe. Erneuerter Waffenſtillſtand mit den Türken, S. 766. — Papſt Leo's X. Kreuzbulle, S. 767. — Georg Dóſa als Anführer des Kreuzzuges, S. 768. — Ausbruch des Bauernkrieges. Dóſa's Manifeſt, S. 769. — Niederlagen der Bauern, 770. — Fortſchritte Dóſa's 771. -- Dóſa's Niederlage bei Temesvár, S. 773. — Seine Gefangenſchaft und Hinrichtung, S. 774. — Ende des Bauernkrieges. Die Anſchläge der Zápolya'ſchen Faction vereitelt, S. 775. — Ehevertrag zwiſchen Wladislaw's Kindern und Maximilian's Enkeln, S. 776. — Vermälungsfeier zu Wien, S. 777. — Entgegenwirken Zápolya's, S. 778. — K. Wladislaw's Hintritt, S. 779. — K. Ludwig II., S. 780. — Ofener Landtag, S. 781. — Zwieſpalt zwiſchen Magnaten und Landherren, S. 782. — Tolnaer Particular-Convention. Bácſer Tag, S. 783. — Einſetzung eines Staatsrathes, S. 784. — Innere Zerrüttung und Zwietracht, S. 785. — Der Palatin Báthory. Waffenſtillſtand mit den Türken, S. 786. — Bruch desſelben von türk. Seite, 787. — Vermälung Anna's v. Ungarn mit Ferdinand von Oeſterreich. Suleiman's Einfall in Ungarn, S. 788. — Szabacs fällt in türk. Hände, S. 789. — Belgrad's Eroberung durch Suleiman, S. 790. — Verordnung einer großen Kriegsſteuer in Ungarn, S. 792. — K. Ludwig mündig erklärt und vermält. Abermaliges Vordringen der Türken, S. 794. — Moldau und Walachei, S. 795. — Verordnungen des Ofener Landtages wegen des Türkenkrieges, S. 796. — Tomory's Sieg über Ferhadbeg, S. 797. — Niederlage der Türken vor Jaicza. Anſtalten zum Kriege, S. 798. — Geldmangel, S. 799. — Suleiman in Belgrad. K. Ludwig's Hilfloſigkeit, S. 800. — Peterwardein von den Türken erobert, S. 801. — K. Ludwig's Auszug in den Krieg, S. 802. — Die Türken überſetzen die Drave. Lager bei Mohács, S. 803. — Kampfbegierde des ungar. Heeres, S. 804. — Vorbereitungen zur Schlacht. S. 805. — Schlacht und Niederlage der Ungarn bei Mohács, S. 806. — Des Königs Verſchwinden, S. 808. — Verluſt der Ungarn. Suleiman in Ofen, S. 809. — Verheerender Abzug der Türken aus Ungarn, S. 810. — Auffindung der Leiche K. Ludwig's, S. 812.

Innere Verhältniſſe und Culturzuſtände während des ſechſten Zeitraumes.

Zerrüttung im Reiche. Herabwürdigung des königl. Anſehens, S. 813. — Zwieſpalt und Bedrückungen, S. 814. — Innere Zerrüttung und Zwietracht, S. 815. — Die Kalandos. Zerrüttete Staatswirthſchaft, S. 816. — Des Königs Armuth, S. 817. — Kriegsweſen. Auflöſung des ſtehenden Heeres, S. 819. — Wiedereinführung der Banderialverfaſſung, S. 820. — Verfall des Heerweſens, S. 821. — Geſetzgebung, S. 822. — Das Tripartitum des Stephan Werbóczy, 823. — Ofener deutſches Stadtrecht, S. 826. — Bedrückung des Bauernſtandes, S. 828. — Preiſe der Arbeiten, Erzeugniſſe und Luxusgegenſtände, S. 829. — Handel, Gelehrſamkeit, S. 830. — Geiſtliche Angelegenheiten, S. 832. — Griechiſches Kirchenweſen, S. 833. — Einwirkung der Reformation auf Ungarn, S. 834 — 837.

Geſchichte Ungarns und der mit ihm verbundenen Länder, bis zur bleibenden Vereinigung mit Oeſterreich.

Vorgeſchichte

bis zur Ankunft der Magyaren im Jahre 889.

Ein chaotiſches Gewirr von Stämmen und Namen durchwühlt die Urgeſchichte Pannoniens, das, gleichſam am Ufer der großen öſtlichen Völkerflut gelegen, und von dieſer bald jählings überſchwemmt, bald in öde Ebbe zurück geſtoßen, abwechſelnd in die Geſchichte eintrat und aus derſelben verſchwand. Solchen Ländereien pflegte erſt die Berührung mit Rom feſtere Züge zu verleihen; denn die Welteroberin drang den Unterjochten beſtimmte Namen auf, ſchloß ſie in unterſcheidende Gränzen ein, bändigte das Aufbranden barbariſcher Nationalkraft durch Geſetze und Provinzialeinrichtungen, und ſetzte der angeerbten nomadiſchen Unſtätigkeit ein ſtrenges Ziel.

In rauher Unabhängigkeit hatten bisher Zweige des großen thrakiſchen Völkerſtammes, Kolaper, Latowiker, Skordisker, Taurisker, in Pannonien gewaltet; da erhob Rom ſeine Adler gegen die Donau, und nach beharrlichem Widerſtande, nach mancher wilden Zuckung der alten Unabhängigkeit, unterlagen die Pannonier den ſiegreichen Legionen Octavian's. Die Cäſarenherrſchaft führte römiſche Geſetze, Steuern und Magiſtraturen in ihrem Gefolge, und Pannonien verſank oder erhob ſich zur römiſchen Provinz. Um die Erinnerung der einſtigen Freiheit ſo ſchneller zu vertilgen, wurde ſelbſt der alte Name verändert, und indem die Römer alles von der adriatiſchen Küſte an, gegen Oſten, Süden und Norden, dem rechten Donauufer, dem Drinus (Drina) und Makedonien von ihnen eroberte Land unter dem gemeinſamen, uralten Namen Illyrien begriffen, wurde Pannonien den illyriſchen Provinzen beigezählt. Wegen des fortwährenden Andrängens benachbarter Barbaren und nachdröhnender innerer Bewegungen, fiel Pan-

nonien, in die Reihe kaiserlicher Provinzen versetzt und von der Verwaltung des übrigen Illyriens getrennt, dem bürgerlichen und kriegerischen Regimente römischer Prätoren oder Legaten anheim.

Das römische Pannonien überschritt zum Theile die Gränzen des heutigen Ungarn's, theils blieb es hinter denselben zurück; es begriff in sich beträchtliche Theile des jetzigen Oesterreich, Steyermark's und Krain's. Gegen Westen begränzten die Höhen des cetischen (Kalen-) Gebirges, gegen Süden die Gegend um Aemona (Laibach) längs der Save und die albanischen Berge, gegen Norden und Osten die Donau bis zur Mündung der Save, das pannonische Gebiet, das hier noch die Städte Taurunum (Semlin) und Singidunum (Belgrad) in sich schloß. Oberpannonien (Pannonia superior) hieß, was von der Stadt Bregetio (Szöny) längs dem Flusse Arabo (Raab), einer angenommenen Linie bis an die Mündung des Verbas in die Save, westlich lag; alles Oestliche gehörte zu Unterpannonien (Pannonia inferior). Gegen fünf und zwanzig Städte dienten in der vereinigten Provinz den pannonischen und illyrischen Legionen als Standquartiere. Mancherlei Verhältnisse erhielten jedoch jene Gränzen, zumal nach innen, im Schwanken. So lösete zu Anfange des vierten Jahrhunderts der vom dakischen Hirten zum Augustus emporgestiegene Galerius das zwischen der Raab, der Donau und der Drave gelegene Land von Unterpannonien ab, um der neuen Provinz den Namen seiner Gemahlin, der Kaisertochter Valeria, zu verleihen. Gleichzeitig wechselten auch die übrigen Theile ihre Namen; Oberpannonien hieß fortan das erste (Prima), der Ueberrest Unterpannoniens das zweite (Secunda) Pannonien; das längs den beiden Ufern der Save bis zu deren Einfall in die Donau gelegene Land wurde mit dem Namen Save-Pannonien (Pannonia Savia) betheilt.

Tosend schlug die anwogende Barbarenflut an Pannoniens Gränzen; immer näher schwoll sie heran, je schwächere Dämme das in seiner Auflösung begriffene Rom ihr entgegen zu werfen vermochte. Der sarmatische Stamm der Jazygen drängte sich in die fruchtbaren Gefilde zwischen der Theiß und der Donau ein, und bot von hier aus den Römern Jahrhunderte hindurch beherzten Trotz; Dakien mußte Rom den Gothen und Vandalen gemeinschaftlich preisgeben, um im Bunde mit diesen Barbaren andere Barbaren zu besiegen. Die Jazygen wurden endlich den Vandalen dienstbar; aber sie rächten und brachen die kurze Knechtschaft, indem sie (334 n. Chr.)

den blutigen Sieg des Gothenkönigs Geberich über den Vandalenfürsten Visumar am Ufer der Maros vervollständigten. Die Trümmer des ungeheuren Vandalenheeres, noch immer dreimal hunderttausend Männer zählend, vertheilte Constantin der Große unter seine Legionen und nahm sie als römische Unterthanen in Pannonien auf. Da wälzte sich eine Gefahr, schrecklicher, als alle früheren, aus Asien heran. Als Alarich mit seinen Westgothen Pannonien räumte und zur Eroberung Italiens auszog, gerieth Pannonien unter die Herrschaft des finnischen Stammes der Hunnen, der, durch Gewalt oder Lockung eine Unzahl anderer Stämme in sich aufnehmend, zur Lawine anschwoll, die den ganzen Westen in sich zu begraben drohte. Bald in verdächtiger Freundschaft, bald in offenem Bruche mit Rom, schienen die Hunnen der ermatteten Welteroberin als Weltvertilger folgen zu wollen, und ihr Kriegsfürst Itil, im Umlaute gewöhnlich Attila genannt, schwang, indem er den ungeheuren Völkerschwall zermalmend vor sich herrollte, von Pannonien aus, wo er unfern der Theiß seinen Thronsitz aufgeschlagen hatte, die Gottesgeißel über den Erdkreis. Itil's Reich, nur auf dem Schrecken des Sieges, nicht auf dauernden Grundlagen erbaut, ging mit ihm zu Grabe. Kaum war er dahin (453), so eilten die gemißhandelten Völker, das grause hunnische Joch zu zerbrechen. An den Ufern des Netadflusses (vielleicht die Nera in der Temeser Gespanschaft) schlugen die verbündeten Gepiden und Ostgothen die große Hunnenschlacht, und so schnell war die durch das Schwert gegründete Herrschaft wieder durch das Schwert vernichtet, daß selbst der Name der allwärts hin versprengten Hunnen alsbald vergessen ward. Das von ihnen gereinigte Pannonien theilten die Sieger unter sich; unterworfene oder befreundete Stämme lehnten sich an die Marken der neuen Reiche an, oder drängten sich da und dort tiefer in das Gebiet selbst ein. Doch ward, während den Gepiden das alte Dakien auf der Nordseite der Donau zufiel und sie allmälig auch südlich in der Gegend von Obermösien sich ausbreiteten, das eigentliche Pannonien, und zwar das Savische, das Valerianische und das zwischen beiden mitten inne gelegene Gebiet, von den drei Stammesfürsten der Ostgothen in Besitz genommen. Die Nordseite der Donau, früher von Markomannen und Quaden bewohnt, nahmen nun pannonische Rugier ein, neben ihnen Skyrren und Heruler; ihnen westlich lagen die Gebiete der Longobarden. Eingeborene Pannonier, Illyrier und Dakier, auch Römer und Rumunier (Wlachen),

jene auf dem offenen Lande, dieſe in Städten und Caſtellen angeſiedelt, fanden ſich mitten unter die neuen Ankömmlinge hingeſtreut und vermehrten das bunte Völkergemiſch. Der rugiſchen Herrſchaft in Pannonien machte Odoacher ein Ende; aber ihm ſelbſt, dem Vertilger des abendländiſchen Reiches, brachte das ſiegreiche Schwert Theodorich's, des Oſtgothenkönigs, den Untergang, welcher auch Pannonien der großen Maſſe ſeiner zuſammeneroberten Länder einreihte.

In Byzanz ſchien ſich Rom noch einmal verjüngen, und das gerettete römiſch-morgenländiſche Reich das geſtürzte römiſch-abendländiſche wieder aufrichten zu wollen. Beliſar's Siege umgaben den oſtrömiſchen Cäſarenthron mit neuem Glanze und neuem, ſchon entwöhnten Schrecken; die gothiſchen Banner ſanken; ganz Illyrien kehrte unter Juſtinian's Herrſchaft zurück. Schwächere Stämme, nutzreich als Bundesgenoſſen, ungefährlich als Feinde, erwarben die Gunſt des byzantiniſchen Hofes. Um die Gepiden, einen in das Land zwiſchen der Theiß, der Donau und den Karpathen eingedrungenen Zweig des großen Gothenſtammes, für ihre Einfälle in jene Provinz zu beſtrafen und ſie durch andere kriegeriſche Barbaren zu bändigen, rief Juſtinian aus den Ebenen zwiſchen der Theiß und der Donau die ſtreitbaren Longobarden heran, räumte ihnen einen namhaften Theil des früher gothiſchen Pannoniens ein und überließ ihnen zugleich mehre feſte Plätze im Mittellande und an der Donau (548). Eine Zeitlang hielt die byzantiniſche Politik einen äußerſten Kampf zwiſchen dieſen Völkern zurück; aber unter der Longobarden jungem, ſtreitluſtigem Könige Alboin brach die Feindſchaft in einen Vertilgungskrieg aus; mit den Avaren verbündet, ſtürmte er auf die Gepiden ein und erſchlug ihren König Kunimund, Turiſend's Sohn, der ihm die Hand ſeiner reizenden Tochter verweigert, mit eigener Hand (565). Dieſer Sieg, welcher das durch hundert und zehn Jahre beſtandene gepidiſche Reich zertrümmerte, erhob das Anſehen der, den einſtigen Hunnen ſtamm- und gräuelverwandten Avaren. Sie ſetzten ſich in dem eroberten Gepidenlande feſt, tummelten ſich auf weiten Raubzügen und unterwarfen die an Pannoniens und Dakiens nördlicher Gränze anſäßigen ſlaviſchen Völker ihrer Schutzhoheit. Als wenige Jahre ſpäter (568) Alboin mit ſeinen Longobarden zur Eroberung Italiens auszog, trat er dem Avarenkhan Bajan ſein Recht auf Pannonien ab, mit der Bedingung der Rückgabe, falls ſchlimme Erfolge in Italien ihn zur Heimkehr nöthigen ſollten.

Doch sein Zug gelang, und Pannonien blieb den Avaren. Schwer drückte das Joch dieses rohen, finsteren Volkes; die unterworfenen slavischen Stämme unternahmen die ersten muthigen Versuche, es abzuschütteln, und durch Stöße von außen, wie durch innere Zwiste begann die Herrschaft der Avaren allmälig zu wanken. Dennoch behaupteten sich dieselben herrschend von der Save bis an den Ennsfluß, und strebten ihre Erdringe, die ihnen als Festungen dienten, auch gegen Bojoarien und Carantanien vorzurücken. Aber in diesem trotzigen Bestreben wurden sie zu ihrem Verderben in Reibungen mit dem mächtigen Beherrscher des Frankenreichs verwickelt, und Karl's des Großen Macht und Kriegskunst stürzte sie, die so lange anderen Völkern Knechtschaft und Druck bereitet hatten, nun selbst in Schmach und Abhängigkeit. Der Hergang ihrer Unterwerfung durch den großen Frankenkönig ist bereits in der Einleitung zur Gesammtgeschichte (Band I. Seite 7) erzählt worden. Die avarische Herrschaft in Pannonien endete (803) nach zweihundert und vierzigjährigem Bestehen.

Den Händen seiner heidnischen Bezwinger entrissen und zur fränkischen Provinz erhoben, gewann Avarien auch seinen alten Namen: Pannonien, zurück, und wurde von Gränzgrafen, als unmittelbaren Beamten der fränkischen Krone, verwaltet; zugleich rief Karl Colonisten aus Franken, Baiern und Kärnten in das entvölkerte und verheerte Land. Der Tod des mächtigen und weisen Kaisers gab auch diese Provinz neuen Erschütterungen preis. Die Chrowaten, welche unter Heraklius, nach Vertreibung der Avaren aus Dalmatien, das Land mit den Serbliern getheilt und bald darauf sich der fränkischen Hoheit unterworfen hatten, empörten sich gegen die Bedrückungen der Gränzgrafen, erschlugen alle fränkischen Beamten, und trotzten in einem siebenjährigen Kampfe dem Zorne ihrer Gebieter. Nachdem sie dann, der Mehrzahl nach, die Taufe angenommen, behaupteten sie ihre Unabhängigkeit und trieben Ackerbau, Schiffahrt, Handel und andere Künste des Friedens mit gleichem Glücke, wie sie vorher gekämpft und widerstanden.

Während die Avaren den ungleichen Streit mit der fränkischen Kriegskunst bestanden, benutzten chrowatische Haufen der Avaren Bedrängniß zu einem Einfalle in das alte savische Pannonien (797), unterwarfen sich das Land und wurden von dem Frankenkönige Pipin in dem Besitze desselben, wiewohl unter fränkischer Oberhoheit, bestätigt. Das Land hieß seitdem Slavonien. Nördlich der Donau und östlich der Theiß hatten sich noch einige avarische Stämme

unabhängig erhalten. Aber ihre Uneinigkeit unter einander wurde von eroberungsſüchtigen Nachbarn benutzt, den Einen ihr Gebiet durch mähriſche Slaven entriſſen, die Anderen von den Bulgaren unterworfen. Karl der Große ließ dies geſchehen, ſchützte dagegen jene Avaren an der Morava nördlich der Donau, welche ſeine Oberhoheit willig anerkannten, gegen die Beunruhigungen durch die kriegeriſchen Böhmen, wider welche er (ſ. Band III., S. 18) ſeinen gleichnamigen Sohn mit einem Heere ſendete (805).

Innerer Unfrieden in den ſlaviſchen Gebieten erleichterte der fränkiſchen Politik die gewünſchte Einmiſchung, und das in ihrem Gefolge auftretende Chriſtenthum vollendete den Anſchluß der Unterworfenen. Der weſtliche Mährenfürſt Moymar drängte, von Bulgaren unterſtützt, den öſtlichen Mährenfürſten, Pribina, aus ſeinem Gebiete. Dieſer entfloh, Hilfe ſuchend, zu dem pannoniſchen Gränzgrafen Radbot, und wurde, nachdem er zu Traismauer die Taufe empfangen, von Letzterem wieder in ſein Eigenthum eingeſetzt. Ja, Pribina's Bekehrungseifer machte ihn ſpäter dem Könige Ludwig dem Frommen ſo werth, daß derſelbe ihm ein anſehnliches Gebiet an der Saane, zwiſchen der Drave und der Save, als Lehen verlieh. Nach der Zeit wurde ihm dieſes Lehen ſogar in Eigen verwandelt, wodurch die mähriſche Macht in Slavonien einen bedeutenden Stützpunkt erhielt.

In Mähren ſelbſt bereitete ſich deutlich eine Bewegung vor, das Lehensverhältniß zu der fränkiſch-deutſchen Krone zu lockern, wo nicht zu zerreißen, und mächtig wurde zu dieſem Zwecke auch an fortwährender Erweiterung des Gebietes gearbeitet. Moymar büßte (ſ. Band III., S. 19) dieſe Verſuche mit dem Verluſte der Herrſchaft; ſein Nachfolger Raſtiz das gleiche Beſtreben mit dem Verluſte ſeiner Freiheit und ſeiner Augen. Ungeſchreckt von dem Verderben ſeiner Vorgänger, ſetzte der große Mährenfürſt Swentopulk ſich dasſelbe Ziel; aber er verfolgte es mit größerer Schlauheit, mit richtiger gewählter Zeit und daher mit beſſerem Glücke. Seine verſtellte Fügſamkeit ſchläferte den Argwohn der deutſchen Könige ein, und an ſeiner Kühnheit ſcheiterten dann ihre zu ſpät verſuchten Maßregeln der Gewalt. Widerſtand und ſcheinbare Unterwerfung immer im rechten Augenblicke wählend, verſtand er den deutſchen König abzumüden und ihn zur Nachgiebigkeit zu ſtimmen. Seine Ausſöhnung mit dem Kaiſer Karl dem Dicken (884) dehnte Swentopulk's Herrſchaft auch auf Böhmen aus. Daß der von den meiſten Geſchichtſchreibern aufgeſtellte Satz, als ob

Swentopulk damals auch mit Pannonien belehnt worden sey, wenig oder keinen Glauben verdiene, ist schon am früheren Orte (Band III., S. 25) bemerkt, ebendaselbst auch die übermäßige Ausdehnung des Swentopulk-großmährischen Reiches in das Gebiet der Fabel verwiesen worden. Mit den Erfolgen stiegen Swentopulk's Ansprüche und Entwürfe, und dadurch bereitete der kühne Mährenfürst seinen Fall, wie er hiermit zugleich den Anlaß zu einer verhängnißvollen Umgestaltung der Dinge in Pannonien bot.

Durch Swentopulk's wiederholtes Auflehnen gereizt, und zu schwach sich fühlend, um allein es mit dem mächtigen Vasallen aufzunehmen, rief der deutsche König Arnulf die magyarischen Reiterhorden, die kurz vorher dem byzantinischen Kaiser Leo siegreich wider die empörten Bulgaren beigestanden hatten, gegen seinen Feind zu Hilfe (892). Pannoniens Schönheit und Fruchtbarkeit übte mächtigen Zauber auf die asiatischen Fremdlinge, und gar bald gaben sie den Beweis, daß sie das schöne Land nicht umsonst gesehen hatten; denn sie erkämpften es sich als neue Heimat, welche die bisher unstäten Horden zu einem Volke zu erziehen bestimmt war.

Unter jener Unzahl von Stämmen und Horden, welche, zumeist aus Asiens unerschöpflicher Völkerurne, theilweise auch aus den Abendländern, sich vor der Magyaren Ankunft über Pannonien wälzten, theils festere Wohnsitze dort suchend, theils dem allersehnten Süden zustrebend, haben hauptsächlich vier Völker durch längeres Verweilen oder überwiegenden Einfluß die jeweilige Nationalität des Landes nach einander vertreten und den Stand der Cultur bestimmt, nämlich: die Pannonier, als des Landes älteste bekannte scythisch-sarmatische Besitzer, dann die Römer, nach ihnen die Avaren, endlich die Franken mit Inbegriff der unter ihrem Schutze eingewanderten Fremden. Strenge Gegensätze in den Culturepochen haben sich durch diese, in Abstammung, Verfassung, Glauben, Denk- und Lebensweise so grundverschiedenen Bewohner nach einander herausgebildet. Die alten Pannonier mit der Sitteneinfachheit eines kriegerischen Urvolks, tapfer, ruhmsüchtig nur im Kampfe, sonst ohne Ehrgeiz und Eifersucht, den Feldbau verachtend, festen Wohnsitzen abgeneigt, ein Heerden weidendes Volk ohne Bedürfnisse und Begierden, ohne Künste und Werkzeuge, den Hirtenstab nur vertauschend

mit dem Schwerte und dem Bogen, dieses Volk, „dem die Unbekanntschaft mit dem Laster mehr genützt, als die Kenntniß der Tugend den anderen Völkern," erlag der Kriegskunst der Römer, die ihm ihre Verfassung, ihre fremden Götter, ihre feineren Sitten, kurz eine neue Cultur mit vorher ungeahneten Vortheilen und ungekannten Lastern zubrachten. Aber die ganze römische Saat mit ihren prunkenden Segnungen und ihrem schleichenden Gifte zertraten die Rosseshufe der als Eroberer daherſprengenden Avaren, die, nur auf Raubzüge bedacht und kriegerischem Nomadenwesen zugethan, geordnete Verfassung weder herstellen konnten noch wollten. Mit der Frankenherrschaft verschwanden die letzten Spuren des Römisch-Alterthümlichen, und das avarische zerstreute Wesen des Ganzen mußte sich in bestimmtere Formen bequemen. Mittelalterliche Art und Sitte; Kloster- und Mönchthum sammelten die noch aus den Römertagen hin und wieder vorhandenen christlichen Keime und verbreteten die Gotteslehre mit siegender Gewalt; fränkisches Lehenwesen verlieh dem Besitzstande eine neue Verfassung und schuf die Verhältnisse der Classen gänzlich um. Alle diese inneren Zustände, welche in Noricum wie in Pannonien von gleichen Ursachen ausgehen und dort wie hier sich durchaus ähneln, sind bereits in der Einleitung zur Gesammtgeschichte (Band I., S. 10 u. f.) geschildert worden.

Durch die Römer drang das Christenthum nach Pannonien; wer es dort am frühesten begründet und verbreitet, ist unbekannt. Im dritten Jahrhunderte, zur Zeit der Diocletianischen Verfolgung, erscheint als Bischof von Petovium oder Pettau im oberen Pannonien der heilige Victorinus, ein geborener Grieche, erfolgreich gegen die Irrlehrer kämpfend und freudiger Blutzeuge für das Wort des Herrn. Ihm gleichzeitig wirkt als Bischof von Siscia (Sisek) im unteren Pannonien der heilige Quirinus, Märtyrer, gleich Jenem. Mit Mühe behauptete sich die alte reine Lehre; denn theils schmälerte das unter eindringenden Barbaren sich häufig verjüngende Heidenthum fortwährend ihr Gebiet; theils warb die Irrlehre des Arius zahlreiche Anhänger; ja unter den Cäsaren Constans und Valens drohte letztere sogar zur Staatsreligion sich empor zu schwingen, und nur die Standhaftigkeit der Rechtgläubigen wehrte ihrem völligen Siege. Die Hunnen, obschon Heiden, aber zu stumpfsinnig und zur Begeisterung unfähig, daher auch von religiösem Fanatismus wenig hingerissen, setzten dem Christenthume Gleichgiltigkeit, doch keinen Haß und keine Verfolgungswuth entgegen.

Dennoch verscheuchte die Furcht vor diesen wilden Horden die meisten Bischöfe aus ihren Sitzen. Nur Theotinus, Bischof von Tomi, wagte im frommen Muthe mitten unter Attila's Hunnen zu treten und ihnen das Evangelium zu verkündigen. Seine gottbegeisterte Kühnheit zündete in ihren rauhen Gemüthern; Viele empfingen von ihm die Taufe, und selbst die hartnäckigen Heiden ehrten ihn nach ihrer Weise, indem sie ihn dem Kreise der Götter Rom's beizählten. Noch glorreichere Siege feierte der heilige Severin (s. a. a. O. Seite 13). Nicht nur die Heiden riß seine göttliche Beredsamkeit und die Hoheit seines Wandels zur Bekehrung hin; auch die schwierigere Bekehrung vieler Arianer gelang ihm, und unter den arianischen Rugiern brach er der rechtgläubigen Lehre neue Bahn. Nach dem Tode des heiligen Mannes (482) ward Pannonien der Schauplatz kläglicher Verworrenheit wie in weltlichen, so auch in kirchlichen Dingen; orthodoxe, heterodoxe und heidnische Begriffe drängten sich in unheilvoller Nähe zusammen und drohten einer in dem anderen unterzugehen; denn von den, Rugiland überschwemmenden Völkern waren nur die Longobarden der römischen Kirche, die Ostgothen und Gepiden dem Arianismus ergeben, die Skyrren, Heruler und Avaren gar noch im Heidenthume versunken. Doch der gemeinsame Durst nach weltlichen Eroberungen machte in Glaubenssachen duldsam, und die Gleichgiltigkeit der Andersdenkenden gestattete den Trümmern der römischen Christen, ungestört ihre Andacht zu pflegen, ja sogar nach Kräften die reine Lehre zu verbreiten. Daher kam es, daß der oströmische Kaiser Justinian, nach der Wiedereroberung Illyriens, noch zahlreiche rechtgläubige Gemeinden in dem Lande vorfand. Um die kirchliche Verfassung leichter zu ordnen, verlegte er den altsirmischen bischöflichen Sitz aus Thessalonich nach Justinia prima (Kostendil), Illyriens Hauptstadt, und unterstellte dem dasigen Bischofe nunmehr alle bischöflichen und anderen Kirchen der Provinzen Dacia mediterranea und ripensis, Triballia, Dardania, Mösia secunda, Prävalis, Macedonia salutaris und jenes Theiles vom unteren Pannonien, welcher zu der Stadt Baca (Bacs) jenseit der Donau gehörte. Die Kirchen im oberen, savischen und valerischen Pannonien hatten ihren Metropoliten in Laureacum (Lorch); die Kirchen Dalmatiens in Salona. Doch waren diese schon nach einem Jahrhunderte in tiefen Verfall gerathen; denn der Kaiser Heraklius wies die nach Dalmatien eingewanderten Chrowaten, als sie ihn um kirchliche Lehrer ansprachen, nicht an einen Bischof des Landes, sondern

[illegible] für sie bestimmten Priester und Bischöfe in Rom durch den Papst weihen.

Die Bulgaren duldeten das Christenthum als ein Mittel der Bevölkerung und Colonisirung; mehre Bischöfe und zahlreiche Priester durften in das bulgarische Land zwischen der Theiß und der Maros wandern, und gefangene Slaven, Griechen und Rumunier zum Anbau des Landes ihnen dorthin folgen. Der Bulgarenfürst Bogor, um dem gedrohten Angriffe des byzantinischen Kaisers Michael zu entgehen und von dem Mönche Methodius klug bearbeitet, nahm im Jahre 863 die Taufe an, und bewog durch Gewalt oder Verheißungen auch die Mehrzahl seiner Bulgaren, ein Gleiches zu thun. Ihn, den neuen Christen, stießen die Laster und Religionsspöttereien des byzantinischen Hofes bald dergestalt ab, daß er, seinen Rücktritt von der griechischen Kirchengemeinschaft vorbereitend, sich immer lebhafter zu der römisch-lateinischen hinneigte. Doch Intriguen von Konstantinopel aus ließen ihn seinen Entschluß nicht wirklich vollführen, und in die Kämpfe der römischen und griechischen Kirche mitten hinein geschleudert, beklagte er mit frommen Thränen und harten Bußübungen das Unglück der Kirche seiner Zeit.

Karl der Große nahm das Bekehrungswerk in dem unterworfenen Avarien mit noch mehr Eifer, als Erfolg, auf. Er bauete Kirchen und gründete Bisthümer, über welche er zum Oberaufseher den salzburger Erzbischof Arno setzte, der seinerseits den Mönch Dieterich zum Bischofe südlich der Raab für alles, westlich der Drave bis zu ihrem Einflusse in die Donau gelegene Land, das also Kärnten und Slavonien umschloß, ernannte. Dem neuerwählten Passauer Bischof Urolf übergab Arno den Kirchsprengel des nördlichen Pannoniens, worauf Jener, mit kaiserlicher Unterstützung, das von den Avaren zerstörte Lorcher Erzbisthum erneuerte und zu Speculunum (Dievina, Theben), zu Nitrava (Neitra), zu Vetvar (Deutsch-Altenburg) und an anderen Orten neue Bisthümer errichtete, deren Bischöfe jedoch lange ohne Sitze und Gemeinden blieben, und unter den, ihrer Sprache unkundigen Slaven wenig auszurichten vermochten.

Der bekehrungseifrige Grieche Methodius, vom Papste Adrian II. zu Mährens und Pannoniens Erzbischofe nach römischem Ritus geweiht, richtete, um sein frommes Werk sich zu erleichtern, in seiner Diöceſe das Kirchenwesen in slavischer Sprache ein. (S. Band III., S. 14 u. f.) Darüber

erhob der lateiniſche Clerus von Salzburg bittere Klage, und der römiſche Stuhl fand ſich endlich bewogen, den Gebrauch der ſlaviſchen Kirchenſprache zu unterſagen. Aber der Papſt Johann VIII. widerrief (880) dieſes Verbot, zeigte ſich mit des Methodius Einrichtungen völlig einverſtanden, und weihte den von Swentopulk ernannten ſalzburger Prieſter Wiching zum Biſchof von Neitra. Uebrigens war der mähriſche Cultus nicht die griechiſche, ſondern die römiſche Liturgie in ſlaviſcher Sprache; daher kam es auch, daß der in ſeinen Hoffnungen getäuſchte byzantiniſche Patriarch Photius, wegen angeſchuldigten Uebertritts des Methodius zur römiſchen Kirche, die mähriſchen Bisthümer für erledigt erklärte, den Neitraer Biſchof Wiching, der ſich dem ſlaviſchen Gottesdienſte widerſetzt, mit dem Banne belegte, Agathon zum Erzbiſchof von Mähren, und Gorasdos zum Biſchofe von Neitra wählte; aber Keiner derſelben wurde in Mähren geduldet. Bis zum Jahre 895 war auch in Pannonien beinahe jede Spur des ſlaviſchen Gottesdienſtes erloſchen. Nach des hochbejahrten Methodius Hintritte — er ſtarb zu Rom, wohin der fromme Greis eine abermalige Wallfahrt unternommen und wo er in der Kirche des heiligen Clemens an der Seite ſeines Bruders und treuen Helfers bei'm Bekehrungswerke, Conſtantin-Cyrill, beigeſetzt wurde — ernannte zwar der Papſt Johann IX. einen Nachfolger desſelben. Aber das Mährenreich und Pannonien waren mittlerweile dem kühnen Heidenvolke der Magyaren zur Beute geworden, und der Umſturz aller Verhältniſſe begrub auf einige Zeit das ganze chriſtliche Kirchenweſen unter ſeinen Trümmern.

Erſter Zeitraum.

Ungarn nach der Ankunft der Magyaren bis zu ſeinem Eintritte in die Reihe chriſtlicher Staaten unter der Regierung König Stephan's I., 889—1038.

Es iſt dem aufopferndſten Eifer, der mühſamſten Forſchung, den kühnſten Hypotheſen ungariſcher Gelehrten bis jetzt nicht gelungen, ein verläßliches Licht über den Urſprung ihres Volkes zu verbreiten, dieſen an ſeine Quellen zurück zu verfolgen. Auf Verwandtſchaft mit den Hunnen weiſen die meiſten Spuren und des Volkes älteſte Ueberlieferungen hin, und auch bei der Beſitznahme Pannoniens haben ſich die Magyaren, als der Hunnen

Abkömmlinge, gleich den Avaren, auf natürliches Erbrecht an das Land, weil solches einst der Hunnen Eigenthum, berufen. Am eifrigsten hat Dankovszky sich für die hunnische Abkunft ausgesprochen. Läßt man diese hunnische Stammverwandtschaft gelten, so ist die, zuerst von dem Jesuiten Hell auf den Grund der Sprachenähnlichkeit aufgestellte Behauptung eines finnischen Ursprungs der Ungarn, in einiger Beziehung nicht so völlig haltlos, als einzelne Gelehrte, besonders Feßler, sie ausgegeben haben, weil die Hunnen selbst häufig finnischen Ursprungs gehalten werden. Feßler hat die Ungarn von dem, nachgehends in so viele Zweige zertheilten, großen Stamm der Türken (den einstigen Saken, nicht mit den heutigen osmanischen Türken zu verwechseln), welcher in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung in Asien zu den vorherrschenden gehörte, abgeleitet. Wenn, wie Hammer-Purgstall vermuthet, die Hunnen sich den Namen der Kunen, „des ältesten und edelsten türkischen Herrscherstammes," angemaßt haben, so würde daraus eine finnisch-türkische Abstammung hervorgehen, und somit die eben erwähnten, abweichenden Meinungen in gewissem Sinne einander begegnen*). Was Fejér über den parthischen Ursprung der Ungarn, mit Bezug auf äußere Aehnlichkeiten, gesagt hat, trifft im Wesentlichen mit den früheren türkischen Ableitungen zusammen. Die kühnsten und überraschendsten Sätze über dieses Thema hat Stephan v. Horvát aufgestellt, ein Mann, staunenswerth in seinem kritischen Scharfsinne, und selbst in seinen Vorurtheilen und Irrthümern belehrend. Man weiß nicht, ob größere Gelehrsamkeit dazu gehört, um an ihn zu glauben, oder größere, um an ihm zu zweifeln; die größte aber würde vonnöthen seyn, um ihn zu widerlegen, wenn auch die Flachheit den leichteren Weg eingeschlagen hat, ihn zu verspotten.

Nach anderen Richtungen und in anderer Weise strebte Czoma de Körös, dem Strome ungarischer Ursprünge bis an seine Quelle nachzugehen. Hoffend, das früheste Vaterland der Ungarn durch Sprachverwandtschaft zu entdecken, ließ er durch einige Worte der tibetanischen Sprache, welche

*) Auch die neueste, im Auslande erschienene Schrift über diesen Gegenstand: — „Essai historique sur l'origine des Hongrois," par A. de Gerando. Paris, 1844 — schließt sich, auf die früheren Erörterungen ungarischer Geschichtforscher fußend und ohne neue Belege beizubringen, im Wesentlichen der Meinung für die hunnisch-türkische Abkunft der Magyaren an.

mit der ungarischen gleichlautend und, auch nach dem Ausspruche des Freiherrn von Hügel, jedenfalls von demselben Ursprunge sind, sich veranlassen, auf seiner Reise durch Asien, an Tibet's Gränze zu verweilen. Seine letzte Reise galt demselben Zwecke, und er hoffte, im Norden von Lassa endlich den Zweck seines Lebens, die Auffindung der ursprünglichen Heimat der Ungarn, zu erringen. Jede noch so geringe Spur begierig auffassend, war er nicht abgeneigt, aus dem Ausdrucke „Hung," welcher in einer Campbell'schen Abhandlung über das Limbu-Volk vorkommt und der bei demselben einem besonderen Stamme beigelegt wird, auf eine Stammverwandtschaft dieser Hung mit den Hunnen zu folgern, wobei ihn jedoch der Umstand beirrte, daß jene Limbu-Hung ein unbedeutendes Völkchen in einem Winkel der Erde (Butan) seyen, während die Völkerschaften, welche von Asien nach Europa gezogen und die ihm als Stammväter der jetzigen Ungarn galten, eine große Nation gebildet hätten. Campbell, der Verfasser der gedachten Abhandlung, welchen Czoma de Körös persönlich befragte, bemerkte ihm, der Limbu-Hung ursprüngliches Vaterland sei unstreitig nördlich des Himalaya gelegen, und da Körös glaube, daß dasselbe bei den Hunnen der Fall, so sey es nicht unmöglich, daß die Hung von Butan Abkömmlinge derselben Nation. Bei dieser Gelegenheit sprach Czoma de Körös seine Ueberzeugung aus, daß er den Zweck seines langen und mühseligen Nachforschens in der Auffindung des Jugur- (Dschugur-) Volkes erreichen werde; er glaube, das Land desselben nördlich von Lassa, und zwar in der Provinz Kam und an der westlichen Gränze des eigentlichen China suchen zu müssen. Seine Hoffnungen gründete er ebenfalls auf Sprachverwandtschaften, und sagte, daß in der slavonischen, siebenbürgisch-sächsischen und deutschen Sprache „Hungar" in „Ungar" ausgeartet sey; nun fände sich in arabischen, türkischen und persischen Werken Erwähnung einer Nation in Centralasien, deren Sitten und Gebräuche viele Aehnlichkeit mit jenen des Volkes hätten, welches von Osten nach Ungarn gekommen sey. Dieses Volk heiße in jenen Sprachen Ugur, Wugur oder Jugur, und es sey ihm klar, daß in jenen Werken den Jugur das Land angewiesen sey, wo er sie jetzt suche. — Czoma de Körös sollte bekanntlich dieses gelobte Land seiner Forschung nicht mehr erreichen; er starb, ein Märtyrer seiner wissenschaftlichen Zwecke, den 11. April 1842 zu Darjieling, einer Stadt in dem kleinen Staate Sikkem in den südlichsten Thälern des Himalaya, und seine, unter namenlosen

Anstrengungen, Opfern und Entbehrungen zusammengetragen, mit dem Preise des Lebens bezahlten Forschungen blieben Trümmerwerk.

Dem Beispiele des unglücklichen Csoma de Körös folgte ein junger ungarischer Gelehrter, Namens Reguly, der, ebenfalls mit dem Vorsatze, dem Ursprunge des ungarischen Volkes nachzuforschen, vor mehren Jahren sein Vaterland verließ. Sein Weg war aber von dem seines Vorgängers verschieden; während Csoma de Körös gegen Süden zog und sich in Konstantinopel durch das Studium der arabischen Sprache, später in einem Bergkloster in Tibet durch mühsame Erlernung der tibetanischen Sprache zu seinem Zwecke vorbereitete, begab sich Reguly, die von Hell und Anderen gegebenen Andeutungen einer finnischen Sprachverwandtschaft wieder aufnehmend, vorerst nach Schweden, von da nach Finnland, wo er, sich lange aufhaltend, die Volkssprache mit ihren verschiedenen Dialekten erlernte, worüber er auch der ungarischen Akademie mehre Berichte zusandte. Von da ging er nach St. Petersburg, wo er sich durch das Studium der kaukasischen Sprachen zu seiner Reise nach Asien vorbereitete, die er, von der ungarischen Akademie unterstützt und mit Instructionen versehen, 1843 wirklich angetreten hat und auf welcher ihm Jerney, wirkliches Mitglied der historischen und archäologischen Section, 1844 zu folgen gedachte*).

*) Unter den gelehrten Reisenden, welche, wenn nicht dem Ursprunge, doch den früheren Wohnsitzen und den Stammverwandtschaften der Magyaren nachforschten, ist auch der bereits verstorbene Ungar Johann Karl v. Besse (Verfasser einer türkischen Grammatik) zu nennen, welcher zu jenem Zwecke in den Jahren 1829 und 1830 den Kaukasus durchzog. Die Ergebnisse seiner wissenschaftlichen Reise hat er in einem eigenen, in französischer Sprache geschriebenen, und in Paris aufgelegten Werke — „Voyage en Crimée, au Caucase, en Géorgie, en Arménie, en Asie mineure et à Constantinople, en 1829 et 1830, pour servir à l'histoire de Hongrie" — an's Licht gestellt. Besse will im Kaukasus ganze Stämme und Familien aufgefunden haben, welche sich noch jetzt für Magyaren halten und als solche zu erkennen geben, und auch andere dortige Stämme erzählten ihm von der im Kaukasus herrschenden Ueberlieferung: daß jene Gegenden in früheren Zeiten im Besitze der Magyaren gewesen. Er stieß dort auf eine Menge ungarischer Wörter, welche Flüsse und Berge bezeichneten, und selbst auf Eigennamen, die noch heutzutage von ungarischen Familien geführt werden. Er führt unter jenen Kaukasiern fünf Stämme — nämlich die Oruspier, Bizinghi, Kuliam, Balkar und Doguren — auf, welche sich noch immer für Magyaren ansehen, eine von den anderen Kaukasiern ganz verschiedene Sprache reden, auf den höchsten Bergen wohnen und mit ihren Nachbarn, den Osseten und Imerethiern, in Verbindung stehen. Besonders entdeckte er an den Karatschai und Doguren eine die Augen fallende Aehnlichkeit mit den Ungarn. Auch der bei der schottischen Mission in Karaß am Fuße des Hämusgebirges von Besse angetroffene Petterfem

Dieser noch keineswegs vollständige Ueberblick genügt, um zu zeigen, mit welchem Aufgebote von Eifer und Mühe die Ungarn an die Ermittelung der Anfänge ihrer Geschichte und ihrer Abkunft gegangen sind; leider zeigen sie aber auch, daß all' diese Bemühungen bisher von keinem sicheren Resultate gekrönt wurden und daß, während der gelehrte Scharfsinn Vermuthungen auf Vermuthungen häufte, die historische Gewißheit verhältnißmäßig nur wenig Terrain gegen früher erkämpft hat. Von den aufgezählten hunnischen (als der beliebtesten), finnischen, alttürkischen, parthischen und tibetanischen Ableitungen, hat jede ihre Anhaltspunkte, wie ihre gerechten Zweifel, und wir müssen, bis vielleicht dereinst entscheidendere Entdeckungen folgen werden, dieses Problem als ungelöset vertagen.

Bei den Byzantinern, aus welchen die Geschichtschreiber früherer ungarischer Zustände großentheils schöpften, werden, wie die Türken zu Persern, so die Ungarn zu Türken gemacht, was allerdings einen Zusammenhang mit dem großen alttürkischen Stamme sehr wahrscheinlich finden läßt. Vom Kaukasus her zogen häufig ungarische Schaaren als Hilfsvölker den oströmischen Heeren zu, und von ähnlichen Zügen her hat sich in der Stadt Madschar, so wie in dem Schlosse der Matscharen (heutzutage Mathra) im arabischen Irak, der Name der Ungarn erhalten. Wie oft in Asien, diesem ungeheuren Kessel aufgährender und werdender, wie untergehender und zerrinnender Völkerstämme, die unstäten Reiterhorden der Magyaren ihre Heimat gewechselt, ist nicht mehr abzusehen. Zu der Zeit, als sie für uns in die Geschichte eintreten, waren ihre Wohnsitze in Baschkirien, einem der den Geographen des Mittelalters bekannten neun Hauptländer, deren Umfang später das mongolische Reich von Kiptschak gebildet

---

bestärkte denselben in seiner Ueberzeugung von der magyarischen Verwandtschaft jener Stämme, und bezeichnete namentlich die Karatschai, die Balkar (beide Stammzweige der tatarischen Basianen) und die Bizinghi als Magyaren. Die meisten derselben hingen, wie Besse wahrnehmen wollte, noch innig an ihren alten magyarischen Erinnerungen und Sagen, sie erkundigten sich mit großer Theilnahme nach ihren Stammesbrüdern, den Magyaren in Ungarn, und nach Besse's Versicherung ähnelten sie in Körperbau, Haltung, Blick, Gesichtsbildung und Mienenspiel, wie überhaupt in ihrem ganzen Wesen, auffallend den Ungarn. — Hiernach würde also Klaproth's und anderer deutschen Schriftsteller Behauptung: als ob die Ungarn niemals im Kaukasus herrschend gewesen wären, sich widerlegen, und es würden in den Reihen jener tapferen kaukasischen Horden, welche in diesem Augenblicke ihre Unabhängigkeit so beharrlich gegen Rußlands Heere vertheidigen, auch magyarische Stammverwandte kämpfen.

hat. Dort hatten die Ungarn ihre Wohnplätze zwiſchen dem Etel und dem Uſu, d. i. zwiſchen der Wolga und dem Dnjepr, woraus, wie Hammer-Purgſtall zeigt, die Verſtümmelung der Abſchreiber und der Irrthum der Ueberſetzer das Land Etelkuſu (Atelkuzu) gemacht hat. Nördlich von dem Buge der Wolga ſaßen die Bulgaren, und wiederum nördlich von dieſen, jenſeits der Wolga, bis an dem Ural, dehnte ſich das Land Baſchkirien mit den Wohnſitzen der Ungarn aus. Noch lange nach der Ungarn Abzuge wurden, weil Stammreſte derſelben zurück geblieben, dort ungariſche Sprachlaute vernommen; daher pflegte das Land Baſchkirien, welches, wie das der Kumanen, von den arabiſchen Geographen in das äußere (nördliche) und innere (ſüdliche) unterſchieden ward, von den Reiſebeſchreibern und Miſſionarien des Mittelalters „Groß-Ungarn" (la grande Hongrie) genannt zu werden.

Schwer drückten in dieſem Mittelpunkte zahlreicher Völkerſtämme, deren Spitzen oft feindſelig zuſammenſtießen, die Stärkeren auf die Schwächeren. Am ungeſtümſten drängte, meiſt dem Stoße einer fremden, auch ihnen überlegenen Macht folgend, das ebenfalls türkiſche Volk der Petſchenegen oder Bedſchnak, d. i. der Verſchwägerten. Da wurden die Ungarn inne, daß es gelte, die Kräfte ihres Volkes beſſer zu ſammeln, und da der Gedanke einer neuen weiteren Auswanderung in ihnen dämmerte, ſo ward das Bedürfniß eines gemeinſamen Führers und Gewaltigers um ſo mehr gefühlt. Von dieſer Vorſtellung erfüllt, traten im Jahre 884 die Oberhäupter der ſieben magyariſchen Stämme — denn die Zahlen ſieben, acht, neun und zwölf erſcheinen von jeher als Theilungszahlen türkiſcher Stämme und Völkerſchaften — zuſammen; ſie hießen Alom, Lebed, Kondu, Ondu, Toſu, Huba und Tuhutun, und wählten einen Führer aus ihrer Mitte. Die Wahl fiel auf Alom, ſo genannt nach dem ungariſchen Worte, welches Schlaf oder Traum bedeutet, weil ſeine Mutter, als ſie ihn gebären ſollte, einen eigenen Traum gehabt. Alom entſtammte, wie es heißt, dem Geſchlechte Turul, das noch zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts nicht erloſchen war; er war des Ugyek und der Emeſa Sohn, ein kraftvoller und kluger Greis von vier und ſechzig Jahren. Die anderen ſechs Stammeshäupter verſprachen ihm überall zu folgen, wohin auch das Schickſal ſie führen möge. Nach alter Weiſe träuften ſie ihr Blut in ein Gefäß, zur Erhärtung ihres Verſprechens. Dabei ward feſtgeſetzt: daß ihr und ihrer Nachkommen oberſter Heerführer immerdar aus Alom's Geſchlechte ſeyn ſolle; jede Eroberung und

Beute ſolle nach Verdienſt unter ſie vertheilt werden; die Stammeshäupter, welche Alom gewählt, und ihre Nachkommen, ſollten jederzeit Theil haben an dem Rathe des Heerführers und der Leitung der Angelegenheiten. Sollte irgend Einer dem Heerführer die Treue brechen, oder zwiſchen ihm und den Stammeshäuptern Zwietracht ſäen, deſſen Blut ſolle eben ſo vergoſſen werden, wie das Blut der Wähler freiwillig gefloſſen. Wer von den Nachkommen Alom's oder der Stammeshäupter jemals von dieſer Ordnung weiche, der ſolle verflucht und aus dem Volke verbannt ſeyn.

So waren die vorher vereinzelten Stämme, die, ehedem nur der Jagd, der Weide, der Fiſcherei gelebt, unter einem gemeinſamen Oberhaupte zu einem Volke vereinigt, wenn auch vorerſt wohl nur zu kriegeriſchen Zwecken. Jetzt konnte die beſchloſſene große Wanderung bewerkſtelligt werden, und die Mehrzahl des Volkes brach fröhlich auf, ein unabſehbarer Hauſe, noch vermehrt durch verwandte und befreundete Stämme, durch benachbarte Abenteurer, die dem gewaltigen Völkerzuge ſich anſchloſſen. Die Ungarn zogen aus, von der dunkeln Vorſtellung geleitet, Attila's, als ihres vermeinten Ahnherrn, verfallenes weſtliches Reich als Erben einzunehmen. Sie kamen an die Wolga, ſchwammen nach Baſchkirenweiſe auf Schläuchen und Thierhäuten über den Strom, und befanden ſich nun in den Ebenen von Susdal im Lande der Ruſſen, erreichten nach weiterem Marſche den Dnjeper und ſtanden plötzlich drohend vor Kiew. Die Kiewer Slaven riefen in ihrer Noth ſieben kumaniſche Stämme, denen ſie Gaſtfreundſchaft erwieſen, zu Hilfe. Dennoch ſiegten Alom's Schaaren bei dem erſten Angriffe, und der Kiewer Bedrängniß mehrte ſich, als ihre kumaniſchen Freunde, in den Ungarn Stammgenoſſen erkennend, gegen dieſe zu kämpfen ſich weigerten. Da wurde zu Unterhandlungen geſchritten; die Kumanen halfen bei der Vermittelung, ſie bezeichneten Alom und ſeinen Kriegern Pannonien jenſeits des hohen Gebirges (Hóvoſer Waldes) als jenes Land, von wo aus einſt Attila ſein ungeheures Reich beherrſcht, prieſen deſſen Schönheit und Fruchtbarkeit, und ſchilderten die Beſitznahme desſelben unſchwer, weil nur ſlaviſche, bulgariſche, walachiſche Familien, römiſche und fränkiſche Hirten dort hauſen ſollten. Alom nahm der Kiewer Geſchenke an Geld, Pelzwerk und Nahrungsmitteln, und verſchonte ihr Gebiet. Die ſieben kumaniſchen Stämme aber, die Ungarn als Verwandte und Brüder begrüßend, huldigten Alom freiwillig als auch ihrem künftigen Heerführer, und vereinigten ſich mit ſeinen Schaaren, die

dadurch an Zahl und Kraft gewannen. In Wladimir beſchwor man die kriegeriſche Wuth der furchtbaren Ankömmlinge durch Oeffnen der Thore, durch Gaſtfreundſchaft, Geſchenke und Anpreiſen des pannoniſchen gelobten Landes. Ohne hier Feindſeligkeiten zu üben, wälzte nach kurzem Verweilen der ungariſch-kumaniſche Kriegshaufe ſich weiter in das Halitſcher Land (Galizien). Auch hier war ihres Bleibens nicht; jene tiefe, geheimnißvolle Sehnſucht, wie ſie Völkern in großen Uebergangsepochen eigen und die dem Urſprunge aller durch Wanderſtämme entſtandenen Reiche zu Grunde liegt, drängte ſie nach dem Erbe Attila's gegen Weſten hin. Da öffnete, nach abermaligem Zuge, ſich vor den kriegeriſchen Gäſten endlich das Land, welchem ſie ſo beharrlich zugeſtrebt, und am ſüdlichen Abhange der Karpathen ſtiegen ſie in die ſchöne, geräumige Ebene herab, welche die Laborza bewäſſert. Hier, am linken Ufer des Fluſſes, ruhten ſie lagernd durch vierzig Tage, nach den ausgeſtandenen Mühen den Ort Munka (Mühe) nennend; jetzt erhebt ſich dort die Bergfeſte Munkács.

Die Ankunft der furchtbaren Fremdlinge erregte unter den mähriſchen und den bulgariſchen Anwohnern des rechten Theißufers Schrecken und Beſtürzung. Viele unterwarfen ſich freiwillig, um dem Verderben oder ärgerer Knechtſchaft zu entgehen. Was Widerſtand leiſtete, wurde von den Ankömmlingen mit reißender Gewalt überfallen; ſo das Bergſchloß Ung, deſſen ſlaviſcher Vertheidiger, Láborcz, auf der Flucht gegen Zemplin eingeholt und aufgeknüpft ward, nahe bei einem Flüßchen, das ſeitdem ſeinen Namen führt. Sodann nahm Alom Beſitz von dem ganzen Lande zwiſchen der Theiß und der Bodrog, freuete ſich durch drei Tage mit ſeinem ſiegreichen Volke, und übergab dann, von den Beſchwerden des Alters niedergedrückt, Angeſichts der verſammelten ungariſchen und kumaniſchen Stammeshäupter, den Oberbefehl ſeinem Sohne Arpád, dem ſofort Alle feierlich Gehorſam und Treue zuſchwuren. Zeitweiſe kamen auch, von den Petſchenegen gedrängt, magyariſche Nachzügler aus den alten verlaſſenen Wohnſitzen Baſchkiriens an, und fanden ſich in der neuen, ſchöneren Heimat froh mit den ſiegreichen Stammesgenoſſen wieder zuſammen, deren Schaaren ſich dadurch mehr und mehr verſtärkten.

Der Ruf des neuen kriegeriſchen Volkes drang in die Nähe und Ferne. Der Kaiſer Leo hatte ſich ſchon 890 ungariſcher Hilfstruppen gegen die Bulgaren bedient. Jetzt rief ſogar der deutſche Kaiſer Arnulf, im

ungleichen Kampfe wider den mächtigeren Mährenfürsten Swentopulk, ungarische Schaaren zu Hilfe, und brachte dadurch eine lange und furchtbare Gefahr über Deutschland. Während die Ungarn wider Bulgaren und Mährer erfolgreich fochten, wurde ihr ursprüngliches Vaterland, das später sogenannte Etelkusu, ihnen durch die Petschenegen immer mehr geschmälert. Arpád, auf seinem Rückzuge aus Großmähren neue schlimme Kunde von den Siegen der Petschenegen in dem baschkirischen Großungarn vernehmend, beschloß jene alte Heimat gänzlich aufzugeben, da nord- und westwärts seinen Waffen hinreichend viel des schönsten Landes offen lag, und lagerte daher (895) zwischen der Theiß und der Bodrog in dem schon von seinem Vater Alom eingenommenen Gebiete, von da aus auf weitere Verbreitung sinnend.

Die Walachen in Siebenbürgen mußten zuerst der Ankömmlinge Schwert empfinden. Ein ungarischer Heerhaufe, von Tuhutun geführt, brach gegen sie auf, traf und schlug sie am Almásfluſſe. Ihr Fürst Gelow fiel im Kampfe; nach seinem Falle unterwarf sich sein besiegtes Volk. Siebenbürgen war erobert. Von dem bulgarischen Fürsten Menumorut in Bihór hatte Arpád Abtretung des ganzen Landstrichs bis an die Szamos und Nyir gefordert. Weil Jener sich dessen weigerte, drang ein ungarischer Heerhaufe gegen ihn vor, und nahm das befestigte Schloß Bihór. Menumorut gab nach, bewilligte friedliche Abtretung des Landes und trug seine einzige Tochter dem Zoltan, Arpád's jüngstem Sohne, zur Gemalin an. Arpád nahm das Erbieten an, und Menumorut blieb lebenslang im ungestörten Besitze des Schlosses Bihór. Einen anderen Heerhaufen entsendete Arpád, um die in dem Landstriche vom linken Marosufer bis an die Donau bei Orsova und Vidin wohnenden Slaven, die unter ihrem Fürsten Glad den Petschenegen zur Verdrängung der Ungarn aus Etelkusu beigestanden, zu züchtigen. Ohne Widerstand gelangten die Ungarn über die Theiß, lagerten längs der Bega und brachten durch den bloßen Schrecken ihres Namens die Bewohner zwischen der Maros und Temes zur Unterwerfung. Ueber den letzteren Strom machte Glad ihnen den Uebergang streitig; aber ein ungarischer Haufe fiel, durch eine Furt setzend, den Slaven unvermuthet in den Rücken, während das Haupttreffen dann den Fluß überschritt und die Feinde in der Fronte faßte. Glad floh und warf sich in das feste Schloß Köw am linken Donauufer, gegenüber von Semendria. Aber auch hier belagert, mußte er den Platz übergeben und seine Unterwerfung durch Geißeln

verbürgen. Inzwiſchen nahmen die beiden ungariſchen Hauptleute Zuard und Kaduſa mit ſtürmender Hand Orſova, und erweiterten hierauf das ungariſche Gebiet längs der Donau bis an die Mündung der Aluta.

Noch aber blieb diesſeits der Donau der mächtige griechiſch-bulgariſche Schutzfürſt Salan übrig, der ſeine Reſidenz zu Olpar oder zu Titul hatte. Ihn zu unterwerfen und ſein Gebiet an ſich zu reißen, war Arpád's nächſtes Augenmerk. Dieſer nahm ſofort Anlaß zu Feindſeligkeiten, indem er das ganze Gebiet zwiſchen der Theiß und der Bodrog bis an die Harker und Marmaroſer Salzberge beſetzte, die Burg Borſova erſtürmte und die bulgariſche Beſatzung gefeſſelt nach Unghvár führte. Salan, hierüber erzürnt, ſandte ſtolze Botſchaft an Arpád, unter ſchweren Drohungen ihm bedeutend, in die ſkythiſchen Wälder zurück zu weichen. Arpád antwortete furchtlos, doch mit ſchlauer Mäßigung; dabei ließ er verſichern, er verlange nur einen kleinen Landſtrich am Sajófluſſe nebſt einigen Schläuchen voll Donauwaſſers und einem Büſchel Sandgras von der Alpár- (Ketskeméter) Heide, und entließ Salan's Geſandte mit reichen Geſchenken, darunter zwölf makellos-weißen Roſſen, für ihren Fürſten. Kaum waren ſie fort, ſo nahm Arpád, ſein Lager an dem Zuſammenfluſſe der Theiß und der Bodrog abbrechend und es über den Szarvasberg vorrückend, alles Land zwiſchen dem Sajó-Ufer und der Bodrog in Beſitz. Um die neue Erwerbung zu ſichern, ließ er durch den Kumanen Borſu eine Burg an der Bodwa, nach dem Erbauer Borſod genannt, aufrichten, und ſendete ihn gegen die Karpathen, um dort des Magyarengebietes Gränzen zu beſtimmen und gegen die Polen zu befeſtigen. Borſu eroberte die Veſte Sóvar in der Sároſer Geſpanſchaft und das weſtlich auf ſteilem Felſen gelegene, von Skyrren erbaute Zipſerhaus (Szepes); dann beſtimmte er den von der Popper und der Dunawetz getheilten karpathiſchen Berggürtel Tatur oder Tatra als Gränze zwiſchen Ungarn und Polen, ſtieß, dem Laufe des Popper bis an ſeine Vereinigung mit der Dunawetz folgend, auf der Skyrren zweite Schanze (Alt-Sandetz) und führte die Kinder der Einwohner als Geißeln mit ſich fort. Die bei dem Fritzkaer Paſſe unweit der Quelle der Topla von Borſu erbaute Gränzveſte war noch lange nach ihm zu ſehen.

Der glückliche Erfolg von Borſu's Zuge mehrte Arpád's Zuverſicht, und er verlangte nun von Salan auch das Land an der Szágyva. Salan mochte dem ſchlagfertigen Bittſteller Nichts verweigern und trat das Be-

gehrte ab; Arpád ſchlug alles diesſeits und jenſeits der Matraberge, zwiſchen der Szágyva und dem Zipſerwalde gelegene Land zu ſeinem Beſitzthume. Endlich mußte die Erwerbungsgier der furchtbaren Nachbarn den zögernden Salan zu thatkräftigeren Schritten treiben. Vom Hofe zu Byzanz ohne Beiſtand gelaſſen, aber von dem Bulgarenkönige Symeon, wider welchen kurz vorher die Ungarn auf Kaiſer Leo's Seite im Felde geſtanden, mit einigen Hilfstruppen verſehen, begehrte er die von Arpád mit Liſt oder Gewalt ihm entriſſenen Ländereien zurück. Aber Arpád ließ ihm zurückmelden: jene Gebiete habe ihm Salan theils freiwillig, theils als Kaufpreis für die überſchickten herrlichen Roſſe, anheimgegeben; er fordere nun, als ſein gebührendes Erbtheil, von Salan auch noch alles übrige Land zwiſchen der Theiß und der Donau, und werde im Weigerungsfalle es mit Waffengewalt einnehmen. Um ſeinen Worten Nachdruck zu geben, rückte er mit zahlreichen Schaaren der Geſandtſchaft nach. Auf der Ketskeméter Heide ſtieß er mit Salan's Schaaren zuſammen, zerſtäubte ſie nach kurzem Kampfe und ſprengte viele der Flüchtlinge in die Theiß. Nach dieſer blutigen Bulgaren-Niederlage öffneten ſich die feſten Plätze Titul und Szelankemen ohne Widerſtand dem Sieger Arpád; es unterwarf ſich ihm alles Volk zwiſchen der Theiß und der Donau. Das Bulgarenreich diesſeits des letztgenannten Stromes hatte zu ſeyn aufgehört.

Während der Magyaren Herrſchaft ſich mit reißender Schnelligkeit in Pannonien ausbreitete, bahnte ihnen der Zwiſt der Söhne des (894) verſtorbenen großen Swentopulk (ſ. Band III., S. 26 u. f.) neuerdings den Weg in das von Böhmen und Baiern gemeinſchaftlich verheerte Mähren. Heftig widerſtanden die Einwohner, welche durch Swentopulk ſiegen gelernt hatten; aber der langen, planmäßigen Verwüſtung unterlag zuletzt ihre Kraft, und die Ungarn riſſen von der Beute das Land zwiſchen der Waag und der March an ſich.

Im Frühjahre 900, nachdem des Kaiſers Arnulf Tod große Verwirrung über das Reich gebracht und die Ungarn der Rückſichten entbunden hatte, welche ſie dieſem Reichsoberhaupte, als ihrem Bundesgenoſſen, ſchuldig geweſen, zog Arpád längs dem linken Ufer der Donau mit ſeinen Schaaren aufwärts und ließ auf der großen Inſel dieſes Fluſſes, Tſepel genannt, nach einem dem Heeresfürſten beſonders werthen Kumanen, Lager ſchlagen, auch dann Wohnungen dort bauen für ſich und ſeine Häuptlinge. Nachdem ſie

hier durch längere Zeit geruht, ſetzte Arpád im October über die Donau Willens, die Unterjochung Pannoniens zu vollenden, die Kärntner mit Krieg zu überziehen und einen Zug gegen Italien vorzubereiten. Nach bewerkſtelligtem Uebergange lagerten die Magyaren längs dem Ufer der Donau, bis an die warmen Quellen (Ofen) hinauf. Die römiſchen Einwohner des alten Acincum (Alt-Ofen) ſuchten ihr Heil in der Flucht, und Tags darauf zog Arpád mit allen ſeinen Großen und einem Theile des Heeres in die Stadt weiland Attila's ein. Sie ſchauten da alle Paläſte, deren einige bis auf den Grund zerſtört waren, andere nicht, bewunderten die ſteinernen Gebäude und waren erfreut, die Stadt König Attila's, aus deſſen Geſchlechte Arpád entſproſſen und ſein Erbe zu ſeyn ſich rühmte, ohne Schwertſtreich gewonnen zu haben. Täglich ſaßen die Häuptlinge beiſammen, tafelten und waren guter Dinge; Geſang, Cimbeln und Pfeifen, und Gaukler dienten die tapferen Ankömmlinge zu ergötzen. Die Mitglieder befreundeter oder freiwillig unterworfener Stämme, welche als Gäſte zu ihnen kamen, wurden glänzend bewirthet. Zwanzig Tage, alſo faſt bis Ende November, verweilte Arpád mit den Seinigen in der Stadt Attila's; ſeine Krieger führten vor den Augen ihres Heeresfürſten allerhand kriegeriſche Spiele auf; andere Jünglinge erluſtigten ſich mit Pfeil und Bogen. Aber am ein und zwanzigſten Tage, nach zuvor gehaltenem Kriegsrathe, erhob ſich Arpád aus der Ezelburg, um das Land zwiſchen der Donau und Drave zu unterjochen. Er lagerte an der Donau den hundert Bergen gegenüber, theilte darauf ſein Heer in drei Abtheilungen, davon die eine oder der linke Flügel eine ſüdöſtliche Richtung nach der Drave hin nahm, der mittlere gegen Weſzprim zog (um welches ein zehntägiger Kampf beſtanden wurde) und die Gegenden um den Plattenſee von den Italienern ſäuberte, die nördliche, von Arpád ſelbſt angeführte Abtheilung aber gegen die Raab und Rabnitz vorrückte, von wo aus Streifereien an die Mur und nach Carantanien unternommen wurden.

Die ſchnellen Fortſchritte der Ungarn in Gegenden, deren zahlreiche Bevölkerung ihnen an Cultur und Kriegskunſt ſo weit überlegen, würden ungläubig erſcheinen, hätten nicht vielerlei Dinge ſich zu ihren Gunſten vereinigt. Die ganze magyariſche Eroberung Pannoniens war großentheils die Folge thörichten Nationalhaſſes zwiſchen Deutſchen und Slaven, unverantwortlicher Läſſigkeit von Seite des deutſchen Reiches, und treuloſen

Benehmens gegen dasſelbe, endlich boshafter Repreſſalien zur unrechteſten Zeit. Kaiſer Arnulf hatte die heidniſchen Magyaren über die chriſtlichen Slaven herbeigerufen; dieſe wieſen zur Wiedervergeltung den Ungarn den Weg nach Italien und Deutſchland. Der Slave ſchob die Schuld des allgemeinen Verderbens auf die Deutſchen, die deutſche Geiſtlichkeit auf die Slaven, wie aus der berühmten Klageſchrift der baieriſchen Biſchöfe an den heiligen Vater zu Rom zur Genüge erhellt. Die Slaven wären gern der deutſchen Zwingherren, der deutſch-lateiniſchen Prieſter und der Zehenten los geweſen, und wollten, wenn ſie ſchon Zehnten zahlen mußten, ſlaviſche Prieſter und Biſchöfe haben. Die Kirchenhüter von Salzburg und Paſſau hingegen wollten die günſtige Gelegenheit nach dem Tode des Slaven-Apoſtels Methodius benutzen, um ihre alten Diöceſanrechte in Pannonien wieder geltend zu machen. Sie duldeten den weiland Neitraer Biſchof Wiching nicht einmal auf dem Paſſauer Stuhle, und ſo half eine Nation der anderen in die Arme des Elends und der Verwüſtung hinein. Die pannoniſchen Slaven zogen dabei noch das vortheilhafteſte Los, denn ſie waren den unwiſſenden und aller Verhältniſſe unkundigen Ankömmlingen als Wegweiſer, Bot- und Kundſchafter, als mit den Zuſtänden des Landes vollkommen Vertraute, unentbehrlich, und durften daher auch auf einige Dankbarkeit rechnen; aber freilich war die Rolle, die ſie dabei ſpielten, nicht die ehrenvollſte. Dahin zielten auch die baieriſchen Biſchöfe, da ſie, was für die Lage der Dinge ſehr bezeichnend, an den päpſtlichen Stuhl ſchrieben: „Wenn uns beſagte Slaven beſchuldigen, als hätten wir mit den Ungarn uns gegen den katholiſchen Glauben verſündigt und bei den Hunden und Wölfen und anderen abſcheulichen und heidniſchen Dingen geſchworen und Frieden abgeſchloſſen, als hätten wir ihnen Geld gegeben, damit ſie in Italien einfallen möchten, ſo würde ſich, wenn Jene vor Gott, der Alles weiß, bevor es noch geſchieht, und vor Euch, ſeinem Statthalter, zur Rede geſtellt würden, ihre Falſchheit bald offenbaren, ſowie unſere Unſchuld bewähren. An uns geht wahrhaft in Erfüllung, was ein Weiſer ſagte: der Gerechte trägt die Schuld des Sünders. Denn ſie (die Slaven) haben das Verbrechen, deſſen ſie uns beſchuldigen, durch viele Jahre begangen. Sie haben, und zwar keine geringe Anzahl, Ungarn zu ſich in's Land genommen, und ihre Köpfe — die Afterchriſten! — auf ungariſche Art geſchoren; ſie haben ſie dann über uns geſchickt und ſind dann ſelbſt hinterdrein gekommen, haben

Einige gefangen, Andere verſchnitten, noch Andere wüthendem Hunger und Durſte in Kerkern preisgegeben, Unzählige des Landes verwieſen, adeliche Männer und ehrſame Frauen zu Sclaven gemacht, die Kirchen Gottes angezündet und alle Gebäude zerſtört, ſo daß in unſerem ganzen Pannonien, dieſer größten Provinz, nicht Eine Kirche zu finden iſt, wie Euch die von Euch geſetzten Biſchöfe, wenn ſie aufrichtig ſeyn wollen, erzählen können, was für Tage ſie erlebt und wie ſie das ganze Land als Wüſte angetroffen haben. Sobald wir hörten, daß die Ungarn in Italien eingefallen, trugen wir, Gott iſt unſer Zeuge, ein Verlangen, mit jenen Slaven Frieden zu machen, verſprachen ihnen bei Gott dem Allmächtigen, Alles gänzlich zu verzeihen, was ſie uns und den Unſerigen zugefügt hätten; nur daß ſie uns ſo lange Friſt gönnen möchten, als wir nach der Lombardie zögen, das Eigenthum des h. Petrus zu vertheidigen und das chriſtliche Volk mit Hilfe Gottes zu befreien. Und auch dieſe Friſt konnten wir von ihnen nicht erhalten u. ſ. w." — Man ſieht daraus, wie jeder Theil dem anderen die Schuld an dem Aufkommen der Magyarenherrſchaft beimaß, und wie namentlich die pannoniſchen Slaven, in ihrem Unmuthe gegen deutſches und lateiniſches Uebergewicht, jener bereitwillig die Hand boten, um einem vermeinten Drucke ſelbſt um den Preis eines neuen, ärgeren, zu entfliehen.

Arpád's Erobererſinn ruhte nicht. Während des Winters wurden die nöthigen Zurüſtungen gemacht und ganz Slavonien und Kroatien wider Friaul und Italien bewaffnet. Von Agram und der dortigen Gegend aus mögen die Länder zwiſchen der Drave und der Save, zwiſchen der Save und dem adriatiſchen Meere überſchwemmt worden ſeyn. Ein Theil des Heeres konnte rechts der Drave durch die heutige ſüdliche Steyermark nach dem ſüdlichen Kärnten (oder durch die windiſchen Länder) nach Italien, ein anderer Theil durch die windiſche Mark und Krain, ein dritter über Ogulin und Friaul vordringen. In Friaul war Niemand auf den Beſuch der ſchrecklichen Gäſte gefaßt. Berengar hatte, über ſeinen Beſtrebungen, König von Italien zu werden, das Land faſt ohne Vertheidigung gelaſſen, und die Ungarn fanden daher nirgends Widerſtand. Wer da konnte, flüchtete in die Burgen, Städte und auf die Inſeln, was ſeit den Völkerwanderungen früherer Jahrhunderte zur Gewohnheit geworden. Am übelſten erging es dem Landvolke und den Bewohnern offener Plätze. Die ſtark befeſtigten Städte Aquileja und Verona zur Seite laſſend, gelangten die Ungarn unge-

hindert bis vor Pavia. Berengar hatte ſich mittlerweile ermannt, und ſein Ruf verſammelte ein Heer, dreimal größer, als jenes der Ungarn. Stolz auf ſolche Streitkräfte, achtete er der Feinde nicht mehr, ſondern verweilte mit ſeinen Anhängern in einem kleinen Städtchen und lebte dem Vergnügen. Als die Ungarn die Uebermacht des Feindes ſahen, erſchraken ſie und dachten auf Rückzug. Von den Chriſten heftig verfolgt, verhandelten ſie um freien Abzug gegen Rückgabe alles Geraubten. Aber die Italiener, hochmüthig geſtimmt durch der Feinde Verzagniß, ſchlugen das Begehren ab, ſpotteten der Bedrängten und ſahen ſich ſchon nach Feſſeln um, womit ſie die gefangenen Ungarn fortzuſchleppen gedachten. So mit ihren Bitten zurückgeſtoßen, flohen die Ungarn abermals und gelangten in die Ebenen von Verona. Die Italiener ſetzten ihnen nach, und es entſpann ſich ein Scharmützel zwiſchen der Vorhut der Chriſten und der Nachhut der Heiden, wobei die Letzteren im Vortheile blieben. Als aber das Hauptheer der Italiener nachrückte, ſetzten die Ungarn ihren Rückzug fort, und ſo gelangten beide Heere an die Brenta. Die Ermattung der Pferde der Ungarn nöthigte ſie, Halt zu machen; der Fluß trennte die beiden Heere. So entmuthigt waren die Ungarn, daß ſie den Italienern alles Gepäck, die Gefangenen, alle Waffen und Pferde zu überlaſſen bereit waren; ſie begehrten Nichts mit hinweg zu nehmen, als das nackte Leben, verſprachen, nie mehr nach Italien zurück zu kehren, und wollten ihre Kinder als Geißeln ſtellen. Auch das wieſen die Chriſten zurück, ihnen mit der herben Antwort entgegnend: „Ihr ſeyd ohnehin in unſeren Händen; von todten Hunden nehmen wir keine Geſchenke.“ Da überkam die Ungarn der Muth der Verzweiflung; die Beherzteſten traten zuſammen, und redeten einander ermunternd zu: das Leben ſey ja das Aeußerſte, was der Menſch zu verlieren habe, und da Bitten Nichts fruchteten, Flucht unmöglich, ſich ergeben aber der gewiſſe Tod ſey, warum ſollten ſie noch fürchten, im Kampfe zu fallen und fallend doch noch Tod zu verbreiten? „Nicht Feigheit, nur Unglück iſt Schuld an unſerem Elende,“ meinten ſie. „Männlich fallen, heißt nicht ſterben, ſondern leben. Dieſen Ruhm, von unſeren Vätern ererbt, wollen wir auch unſeren Erben hinterlaſſen. Wir müſſen an uns ſelbſt glauben, an uns, die wir ſchon oft mit geringer Anzahl große Haufen beſiegt haben.“ — Durch ſolche Betrachtungen neu ermuthigt, ſtellten die Ungarn auf drei Seiten Sicherheitswachen in Hinterhalt, ſtürzten ſich dann geradewegs in die Brenta und überfielen die

Italiener. Dieſe, gleichfalls ermüdet, hatten ſich durch das Lager zerſtreut, um ſich durch Speiſe und Trank zu ſtärken. Der Ueberfall war das Werk eines Augenblicks. Die Ungarn hieben Alles nieder, trieben die Pferde hinweg, ſo daß Niemand fliehen konnte, und erſchlugen auf ſolche Art die abgeſeſſenen Ritter deſto leichter. Zum Unglück herrſchte auch noch Uneinigkeit unter den Chriſten. Einige enthielten ſich, wie Luitprand meldet, gänzlich des Kampfes mit den Ungarn und waren froh, daß ihre Nachbarn umkamen; denn ſo hofften ſie dann allein zu herrſchen und freier zu ſchalten. Indem ſie alſo einander zu Hilfe zu eilen unterließen, überraſchte ſie ſelbſt der Tod. Endlich flohen die Chriſten; die Heiden wütheten und kannten jetzt keine Schonung, eben weil ſie kurz vorher keine erhalten konnten. An zwanzig tauſend Italiener verloren bei dieſem Ueberfalle das Leben, die übrigen wurden zerſprengt, und das ganze ſchöne Heer, das Italien ſchützen ſollte, war vernichtet.

Die Ungarn ergoſſen ſich nun plündernd und verwüſtend über das Land, und breiteten ſich namentlich in Venetiens ebenen Gegenden längs dem Meere aus. Padua wurde von ihnen ausgeraubt, nachdem Treviſo und Vicenza gleiches Schickſal durch ſie erfahren hatten. Sie ſtreiften in jenen blühenden Gegenden umher, und kamen an das alte, berühmte Kloſter Nonantula, erſchlugen die Mönche, plünderten die Schatzkammer und brannten den Büchervorrath zu Aſche. Muthmaßlich fiel das ganze Küſtenland von Aquileja bis an die Lagunen Venedigs in ihre Hand. Die dalmatiniſchen, liburniſchen und iſtriſchen Slaven unterſtützten bei dieſen Unternehmungen das ungariſche Heer durch Kriegsſchiffe. So ausgerüſtet, verſuchten am Peter- und Paultage 901 die Ungarn nach Malamocco überzuſetzen. Aber hier ſtellte der muthige Doge Petrus ſich ihnen mit der Flotte der Republik entgegen und ſchlug ſie in die Flucht. Durch ein ganzes Jahr hatten ſie in Italien und Venetien gehauſet, da vermochte der König Berengar I., indem er durch Geſchenke ihre Habgier, durch Geißeln ihr Mißtrauen beſchwichtigte, ſie endlich, das Land zu verlaſſen. Alle gemachte Beute ſchleppten ſie mit ſich fort. Ihren Rückzug nahmen ſie wahrſcheinlich über Kärnten, und wohl mag ſchon damals das alte Kloſter Oſſiach, die Pflanzſchule windiſcher Miſſionäre, gleichfalls den Gräuel der Verwüſtung erfahren haben.

Mittlerweile war jene ungariſche Heerabtheilung, welche zur Eroberung Pannoniens zwiſchen der Donau und der Drave ausgezogen, ſchon in Caran-

tanien eingebrungen, hatte ſich der Murlinie bemächtigt und ſtand im Krapfelde dem carantaniſchen Heere gegenüber. Eine Schlacht wurde geliefert, und die Ungarn mit ſchwerem Verluſte zurückgeſchlagen. Der Sieger dürfte, nach der Anſicht des gelehrten Franz Richter, Ratold, ein natürlicher Sohn Kaiſer Arnulf's und dazumal vielleicht zum Hüter Carantaniens beſtellt geweſen ſeyn. So wurde dieſes Land vor weiteren Verwüſtungen gerettet. Die ausgeſtandenen Menſchenverluſte auf den vielfachen Heerzügen und bei jenen Niederlagen bewirkten, daß die Ungarn durch volle ſechs Jahre die Waffen gegen Carantanien und Italien ruhen ließen.

Während andere Heerhaufen der Magyaren in Italien und Carantanien kämpften und raubten, prallten kleinere Haufen wiederholt gegen Deutſchland und Mähren vor. Baiern wurde von ihnen unter dem Vorwande friedlicher Verhandlungen ausgekundſchaftet. Als dies gelungen, zog ein ungariſcher Haufe über die Enns und legte das Land wüſt auf fünfzig Meilen im Umkreiſe. Aber auf dem Rückzuge wurden ſie von den Mannen Herzog Luitpold's und des Paſſauer Biſchofs angegriffen und an der Donau zu einer Schlacht gezwungen, welche ihnen zwölftauſend Mann koſtete.

Noch war von einem Staatsleben der Ungarn nicht die Rede. Unter fortwährendem Kriege wider Alle rang dieſes werdende Volk ſeiner Zukunft entgegen, und, wie von den Söhnen Ismail's, konnte damals auch von ihnen geſagt werden, daß ihre Hände gegen Jedermann, und Jedermanns Hände gegen ſie. Drohte doch ſelbſt dem Geſchlechte der erblichen Heerführer ein frühzeitiger Ausgang; denn von Arpád's fünf blühenden Söhnen, Liuntin, Turkatz, Jelech, Jutotz und Zoltan, war nur der letztgenannte noch am Leben, dem durch den Tod ſeines Schwiegervaters Menumorut das ganze Biharer Gebiet erblich anheim gefallen war. Ihm, nach dem Vertrage Alom's, die Nachfolge im Heeresbefehle zu ſichern, war jetzt des alternden Arpád doppeltes Beſtreben. Auf ſeinen Anlaß wurde Zoltan von des Volkes Stammhäuptern auf dem Schilde erhoben und ihm der Eid der Treue dargebracht. Zwei Jahre darauf (907) ging Arpád aus der Welt, betrauert von dem Volke, deſſen obſchon rohe Kraft er zum Bewußtſeyn gebracht und ſie zerſtören gelehrt hatte, damit aus dem Zerſtören einſt die Macht des Schaffens ſich entwickeln könne. Noch lange wurde den Nachkommen unweit Budvár, an der Quelle eines Baches, Arpád's Grab gezeigt, und an ſeinem Beiſpiele ihr Muth und ihre Treue erſtarkt.

Arpád's, des Gefürchteten, Tod und Zoltan's große Jugend machte den Deutschen Hoffnung, die magyarische Gefahr durch einen schnellen Schlag auf lange hin zu brechen. Der Reichsverweser, Erzbischof Hatto I. von Mainz, rief den baierischen Heerbann und die Mannschaften der benachbarten Fürsten unter die Waffen. Zwischen Anesburg und St. Florian versammelte sich das deutsche Heer; aber der Deutschen schwerfällige Kampfweise und Bewegung wurde von der Ungarn beispielloser Gewandtheit überflügelt, und in einem dreitägigen Kampfe das herrliche Heer zersprengt, erschlagen, unter die Rosse getreten. Der salzburger Erzbischof Dittmar, die Bischöfe Otto und Zacharias, Herzog Luitpold, Eysengrin, des Königs Truchseß, sammt fünfzehn deutschen Grafen bedeckten das blutige Feld. Dies war das Vorspiel zu ferneren Einbrüchen und gräßlichen Verwüstungen in Deutschland. Schon im folgenden Jahre (908) fielen ungarische Haufen in Thüringen und Obersachsen ein; der thüringische Herzog Burchard — Derselbe, welcher für den unter dem Namen Buzicus angeführten Stammvater der Wettiner angesehen wird — ließ, bei versuchter Abwehr, sein edles Leben unter den Schwertern der Magyaren. Die thüringischen Chronisten wissen den Gräuel der Verheerung, der auf den Schlachtrossen der schrecklichen Feinde dahergebrauset kam, nicht grell genug zu schildern. Die erschreckten Einwohner gruben sich in die Erde ein, oder verbargen sich in Felsspalten und Höhlen, die nachmals „Zwerglöcher" genannt wurden, weil die Thüringer und Deutschen, wahrscheinlich nach dem Maßstabe der Furcht, die Hunnen (so nannten sie die Ungarn, die sich gern mit diesem allgefürchteten Namen bekleiden ließen) für Riesen, sich selbst für Zwerge neben ihnen ansahen, und seitdem auch durch lange Zeit alles Große und Ungeheure hunnisch oder heunisch nannten. (S. Acta Eruditor T. VI. p. 89 sq. und Binhart's „thüringische Chronik," Seite 60 u. f.)

Der achtzehnjährige König der Deutschen, Ludwig IV. (das Kind), ergrimmt über die Niederlagen der Baiern und Thüringer, vermeinte sich seine Spornen an den Magyaren zu verdienen. Eine strenge Heerfahrt wurde von ihm angeordnet und mit Anstrengung gerüstet. Die drohende Gefahr weckte auch der Ungarn vermehrte Thätigkeit. Zwei Reichsbeamte wurden dem dreizehnjährigen Zoltan an die Seite gestellt, und wiederum unterlagen bei Augsburg die Deutschen (910) der ungewohnten K eise h deren schnelles Kommen und Verschwinden,

täuschendes Fliehen und furchtbares Streiten aus der Ferne mit sicher treffenden Pfeilen, kein Fechten, Angreifen oder Widerstehen in geschlossenen Reihen zuließ, wie bis dahin die Deutschen es allein verstanden. Durch Geldgeschenke an die Anführer der Ungarn hielt der besiegte König diese von weiterem Vordringen ab, und um die Schmach zu vermehren, mußte, der Enkel Karl's des Großen sich und seine Nachfolger den unüberwindbaren Feinden zu einem jährlichen Tribute verpflichten. Ludwig überlebte diese Niederlage nur um Ein Jahr, und auf den siegentfremdeten Thron der Karolinger, deren Herrscherlinie in Deutschland mit Jenem ausstarb stieg der fränkische Herzog Konrad.

Doch noch war die Zeit nicht gekommen, wo Deutschland sich gegen die kühnen Eindringlinge zu schützen wußte. Parteigeist, Abtrünnigkeit und stäte Umtriebe gegen den Thron zehrten an dem Marke dieses Reiches und gaben es — ein Beispiel, das neunhundert Jahre später sich verhängnißvoll wiederholen sollte — zersplittert und einheitlos in die Hände einträchtiger Feinde. Ungehindert drangen die ungarischen Streifparteien bis Basel vor, legten die Stadt in Schutt, und ergossen sich von da aus sengend und plündernd über Elsaß und Lothringen (917). König Konrad hatte kaum nach innen sich seiner Widersacher zu erwehren begonnen, als ihn (919) der Tod überraschte. Eben so weise als edel, hatte er seinen Nachfolger aus den Reihen seiner Gegner gewählt, überzeugt, derjenige werde die Krone am tapfersten schützen, der sie am tapfersten angegriffen, und so erfaßte nach ihm Heinrich I. der Sachse — unpassend der Finkler genannt, weil am Vogelherde ihn die Nachricht seiner Erwählung angetroffen haben soll — Deutschlands glanzberaubtes Scepter, um es herrlich von seinem Roste zu reinigen.

Wie in Deutschland, so boten auch in Italien innere Zerwürfnisse den Ungarn die Hand zu erfolgreichen Einfällen. Der König Berengar von Italien, gedrängt von dem Könige des transjuranischen Burgunds Rudolf II. und dessen Mitverschworenen, befolgte gegen diese Widersacher dieselbe verderbliche Politik, deren einst Kaiser Arnulf wider den Mährenfürsten Swentopulk sich schuldig gemacht. Er rief die bereits verderblich gegen Italien heran ziehenden, bei Verona gelagerten Ungarnschwärme zum Beistande gegen seine Feinde auf, die eben auf dem Berge von Brescia B[illegible]en beschlossen (921). Die Ungarn, schnell bereit, über-

fielen die Versammlung der Empörer, hieben die Meisten derselben nieder, und schleppten die Anderen, worunter der mächtige Graf Giselbert, in Fesseln vor Berengar. In unzeitiger Großmuth schenkte dieser dem ränkesüchtigen Grafen die Freiheit, welche der Undankbare dazu benutzte, den König von Burgund zum nochmaligen Angriff auf Italien zu verführen, bis Berengar (924) unter den Dolchen von Meuchelmördern verblutete. Diese himmelschreiende Unthat stachelte die Ungarn zu neuem Ingrimme wider Italien, und lieh ihnen zugleich den Vorwand der Rache. Stürmend erstiegen sie unter Zoltan's Anführung die Mauern Pavia's, der Hauptstadt des italischen Reiches, steckten sie in Brand, und erwürgten alles Lebende; nur zweihundert Bürger erkauften um acht Scheffel Silbers, das sie mit wunden Händen unter dem Schutte der Verwüstung hervor gegraben, das nackte Leben. Noch nicht gesättigt in ihrer Rache, wollten die Magyaren auch den burgundischen König Rudolf, den Anstifter von ihres Bundesgenossen Berengar blutigem Untergange, die Schwere ihres Armes empfinden lassen. Ihr Zorn suchte den Gegner jenseits der Alpen auf. Obschon der Wege unkundig und von dem Heere des Grafen Hugo von Vienne plötzlich umzingelt, schlugen sich die Magyaren doch unwiderstehlich durch, und ergossen sich über das südliche Frankreich, wo das ungewohnte Klima ansteckende Krankheiten in ihre Reihen warf und sie großentheils aufrieb. Der Rest zog in die Heimat zurück.

Der kraft- und ruhmvolle deutsche König, Heinrich, lehnte sich alsbald gegen den schmählichen Tribut auf, den das Reich den Ungarn zollte. Er schien ihn in's Vergessen bringen zu wollen, und als ungarische Gesandte auf Abführung des Rückstandes drangen, verweigerte er ihn. Sofort drang ein Magyarenheer in Sachsen ein; Heinrich stellte sich demselben entgegen, und in den Harzgegenden oder bei Werle kam es (923 oder 924) zu einem Gefechte. Noch immer war den Deutschen die Kampfweise der Magyaren eine so fremdartige und ungewohnte, daß sie derselben nicht zu widerstehen vermochten, und Heinrich kaum Zeit gewann, sich in die Pfalzfestung Werle zu werfen. Die Magyaren hätten nun volle Freiheit gehabt, sich im Lande auszubreiten; aber einer ihrer Hauptanführer, vielleicht Zoltan selbst, war im Gefechte in die Hände der Deutschen gefallen, und willig begaben sich die Magyaren ihres Vortheils, um nur den geliebten Führer wieder frei zu sehen. Mit Lösegeld war dem deutschen Könige nicht gedient; er begehrte

für die Freigebung des hohen Gefangenen einen neunjährigen Waffenstillstand, und dieser wurde zugestanden.

Mit beispielloser Umsicht und Thätigkeit verstand der König diese neunjährige Ruhe gegen Ungarn zu benutzen; die Ergebnisse von Menschenaltern drängten sich in diesen kurzen Zeitraum. Vor Allem galt es, die Deutschen zu einer neuen, der magyarischen entsprechenden Kriegsweise zu gewöhnen und den reitenden Krieg in Aufnahme zu bringen, zugleich aber auch die Unterwerfung der slavischen Völker, an denen die Magyaren bei ihren bisherigen Einfällen allzeit bereite Helfer gefunden, zu bewerkstelligen, und nebstbei durch Errichtung ummauerter Zufluchtsorte die, der Belagerung fester Plätze unkundigen Magyaren von tieferem Eindringen in das Land abzuhalten. Alles dies wurde in der gebotenen Frist glücklich bewerkstelligt. Von der Elbe aufwärts gehend, bändigte er die slavischen Völkerschaften der Dalemincier, Milziener und Heveller im Meißnischen, Lausitzischen und Brandenburgischen, und schnitt ihnen durch Bekämpfung der Böhmen den Rückhalt ab. Er bildete aus seinen deutschen Kriegern treffliche Reiterheere, übte sie im Waffen- und Rossegebrauche, und — während bisher, zu ihrem Nachtheile, die Deutschen immer nur in großen Massen gestritten, und, gewöhnlich mit einer Spitze in die feindlichen Reihen dringend, zuletzt Mann gegen Mann gekämpft hatten — hielt Heinrich auf geschlossene Glieder, aber nicht in tiefen Haufen, sondern in ausgedehnten Linien, um den gewöhnlichen Angriff der Magyaren im Rücken zu vereiteln. Bei dem Felddienste wies er die Reiter an, im leichten Gefechte die gefürchteten magyarischen Pfeile aufzufangen und dann plötzlich auf den Feind einzudringen. Dabei umgab der König sowohl in Sachsen und Thüringen, wie im Slavenlande manchen offenen Flecken mit Mauern, erbaute an schicklichen Orten Burgen, legte Warten mit Besatzungen an und verordnete, daß je der neunte freie Grundbesitzer vom Lande in diese sogenannten Städte ziehen und Wohnungen und Scheuern für den Fall eines Krieges erbauen sollte, imgleichen daß, um den Gebrauch der Waffen allgemein zu machen, die Burgwache der Reihe nach von den Bewohnern des Umlandes verrichtet würde. Viel räuberisches Gesindel schuf der unermüdliche König zu einer Kriegerschaar um, und legte sie in die Vorstadt des stark befestigten Merseburg, um zur Vertheidigung der Stadt oder zum Zug im offenen Felde sie zu verwenden. Alles bereitete sich zu einem Entscheidungskampfe vor, der nicht ausblieb.

Die Ungarn hatten, ungeachtet der drohenden Vorbereitungen des deutschen Königs, den ihnen unbequemen Waffenstillstand redlich gehalten. Als aber die Zeit verronnen war, drangen sie (932) von Neuem auf Zahlung des Tributes. König Heinrich wies sie schnöde ab. Da brach Zoltan mit einem Heere durch Böhmen in Dalemincien (Meißen) ein, die slavischen Bewohner des Landes an die alte Freundschaft mahnend und zur Abschüttelung des deutschen Joches aufrufend. Doch die Dalemincier scheuten des Königs Zorn noch mehr, als jenen der alten Bundesgenossen, von denen sie selbst gar Manches gelitten und ausgestanden. Spottend überschickten sie den Magyaren, statt der erwarteten Hilfe, einen fetten Hund. Zoltan hatte nicht die Zeit, die schmachvolle Antwort zu bestrafen; kampfgierig drängte er dem deutschen Könige entgegen. Die Ungarn theilten nun ihr Heer, und während der eine Haufe die Belagerung der festen Burg an der thüringischen Gränze (Zeiz? Jena?) unternahm, welche der Thüringer Wido, Gemal der unehelichen Schwester Heinrich's, mit vielen Schätzen bewohnte, drang der andere Haufe nach Nordthüringen selbst vor. Allein der thüringische Heerbann unter der Anführung Sigfrid's, Grafen im Hosgau und Friesenfeld, und die mit ihm vereinigten Schaaren des wahrscheinlich sächsischen Grafen Hermann, warfen sich auf diesen zweiten Magyaren-Haufen, schlugen und zersprengten ihn völlig. Das Treffen mag unweit Erfurt vorgefallen seyn, da eine damals in dieser Stadt eben versammelte Synode durch diesen, den Deutschen günstigen, Ausgang der tödtlichsten Angst enthoben wurde. Der Unfall der Gefährten bewog den noch ungeschlagenen anderen magyarischen Haufen, schnell die Belagerung der Burg Wido's aufzuheben und mit verdoppelter Eile auf das königliche Heer los zu gehen, ehe dasselbe noch, durch die Nachricht von dem Siege des sächsisch-thüringischen Heerbannes ermuthigt, mit vermehrter Zuversicht schlagen werde. Schon war dieser zweite ungarische Schlachthaufe, nachdem er durch brennende Holzstöße die auf Plünderung ausgesandten Streifparteien zurückgerufen hatte, an den Gränzen des nachherigen Balsamerlandes oder Belxgaues nordwestlich von Magdeburg vorgedrungen, als der König Heinrich, der mit seinem deutschen Heere nördlich vom Harze bei Radi stand, und nur noch warten wollte, bis die Friesen zu ihm stoßen würden, die Botschaft von der Niederlage des einen, und von der Annäherung des anderen Ungarnhaufens erhielt. Ohne nunmehr erst die Ankunft der Friesen abzuwarten, geht der

König am folgenden Tage den Ungarn entgegen, begeiſtert die Seinigen durch feurige Anrede, ſtellt die Schlachtordnung nach der neuen, beſſeren Weiſe, ſtürmt dann unaufhaltſam auf die Magyaren ein, zerſprengt mit ſeinen gepanzerten Maſſen ihre leichtgefügten Glieder, erobert ihr Lager mit der ganzen, darin aufgehäuften Beute, verfolgt die Flüchtigen bis nach Dalemincien und an die Elbe, und führt nach dieſem entſcheidenden Siege, der Deutſchlands Gränzen von den furchtbaren Gäſten gereinigt hatte, ſein Heer in die Winterquartiere und nach Nordthüringen zurück. Hätte damals in Dalemincien bereits ein deutſcher Markgraf geſeſſen, ſo wäre der völlige Untergang des Magyarenheeres unausbleiblich geweſen.

Noch wollten die Magyaren an das plötzlich erlangte kriegeriſche Uebergewicht der von ihnen ſo lange in Furcht gehaltenen Deutſchen nicht glauben; darum wagten ſie, ungeſchreckt von der erfahrenen blutigen Warnung, ſchon im folgenden Jahre (933) einen neuen Einfall. Aber Heinrich ſammelte mit gewohnter Eile ſeinen deutſchen Heerbann, zog den Feinden in den Haſſegau entgegen und ordnete hier das Treffen. Andacht und Enthaltſamkeit ſollten den Muth ſeiner chriſtlichen Krieger, gegenüber den kühnen Heiden, beleben. Alle leichtfertigen Dirnen ließ der König aus dem Lager treiben; daher der Ort, wo die Schlacht vorgefallen, noch jetzt Keuſchberg (vielleicht auch aus Königsberg corrumpirt), der benachbarte Ort aber, wohin die Dirnen geſchafft wurden, Skortleben (von Scortum, Freudendirne) heißt. Indem Heinrich den Ungarn zuerſt eine Schaar ſchlechtbewaffneter Thüringer zeigte, verlockte er Jene, ſich näher an ihn heran zu wagen, wo er dann plötzlich mit ſeinen Kerntruppen über ſie losbrach. Die Magyaren leiſteten heldenmüthigen Widerſtand, und mehr als einmal war der Ausgang zweifelhaft. Aber endlich ſiegte die deutſche Ausdauer über die leichten Magyarenhorden, die durch des Königs Liſt ſich ihres gewöhnlichen Vortheils, aus der Ferne zu ſtreiten, begeben hatten, und einmal erſchüttert, war das Verderben des Ungarnheeres entſchieden. Haufenweiſe wurden die Fliehenden niedergehauen, gefangen, in die Saale geſprengt. Doch auch die Deutſchen hatten über ſchwere Verluſte zu trauern; der heldenmüthige Albrecht von Babenberg befand ſich unter den Todten. Schanzen aus jener Schlacht haben ſich bei Keuſchberg, eine Meile von der Stadt Merſeburg, bis auf unſere Tage, erhalten, und noch jetzt wird in jenem Dorfe, in der angeblich vom Könige Heinrich zum frommen Gedächtniſſe des hier erfochtenen Sieges geſtifteten

Kirche, immer am Jahrestage der Schlacht (28. Auguſt) die Geſchichte derſelben von der Kanzel abgeleſen*). Zwar nicht Deutſchland überhaupt, wohl aber Thüringen und Sorbenland blieben ſeit dieſem Tage ſo ziemlich von weiteren Einfällen der Magyaren verſchont, und deren frühere, bald heimliche, bald offene Anhänger unter den ſlaviſchen Gränzſtämmen durften es fortan um ſo weniger wagen, ſich gegen die deutſche Hoheit aufzulehnen.

Der Ungarn Muth war durch dieſe zwei Unglücksjahre nicht erſchüttert worden. Nach des Baiernherzogs Arnulf Tode (937) fielen ſie mit erneutem Grimme in deſſen Lande ein, raubten und ſengten durch Schwaben und Franken, ſetzten hierauf bei Worms über den Rhein, verheerten Elſaß, Lothringen und Frankreich, und zogen dann, oft übel mitgenommen, aber auch beladen mit Raub, durch Burgund und Italien nach Pannonien zurück. Gleichzeitig überfielen, durch den Tod König Heinrich's (936) ermuthigt, andere ungariſche Horden das niederſächſiſche Gebiet, wurden aber theils durch die ausfallenden Beſatzungen feſter Plätze mit Erfolg angegriffen, theils durch Verrätherei ihrer Wegweiſer in den Drömlinger Waldbruch (im heutigen Braunſchweig) und in Sümpfe gelockt, und durch den Boden wie durch der Sachſen und Wenden Waffen aufgerieben. Auch in Baiern, deſſen Markenbann die Ungarn ſchon vor länger als dreißig Jahren geworfen hatten, unterlagen ſie, bei abermaligem Einfalle, am Traunufer dem ſiegreichen Schwerte Herzog Berthold's (943), und nicht minder unglücklich ging im folgenden Jahre ein Raubzug nach Kärnten an ihnen aus. Das unmächtige byzantiniſche Kaiſerthum erkaufte von den Magyaren fünfjährigen Frieden.

Die Häupter der Magyaren konnten ſich nicht verhehlen, daß der einſtige Zauber des Schreckens von ihnen gewichen und daß man namentlich in Deutſchland mit Glück auf ihre, vorher Alles überraſchende und bewältigende Kriegsweiſe eingegangen war. Die Raubfahrten hatten die Blüte der kriegeriſchen Mannſchaften hingerafft. Zoltan fühlte das Bedürfniß des Friedens, doch ſeinem muthigen Sinne erſchien Aufhören des Krieges wie

*) Die wichtigſte Quelle für dieſe Kriege, und für frühere Schilderungen unbenutzt, iſt das, von A. Ch. Wedekind im vierten Hefte ſeiner „Noten zu einigen Geſchichtſchreibern des deutſchen Mittelalters“ (Hamburg, 1821 u. f.) zuerſt herausgegebene alte **Chronicon Corbejense**, p. 487 sq.

Aufhören des Lebens. Er mochte nicht mehr Führer seyn, wo Nichts mehr gewagt werden sollte; darum vermälte er seinen schon mannbaren Sohn Taksony mit der Tochter eines Häuptlings der kumanischen Magyaren, übergab ihm den Oberbefehl und ließ ihm in solcher Eigenschaft huldigen (947). Drei Jahre noch stand er seinem Sohne rathend zur Seite; dann schied er aus der Welt.

Der siebzehnjährige Taksony dürstete darnach, die früheren Scharten auszuwetzen. In Italien beschwor man seinen Grimm durch Geschenke; aber hoffend, in Baiern die letzten Niederlagen zu rächen, zog er mit einem Heere dorthin. Doch Baierns neuer kriegskundiger Herzog Heinrich bot ihm die Schlacht, schlug und zwang ihn, mit großen Verlusten seinen Rückzug anzutreten (950). Neue Hoffnung für der Magyaren kriegerische Unternehmungen boten die abermaligen Zerwürfnisse in Deutschland. Heinrich's des Sachsen Nachfolger auf dem deutschen Throne, König Otto I., lebte in Zwiespalt mit seinen nächsten Verwandten. Sein eigener Sohn, Ludolf, Herzog von Schwaben, mißvergnügt über des Vaters zweite Ehe mit Adelheid von Italien, empörte sich gegen ihn. Den unnatürlichen Sohn unterstützten sein Schwager, der lothringische Herzog Konrad, dann Arnulf, Pfalzgraf von Baiern, und dessen Vetter, der Erzbischof Herold von Salzburg. Die Verschwörer entblödeten sich nicht, Hilfsvölker von den Ungarn zu begehren, von welchen Deutschland schon so viel gelitten. Als diese magyarischen Truppen eintrafen, stellte sich Herzog Konrad an ihre Spitze (954) und führte sie, nicht zu ritterlichem Kampfe, sondern zu Brand und Raub durch Franken und die Rheinlande. Bald ergriff ihn bittere Reue, als er sein Vaterland von den wilden Fremdlingen durch seine Schuld zerfleischt sah; er floh von ihnen hinweg, aber nutzlos, denn sie hatten nun den Weg gefunden und fuhren auch ohne ihn fort zu plündern und zu verheeren, bis sie die ungeheure Beute auf wohlbekannten Heerstraßen durch Frankreich und Italien in ihre pannonische Heimat wälzten.

Solche überreiche Ausbeute reizte den goldgierigen Taksony zu wiederholten Versuchen. Er meinte, in Deutschland auch ferner so leichtes Spiel zu haben, denn es war ihm unbekannt, daß König Otto sich mittlerweile mit seinen Verwandten ausgesöhnt, den widerspänstigen Sohn zur Unterwerfung gezwungen, den stolzen Erzbischof Herold gedemüthigt und geblendet hatte. Ueber hunderttausend Magyaren brachen auf, ihrem Herzoge auf seinem

Beutezuge zu folgen. Dieſer hatte liſtiger Weiſe Boten an den deutſchen König abgeſendet, ſcheinbar Frieden und Freundſchaft entbietend, in der That aber nur, um den Fortgang der Spannungen unter den deutſchen Fürſten und die Stärke ihrer Kriegsmacht zu erſpähen. Kaum waren die Kundſchafter, von der dem Könige Otto und dem Baiernherzoge Heinrich I. feindlichen Partei aufgemuntert, zurückgekehrt, ſo zog Takſony im Sommer 955 mit zahlloſem Volke aus, das Land von der Donau bis an den Schwarzwald überſchwemmend. Der Graf Werner, Bruder des bei Regensburg gebliebenen Pfalzgrafen Arnulf von Scheiern, ſoll die Führer der Magyaren mit ſeinem Rathe unterſtützt haben. Nichts ſchien den Eindringenden Widerſtand bieten zu wollen; denn der König Otto ſtand mit ſeinen Sachſen im Felde gegen die Gränzſlaven, und der Herzog Heinrich lag auf den Tod erkrankt in Regensburg. Was von baieriſchen Mannen in der Eile zuſammengerafft werden konnte, führte der Graf Eberhard von der Sempt ſchleunigſt nach Augsburg, wohin König Otto den deutſchen Heerbann beſchieden hatte. Zu ihrem Nachtheile hielten ſich die Magyaren, welche auf Graf Werner's Rath Augsburg zu belagern entſchloſſen waren, vor dieſer Stadt länger auf, als ſie bei ihren ſchnellen Zügen ſonſt zu thun gewöhnt waren. Dieſes Säumen ward Deutſchlands Rettung, indem es dem deutſchen Heerbanne Zeit gewährte, ſich den Magyaren gegenüber zu ſammeln. König Otto ſelbſt kam mit einer kleinen Abtheilung Sachſen — denn die Mehrzahl ihrer Mannen hatten noch mit den ſlaviſchen Stämmen zu thun — herbei; zu ihm ſtießen die Baiern, Schwaben, Böhmen, Franken und die Bürgerſchaft Augsburgs, geführt von ihrem Biſchofe Udalrich und dem Grafen Theobald.

Der König Otto theilte das deutſche Heer in acht Legionen. Die Vorhut befehligte der Herzog Konrad von Franken-Rothenburg; drei Legionen Baiern, vom Grafen Eberhard von der Sempt angeführt, bildeten, wegen ihrer kriegeriſchen Gewandtheit, das erſte Treffen. Im zweiten Treffen gebot der König Otto ſelbſt über eine Schaar Sachſen; ſie deckten das Reichsbanner und die heilige Lanze, deren Spitze aus Nägeln des heiligen Kreuzes geſchmiedet war zur frommen Begeiſterung der chriſtlichen Krieger. Die Schwaben gehorchten ihrem Herzoge Burchard. Herzog Boleslaw's tauſend Böhmen und die Augsburger Bürger machten die Nachhut aus. Durch Buße und Faſten wurde das deutſche Heer zu dem heiligen Kampfe vorbereitet,

auf strenge Zucht gehalten und das Lager durch Reliquien geweiht. Der König und seine Fürsten empfingen aus Bischof Udalrich's Hand das heilige Abendmahl, gaben einander den Friedenskuß, gelobten mit gleicher Kraftanstrengung im Streite Einer für den Anderen zu stehen. Und weil die verhängnißvolle Schlacht am St. Laurentiustage (10. August) geschah, so that der König noch überdies das Gelübde, dem heiligen Laurentius, wenn dessen Fürbitte ihm zum Siege verhelfe, in Merseburg ein Bisthum zu stiften, was, obgleich dreizehn Jahre später, auch geschah. Eine begeisternde Anrede entflammte den Muth des deutschen Heeres; Jeder ging mit dem Bewußtseyn in die Schlacht, daß nur durch festes Zusammenhalten dem verhältnißmäßig geringen Häuflein Widerstand gegen die zahllosen Rotten der Feinde möglich seyn werde.

Die Magyaren hatten sich in drei Schlachthaufen getheilt. Zwei unter Anführung der Feldherren Bultzu und Lehel waren in das Lechfeld vorgerückt; Taksony selbst war an ihrer Spitze. Der dritte Haufen, unter Botyondy's Befehl, bildete in einiger Entfernung vom Lech die Reserve. Wo das Haupttreffen entbrannte, dort stand damals der Ort Gunzenbach. Es gelang den beiden ersten Magyarenhaufen, ungehindert über den Lech zu kommen; klüglich umgingen sie die Vorhut und die Baiern, von denen sie wußten, daß dieselben mit ihrer Kampfweise am meisten vertraut waren, und versuchten mit ihrer Menge die Deutschen einzuschließen und zu erdrücken. Den Böhmen, der Nachhut und den Schwaben des zweiten Treffens galt ihr erster Angriff. Vor dem wüthenden Anpralle der Magyaren wichen die Böhmen zurück, und auch die Schwaben begannen zu wanken; schon plünderten die Magyaren, sich Sieger wähnend, das feindliche Gepäck. Da flog, die Gefahr des Augenblickes erkennend, des Königs Tochtermann, der Herzog Konrad von Franken, an der Spitze seiner und der baierischen Mannen herbei, brachte die Fliehenden zum Stehen und das Uebergewicht des Kampfes wieder auf die Seite der Deutschen. Schrecklich war das Gedränge, unerträglich die Hitze. Athemlos vom beharrlichen Fechten, wagte der Herzog Konrad den Helm zu lüften, aber in der nämlichen Secunde bohrte sich ihm ein wohlgezielter magyarischer Pfeil in den Hals und zerschnitt das tapfere Leben. Noch ehe des heldenmüthigen Führers Fall die Deutschen entmuthigen konnte, eilte der König Otto an der Spitze der übrigen deutschen Völker, die heilige Lanze hoch aufschwingend, zur Entscheidung herbei;

dies gab den Deutschen die Losung zum wüthendsten Angriffe. Noch hielten die Magyaren eine Weile muthig Stand; aber endlich vermochten sie nicht länger auszudauern, und alsbald zersplitterte ihre Schlachtordnung nach allen Seiten. Ueber die Leichenhügel ihrer und der feindlichen Todten, welche die Schnelligkeit ihrer Flucht hemmten, eilten sie dem Lech zu, welcher, weit über seine Ufer getreten, mit der deutschen Erde sich zur Rache an den furchtbaren Drängern verbündet zu haben schien, und, was die deutschen Speere verschont hatten, in seinen Fluten ersäufte. Alles wüthete vereinigt gegen die Flüchtlinge. Einige, die in Dörfern Fuß gefaßt hatten, wurden mit sammt den Häusern verbrannt, Andere von dem ergrimmten Landvolke auf der Flucht erschlagen, Viele von den ausfallenden Besatzungen der benachbarten Städte gefangen genommen. Den treulosen Grafen Werner, der sie so übel berathen, tödteten die fliehenden Magyaren in ihrem Zorne. Unter den Gefangenen befanden sich auch die Führer Bultzu, Lehel und Ursur, welche König Otto, als Verbündete eines aufrührischen Lehensmannes, vor ein Kriegsgericht stellen und in Regensburg aufknüpfen ließ. So groß, wie die Beute der Sieger, war der Verlust der Magyaren. Von dem einen Heerhaufen derselben blieben nicht mehr als sieben Mann übrig, welchen die ergrimmten Deutschen die Ohren abschnitten und sie verstümmelt und elend in ihre Heimat absendeten, um ihren Mitbrüdern die grausame Niederlage zu berichten. Mit mehr als spartanischer Strenge stießen die Magyaren diese Unglücklichen — weil sie für das entehrte Leben feige Sorge getragen — aus aller Gemeinschaft aus, vertrieben sie von Weibern, Kindern und allem Eigenthume, ließen sie verachtet den ewigen Bettelstab ergreifen, und belasteten sie mit dem Schimpfnamen Magyorlak und Gyáß (Magyarlein, traurige Ritter). Doch auch der Deutschen Verlust war empfindlich. Vor Allen hatten sie den Tod des tapfersten Mannes, des Frankenherzogs Konrad, dem nebst dem Könige hauptsächlich die Ehre des Sieges gebührte, zu beklagen; auch die Grafen Theobald und Reginald von Kyburg waren unter den Erschlagenen, so wie unter den Schwerverwundeten die Bischöfe von Eichstädt und von Freisingen. — So endete die große Lechfeldschlacht; seit derselben wagten die Magyaren nie wieder, ihre Raubzüge so weit in's Innere Deutschlands auszudehnen, und nur die Gränzprovinzen blieben noch längere Zeiten ihren verheerenden Einfällen ausgesetzt. Auch machte diese Niederlage der Magyarenherrschaft in jenen schönen Gebieten an der

Donau ein Ende, aus welchen die nachmalige Markgrafſchaft Oeſterreich ſich bildete.

Als der jenſeits des Lech zurückgebliebene dritte Heerhaufen der Magyaren die Nachricht von der ſchrecklichen Niederlage des Hauptheeres erhielt, warf er ſich in das Dickicht des Schwarzwaldes, den heimziehenden Truppen König Otto's dort auflauernd. Es gelang ihm, einen Theil der gegen den Rhein ziehenden deutſchen Krieger zu umzingeln, ihnen die Roſſe niederzuſchießen, Viele zu tödten und Andere in die Gefangenſchaft zu ſchleppen. Es war ein blutiger, obſchon ungenügender Troſt für das Verderben am Lech; die deutſchen Gefangenen dienten zur Auslöſung der in Regensburg kriegsgefangenen Magyaren.

Auch jener furchtbare Schlag vermochte die Raubſucht der Magyaren nicht abzuſchrecken, noch ihren kriegeriſchen Unternehmungsgeiſt zu beugen. Von ihrem Gränzplatze Mölk aus wagten ſie bald wieder Streifereien an den Gränzen Baierns, und weil das Innere Deutſchlands ihnen durch König Otto's ſcharfes Schwert verſchloſſen blieb, wandten ſie den Blick wieder nach Oſten. Zu drei verſchiedenen Malen wagten ſie in Griechenland einzufallen; doch immer mit ſchlimmem Erfolge. Das erſte Mal (958) wurden ſie von dem Patricier Pothus Argyrus nächtlich überfallen und geſchlagen, Beute und Gefangene ihnen wieder abgenommen. Aehnlich erging es ihnen einige Jahre ſpäter (961); das dritte Mal (962) erlagen ſie der Kriegskunſt des Marianus. Dennoch wagten ſich dreihundert der kühnſten Magyaren bis nach Byzanz, ſchleppten fünfhundert Griechen gefangen mit ſich hinweg, und gelangten glücklich wieder in die Heimat. Dagegen wurde ein anderer magyariſcher Haufe, zweihundert Mann ſtark, in einem Engpaſſe eingeholt und fünfzig derſelben gefangen, um ſpäter in des Kaiſers Nicephorus Leibwache aufgenommen zu werden. (Bei einem dieſer Züge gegen Griechenland ſoll — ſo erzählt eine alte Sage — Botond, ein durch Verwegenheit und Körperkraft ausgezeichneter magyariſcher Führer, trotz der feindlichen Geſchoſſe, mit ſeiner Streitart ein gewaltiges Loch in das eiſenbeſchlagene Stadtthor von Byzanz gehauen haben. Der Kaiſer ließ ihn durch den kraftvollſten Mann ſeines Heeres, einen Rieſen von Geſtalt und Größe, zum Zweikampfe fordern, mit dem Erbieten, wenn Botond ſiegen ſollte, den Frieden um einen namhaften Preis zu erkaufen. Alsbald lag der griechiſche Rieſe von Botond's Hand niedergeſtreckt. Als der Kaiſer

gleichwohl sein Versprechen nicht gehalten und das zugesagte Geld zu zahlen sich geweigert, sollen die Magyaren die Umgegend der Hauptstadt im weiten Kreise wüstgelegt und ausgeplündert haben.) Da auch hier das Los des Krieges ungünstig für die Magyaren gefallen, so ließen sie hinfort auch Griechenland ungestört. Nur als Miethtruppen kämpften magyarische und petschenegische Horden (970) in den Reihen des russischen Fürsten Swiatoslaw, als dieser dem neuen griechischen Kaiser, Johannes Tzimisces, die verlangte Herausgabe der bulgarischen Eroberung mit den Waffen in der Hand verweigerte.

Zwei Jahre nach dem letztgenannten Feldzuge starb der unerschrockene, kräftige, aber unglückliche Taksony (972), der in erfolglosen Plünderungszügen den Kern seiner Heere zur Schlachtbank getrieben hatte. Sein Sohn, von ihm mit dem kriegerischen Namen Geisa (Győzö, Sieger) benannt, folgte ihm in der höchsten Würde. Er erbte die Kraft und Entschiedenheit seines Vaters, aber er war in richtiger Würdigung der Umstände ihm überlegen, und erhielt so die Bestimmung, sein Land und sein Volk auf eine höhere Stufe, wenn nicht der Bildung, doch der Bildungsfähigkeit, zu erheben. Wieder bewährte hier die christliche Religion ihre fortwirkende Wunderkraft; sie war es, welche den wohlthätigen Neuerungen vor Allem ihre ewig siegreiche Hand bot. Geisa, obgleich noch Heide, war vermält mit der Christin Sarolta, der Tochter des in Konstantinopel bekehrten siebenbürgischen Fürsten Gyula des Aelteren, einer Frau von mächtiger Entschlossenheit, bei welcher selbst ihre heftigen Leidenschaften nur zur Festigung ihres Glaubenseifers dienten. Sarolta tummelte das Roß gleich einem Manne; auch dem Becher sprach sie zu, gleich einem solchen, und im Jähzorne hatte sie einst einen Diener mit dem Schwerte erschlagen — Eigenschaften, die, wie unweiblich auch in unseren Tagen gemahnend, in jener rohen, unbändigen Zeit und zumal in den Augen eines kriegerischen, nur für Kraft und Kühnheit erglühenden Volkes, ihr wohl weit eher als auszeichnende Tugenden, denn als Fehler, angerechnet wurden, und ihren Einfluß auf die Gemüther erhöhten. Zugleich gab ihre seltene Schönheit das Herz ihres Gemals in ihre Hand, den sie überdies durch ihren überwiegenden Geist beherrschte. An diesem kühnen, willensstarken Weibe hatte also das Christenthum eine mächtige und glückliche Vertreterin gefunden, und an dieses Finden reihte sich eine neue, wichtige Epoche.

Dem Magyarenvolke, welchem bisher der Krieg höchster, ja fast einziger Zweck gewesen war, mußten neue, und zwar friedlichere Bestrebungen eingeflößt werden; denn eine Fortsetzung jener Vertilgungskriege, wie sie namentlich seit dem Tage von Merseburg gesehen worden waren, würde mit der Ausrottung des Stammes geendigt haben. Der Raub konnte hinfür nicht mehr die einzige Quelle des Erwerbs und Lebens sein; Geisa verwies sein Volk auf Künste des Friedens, auf Bodencultur und Handel, und rief erfahrene Ausländer herbei, um in diesen ungewohnten Beschäftigungen als Vorbilder und Lehrer zu dienen. Durch Sarolta's Einfluß wurden dieser materiellen Umbildung auch Christianisirungsversuche beigesellt, und alsbald begannen die Verkünder des göttlichen Wortes ihr heilsames Werk wieder aufzunehmen. An die Stelle der bisherigen einseitigen und durch schreckliche Menschenverluste als verderblich erkannten, ausschließend kriegerischen, Politik mußte nach und nach ein System des Friedens und geordneter Staatsverhältnisse treten, wozu das Christenthum eben den trefflichsten Weg bahnte. Auch in Deutschland durfte das Wort Magyar nicht mehr gleichbedeutend mit Erbfeind bleiben; darum wurde freundliches Verständniß mit dem siegreichen Kaiser Otto gepflogen, und dieser erwiederte es durch eine ehrende Gesandtschaft an Geisa. An der Spitze derselben stand der fromme und gelehrte Bischof Bruno von Verden, der bei seiner Botschaft natürlich die kirchlichen Zwecke am wenigsten aus den Augen ließ und seine Absicht, Geisa für das Christenthum geneigter zu stimmen und den in Pannonien lebenden zahllosen Kriegsgefangenen aus Deutschland, Frankreich und Italien freie Ausübung ihres Gottesdienstes auszuwirken, vollständig erreichte. Auch Geisa sendete seinerseits Botschaft an den deutschen Kaiser, welche dieser zu Quedlinburg empfing und wodurch die beiderseitige Freundschaft, wie auch die Angelegenheiten der christlichen Kirche, neuen Vorschub gewannen. Der Bischof Piligrin von Lorch erhielt den Auftrag, eine Anzahl Priester aus Baiern nach Pannonien zu senden, um hier das Evangelium zu verbreiten. In Kurzem ließen über fünftausend Magyaren beiderlei Geschlechts sich im katholischen Glauben unterrichten, und empfingen die Taufe. Wo die Missionäre keiner Gläubigkeit begegneten, fanden sie wenigstens Duldung und Gastfreundschaft unter dem fremden Volke, so daß Piligrin in seinem Berichte an den Papst schon damals die ganze magyarische Nation zum Empfange des heiligen Glaubens bereit erklärte und das für beide

Theile rühmliche Zeugniß gab, wie nun Heiden und Christen hier so freundschaftlich beisammen lebten, daß sich hier die Prophezeiung Jesaiä zu erfüllen scheine: „der Wolf und das Lamm werden zusammen weiden; der Löwe und der Eber essen Häckerling."

Dem Fortgange des Bekehrungswerkes traten auf einige Zeit die erneuten inneren Unruhen in Deutschland hemmend entgegen. Der große Kaiser Otto I. lag im Grabe; gegen seinen Sohn und Nachfolger, Otto II. wagte, vom Bischofe von Freisingen verleitet, der Baiernherzog Heinrich II., — im seltsamen Widerspruche von Einigen der Zänker, von Anderen der Fromme oder Friedfertige genannt, je nachdem der Parteigeist die Verhältnisse auffaßte — sich aufzulehnen. Für Otto erklärte sich der Bischof Piligrin, für Heinrich standen die Magyaren auf, die nun wie jenen Bischof, überhaupt die Priester und christlichen Lehrer, weil Letzterer sie ihnen zugesendet, für ihre Feinde ansahen, diese daher aus dem Lande trieben und das Bisthum Lorch verheerten (975). Aber Heinrich erlag dem strafenden Zorne seines Kaisers; der treue Piligrin wurde mit Erweiterung seiner Macht und seines Ansehens belohnt, und wieder strömten die Lehrer des Evangeliums in das beruhigte Magyarenland, das unterbrochene Gotteswerk mit neuem Eifer wieder aufnehmend (977). Ihr frommes Bemühen krönte endlich der herrlichste Erfolg; Geisa selbst empfing die Taufe, und somit schwang sich die christliche Religion siegend auf den Thron Ungarns.

Kaum in den Schooß der Kirche aufgenommen, ward Geisa ein eifriger Bekehrer, wenn auch bei seinem frommen Beginnen häufig durch gewaltsame Heftigkeit die alte heidnische Wildheit noch aufzuckte und sich ein Werk erschwerte, das nur durch sanfte Pflege und weise Geduld gefördert werden konnte. Aber sein Bekehrungseifer scheiterte großentheils an der Hartnäckigkeit, womit das Volk der Magyaren seinem alten Glauben anhing, und die sich, da Geisa mit Zwang zum Ziele zu kommen hoffte, vielmehr zum Fanatismus steigerte. Schon begann Geisa an dem Erfolge zu verzagen; da sollen himmlische Gesichte ihn tröstend auf die Zukunft verwiesen haben. Ein Engel soll ihm erschienen seyn, ihm die Geburt eines Sohnes verkündend, der jenes Werk des Heiles, welches Geisa's blutbefleckter Hand nicht gelingen wolle, siegreich zur Vollendung führen werde. Auch Sarolta, so meldet die Sage, hatte einen ähnlichen Traum; sie sah den heiligen Märtyrer Stephan, der ihr gebot, den Sohn, dessen sie genesen

würde, nach ſeinem Namen zu nennen, ſie dabei getröſtend, derſelbe werde die erſte Krone dieſes Landes tragen. Bald darauf (978 oder 979) gebar Sarolta zu Gran den verheißenen Sohn. Doch wurde derſelbe weder ſogleich getauft, noch der Name des Heiligen ihm beigelegt, den der Traum der Mutter vorgeführt. Man nannte ihn vorläufig Waik (Bajnok, Kämpfer), vielleicht um durch den kriegeriſchen Namen ihm gleich im Beginne ſeiner Lebensbahn die Neigung des kriegeriſchen Volkes zuzuwenden.

Noch waren verhältnißmäßig Wenige für die chriſtliche Kirche gewonnen; bei weitem die Mehrzahl des Volkes hing feſt an dem Glauben der Väter, und die chriſtlichen Lehrer wurden den Heiden um ſo mehr ein Gegenſtand des Haſſes, je heftiger der Regent ſie drängte, der neuen Lehre ſich hinzugeben. Die arbeitſamen und daher reichen Chorherren und Mönche zu St. Florian, Kremsmünſter, Manſee, Altaich und Regensburg mußten ſehr oft dieſen heidniſchen Groll entgelten; denn von dem feſten Mölk aus brachen wiederholt magyariſche Rotten in das bebaute Land herein und verwüſteten weithin die Gegend. Als aber der heldenmüthige Wächter der Oſtmark, der babenbergiſche Leopold, trachtend, den Magyaren die alte Oſtgränze für das deutſche Reich wieder abzugewinnen, mit ſtürmender Hand vor Mölk zog, die Eiſenburg brach und die Magyaren bis hinter den Kalenberg zurückwies (ſ. Geſammtgeſchichte, I. Band S. 25), ward jene Gegend ſicher und die chriſtliche Cultur daſelbſt unter chriſtlichen Schutz geſtellt. Die Beſitzungen des Paſſauer Biſchofs Piligrin ſollten für dieſen Verluſt büßen; aber hier ſetzten den zerſtörungsſüchtigen Heiden die beherzten Anſiedler ſowohl, als die Beſatzungen feſter Plätze wirkſamen Widerſtand entgegen. Die Rache der Magyaren fiel daher zunächſt auf die Deutſchen, die chriſtlichen Prieſter und Mönche in ihrem Lande zurück, und die junge Saat des Chriſtenthums drohte unter dieſen feindlichen Einwirkungen gänzlich zu erſticken. Selbſt in dem chriſtlichen Geiſa regte ſich das Heidenthum noch gewaltig, und während er den einigen wahren Gott der Chriſten anbetete, hinderte ihn dies nicht, nebenbei auch den Göttern der heidniſchen Magyaren zu opfern, weil er reich genug zu ſeyn meinte, um Beiden Geſchenke darzubringen.

Ungeachtet ſeiner Halbheit im Glauben und ſeiner Unbekanntſchaft mit allem Wiſſen, ſorgte Geiſa doch, daß ſein Sohn Waik ihn dereinſt an Glauben wie an Wiſſen übertreffe. Er gab ihm den gelehrten Grafen Theodat von San Severino aus Apulien zum Lehrer und Erzieher, und da

der Kampf des christlichen und des heidnischen Elements große Gährungen besorgen ließ, so eilte er, dem mittlerweile fünfzehn Jahre alt gewordenen Waik durch die Vertreter des Volkes den Eid der Treue leisten zu lassen. Damals vermeldete auch der heilige Bischof Adalbert von Prag (s. Band III., S. 40), aus Italien kommend, durch den Mönch Pappas seine beabsichtigte Durchreise durch Ungarn. Freudig sendete Geisa dem heiligen Manne ehrenvolles Geleit entgegen, um ihn nach Gran zu führen, wohin er zur Verherrlichung der vorzunehmenden feierlichen Handlung die Großen des Landes berief. Ja selbst dem jungen deutschen Könige, Otto III., zeigte Geisa die Ankunft des gefeierten Bischofs an, und lud ihn ein, Zeuge des heiligen Actes zu seyn.

Die Verhältnisse zu dem deutschen Hofe waren damals günstig. Zwar berichten sächsische Annalisten von abermaligen magyarischen Einfällen, die wenige Jahre früher (981) Statt gefunden haben sollen, und der pirnaische Mönch Lindner († um 1530) erzählt sogar, Merseburg sey bei dieser Gelegenheit zerstört, und die Magyaren von den Grafen von Mansfeld gefördert und unterstützt worden, welche Letzteren daher der Kaiser Otto II., nach Verjagung der Feinde, ihrer Lehen und Herrschaften entsetzt, zuletzt aber, auf flehendes Bitten der Grafen, sie mit einem bloßen Zusatze zu ihrem Wappen bestraft habe. Abgesehen von der Verdächtigkeit der ganzen Erzählung, würde der Vorgang nur als ein Vasallenstreit der Mansfelder Grafen zu betrachten seyn, die sich bei ihrem Unternehmen vielleicht magyarischer Söldner bedient haben mögen, so daß die Fehde also jedenfalls ohne politischen Einfluß auf die Verhältnisse zwischen Ungarn und dem Reiche blieb.

Der König Otto stand nicht an, der gedachten Einladung zu folgen, und kam, in Begleitung seines Vetters, des Herzogs Heinrich von Baiern, nach Ungarn. Hier wohnten sie der feierlichen Taufe des jungen Waik durch den heiligen Adalbert bei; Ersterer nahm dabei für immer den christlichen Namen Stephan an, und erhielt vom König eine durch Reliquien von Nägeln des heiligen Kreuzes und vom Speere des heiligen Mauritius geheiligte Lanze, mit der Berechtigung, sie nach kaiserlicher Sitte überall tragen zu dürfen. Viele vornehme Magyaren folgten dem Beispiele des Prinzen, und empfingen aus Adalbert's Hand die heilige Taufe. Ueberdies wurde Stephan, durch König Otto's Vermittelung, mit Gisela, der Schwester Herzog

Heinrich's von Baiern verlobt, und bei dieser Gelegenheit versprach Stephan insgeheim dem Könige und seinem Schwager, sein künftiges ganzes Bestreben darein zu setzen, um Ungarn zu einem einigen christlichen Reiche zu erziehen (995). Im folgenden Jahre (996) reis'te Stephan nach Baiern, um die verlobte Braut Gisela in seine Heimat zu führen. Viele tüchtige Deutsche, vertraut in den Angelegenheiten der Kirche wie des Staates und so dem jungen christlichen Fürsten von doppeltem Nutzen, folgten ihm nach Ungarn, wo, seitdem er seinem Vater die Zügel der Regierung lenken half, der kirchliche und mit demselben der deutsche Einfluß immer merklicher hervor trat. So schien denn jener geheimnißvolle Traum Geisa's, der so ganz der Abdruck seiner eigenen Sehnsucht gewesen war, sich mehr und mehr erfüllen zu wollen, und beruhigt durfte derselbe, als (997) der Tod sein Auge schloß, des Landes Zukunft in des Sohnes Hände legen.

Wir haben gesehen, wie schon seit Geisa's Regierungsantritt das alte magyarische System stäten, allseitigen Kampfes und Raubes sich in eine Friedenspolitik zu verwandeln begonnen hatte. Mit kühner Leichtfertigkeit hatte bisher das jugendliche Volk der Magyaren sein Blut auf den Schlachtfeldern Mährens, Deutschlands, Griechenlands, Italiens und Frankreichs vergeudet, als sei sein Blut und sein Menschenvorrath eben so unerschöpflich, wie sein Muth und seine Kampfgier. Aber endlich, zumal nach den blutigen Niederlagen in Thüringen und am Lech, mußte sich die Ueberzeugung aufdringen, daß das gegen Alle gezückte Schwert zuletzt den eigenen Herd vertilgen würde, und Ruhe, Freundschaft mit den benachbarten Reichen trat durch Geisa an die Stelle des früheren allgemeinen Kampfs und allgemeinen Hasses. Als der neunzehnjährige Stephan die Zügel der Regierung in seine alleinige Hand nahm, herrschte tiefer, aufrichtiger Frieden mit dem Reiche wie mit den Nachbarländern, und so gegen außen gesichert, vermochte der junge Fürst doppelte Kraft und doppelte Zuversicht in den inneren Angelegenheiten zu entwickeln. Dieser Vortheil entschied zunächst den Sieg der christlichen Kirche, der durch abermalige Erfolge bald außer allen Zweifel gestellt werden sollte. Der Versuch einer Empörung gegen den jungen Fürsten, kam Diesem eben recht, um durch ein strafendes Beispiel die Lust zu allen ferneren Wagnissen ähnlicher Art nieder zu schlagen.

Noch einmal zuckte das verendende Heidenthum wild gegen den triumphirenden Christianismus auf; es mischte sich diesen Gährungen der Haß

des Magyarenthums gegen den wachsenden deutschen Einfluß bei, welchen Stephan so auffallend begünstigte. Stephan's eigener Verwandter, Kuppa, des kahlen Zirind Sohn und Graf des Sümegher Landes, veranlaßte den Aufruhr. Nach der Oberherrschaft strebend, hatte Kuppa die Stiefmutter Stephan's, die schöne Adelheid von Polen — mit welcher der verstorbene Geisa, nach seiner ersten Gemalin Sarolta Tode, sich um 986 vermält — zur Ehe begehrt, hoffend, daß deren Einfluß seinen verwegenen Planen förderlich seyn werde. Er wurde mit seinem Antrage zurückgewiesen, und der Groll brachte zur Reife, was der Ehrgeiz schon vorlängst beschlossen hatte. Der heidnische Fanatismus der ungetauft gebliebenen Magyaren ließ sich trefflich zu Kuppa's Zwecken benutzen, und indem Dieser vorwendete, für den alten Glauben die Fahne zu erheben, strömte ihm Alles zu, was dem neuen Glauben feind war oder dessen Umsichgreifen befürchtete. Vor Allem wurde der Untergang der verhaßten Fremden beschlossen. Die Uebermacht war der Zahl nach auf Kuppa's Seite, und Stephan's Reich, ja sein Leben stand auf dem Spiele.

Doch in diesen drohenden Augenblicken entfaltete der junge Fürst eine bewundernswürdige Umsicht und Thatkraft, und je heißer die Gefahr drängte, desto enger schaarten sich seine Getreuen um ihn. Unweit Gran sammelte Stephan sein Heer. Noch einmal entsendete er friedliche Botschaft an Kuppa, ihn von dem unerlaubten Kampfe abmahnend. Durch Gebet und Andacht erweckte er den Muth seiner christlichen Krieger, er selbst aber ließ nach deutscher Sitte, die allmälig in ein Verhältniß nach dem anderen eingriff, sich wehrhaft machen; Hunt und Páznán umgürteten ihn feierlich mit dem geweihten Schwerte und schlugen ihn zum Ritter. Dann gelobte er, wenn Gott ihm den Sieg bescheere, den Zehnten von allem Ertrage des Sümegher Landes für ewige Zeiten der Abtei auf dem heiligen Pannonberge zu schenken, und ließ ob den Häuptern seiner Krieger die geweihten Fahnen mit den Namen der heiligen Georgius und Martinus wehen.

Auf seine Uebermacht pochend, hatte Kuppa die Friedensboten höhnend abgewiesen, jenseits der Donau die Besitzungen der magyarischen, wie der deutschen Christen, am ärgsten jene Stephan's, mit Feuer und Schwert verwüstet, Wesprim eingeschlossen. Da rückte Stephan zum Entscheidungskampfe über die Donau; Hunt und Páznán schützten seine Person; der kriegserfahrene Vater Wenzelin ordnete die Schlacht. Vor Palotta stieß man

auf den Feind, und der Kampf entbrannte. Schon schien der Sieg sich den Aufrührern zuneigen zu wollen, und berauscht von seinem Glücke, stürmte Kuppa gegen das Centrum der Gegner heran, um es zu sprengen. Aber in diesem Augenblicke streckte ihn Wenzelin's Schwert zu Boden, und schnell wurde des getödteten Kuppa blutiges Haupt, zum Entsetzen seiner Krieger, auf einer Lanze hoch empor gehoben. Dies entschied die Schlacht. Die sich nicht ergeben wollte, fielen unter den Schwertern der Christen, die Mehrzahl gab sich gefangen; Andere entflohen, und Stephan verbot, um erneutes Würgen zu hindern, ihre Verfolgung. Um aber die Empörer zu schrecken und sie von ihrer verlorenen Sache zu überzeugen, wurde Kuppa's Leichnam geviertheilt, und ein Stück davon am Stadtthore zu Raab, eines zu Gran, eines zu Wesprim und eines zu Alba Julia (Weißenburg) im Lande jenseits des Waldes, d. i. in Siebenbürgen, aufgehangen (998). Das Sümegher Land wurde zu einer Gespanschaft eingerichtet, von dem Ertrage der eingezogenen Güter der Gefallenen und Gefangenen aber wurden Kirchen, Klöster und Bisthümer gestiftet und begabt.

Stephan hatte durch Kuppa's Aufstand erkannt, wie das fortwuchernde Heidenthum die Einheit des Reiches gefährde, das nach seinen Gelübden in die Reihe der christlichen Staaten einzutreten bestimmt war. Frömmigkeit und Selbsterhaltungstrieb zwangen ihn gemeinsam, an die Bekehrung des Volkes durchgreifendere Mittel zu setzen und kühn die Art an die Wurzel des Heidenthums zu legen. Drohungen auf einer, lockende Verheißungen auf der anderen Seite mußten seinem heiligen Eifer das Wort reden; sein Sieg über Kuppa gab ihnen Nachdruck. Auf seinen Befehl mußten christliche Lehrer nach allen Gegenden das Land durchziehen, das Evangelium zu verkündigen und die Bekehrten zu taufen; sie willig anzuhören, war Allen zur strengen Pflicht gemacht. Als Pflanzschulen der heiligen Lehre gründete Stephan, zu dem Erzstifte auf dem Pannonberge (in der Folge unter dem Namen des Klosters „zum heiligen Berge Ungarns" bekannt geworden) noch vier Benediktiner-Abteien, und zwar zu Pecs-Várad am Fuße des Eisenberges unweit Fünfkirchen, auf dem Berge Zobor in der Neitraer, zu Szalavár in der Szaláder, und zu Bakony-Bél in der Wesprimer Gespanschaft. Da zu dieser Zeit der Herzog Stephan auch die Trauerbotschaft von dem Martyrertode des Bischofs Adalbert erhielt, so eilte er, zum Andenken dieses Glaubenshelden, dem er die Aufnahme in den Bund der Christen verdankte

und welchen er schon damals als einen Heiligen verehrte, den hohen Dom auf der Graner Burg zu stiften, und erhob denselben zu Pannoniens Metropolitan- und Mutterkirche. Zu diesem Zwecke wurde das ganze Land in zehn Sprengel eingetheilt, die Städte Colocza, Bács, Raab, Weszprim, Fünfkirchen, Watzen, Erlau, Maros, Großwardein und Weißenburg in Siebenbürgen zu Residenzen der künftigen Bischöfe angewiesen, die liegenden Gründe und Zehnten zu ihrer Unterhaltung ausgemittelt, und der Bau der Hauptkirchen eifrigst betrieben. Durch die Ankunft des Astricus, eines Schülers und Freundes des heiligen Adalbert, und der ihn begleitenden Mönche aus Braunau, erwuchs den Verkündern des Evangeliums in Ungarn ein großer Zufluß.

Inzwischen verband Stephan mit dieser emsigen Pflege des kirchlichen Elements auch einen großartigen, seines hohen Geistes würdigen, weltlichen Plan; er wollte dem jungen christlichen Reiche auch einen christlichen Thron geben, und so es im dauernden Sinne in die Reihe der Staaten einführen. Er hatte den genannten Astricus, einen Mann voll Gottessinn und Lebenserfahrung, gleich nach dessen Ankunft zum Abte von Pecs-Várad eingesetzt, und dieser sollte jetzt der Vermittler seiner Absichten werden. Indem er ihn zum Bischof von Colocza ernannte, stellte er ihn an die Spitze einer Gesandtschaft, welche nach Rom an den Papst Sylvester II. ging, um diesem über die Fortschritte des Christenthums in Ungarn zu berichten, von ihm die Bestätigung der kirchlichen Stiftungen des Herzogs Stephan zu erlangen, für Letzteren selbst aber Krone und Königstitel zu erwirken. Ein Traum soll den Papst ausdrücklich für diese Angelegenheit gestimmt haben; mehr aber mochte wohl Kaiser Otto's III. eifrige Verwendung und des Astricus beredte Schilderung der Verdienste Stephan's um die christliche Religion in Ungarn wirken, denn der heilige Vater fühlte sich davon so sehr ergriffen, daß er den Redner mehrmals mit dem Ausrufe unterbrach: „Ich werde der Apostolische genannt; aber Euer Fürst, durch welchen Christus ein so großes Volk gewonnen hat, ist der Apostel!" Alles Erbetene gewährte der Papst in reichlichem Maße. Den Abt Astricus weihete er zum Bischof von Colocza, den Mönch Dominicus aber, der wahrscheinlich bei jener Gesandtschaft sich befand, zum Erzbischof von Gran und Metropoliten für das ungarische Reich. Einen dritten Bischof ernannte er zum Legaten, um mit Herzog Stephan's Abgeordneten nach Ungarn zu

gehen und, gemeinschaftlich mit den zwei neugewählten, den übrigen vom Herzoge ernannten Bischöfen die Weihe zu ertheilen. Dem Herzoge Stephan aber und dessen Erben und Nachfolgern verlieh der heilige Vater, mittelst besonderen Sendschreibens, Krone und Königstitel, dabei zugleich die Auszeichnung, sich, als Apostel seines Volkes, allenthalben das Kreuz vortragen zu lassen, nebst dem Rechte, die Kirchen Ungarns jetzt und künftig einzurichten, zu ordnen und mit Vorzügen und Rechten zu begaben. So ließ sich denn Stephan am Maria Himmelfahrtstage des Jahres 1000 zu Gran, im Beiseyn vieler Bischöfe, Aebte, Magnaten und Freien, feierlich krönen, und nannte sich seitdem König von Ungarn. Er hatte absichtlich jenen Tag zu dieser Handlung gewählt, weil er, durchdrungen von frommer Andacht zur heiligen Jungfrau, dieselbe zur Königin und Patronin des Reiches ernannt; aus gleichem Grunde hatte er auch den Monat August, wegen des Himmelfahrtsfestes Maria, den Monat der großen, den September, in welchem die Kirche die Geburt Maria begeht, den Monat der kleinen Frau genannt. Wahrscheinlich sind der gegenwärtigen ungarischen Krone noch Theile jener ersten, vom Papste Sylvester II. an König Stephan I. übersendeten, einverleibt; der Zusatz mag von jener späteren Krone herrühren, welche der griechische Kaiser Michael Dukas an Geisa I. schenkte. Auf den Grund des dem ersten Könige Ungarns vom heiligen Vater zugestandenen Apostolates wird von der Kirche, und auch in der Sprache der europäischen Diplomatie, den Beherrschern Ungarns noch jetzt der Titel der apostolischen Könige beigelegt.

Auf die Verhältnisse zwischen Fürst und Volk blieb diese erhöhte Würde des Ersteren vorläufig ohne näheren Einfluß; Alom's Grundvertrag mit den Stammeshäuptern hatte noch immer seine Geltung und ließ keine Aenderung im Wesentlichen zu. Indeß gab der Glanz der Krone dem Ganzen doch eine höhere Einheit, und der Mittelpunkt der vollziehenden Macht leuchtete jetzt unverkennbarer hervor, während, wie wir in dem nachfolgenden Culturabschnitte sehen werden, bis dahin die Gewalt der arpadischen Feldfürsten in noch unsicherern Gränzen schwanken mochte. Auch machte des Reiches neue Würde schon an sich ein festeres Zusammenfassen, ein deutlicheres Bezeichnen der Staatsverhältnisse und inneren Beziehungen, endlich eine genauere Abstufung der übrigen Würden und Stände von der Höhe des Thrones bis herab in die tieferen Kreise, nöthig, und so knüpften

ſich an Dasjenige, was auf den erſten Blick nur als Titel und Ceremonie erſchien, doch mancherlei wichtige Folgerungen.

Zunächſt war der junge König auf eine angemeſſene Gliederung der Würdenträger und Beamten bedacht. Deutſche Formen ſchwebten ihm dabei vor Augen, doch wußte er ſie mit den Forderungen magyariſcher Nationalität und Landeseigenthümlichkeit weislich in Einklang zu ſetzen. Ein Pfalzgraf (Comes Palatinus, Nagy Ur, Großgraf), dem Könige im Range zunächſt ſtehend, ſollte demſelben in Verwaltung der Reichsangelegenheiten hilfreiche Hand leiſten, Schiedsrichter zwiſchen König und Unterthanen bei Streitigkeiten über Beſitzungen, oberſter Verwalter des Rechts im Reiche ſeyn und das königliche Siegel bewahren. Die Streitigkeiten der Hofleute ſchlichtete ein Hofrichter; ein Fiscus und die ihm Beigegebenen wachten über die Rechte der Krone und ſtanden der Kammer königlicher Einkünfte vor. Mit der Zeit wuchſen noch einige Hofämter hinzu, und ihre Inhaber wurden insgeſammt Reichsbaronen, auch Magnaten genannt. Das Prieſterthum, das bei der Bildung der chriſtlichen Staaten des Weſtens ſo entſchieden und wohlthätig eingewirkt, und daher allenthalben des Standſchaftsrecht erworben hatte, erhielt von dem frommen Könige Stephan den Vorzug des erſten Standes. Hinter den Magnaten kam die Ritterſchaft zu ſtehen, mit der Beſtimmung, das Vaterland gegen auswärtige Feinde zu ſchirmen und zu vertheidigen, daher zu dem Heerbann gehörig und von jeder anderen Leiſtung befreiet. Somit war das Gebäude dreier Stände aufgerichtet, nämlich der Prälaten, der Magnaten — aus welchen Beiden der Herrſcher die Erfahrenſten und Treueſten zu einem königlichen Senate auswählte, um mit ihm über Hauptgegenſtände zu entſcheiden — und der königlichen Ritterſchaft (Servientes regii). Hiermit waren die Grundfeſten des jungen Staates gelegt, an welche alle übrigen Verhältniſſe ſich naturgemäß und ſymmetriſch anlehnen konnten.

Eine ſolche ſichere Wölbung des Staatsgebäudes lag, abgeſehen von ihrer unabſehbaren Wichtigkeit für die Folgezeit, auch ſchon im Bedürfniſſe des Augenblicks; denn noch waren ſtörriſche Hemmungen zu beſeitigen, durch welche ein zu lockerer Bau der Dinge leicht über den Haufen geſtürzt worden wäre. Gyula der Jüngere, ein Nachkomme Tuhutun's, ging damit um, ſich in Siebenbürgen, wo er als Lehenträger waltete, unabhängig zu machen. Gleich dem älteren Gyula, wollte er ſich als Verfechter des Hei-

denthums eine feste Stütze, und seiner Sache einen Namen gewinnen, der auf den Fanatismus seines Anhangs zu wirken vermöchte. Die in Siebenbürgen früher gelegten Keime des byzantinischen Kirchenwesens waren dort nach und nach wieder ausgetilgt worden, und der jüngere Gyula führte mit Gewalt die Nacht des Heidenthums zurück. Stephan ließ ihn dieserhalb ernstlich verwarnen und zur Aufnahme des Christenthums auffordern; Gyula entgegnete mit Trotz, zuletzt mit feindlichen Angriffen auf das ungarische Gebiet. Räuberische Petschenegen verstärkten seine Horden, und Kean, der Fürst der an den linken Ufern des Altflusses und der Donau wohnenden Bulgaren und Wlachen, erhob sich für Gyula. Stephan brach mit einem Heere gegen den widerspänstigen Vasallen auf, und gleich in der ersten Schlacht fiel Gyula mit seiner Gattin und seinen zwei Söhnen, sammt allen seinen Schätzen, in des Königs Gewalt (1003). Da er, auch gefangen, weder die Taufe nehmen, noch des Königs Gnade anflehen, oder von seinen Anschlägen abstehen wollte, so war lebenslänglicher Kerker sein Los. Von da zog Stephan gegen den Bundesgenossen des Rebellen, den Bulgaren Kean. Die Schlacht endete mit Kean's Niederlage und Tod; ungeheure Beute fiel dem Sieger anheim, der, dem Drange seines Herzens folgend, sie zu frommen Zwecken verwendete.

In Stuhlweißenburg, welches Stephan zur künftigen Krönungsstadt, zum ordentlichen Hoflager und zur Grabstätte der Könige Ungarns ausersah, legte er den Grund zu einem prachtvollen Gotteshause, und weihte es der heiligen Jungfrau, als Patronin des Reiches. Zum ersten Male staunten hier die Magyaren eine Fülle von Pracht und Zierlichkeit an, die sie vorher nur in fremden Landen, aber noch nie auf heimischem Boden gesehen, die sie wohl häufig zu zertrümmern, aber bisher noch nicht zu erschaffen verstanden hatten. Ihr Glaube wie ihr Nationalgefühl erhielt mächtige Anregung, als das Heilige sich ihnen plötzlich in so großartigen Formen und an heimischer Stätte darstellte. Aus herrlichem Marmor stiegen die Wände des neuen Tempels auf, aus schimmerndem Alabaster die Altäre; Gold und Silber hingen sich in schönen Verzierungen an den prächtigen Bau. Dazu fügte des Königs Großmuth eine Menge goldener, mit Edelsteinen geschmückter Gewänder, Gefäße und Geräthschaften; es befanden sich zwei bischöfliche Ornate dabei, deren goldene Einfassung nicht weniger als vier und siebenzig Mark des reinsten Goldes schwer war. Der heilige

Vater verband, auf des Königs Ansuchen, mit diesen Kleidungsstücken den Vorzug, daß Jeder, welcher, damit bekleidet, die Messe feiern würde, den König rechtmäßig salben, krönen und mit dem Reichsschwerte umgürten dürfe. Der König Stephan übergab diesen herrlichen Tempel einem reich dotirten Chorherrenstifte, wobei er, vermöge der ihm verliehenen kirchlichen Rechte, festsetzte, daß Kirche und Stift unmittelbar dem päpstlichen Stuhle untergeordnet seyn, in Anwesenheit des Königs nur derjenige Bischof, welchen Jener im Einvernehmen mit dem Propste und dem Kapitel dazu erkiesen werde, die kirchlichen Verrichtungen vollziehen, sonst aber kein Bischof ohne Bewilligung des Propstes und der Chorherren dort Messe lesen oder bischöflichen Einfluß üben sollte.

Mitten in seinen frommen und staatsklugen Unternehmungen wurde der König einigemal genöthigt, das Schwert zu ziehen, das die gern zum Gebete gefaltete Hand, wo es galt, kraftvoll und siegreich zu schwingen nicht verlernte. Ochtum, Lehensfürst des Landes zwischen dem Maros, der Theiß und der Donau an der siebenbürgischen Gränze, der griechischen Kirche zugethan, sann darauf, sich unabhängig zu machen und sich dem byzantinischen Hofe anzuschließen, dessen Machtlosigkeit seiner Willkür ein freieres Spiel zu lassen versprach, als der strenge und mächtige Beherrscher Ungarns. Um dem abtrünnigen Vasallen die Lossagung vom Reiche zu verbieten, zog der König mit einem Heere gegen ihn aus. Ochtum's vornehmster Heerführer, Sunnad, ging zu dem Könige über, der ihm dafür den Befehl über die dem Feinde entgegenrückende Abtheilung anvertraute. Sunnad rechtfertigte dieses Vertrauen, und siegte über das Heer Ochtum's, der in der Schlacht sein Leben ließ. Zur Belohnung nannte der König die Stadt Maros fortan Sunnad (jetzt Csanád) und setzte in die Provinz, Sunnader Gespanschaft geheißen, den siegreichen Feldherrn als Obergespan ein.

Auch der Versuch einer Petschenegenhorde, in Siebenbürgen einzufallen, wurde damals mit dem Schwerte vereitelt. Friedliche petschenegische Familien wendeten sich mit ihrem Eigenthume und ihren Kostbarkeiten nach Ungarn. Aber an der Gränze wurden sie von Magyaren niedergeworfen und ausgeplündert. Sie führten darüber Klage bei'm Könige, der mit strenger Gerechtigkeit die Thäter ergreifen und paarweise an den Gränzplätzen seines Reiches aufknüpfen ließ, damit der Einwanderung friedlicher Fremden

in das, größerer Bevölkerung und erhöhter Betriebsamkeit bedürftige Land künftig Nichts sich entgegen zu stellen wage.

Nicht nur auf sein Reich beschränkte sich des Königs fromme Thätigkeit; auch dem Auslande gab er Proben davon. Als das, nach mißverstandenen Stellen der Offenbarung Johannes auf das Jahr Eintausend prophezeite Ende der Welt nicht gekommen war, und das eilfte Jahrhundert ruhig über der Erde aufging, da meinte die Christenheit, durch Gebet und Andacht der Gottheit für die vorübergegangene Gefahr danken zu müssen. Die Wallfahrten zum heiligen Grabe vermehrten sich, und durch Ungarn und Griechenland strömten unausgesetzt die Züge der pilgernden Gläubigen. Auch der König Stephan wollte in seiner Weise den frommen Zweck fördern; er ließ in Jerusalem und Konstantinopel Grundstücke ankaufen, und gründete dann in letztgenannter Stadt das Hospital des heiligen Petrus, das, indem später von da aus mancherlei Kenntnisse der Griechen nach Ungarn drangen, seine Stiftung verzinsete, während zugleich durch Stephan in Jerusalem die Kirche mit dem Kloster des heiligen Georgius entstand, wo die Basilianer Mönche sich der Aufnahme und Bewirthung der Pilger auf königliche Kosten zu unterziehen hatten. Um aber zunächst auch seine Magyaren zu Wallfahrten aufzumuntern, wobei er nebst dem christlichen Zwecke wohl auch hoffte, daß derlei Wanderungen und der Verkehr mit Fremden der Bildung und Belehrung seines Volkes förderlich sein würden, ließ der König auch zu Rom im Vatican einige Häuser aufkaufen, und errichtete daselbst ein Hospital für ungarische Pilger, überdies, als eine Pflanzschule geeigneter Priester für Ungarn, zur Ehre seines Namenspatrones, des Erzmärtyrers St. Stephan, noch ein Collegium für zwölf Chorherren, welches in späteren Zeiten, unter dem Namen San Steffano in Peschiera, in eine Pfarrkirche verwandelt wurde. Noch stiftete er, als Station zwischen Ungarn und Rom, in Ravenna eine Benediktiner-Abtei, mit der Bestimmung, die nach Italien reisenden Ungarn zu beherbergen und ihnen alles Nöthige zu reichen.

Mit Heinrich II., dem nachmals, gleich seinem Freunde und Schwager, Stephan, heilig Gesprochenen, erlosch 1025 der sächsische Kaiserstamm, und mit Konrad II. schwang sich die fränkische oder salische Dynastie auf den deutschen Thron. Die durchgreifende und kraftvolle, aber minder kirchliche Politik des neuen Kaisers brachte ihn alsbald in unfreundliche Berüh-

rungen mit dem Könige Stephan. Schon als Ersterer die Hand nach dem von seinem Vorgänger gestifteten Bisthume Bamberg ausstreckte, mischte sich Stephan, dem solches Beginnen wie Kirchenraub däuchte und welcher die Schöpfung seines verstorbenen Freundes Heinrich nicht so schnell erlöschen sehen wollte, auf mittelbarem Wege ein, und erregte dadurch des Kaisers Empfindlichkeit. Als bald darauf der Kaiser den Straßburger Bischof Wernher mit Botschaft nach Konstantinopel entsendete, erschien Letzterer bei seiner Durchreise mit so großem Gefolge und so prahlerischer Pracht an Ungarns Gränzen, daß der König, einestheils mißtrauisch und überdies unwillig über diesen Prunk, durch welchen er den Priestern seines Landes ein gefährliches Beispiel zu zeigen fürchtete, ihm den Durchzug durch sein Land verweigerte (1027). Der Kaiser fühlte sich in seinem Gesandten beleidigt, und als um dieselbe Zeit baierische Freibeuter in Ungarn einzufallen versucht hatten, und von dieser Seite mit scharfem Schwerte zurück getrieben worden waren, wobei wahrscheinlich auch baierisches Gebiet verheert worden, erklärte der Kaiser dies für eine Beleidigung am deutschen Reiche, und schnell versammelte sich der deutsche Heerbann, um zwischen der Leitha und der Donau in Ungarn einzubrechen. Die Feinde drangen bis an die Raab vor; weiter zu gehen, verwehrten Moräste und ausgetretene Gewässer. Vielleicht hätte Stephan diese Umstände zu einem entscheidenden Schlage auf die Gegner benutzen können; aber er wollte den Bruch nicht weiter treiben. Durch Andachtübungen hielt er vielmehr die Streitgier seiner Krieger zurück, und unterhandelte inzwischen den Frieden mit dem Sohne des Kaisers, dem jungen Herzoge Heinrich, der hierauf das an der Raab gelagerte deutsche Heer ohne Schwertstreich in die Heimat zurück führte (1031).

Mancherlei häuslicher Kummer hatte den frommen König betroffen. Seine Kinder hatte der Tod hingerafft; nur ein Sohn war ihm übrig geblieben: Emerich, an Frömmigkeit und Andacht seinem Vater gleich, ja der Welt und ihren Sorgen noch weit mehr abgewendet, als Dieser. Daher blieb auch Emerich's Ehe mit des kroatischen Königs Krescimir Tochter eine jungfräuliche, und in allen Dingen offenbarte des Jünglings Gemüth eine überirdische Richtung. Stephan, alternd und gedrückt, sah, bei dem zunehmenden Wohlstande des Reiches, sein Tagwerk für beendet an, und ging damit um, die Last der Regierung von sich zu legen. Er hatte den Tag von Maria Geburt 1031 dazu bestimmt, um dem vier und zwanzig-

jährigen Emerich Krone und Scepter feierlich zu übergeben; aber wenige Tage früher erkrankte Emerich und sank in die Gruft zu den Geschwistern. Papst Benedict IX. versetzte in der Folge den frommen Jüngling in die Zahl der Heiligen.

Zu dem Kummer des jetzt kinderlosen Königs gesellte sich auch die Sorge, wer nun nach ihm über jenes Reich herrschen solle, das er mit so hoher Weisheit und Kraft dem Barbarenthume entrissen, mit wundervollem Gelingen in die Reihe der christlichen Staaten eingeführt hatte. Alom's Grundgesetz sicherte die Regierung zwar einem Sprößling aus dessen Stamme, aber nähere Verordnungen über die Erbfolge waren nicht vorhanden, und so war jetzt zu erproben, welchem der damals lebenden Arpaden die Krone am verdientesten gebühre. Die Wahl war schwer, und bei einem Jeden sprachen mehr Gründe dagegen, als dafür. Von Michael, dem älteren Oheim des Königs, war ein Sohn, Basil, von dem jüngern Oheim, Ladislaw dem Kahlen, zwei Söhne, Andreas und Bela (Leventha, oder der Ringer genannt) vorhanden. Jeder von ihnen hatte seinen Anhang; aber Basil's entarteter Sinn hatte vom Könige schon mit wiederholter Strafe bekämpft werden müssen; Andreas ermangelte der nöthigen Gaben; Bela war unbändigen und herrschsüchtigen Gemüthes; Keiner däuchte dem Könige würdig, sein Nachfolger zu werden.

Damals kam Stephan's Schwester, Gisela, Witwe des vertriebenen Herzogs Otto Urseolus von Venedig, mit ihrem Sohne Peter nach Ungarn. Da Alom's Grundgesetz die Nachfolge der weiblichen Linie nicht ausschloß, so durfte Peter sich allerdings unter die Bewerber stellen. Seine Bildung, sein einnehmendes Wesen verbargen auf den ersten Anblick den Hang zu Zerstreuung und Ausschweifung, der sich unter dieser gefälligen Form einhüllte. Er verstand sich bei dem Könige einzuschmeicheln, und Dieser schenkte ihm seine besondere Gunst, welche für Peter vielversprechend genug war. Darüber wurden die Mitbewerber argwöhnisch und erbittert; sie sahen im Geiste ihre Hoffnungen scheitern, und setzten sich, um Dem vorzubeugen, mit den geheimen Anhängern des Heidenthumes, die von einem Umsturze aller Ordnung sich den möglichsten Vortheil versprachen, in's Einvernehmen. König Stephan's Ermordung erschien den Ruchlosen als der kürzeste Weg zum Ziele, und an ihre Spitze setzte sich Basil, den sie, als den ältesten Arpaden männlicher Linie, zum künftigen Könige bestimmten (1032). Einen

vornehmen Mann aus Stephan's nächſter Umgebung blendete das Gold der Verſchworenen; er ließ ſich zum Morde erkaufen und ſchlich, den Meuchlerdolch in der Fauſt, zitternd und vom böſen Gewiſſen geſchüttelt, mitten in der Nacht vor das Bett des Königs. Als er aber zuſtoßen will, lähmen Furcht und Seelenangſt ſeine Hand; das Mordeiſen entfällt ihm, und von dem Geräuſche erwacht der ſchlummernde König. Zerknirſcht wirft ſich ihm der Mörder zu Füßen und bekennt, um Gnade flehend, den ganzen ruchloſen Anſchlag. Der König verzieh dem Elenden; doch gegen die Anſtifter ließ er das Recht walten. Andreas und Bela, des Einverſtändniſſes verdächtig, entzogen ſich der Unterſuchung und ihren Folgen durch ſchleunige Flucht nach Polen. Baſil, von welchem nicht erwieſen, ob er auch um das verbrecheriſche Unternehmen gewußt, wanderte gleichwohl in den Kerker nach Neitra. Der König mochte entweder an Baſil's Schuld zweifeln, oder an die Aufrichtigkeit ſeiner Reue glauben; denn bei ſeiner zunehmenden Körperſchwäche ſandte er einen Boten nach Neitra, um Baſil aus ſeinem Kerker zu holen, indem er ihm den Thron zuzuwenden gedachte. Aber argliſtig hintertrieb Giſela, zu Gunſten ihres Sohnes Peter, dieſes Vorhaben; ihr Bote überholte jenen des Königs, beraubte den unglücklichen Baſil des Augenlichtes und verſtopfte ihm die Ohren mit Blei, damit Derſelbe, blind und taub zugleich, für den Thron gänzlich unfähig würde. Der Thäter verbarg ſich dann in Böhmen.

Solche Gräuel, von des Königs Blutsverwandten gegen einander vollbracht, trübten und vergifteten des frommen Herrſchers Lebensabend. Krank, der Erde überdrüſſig, ſehnſüchtig dem ſchöneren Jenſeit entgegen blickend, bereitete der heilige König ſich zu ſeinem Tode. Der Bau des Domes zu Ofen beſchäftigte ihn in ſeinen letzten Tagen. Ein heftiges Fieber ging ſeiner Auflöſung voran. Noch erlebte er das Feſt der Himmelfahrt Mariä, ſeiner und ſeines Reiches erwählter Schutzheiligen, empfing an dieſem Tage die heilige Wegzehrung der ſterbenden Chriſten, ermahnte die an ſeinem Lager verſammelten Biſchöfe und Magnaten zur Eintracht, empfahl das Land dem Schutze der Himmelskönigin, und entſchlummerte, mit ihrem Namen auf den Lippen (15. Auguſt 1038) an demſelben Tage, an welchem er vor acht und dreißig Jahren Ungarns Königskrone auf ſein edles Haupt geſetzt hatte. Sein Leichnam wurde nach Stuhlweißenburg gebracht, und in der Marienkirche, welche ihre Gründung ihm verdankte, beigeſetzt. Wunder an

seinem Grabe bezeugten seine Heiligkeit; doch sein Wandel hatte dieselbe schon früher bekundet. Fünf und vierzig Jahre nach seinem Tode wurde sein Leib erhoben und in der prachtvollen Kapelle der Kirche zu U. L. F. in Ofen beigesetzt. Man öffnete bei diesem Anlasse seinen Sarg; der Körper war vermodert, doch die rechte Hand, die so vieles Heil gewirkt, befand sich in unversehrtem Zustande. Papst Benedikt IX. versetzte ihn unter die Heiligen und bestimmte sein Fest auf den 2. September. Im Königreiche Ungarn wird jedoch, weil die Kirche am St. Stephan's Sterbetage das Fest der Himmelfahrt Mariä begeht, der 20. August als Fest gefeiert.

König Stephan's Lob ist sein Leben; sein Herz, sein Wandel haben ihm die Heiligenkrone, sein Wirken ihm den ewigen Lorbeerkranz der Geschichte verdient. Seine betende Hand wußte, wo es galt, sich auch zur kraftvollen Faust zu ballen, Empörer niederzuschmettern, über trotzige Feinde zu siegen; aber glorreich vollbringend und segenspendend für sein Volk blieb sie im Kampfe wie im Frieden. Aus zerstreuten heidnischen Horden schuf er ein christliches Volk, aus zusammen eroberten, vor ihm einheitlosen Gebieten einen Staat, den er mit dem schützenden Dache des Gesetzes überwölbte und auf die Grundpfeiler volksthümlicher Verfassung stützte. Seiner Zeit voraus eilend, hütete er sich doch weise, mit ihr in Widerspruch zu gerathen; darum die wunderbare Dauer seiner Einrichtungen, die noch nach länger als acht Jahrhunderten den Ruhm ihres Schöpfers verkünden.

Innere Verhältnisse und Culturzustände Ungarns während des ersten Zeitraumes.

Ein nachsprossender Zweig der Völkerwanderung hatte vom Ural her plötzlich ein heidnisches Volk mit unbekannter Sitte, neuer Kriegs- und Verfassungsweise, zwischen den griechischen Osten und den römisch-germanischen Westen hineingeschleudert. Das byzantinische Reich, Italien, Deutschland und die slavischen Gebiete erdröhnten von dem Stoße dieser jähen Begegnung, die alle alten Verhältnisse aus ihren Angeln heben zu wollen schien. Aber allmälig zeigte sich, daß sie vielmehr dazu diente, den inneren Verband der bedrohten Länder an festere Bedingungen, als die früheren,

zu knüpfen. Das deutsche Reich, unter den entarteten Karolingern zerfallen und entzweit, in inneren Parteikämpfen seine Kraft vergeudend, sammelte sich, von der gemeinsamen Gefahr gedrängt, seit lange wieder einmal zu gemeinsamer Abwehr; die sächsischen Kaiser gewannen, als die Brandung des Magyarenthums tosend an die vaterländischen Gränzen schlug, Gelegenheit und Vorwand, den erschütterten deutschen Thron auf neue, verläßlichere Grundlagen zu stellen, den lange unbeachteten, beinahe vergessenen Heerbann wieder zu einer Wahrheit zu machen, und durch eine, dem Feinde angepaßte neue Kriegskunst den entflohenen Sieg wieder an Deutschlands Banner zu knüpfen, so daß für dieses Reich aus der Magyarengefahr eine neue Epoche der Kraft und des Ruhmes hervorging. Böhmens und Mährens nationale Elemente retteten sich, von jenem Sturme nicht minder hart gerüttelt, ebenfalls unter monarchische Aegyde, und so ward, wie wir (Band III., S. 33) gesehen haben, Magyarenfurcht, mit Deutschenhaß gemengt, vorwiegender Anlaß zur Gründung des Staates Böhmen. Selbst das von leidenschaftlichen Gährungen zerrüttete Italien ermannte sich einige Male zum einträchtigen Widerstande, und schloß unter den Ottonen, halb freiwillig, halb gezwungen, sich dem großen Reichskörper wieder enger an, mit welchem es seither kaum dem Namen nach in einigem Verbande geblieben war, und nur in dem welken und abgedorrten Byzanz vermochte selbst der hereinbrechende Magyarensturm blos krampfhafte Zuckungen, doch keine kraftvolle Lebensäußerung hervor zu bringen. Kurz, die Ankunft der gefürchteten Fremdlinge wirkte, wie zerstörend auch bei'm ersten Zusammentreffen, bald darauf doch anregend und einigend auf das Staatswesen der Nachbarländer und deren nationalen Zusammenhang.

Sowohl in der Vorgeschichte, wie in der Einleitung zur Geschichte des ersten Zeitraumes, ist von den früheren und den späteren Bewohnern Pannoniens die Rede gewesen. Da aber mancherlei Reste jenes untergegangenen pannonischen Volkslebens durch Vermischung der Stämme sich dem Magyarenthum einverleibten und demselben ihre besonderen Züge aufzeichneten, so muß in gegenwärtigem Culturabschnitte nothwendig noch einmal darauf zurückgeblickt werden, wobei wir die treffliche Preisschrift des Dr. Karl Lanyi in Tyrnau: „Magyarok Háznépe árpádi Korszakban" (die Hausgenossen der Magyaren im arpadischen Zeitalter), nach einem von dem Preisschreiber selbst gütigst mitgetheilten Auszuge zum Grunde legen.

Ohne länger bei den gefundenen ältesten Völkern zu verweilen, bei welchen von den früheſten, herodotiſchen Zeiten ausgeholt werden müßte, um nicht ſowohl zu zeigen, welcherlei Volksſtämme die Magyaren im Lande der vier Ströme (négyfolyamos haza), nämlich der Donau, Theiß, Drave und Maros, angetroffen, als vielmehr, welche ſie hätten antreffen können, wenn die vorangegangenen Weltumwälzungen der barbariſchen Völkerzüge nicht Alles verwirrt und die ethnographiſche Geſtalt Oſteuropa's vielfältig verändert hätten, ſey nur bemerkt, daß gleichwohl manche der älteſten Völkertrümmer bald ſchwächere, bald deutlichere und bleibende Spuren ihres Wirkens und Daſeyns im Vierſtromlande gelaſſen, welche theils noch heutzutage wahrzunehmen ſind, theils aus Schilderungen früherer Zuſtände hervorgehen. Nach den ſkythiſchen Stämmen, welche den Oſten des ſpäteren Ungarns angeſtreift, aber keine bekannten Spuren ihres Daſeyns hinterlaſſen haben, kommen im Oſten und Norden die Sarmaten, im Uebrigen die gleichzeitigen Gälen vor. Von dem ſarmatiſchen Volkszweige der Jazygen, hat ſich auf das ungariſche Zeitalter wenigſtens der Name verpflanzt, wenn auch das eigentlich ſo benannte Volk hinweg gewandert, oder in den neueren Ankömmlingen untergegangen ſeyn mag. Auf derſelbe Stelle, wohin die alten Schriftſteller die ſarmatiſchen Jazyges verſetzen, wohnen heute die ungariſchen Jáſzen, im vaterländiſchen Geſetzbuche Jazyges genannt. Da die alten Ungarn in der Magyariſirung der unterworfenen Stämme eine Sorgloſigkeit ohne Beiſpiel bewieſen, ſo ſind die heutigen grundungariſchen Jáſzen ſchwerlich magyariſirte Abkömmlinge der ſarmatiſchen Jazygen. Dem von Verfertigung des Bogens, (ij) ijász benannten Volke gab im fünfzehnten Jahrhunderte erſt der apuliſche Peter Ranzan den Namen Jazyger, unter welchem er in ſeinem Plinius, Ptolomäus und Tacitus die ſarmatiſchen Metanaſten gekannt. Außer dem Namen der Jazyger ererbte von den Sarmaten die magyariſche Welt vermuthlich auch den geographiſchen Ortsnamen „Jaſſy," einer bekanntlich im römiſchen Dakien gebauten Stadt, da nach Timon (Imago hung. addit. ep. III. 5, 19) auch eine Legio „jassionum Dacorum" unter den weltbezwingenden Adlern gezählt wurde. — Von den Gälen, und zwar den baſtarniſchen, blieb der Karpathen öſtlichem Zuge der Name Alpes bastarnicae, den penkiniſchen der Peucke, jetzt Buſecsberg, der deutſche, ſlaviſche und ungariſche Name der Rumuner (Wallach, Walſch, Wlah, Oláh), der Name der Städte Sigidunum und Taurum, jetzt

Belgrad und Semlin, Carnunt (von Karn, Felsen, Dun, Tun, Stadt, gleichsam Felsstadt) zwischen Hainburg und Petronell; vielleicht, nach derselben Wortforschung, auch Krain (Carniolia) und Kärnten (Carinthia, gleichsam Felsen- oder Alpenländer), als die Heimat der Skordisker und Taurisker (Gälen). Gällischer Erbnachlaß scheinen das vom Slavischen magyarisirte bálvány (Götzenbild, bolwan, peulvan), határ (chotán, Gränze), szikla (skala, Gestein), bánya (Berggrube) und andere dergleichen Worte zu seyn.

Von der großen Anzahl römischer Colonien im südlichen und südöstlichen Magyarien (Magyarföld, wo auch Siebenbürgen mit einbegriffen ist) zeugt die allgemein bekannte Unzahl der Inschriften und noch jetzt lebenden Ortsnamen, wie Soprony, Posony (muthmaßlich Sempronium, Pisonium), Jovarinum (Raab), Syrmium (Srem), Mons Pannoniae (St. Martinsberg), Introgranum (Gran), die Flüsse Ister und Granus, Alba regalis und Alba Julia (Stuhlweißenburg und Weißenburg in Siebenbürgen), Sabaria (Stein am Anger), Sicambria (angeblich Altofen), Panucca (Pancsova), Severinum, Ursova (Orsova), Ad aquas (Thermae Herculis, jetzt Mehadia), und andere. Ueberdies besteht als Denkmal römischen Daseyns im Vierstromlande der noch vorhandene rumunische (wallachische) Volksstamm im östlichen Magyarien, in der Moldau und Wallachei. Die Magyaren fanden ihn meist schon dort, wo er, mit Ausnahme des moldauisch-walachischen Flachlandes, heutzutage angetroffen wird; er stand unter mehren Fürsten, wie es scheint rumunischen und bulgarischen Ursprungs, wie Gelon (Gyalu, Gyula, Julius?) in Siebenbürgen, und Glad (Claudius?) im Banat.

Germanische Volksspuren anlangend, so scheinen die Züge der Vandalen, Ostgothen, Quaden, Markmannen, Heruler, Skirren, Rugier, Longobarden, von denen mehre als germanische Stämme betrachtet wurden, zwar verheerend, aber ohne bleibende Merkmale zu hinterlassen, vorüber gezogen zu seyn. Einige von dem großen Körper zufällig weggerissene germanische Familien mögen wohl in den Bergschluchten der langgedehnten Karpathen und des carnisch-pannonischen Gebirgssystemes zurückgeblieben seyn. Von diesen Germanen soll im hunnischen Zeitalter die Benennung der Stadt des Etele (Itil, von den Römern Attila, von den Deutschen Etel, Etzel genannt), Etzelburg, Preßburgs (deutscher Name des römischen Pisonium), Mosburgs am Plattensee u. a. herstammen, vielleicht mit Aus-

nahme der zwei letzteren, die eigentlich in die fränkisch-germanische Periode fallen, da (nach Anonymus Salisburg.) die pannonischen Wohnplätze der von Karl's des Großen Franken vertriebenen Avaren, die bereits unter fränkischer Herrschaft stehenden Slaven und Baiern einnahmen. Die Franken, dann ihre Erben, die Deutschen, beherrschten das westliche Ungarn bis nahe an die magyarische Periode. Aus Kaiser Ludwig's des Frommen, Herzog Ludwig's von Baiern und Kaiser Arnulf's Urkunden wird es klar, daß um diese Zeit die Cultur des pannonischen Bodens schon beträchtlich, der Acker- und Weinbau in schöner Blüte war, was slavische Hände und deutscher Fleiß hervorgebracht, und blos diese Germanen, nämlich Franken und Baiern, wurden von den Magyaren vorgefunden, als diese über die Karpathen hereinbrachen. Das mittelalterliche Franko-Chorion wäre auch ein Denkmal aus der fränkischen Herrschaft, eine Gränzfestung an der Donau der syrmier Zupanie der Slaven; denn fortan werden diese vorherrschend.

Vom alten slavischen Volksthum im Vierstromlande zeugen Alterthümer, welche bis in das römischer Zeitalter hinauf reichen. Bei Plinius, Ptolomäus, Marc Aurel, auf römisch-dakischen Inschriften lesen wir die Namen: Pelso (Pleso, ein See), Pathissos (das Theißland), Serbinum (Srbin), Berzowa, Granum (Hran, Gränzwasser), Carpathos (Chrb, Chrib, Bergrücken, hiervon Chrobatos bei den Byzantinern), Colonia Czernensis (an der Czerna, dem östlich-banatischen Gränzflusse, der vom schwarzen Schiefer, über welchen sein Wasser fließt, das Aussehen und den Namen hat). Somit waren schon vor dem Ende des zweiten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung im Vierstromlande viele Slaven vorhanden, obwohl nicht allein, und da die Geschichte ihr damaliges Dortseyn blos auf dem mühsamen Wege sprachforschlicher Schlüsse darzuthun im Stande ist, von ihren politischen Begebenheiten aber unter dem klaren Namen der Slaven Nichts verlautet, so lebten sie zu den anderen Landsassen wohl in untergeordnetem Verhältnisse. Herrschend wurden die slavischen Stämme erst im sechsten Jahrhunderte; unter Kaiser Justinian I. erscheinen die Sclavini und Antes an der unteren Donau; seitdem nahmen an der Zerstörung des römischen Reiches mit den Germanen nun auch die Slaven Theil. Aus den karpathischen Schluchten Großkroatiens hervortretend, erobern die Slaven Dakien, Mösien, und endlich gegen den Westen einander vorwärts drängend, auch

Illyricum bis über die carnischen Alpen, reihen sich dann um die Donau an einander und bilden Kroatien, Serbien, Bulgarien, an der unteren Donau bis hinauf an die Theiß und die Karpathen, blos durch die Bergrumunen und die Avaren unterbrochen. Dies bezeugt heutzutage die Sprache der jetztgenannten Stämme; nach ihren Dialekten gehören sie der östlichen Sprachfamilie an, indeß die westliche die ungarischen Westländer, mit den carnischen Wenden, Mährern, Czechen, Polen u. a. in sich begreift. So fanden die Magyaren im Osten die bulgarischen, von einem jugrischen (uralischen) Volksstamme sogenannten, im Westen die wendisch-mährischen Slaven; von der Bulgaren großer Monarchie, unter Krumm zusammen gekämpft, waren mehre Trümmer da: unter der Donau, im eigentlichen Bulgarenlande, herrschte König Simeon, im Banat der rumunisch-bulgarische Fürst Glad, in Siebenbürgen Gyula, unter der oberen Theiß Marot, zwischen der Theiß und der Gran Zalán. Den Umfang des großmährischen Reiches und dessen muthmaßliche Verhältnisse zu Pannonien kennen wir bereits (Band III., S. 24 und 25).

Nach Wegtreibung der Hunnen aus Europa kamen aus dem Oriente hinterher in das Vierstromland die Avaren, deren eine namhafte Zahl zur Zeit der Stiftung des magyarischen Reiches, besonders in dem Theißlande unter bulgarischer Oberherrschaft leben mußte, da seit ihrer fränkischen Unterjochung kaum etwas über ein Jahrhundert verflossen war. Auch christliche Avaren mochten sich unter den mährischen Slavenhäuptlingen vorfinden. Einige Aehnlichkeit im Aeußeren und in den Sitten hat es vermuthlich bewirkt, daß die Magyaren bei den meisten späteren Chronographen unter dem Namen der Avaren vorkommen. Die Szekler in Siebenbürgen, als magyarische Flüchtlinge, wie es scheint, aus Etelkusu, stießen bei'm ersten Ruf der magyarischen Eroberer zu ihren Stammgenossen. Die Skamarren, Gefährten der Hunnen und Avaren an der Donau, als Räuber berüchtigt, mögen, nach der Auflösung jener Reiche, über das Nordgebirg geflohen seyn, da einige galizische Ortsnamen auf sie hinzudeuten scheinen.

So viel über die von den Vätern der Magyaren gefundenen Völker. Es ist nun noch ein Blick auf die Einwanderer in der früheren arpadischen Periode zu werfen. Durch ihre zahllosen Raubzüge trieben die Magyaren eine solche Menge christlicher Sclaven zusammen, daß diese (wie Piligrin's

Brief an den Papſt, 974, beweiſet) den größeren Theil des ungarländiſchen Volkes ausmachten. Herzog Geiſa und König Stephan luden dazu noch Ausländer in ihr Land, zeichneten dieſelben aus, verliehen ihnen Güter und Reichswürden, ja bildeten aus ihnen den Kern ihrer Truppen, wenn widerſpänſtige Vaſallen und inländiſche Häuptlinge Aufſtände wagten. So kam es, daß viele Polen, Czechen, Baiern, Wälſche, Spanier, Griechen, Sachſen, Thüringer, Meißner, Rheinländer, überdies viele Orientalen, wie Juden, Byſſener, Kumanen, Ismaeliten (bulgariſche Moslim, als Handelsmänner von den Ufern der Wolga, wo das große mohammedaniſche Bulgarien war), einwanderten. Aus dergleichen Anſiedlern in den königlichen Domainen, an den Provinzialſchlöſſern und den Kirchengütern, entſtanden im Laufe der Zeiten die freien Städte. Groß war die Einwanderung einzelner, beſonders italiſcher Familien, unter Stephan's des Heiligen Nachfolger, dem Könige Peter, die größte und erſprießlichſte unter König Bela IV., worüber an ſeinem Orte das Weitere.

Dieſe In- und Ausländer bildeten nun die erobernde Nation, deren Kern aus ſeinem uraliſchen Vaterlande, nebſt einigen, den aſiatiſchen Steppenbewohnern eigenen Tugenden und Gewohnheiten, weiter Nichts mitgebracht, als einen geſunden, ſtarken Körper, und einen kriegeriſchen, wilden, aber für das Gute und Schöne nicht unempfindlichen Geiſt. Unbekannt waren ſie noch mit des Lebens Aushilfen und jenen Aeußerungen der Thätigkeit, die das Daſeyn menſchlich und angenehm machen, mit Ackerbau, Induſtrie und Handel; weder kannten ſie die gemüthedelnden Grundſätze der chriſtlichen Religion, noch hatten ſie eine Ahnung von jenem Schatze des Wahren und Schönen, der, obgleich auch nur im erſten Werden begriffen, von den Arabern an Franken, Italiener und Deutſche überfloß. Eine große Aufgabe war den Einwanderern geſtellt, große Verdienſte zu ſammeln. Und ſie griffen, von den Königen aufgemuntert, muthig und ausharrend zum Werke; ſie bildeten, ſie civiliſirten die Magyaren. Doch hätten die Söhne der einfachen Natur das künſtliche Gewebe der Cultur beinahe um einen zu hohen Preis eingetauſcht; ſie liefen Gefahr, der eigenen Nationalität entäußert zu werden, wozu ſelbſt einige ihrer erſten Könige auffallende Schritte gethan. Aber die Vorſehung wollte dieſe Aſiaten in Mitte der Abendländer ferner erhalten, um zu zeigen, wie die menſchlichen Anlagen in den Individuen der verſchiedenſten Klimate, in günſtige,

der Cultur gedeihliche Verhältnisse gebracht, in ihren Formen gleichmäßig entwickelt werden können, da die Verschiedenheit der materiellen Entfaltung mehr von klimatischen und geographischen Beziehungen abzuhangen scheint. Die Magyaren wurden, soweit die damalige Bildung ihrer Lehrer selbst reichte, nach und nach gebildet; aber sie blieben Magyaren. — Mit den Abendländern wanderten zugleich Asiaten in das magyarische Vierstromland ein, größtentheils, wie die Kumanen und Beszerméner, magyarische Stammverwandte; so die Byssener, Newgaren, magyarische Steppengenossen, ein entscheidend einflußreiches Volkselement, das bei jenen wiederholten Aufständen, welche die Magyaren zu Wahrung ihrer Nationalität gegen einige ihrer Herrscher unternahmen, sich immer obenan stellte und die Magyaren mehr oder weniger in der Barbarei unterhielt, oder in dieselbe zurück zu führen strebte. Während also die Abendländer den Magyaren zu den Vortheilen der Cultur die Gefahr der Entfremdung brachten, boten Diesen die Asiaten mit der Gefahr der Verwilderung den Vortheil einer ernsteren Obhut über die Nationalität, und so wirkten beide Einflüsse am rechten Orte einander ersprießlich entgegen. — Auch im Uebrigen verheilte sich die Mitwirkung der Ausländer an der Civilisirung der Magyaren naturgemäß an die zu irgend einem Zweige eben Befähigtsten. Der Deutsche und der Slave gewöhnten ihren ungarischen Nachbar an feste Wohnsitze, an Häuslichkeit, an die Beschäftigungen des friedlichen Lebens, Acker- und Weinbau, besonders im Zipserland, in Siebenbürgen und den Donauebenen; obwohl es lange gewährt haben muß, bis der stolze, streitlustige, gemeine Magyare seine Hand an den Pflug zu legen sich bequemte. Für Industrie und Handel thaten die Deutschen das Meiste, für den Letzteren auch die Juden, Ismaeliten, Griechen und unterdonauischen Slaven. Den Bergbau betrieben die Deutschen, wie heutzutage, beinahe ausschließlich. — Ob in Hinsicht der Gesichtsbildung und des Körperbaues die europäischen Menschen an dem Magyaren Etwas zu verschönern gehabt, folglich es auch gethan, oder ob bereits der Magyaren Väter noch am Kaukasus durch Vermischung mit den schönen Eingeborenen den Grund zur körperlichen Schönheit ihrer Enkel gelegt, kann nicht ausgemittelt werden, da über diesen Punkt keine zuverlässigen Angaben in den Quellen aufzufinden sind. Was Otto von Freisingen von den „Monstris hominum“ redet, ist — ungefähr wie Dasjenige, was Jornandes von

den Hunnen erzählt, denen man vertriebene Zauberweiber und unreine Geister der Wüste zu Ahnen gab — erwiesenermaßen theils nationalgehässig, theils übertrieben und mit anderen Schilderungen im Widerspruche.

Wir haben gesehen, wie die Stammältesten bei der Errichtung des ältesten magyarischen Grundgesetzes unmittelbar thätig gewesen, und je mehr durch Hereinströmen fremder Elemente die Nationalität überflutet zu werden drohte, desto höher stieg die Wichtigkeit, die ursprünglichen Stammgeschlechter in Erinnerung zu behalten, und ihre weiteren genealogischen Schicksale mit Aufmerksamkeit zu verfolgen. Bei den Magyaren kam noch der allgemeine morgenländische Gebrauch hinzu, die Bande der Blutsverwandtschaft zu wahren und an der Wurzel eines gemeinsamen Stammes durch Namen und Ausscheidung fest zu halten. Zugleich sind die älteren Verhältnisse der Stammgeschlechter so bezeichnend und wichtig zur Erkenntniß mancher frühesten Verfassungsformen, daß hier nothwendig ihrer gedacht werden muß. Der Chronist Simon Keza spricht von hundert und acht ursprünglichen magyarischen Stammgeschlechtern, deren ein jedes zehntausend, und sonach alle zusammen eine Million und achtzigtausend streitbare Männer gestellt haben sollen. Dergleichen große Zahlen in Beziehung auf die Köpfe einzelner Stämme kommen auch bei den Geschichtschreibern anderer morgenländischen Völker häufig vor, und gewinnen also dadurch an Glaubwürdigkeit. Zudem mögen die Diener (Familiares) der Stammgeschlechter mitbegriffen seyn. Der unermüdliche, durch keine Anfechtung zu beirrende Forscher Stephan v. Horváth, den wir häufig als Quelle benutzen, hat mit seltener Ausdauer den Namen jener heimischen, d. h. altungarischen, Stammgeschlechter nachgespürt und war so glücklich, acht und sechzig derselben ausfindig zu machen. Da viele dieser Namen in unsere Zeit herüberklingen, so wird es nicht überflüssig seyn, auch hier sie in Kürze zu erwähnen. Sie heißen: Aba, wahrscheinlich mit den Familien Sonioſi, Benthóli und Rhédey verzweigt; Akus; Amalsy; Apuch; Baad; Bancha; Bartyan; Bastech; Bel; Bikach; Bygmán (Wigmán); Bochoud; Bolok Syman (Bolok Semyen, auch blos Semyen); Bor (Boor); Borchot; Borsa; Bouch; Buken; Capatan; Chaba; Chaak (aus welchem Geschlechte der berühmte Szabolcs, Sohn Elends, einer der sieben ersten Führer der Magyaren, entsprossen oder viel-

mehr dessen Wurzel gewesen seyn soll; auch entspringt, nach Horváth's Behauptung, die berühmte Familie der Grafen Csáki ebendaher); Chanad; Cherna (Chorna); Churth; Cortold; Divék (mit den Zweigen Rudnay, Bassanyi und Ujfalusi); Erd (welches Geschlecht den furchtbaren Attila unter seine Sprößlinge zählen zu dürfen glaubte); Erdöd (noch in vielen Zweigen blühend); Geecz (wahrscheinlich Eines mit Gessa); Gyula; Gordon; Jeur (Jör, Geur, Györ); Kalan und Colsoy (von Onud, einem der sieben ungarischen Heerführer abgeleitet); Kan; Kantha (Kata, Caatha); Kynis; Koplon (auch Coplen, mit den bis jetzt verwandten Zweigen Károlyi, Ibrányi, Csomaközi); Lacha; Leurenthe; Loya; Mark; Miskouz; Moglout (welchem Geschlechte Tuhutun, einer der sieben Hauptführer der Ungarn, und die Mutter König Stephan's I. des Heiligen entsprossen seyn sollen); Nadasd; Opour; Papa; Peek; Puk; Rusd; Saikas; Sentemakus (Sente Markus, Szente Magucth, eigentlich wohl Szente Magots); Symad; Solomun (Salamon); Tatun; Tecun; Tet (Fet?); Thekele (auch Thekule, mit dem berühmten Zweige Tököli); Turda (ein angeblich schon unter den Hunnen blühendes Geschlecht); Turdos; Turul (welchem Geschlechte, nach Simon Keza's Angabe, Arpád entsprossen seyn soll); Uz; Zaach (Zaah); Zemein (nach Keza ebenfalls noch aus der Zeit der Hunnen stammend, und Wurzel der Namen Cuwe und Caducha); Zemera (vielleicht Eines mit Zemere oder dem jetzigen Namen Szemere, und durch Anonymus vom Heerführer Huba abgeleitet); Zydoy; Zolok; Zounuk; Zuard (nach Keza vom Heerführer Lél (Lehel) abstammend.)

Zu diesen heimischen kamen dann noch die eingewanderten Stammgeschlechter, deren Horváth dreißig mit Namen aufführt, und zwar folgende: Conrad (von einem gewissen Ernest, der wegen seiner Sendung auch Pot hieß und Lébeny besaß, abstammend und schon unter Andreas I. mit den Rechten eines Stammgeschlechtes begabt); Beche Gregor (die zwei Brüder Betse und Gregor stammen, nach Keza, von einem Franzosen Gvillermus, und waren schon unter Bela III. berühmt); Bogath Radván (von zwei Brüdern aus Böhmen hergeleitet); Bolugh (nach Keza von einem thüringischen Ritter Altmann Friedburg entsprossen); Borych (dem die Edlen von Posago entstammen sollen); Bora (Bocsu, nach Anonymus ismaelitischen Ursprungs); Brochyna; Brokun; Brucsa (nach Ano-

nymus kumanischen Ursprungs); Buzad (nach Keza aus Meißen stammend); Chákán (oder Miurk, aus Mähren stammend und mit Bela IV. verschwägert); Drusma (aus welchem Geschlechte die Garás entsproſſen); Guth Keled (aus Schwaben); Heydrich (Heder, unter dem Führer Geysa nach Ungarn eingewandert); Hermán (aus Nürnberg im Gefolge Gisela's, der Gemahlin König Stephan's des Heiligen, gekommen); Hunt (Hunt und Posnán oder Páznán waren Verwandte, von denen die Schlöſſer Hont und Poſon (Preßburg) den Namen haben. Sie kamen unter dem Herzoge Geisa aus Schwaben, schlugen, wie wir gesehen haben, den König Stephan im Granfluſſe zum Ritter, und sind die Stämme oder vielmehr die Wurzeln des sehr ausgebreiteten Geschlechtes Hont, Pázmán, welchem der berühmte Graner Erzbischof und Kardinal Peter Pázmán entsproß, das noch jetzt in den Zweigen Ujhelyi und Forgách blüht, und zu dessen Abkömmlingen die Grafen von Bozin, die Edlen von Kovár, Tsalom und Szaloky gehörten, wie vielleicht auch die Batthyany ein Zweig jenes Geschlechtes sind); Jaak, (Jaakou,) von dem Baiern Veneelin stammend, mit dem Zweige Nitzki); Kathych (Kathyz); Keled (Kelad, aus dem Meißnischen); Kukenus Frenwalth (aus Spanien mit der Königin Margaretha, Gemalin Bela's I., eingewandert); Ludán (Lodán, aus Böhmen); Miska (spanischen Ursprungs); Osl; Ratholt (Oliver und Ratold, Brüder oder Verwandte, kamen unter dem Könige Koloman aus Apulien; Sambuk (aus der Champagne); Simon (aus Aragonien); Thomoy (von Thomizoba abstammend, welcher, biseniſchen Ursprungs, unter Takſony einwanderte); Tybold (unter dem Herzoge Geysa eingewandert, mit den Zweigen Graun und Bobocha); Wrs (wahrscheinlich kumanischen Ursprungs); Urswr (vermuthlich von dem Kumanen Vrswr stammend).

Bemerkt muß werden, daß die Glieder solcher Stammgeschlechter nicht einen, sondern mehre Namen hatten. Der erste war der Taufname, der zweite der Name des Vaters, der dritte jener des Stammgeschlechtes und daher durch den Beisatz „de genere" angedeutet, der vierte oder der eigentlich unterscheidende Name endlich war jener des Ortes, welchen Jemand bewohnte oder besaß, oder aus welchem er stammte; daher dieſer vierte Name in früherer Zeit oft bei einer und derselben Person mehrfach wechselte. Bisweilen gesellte sich zu diesen vier Namen noch ein fünfter, aus irgend einer Zufälligkeit oder Nebensache abgeleiteter, ein Beiname

(Agnomen), welcher meist durch das Wort „dictus" angedeutet wurde. Die römischen Cognomina oder dauernden Zunamen mögen erst um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts aus den väterlichen und den Beinamen in Gebrauch gekommen seyn. Die durch Jahrhunderte fortbestehende Gewohnheit der östlichen Völker, sich nach Stammgeschlechtern einzutheilen, war bei den Magyaren noch durch die Wichtigkeit der Vortheile geboten, welche an eine solche Abstammung sich erblich knüpften.

Unter einem Stammgeschlechte (Generatio, Gens, Genus) wurde, schon dem Wortlaute nach, die Abstammung, Blutsverwandtschaft und Blutsfreundschaft begriffen. Daher sind die ungarischen Stammgeschlechter nicht wie eine politische Eintheilung, nicht wie Glieder eines bloßen Vereines, dem die Blutsverwandtschaft fehlt, zu betrachten. Vielmehr verbinden sich die Abkömmlinge der alten ungarischen Stammgeschlechter in den Urkunden, indem sie ihre Abstammung angeben, mit einer gemeinschaftlichen Wurzel (Caput familiae); sie drücken ihre gemeinschaftlichen Rechte (auf welche wir weiterhin zu sprechen kommen) in gemeinschaftlichen Gütern aus, theilen sich in dieselben, und im Falle des Aussterbens eines Zweiges (Familia) suchen sie ihre Gerechtsamen auf dem Rechtswege vor dem Richter. Bei den Römern, Kumanen und Szeklern theilten sich die Stammgeschlechter in Zweige (Familiae, Stirpes); ohne Zweifel herrschte dieser Gebrauch auch bei den Ungarn, bei welchen das Recht der Familien schon in den ältesten Zeiten im Schwunge war. Jedes einzelne Szekler-Stammgeschlecht umfaßte vier Zweige; wie viele Zweige jedes einzelne ungarische Stammgeschlecht umfaßt habe, ist zur Zeit unbestimmt. Jedenfalls muß von dem Zweige (Familia) der Begriff der Knechte getrennt werden, die in den Urkunden und bei den Schriftstellern häufig unter dem Namen Familia oder Familiares erscheinen. Bei allen Stammgeschlechtern finden wir solche Diener in großer Zahl, woraus sich die ungeheuren Seelenzahlen einzelner Geschlechter um so leichter erklären. Diese Diener waren Erbknechte (haereditarii) oder zeitliche Knechte (temporarii), auch Hofdiener (Liberales conditionarii Udvarnici) oder Gefangene (Illiberales Mancipium glebae adscripti). Aus der Reihe dieser Gefangenen wurden die Kühneren (Virtuosi) von ihren Herren freigelassen und zum Kriegsdienste verwendet; sie erhielten dann ihren Theil von der Beute (Spolia). Zu Schlichtung der Angelegenheiten des Stammes hatten die Stammgeschlechter ihre eigenen Richter (Judices generationis).

Die ganze urſprüngliche Verfaſſung des Magyarenſtaates gründete ſich auf die Stellung und den Einfluß der Stammgeſchlechter, die mit dem ſelbſterwählten Führer gemeinſam Beſitz von der eroberten Erde nahmen, und ſich zugleich ihren erblichen Antheil an der Verwaltung ſicherten, mithin Eigenthum und Gewalt in überwiegender Art ſich aneigneten. Zu den heimiſchen Stammgeſchlechtern kamen, wie wir geſehen haben, noch zahlreiche eingewanderte (Indigenae, Missitalia, Advenae), und ſchon unter Arpád ſollen einige ausgezeichnete Fremdlinge ſich die Rechte eines Stammgeſchlechtes in Ungarn erworben haben, wie denn vielleicht ſchon damals die ſieg- und beutereichen Züge der Magyaren einzelne kühne Abenteurer nach Ungarn gelockt haben mögen. Uebrigens ſcheint das Recht, Fremdlinge zu Stammgeſchlechtern zu erheben, ſchon in der älteſten Zeit der Reichsverſammlung vorbehalten geweſen zu ſeyn; immer aber erhielten es nur ſolche, die um Ungarn ſich durch Tapferkeit und Treue verdient gemacht hatten. Vor der Aufnahme mußten dieſelben beweiſen, daß ſie Ingenui, das heißt von ihrer Geburt an frei, nämlich von freien Eltern geboren waren; ferner, daß ſie ſchon in ihrem Vaterlande dem Stande der Edlen beigezählt geweſen; auch über ihre Sitten und ihre kriegeriſchen Fähigkeiten hatten ſie ſich auszuweiſen. Wenn, nach ſolcher voran gegangenen Unterſuchung, Fremdlinge die Rechte eines Stammgeſchlechtes für ſich und ihre Nachkommen erhielten, wurde ihnen, wenn ſie noch keine hatten, eine Niederlaſſung (Szálás, Descensus) und ein Erbeigenthum (Örökség, Haereditas) gegeben und mit allen jenen Rechten ausgeſtattet, deren ſich die heimiſchen Stammgeſchlechter freuten.

Die Niederlaſſung war alſo ein ſolcher Boden und eine ſolche Wirthſchaft, welche Jemand bei der erſten Seßhaftmachung gewann, und weil auch die ungariſchen Stammgeſchlechter, als ſie Pannonien in Beſitz nahmen, Ankömmlinge waren, wurden ihre Güter ebenfalls Niederlaſſungen genannt. Doch war nicht jede Niederlaſſung zugleich ein Erbeigenthum, vielmehr beſaßen Manche ihre Niederlaſſung nur pachtweiſe und als Lehen (Arenda, Feudum), obſchon Niederlaſſung und Erbeigenthum häufig mit einander verbunden waren. Die bloßen Lehenträger waren an ſich keine Edelleute; höchſtens hatten ſie, dem Könige und den Edelleuten dienend, Anwartſchaft, dereinſt den Adel zu erwerben; ja ſelbſt die verarmten Edelleute,

wenn ſie auf den Ländereien der Burgen wohnten, waren nur zur Aufſicht über die Lehenträger verbunden, und mußten im Kriege das Schloß, auf deſſen Grunde ſie ſich aufhielten, beſchützen.

Nach dem Gemeldeten beſaßen die heimiſchen und die eingewanderten Stammgeſchlechter ihr Erbeigenthum zwar mit gleichem Rechte, aber nicht aus gleichem Urſprunge. Jene hatten ihr Erbeigenthum aus der Theilung bei der Beſitznahme des Landes erhalten; dieſe empfingen es aus königlicher Schenkung.

Die heimiſchen Stammgeſchlechter waren bei der Theilung des eroberten Landes durchaus gleichberechtigt geweſen, und wenn die Ueberlieferung nur von ſieben Stammeshäuptern ſpricht, welche Alom zu ihrem und des Volkes Führer ernannt und den Vertrag über Theilung und Regierung mit ihm geſchloſſen, ſo können ſie doch nur als Stimmführer der übrigen Stammgeſchlechter angenommen werden, welche letzteren deshalb ihres Antheils an Beute und Einfluß ſich keineswegs begaben. Ihr Erbeigenthum war durch jene Theilung für immer feſtgeſtellt, und unterſchied ſich dauernd von der bloßen Schenkung, wie denn ſchon das Grundgeſetz König Stephan's des Heiligen — „Consentimus igitur petitioni totius Senatus, ut unusquisque dominetur Propriorum, similiter et Donorum Regis, dum vivit excepto, quod ad Episcopatum pertinet et Comitatum" — ausdrücklich jenen Unterſchied anerkennt, und in den Geſetzen das Wort Erbeigenthum als eine beſtimmte Gattung Gut bezeichnend erſcheint. Für das verlaſſene Erbeigenthum wurden vom Könige Erbeinkünfte gegeben und dem Beſchenkten freie Verfügung über dieſe Einkünfte bei ſeinen Lebzeiten wie nach ſeinem Tode zugeſtanden. Das Erbeigenthum beſtand alſo in ſolchen Gütern oder Einkünften, die dem Beſitzer entweder aus der Theilung des Landes, oder durch königliche Schenkung, zu unbeſchränkter Schaltung mit dem vollſtändigſten Eigenthumsrechte zugefallen waren; es waren Allode in der umfaſſendſten Bedeutung des Wortes, weder Pacht, noch Lehen, und, nach einem Geſetze des heiligen Stephan, ſogar an Mädchen und an die todte Hand ſchenkbar und vererblich. Der ungariſchen Stammgeſchlechter erſtes und höchſtes Recht war demnach wirkliches Eigenthum oder Herrſchaft (Dominium Proprietas) in ihren Gütern. Daher hießen ſie Herren (Domini) und ihre Güter Herrſchaften (Dominia); ſie hießen Edelleute des Eigenthums (Vagyomos Nemzetseg, Nobiles

proprietarii) zum Unterschiede von jenen Edelleuten, welche Güter ohne Eigenthumsrecht besaßen und daher Birlokos Nemzetseg, Nobiles possessionat genannt wurden. Als später diese possessionirten Edelleute aufhörten, sich Servientes Regis zu nennen, und sich des Titels Nobiles zu bedienen begannen, erhielten die Erbeigenthümer selbst in den Gesetzen den Namen der Edleren (Praenobilis, potens potentior Nobilis). In der älteren Zeit gehörten die Herren zugleich zu den Großen (Magni) oder Größeren (Majores), und wurden daher als Magnaten betrachtet.

Wie das Erbeigenthum entweder durch Theilung des Landes oder durch königliche Schenkung erlangt wurde, so mußte es entweder wieder getheilt werden, oder der Beschenkte konnte frei darüber verfügen, wenn er aussterben würde. In dem durch Theilung entstandenen Erbeigenthume war der Besitzer, wenn anders seine Verwandten ihm nicht freie Verfügung zugestanden, gebunden; indem nämlich bei solchen Gütern das Erbeigenthum nicht bei einem einzelnen Gliede, sondern bei dem ganzen Stammgeschlechte war. Wenn die Verwandten übergangen wurden, hatten sie das Recht, das Erbeigenthum von den Fremden zurück zu nehmen. Es war gesorgt, daß die Veräußerer das Gut nicht übermäßig belasten konnten; daher hatten die Erbeigenthümer einen bestimmten, ewig dauernden Pfandwerth. Diesen durfte weder der Veräußerer überschreiten, noch Jener, der ein Erbeigenthum außer der Theilung übernahm. Ein Gut, welches ein theilender Verwandter von einem theilenden Verwandten aus dem gemeinsamen Gute des Stammgeschlechtes kaufte, hieß ein „gekauftes Erbeigenthum" (Haereditas emtitia). Auch von einem Fremden, der ein Erbeigenthum, jedoch nicht aus einer Theilung besaß, konnte ein Erbeigenthum gekauft werden. Das gekaufte Erbeigenthum veränderte durch den Kauf seine ursprüngliche Natur nicht. Verschieden vom gekauften Erbeigenthume war der reine Erwerb (Acquisitio), welcher verschieden seyn konnte nach der Verschiedenheit der Natur des Gutes, und nach der Art, es zu erwerben. Das durch Geschenk erhaltene Erbeigenthum konnte der Erwerber nach dem Gesetze des heiligen Stephan Jedem lassen, wem er wollte, selbst den Mädchen oder den todten Händen (Ecclesiis). Wenn der Erwerber ohne Nachkommen starb und keine Anordnung traf, so fiel nach dem Gesetze auch das gekaufte Erbeigenthum und aller andere Erwerb, wenn es anders die Natur des Erworbenen nicht hinderte, den Verwandten zu, so wie das

Erbeigenthum. Letzteres ging an den König nur in dem Falle zurück, wenn der Besitzer zur Ermordung des Königs mit Rath oder That mitgewirkt, das Reich verrathen oder in das Ausland sich geflüchtet hatte. (Decr. S. Stephan. L. II. c. V. et XXXV.) Gleiches geschah auch, wenn irgend eine Linie eines Stammgeschlechtes ausstarb und das letzte Glied dieser Linie über seinen Erwerb keine Anordnungen getroffen hatte. So heilig war das Erbeigenthum der Stammgeschlechter geachtet, daß später ungarische Könige zwar bisweilen das Nachfolgerecht in erworbenen Gütern oder die freie Verfügung des Erblassers anfochten, aber gleichwohl nie ein Anrecht an das Erbeigenthum suchten.

Noch andere wichtige Rechte waren mit dem Erbeigenthume verknüpft. Unter diese gehörte das Patronatsrecht mit der Vollmacht, die zu einem Erbeigenthume gehörigen Knechte zu verkaufen, frei zu lassen oder die Freigelassenen als Soldaten oder Pächter bei sich zu behalten. Wegen der Menge solcher zugehörigen Knechte hielten die Herren des Erbeigenthumes (Haeredítarii) einen Hof (Curia), welchem, — nachdem, wie in den deutschen Ländern (Band I., S. 258—260) Pacht- und Colonatsverträge häufig wurden — Pächter oder für Dienste mit Gründen belehnte Hofdiener (Servientes conditionarii) zugethan waren. Auf solche Art bildete sich, wie in Deutschland, ein vielgegliedertes Feudalverhältniß und jeder Edelsitz zu einer Curia aus, welche ein, oft glänzender Kreis von Vasallen umstand. Diese Vasallen hatten sich dem Banderium des Erbeigenthums anzuschließen, wenn der König das Stammgeschlecht zu den Waffen rief, denn ein solches hatte seine eigene Fahne, ohne welche die Heerhaufen nicht in's Feld zogen, und indem auf den Erbgütern die Banderialpflicht haftete, waren die Besitzer des Erbeigenthums zugleich Bannerherren (Zászlós Urak). Nur mußte der Besitzer des Erbeigenthums so viele Reisige in den Kampf führen können, als zu Bildung einer Fahne erforderlich waren. Konnte er dies nicht, so führte er keine eigene Fahne, sondern schloß sich mit seinem Haufen wahrscheinlich an andere Bannerherren an. Da überdies diese Magnaten verfassungsmäßig Antheil an dem Rathe des Königs nahmen, den Reichsversammlungen beiwohnten, und das nächste Recht auf die größte Auszeichnung (Fömélitósáy, Principatus, später regni Baronatus) und die höchsten Staatswürden — z. B. das Amt des Heerführers, das Palatinat, das Amt des obersten Landrichters, die der Bane und Wojwoden —

hatten, ſo griff ihr Einfluß natürlich in alle Verhältniſſe des Reiches, in alle Zuſtände des Krieges und Friedens entſcheidend ein.

Nachdem die Magyaren Etelkuſu geräumt, ließ ſich dort ein Theil der Petſchenegen aus Lebedia nieder. Ihre Wohnplätze begannen an der Donau, Driſtra gegenüber, und erſtreckten ſich bis an die chazariſche Gränzfeſtung Sarkel, am Urſprunge des Donetz. Vier Tagereiſen von Driſtra, gegen Weſten, am rechten Ufer der Aluta, bei den Ruinen der trajaniſchen Brücke, fing das ungariſche Gebiet an, das auf dieſer Seite auch Belgrad und Sirmium umſchloß. Den Bezirk zwiſchen der Aluta und dem Lande der Petſchenegen, jetzt ein Theil der Walachei, nahmen — weil ſeiner hohen Gebirge wegen untauglich für die reitenden Magyaren und Petſchenegen, die Walachen ein, nachdem Tuhutun ſich zum Herrn von Siebenbürgen gemacht hatte. Von der Petſchenegen vier Stämmen wohnten vier öſtlich und eben ſo viele weſtlich. Die öſtlichen gränzten an die Uzen, Chazaren, Alanen und Cherſoner; die weſtlichen ſaßen diesſeit des Dnjepr, und zwar ſo, daß ein Stamm an die, den Ruſſen zinsbaren Völker am oberen Dnjeſtr, jenſeits Halitſch, der andere zwiſchen dem Dnjepr und dem Dnjeſtr an Rußland ſelbſt, der dritte, vier Tagereiſen von den Ungarn entfernt, an die Bulgaren jenſeits der Donau, der vierte, im Norden von Siebenbürgen, an die Ungarn gränzte. Somit war Ungarn gegen Oſten von den Bulgaren, gegen Norden von dem vierten Stamme der weſtlichen Petſchenegen und von dem karpathiſchen Gebirge begränzt; gegen Weſten bis an die March, dann am rechten Ufer der Donau, früher bis Mölk und den Erlafffluß — ſpäter, nach des babenbergiſchen Oſtmarkgrafen Leopold des Erlauchten Siege, nur bis an den Kalenberg —; gegen Süden bis an die Drave, an deren ſüdlichem Ufer Chrowaten und Serblier wohnten, und von dem Poſeganer Gebiete bis an die Save ausgebreitet, und unter den Königen Stephan und Ladislav wurde das ungariſche Reich oſtwärts von dem Meſizeſer Paſſe über ganz Siebenbürgen, bis gegen die Quellen der Flüſſe Sámos, Aluta und Oidos erweitert.

Schon unter Arpád war alſo das ganze Land, welches das heutige Ober- und Niederungarn, Siebenbürgen, die Walachei, bis an die Aluta, Einiges von Slavonien und Kroatien und beinahe die Hälfte Oeſterreichs ſüdlich der Donau umfaßte, von den Magyaren erobert worden; nach dem Grundvertrage theilten ſich nun die Stammgeſchlechter in die ſchöne Beute.

Einen großen Theil des Landes erhielt Arpád, als erblicher Feldfürst, für sich und seine Nachkommen. Heerführern und tapferen Kriegern geringeren Ranges fielen Lehen anheim, die, an sich nicht erblich, doch zur Heerfolge verpflichteten. Von den magyarischen Stammeshäuptern erhielt Eleud den Vertsser Wald, eine von Dotis bis Osten reichende Bergkette; sein Sohn Szabolcs eine fruchtbare Ebene am linken Ufer der Theiß, wo er nach seinem Namen eine Burg erbaute; Huba das Gebiet von Neitra; der kahle Zirknd, Kuppa's Vater, das Sümegher Land zwischen dem Plattensee und der Drave; Tuhutun einen Theil Siebenbürgens, als Eigenthum, den anderen als Gränzgraf. — Von den Stammhäuptern der kumanischen Magyaren erhielten die Brüder Ed und Edumen Ländereien am Matragebirge, in dem Bezirke der heutigen Abaújvárer, Borsoder und Hevesser Gespanschaften, wo ihr Enkel Pata die Burg Pata, jetzt Gyöngyös Pata genannt, aufführte; Retel das Gebiet am Zusammenflusse der Waag und der Donau (sein Sohn Oluptulma baute Komorn); Bunger den Landstrich zwischen Miskolcz am Bache Spinwa und Tapolcsán mit Dios-Györ im Thale der Bikkerberge. Auch die übrigen Stammeshäupter wurden gleichermaßen in der Theilung bedacht und so für die in Etelkusu zurückgelassenen Stammgüter entschädigt. Als reitendes Volk zogen die Magyaren sich vorzugsweise in die ebenen Gegenden; den Slaven, Fremden und unterjochten Landsassen, welche Landbau und Handwerke trieben, wies man Städte, Dörfer und Gebirgsgegenden zum Aufenthalte an.

Als die Stammeshäupter der Magyaren die Gewalt in Alom's und seiner Nachfolger Hand legten, geschah dies wohl nur in Bezug auf kriegerische Unternehmungen, und schwerlich stand den ersten arpádischen Feldfürsten, außer dem obersten Heerbefehle, noch eine andere innere Regierungsgewalt zu. Die älteste Verfassung Magyariens mochte, nach den aus Etelkusu mitgebrachten Gewohnheiten des asiatischen Hordenvolkes, mehr patriarchalischer Art seyn. Dem Aeltesten eines jeden Stammgeschlechtes war die oberste Aufsicht innerhalb der Gränzen der Stammbesitzungen anvertraut; er schlichtete und entschied, als Stammesrichter (Judex Generationis) Streitigkeiten unter seinen Angehörigen, übte das Patronatsrecht über die Familiares, Dienstmannen und Lehensknechte, sprach frei, belehnte und verwaltete, als Oberster im Rathe der Stammesangehörigen, die Angelegenheiten der großen Familie nach altem Herkommen. Das Verhältniß war

urſprünglich der einſtigen Gauverfaſſung Deutſchlands nicht unähnlich, inſofern das Stammgeſchlecht zugleich die freie Gemeinde in ſeiner Niederlaſſung bildete, und wie in Deutſchland, ſo ging auch in Ungarn aus dieſer Gau- oder Stammverfaſſung die veränderte Form der Cent- und Grafſchaften hervor, ſeitdem König Stephan I., wie wir bald ſehen werden, die fränkiſche Einrichtung der Comitate nach Ungarn verpflanzte, oder vielmehr ſie daſelbſt wieder erſtehen ließ.

Alom's und der erſten Arpáden Einfluß beſchränkte ſich alſo auf den Krieg. Selbſt der Name Herzog — obgleich von den Ausländern, welche das Wort Heerführer nicht anders als mit **Dux**, und **Dux** nicht anders als mit Herzog zu überſetzen wußten, ihnen ſchon früher angeeignet — mochte ihnen erſt ſpäter zuwachſen, vielleicht erſt dem Vater des heiligen Stephan, Geiſa, unter welchem überhaupt ein regeres Eingreifen in die inneren Verhältniſſe bemerkbar wird. Waren aber auch die früheren Arpáden, gegenüber den Stammeshäuptern, vielleicht nur als die Erſten unter den Gleichen zu betrachten, ſo mußte doch ihre Stellung mit der Zeit von ſelbſt zu wichtigerem und überwiegenderem Anſehen führen und endlich ſich in monarchiſche Formen ausſcheiden; denn unter einem urſprünglich rein kriegeriſchen Volke gewann der erbliche Heerführer nothwendig um ſo gewiſſer hervorragende Geltung, da fortwährende Feldzüge ihm unaufhörlich Gelegenheit boten, ſich ſeines Anſehens zu bedienen und ſeine Untergebenen an Gehorſam zu gewöhnen, überdies aber die auf Eroberung gegründete Natur des jungen Staates auch in allen übrigen Verhältniſſen das kriegeriſche Element vorleuchten ließ, mithin auch die inneren Zuſtände und Friedensangelegenheiten — als bloße Folgen und Ausgänge jener kriegeriſchen Politik — wiederum dem Einfluſſe des Feldfürſten unterwarf und auf ſolche Weiſe deſſen Schwert unmerklich, aber auch unausbleiblich, zum Scepter umwandelte. Die alle anderen Antheile übertreffende Maſſe von Erbgütern und Alloden, welche dem Stamme Arpád in der Landestheilung zugefallen war und den Vortheil Vieler an den ſeinigen band, vermehrte auch im Inneren das Gewicht der Feldfürſten und erleichterte ihr Fortſchreiten zur vielſeitigeren und umfaſſenderen Gewalt, die endlich unter Stephan I. ſich entſchieden mit monarchiſchen Formen und zugleich mit dem ehrwürdigen Glanze der chriſtlichen Majeſtät bekleidete. Die Einrichtung des Kirchenweſens, womit der König ſich den Beiſtand der, auch

durch Gelehrsamkeit und Erfahrung einflußreichen Geistlichkeit erwarb, deren Wohl und Wehe nunmehr von dem Gedeihen des königlichen Ansehens abhing, und die daher Nichts unterließ, dasselbe im Volke zu erhöhen; dazu das Apostolat, von der Hand des heiligen Vaters verliehen, welches dem Staatsoberhaupte in den Augen der neuen, doppelter Begeisterung fähigen magyarischen Christen einen bisher ungekannten Nimbus verlieh; endlich der glückliche Erfolg der Waffen Stephan's über stolze Vasallen, welche, die Vertheidigung des alten heidnischen Glaubens zum Vorwande nehmend, sich aus selbstsüchtigen Gründen bisher einer monarchischen Einheit widersetzt hatten; — dies Alles trug dazu bei, das junge Königthum schnell zu fördern und zu kräftigen. So erhob sich über der ursprünglichen patriarchalischen Gemeindenverfassung allmälig eine kriegerische Autorität, welche, ohne die vorgefundenen Verhältnisse merklich in ihren Formen zu ändern, dieselben doch als Pfeiler einer erblichen Herrschaft geschickt benutzte, bis sie den wohlgefügten, durch die Kirche geheiligten Bau zuletzt mit dem apostolischen Diademe zu krönen und abzuschließen vermochte.

Weil die Stammeshäupter sich von Alom Antheil am Rathe des Fürsten und seiner Verwaltung bedungen, so begannen auch damals schon die großen öffentlichen Versammlungen, Vorbilder der nachmaligen Landtage. Zwei Meilen unterhalb des jetzigen Marktfleckens Csongrád, bei Puszta-Szer, versammelte Árpád, nach Salan's Bezwingung, die Häupter der Stammgeschlechter, die Hauptleute und Edlen seines Volkes, um über die Verfassung und die Stellung der Freien, Edlen und Angesehenen im Volke zu einander, desgleichen über Strafgesetze zu berathschlagen, die der rauhe Sinn der Zeit doppelt nöthig machte. Was hier beschlossen worden, galt auch den, während Zoltan's Minderjährigkeit eingesetzten beiden Reichsbeamten, Gyulés und Karnok, zur Richtschnur; wollten Diese davon abweichen, so stand bis zu Geisa's Zeit der Volksschaft die Befugniß zu, jene Verfügungen zu ändern oder die Richter zu entsetzen. Die Versammlung währte durch vier und dreißig Tage, und der Ort wurde „Szer, Ordnung" genannt, später auch durch die nun verfallene Benediktiner-Abtei Szer-Monostra geehrt. Seit Errichtung des Königthums trat der Antheil der Magnaten an der Regierung mehr in den Hintergrund, und ihr Einfluß auf den Landtagen — welchen der dritte Stand, die königliche Ritterschaft (Servientes regii), oder der Adel noch nicht beiwohnte — blieb

ein blos berathender. Die Thronbesteigung war, außer dem, was Erbfolge und Gewohnheit vorschrieben, an keine näheren Bedingungen geknüpft; der König hatte noch keinen Krönungseid zu leisten, und selbst die Krönung war zur Uebernahme der Herrschaft nicht wesentlich. Dem Könige allein stand das Recht zu, den Landtag zusammen zu berufen, ihn aufzulösen und Zeit und Ort dafür zu bestimmen; er allein hatte die Reichsbaronen, Kreis-, Hof-, Gränz- und Untergrafen zu ernennen. Dem Palatin stand nur die Bewahrung des königlichen Siegels, das Mittleramt zwischen dem Könige und dem Volke in Eigenthumsstreitigkeiten, Rechtsentscheidung in höchster Instanz und der Oberbefehl über den königlichen Heerbann in des Königs Abwesenheit zu. Erst spätere Ereignisse mehrten des Palatin's Macht und Einfluß.

Je gesicherter, wie wir gesehen haben, das Erbrecht der Stammgeschlechter im Grundeigenthume war, desto weniger erwuchsen dem Könige Einkünfte durch Güterheimfall. Doch war der Stamm Arpád bei der Landestheilung so reichlich bedacht worden, daß schon das königliche Erbeigenthum bedeutende Zuflüsse gewährte, wovon nur der Lohn für die Bewirthschafter in Abzug kam. Des Königs übrige Einkünfte gründeten sich auf den Ertrag der zu den königlichen Burgen der Gespanschaften geschlagenen Ländereien, wovon zwei Drittheile dem Könige, eines dem Kreisgrafen gehörten. Außerdem erflossen dem Könige der Marktzoll, die Victualien-, Denarien- und Marderbälge-Abgabe, das Zwanzigstel der Zehnten, die Personalsteuer der freien Fremden, die Fischereien, die Weineimerlieferung, der Rinder- und Schweinezoll und, was vom größten Belange, das Salz- und Bergwerks-Regal.

Schon Karl der Große hatte, als er, nach Besiegung der Avaren, deren Fürsten Zotan das Land Pannonien wegnahm, dasselbe nach fränkischer Gewohnheit in fünf Grafschaften oder Comitate eingetheilt. Spuren dieser Eintheilung erhielten sich, ungeachtet der mittlerweile über Pannonien dahinbrausenden Stürme, bis auf Arpád's Zeiten; möglich, daß Letzterer sie erneuerte, denn nach der Ueberlieferung wurden Borsu im Ziperslande gegen die Polen, Huba im Neitraer Gebiete gegen die Mährer, als Gränzgrafen eingesetzt. Durch diese Einrichtung ließ sich nicht nur die Ruhe nach innen leichter erhalten, sondern auch gegen feindliche Einfälle war nun schnellere Abhilfe getroffen. Wahrscheinlich wurde also jeder Burg ein

bestimmtes Gebiet angewiesen, und einem solchen Gränzbezirke — **Megye**, in der Folge **Vár-Megye**, Vogtei, staatsrechtlich-begränzter Kreis, Gespanschaft (eigentlich Ispanschaft, von dem ungarischen **ispány** oder vom slavischen **span**) genannt — ein Magnat vorgesetzt, mit einer gewissen Anzahl stets streitfertiger Kriegsmänner und Kriegsgefangener, jene um das Gebiet zu schützen und polizeiliche Obhut zu üben, diese zu Betreibung der nöthigen Gewerbe, wie zum Bodenbau und zur Viehzucht. Die Magyaren fanden, als sie sich Pannonien unterwarfen, schon die Burgen Ungh, Zemplin, Ugocs, Bihór, Gömör, Bodrog, Kevee, Titul, Báranya, Sümegh, Eisenburg, Bezprem, Pesth, Novgrad, Nitrava, Trencsin, Zipserhaus u. a. vor, und bauten die Burgen Borsod, Szabolcs, Zolyom, Komorn, Súnad, Tschernigrad, Zolt u. a. hinzu; die meisten sind jetzt noch Hauptsitze der nach ihnen benannten Gespanschaften. Bestimmtere Formen und vielfache Vervollständigung gewann die Comitats- und Gespanschaftseinrichtung unter König Stephan dem Heiligen, der daher insgemein als ihr Schöpfer angesehen wird.

Die oberste Civil-, Militär- und Gerichtsautorität in jeder Gespanschaft bildete der Graf (**Comes castrensis**; **Parochianus**; **Kreisgraf**, **Burggraf**; in der Folge **Comes supremus**, **Obergespan**); in der Rechtsverwaltung stand ihm der Hofgraf (**Comes curialis**) zur Seite, und Beide bedienten sich, zur Vollstreckung ihrer Urtheilssprüche, eines oder mehrer Executoren (Pristalden, von dem slavischen **pristogjm**, beistehen). Die Burg beaufsichtigen und die ökonomischen Angelegenheiten verwalten half dem Grafen der Burgmann (**Castellanus**, **Várnagy**); auch war, je nach dem Umfange der Gespanschaft, eine ausreichende Anzahl Herolde unter Leitung eines Oberherolds vorhanden, um die Abgaben einzutreiben und die obrigkeitlichen Befehle im Kreise zu verkündigen.

Bald sollten sich aus dieser Comitatseinrichtung die wichtigsten Folgen nicht nur für des Landes Cultur und das Volksleben, sondern auch für Ungarns Kriegsverfassung entwickeln. Die Banderien der Fahnenherren und Stammeshäupter waren, zahlreichen Feinden gegenüber, nicht ausreichend. Es mußte auf anderweiten Zufluß kriegerischer Mannschaft gedacht werden, und hiezu bot wiederum das Comitatswesen zunächst die Hand. Die zu einer Burg, als dem Mittel und Stützpunkte einer Gespanschaft, gehörigen Leute bestanden, wie schon oben gemeldet, aus zwei Classen:

Landleuten (Coloni) und Kriegsleuten (Milites). Insgemein wurden ſie Provinzialen (d. i. zu einer und derſelben Geſpanſchaft Geſchriebene), auch Conditionarien (der Burg zu bedingten Dienſten Verpflichtete), insbeſondere die Coloni Burgdiener, die Milites Burg-Jobagyen (Jobb-Agy, urſprünglich ein Menſch von beſſerer, nämlich freier Geburt, daher ſelbſt Magnaten in Urkunden unter dem Namen Jobagyen vorkommen, obwohl ſpäter auch Knechte ſo hießen) genannt. Sowohl in der Nähe der Burg, wie im weiteren Umkreiſe der Geſpanſchaft, befanden ſich die Felder und Wohnplätze der zur Burg gehörigen Kriegsleute oder Burg-Jobagyen; ſie ſtanden, in Centurien und Decurien eingetheilt, unter beſonderen Hauptleuten, dieſe unter dem Oberſten, welchem wiederum der Graf vorſtand. Die Burgmänner, Oberherolde, Oberſten und Hauptleute, vorzugsweiſe Jobagyen der Burg genannt, dann die Freileute des heiligen Stephan, und die Freibürger bildeten die höhere Volksclaſſe in den Geſpanſchaften; der niedrigeren gehörten die Freigeborenen, die Freigelaſſenen, die Gäſte, die königlichen Dienſtleute (Udvarniker), die Burghörigen und die Knechte der Privatleute an. Das glorreiche Andenken Stephan's adelte auch hier, denn ſolche Burg-Jobagyen, deren Altvordern, unter Verpflichtung zur Heerfolge, ihre erblichen Ländereien von jenem Könige erhalten hatten, genoſſen den Vorzug des Alters und Anſehens vor den, obwohl unter gleichen Verhältniſſen von ſpäteren Königen Beliehenen. Jene hießen des heiligen Königs „natürliche," dieſe von der Burghörigkeit „eximirte" Jobagyen; doch in allen ſonſtigen Pflichten und Rechten ſtanden ſie einander gleich. Durch Treue, Tapferkeit oder auf andere Art ſich hervorthuende Burg-Jobagyen wurden zu dem Range der königlichen Ritter (Servientes Regis), welche auch Hofritter (Equites aulici) und Betraute des Königs (Familiares Regis) hießen, erhoben. Ihre Ländereien in der Geſpanſchaft wurden dadurch adeliche Sitze, ihre Perſonen der Gerichtsbarkeit der Burggrafen entnommen und dem adelichen Gerichtshofe (Szolga Biro), in höherer Inſtanz dem königlichen Hofgerichte, unterſtellt. Dabei blieben ſie jedoch auch künftighin des Königs Pfründner (Beneficiarii Regis), denen über ihre Güter das zwar erbliche, aber nur nutzbare, nicht unbedingte Dominium verliehen war. Ueberhaupt gelang es ihnen erſt im Laufe der Zeit perſönlich adeliche Geltung zu gewinnen, wobei jedoch der alte, erbbegüterte Stammadel, um ſich nicht mit ihnen zu vermengen, eine neue Kluft dazwi-

schen schob, indem er sich „edler“ (praenobilis) nannte; es waltete hier so ziemlich dasselbe Verhältniß, wie ungefähr gleichzeitig in Deutschland zwischen dem alten Stammadel und jene Freien und Güterbesitzern, die aus Reitern im Heerbann sich allmälig in Ritter und Edle verwandelten, nicht ohne heftigen Zusammenstoß mit jenem höheren Grundadel. Zu gewissen Zeiten mußten sämmtliche Burg-Jobagyen an einem bestimmten Orte erscheinen, um von dem Grafen gemustert zu werden; denn dieser war, wie bemerkt, ihr oberster Anführer unter dem Comitatsbanner. Gleich der erbbegüterten Ritterschaft, mußte er, jedoch auf des Königs Kosten, Diesem auch über des Reiches Gränzen hinaus Heerfolge leisten, während die Banderien der Stammgeschlechter auf Kosten der Erbbegüterten ausgerüstet wurden.

Der König und die Königin hatten in allen Gespanschaften leibeigene Dienstleute, welche insgemein Udvarniker, insbesondere aber Ministerialen hießen, wenn sie knechtische Hofdienste zu verrichten hatten. War ihnen urbarer Boden zu eigener Benutzung angewiesen, so hießen sie Beneficiarier, und es waltete bei ihnen, wenn auch in niedrigerer Rangbeziehung, derselbe Unterschied persönlicher und dinglicher Pflichtigkeit, wie zwischen Ministerialen und Vasallen in Deutschland. Ueber ihnen im Range, dagegen tiefer, als die Burg-Jobagyen, standen die Burghörigen, theils Eingeborene, theils Eingewanderte, entweder in dem zur Burg angebauten Marktflecken (castri civitas, Város) ansässig und allerhand Gewerbe übend, oder entfernter gelegene Burgländereien anbauend. Sie waren, gleichwie die Burg-Jobagyen, in Centurien eingetheilt, und unter einen Stadtmajor gestellt; dabei genossen sie eines gewissen Freiheitszustandes, waren Niemand leibeigen und dienstbar, und hatten nur, für den ihnen gewährten Burgschutz oder für das zur Benutzung ihnen überlassene Burgland bestimmte Leistungen an die Burg zu erfüllen, waren also eigentliche Lehensleute. Bald wuchs durch Fleiß und Emsigkeit der Inwohner der Wohlstand solcher Marktflecken, und führte Jene nach und nach zu völliger Freiheit. Vorerst wurden diese Leute von den Leistungen an die Burg, dann von der Gerichtsbarkeit sowohl des Grafen, als des Burgmanns, losgezählt und zur Wahl eigener Richter berechtigt, später mit einem abgemarkten Stadtgebiete versehen und endlich der Marktflecken durch den Namen einer freien und königlichen Stadt beehrt; frei hießen sie, als der Burg-

gerichtsbarkeit entbunden; königlich, weil diese Städte dem Könige allein, in Anerkennung seiner Territorialhoheit, zu jährlicher Abgabe, St. Martins-Zins genannt, verbunden waren. Stuhlweißenburg, Preßburg und Kremnitz mögen unter jenen Plätzen gewesen sein, welche am frühesten dieser Auszeichnung theilhaftig geworden.

Groß und vielseitig waren die Vortheile dieser Comitatseinrichtung, so für den König, wie für sein Reich und Volk. Die obersten Hofbeamten, welche, nach fränkischem Vorbilde, mit dem Königthume auftauchten; der Oberschatzmeister, Obermundschenk und Oberstallmeister, hatten in jeder Gespanschaft ihre Unterbeamten, durch welche sie, nach den in ihren Amtstiteln ausgesprochenen Obliegenheiten, die Einkünfte des Königs verwalteten. Der König konnte nun leicht, und ohne das Volk zu belasten, seinen Heerbann durch das ganze Land führen; denn allenthalben fand er seine Vorrathskammern und Keller gefüllt, seine Viehheerden wohl gehütet, seine Udvarniker zu Spanndiensten gewärtig. Jede Burg gab zugleich eine Festung zur Deckung des Landes ab. Auch durften die Kriegsschaaren nicht erst angeworben und im Waffendienste geübt werden; sie waren schon vorhanden, und harrten nur des Rufs des Königs, um alsogleich sich zu rüsten und aufzubrechen; zuerst die Banderien der Erbbegüterten, an dreißig- bis vierzigtausend Mann stark, in Friedenszeit keinem Bürger lästig und anstatt kärglichen Soldes mit ausgebreiteten Ländereien begabt, die ihnen in der Gespanschaft reichliches Auskommen für die Familie und die Angehörigen gewährten, und im Kriege sie die Kosten des Zuges, für welche die zu hoffende Kriegsbeute Entschädigung versprach, leicht bestreiten ließen; dann die Burg-Jobagyen oder Comitatsbanner mit ihren Grafen, muntere, unternehmende Schaaren, wachsam und kühn im Felde, fleißig, arbeitsam und friedlich daheim im Kreise der Ihrigen, schonend gegen den mit ihnen viel verkehrenden Bürger und von ihm gern mit der Vertheidigung des Herdes betraut.

Es bedarf, wenn man Dasjenige, was so eben von der Heerverfassung der Ungarn berichtet wurde, mit Dem vergleicht, was an mehren Stellen in der Gesammtgeschichte von dem Kriegswesen der Deutschen gesagt worden, wohl nicht erst eine Hindeutung, um wie viel die ungarische Kriegsverfassung der deutschen vorzuziehen war. Wie schwierig und unzuverlässig war in Deutschland damals die Versammlung des Heerbannes;

wie betrachtete hier jeder Stamm sich gern als eine eigene kriegführende Macht, ohne Rücksicht auf das Ganze, ja wie oft im eifersüchtigen Entgegenwirken wider den gemeinsamen Zweck. Wie geriethen dadurch die deutschen Könige und Fürsten frühzeitig in die Nothwendigkeit, sich mit planlos zusammengeworbenen Schaaren, mit Söldnerheeren zu umgeben, die, bloße Parteigänger, ohne Sinn für Heimat und Vaterland, den Kampf nur da aufsuchten, wo Beute und Gewinn lockten, dadurch alle Zwecke der Kriegskunst vereitelten und, entlassen, sich in Freibeuter und Räuberbanden verwandelten, der Fluch und die Geißel der Länder, welche sie zu beschützen gekommen waren! Das Heerwesen der Ungarn dagegen beruhte auf durchaus nationalen Elementen, und wie furchtbar auch im Feindeslande, waren diese Schaaren niemals eine Last, geschweige ein Schrecken für ihre Heimat. Drohte mächtige Feindesgefahr, so gab ein herum getragener blutiger Säbel die Losung zu Rüstung und Aufbruch. Die Ritterschaft focht dann unter dem Banner des Königs, von Diesem selbst, oder in seiner Abwesenheit vom Palatin angeführt. Unter das Comitatsbanner schaarten sich die Jobagyen des Schlosses; von den Bauern und freien Gemeinden jeder zehnte oder jeder achte Mann, je nachdem der Anlaß und die Stärke des Feindes es verlangte, bei dringender Gefahr auch in geringerem Verhältnisse; sie machten das Comitats-Banderium aus. Außerdem stellten noch die Bischöfe aus ihren Gütern eigene Banderien. Gegen plötzlichen Ueberfall sicherte noch überdies eine besondere Anstalt in den Gränz-Comitaten, wo einem eigenen Gränzgrafen eine Anzahl Gränzwächter untergeben war, die auf alle Bewegungen in dem Nachbargebiete sorgsam zu achten hatten. Eingetheilt waren diese Gränzwächter in Späher und Renner (Speculatores et Veloces), und es mußten die Erstgenannten den Feind erspähen und aufhalten, bis die Letzteren die Kunde der Feindesgefahr in das Innere des Landes brachten und der Heerbann sich zu sammeln vermochte. Von deutschen Schriftstellern ist behauptet worden, daß, zur Sicherung des Landes gegen innere und äußere Gefahr, schon seit Beginn der eigentlichen Landesverfassung Ungarns auf dem dasigen Herrenstande die Verbindlichkeit geruht habe, auf ihren Besitzungen und aus den Einkünften ihrer Herrschaften Burgen und Schlösser zu erbauen und zu unterhalten; aber Stephan v. Horvát hat in einem, durch den Freiherrn v. Mednianszky auch deutschen Lesern bekannt gewordenen Aufsatze (Archiv für Geschichte X. 445)

bewiesen, daß Schlösser zu erbauen zwar eine königliche Gnade und Erlaubniß, aber zu keiner Zeit eine Verbindlichkeit, mithin auch die Bestreitung der Baukosten keine Pflicht, sondern eine nothwendige Folge jener königlichen Gnadenverleihung gewesen.

Ueber der Magyaren Kriegs- und Kampfweise hat der Kaiser Leo der Weise, der sich derselben noch vor ihrer Einwanderung in Pannonien als Hilfstruppen bediente, folgende Schilderung hinterlassen: Die Magyaren, eine freie und volkreiche Nation, sind von Jugend auf Reiter und lieben das Zufußegehen nicht. Auf den Schultern tragen sie lange Lanzen, und in der Hand führen sie einen Bogen, den sie besonders geschickt zu gebrauchen wissen, um den Rücken des fliehenden Feindes mit Pfeilen zu durchbohren. Ihre Brust und den Vordertheil ihres Pferdes deckt ein Harnisch von Eisen oder dichtem Filz. Gewöhnt, mit Pfeil und Bogen zu streiten, lieben sie jene Gefechte nicht, in welchen sie handgemein werden müssen, wohl aber jene, wo sie von weitem schaden können. Sie verstehen sich daher vorzüglich gut auf Beunruhigung des Feindes durch Scharmützel, durch plötzliche Ueberfälle, durch Abschneiden des Proviants, durch Ueberflügelung und Hinterhalte. Nach dieser Taktik wissen sie durch eine verstellte Flucht den Feind anzulocken, sich dann plötzlich umzuwenden und in seine getrennten Glieder einzubrechen. Kommt es jedoch auf eine förmliche Schlachtordnung an, so stellen sie sich in kleinen, nahe an einander geschobenen Haufen von etwa tausend Reitern, und einen Haufen hinter den anderen auf, wodurch sie Festigkeit in ihre Stellung zu bringen suchen. Den fliehenden Feind verfolgen sie rastlos, und nur erst, wenn er ganz aufgerieben ist, denken sie an die Beute. Um dem Entweichen im Kriege vorzubeugen, das aus der Uneinigkeit der verschiedenen Stämme und Geschlechter leicht entstehen könnte, haben sie eine strenge Kriegszucht und den Oberbefehl eines Feldherrn eingeführt, und sich scharfen Kriegsstrafen unterworfen. — Was Leo hier berichtet, wird durch die Schilderungen der Abendländer bestätigt. Die Säumigen und Widerspänstigen im magyarischen Heere wurden, zum Vordringen wie zum Rückzuge, von ihren Führern mit Peitschenhieben angetrieben.

Der Schrecken, welcher den Magyaren voraus ging, die feindlichen Berührungen, in welche sie, gleich bei ihrem ersten Auftreten in Pannonien, mit den Nachbarvölkern geriethen, haben diese zu bitteren, oft grau-

lichen und fabelhaften Schilderungen des neuen Volkes hingerissen. Die magyarischen Mütter sollten, um ihre Kinder frühzeitig gegen körperliche Schmerzen abzuhärten und ihnen ein schreckenderes Ansehen zu geben, mittels eines, aus dem Munde ihnen hervorstehenden Eberzahnes ihre Säuglinge im Gesichte verwunden, Blutsaufen und Auffressen der Feindesherzen zu den magyarischen Leckermahlen gehören, und was dergleichen handgreiflicher Lügen noch mehr sind. Andere Stimmen klingen ruhiger und gerechter, und verschweigen neben der Roheit und Grausamkeit im Kriege, auch die besseren Eigenschaften der Fremdlinge nicht. So wird (Annales Mettenses, pag. 889) der Magyaren Abscheu vor dem Diebstahle unter einander und dessen strenge Bestrafung gerühmt, und auch Regino gibt zu, daß die Magyaren den Diebstahl als das ärgste Verbrechen ansehen, daß sie nie ein fremdes Joch duldeten, und daß der Muth ihrer Frauen jenem der Krieger gleichkomme. Noch vortheilhaftere Zeugnisse folgten ihnen aus ihrem früheren Wohnsitze, dem Kaukasus, dem ihre ursprünglichen Sitten freilich entsprechender waren, als ihrem neuen europäischen Vaterlande. Sie sollen dort schon mancherlei Künste geübt haben. Die von Mohamed-Aiwabi Achtachi geschriebene Geschichte von Derbend (Derbend-Nameh) erzählt, die Magyaren hätten die Stadt Kizylar (von den Russen jetzt Kisljär genannt) erbaut, deren Gebäude so blendend weiß gewesen, daß sie von weitem wie Schnee geglänzt. Der arabische Geschichtschreiber fügt hinzu: daß unter allen Völkern des Kaukasus die Magyaren sich durch ihren friedlichen Charakter, ihre Fertigkeit in gemeinnützigen Gewerben, ihren schönen Wuchs und ihren Muth hervorgethan hätten, und stellt sie über alle benachbarten Stämme. Auch sollen sie, noch im Nomadenzustande, Sänger unter sich gehabt haben, welche nach Bardenweise die Thaten ihrer Führer feierten.

Die Sprache dieser Jagd und Krieg treibenden Horden anlangend, so mögen hier die Bemerkungen eines in diesen Gegenstand Eingeweihten einen Platz finden. Wenn man den Entwickelungsgang der magyarischen Sprache bis zu ihrer ältesten, historisch-bekannten Epoche hinab verfolgt, so findet man in demselben mehre merkwürdige Sonderheiten, deren Grund vielleicht ein etwas fantasiebegabter Sprachforscher durch kühne Hypothesen kurzweg erklären würde. Man glaubt gewöhnlich, die magyarische Sprache habe sich erst in den letzten Decennien nach bestimmten grammatikalischen

Formen entwickelt, und es wäre bei der von den älteren Grammatikern befolgten Methode wohl einiger Grund zur Rechtfertigung dieſes Glaubens vorhanden; denn wenn man die Mühſeligkeit betrachtet, mit welcher ſich dieſes ganz originelle Idiom in den aufgedrungenen Formen der lateiniſchen Sprache bewegte, ſo mußte man faſt vermuthen, es habe früher gar keine grammatiſche Geſtaltung beſeſſen, ſeine Formen ſeyen vordem vag und regellos geweſen; was am Ende zu dem Schluſſe führte: das Volk, welches zuerſt dieſe Laute über die Höhen des Kaukaſus nach Europa gebracht, habe ſich bis auf die neueſte Zeit eigentlich gar keiner Schriftſprache erfreut. — Wie man aber einmal die magyariſche Sprache mit philoſophiſchem Geiſte durchforſchte, und eine ihren Eigenthümlichkeiten angemeſſene grammatikaliſche Behandlung an die Stelle der bisherigen unangemeſſenen lateiniſchen Formen ſetzte, zeigte ſich ein ſo ſtreng' und conſequent logiſch gegliederter Sprachbau, daß man die früher aufgeſtellte Behauptung nicht mehr rechtfertigen konnte und der magyariſchen Schriftſprache ein bei weitem höheres Alter zugeſtehen mußte. Es iſt, nach den gegenwärtig zu Tage liegenden Ergebniſſen der magyariſchen Philologie und Geſchichte, wohl kaum mehr ein Zweifel übrig, daß die Stammväter der gegenwärtigen Magyaren, die allgemein als wilde, rohe Krieger verſchrienen Hunnen, in ihrem Vaterlande in Aſien ſchon frühzeitig Wiſſenſchaften kannten und pflegten, wenn auch die wohlthätige Einwirkung derſelben auf das zerſtreut lebende Nomadenvolk nicht allgemein werden konnte; es iſt ferner ſehr wahrſcheinlich, daß die Hunnen bereits eine Schriftſprache beſaßen und die Elemente ihrer Abbildung aus dem früh cultivirten, ſeitdem aber im tauſendjährigen Stillſtande verſumpften China bezogen; aber es iſt auch eben ſo natürlich, daß, als die Wucht der Völkerwanderung jene Hunnen nach Europa warf, nur die ſtreitfähigen, kriegeriſchen und rüſtigen Männer den weiten und beſchwerlichen Heerzug antraten, die friedlichen Gelehrten dagegen mit den Schätzen ihres Wiſſens meiſt daheim blieben, oder weniger geeignet, Beſchwerden zu ertragen, in dem blutigen Schlachtſtrome untergingen. Dennoch ließen dieſe kriegeriſchen Horden einen Beweis ihrer früheren Cultur zurück; die braven Sekler nämlich, welche ſich bei dem Rückzuge nach dem erſten Einfalle Attila's an den Gränzen Siebenbürgens anſiedelten, beſaßen noch eine eigene Runenſchrift, welche aus Einſchnitten in Holz beſtand und ſicher noch ein Erbtheil von ihren hunniſchen Voreltern

war. Das gänzliche Verſchwinden dieſer Schriftdenkmale dürfte aber dem frommen Eifer der im zehnten Jahrhunderte auftretenden chriſtlichen Miſſionäre zugeſchrieben werden, welche Alles, was im Entfernteſten mit der alten heidniſchen Religion zuſammenhing, wegzuräumen ſuchten, und daher auch vermuthlich die Runenſtäbe, worauf vielleicht noch heidniſche Dogmen eingeſchnitten waren, unnachſichtlich vertilgten. — Wie in allen Ländern Europa's, begann auch in Ungarn, bei'm Wiedererblühen der Künſte und Wiſſenſchaften, die durch Barbarenhände aus ihrem Palladium vertriebene Römerſprache allmälig ihre Herrſchaft auszubreiten, und der Umſtand, daß der heilige König Stephan — ſonſt in Manchem dem großen Karl ſo ähnlich — der lateiniſchen und griechiſchen den Vorrang vor ſeiner Mutterſprache zugeſtand und in erſterer ſein Geſetzbuch verfaßte, trug (eben ſo, wie der Umgang mit eingewanderten Slaven, Bulgaren, Wlachen, Deutſchen und Italienern, mit welchen der bürgerliche Verkehr nicht anders, als mittels der lateiniſchen Sprache unterhalten werden konnte) viel dazu bei, die Sprache der Römer in Ungarn zur Geſchäfts- und feinen Umgangsſprache zu erheben, wodurch leider für Jahrhunderte die magyariſche Sprache vom Felde der Wiſſenſchaft und des höheren Staatslebens ausgeſchloſſen wurde, obſchon man frühzeitig die Volksſprache zu pflegen, zu veredeln und alte Sprachdenkmale an's Licht zu ziehen begann. (S. Vámoſy in ſeiner Recenſion der „Analyſe ungariſcher Claſſiker, geſtützt auf einfache Grundregeln der ungariſchen Sprache," von Remèle; in der Wiener Zeitung von 1842, Nr. 142.)

Ueber der alten Magyaren Sitten, Volkscharakter und Gewohnheiten hat Feßler aus dem Geiſte ihrer Sprache und ihren Sprichwörtern Folgerungen gezogen, die, wie Graf Mailáth richtig bemerkt, zwar mehr witzig als gründlich, aber in ihrer Zuſammenſtellung jedenfalls intereſſant ſind, daher ſie auch hier theilweiſe angeführt werden ſollen. Wie im öffentlichen Leben — ſagt jener verdienſtvolle Geſchichtſchreiber — ſo bewieſen ſich die Ungarn als edles, freies Volk auch in dem häuslichen, worin ſie manches Gute von den älteren Inſaſſen gelernt hatten. Schon von Alters her lebten ſie in ordentlichen Ehen; doch als Nomaden in Baſchkirien mochten ſie dieſe Verbindung für nicht viel beſſer, als für einen ehrſamen Beiſchlaf gehalten haben; daher in ihrer Sprache die veralteten Worte: für Ehe Nöszés, Beiſchlaf; für Ehemann Nös, Gatte; für Ehefrau Nö.

Né, Gattin. Nachdem ſie ſich zur Volksſchaft vereinigt hatten, ward ihr Begriff ſittlicher; allein, als Heiden, konnten ſie ihre Anſicht von der Ehe noch nicht weiter, als bis zu dem Werthe eines Hausweſens, Házasság, erheben; ſodann hieß Ehevertrag Házasodás, Hausverbindung; Verehelichung Házasitás, Errichtung eines Hausſtandes; in den Eheſtand treten: Házasodni, hauſen. Die ungariſchen Jungfrauen gingen mit bloßem, Frauen mit bedecktem Haupte; jene hießen Hajadon, Haare tragend, d. i. unverehelicht. Die Braut wurde gekauft; ein mannbares Mädchen wurde alſo ein „verkäufliches" Mädchen, Eladó Léany, genannt. Doch wie wenig ſie deswegen als Sache betrachtet oder behandelt wurde, zeigt die Verlobung. Sie geſchah durch Uebergabe des Ringes Gyürö; daher Gyürözni, den Ring der Treue geben, mit Verlobung gleichbedeutend war. Die Verlobten hießen Gezeichnete, Jegyesek, und die Braut, Hölgy, trug das erhaltene Zeichenkleid, Jegy-Ruha, womit auch die Morgengabe oder der Brautſchatz im Allgemeinen benannt wurde. Die eigentliche Benennung des Bräutigams war Hüs, der Treue; davon kam in die Sprache Hüség, Treue, und Hüt, geſchworener Glaube. Der Mann, Férj, nahm die Jungfrau zum häuslichen Geſpan, Házas-Társ, und nannte ſie Feleség, die ihm Gleiche. Die Jungfrau ging zum Manne, Fér-hezment, und Hausfrau, Házas Aszszony, war ihr Ehrenname. Die Häuslichkeit wurde von den Ungarn ſo hochgeachtet, daß ſie ſelbſt für Vaterland kein anderes Wort hatten, als Hon, Háza, Haus. Das Haus ordnen und regieren war ihnen eben ſo viel, als gerecht ſchalten und walten, Igazgatni. Als ſie nicht mehr auf Raub auszogen, wurde ihr Sinn für Gerechtigkeit lebendiger und mehr umfaſſend; da ward zum Sprichwort: „Der Böſe hat immer Böſes zum Lohn," und: „was auf hündiſche Weiſe gewonnen wird, geht hündiſch wieder verloren." — Das Alter wurde von den Ungarn vorzüglich geehrt; das zeigten ſie in der Benennung: Jobb atja, Jobb anja, auch Szép-Apád, Szép-Anja, der beſſere, ſchönere Vater, die beſſere oder die ſchönere Mutter, womit ſie die Großeltern bezeichneten. Das Schöne, Szépet, mag bei ihnen in hohem Werthe geſtanden haben, weil ſie es ſogar in den Begriff von Fleiß und Anſtrengung, Szepelkedés, aufnahmen; aber häßlich ſchien ihnen auch das männliche Weib, darum ſagte ihr Sprichwort: „vor einem bärtigen Weibe hüte dich!" Das Leben betrachteten auch ſie als eine Wanderung;

im Genuſſe desſelben war ihnen Regel: „ſich nicht ganz ſatt eſſen, die Arbeit nicht ſcheuen und der Unzucht ſich enthalten.“ Ihr Betragen im Umgange muß Ernſt und Anſtand ausgezeichnet haben, weil ihnen das alte Sprichwort: „Vieles hören und ſehen, wenig ſprechen,“ gebot, und weil lautes Gelächter, Katzaj, ihnen Merkmal eines unzüchtigen Menſchen, Katzér, war. Sie unterſchieden den Pöbel vom Volke, und in dieſem den Haufen von den Guten; nur der letzteren viele Stimmen hielten ſie für Stimme Gottes. Die Vergänglichkeit und den Wechſel der Dinge erwägend, ſchätzten ſie die Zeit und achteten die gegenwärtige Stunde hundert künftigen gleich an Werth; darum hieß auch bei ihnen Muße, nicht Zeit vertreiben, noch ſich angenehm um die Zeit betrügen, ſondern die Zeit ausfüllen, Idöt tölteni, oder die Zeit aufhalten, verlängern, Idöt múlatni. Die Monate, Hóld nap, zählten ſie nach Monden, Hóld, Mond, von deſſen ſichelförmiger Krümmung im Wachsthume und in der Abnahme die huldigende Verbeugung oder Huldigung und Unterwerfung, Hóldolás, hieß. Der Sonntag war und hieß Markttag, Vásar nap, und zwar von ihrem älteſten Handel zwiſchen dem Altai und dem Gihon mit dem ihnen ſo wichtigen Eiſen, Vas. Der Montag, Hétfü, hatte den Namen von Hét, Woche, und fü, Gras; wahrſcheinlich wurden wöchentlich an dieſem Tage die Weideplätze gewechſelt. Auch das Alter ihrer Roſſe oder Rinder beſtimmten ſie nach der Anzahl der Weiden; z. B. dreijährig, Harmad-fü, von der dritten Weide; Negyed-fü, von der vierten Weide. Der Dinſtag wurde Kedd genannt, von Kedv, Gunſt, Gewogenheit, und war vielleicht der Tag der Schonung, Gewährung und der Freude; darauf folgte Mittwoch, Szerda, Tag der Ordnung; dann der Donnerſtag, Tsötörtök, von Tsötör, Scheffel, und Tö, Stamm, der Tag der Ausmeſſung; hernach der Freitag, Péntek, wahrſcheinlich von Pénz, Geld, mithin der Zahltag; endlich der Sonnabend, Szombat, Tag der Ruhe. — Bei aller Ernſthaftigkeit und Feierlichkeit waren die Ungarn doch von je her ein gemüthliches und fröhliches Volk; als das eine hingen ſie mit gleicher Luſt an den Gaukeleien der Hexen, Zauberer und Wahrſager, für deren Künſte ſie mehre, theils ihnen eigenthümliche, theils von Slaven angenommene Wörter in ihrer Sprache hatten, und an den Spielen der Poſſenreißer, Narren und Quackſalber, deren nichtswürdiges Gewerbe ſie ſchon durch den Klang ihrer Benennungen bezeichneten; als das andere lebten ſie

unter jedem Glückswechsel heiter und guter Hoffnung, sich tröstend mit dem Sprichworte: „auch in der Hölle kommt bisweilen ein Feiertag;" als solchen feierten sie die Geburt ihrer Kinder, den jährlichen Geburtstag ihrer Lieben und das jährliche Gedächtniß ihrer Verstorbenen. Das eine Fest hieß Radina, von Rad, über dich, und Ina, Kraft; das andere Puzdarek, von Puzdra, Köcher (wahrscheinlich ein Geburtstagsgeschenk); das letzte Pomada, von Por, Staub, und Ma, heute. Ihre Todten legten sie in Särge, Koporsó, und beerdigten (am liebsten in der Nähe von Flüssen, vielleicht aus religiösen Gründen) sie in Gräbern, Sir, über welchen sie Erdhügel, Domb, aufwarfen. Nach dem Begräbnisse, Temetés (von Temeni, verstopfen, vermachen), nahmen sie in tiefer Trauer, Gyász, das Todtenmahl, Tor (Sättigung), ein. Aufrichtig und wehmüthig müssen sie ihre Todten betrauert haben, weil von Sir, Grab, mehre, tiefe Wehmuth andeutenden Wörter: Siras, weinen, Siralom, klagen, Siralmas, jammern, gebildet wurden.

Von den religiösen Begriffen der Magyaren und ihrem Cultus vor Annahme des Christenthums sind uns nur wenig Spuren geblieben. Eigentliche Götzendiener waren sie nicht; vielmehr beteten sie zu einem einzigen höchsten Wesen, das sie Isten nannten, ein ihnen ganz eigenthümliches und auch nach ihrem Eintritt in die christliche Kirche beibehaltenes Wort. Daher sagt auch das vaticanische Manuscript, daß die Magyaren Heiden gewesen, doch keine Götzen verehrt. Wohl aber machte sich in ihrer Religion ein gewisser Dualismus bemerkbar; denn sie setzten jenem höchsten, guten Principe ein feindliches, böses: Urdung (jetzt Ördöng, Ördög), gegenüber. Hieraus entwickelte sich ein ganzes System guter und böser Dämonen, von welchen ihnen die günstigen und ungünstigen Ereignisse des Lebens ausgingen. Als ein Hirtenvolk unmittelbar an die Quelle der natürlichen Erscheinungen gestellt, umkleideten sie auch ihre Dämonen symbolisch mit den Gestalten und Wirkungen der Elemente. Vielleicht daß sie manche dieser Dämonen auch bildlich darstellten und dadurch, wie z. B. selbst der Herzog Geisa noch nach seiner Taufe, den Verdacht des Götzendienstes auf sich luden. Für glückliche Erfolge zu danken, günstigen Ausgang eines Unternehmens zu erwirken, und Unheil abzuwenden, schritten sie zu Opfern, Imádás, von Im, siehe da, und Adás, Gabe, woraus erst in der Folge sich Imádság, Gebet, bildete. Die Opfer wurden, wie die späteren Gesetze

wider Abgötterei andeuten, an Quellen, in Hainen und auf Bergen vorgenommen. Als Opferthiere dienten ihnen die schönsten, wohlgenährtesten Pferde, wahrscheinlich jene von weißer Farbe, die ihnen besonders werth waren; dabei hielten sie das gesegnete Mahl, Aldomás, ein Wort, das noch jetzt in dem, nach Abschluß eines Kaufes üblichen, gemeinsamen Trunke, dem Klange und dem Begriffe nach fortlebt. Die Opferung konnte ein Jeder vornehmen, ohne daß ein Priester (Taltos) dazu erforderlich war; doch ehrten sie diese ihre Priester zugleich als mit der Gabe der Weissagung beliehene Männer, die auf mancherlei Art, namentlich durch eigene Rosse — denn die Vorliebe für diese Thiere machte sich bei den reitenden Horden der Magyaren in allen Beziehungen bemerkbar — die Zukunft zu erforschen verständen. Deshalb spielen noch heutzutage die verzauberten, sprechenden Rosse, Tátos geheißen, eine große Rolle in den Ammen- und Hirtenmärchen und den Sagen des Volkes. Der Glaube an Wahrsagung führte von selbst zu jenem an Zauberei; darum maßen die Magyaren ihren Taltosen auch Einfluß und Macht über gute und böse Dämonen bei; ähnliches Vermögen schrieben sie auch alten Weibern zu, so daß der spätere Hexenglaube in den Begriffen des Volkes sich hinlänglich vorbereitet fand. Bei den religiösen Feierlichkeiten waren auch Sänger, Dallos (noch heute bezeichnet Dall Gesang, Lied) thätig. Die schon geschilderten Begräbnißgebräuche der Magyaren lassen annehmen, daß sie an eine Unsterblichkeit der Seele glaubten, wie denn, nach Mailáth's Bemerkung, die magyarische Benennung der Seele, Lélek, anzudeuten scheint, daß dieselbe als das Geschöpf des Hauches (lehellet) Gottes betrachtet wurde. Der Name des Himmels: Menny, so viel als gehe, sollte vielleicht das Leben als eine Wanderung zum Himmel, als dem Endziele der Vollkommenheit und Freude, bezeichnen. Ob sie auch einen Ort der Verdammniß angenommen, ist nicht zu entscheiden, da ihre Bezeichnung für Hölle, Pokol, späterer Entstehung ist. Der Dämonenglaube hat auch, wenn nicht in die Begriffe, doch in die Sprachweise, der Gegenwart manche Wurzel herüber geschlagen. Bei'm Fluchen klagt der Ungar den Urdung oder dessen sinnbildliche Stellvertreter, das Schwein und den Hund, an, das Uebel gesendet zu haben, oder er nimmt in seinem Zorne sich selbst als Werkzeug des Urdung und vermißt sich, als solches allerlei Böses vollführen zu wollen. Das Armányos (in alter Schreibart Arima-

nios), als Princip des Bösen, deutet auf den persischen Ahriman, und somit auf die Quelle jenes Dualismus, zurück.

Der Uebergang zum Christenthume drückte den Sitten und Gewohnheiten des Volkes sein eigenthümliches Gepräge auf, und es bedarf wohl nicht erst der Hindeutung, welch ganz andere Gestalt, als die nunmehrige, der Osten wie der Westen Europa's angenommen haben würden, wenn König Stephan sein christliches Gebäude in Ungarn, statt an die römische, an die griechische Kirche angelehnt hätte, welch' letztere einst auf dem Wege durch Siebenbürgen sich über ganz Pannonien auszubreiten gehofft hatte. Daß das griechische Reich die Stütze des jugendkräftigen magyarischen Volkes verlor, entschied schon damals seinen späteren Sturz, wie auf der anderen Seite das römisch-deutsche Reich durch den religiösen und politischen Anschluß Ungarns nicht wenig an Halt und Sicherheit gegen den Osten hin gewann. Wie König Stephan seines Reiches Kirchenlehrer und Apostel, so ward er auch, vom neuen christlichen Standpunkte aus, dessen Gesetzgeber. Doppelt schwierig war dieses Amt in einem Reiche, in welchem so viele verschiedene Stämme, zum Theile mit zugestandenen gleichen Rechten, neben einander saßen, und wo das Gesetz, ohne streng abgränzen zu dürfen, vielmehr auf eine zunehmende Bildung und Erkenntniß Rücksicht nehmen und Raum dafür lassen mußte. Seinen Räthen trug er auf, bei ihren Rechtsverfügungen und Anträgen die Volksgebräuche zu beachten und, soweit der Geist der Gesetzgebung im Allgemeinen es gestatte, Magyaren, Deutsche, Slaven, Griechen, Italiener ihren nationalen Gewohnheiten gemäß zu behandeln. Nachdem man sich durch mehrjährige Beobachtung von der Zweckmäßigkeit des neuen gesetzlichen Systems überzeugt hatte, ließ König Stephan die mannigfachen Verordnungen zusammen tragen, für besondere Fälle genauer bestimmen und in der Ständeversammlung zu Tolna oder zu Gran (1016) als bleibende Gesetze kundthun. Leider sind dieselben in ursprünglicher Form nicht auf unsere Zeit gekommen; denn selbst jene Gesetze König Stephan's, welche das ungarische Gesetzbuch enthält, sind, sowie sie jetzt vorliegen, nicht von ihm erlassen, sondern von einem späteren Sammler aus verschiedenen Verordnungen unvollständig zusammen getragen worden. Doch gewähren diese Bruchstücke, im Vereine mit den späteren häufigen Berufungen auf Verfügungen Stephan's, ein nicht undeutliches Bild des Ganzen.

Wie herb auch das Los solcher Stämme war, die von den Magyaren mit der Schärfe des Schwertes unterjocht worden waren, so galt Letzteren doch Großmuth und Milde gegen Diejenigen als Gesetz, welche sich freiwillig unterworfen, oder durch friedliche Einwanderung das Recht der Gastfreundschaft erworben hatten. Diese wurden in den gleichmäßigen Genuß aller staatsbürgerlichen Rechte und Begünstigungen eingesetzt, und freuten sich vollkommener Sicherheit der Person und des Eigenthums. König Stephan verbot jedwedem Grafen und Ritter, einen Freien zur Knechtschaft zu verführen, bei Verlust der eigenen Freiheit, die nur durch schwere Buße an Geld und Gut wieder eingelöset werden konnte. Wer vor dem Erlaß dieses Gesetzes in Knechtschaft verfallen war, und dem königlichen Gerichtshofe seinen früheren freien Stand erweisen konnte, wurde sofort in denselben wieder eingesetzt; doch unterlag der Herr, der ihn zum Knechte gemacht, solchenfalls keiner Strafe. Hatte ein Herr mit ausgestelltem Zeugnisse einem Knechte die Freiheit geschenkt, so durften des Ersteren Erben diesen nie mehr zur Knechtschaft verleiten. Zufälliger Todtschlag wurde mit zwölf Pensen Goldes, Todtschlag an dem Knechte eines Anderen mit dem Werthe des Getödteten oder einem Ersatzmanne, Mord im Zorne oder im Muthwillen mit hundert und zehn Pensen Goldes gebüßt, davon fünfzig dem königlichen Schatze, fünfzig den Verwandten des Getödteten, zehn den Schiedsrichtern und Vermittlern zufielen. Verletzung mit entblößtem Schwerte zog wiederum körperliche Verletzung nach sich, oder wenn die Wunde geheilt war, so entfiel dafür die Geldbuße des im Zorne begangenen Mordes, welche zur Hälfte ein Jeder erlegen mußte, der auch nur drohend das Schwert gegen einen Anderen gezogen. Auf vorsätzliche Tödtung mit dem Schwerte setzte König Stephan die Strafe des Schwertes. Ein Graf, der seine Gattin erschlug, mußte deren Verwandten mit fünfzig Stück Rindern, welche sechs und fünfzig Byzantern und zehn Silberpfennigen im Werthe gleich kamen, zufrieden stellen; ein angesehener Ritter büßte dieselbe Schuld mit zehn, ein gemeiner Mann mit fünf Rindern; Jeder hatte außerdem noch die kanonischen Fasten sich aufzuerlegen.

Die Anwendung christlicher Grundsätze auf die Eheverhältnisse gab dem Familienleben festere Unterlagen. Flüchtete ein Mann, weil er seiner Gattin überdrüssig, aus dem Vaterlande, so konnte die Frau, in Erwartung seiner Wiederkehr, frei mit den von ihm hinterlassenen Gütern schal-

ten und Niemand durfte sie zu einer anderen Heirat zwingen. Freiwillig jedoch durfte sie wieder heiraten; nur aber war dann von des Mannes Vermögen, außer anständiger Kleidung, nichts ihr eigen. Kam später der Mann zurück, so durfte er nur mit des Bischofs Erlaubniß eine andere Frau ehelichen. Ging aber eine Ehefrau von ihrem Manne, so wurde sie jederzeit zu demselben zurück geführt. — Auch das Eigenthumsrecht wurde durch Stephan's Gesetze kräftig geschützt, namentlich gegen die Willkür der Mächtigen und Vornehmen. Hatte der Graf einem Freien willkürlich Etwas entzogen, so mußte er es zurück erstatten und dazu noch den ganzen Werth des Geraubten aus eigenem Vermögen erlegen. Gab aber ein Freier fälschlich vor, daß, was er freiwillig geschenkt, ihm gewaltsam entrissen worden sey, so verlor er den streitigen Gegenstand und zahlte außerdem noch so viel, als dieser werth war. Eine Witwe, welche verwaiſete Kinder hatte, durfte, wenn sie eine zweite Heirat schloß, aus der Verlassenschaft des verstorbenen Mannes, dem Eigenthume der Weisen, nichts als ihre Kleidung mitnehmen. Wenn sie dagegen kinderlos war und im Witwenstande bleiben wollte, hatte sie bei Lebzeiten den Genuß des Vermögens ihres Gatten, aber nach ihrem Tode fiel es den Verwandten des Letzteren, oder, wenn keine vorhanden, dem königlichen Schatze zu.

Niemand durfte die Knappen der Herren und Ritter verleiten, ihren Herrn zu verlassen. Wer dem Knechte eines Anderen zur Flucht, oder widerrechtlich zur Freiheit verhalf, mußte zur Strafe eben so viele Leibeigene stellen, als der Knecht Jahre gedient hatte. Wurde ein Bote, durch welchen ein Herr seinen flüchtig gewordenen Knecht auf dem Gebiete eines anderen Herrn aufsuchen ließ, dort gemißhandelt, so erlegte der Beleidiger zehn Rinder als Buße. Wer eines Anderen Gebäude aus Haß anzündete, hatte dieselben wieder aufzubauen, den verbrannten Hausrath zu bezahlen und dem Beschädigten sechzehn Rinder zu erlegen. Wenn ein Graf irgend wen in dessen Hause überfiel, dessen Eigenthum verwüstete oder plünderte, den Hausherrn zur Fehde forderte oder erschlug, so hatte er gleiche Strafe wie Jener, der das Schwert wider Jemand gezogen. Wurde er selbst im Handgemenge getödtet, so hatten seine Verwandten keinen Anspruch auf Bußerlag. Ein Ritter, der in Person eines anderen Ritters Burg oder Haus überfiel, büßte mit zehn, oder wenn er den Anschlag durch seine Knechte ausführen ließ, mit hundert Rindern. Ein Gemeiner, der seines Gleichen

Wohnung auf ſolche Art beunruhigte, entſchädigte denſelben mit fünf Rindern. — Harte Strafen ſchreckten von Diebſtahl zurück, der unter einem kriegeriſchen, beutegewöhnten Volke in Friedenszeiten leicht einzureißen drohte. Ein Freigeborener, zum erſten Male des Diebſtahls überwieſen, rettete ſeine verwirkte Naſe nur mit fünf Rindern; bei'm zweiten und dritten Male büßte er Naſe und Ohren ein; das vierte Mal verlor er ſein Leben. Udvarniker oder königliche Dienſtleute wurden, bei Diebereien, nach den Geſetzen der Freigeborenen gerichtet. Eine verheiratete Frau konnte, bei ein- und zweimaligem Diebſtahle, von ihrem Manne ausgelöſet werden; bei'm dritten Male wurde ſie als Magd verkauft.

Nach dem, was ſchon oben über die Gliederung der Stände bemerkt worden, gab es in Ungarn fünf bürgerliche Abſtufungen: Leibeigene, Bauern, freie Gemeinden, Lehensträger, Edelleute. Dem Stande der Leibeigenſchaft oder Knechtſchaft waren Diejenigen verfallen, die im Kriege im Momente bewaffneten Widerſtandes zu Gefangenen gemacht worden waren. Doch auch der freie Ungar konnte durch gewiſſe Vergehungen ſeiner Freiheit verluſtig und dem Knechtſtande einverleibt werden; z. B. Derjenige, welcher ſich dem Waffendienſte des Heerbannes entzog, oder, nach zweimaliger Beſtrafung, ſich zum dritten Male mit einer Magd verging, eine Magd ehelichte, öffentlich zum Heidenthume ſich bekannte, Dieberei trieb u. dgl. Der Knecht war leibeigen im ſtrengſten Sinne, als bloße Sache behandelt, und daher von ſeinem Herrn nach Willkür verkauft, verſchenkt oder ſonſt veräußert. Die Knechte der Kirchen und Klöſter waren theils ſtiftmäßige, in den Handfeſten der Könige, Magnaten oder Freien als Theil der Einkünfte angewieſen, theils erbmäßige, nämlich durch letztwillige Verfügung vermacht. Dieſe erbmäßigen Knechte wurden auch Duſcheniker genannt, vom ſlaviſchen Duche, Geiſt, weil der Herr ſie zu ſeinem Seelenheile verſchenkt hatte. Die kirchlichen Knechte pflegten milder, als die anderen, gehalten zu werden; ſie hießen insgemein Freigelaſſene und der Kirche Geſchenkte, waren aber deshalb um nichts freier, als die übrigen Knechte, ſondern blieben ſelbſt dann noch der Kirche zum Dienſte verpflichtet, wenn ſie ohne unbedingte Freilaſſung in die Cleriſei aufgenommen wurden, doch erlangten ſie dadurch eine würdigere Behandlung; ein Weg, der ſelbſt den königlichen Udvarnikern und Burghörigen verſchloſſen war. Einen Uebergang zwiſchen Freiheit und Hörigkeit bildeten die Jobagyen der Privatleute. Sie waren, wie die ſogenann-

ten Freigelaſſenen (Libertini), eine Art bedingter Knechte, ohne das Recht der Freizügigkeit, ja ſogar noch immer verkäuflich, beſaßen aber einiges Eigenthum, waren nur zu beſtimmten Dinſtleiſtungen verbunden, und konnten ſich und andere Knechte freikaufen. Wider ihre Herren ſtand den Knechten, als außerhalb des bürgerlichen Standes begriffen, weder Anklage noch Zeugenſchaft zu; nur gegen ſeinen Mitknecht konnte ein Knecht zeugen. Knechte, welche gegen die öffentliche Sicherheit gefrevelt, mußten von ihren Herren dem Richter zur geſetzlichen Beſtrafung überantwortet werden. Einen Knecht, der den Knecht eines Anderen erſchlug, durfte ſein Herr um die halbe Geldbuße von dem Herrn des Getödteten loskaufen; wollte oder konnte er dies nicht, ſo wurde der Todtſchläger verkauft und der Erlös an beide Herren vertheilt. Den Knecht, der einen Freigeborenen umgebracht, konnte ſein Herr mit hundert und zehn Rindern löſen, oder er mußte ihn dem Schwerte überlaſſen. Der erſte Diebſtahl koſtete einem Knechte die Naſe, der zweite die Ohren; aber beide Male konnte er mit fünf Rindern gelöſet werden; doch zum dritten Male Dieb, verlor er das Leben.

Einige polizeiliche Verfügungen ſind ſchon unter den übrigen Geſetzen angeführt worden. Hier noch andere. Der junge Bau des Staates konnte nur durch Stätigkeit und Vertrauen zuſammen gehalten und befeſtigt werden. Alles, was auf Zwietracht und Theilung hinſtrebte, erſchütterte die Grundfeſten der Verfaſſung. Wer daher durch Verläumdung Unfrieden zwiſchen dem Könige und den Großen zu ſäen verſuchte, erlitt den Tod; wer zwei Grafen gegenſeitig verläumdete, ſie wider einander aufhetzte, büßte die doppelte Strafe der falſchen Zunge; ſchwärzte er nur den Einen bei dem Anderen an, ſo verlor er die Zunge. — Raubte ein Ritter eine Jungfrau wider den Willen ihrer Eltern zur Ehefrau, ſo mußte er ſie, wäre ihr auch Gewalt geſchehen, den Eltern zurück geben und dieſe durch zehn Rinder entſchädigen; ein ärmerer Freier büßte dieſelbe That mit fünf Rindern. — Der Stand der Freigeborenen ſollte makelrein erhalten werden. Verging ſich ein Freier mit der Magd eines Anderen, ſo wurde er das erſte und das zweite Mahl kahl geſchoren, beim dritten Male wurde er geknechtet oder mußte ſich loskaufen. Starb die Magd an den Folgen der Niederkunft, ſo mußte der Herr derſelben durch eine andere Magd entſchädigt werden. Heiratete ein freier Mann eine Magd, wenn auch mit Bewilligung ihres Herrn, ſo verlor er ſeinen freien Stand und ward Knecht. — Fremde erfuhren in Ungarn große Gaſt-

freundschaft und erlangten leicht alle Vorrechte von Eingeborenen. Doch manche benahmen sich anmaßend und sittenlos, so daß schon König Stephan zu gesetzlichen Vorkehrungen schritt, indem er festsetzte: daß der von einem Eingeborenen als Gast aufgenommene und wohlverpflegte Fremde seinen Ernährer, so lange ihm dieser das Nöthige reichte, nicht verlassen sollte. Unter Stephan's Nachfolgern wurde das Fremdengesetz verschärft. — Gegen Aberglauben wurden bereits unter Stephan so geeignete Maßregeln ergriffen, daß spätere Jahrhunderte, mit dem Brandmahle des Hexenprozesses befleckt, sich daran hätten spiegeln können. Eine vermeintliche Drude, wenn man sie zum ersten Male bei ihrem Unfuge betraf, wurde einfach in die Kirche geführt, dem Priester zum Fasten und zum Unterrichte in der Glaubenslehre übergeben, dann friedlich entlassen; bei'm zweiten Male leistete sie Kirchenbuße und wurde auf Stirn, Brust und zwischen den Schultern mit den glühenden Kirchenschlüsseln kreuzweise gebrandmarkt; erst bei'm dritten Male traf die hartnäckige Betrügerin der Tod. Ein Zauberer oder Schwarzkünstler, der vorgeblich durch Gifttränke und Zaubereien andere Personen des Lebens oder Verstandes beraubte, wurde den Beschädigten oder dessen Verwandten zu freier Willkür überantwortet, und wer sich mit Weissagen aus der Asche und ähnlichen Gaukeleien abgab, wurde auf Erkenntniß des Bischofes gegeißelt.

Mancherlei Gewerbe und Handthierungen wurden von den Ungarn, wenn nicht schon am Kaukasus und in Etelkusu, doch zuverlässig schon in frühen Zeiten ihrer Niederlassung in Pannonien, getrieben. Das Institut der Comitatsmiliz, welcher, statt des Soldes, Ländereien zugewiesen waren, die Polizeivorschriften und die Verfügungen über Naturalabgaben und Zehenten vom Getreide, Wein und Vieh, sind redende Beweise, daß Acker- und Weinbau und Viehzucht schon damals in Ungarn mit Erfolg, und zwar von den Burg Jobagyen, mithin von eingeborenen Ungarn, betrieben worden. Der vom Könige Stephan im Baranyer Comitate gestifteten und dotirten Benediktinerabtei Pécs-Várad gehörten, außer hundert und zehn Winzern, sechs und dreißig Ackerpflüger und zwölf Bienenwärter zu. In den kirchlichen Stiftungsurkunden der Könige und Magnaten werden auch diejenigen Handwerker und Gewerbsleute angeführt, welche dazumal in Ungarn bereits angetroffen wurden. Der erwähnten Pécs-Váraber Abtei schenkte König Stephan Töpfer, Müller, Goldarbeiter, Zuckerbäcker, Bött-

cher, Lohgerber, Zimmermeiſter, Brodbäcker, Schmiede und Bildhauer. Loh- und Weißgerber brachten die Ungarn muthmaßlich ſchon aus ihren früheren Wohnplätzen mit, da die Gerberei überhaupt im Morgenlande weit früher, als in Europa, ſich vervollkommnete, wie denn ſchon zu Moſes Zeiten Spuren davon vorkommen (ſ. Moſes, 21, 14). Die Weißgerber fertigten feines Weißleder, auf ungariſch Irha genannt, und vielleicht waren ſie hierin ſelbſt die Lehrmeiſter der Deutſchen, indem in Nürnberg eine von Weißgerbern bewohnte Gaſſe ſchon ſeit beinahe einem halben Jahrtauſend die Irhergaſſe heißt. Auch die Bereitung des in Frankreich ungariſch genannten Leders, das in Deutſchland Alaunleder genannt wird, mag, ſo wie der Name des Handwerkes, Timár (Gerber), und des Namens Stammwort, Timsó (Alaun), altungariſchen Urſprungs ſeyn. — Die Ungarn pflegten in jener Zeit über dem feſtanliegenden Leibrock (Dolmány) ein langes, mit Pelz gefüttertes, und bei den Vornehmeren mit werthvollem Rauchwerke verbrämtes Kleid (Suba) zu tragen, das alſo nothwendig die Kunſt der Gerberei vorausſetzte und von den Deutſchen unter dem Namen der Schaube nachgeahmt wurde. — Unter dem an geiſtliche Stiftungen häufig geſchenkten Schmieden dürften nicht allein Hufſchmiede, ſondern auch Sporer, Schloſſer, Meſſerſchmiede und Schwertfeger begriffen ſeyn; ſo wie der Luxus mit goldenen und ſilbernen Kirchengewändern, Kleidungsſtücken und Geräthſchaften, und der Umſtand, daß König Stephan der Szalavárer Abtei zweihundert Ellen feines Tuch ſchenkte, bezeugt, daß auch Goldarbeiterkunſt und Tuchwirkerei in Ungarn im Schwunge waren.

Unter den früheren Herzogen hatte man ſich in Ungarn noch nicht mit dem Bergbau befaßt; Böhmen lieferte Silber, Italien und Griechenland gemünztes Geld. Aber unter Stephan nahm der einheimiſche Bergbau ſeinen Anfang, und wurde Anfangs mit polniſchen Gefangenen betrieben, welche von Mähren aus nach Ungarn verkauft worden waren. Unter dem genannten Könige wurde auch das erſte ungariſche Geld gemünzt, doch nur Scheidemünze aus reinem Silber, Pfennige (Denar) und Heller (Filér), jene zwölf bis vierzehn, dieſe ſechs bis ſieben Gran im Gewicht. Das Gepräge war natürlich noch ſehr roh; auf der Vorderſeite befand ſich im geperlten Kreiſe ein Kreuz, in Zwiſchenräumen vier Dreiecke und der Name des Königs in Mönchsſchrift; auf der Kehrſeite gleichfalls Kreuz, Dreiecke und die Umſchrift. — Im Handel und Verkehre war das Pfund

ſchwerer, denn als Buße vor Gericht. Im letzteren Verhältniſſe galt das Pfund, nach fränkiſchem Münzfuße, nur zwölf Unzen, im Werthe gleich 72 Byzantern, gleich 2880 Silberpfennigen. Im Handel hatte das ungariſche Pfund gleichfalls zwölf Unzen; die Unze wog ſechs Byzanter, der Silberpfennig den zwanzigſten Theil der Unze, ſo daß alſo zwanzig Silberpfennige auf eine Unze des ungariſchen, wie des fränkiſchen Pfundes gingen. Mark und Ferting waren eingebildete Münzen; jene acht, dieſe zwei Unzen im Gewicht. Die Penſe Goldes wog unter dem Könige Stephan drei und drei Viertel Silbergulden oder fünfundvierzig Silberpfennige, was dazumal den Preis eines Stiers ausmachte.

Bei ſolchen Hilfsmitteln und der verſchwenderiſchen Ergiebigkeit des Bodens blühte auch der Handel in Ungarn frühzeitig empor, und je mehr jener der durch Byzanz unterjochten Bulgaren abnahm, deſto kräftiger und freier konnte er ſich hier entwickeln; denn des Landes Lage, durch die Donau begünſtigt, wies von ſelbſt auf einen vortheilhaften Zwiſchenhandel zwiſchen dem byzantiniſchen Reiche und Deutſchland hin. Vielleicht hatten die Ungarn bereits Niederlagen in Conſtantinopel, ſo daß, neben dem frommen Zwecke, auch commerzielle Rückſichten den König Stephan bewogen, dort das Petrushoſpital zu gründen. Nicht blos verſendeten die Ungarn nach Deutſchland griechiſche Natur- und Kunſterzeugniſſe und morgenländiſche Spezereien, nach Griechenland ſlaviſche Leibeigenen, lütticher Waffen, niederländiſche Sattlereien, Wollzeuge, Leinwand, paſſauer und regensburger Scharlach und deutſche Holzwaaren, ſondern die ergiebige Ausbeute des Bodens gewährte auch einen gewinnbringenden Activhandel, und zu dieſen einheimiſchen Erzeugniſſen, welche zu vortheilhaftem Preiſe in's Ausland ſtrömten, gehörten beſonders Wein, Pferde, Schlachtvieh, edle Metalle, Steinſalz, Hermelin-, Wolfs-, Fuchs- und vorzüglich Marderpelze. Dem inneren Handel leiſteten zahlreiche Märkte Vorſchub; nicht allein in königlichen Burgen, Städten und Marktflecken wurden jährlich mehre größere Märkte abgehalten, ſondern auch den Abteien verliehen die Könige Marktgerechtigkeit, wie z. B. der heilige Stephan der Pécs-Váraber Abtei. Freilich waren bei dieſem inneren und äußeren Handel betriebſame Fremde weit mehr, als die Eingeborenen, thätig, und zogen daher auch den größeren Gewinn; am meiſten bereicherten ſich daran die Juden und die Ismaeliten oder bulgariſchen Mohammedaner, wegen ihres Glaubens auch Sarazenen genannt;

ſpäter verſuchte man, zu Gunſten der Eingeborenen, dieſe Fremdlinge in mancher Beziehung einzuſchränken, wie denn überhaupt unter Stephan's Nachfolgern ſich die geſetzlichen Beſtimmungen rückſichtlich des Handels bedeutend vermehrten.

Noch andere innere Verhältniſſe zu entwickeln, werden die Culturüberſichten der folgenden Zeiträume Stoff und Gelegenheit darbieten. Durch Stephan, den heiligen und erſten König, war der Grundſtein zur Fortbildung der Nationalität und des Staatslebens im höheren Sinne gelegt, und die Bürgſchaft gegeben, daß das aſiatiſche Volk der Magyaren die europäiſche Gemeinſchaft, in welche es erobernd ſich hineingekämpft, hinfort auch durch friedliche Mittel feſtzuhalten verſtehen werde.

Zweiter Zeitraum.

Ungarn unter den Nachfolgern König Stephan's I. bis zum Erlöſchen des Stammes Arpád; von 1038 bis 1301.

Mit Stephan's des Heiligen, des Weiſen, Tode waren die Bande der Ordnung auf lange hin gelöſet; allgemeine Anarchie ſchien das junge Staatsgebäude in Nacht und Trümmer begraben zu wollen. Die beiden Arpáden, Bela und Andreas, waren in's Ausland, Jener nach Polen, Dieſer nach Rußland geflohen; Beide bezeugten dort durch tapfere Thaten ihre königliche Abſtammung. Zwar beſtieg Peter ohne Widerrede den Thron, zu welchem ſein heiliger Vorfahrer ihn berufen; aber mit der Ausſicht auf einen nur kurzen Beſitz. Peter war kein König für die Ungarn, dieſe kein Volk für ihn. Sein glatter, überfeiner und üppiger Sinn ſtimmte mit der geſunden Roheit ſeiner Unterthanen nicht zuſammen; ſie wurden ihm Gegenſtand des Spottes, er ihnen der Geringſchätzung. Ernſthafte Gährungen waren zu befürchten. Dieſe zu verhüten und die gereizten Gemüther anderwärts zu beſchäftigen, führte er ſeine kriegeriſchen Schaaren auf Raub und Fehde nach Baiern, und ſendete ſie dem Herzoge von Böhmen zu Hilfe wider den Kaiſer (1039 und 1040). Aber das Glück war ihnen wenig hold, die Beute gering, und ſo wuchs ihr Unmuth, ſtatt zu erlöſchen. Vergebens ſuchte Peter durch äußere Beobachtung chriſtlicher Gebräuche ſein Volk fromm und lenkſam zu ziehen; den Anhängern

des Heidenthums machte er sich dadurch nur noch mehr verhaßt, während die Christen mit Verdruß den Widerspruch zwischen seiner äußerlichen Andacht und seiner ausschweifenden Lebensweise gewahrten; durch seine Bevorzugung der Ausländer endlich erbitterte er alle Magyaren. Zuletzt erhob sich der Aufstand mit unwiderstehlicher Gewalt gegen den König Peter; so, daß er im dritten Jahre seiner Regierung (1041) vor den Aufrührern aus dem Lande fliehen mußte. Die siegende Partei erhob, statt seiner, den Palatin Samuel Aba aus dem kumanischen Stamme Ed und Edumen, welcher mit Stephan's Schwester Sarolta vermält war, auf den Thron Ungarns.

Samuel Aba hatte durch Stiftung der Benediktiner-Abtei zu Saar, im Matrathale bei Gyöngyös, sich in den Ruf der Frömmigkeit gebracht; aber im Herzen nährte er kumanisch-heidnische Wildheit, und die Ermordung der Anhänger des vertriebenen Peter war eine seiner ersten Regierungshandlungen. Von denen, die ihn erhoben, glaubten Einige noch weiter gehen zu dürfen; sie bezeigten große Lust, alle Ausländer aus dem Reiche zu jagen, die Kirchen zu zerstören und deren Schätze sich anzueignen, und die ärmeren Freien mit Gewalt in den Stand der Knechtschaft herab zu drücken. Auf diese Weise würde dann Samuel keinen dritten Stand mehr auf seiner Seite, wohl aber einen übermächtigen Adel sich gegenüber gesehen haben, und er trat daher jenem übermüthigen Beginnen mit Kraft und Entschiedenheit entgegen. Dadurch aber wurden seine früheren Anhänger großentheils in Feinde verwandelt, und abermals zeigten sich Spuren von Verschwörungen. Um so mehr eilte Samuel, seine förmliche Krönung zu vollziehen, und zog deshalb nach Csanád, um dort die heilige Marterwoche zu begehen und am Osterfeste die Krone zu empfangen. In Csanád saß als Bischof der Venetianer Gerard de Sagrede, im verdienten Rufe hoher Frömmigkeit und untadelhaften Wandels. Als nun Samuel in der heiligen Woche an fünfzig ihm Verdächtige tödten ließ, entsetzte sich der fromme Bischof, versagte ihm die Krönung und weissagte ihm seinen nahen Fall. Der schuldbewußte Samuel wagte den kühnen Propheten nicht zu strafen.

Inzwischen lärmte der vertriebene Peter die Nachbarländer zu seiner Unterstützung auf. Sein Schwager, der Markgraf Adalbert der Sieghafte von Oesterreich, zu welchem er geflohen war, und Kaiser Heinrich III. halfen ihm mit bewaffneter Hand. Samuel gedachte, dem ihm zugedachten

Streiche zuvor zu kommen. An der Spitze zweier Heere brach er 1042 in Oesterreich ein, nahm Tuln und drang unter Verheerungen bis an die Trasen vor. Aber hier stellten sich der Markgraf Adalbert und sein Sohn Leopold den Magyaren entgegen und drängten sie über die March zurück, während gleichzeitig ein drittes magyarisches Heer, das Samuel in die Steyermark hatte einfallen lassen, bei Pettau durch den Markgrafen Gottfried eine blutige Niederlage erfuhr (s. Gesammtgeschichte I., 28). Nach diesem Vorspiele setzte der Kaiser selbst sich gegen Ungarn in Bewegung, zwang Hainburg und Preßburg zur Uebergabe, brachte Samuel's Heer zweimal zum Weichen und rückte unwiderstehlich bis an den Granfluß vor. Die Ungarn, allgemeine Verwüstung des Landes fürchtend, baten um Frieden; jede Bedingung war ihnen genehm, nur gegen Peter's Wiedereinsetzung verwahrten sie sich. Der Kaiser, damit einverstanden, bestand nur auf Samuel's Absetzung; ein Anderer aus Stephan's Nachkommenschaft sollte ihm in der Herrschaft folgen. Dies war leichter versprochen, als gethan; denn Samuel besaß noch mächtigen Anhang. Auf der anderen Seite ließ Peter nicht ab, seine Ansprüche bittend und drängend zu verfolgen, und seine eidliche Verheißung, Ungarn dem deutschen Reiche lehenpflichtig zu machen, erwarb ihm des Kaisers entschiedenen Beistand. Aber ehe Letzterer noch das Schwert zog, wußte ihn Samuel durch große Geschenke und durch das Versprechen der Freilassung aller deutschen Gefangenen umzustimmen; zugleich erweiterte die förmliche Abtretung des vom Markgrafen Adalbert früher eroberten ungarischen Landstrichs die Gränzen der deutschen Ostmark bis zum Leithafluſſe.

Auch Samuel hatte sich zu mehr verbindlich gemacht, als zu erfüllen in seiner Macht stand. Die zugesagte Gebietsabtretung erbitterte die Ungarn dergestalt wider ihn, daß er sich nicht getrauete, die Besatzungen der abzutretenden Gränzplätze abzuberufen. Auch die Auslieferung der deutschen Gefangenen stieß auf Schwierigkeiten. Man schrie über Wortbruch. Wie hart auch Pest und Hungersnoth in Deutschland hauſten, sammelte der Kaiser Heinrich dennoch ein Heer, um Samuel's Untreue zu strafen. Wieder eilte Samuel dem Schlage zuvor zu kommen. Mit überlegener Macht stellte er sich an der Raab auf, ließ den Feind ungehindert über den Fluß kommen, wähnend, ihn um so sicherer in sein Grab zu locken, und begann dann (5. Juli 1044) die Schlacht. Aber im Kampfe kehrte sich

der Haß seiner eigenen Leute gegen ihn. Seine wenigen Getreuen würgte das Schwert der Deutschen; die Anderen flohen. Als endlich Samuel selbst sein Heil in der Flucht suchte, überfielen ihn einige seiner persönlichen Feinde und streckten ihn todt zu Boden.

Peter's Wiedererhebung auf den geraubten Thron, war die Bedingung, unter welcher der Kaiser den Frieden gewährte, und das erschöpfte Reich mußte sich dem fügen. Peter, der sich noch immer nicht hinlänglich befestigt glaubte und auch die Abneigung des Volkes nicht zu beschwören wußte, hoffte die verdächtige Treue der Seinigen am besten durch die Furcht vor dem kaiserlichen Ansehen zu fesseln. Er lud (1045) den Kaiser Heinrich in sein Land, führte Denselben in die Versammlung der ihm ergebenen Magnaten, und unterwarf sich und sein Land feierlich der Oberherrlichkeit des römisch-deutschen Reiches, was auch die anwesenden Großen bestätigten. Zum Zeichen seiner Lehenbarkeit überreichte Peter dem Kaiser aus der Schatzkammer eine Krone und eine vergoldete Lanze. Dieser Schritt, der Ungarns bisher so kraftvoll gewahrter Unabhängigkeit mit Einemmale ein Ende zu machen und es in ein Reichslehen zu verwandeln drohte, rief den ganzen magyarischen Stolz und Freiheitssinn in die Schranken; die einseitig und ohne Zustimmung, ja ohne Wissen der Vertreter der Nation geschehene Handlung wurde in sich selbst ungiltig erklärt, und der allgemeine Unwille brach nun zunächst gegen Peter los. Am ungestümsten geberdete sich die noch immer mächtige heidnische Partei, die jede Verwirrung im Lande gierig aufsuchte, um aus ihrem Schlupfwinkel wieder herrschend hervor zu treten. Sofort ordnete sie Boten nach Rußland ab, um den dorthin vertriebenen arpadischen Sprößling, Andreas, nach Ungarn zurück zu führen. Die Verschworenen erwarteten ihn auf der Burg Aba-Ujvár (1046), nöthigten ihm das Versprechen ab, der heidnischen Sitte der Väter künftig keine Gewalt mehr anthun zu lassen, und erklärten ihn, nachdem dies geschehen, zum Könige Ungarns. Dann wurde an Peter die Botschaft grimmiger Fehde gesendet, ihm sowohl als den Dienern der Kirche und allen Fremden der Untergang verkündigt. Abermals versuchte Peter zu entfliehen; aber die Verschworenen hatten ihm alle Wege abgeschnitten. Er wurde auf seiner Flucht gefangen genommen, geblendet und in Stuhlweißenburg eingekerkert, wo der Unglückliche seinen Fall nicht lange überlebte.

Das unüberlegte Verſprechen, um deſſen Preis Andreas den Thron gewonnen hatte, rächte ſich bitter an ihm. Der heidniſche Fanatismus, auf des Königs Wort pochend, übte frei und ungehindert jeden Frevel. Horden von Kirchenräubern und Brandſtiftern zogen im Lande umher, und trugen Mord und Plünderung, wohin ſie kamen. Der fromme Biſchof Gerard von Csanád errang unter den Mörderfäuſten dieſer Heiden die Märtyrerkrone; mehre Biſchöfe theilten ſein Schickſal. Den Biſchof Benedikt rettete Andreas mit Mühe vor gleichem Loſe, und ließ ſich von ihm zu Stuhlweißenburg (1047) krönen. Nach längerer unthätiger Reue ermannte ſich endlich der König, und beſchloß dem blutigen Gräuel mit Gewalt zu ſteuern. Peter's grauſame Schergen erfuhren zuerſt die Wucht des ſtrafend erhobenen königlichen Richterarmes. Dann wurde von Andreas die Ausübung heidniſcher Gebräuche bei Todesſtrafe unterſagt, alle Spuren des Heidenthums vertilgt, die geſchleiften chriſtlichen Kirchen wieder aufgebaut, die Geſetze des Königs Stephan wieder in Kraft geſetzt. Freilich hing dieſen weiſen Verfügungen der entſtellende Flecken des Wortbruches an; doch dies ließ ſich nicht mehr ändern, und treulich halfen die vielen Beſſeren im Volke dem Könige ſeinen heilſamen Willen durchſetzen. Noch aber hatte Andreas den Zorn des Kaiſers zu fürchten, der, wegen Peter's Schickſale und der früheren Verfolgung der Chriſten, noch Abrechnung mit ihm zu halten hatte. Zwar machte Andreas friedliche Schritte und bot dem Kaiſer ſogar Beſtätigung der von Peter begonnenen Lehenpflichtigkeit an; aber der erbitterte Kaiſer wollte von keiner Ausgleichung hören, ſondern ſchwur, das Vorgefallene zu rächen. In dieſer Bedrängniß wendete ſich Andreas an ſeinen Bruder, den noch in der Verbannung lebenden, tapferen und unerſchrockenen Bela. Er lud ihn zur Rückkehr in ſein Vaterland ein und verſprach ihm — denn Andreas beſaß, außer einer Tochter, keine Kinder — ſogar die dereinſtige Thronfolge. Bela eilte nach Ungarn zurück, und Andreas, der ſich an ihn, als letzten Rettungsanker, klammerte, ſetzte ihn mit unumſchränkter Gewalt und Verleihung des Münzregals als Herzog über ein Drittheil des Reiches; welch' unüberlegter Schritt großes Verderben nach ſich zog.

Vorerſt trug jedoch Bela's Erhebung gute Früchte, und namentlich wurden die unter den bedrohlichen Ausſichten doppelt nöthigen Vertheidigungsanſtalten durch ihn mit Kraft und Eifer geleitet. Der Biſchof Gebhard

von Regensburg, der, im Vertrauen auf des Kaisers Ungnade gegen Ungarn, daselbst einen räuberischen Einfall wagte, wurde dafür in seinen Bundesgenossen bestraft, das abgetretene Leithagebiet und Ostbaiern bis an den Kalenberg schrecklich verwüstet. Aber Hainburg, das der Kaiser in besseren Vertheidigungsstand zu setzen beschlossen hatte, vermochten die Ungarn nicht zu halten; der Bischof Gebhard nahm den Ort in einem schnellen Angriffe, und der Baiernherzog Konrad schützte mit dem Markgrafen Adalbert den Festungsbau. Im folgenden Jahre (1051) kam der Kaiser selbst mit seiner Kriegsmacht durch Steyermark nach Ungarn gezogen. Der Herzog Bela befolgte gegen ihn ein kluges Beobachtungsverfahren, neckte die Feinde und schnitt ihnen die Zufuhren ab, ohne sich zu einer Schlacht herbei zu lassen, so daß der Kaiser, an Allem darbend, den Rückzug antreten mußte. Der schlimme Erfolg steigerte des Kaisers Zorn und machte ihn dem Frieden, zu welchem sowohl Andreas, als auch der österreichische Markgraf Schritte thaten, um so abgeneigter. Doch sein nächster Feldzug (1052) lief nicht glücklicher ab. Durch Oesterreich längs der Donau heran ziehend, legte sich der Kaiser vor Preßburg. Aber der Platz wurde geschickt und kraftvoll vertheidigt, und ein ungarischer Taucher, Zothmund, bohrte in der Nachtzeit die königlichen Schiffe an. Jetzt spannte auch der vorher nachgiebige Andreas seine Forderungen höher, und widerrief entschieden die früher zugestandene Lehens- und Tributpflichtigkeit Ungarns. Dies erschwerte die Friedensunterhandlungen. Doch der Papst Leo IX., der selbst nach Ungarn gekommen war, mahnte dringend zur Versöhnung; Andreas bestätigte durch seine Bevollmächtigten auf dem Reichstage zu Tribur (1053) die Abtretung des Gebietes auf dem linken Ufer der Leitha, und der Friede wurde geschlossen, unter Aufhebung aller Oberherrlichkeit des Kaisers über Ungarn.

Während des deutschen Krieges hatte der kroatische König, Peter, die Gelegenheit wahrgenommen, Slavonien von Ungarn loszureißen. Der Friede setzte Andreas in den Stand, diesen Verlust zurück zu bringen. Der Palatin Rado schlug die Kroaten, vereinigte Slavonien wieder mit Ungarn und stiftete dort das St. Demetriuskloster.

Gar bald mußte Andreas seine Uebereilung, die ihn seinem Bruder Bela die Thronfolge hatte zusichern lassen, bitter bereuen; nachdem ihm selbst ein Sohn geboren worden war, den er in der Taufe Salomon nannte. Des Königs ganzes Trachten war nunmehr, mit Ausschließung

Bela's diesem seinem Sohne die Erbfolge zu sichern, und um dabei am deutschen Reiche eine Stütze zu haben, verlobte er den noch im ersten Kindesalter stehenden Salomon mit des Kaisers Tochter, Sophia, die ebenfalls noch Kind war. Als dann Salomon in sein siebentes Jahr trat, versammelte Andreas (1057) zu Stuhlweißenburg die Stände, und forderte sie auf, dem Knaben als künftigen Könige zu huldigen, vorschützend, der unlängst verstorbene Kaiser Heinrich III. habe nur unter dieser Bedingung in jene Verlobung gewilligt, welche Ungarn so nahe mit dem ersten Throne der Christenheit verbinden sollte. Die Magnaten willigten freudig ein; Herzog Bela und seine Söhne konnten sich dem allgemeinen Beschlusse nicht widersetzen und gaben nothgedrungen ihre Zustimmung. Ein Jahr darauf (1058) wurde die Krönung des königlichen Knaben mit großer Feierlichkeit vollzogen. Bela wohnte, Groll im Herzen, der Handlung bei. Als der Chor erscholl: „Esto dominus fratrum tuorum," ließ Bela sich die Worte auslegen, und als er hörte, es bedeute: „du sollst Herr über deine Brüder sein!" wurde er heftig bewegt. Den beginnenden brüderlichen Zwiespalt wußten arge Diener durch Zwischenträgereien alsbald zu vergrößern. Der König Andreas glaubte seine Besorgnisse durch eine Gewaltthat endigen zu müssen. Er lud (1059) den Bruder Bela zu sich auf die Burg Várkony, Schwert oder Krone ihm anzubieten, jenes als Sinnbild des bloßen Herzogthums, diese als der Thronfolge Zeichen. Seinen Vertrauten aber hatte der König befohlen, den Herzog, falls er nach der Krone griffe, sogleich niederzuhauen. Bela, vor dem Anschlage gewarnt, wählte das Schwert, scheinbar mit der Herzogswürde sich begnügend, im Inneren aber entschlossen, das Schwert baldmöglichst im offenen Felde wider den Bruder zu ziehen. Um ferneren Anschlägen zu entgehen, floh er mit seinen Söhnen nach Polen, wo seine früheren Heldenthaten noch in dankbarem Andenken lebten, und der Herzog Kasimir nicht säumte, Bela's Aufforderung zum Kriege wider Andreas Folge zu leisten. An der Spitze dreier polnischen Heere kehrte Bela (1060) trotzig nach Ungarn zurück, dessen nördliche Gebiete sich sogleich für den kampfbewährten Herzog erklärten. Andreas, der Treue der Seinigen mißtrauend, sendete seinen Sohn und seine Schätze nach Mölk unter den Schutz des Markgrafen Ernst, und rief den unmündigen Kaiser Heinrich IV. und seinen Eidam, Wratislaw von Böhmen, um Hilfe an. Deutschland schickte thüringische und baierische Hilfsvölker, die, nach einigen glücklichen Vorgefechten, sich mit Andreas tiefer in

das Land wagten (1061). Jenseit der Theiß entbrannte die Schlacht; die Deutschen wurden geworfen, umzingelt und großentheils erschlagen. Im Kampfe begegneten sich, Mann gegen Mann, die feindlichen Brüder Andreas und Bela. Der König, vom brudermörderischen Schwerte Bela's gedrängt, sank vom Rosse, und von Pferdehufen zertreten, verhauchte er seine Seele. Auf dem vom Blute des Bruders und Herrn getränkten Schlachtfelde wurde Bela zum König ausgerufen.

Die durch Verbrechen erworbene Krone suchte Bela mit Ehren zu tragen; Milde und Gerechtigkeit sollten die Blutspur verdecken, die ihn zum Throne geführt. Andreas schwache Regierung, innerer Unfriede und Kriege nach Außen, hatten das Land erschöpft, den Wohlstand untergraben, Wucher und feigen Betrug gefördert, die Gemüther verwildert. Bela griff helfend und ordnend ein, wo er nur vermochte. Er regelte das Münzwesen, gab für Maß, Gewicht und Preis der Bedürfnisse eine feste Richtschnur, stiftete ordentliche Märkte und ließ den Handel zweckmäßig überwachen. Durch Aufhebung lästiger Frohnen, Zölle und Steuern erleichterte er das Los der ärmeren Classe, gab die gefangenen Deutschen großmüthig ohne Lösegeld frei, und fesselte durch Wohlthaten die Mächtigen an sich, sie mochten für oder gegen ihn gekämpft haben. Auch dem dritten Stande gönnte er seinen Antheil an den öffentlichen Berathungen, und als er (1062) einen Landtag nach Stuhlweißenburg ausschrieb, verordnete er, daß jede Stadt oder Burg und jedes Dorf zwei erfahrene Gemeindemitglieder dorthin senden sollte. Der große Haufe war noch nicht reif für solche Bestimmung, und nahm die wohlgemeinte Verfügung, statt mit Dank, mit tollem Uebermuthe auf. Ganze Schaaren wilden Pöbels drängten sich den Abgeordneten in die Landtagsstadt nach, dort Gerüste aufschlagend, um bequemer zu den übrigen Haufen zu sprechen. Von da schrieen und tobten sie ihre Forderungen herab. Der König und seine Räthe sollten, — so verlangten die Wahnsinnigen — den Götzendienst wieder herstellen, und ihnen Vollmacht geben, Bischöfe, Priester und Mönche umzubringen, die Zehentner aufzuknüpfen, die Kirchen niederzureißen und die Glocken zu vertilgen. Als man ihnen Vorstellungen machte, schritten sie zu thätlichen Freveln, und machten Miene, in der Stadt allerlei Unbill zu üben. Der König behielt seine Fassung, obgleich er den ergrimmten Banden wehrlos gegenüber stand. Er bedingte sich von ihnen eine dreitägige Frist zum Ueberlegen.

Einfältig gingen sie darauf ein. Bela benutzte die Zeit, um heimlich die benachbarten Burgen zu beschicken und seine Dienstmannen aufzubieten. Als der dritte Tag abgelaufen war, hatte der König vollauf Rückhalt; denn bei Nachtzeit hatten die königlichen Krieger sich in der Nähe der Stadt versammelt und waren der Losung gewärtig, um über die Empörer herzufallen. Noch einmal versuchte der König den Weg der Güte; aber seine Ermahnungen waren in den Wind gesprochen und die Volkshaufen beharrten trotzig auf ihren Forderungen. Da, jedes friedlichen Auswegs beraubt, gab der König das Zeichen; seine bewaffneten Getreuen umringten unerwartet die heidnischen Aufrührer. Die Rädelsführer erlitten den Tod; die übrigen Verbrecher wurden, nach König Stephan's Gesetze, aus der Liste der Freien gestrichen und geknechtet. Das Heidenthum hatte hiermit seinen letzten äußeren Stützpunkt verloren, und wucherte künftighin nur im Verborgenen und in heimlicher Abgeschiedenheit noch fort.

Gegen innere Unruhen hatte Bela durch diesen wohlgezielten Streich seinen Thron gesichert; aber er fühlte sich auf demselben nicht sicher, so lange ein vom Rechte besser, als er, begünstigter Nebenbuhler im Hinterhalte stand. Die Ansprüche des Knaben Salomon mußten früher oder später zu einer blutigen Frage führen. Darum sann Bela ernstlichst, die Herausgabe desselben vom Markgrafen von Oesterreich zu erzwingen. Als er aber im dritten Jahre seiner Regierung (1063) in der königlichen Villa Dömös Gericht hielt, stürzte ein Theil des Hauses ein und begrub den König unter den Trümmern.

Des Vaters bejammernswerthes Ende, als eine Strafe des verübten Kronenraubes betrachtet, erschütterte Bela's hinterlassene drei Söhne — Geisa, Ladislaw und Lambert — so tief, daß Keiner von ihnen die Thronfolge anzusprechen wagte. Einhellig begaben sie sich ihrer Ansprüche auf den Thron Ungarns, und waren bereit, den jungen Salomon als ihren König anzuerkennen; nur sollte er sie dafür in dem ihrer Geburt und ihren Verdiensten gebührenden Rang und Rechte unverkürzt belassen, namentlich ihnen jenes Drittheil des Reiches übergeben, das ihr Vater als Herzog von seinem Bruder Andreas erhalten. Dies wurde zugestanden, und so zog der schon bei seines Vaters, Andreas, Lebzeiten gekrönte junge Salomon als König in Ungarn ein. Ihn begleiteten der ebenfalls noch unmündige deutsche König Heinrich IV. und Andreas Witwe, Anastasia,

zugleich aber auch zwei ränkevolle Räthe in den Perſonen der Grafen Veit und Irney. Die den Söhnen Bela's gegebene Zuſage blieb, auf Veit's Betrieb, unerfüllt. Ja die drei Brüder hatten Urſache, in Ungarn für ihre Sicherheit zu fürchten. Sie flüchteten nach Krakau zu dem Herzoge Boleslav, der einen Theil ſeiner, wider die Ruſſen verſammelten Kriegsvölker ſofort dazu anwendete, die drei Söhne Bela's mit bewaffneter Hand nach Ungarn zurück zu geleiten (1064). Die Bewohner des nördlichen Theiles von Ungarn erhoben ſich zum Beiſtande der Brüder; der junge Salomon zitterte auf ſeinem Throne und verbarg ſich in der feſten Burg Moſony (Wieſelburg). Da wurde, hauptſächlich durch den Biſchof Deſiderius, der Friede vermittelt (1065). Geiſa, Ladislaw und Lambert erhielten ihr Recht, und Salomon wurde in Fünfkirchen von Geiſa zum dritten Male gekrönt.

Die endlich hergeſtellte Eintracht machte das Reich ſtark. Von Ungarn aus wurden dem Beherrſcher von Kroatien, Crescimir Petrus, Hilfsvölker unter Geiſa und Ladislaw wider die Kärntner geſendet und ihm zu dem entriſſenen Gebiete wieder verholfen. Auch ein Einfall der Kumanen wurde kräftig abgewehrt. Dieſe waren, nachdem ſie drei Jahre früher bei Tſchernigow eine harte Niederlage gegen die Ruſſen erlitten, 1070 vom rechten Donauufer längs der Aluta nördlich hinauf nach Siebenbürgen, und weil ihnen hier die Beute nicht genügte, durch den Meſzeſer Paß nach Ungarn gezogen, wo ſie das ganze Nyirer Gebiet in der Szathmárer Geſpanſchaft bis an die Burg Bihár plünderten und wüſt legten, und Menſchen und Vieh heerdenweiſe über den Samos wegtrieben. König Salomon, begleitet von Geiſa und dem löwenſtarken Ladislaw, zog ihnen entgegen, und richtete eine grauenvolle Niederlage unter den Räubern an.

Um dieſe Zeit wurde auch die Argliſt der Griechen beſtraft, die, als Herren von Bulgarien, die Einfälle räuberiſcher petſchenegiſcher Haufen über die Save in das ungariſche Gebiet häufig anregten und begünſtigten. Zu dieſem Ende ſammelte ſich ein ungariſches Heer bei Szalankemen, gegenüber dem Zuſammenfluſſe der Theiß und der Donau. Der bácſer und der ödenburger Heerbann, geführt von den Grafen Veit und Johannes, erzwangen ſich, ungeſchreckt von dem gegen ſie losſtrömenden griechiſchen Feuer, den Uebergang über die Save und legten ſich vor Belgrad. Der daſige griechiſche Befehlshaber Niketas rief Petſchenegen zum Entſatze herbei; aber dieſe wurden von den Ungarn auf das Haupt geſchlagen. Nun kam auch das

ungariſche Hauptheer unter dem Könige und den Herzogen Geiſa und Ladislaw über den Strom nachgerückt, und die Stadt wurde noch ſchärfer gedrängt. Doch wäre der feſte Ort noch längere Zeit nicht gefallen, hätte nicht eine in der Stadt gefangen gehaltene ungariſche Jungfrau Feuer angelegt und ſo das Eindringen ihrer Landsleute erleichtert, welche nun ſchrecklich plünderten und würgten. Niketas floh in die Burg, und übergab dann den Platz gegen Zuſicherung freien Abzugs.

Bei dieſem Siege hatten die Söhne Bela's ſo vielen Ruhm geerntet, daß des Königs Eiferſucht und Mißgunſt abermals erwachte. Graf Veit ſtachelte den heimlichen Groll des Herrſchers. Bei der Theilung der Gefangenen und der erbeuteten Schätze brach zuerſt die Zwietracht aus; dann erzürnte ſich auch der König über die Beweiſe der Achtung, die Geiſa und Ladislaw vom griechiſchen Hofe erfuhren, und um ſo leichter ſtimmte jetzt der argliſtige Graf Veit den jungen König zu verderblichen Beſchlüſſen gegen die Herzoge. Dieſe, bei Zeiten von dergleichen Anſchlägen benachrichtigt, flohen unter einem Vorwande aus dem Lager, und als die Gefahr für ſie dringender wurde, warb Ladislaw, auf ſeines Bruders Geiſa Antrieb, Hilfe bei ſeinem Schwager Otto in Mähren. Zwar ſuchten die Biſchöfe, inneren Hader fürchtend, durch eine zwiſchen dem Könige Salomon und dem Herzoge Geiſa bewerkſtelligte Zuſammenkunft die grollenden Fürſten zu verſöhnen. Doch gelang dies nur ſcheinbar, und der König ſchritt wieder zuerſt zu feindlichen Maßregeln. Zuletzt rieth Graf Veit dem Könige, durch meuchleriſche Hinwegräumung Geiſa's allem weiteren Streite ein Ende zu machen. Der Abt Willerm zu Szekſzárd aber, der die Unterredung belauſchte, warnte den Herzog Geiſa vor dem Streiche. Dieſer ſammelte ſchnell ſeine Anhänger und zog ſich über die Theiß zurück, während der König mit ſtarker Macht von Keſzthely gegen die Donau vorrückte. Durch drei Verräther bethört, wagte Geiſa (26. Februar 1074) die Schlacht. Während derſelben gingen ſeine treuloſen Schaaren zu den Feinden über, wurden aber, durch Mißverſtändniß, von Letzteren als Gegner angeſehen und niederhauen. Der Tumult des Gemetzels verſchaffte dem Herzoge Geiſa Gelegenheit zur Flucht, und Derſelbe ſandte von Tokay aus Botſchaft an ſeine Brüder; Ladislaw ſollte mit ſeinen mähriſchen Hilfsvölkern nach Waizen ziehen, Lambert aber nach Rom eilen und bei dem Papſte Beiſtand ſuchen. Geiſa war betrübt und niedergeſchlagen über den Verluſt ſo vieler Krieger; aber Ladislaw, der ſich

urch eine himmliſche Erſcheinung ermuthigt fand, ſprach ihm Troſt zu, und oll neuer Hoffnung führten Geiſa und Ladislaw, von dem Mährerfürſten Otto begleitet, ihre Schaaren nach Czinkota hinab, wo die Magyoroder Hügel ie von dem königlichen Heere trennten. In übermüthiger Zuverſicht brach der Graf Veit mit dem bácſer Banner gegen die Mährer vor, die ihn kräftig mpfingen, ſeine Schaar beinahe gänzlich aufrieben, ihn ſelbſt tödteten. Graf Irney ſucht das Treffen herzuſtellen und theilt Veit's Schickſal. Da verſucht der König ſelbſt, das Geſchick des Tages zu wenden, und wirft ſich mit ſeinen Schaaren auf Geiſa. Aber Ladislaw, die Gefahr des Bruders erkennend, ſchiebt ſeinen Heerhaufen dazwiſchen und ſchmettert des Königs Mannen zu Boden, während Geiſa den Letzteren in den Rücken fällt. Die Schlacht iſt für den König verloren (März 1074); mit Mühe entkommt er ſelbſt über die Donau. Hierauf führten Geiſa und Ladislaw ihre ſiegreichen Schaaren gegen Stuhlweißenburg, und verlegten einen Theil derſelben in die feſten Plätze des Reiches, während ſie die Uebrigen entließen.

Noch nährten Bela's Söhne keine Plane auf den Thron. Aber nach jenen Vorgängen traten die Prälaten und Magnaten zuſammen, erklärten Salomon, weil er neuerdings dem Kaiſer Lehens- und Tributpflichtigkeit, und Abtretung von ſechs feſten Städten verſprochen habe, für einen Feind und Verräther des Vaterlandes, mithin des Thrones verluſtig, und beſchloſſen, Geiſa mit der Königswürde zu bekleiden. Noch immer hoffte Geiſa's Mäßigung auf Ausſöhnung mit Salomon, und nahm daher einſtweilen nur die Verwaltung des Reiches, nicht die Krone an. Salomon aber ſchnaubte Rache. Auf ſeinen Betrieb brach der Kaiſer Heinrich IV. mit einem deutſchen Heere in Ungarn ein, mußte jedoch, weil Geiſa die Straße, welche die Deutſchen zogen, hatte entvölkern und verwüſten laſſen, durch Hunger und Krankheiten, endlich gar durch einen Aufſtand ſeiner Krieger genöthigt, wieder heimkehren, ohne Etwas ausgerichtet zu haben.

Des Kaiſers feindſelige Einmiſchung hatte für Geiſa den Vortheil, daß ſich der Papſt Gregor VII. — dem daraus ein neuer Anlaß zur Schwächung der kaiſerlichen Gewalt erwuchs — um ſo thätiger ſeiner annahm. Der heilige Vater ſicherte Geiſa ſeinen apoſtoliſchen Schutz zu, beſtätigte Salomon's Entſetzung, der, „den würdigeren Schutz des heiligen Petrus verachtend, ſich vielmehr zum Vaſallen der deutſchen Könige erniedrigt hätte," und ſtellte dem neuen Beherrſcher Ungarns als Richtſchnur

auf: „daß, gleichwie die übrigen selbstständigen Reiche der Welt, so auch das Königreich Ungarn in unabhängigem Zustande erhalten werden müsse, keine fremde Lehensherrschaft anerkennen dürfe, und nur der römischen Kirche, als der allgemeinen Mutter, die von den Ihrigen wohl kindliche Folgsamkeit, nicht aber knechtische Unterwerfung verlange, Gehorsam zu leisten habe.“ Dieser päpstliche Ausspruch war den Wählern sehr willkommen, und sie drangen nun noch entschiedener in Geisa, Krone und Königstitel anzunehmen und dadurch Salomon's gefährliche Anschläge zu hintertreiben. So wurde denn (14. April 1075) Geisa feierlich gekrönt.

Unterdessen brütete der entthronte Salomon, in seinem Grolle selbst die Versöhnungsvorschläge des heiligen Vaters zurück weisend, noch weiter Rache, indem er unausgesetzt den Kaiser zu neuen Einfällen in Ungarn aufstachelte. Aber ehe Salomon selbst zu einer ähnlichen feindlichen Invasion die Hand bieten konnte, stand der im Entschlusse und Handeln schnelle Ladislaw plötzlich mit Heeresmacht vor Preßburg, und hielt den Ränke sinnenden Salomon so eng' eingeschlossen, daß Derselbe Nichts unternehmen konnte. Der versöhnliche Geisa ließ sich zu neuen Unterhandlungen herbei, und Ladislaw hob daher die Einschließung auf. Geisa, zu gewissenhaft, um einen geraubten Thron mit Ruhe zu behaupten, erbot sich gegen eine Versammlung von Bischöfen und Aebten, mit Vorbehalt des nun einmal angenommenen Königstitels und des ihm als Herzog gebührenden Antheils, zwei Drittheile des Reiches an Salomon zurück zu geben. Die Prälaten, nur des Reiches Frieden im Auge, lobten diesen heilsamen Entschluß; aber die Magnaten waren zu sehr gegen Salomon erbittert, um dem Vorhaben ihren Beifall zu geben. Ehe noch die daraus hervor gehenden Hindernisse sich beseitigen ließen, starb König Geisa (25. April 1077) im schönsten Mannesalter dahin.

Geisa's Tod verhalf dem Salomon nicht zu seinem Rechte, denn ohne auf ihn die geringste Rücksicht zu nehmen, wählte die versammelte Ritterschaft den Bruder des Verstorbenen, den Herzog Ladislaw — der durch Schönheit, Kraft und Adel vor allen Anderen sich auszeichnete, und in den kriegerischen Vorgängen der verflossenen Jahre eben so viel Scharfblick, als Männermuth und Entschlossenheit bekundet hatte — zu Ungarns König und krönte ihn als solchen, oder ließ wenigstens, bis zu völliger Ausgleichung mit Salomon, die Krone vor ihm hertragen. Wie früher

sein Bruder Geisa, so that auch jetzt Ladislaw wiederholte Schritte zur Aussöhnung mit Salomon; aber während die höhere Geistlichkeit emsig an einem solchen Liebeswerke arbeitete, trat die Abneigung der Magnaten hindernd dazwischen, und ließ es, statt zu einer Landestheilung, die allerdings zur Schwächung des Ganzen geführt haben würde, nur zu einer äußerlichen Versöhnung zwischen den beiden Königen kommen, wobei Salomon Nichts, als die Zusicherung später königlichen Ehren und angemessener Einkünfte, gewann. Dergleichen geringe Zugeständnisse erfüllten Salomon's Seele nur mit gesteigertem Grolle. Er sammelte seinen Anhang um sich, und in einer geheimen Berathschlagung wurde die Gefangennehmung und Ermordung des Königs Ladislaw beschlossen. Doch der böse Plan kam noch vor der Ausführung an's Tageslicht; Salomon wurde festgenommen und auf dem Bergschlosse Wissegrad unweit Waizen gefangen gesetzt (1082).

König Stephan I., der Verbreiter des göttlichen Lichtes in Ungarn, und sein frommer Sohn Emerich, waren heilig gesprochen worden. Der Papst Gregor, der dem jungen christlichen Reiche seine besondere Vorliebe zuwendete, ordnete die feierliche Erhebung der heiligen Leichname an, und sendete dieserhalb eine eigene Bulle nach Ungarn. Um derselben nachzukommen, versammelte Ladislaw (1081) in Stuhlweißenburg die Bischöfe, Aebte und Magnaten des Reiches, und nach dreitägigem Feste stieg Ladislaw mit den Prälaten und den Großen hinab in die königliche Gruft, wo die beiden heiligen Leichname in einem steinenen Behältnisse ruhten. Aber unmöglich war es, den steineren Deckel hinweg zu heben, der jeder menschlichen Anstrengung wunderbar widerstand. Da verkündete eine, in andächtiger Abgeschiedenheit lebende, Jungfrau, Charitas geheißen, dem Könige Ladislaw: der Stein werde nicht eher wegzuräumen seyn, als bis er seinem Vetter Salomon verzeihe und ihn in Freiheit setze. Sofort wurde dieser aus seinem Verhafte geholt und nach Stuhlweißenburg beschieden, wo Ladislaw ihm vor dem Grabe des Heiligen die Hand zur Versöhnung bot. Salomon gab sich die Miene der Rührung und versöhnte sich scheinbar mit seinem Blutsverwandten, und siehe, nach drei Tagen ließ sich der schwere steinerne Deckel mit leichter Mühe beseitigen. Neue Wunder kamen hinzu, des Volkes fromme Begeisterung zu steigern. St. Stephan's Sarg wurde in die Kirche hinauf getragen; Mercurius, Schatzmeister der Kirche und bereits ernannter

Abt des Kloſters Berekeſz in der biharer Geſpanſchaft, hielt die Nachtwache dabei, und am anderen Morgen (20. Auguſt 1083) wurde die feierliche Eröffnung des Sarges vorgenommen. Mercurius drängte ſich bei dieſer Gelegenheit ſo ungeſtüm hinzu, daß Ladislaw, einen Reliquiendiebſtahl argwöhnend, ihn hinweg wies. Der heilige Leichnam zeigte ſich im Zuſtande völliger Auflöſung, unkenntlich und zerfloſſen; auch ſuchte man vergeblich nach einem Ringe, mit welchem er begraben worden war. Aber nach Verlauf einiger Jahre entdeckte Mercurius dem Könige: damals, als er, von ihm fortgewieſen, betrübt auf das Chor gegangen, um daſelbſt durch Gebet ſich zu tröſten, ſey ihm ein ſchöner Jüngling in weißer Kleidung erſchienen; der habe ihm einen mit einem Schleier umwundenen Gegenſtand übergeben, mit dem Geheiße, ſorgſam darüber zu wachen und ſeiner Zeit den König davon zu benachrichtigen. Als er dann ſeinen Schatz beſichtigt, ſey es St. Stephan's unverweſete rechte Hand geweſen, mit dem im Sarge vermißten koſtbaren Ringe. König Ladislaw überließ die Reliquie der unter Mercurius ſtehenden Abtei, welche hinfort den Namen Szent-Jóg, d. i. heilige rechte Hand, erhielt. Hier blieb die heilige Hand bis zur Schlacht von Mohács, wo ſie dann durch Kaufleute nach Raguſa in die daſige Dominikanerkirche kam, bis 1771 die Kaiſerin Maria Thereſia die Rückſtellung der Reliquie erwirkte, welche ſeitdem im königlichen Schloſſe zu Ofen in der Propſtei verwahrt wird.

Salomon's Verſöhnung war entweder nicht aufrichtig oder mindeſt nicht nachhaltig. Wegen ſeiner Abſetzung von ſeiner ſtolzen Gemahlin mit Verachtung behandelt, ſchwur er ſich im wilden Zorne zu, entweder ſeinen Thron von Ladislaw zurück zu erſiegen, oder im Kampfe männlich unterzugehen. Er entfloh in die Moldau zu dem Kumanenkhan Kutesk, deſſen Siege über Bulgaren und Griechen ihn reich und weitgefürchtet gemacht hatten, und warb denſelben durch das Verſprechen, ſeine Tochter zu ehelichen und ihm Siebenbürgen abzutreten, zu ſeinem Bundesgenoſſen. Mit zahlreichen Kumanenhorden fiel Kutesk in Ungarn ein, verwüſtete und plünderte des Landes nördlichen Theil bis gegen Munkács hin, ſtieß aber bei Unghvár auf Ladislaw's Kriegsmacht, und floh geſchlagen und geſchreckt aus dem Lande (1086). Im folgenden Jahre erlitt Kutesk, mit dem Petſchenegenkhan Tzelgu verbündet, bei Kule eine Niederlage gegen die Griechen. Salomon, der ſich in Kutesk's Heere befand, wurde umzingelt, ſchlug

ſich aber mit einem kleinen Häuflein tapfer durch die feindliche Uebermacht, und entkam über die Donau. Sein Ende iſt zweifelhaft. Angeblich verſchwand er in einem Gehölze, vor deſſen Eingange die Seinigen lange Zeit vergeblich ſeiner Rückkehr harrten. Er zählte erſt ſechs und dreißig Jahre, als er ſolchergeſtalt aus der Geſchichte, vielleicht aus dem Leben ſchied. Er ſoll, des irdiſchen Treibens müde, in beſchaulicher Einſamkeit und ſtrenger Buße ſeine Tage beſchloſſen und in der Hauptkirche zu Pola ſein Grab gefunden haben, wo er noch nach ſpäten Jahren gleich einem Heiligen verehrt wurde.

Durch Salomon's Erlöſchen für die Welt war Ladislaw einer ſtets ſich erneuernden Gefahr enthoben, und konnte nun in den lebhaften kirchlichen und weltlichen Gährungen ſeiner Zeit eine kraftvollere Stellung annehmen. Gregor's VII. Tod endete die Spaltung im Reiche nicht, und vermehrte den Zwieſpalt in der Kirche. Dem vom Kaiſer Heinrich IV. noch bei Gregor's Lebzeiten eingeſetzten Gegenpapſte, Clemens III., wurde jetzt ein, nach den Vorſchriften der Kirche gewählter Papſt, Victor III., entgegen geſtellt, welchen auch Ladislaw nach ſeiner Ueberzeugung als rechtmäßiges Oberhaupt der Kirche anerkannte und deſſen Anhänger mit einem Heere von zwanzigtauſend Mann zu unterſtützen ſich erbot. Dies wurde abgelehnt; aber Ladislaw's Rüſtungen hatten auf anderen Seiten ihr Gutes.

In dem benachbarten Kroatien regten ſich heftige Gährungen. Dieſes Land war bei den früheren Eroberungszügen der Magyaren in Beſitz dieſes kriegeriſchen Volkes gekommen, nachdem es vorher in zwei Hauptgebiete ſich getheilt hatte, nämlich in das dalmatiſche Küſtenland, deſſen Bewohner dem römiſch-katholiſchen Glauben unter dem Biſchof von Rom folgten, und wo der herzogliche Wohnſitz Tyn oder Knin war, und in die zwiſchen der Drave und Save gelegene Provinz, welche im Jahre 892 Brazlaw als Vaſall des deutſchen Königs Arnulf beſaß und deren Einwohner dem Heidenthume angehörten. Es gelang den Magyaren nicht, beide kroatiſche Gebiete für die Dauer zu behaupten; denn das am Meere gelegene Kroatien gewann ſpäter ſeine Freiheit zurück; dagegen verblieb das zwiſchen der Drave und der Save gelegene Kroatien im Beſitze der Magyaren. König Stephan der Heilige dehnte, als Herr dieſes Kroatiens, die Gränzen des Fünfkirchener Bisthums bis zur Save aus; Andreas I. aber ſetzte in gleicher

Eigenschaft seinen Bruder Bela als Herzog in jener Provinz ein, und dieser gewann, in Verbindung mit dem Palatin Rado, vom griechischen Kaiser sogar die syrmier Provinz zurück. Doch unter der stürmischen Regierung König Salomon's riß sich auch das heutige Kroatien von Ungarn los.

Zwonimir, vorher unter dem Könige Crescimir Peter blos Bán von Kroatien, und seit 1064 mit König Bela's I. von Ungarn dritter Tochter, Ilona oder Helena, vermält, wurde, in Folge der freien Wahl der kroatischen Nation, vom Papste Gregor VII. im Jahre 1076 mit dem Königstitel geschmückt. Aber bald brachen unter seiner Regierung wilde Parteiungen hervor; die Großen des Landes, nach der Oberhand begierig, befehdeten einander, und alle Bande der Ordnung löseten sich. Mitten in diese Verwirrungen fiel der Tod des Königs Zwonimir, der im Jahre 1089 vielleicht durch Mörderhand starb. Zwar bestieg nach ihm noch ein kroatischer König, Namens Stephan II., den „Thron der Väter und Vorelтern;" aber entweder die fortdauernden Unruhen in diesem Lande, oder Erbansprüche in Folge seiner Verschwägerung mit dem königlichen Hause, bewogen den König Ladislaw, mit gewaffneter Hand in den kroatischen Händeln einzuschreiten.

Vor seinem Auszuge erklärte Ladislaw in der Versammlung der Stände seinen Neffen Coloman zu seinem Mitregenten, ließ ihm huldigen und übertrug ihm, für die Zeit seiner Abwesenheit, das Reiches Verwaltung. Dann brach Ladislaw im Jahre 1091 mit seinem Heere auf, führte es, ohne auf Widerstand zu stoßen, über die Drave und über das Kalniker Gebirge, und bezwang das Land binnen Kurzem bis an die Save. Die unter sich uneinigen Großen in Kroatien vermochten sich zu keinem wirksamen Widerstande zu sammeln; sie wurden von Ladislaw bis in ihre festen Schlösser verfolgt und ergaben sich nach und nach der Macht des Siegers. Bereits Herr des Landes bis an die Kulpa, war er schon Willens, auch die wichtigsten Städte und festen Plätze an Dalmatiens Küste anzugreifen, als ein plötzlicher Einfall der Kumanen in das ungarische Gebiet ihn zur Rückkehr zwang.

Gewöhnlich ist von früheren Geschichtschreibern angenommen worden, Ladislaw habe das eroberte Land an Zwonimir's königliche Witwe zurück gegeben; aber neuere Forschungen haben diese Behauptung widerlegt. Viel-

mehr war Zwonimir's erste Gemalin und Ladislaw's Schwester, Ilona, bereits im Jahre 1083 nicht mehr am Leben; Zwonimir's zweite Gemalin aber, Lepa (die Schöne), die er bei seinem Tode als Witwe hinterließ, war dem Könige von Ungarn nicht blutsverwandt und hatte daher auf Ladislaw's Freigebigkeit nicht so großen Anspruch. Ladislaw behielt also das eroberte Kroatien und einverleibte es der heiligen Krone Ungarns*). Bei seinem Abgange ließ er seinen Neffen Almus, Lambert's Sohn, als Verweser Kroatiens zurück, und es ergaben sich für dieses Land aus dem neuen Zustande der Dinge auch mancherlei innere Veränderungen. Fortan ein Theil des Königreichs Ungarn, wurde Kroatien — das vorher durch Zupanen, d. i. Oberältere, regiert worden — nunmehr nach ungarischem Gebrauche in Gespanschaften eingetheilt. Das Land selbst wurde unter den König und dessen vornehmste Krieger vertheilt, so daß, nach dem Kriegsbrauche der Zeit, nur Jene in ihrem Besitzthume verblieben, die zu König Ladislaw's Partei hielten. Auch wurden Burgen erbaut, und diesen aus den Gefangenen Dienstthuende zugetheilt. Endlich wurde — damit, wie der Erzbischof Felicianus von Gran sich hierüber ausdrückte, „Jene, die durch den Irrthum des Götzendienstes der Verehrung Gottes fremd geblieben, mittels bischöflicher Obsorge auf den Weg der Wahrheit zurück geführt werden möchten" — vom Könige Ladislaw ein Bischofssitz in Agram errichtet, und daselbst durch den königlichen Kaplan Francika ein böhmischer Mann von ehrwürdigem Wandel, Namens Duh, als Hirt jener Kirche eingesetzt, für welche Letzterer auch dienende Priester aus der Sümegher und Szaláder Gespanschaft einweihte.

Ernsthaft war die Barbarengefahr, welche den König Ladislaw so schnell von der Bahn des Sieges in die Heimat zurück rief. Schon hatten die Kumanen, von Kopulch geführt, unter gränzenlosen Verwüstungen Siebenbürgen und die anstoßenden Comitate bis an das linke Theißufer durchstreift, und in ansehnlicher Zahl, mit ihrem ungeheuren Raube an Menschen und Heerden, sich am Temesstrome zusammen gezogen. Hier ereilte sie Ladislaw mit seinen Kriegern. Zwar fehlte es ihm an Lebensmitteln, auch

*) Vgl. Stephan's v. Horvát: „Ueber Kroatien, als eine durch Unterjochung erworbene ungarische Provinz und des Königreichs Ungarn wirklichen Theil" (aus dem Ungarischen übersetzt; Leipzig, 1844), welche Schrift manches neue Licht über jenen Gegenstand verbreitet.

waren die Kumanen ihm an Menge und Kriegsbedarf überlegen. Dennoch sah er ein, daß hier nur ein schneller Schlag entscheiden könne. Die Seinigen durch feurige Anrede ermunternd, stürzte er, die rothe Fahne hoch aufschwingend, sich unerwartet in die noch nicht geordneten Kumanenhaufen, die, unfähig, dem unverhofften Angriffe Stand zu halten, nur kurzen Widerstand leisteten, dann aber theils flohen, theils sich ergaben. Ladislaw gebot, der Gefangenen zu schonen; aber die Annahme der Taufe sollte der Preis ihres Lebens seyn. Die Meisten wählten dieses milde Los. Nur Kopulch mit einer Schaar fanatischer Heiden wies das dargebotene Kreuz trotzig zurück, und fiel mit den Seinigen im Kampfe für den Glauben der Väter. Wunder und himmlische Zeichen, welche die christlichen Magyaren unter ihrem frommen Könige zu sehen vermeinten, hatten sie zu diesem glorreichen Siege begeistert, der einer großen Anzahl ungarischer Edlen und Freien, die mit Frauen und Kindern von den Kumanen in die Gefangenschaft fortgetrieben worden waren, die Freiheit zurück gab. Nur wenige der gefangenen Barbaren beharrten im Heidenthume und büßten ihre Standhaftigkeit mit Elend und Knechtschaft. Die Anderen, welche das Christenthum annahmen, wurden, unter mancherlei Begünstigungen, in jene auf ruchtbaren Feldern und fetten Weiden reiche Gegend verpflanzt, welche von den Heveser, äußeren Szolnoker und Pesther Comitaten umschlossen wird. In früheren Zeiten hatten ebendaselbst die metamnastischen oder sarmatischen Jazygen, ein slavischer Volksstamm, gehauset. Auch die Nachkommen jener, unter König Ladislaw in diese Gegend versetzten Kumanen erhielten, wegen ihrer Geschicklichkeit als Schützen, von den Magyaren den Namen Jazyger (Jaszy, Bogenschützen), und sind daher mit Unrecht häufig für Abkömmlinge jener älteren sarmatisch-slavischen Jazygen angesehen worden, deren Namenswurzel, Jazyk (Sprache, Rede), wie der geschichtkundige Hohler (Archiv f. Gesch. XX., S. 115) bestätigt, genau der Bedeutung von Slovene (die Redenden), entgegen gesetzt den Niemtzi (den Stummen oder Fremden) entspricht.

Noch stand König Ladislaw auf dem Felde seines Sieges, als ihn Gesandte des Oberkhans der Kumanen antrafen, die mit übermüthiger Drohung auf Herausgabe der Gefangenen bestanden. Als der König dies abschlug, setzten sie mit kecker Bestimmtheit den Tag fest, an welchem ihre Streithorden durch abermalige Verheerung Ungarns die erlittene Niederlage und die Schmach der Brüder rächen würden. Ladislaw, im Entschlusse

und Handeln dem Blitze gleich, ließ ihnen nicht Zeit, ihre Drohung wahr zu machen. In Eilmärschen den Gesandten bis an die Donau nachziehend, wo Akus mit zahlreichem kumanischen Kriegsvolke streitfertig stand, griff er die wilden Fremdlinge unerwartet an, stäubte sie aus einander, tödtete ihren Anführer und benahm ihnen auf lange Zeit den Muth, Ungarn mit Raubzügen heim zu suchen.

Die Eroberung Kroatiens, über welches Land der byzantinische Hof sich bisher eine Art von Oberherrlichkeit angemaßt hatte, drohte den König Ladislaw in Zerwürfnisse mit diesem zu bringen. Aber der byzantinische Kaiser Alexius Komnenus fühlte sich nicht in der Verfassung, sich in Feindseligkeiten mit dem mächtigen und kriegerischen Ungarnkönige einzulassen. Er beobachtete daher über das Vorgefallene ein kluges Schweigen, und suchte sogar, das gute Einvernehmen mit Ungarn durch Familienverbindung zu befestigen, indem er für seinen Sohn Kalo-Johannes, den er zu seinem Mitkaiser ernannt, um die Hand Piroska's, einer der Töchter König Ladislaw's, warb. Die Ehe wurde geschlossen, und Ladislaw gewann dadurch nach jener Seite hin neue Bürgschaft für den äußeren Frieden. Aber im Inneren war noch mancher Ungebühr zu steuern, und um hierüber das Nöthige zu berathen, lud er alle Bischöfe, Aebte und Magnaten zu einer Versammlung auf das nun verfallene Bergschloß Szabolcs an der Theiß. Eine zwischen dem, von dem Papste, den Parteien im Reiche und dem eigenen unnatürlichen Sohne Konrad hartbedrängten Kaiser Heinrich IV. und dem Ungarnkönige verabredete Zusammenkunft auf dem heiligen Pannonberge, von welcher sich Ersterer viel versprach, indem Ladislaw's mächtiger Schutz des Kaisers Feinde nicht wenig eingeschüchtert haben würde, unterbrach diese Versammlung. Aber die Zusammenkunft hatte gleichwohl nicht statt, da der Herzog Welf IV. von Baiern dem Kaiser die Päße nach Ungarn abschnitt und ihn zur Rückkehr in das Reich zwang.

Mittlerweile erbebte der Hof von Byzanz in ahnungsvollen Todesschauern vor den weiter und weiter dringenden Eroberungen der seldschukischen Türken, die aus den Ruinen des griechischen Kaiserthumes in Kleinasien bereits den Bau eines neuen barbarischen Reiches aufgerichtet hatten, von dessen Zinnen die Blutfahne des Propheten furchtbar gegen den Osten Europa's herüber drohte. Schutz erflehend gegen die zahlreichen islamitischen Horden, die Verderben schnaubend bis an den Bosporus streiften, erließ

der Kaiser Alexius eine Gesandtschaft nach Italien, die auf ihrer Durchreise in Ungarn verweilte und auch den König Ladislaw dringend für die Sache der bedrohten Christenheit ansprach. Gern sagte Ladislaw's christlicher Eifer seine Mitwirkung zu; denn das Vorhaben des heiligen Krieges war durch des Kreuzpredigers, Peter's von Amiens, Begeisterung flammenden Aufruf bereits zur europäischen Idee geworden, und massenweise erhoben sich in Italien, Frankreich, Burgund, Flandern und Deutschland Kämpfer wider die Ungläubigen. Der Papst Urban II., demselben großen Winke der Zeit folgend, setzte für den 1. März 1095 ein großes, allgemeines Concilium in Piacenza fest, von wo aus der Gedanke des heiligen Krieges noch inniger in die Ueberzeugung der abendländischen Völker überging. König Ladislaw's Zusage zur thätigen Theilnahme an dem Kreuzkriege erweckte unter allen Fürsten und Edlen, die zu gleichem Zwecke rüsteten, allgemeine Freude, und auf Wilhelm's, Herzogs von Aquitanien (Guyenne), Betrieb wurde sogar eine Botschaft an den Ungarnkönig erlassen, um ihm in Aller Namen den Heerbefehl über die Kreuzschaar anzutragen. Der König Ladislaw beging eben auf der Bodrogherburg am linken Donauufer das Osterfest, als jene Gesandtschaft ihn fand. Willig nahm er die schwere, doch heilige und ehrende Pflicht auf sich, und gelobte, mit Zustimmung der Bischöfe und Magnaten, das Kreuzheer persönlich anzuführen. Jedem Unternehmen mit vollem Eifer sich hingebend, bereitete er auch zu diesem Zwecke Alles gewissenhaft vor. Auch den ihm befreundeten Herzog Bretislaw II. von Böhmen forderte er ausdrücklich zur Theilnahme am Kreuzzuge auf; aber ehe Dieser noch dem Ansinnen entsprechen konnte, wurde er, wegen Förderung der Zerwürfnisse Polens, von einem polnischen Heere in Mähren heftig bedrängt (s. Theil III., S. 62) und sah sich genöthigt, den Beistand des Ungarnkönigs anzurufen. Ladislaw eilte ihm zu Hilfe; aber während des Zuges erkrankte er tödtlich. Seinen nahen Hintritt vor Augen, ließ er seinen älteren Neffen Coloman — der, vielleicht um auch dort die Rüstungen zum Kreuzzuge zu betreiben, vielleicht aber auch aus Mißvergnügen über seine Ausschließung von der Thronfolge, nach Polen gegangen war — zu schleuniger Rückkehr auffordern. Ehe derselbe noch ankam, starb König Ladislaw, gegen sechzig Jahre alt, am St. Marthatage, den 29. Juli 1095.

Groß und allgemein war die Trauer über den Tod des frommen und tapferen Königs, der, Gott, aber auch der eigenen Kraft vertrauend, in keiner Lage des Lebens seinen Muth und seine Besonnenheit verläugnet hatte. Im Kriege glücklich und thatkräftig bis zur Unwiderstehlichkeit, benutzte er weise und unermüdet die Zeit des Friedens zur Wohlfahrt des Reiches, zur Verherrlichung der Kirche und zur Befestigung der gesetzlichen Ordnung. Kroatiens Eroberung und die Verschmelzung dieses Landes mit seinem Reiche auf dem Wege der Christianisirung sind sein Werk. Von edler Gesichtsbildung, riesenstarken Armes, ragte er mit seiner hohen Gestalt königlich und herrlich über die Menge hervor, die er geistig nicht minder tief unter sich zurück ließ. Nachhaltig war der Schmerz ob seines Verlustes im magyarischen Volke; durch drei Jahre wurde jeder fröhliche Tanz ausgesetzt, und die Klänge der Festmusik verstummten. In Sage und Legende pflanzte sich das Andenken des christlichen Heldenkönigs fort, und bei Verebél an der Mátra in der Heveser Gespanschaft zeigt man noch jetzt, im Felsen abgedrückt, die angeblichen Spuren seines Rosses und seines, bei dem verwegenen Sprunge ihm entfallenen Hutes. Sein Leichnam wurde nach Großwardein gebracht und hier in der von ihm erbauten Marienkirche beigesetzt. Der fromme Glaube ließ an seinem Grabe Zeichen und Wunder geschehen, und widmete ihm, dem starken Ritter und Verbreiter des christlichen Glaubens, allgemein den Namen des „Heiligen," der ihm, als im Jahre 1198 der Papst Cölestin seine Kanonisation aussprach, auch durch die Kirche bestätigt wurde. Siebenbürgen verehrt ihn als Landespatron.

König Ladislaw hinterließ drei Töchter, aber keine Söhne. Als seine Erben waren daher seine beiden Neffen, Coloman, ein Sohn Geisa's (irriger Weise lange für Ladislaw's Sohn gehalten), und Almus, ein Sohn Lambert's, zu betrachten. Coloman, körperlich mißgestaltet, doch hochgebildeten Geistes, war, wie es scheint, von dem heiligen Könige nicht passend zum Herrscher gehalten, und daher zum geistlichen Stande, Almus aber zum Thronerben ausersehen worden. Vielleicht auch war Coloman's Abwesenheit bei dem Tode Ladislaw's daran Schuld, daß die Wahl der Magnaten anfänglich auf Almus fiel. Genug, Coloman glaubte sich eben so wenig zum geistlichen Stande, als Almus zu der Last des Thrones berufen, und die Folge war, daß Letzterer seine Rechte seinem Vetter abtrat und Coloman den Thron Ungarns bestieg.

Kaum hatte Coloman das Scepter ergriffen, ſo wälzten ſich die Maſſen der Kreuzheere, gleich einer zweiten Völkerwanderung, über Ungarn nach Aſien hin, und es gemahnte ſchier, als ob der Weſten die Völkerfluten, die ihm einſt der Oſten geſpendet, in das alte Bett zurück rollen wolle. Der erſte, welcher als Gottesſtreiter ſichern Durchzug durch Ungarn begehrte, war Walter ohne Habe (1096). Ihm folgten fünfzehntauſend Fußgänger, doch verhältnißmäßig wenige Reiter, meiſt zuſammengelaufenes Volk aus Frankreich. Coloman ließ ſie ruhig ziehen. Sie kamen ohne Unfall bis Semlin, und ſetzten über die Save. Aber ſechzehn ihrer Leute blieben, unter dem Vorwande, Waffen einzukaufen, in Semlin, wagten hier, im Vertrauen auf ihre Unverletzlichkeit als Krieger Gottes, allerhand Unfug zu unternehmen, und wurden dafür, ohne daß der Befehlshaber, Graf Guz, es wehrte, von den erbitterten Einwohnern all' ihrer Habe beraubt und faſt nackt den Ihrigen nachgeſchickt. Die Kreuzfahrer ergrimmten, als ſie ihre gemißhandelten Gefährten erblickten, und bezeigten Luſt, die Unbill mit Feuer und Schwert zu rächen. Doch Walter, beſorgend, daß eine ſolche Rache den Zweck des ganzen Zuges vereiteln möchte, beruhigte ſie mit der Tröſtung auf künftige Genugthuung, und ſo hatte der Vorfall keine Folgen.

Bald folgte nun Peter der Einſiedler ſelbſt mit dem, durch ſeine ſchwärmeriſche Beredſamkeit zuſammen geworbenen Kreuzheere von vierzigtauſend Mann, und bat, bei Oedenburg Halt machend, um freien Durchzug, Zucht und Ordnung der Seinigen feierlich verbürgend. Der König konnte einem Unternehmen keine Schwierigkeiten entgegen ſtellen, dem die Begeiſterung des ganzen Abendlandes das Wort ſprach, und geſtattete den Zug, der bis Semlin friedlich und in Ordnung geſchah. Aber hier hatte man, um die Kreuzfahrer von Ausſchweifungen abzuſchrecken, das unpaſſende Mittel gewählt, die den ſechzehn Leuten Walter's abgenommenen Habſeligkeiten auf den Mauern als Warnungszeichen auszuſtecken. Dieſe beſchimpfende Trophäe, verbunden mit dem Gerüchte, Graf Guz gedenke, im Einvernehmen mit den jenſeits des Stromes befindlichen Bulgaren, die Kreuzfahrer zu überfallen, ſobald Dieſe die Save überſetzen würden, erweckte die Wuth des fanatiſchen Haufens. Selbſt Peter ermunterte zur Rache, und alsbald wurde Sturm gegen die Stadt gelaufen. Gottfried von Stampfen, genannt Burel, erſtieg die Mauern zuerſt; ihm folgte der

kecke Reinold von Breis, und die Kreuzfahrer drangen mit Erbitterung nach. Siebentauſend Einwohner flüchteten durch das entgegen geſetzte Thor der Donau zu, aber die ſtürmenden Feinde folgten ihnen auf dem Fuße, und viertauſend der Unglücklichen wurden niedergehauen und in den Fluß geſprengt. Dann wurde die Stadt ausgeplündert und allen Freveln preisgegeben, bis ein, in Ungarn lebender Franke durch das ausgeſprengte Gerücht: König Coloman ſey mit einem Heere im Anzuge, die gräulichen Gottesſtreiter weiter ſcheuchte.

Dieſe Vorgänge zogen in Ungarn nicht nur arges Mißtrauen, ſondern auch Haß und Rachedurſt gegen alle ähnlichen Kreuzheere nach ſich, und die nun folgenden mußten für die Schandthaten ihrer Vorgänger büßen. Schon waren zwei neue Kreuzheere gleichzeitig im Anzuge. Das eine, vom Prieſter Volkmar geführt, kündigte, auf den Grund des Geſchehenen, ſeine feindſelige Abſicht ohne Weiteres an. Aus Sachſen über Böhmen eindringend, zog der zwölftauſend Mann ſtarke Haufe plündernd und verwüſtend bis Neutra, wo eine ungariſche Heeresabtheilung ſich ihm entgegen warf und ihn bis auf Wenige vertilgte. Die Uebrigbleibenden ſoll ein am Himmel erſcheinendes feuriges Kreuz dem Untergange entzogen haben.

Den anderen, fünfzehntauſend Mann ſtarken, Haufen der Kreuzfahrer führte der, durch den Einſiedler Peter berufene Prieſter Gottſchalk. Seine Leute waren zuſammen gerafftes Geſindel, ſittenlos und räuberiſch, zu Ausſchweifungen und Grauſamkeiten jeder Art bereit. Unter kleinen Vorgefechten waren ſie bis gegen Raab gekommen. Hier wollte der König Coloman ihnen die Schlacht bieten; aber ſeine Feldherren waren der Meinung, daß gegen ſolches Volk Täuſchung und Argliſt beſſer fromme, denn ehrlicher Krieg. Man meldete ihnen: der König wolle ihrer ſchonen und, ihrer Frevel vergeſſend, ihnen freien Abzug gewähren, wenn ſie ihre Waffen auslieferten. Sie ließen ſich bethören, legten ihr Rüſtzeug von ſich und wurden nun wehrlos niedergehauen. Kaum der fünfte Theil rettete ſich nach Deutſchland zurück.

Die Vertilgung dieſer ordnungsloſen Haufen hatte geringe Mühe gekoſtet. Aber nun erſchien, unter dem Oberbefehle des Rheingrafen Emico, ein zahlreiches, wohlgeſchaartes Heer, fanatiſcher noch, als die früheren, und die Ungarn, weil unter denſelben noch manche heimliche Heiden waren, in der Maſſe als Heiden betrachtend. Der König verweigerte ihnen den

Durchzug, die Gränzplätze wurden in Vertheidigungsſtand geſetzt und Truppen zuſammen gezogen, um jener Weigerung Nachdruck zu geben. Die Kreuzfahrer ließen ſich nicht ſchrecken; ſie ließen eine Gans und eine Ziege voraus laufen, und folgten der Richtung, welche die Thiere einſchlugen, als dem vom heiligen Geiſte vorgezeichneten Wege. So gelangten ſie vor das alte Wieſelburg, jetzt Altenburg, am Zuſammenfluſſe der Leitha und Donau; König Coloman befehligte perſönlich in dem feſten Orte. Die Kreuzfahrer ängſtigten den Platz durch ſechs Wochen durch Stürme, und verwüſteten die Gegend; ein Ausfall, den die Ungarn unternahmen, koſtete dem Palatin Jula, einem edlen Greiſe, das Leben. Zuletzt ſchritt Emico zu einem Hauptſturme; zwei Breſchen wurden gelegt und die Stadt ſchien verloren. Schon waren die Ungarn im Begriffe, mit ihrem Könige den Platz eilends zu räumen. Da entſtand im Lager der Kreuzfahrer Zwieſpalt, mit ihm Verwirrung und jäher Schrecken. Sie flohen, und wurden von den neuermuthigten Ungarn mit Wuth verfolgt, viele Tauſende hingewürgt, dergeſtalt, daß die Donau ſich von den Blutſtrömen röthete und die Leitha an einem Leichendamm zurückſchäumte. Nur Wenige entführte die Schnelligkeit ihrer Roſſe dem allgemeinen Verderben.

So ſchmählich und blutig war das Los jener Schaaren, die den Eroberern Jeruſalems voranzogen. Aber nun nahte der Kern der Kreuzheere, geführt von dem ritterlichen Gottfried von Bouillon, Herzog von Niederlothringen, ſammt ſeinen zwei Brüdern, Balduin und Euſtach, gefolgt von der Blüte der fränkiſchen, lothringiſchen, frieſiſchen und deutſchen Edlen und Ritter. Mit ihnen konnte und wollte der König Coloman nicht ſo ſchalten, wie er es mit den früher erſchienenen Banden gethan, die ihr aufgeheftetes Kreuz als einen Freipaß für Raub und Zuchtloſigkeit angeſehen hatten. Als ihnen die ungariſche Gränzbeſatzung bei Bruck an der Leitha den Durchzug weigerte, ſendete der Herzog den Grafen Gottfried von Hache, der dem Könige Coloman aus früherer Zeit bekannt war, an Dieſen, den er am Martinsberge traf und ihm im Namen des Kreuzheeres verkündete: daß ſie gekommen wären, den Tod und die Schmach der früheren Kreuzfahrer zu rächen, ſofern Argliſt und böſer Wille der Grund dazu geweſen; daß ſie aber keine Feindſeligkeit üben wollten, wenn erwieſen würde, daß die Hingewürgten ihr Schickſal verſchuldet und verdient hätten. Coloman ſchilderte die Gräuel, welche Peter's, Gottſchalk's

und Emico's Schaaren in Ungarn verübt, und erklärte sich bereit, dem Heere des Herzogs Gottfried, dessen ruhmvoller Name ihm Bürgschaft für die Sitte seiner Krieger wäre, allen Vorschub zu leisten. Er lud den Herzog zu persönlicher Besprechung nach Oedenburg, wohin Dieser mit großherzigem Vertrauen ohne alle Bedeckung sich verfügte. Die Bedingungen des Durchzugs wurden festgestellt. Der König, noch immer nicht ganz von seinem Mißtrauen zurück gekommen, verlangte Gottfried's Bruder, den Grafen Balduin, als Geißel für den friedlichen Durchzug des Kreuzheeres, und derselbe gab sich mit Weib und Gefolge in des Königs Hand. Die Kreuzfahrer zogen friedlich und von ihrem ritterlichen Führer in tadelloser Mannszucht erhalten, durch das Land, von den Ungarn wohl aufgenommen und um billige Preise mit allen Lebensbedürfnissen versehen. Bei Darda, Eszeck gegenüber, gingen sie auf Flößen über die Drave, verweilten fünf Tage in Semlin, wo der König Coloman den Herzog mit huldreichem Abschiede entließ, die Geißeln zurück stellte und die Fürsten und Anführer großmüthig beschenkte; dann übersetzten sie die Save, größeren Gefahren, aber auch größerem Ruhme entgegen ziehend.

König Ladislaw's Tod hatte in Kroatien neue Aufstände und Versuche, die ungarische Herrschaft abzuschütteln, zur Folge gehabt. Der frühere Ban, Peter, ein Verwandter des verstorbenen Königs Crescimir und Bruder des Slavizo, welch' Letzterer vor vier und zwanzig Jahren sich ebenfalls der Oberherrschaft in Kroatien vorübergehend bemächtigt hatte wurde von den Kroaten und Dalmatiern zu ihrem Könige erwählt, und schlug seinen Thron in Knin auf. Den Abfall zu strafen, sammelte der König Coloman ein Heer, zog mit demselben im Jahre 1097 gegen den Prätendenten Peter aus, drang durch die Gozd- oder Eisenalpen (die daher Peturgozdia genannt wurden), lieferte und gewann eine Schlacht, in welcher Peter das Leben verlor, und eroberte Kroatien und Dalmatien zurück. Weil aber die Normanen in Apulien sowohl die dalmatischen, wie die adriatischen Küsten häufig beunruhigten, so schloß der kriegerische Coloman ein Waffenbündniß mit dem Dogen von Venedig. Dieser rüstete eine Flotte aus, auf welcher ungarische Krieger nach Apulien schifften, Brindisi und Monopoli eroberten und dem normanischen Roger, Grafen von Sicilien, durch dreimonatliche Verwüstung des Landes die Versicherung künftigen Friedens abdrangen. Beuteschwer kehrten die Ungarn nach Dalmatien zurück;

die eroberten Städte Apuliens blieben unter dem Befehle eines ungarischen Capitano von den Venetianern besetzt, wurden jedoch nach der Ungarn Abzuge von den Normanen und deren pisanischen Hilfstruppen zurück erobert. Um aber Dalmatien im friedlichen Wege vor ferneren normanischen Einfällen oder Umtrieben zu sichern und seine Herrschaft daselbst zu befestigen, warb Coloman für sich um die Hand Busilla's, der Tochter des Grafen Roger von Sicilien. Sie wurde gern gewährt, und noch im Jahre 1097 warf die hohe Braut im Hafen von Kroatisch-Weißenburg Anker, von wo aus der Graf Vinkur, der ungarische Obergespan von Weißenburg, das heißt von Belgrad des Küstenlandes, sie mit fünftausend ungarischen Rittern durch Kroatien nach Stuhlweißenburg geleitete. Hier wurde unter ungeheurem Volkszulaufe die Vermälung gefeiert. Zelte und Lauben beherbergten die Gäste, deren Menge in der Stadt nicht Platz fand.

Die glücklichen Erfolge nach außen und innen verführten den König Coloman, sich zu seinem großen Nachtheile auch in fremde Händel zu mengen. Unter den Fürsten Rußlands herrschte großer Zwiespalt. Der Großfürst Swiatopolk hatte sich Bedrückungen gegen die Söhne Rostislaw's erlaubt. Diese griffen ihn an und schlugen ihn. In seiner Bedrängniß sendete er seinen Sohn Jaroslaw an Coloman mit der Bitte um Beistand, den Dieser voreilig zusagte. Letzterer ließ eine Abtheilung der königlichen Ritterschaft, unter dem Befehle des Palatins Johannes, sammt den Bannern einiger Comitate aufbrechen und drang, dem Zuge persönlich sich anschliessend, in Rothreussen ein (1099). Mit Mühe erreichte Wolodar, Fürst von Przemysl, seine Hauptfeste, und schloß sich hier ein. Vergebens flehte Wolodar's Gemalin, Lanka, die derselbe in das ungarische Lager zu Coloman schickte, diesen kniefällig um Frieden und Schonung an; der König wies sie mit Härte von sich. Wolodar's Verbündeter, David Igorowitsch, wendete sich um Hilfe an die Kumanen, von den Russen Polowzer genannt, deren Khan, Bonjak, begierig, frühere Verluste an den Ungarn zu rächen, in der Dunkelheit seinen Haufen gegen das feindliche Lager führte. In der Nacht ging Bonjak in den Wald, dem Geheule der Wölfe zu lauschen, als seinem heidnischen Orakel. Es schien ihm Glück bedeutend, und er weissagte seinen Kriegern gewissen Sieg, wenn sie den Ungarn im Angriffe zuvor kämen. Listig traf er seine Maßregeln. Er theilte seine Horde in drei Haufen; zwei derselben legte er im Walde zwischen den Flüssen San und

Wagruth in Hinterhalt; mit dem dritten unternahm ſein Unterfeldherr Altunopra einen verſtellten Angriff auf das Lager der Ungarn und lockte ſie durch ſeine alsbald ergriffene Flucht in das Dickicht hinein. Hier wurden die Ungarn von den beiden verſteckten Kumanenhaufen im Rücken angefallen; David Igorowitſch faßte ſie von vorn; gleichzeitig warf ſich Wolodar von Przemyſl aus mit Wuth auf die Ungarn. Dieſe vermochten in der Wildniß dem allgemeinen Ueberfalle nicht die Stirn zu bieten; ſie erlitten ein fürchterliches Blutbad; die Biſchöfe Kupa und Laurentius, der tapfere Graf Euzem aus dem Geſchlechte der Almáſi, lagen unter den Erſchlagenen. Um die geheiligte Perſon des Königs aber ſchaarten ſich der Palatin Johannes und die ihn begleitenden Ritter gleich einer Eiſenmauer, und entführten ihn glücklich dem allgemeinen Verderben. Durch zwei Tage und Nächte wurden die fliehenden Trümmer des Ungarnheeres von den wilden Kumanen verfolgt, niedergehauen und unter die Hufe getreten, in Flüſſe und Abgründe verſprengt, oder in den unwirthlichen Schluchten der Karpathen in die Arme des Hungertodes geſtoßen.

Durch friedliche und heilſamere Einrichtungen ſuchte Coloman daheim den üblen Eindruck zu verwiſchen, welchen die grauenvolle Niederlage im Saner Walde zurückgelaſſen. Er verſammelte (1100) einen Landtag, wo ernſthaft über die Angelegenheiten des Reichs berathen wurde. Die Geſetze und Verordnungen der Könige Stephan, Bela und Ladislaw wurden ſorgfältig geprüft, zum großen Theile neuerdings in Kraft geſetzt, manche Härte derſelben gemildert. Zwei Jahre ſpäter zog, mit Bewilligung des Königs, ein neues gewaltiges Kreuzheer, in Frankreich und Deutſchland zuſammen geworben und geführt von dem Baiernherzoge Welf IV., der Markgräfin Ida von Oeſterreich, dem Erzbiſchofe Thuno von Salzburg, dem Biſchofe von Mailand und mehren edlen Grafen, durch Ungarn; Büßerinnen, jung und alt, folgten dem Zuge. Großes Geld kam dabei in Ungarn im Umlaufe, und das Volk hatte anſehnlichen Gewinn.

In Kroatien glomm, während des Königs fünfjähriger Abweſenheit, der Unfriede und die Widerſetzlichkeit fort. Coloman hatte, nach ſeiner Rückkehr aus dem vorigen kroatiſchen Feldzuge (1098), ſich zum Könige von Ungarn, zugleich aber, um auch in dem eroberten Lande die nationale Sitte zu ehren, ſeinen Neffen Almus, den ſchon der König Ladislaw dort zum Reichsverweſer eingeſetzt, als König von Kroatien krönen laſſen. Aber im

Jahre 1102 kam der glimmende Aufstand, von Almus genährt und begünstigt, abermals zum Aufbruche. Die näheren Nachrichten darüber sind widersprechend und unzuverlässig. König Coloman, entschlossen, die Gefahr in ihrem Beginne zu ersticken, zog an der Spitze eines großen Heeres nach Kroatien und Dalmatien, siegte über die empörten Völker und unterwarf sie auf's Neue. Almus aber, der den Unruhen obzusiegen nicht vermocht oder nicht gewollt, wurde seiner Königswürde verlustig, und Coloman ließ sofort (1102) in der Kirche zu Belgrad am Meere sich selbst zum Könige von Kroatien und Dalmatien krönen.

Nach dieser feierlichen Handlung hielt Coloman seine Ansprüche auf das ganze dalmatische Küstenland, über welches die Venetianer sich die Oberherrschaft zugeeignet hatten, für um so unabweisbarer. Um sie geltend zu machen, zog er vor Spalatro. Eine Weile leistete die Stadt Widerstand. Als aber der König ihr Gebiet verheerte, öffnete sie die Thore. Es wurde ihm der feste Thurm an der östlichen Ecke eingeräumt, und der König setzte hier einen Befehlshaber mit einer nicht geringen Anzahl Truppen ein, welcher für Kroatien der königliche Steuer-Einnehmer war*). Die Venetianer sahen Coloman's Siege mit nicht günstigen Augen an. Auf ihre Anstiftung empörten sich drei Jahre später (1105) die Bewohner der Stadt Jadra in Dalmatien wider den König. Er zog gegen die Stadt und belagerte sie heftig; sie wehrte sich mit gleichem Nachdrucke. Endlich öffnete sie, gezwungen oder durch Vertrag, die Thore; der König hielt seinen Einzug, wurde von den Bewohnern als ihr Oberherr begrüßt, und ließ, zum Gedächtnisse dieses Ereignisses, in Jadra den Thurm der heiligen Maria aufführen, mit einer darauf bezüglichen Inschrift. Doch gewährte er der Stadt mancherlei Vortheile und Freiheiten, und kehrte nun auch als Beherrscher des adriatischen Meeres nach Ungarn zurück. Noch zweimal, in den Jahren 1108 und 1111, hatte der König Unruhen in Kroatien und Dalmatien zu dämpfen; aber immer blieb er Sieger der Empörung, und bemühte sich, vorzüglich durch Freigebigkeit gegen Kirchen und Priester, die Gemüther für sich zu stimmen.

---

*) Die Aechtheit des bei dieser Gelegenheit zwischen Coloman und den kroatischen Stammeshäuptern angeblich geschlossenen Vertrags ist von Horvát in der genannten Schrift (S. 49 u. f.) mit kritischen Gründen bestritten worden, wonach der ganze Erfolg jener Vorgänge sich anders herausstellt, als die Geschichtschreiber ihn gewöhnlich schildern.

Seinen Neffen Almus hatte Coloman für die demselben entzogene kroatische Königswürde dadurch zu entschädigen gesucht, daß er — eine Maßregel, die sich schon bei Bela und dessen Söhnen so nachtheilig für das Reich erwiesen hatte — ihm den dritten Theil Ungarns als Herzogthum überließ. Dennoch konnte Almus seinen Verlust nicht verschmerzen; es ergaben sich Spannungen zwischen ihm und dem Könige, und Almus entfloh (1106) nach Deutschland. Nachdem er hier sich vergeblich bemüht, den Kaiser Heinrich V. zu feindlichen Schritten gegen Coloman aufzureizen, kehrte er nach Ungarn zurück, wo der König ihn mit Nachsicht behandelte. Ohne seine gehässigen Gesinnungen zu wechseln, warb Almus im nördlichen Ungarn eine Partei Mißvergnügter zu seinen Anschlägen. Coloman, von der Gefahr unterrichtet, stellte sich mit Kriegsmacht bei Várkony am rechten Ufer der Theiß auf; am anderen Ufer stand Almus mit den Seinigen. Nach mehrtägigem Zögern kamen die Vornehmsten in beiden Heeren überein: die Fürsten sollten, um Blutvergießen zu verhüten, ihre Sache durch Zweikampf austragen. Der König war dazu bereit; aber Almus scheute den Zweikampf und bot eine Versöhnung an. Da er selbst nicht aufrichtig dachte, hielt er auch die Versöhnung des Königs nicht für aufrichtig; er entfloh nach Polen, warb dort Truppen und bemächtigte sich mit ihrer Hilfe der nördlichen Gespanschaften Ungarns, den König für abgesetzt erklärend. Doch Coloman schloß ihn unerwartet in Aba-Ujvár ein, und ließ ihm keine andere Wahl, als sich ihm zu Füßen zu werfen und die königliche Großmuth anzuflehen. Unfähig, mit offener Gewalt zu siegen, suchte Almus sein Heil in hinterlistigen Anschlägen. In Dömös erbaute er eine prachtvolle Propstei, und lud den König ein, der Weihe beizuwohnen. Letzterem wurde hinterbracht, Almus gehe damit um, ihn bei diesem Anlasse ermorden zu lassen. Die anwesenden Bischöfe beschwichtigten Coloman's Zorn; neue Versöhnung erfolgte, zugleich ein neuer Vertrag, von beiden Fürsten auf das Evangelium beschworen. Aber unmittelbar nach dem Feste machte Almus durch zweideutige Aeußerungen sich dem Könige auf's Neue verdächtig, und entrann mitten in der Nacht zum zweiten Male nach Deutschland, wo er diesmal bei dem Kaiser Heinrich V. besseres Gehör fand. Dieser bot nicht nur den deutschen Heerbann wider Ungarn auf, sondern warb auch den Herzog Swatopluk von Böhmen zur Theilnahme. Der Kaiser und Herzog Almus führten ihre Schaaren im September 1108 an Ungarns Gränzen,

und legten sich vor Preßburg, während Swatopluk die Gegenden an der Waag mit Feuer und Schwert verwüstete, aber durch einen Einfall der Polen in sein eigenes Land zu baldigem Abzuge genöthigt wurde. Coloman schützte durch zwei Heere das rechte Donauufer und das linke Waagufer; die Feinde waren daher auf das Preßburger, Neutraer und Trencsiner Gebiet beschränkt, und konnten in diesem kleinen, rauhen und bergigen Bezirke nicht lange ausdauern. Der Kaiser schritt also zu Unterhandlungen, begnügte sich mit einigen Geschenken und freiem Abzuge, und bewirkte abermalige Aussöhnung zwischen Coloman und Almus, in deren Folge Letzterer eine Wallfahrt nach Jerusalem unternahm. Die Feindseligkeiten des Böhmenherzogs rächte Coloman durch schreckliche Verwüstung der Gränzen Mährens. Swatopluk verwundete sich, als er den Ungarn entgegen eilte, am Auge und kehrte daher für den Augenblick um; aber im nächsten Februar 1109 drang er in Ungarn ein und vergalt die Verheerung Mährens durch gleiche Grausamkeit in der Neutraer Gespanschaft.

Mit dem alten Grolle im Herzen, kehrte Almus (1112) aus dem heiligen Lande zurück, in verdrossener Zurückgezogenheit zu Dömös über neuen Umtrieben brütend. Die drei gleichgesinnten Grafen, Uros, Vatha und Paulus, gesellten sich zu ihm, und in aller Stille wurden Anhänger geworben. Coloman erhielt Kunde von der Verschwörung, ließ die Anstifter ergreifen und mit unerbittlicher Strenge nicht nur Almus und die drei Grafen, sondern auch des Ersteren fünfjährigen Sohn, Bela, des Augenlichts berauben, und Vater und Kind in dem Kloster zu Dömös gefangen halten (1113).

Bald darauf wurde der König Coloman von unerträglichen Kopfschmerzen heimgesucht. Sein italienischer Leibarzt, Draco, legte ihm, nach damaliger gräulicher Therapie, ein beizendes Pflaster auf das Ohr, das ihm größere Qual verursachte, als die Krankheit selbst. Der König riß das Pflaster herab, und zeigte es dem Grafen Otmar. Dieser sah den ausströmenden Eiter für ausfließendes Gehirn an, und erinnerte den König an sein nahes Ende. Coloman bangte, daß sein Sohn Stephan durch den geblendeten Almus um die Krone gebracht werden könnte. Er berieth sich mit einigen Vertrauten und sendete Benedikt, den Sohn Both's, nach Dömös, um den, wahrscheinlich schon früher durch den Spruch des Hofgerichts zum Tode verurtheilten, Almus umzubringen. Aber die Mönche in Dömös

schützten Almus; unverrichteter Sache ritt Benedikt heim, und verunglückte in den Wäldern von Pilis mit dem Pferde. Unterdessen hatte König Coloman (4. Februar 1114) den Geist aufgegeben.

Coloman war ein kraftvoller Regent, der, obschon nicht frei von Fehlern, für Ungarn Großes gewirkt. Kaltblütig, vorurtheilslos, belesen und aufgeklärt, ließ er sich durch die fromme Begeisterung seiner Zeit nicht hinreißen, und verhütete, daß sein, einer zunehmenden Volksmenge bedürftiges Reich durch den Auszug seiner streitbaren Mannschaften nach Palästina entvölkert und geschwächt werde. Den durchziehenden Kreuzheeren trat er mit kühner, ja grausamer Strenge entgegen, wo sie die Sicherheit Ungarns gefährdeten, und begünstigte sie, wo sie unschädlich und friedlich daher zogen, auf eine Weise, daß seiner Unterthanen Wohlstand sich dabei mehrte. Im Erspähen des Augenblicks, in der Wahl der geeignetsten Mittel, besaß er einen eben so schnellen, als sicheren Blick; im Ausführen seiner Entwürfe Muth und feurige Entschiedenheit. Seine Gesetze, die wir in dem Culturabschnitte näher werden kennen lernen, athmen den Geist der Weisheit und Mäßigung. Seine Politik war nirgends kleinlich, immer groß und Achtung gebietend, des Beherrschers einer freien und kraftvollen Nation würdig, und, mit einziger Ausnahme seiner Einmischung in die russischen Händel, durchweg vom Erfolge gekrönt. Seine erste Gemahlin, die sicilische Busilla, hatte ihm zwei Söhne geboren: Ladislaw und Stephan; Jener starb zwei Jahre vor dem Vater; Dieser folgte ihm auf dem Throne Ungarns. Nach Busilla's Tode hatte sich Coloman mit des Fürsten Swiatopolk von Kiew Tochter, Predslawa, vermält. Als er Letztere wegen ehelicher Untreue verstieß, kehrte sie nach Rußland zurück, brachte dort, verhängnißvoll für Ungarns Schicksal, den unglücklichen Boris zur Welt, und starb 1116 als Nonne.

Stephan, Coloman's Sohn, zählte erst gegen vierzehn Jahre, als der Tod seines Vaters ihn auf den Thron berief. Der Geist des Letzteren wohnte nicht in ihm, und was er an inneren Vorzügen besaß, erhielt durch Eitelkeit und Selbstüberschätzung alsbald eine nachtheilige Richtung.

In Dalmatien ließen es die Venetianer nicht an Aufregungen fehlen, und eine zahlreiche Partei wirkte dort für die Rückkehr unter die Herrschaft der Meeresrepublik. In Spalatro verstieg sich des dortigen ungarischen Befehlshabers und des Erzbischofs Manasses unzeitiger Eifer zu gewalt-

ſamen Mitteln, um in dem Platze die ungariſche Herrſchaft zu befeſtigen; ſie wollten durch einen Handſtreich die Bürgerſchaft entwaffnen und dann willkürlich mit derſelben ſchalten. Der Plan wurde verrathen, und die Bürger betrieben ihre Gegenanſtalten mit noch beſſerer Heimlichkeit, zogen in aller Stille bewaffnete Traùer in die Stadt, und ſchlugen und verjagten die ungariſche Beſatzung in demſelben Augenblicke, wo dieſelbe den entſcheidenden Schlag auszuführen gedachte (1115). Allgemeiner Widerſtand der Dalmatiner gegen die ungariſche Herrſchaft, und freies Walten des venetianiſchen Einfluſſes war die Folge davon. Schon wagte Venedigs Doge, Ordelaffo Falieri, mit einer ſtark bemannten Flotte an Dalmatiens Küſte zu landen. Arbe, Belgrad an der Küſte und Jadra unterwarfen ſich ihm ohne Widerſtand; nur die Burg des letztgenannten Ortes blieb in der Ungarn Gewalt, und von hier aus wurden die Erwerbungen der Venetianer fortwährend bedroht. Um auch hier Venedigs Banner aufzupflanzen, kehrte Falieri im nächſten Jahre (1116) mit verſtärkter Macht zurück, brachte den Ban Kroatiens zum Weichen, und erzwang von den Ungarn die Uebergabe jener Burg, worauf er auch die Städte Sebenico, Spalatro, Traù und das Mittelland in ſeine Gewalt brachte, und, mit dem Titel eines Herzogs von Dalmatien und Kroatien ſich bekleidend, die alten Freiheiten beſtätigte. Dieſe Verluſte lärmten ganz Ungarn auf; ein ungariſches Heer zog (1117) zur Wiedereroberung aus. Vor Jadra ſtießen die Ungarn auf Falieri, der, nach heldenmüthigem Widerſtande, unter den magyariſchen Säbeln fiel. Sein Tod war den Seinigen die Loſung zur Flucht, ſie warfen ſich in die feſte Burg von Jadra, die ihnen vor den, auf eine Belagerung nicht vorgeſehenen Feinden Schutz gewährte. Die übrigen Plätze kehrten unter ungariſche Botmäßigkeit zurück. Die Venetianer, geſchreckt durch die Niederlage vor Jadra, knüpften Unterhandlungen an, zu welchen die Ungarn, durch erlittene Nachtheile an der Gränze Mährens zur Nachgiebigkeit geſtimmt, bereitwillig die Hand boten. Es wurde ein fünfjähriger Waffenſtillſtand geſchloſſen, bis zum Ablaufe desſelben behielten die Venetianer Jadra und die Inſeln, die Ungarn das eroberte Gebiet.

Die Feindſeligkeiten mit Böhmen, in deren Folge die Ungarn den Venetianern das Friedenswerk erleichterten, begaben ſich alſo. Um über ſtreitige Gränzplätze zwiſchen beiden Ländern ſich zu verſtändigen, hatten, vermöge einer Uebereinkunft, der König Stephan in Begleitung des Graner

Erzbischofs Laurentius und des Palatins Johann Uros, und von böhmischer Seite der Herzog Wladislaw I., sich an der Waag eingefunden. Die Fürsten lagerten an beiden Ufern des Flusses, beide mit starkem kriegerischen Gefolge. Ein aus Ungarn verbannter unruhiger Ritter, Solth, spiegelte nun einem wie dem anderen der beiden Fürsten vor, daß der Andere verrätherischen Ueberfall beabsichtige. Der unerfahrene König Stephan traute dem Lügner zuerst, und auf seinen Befehl mußten, um den angeblich beabsichtigten Uebergang der Böhmen zu verhindern, einige Haufen Scharfschützen durch den Fluß setzen. Gleichzeitig machte aber Solth den Herzog Wladislaw glauben, dies sey die Eröffnung der Feindseligkeit von ungarischer Seite. Ein hitziges Gefecht entbrannte, das durch das Herbeieilen der übrigen beiderseitigen Truppen in eine förmliche Schlacht ausartete. Schon waren die Böhmen sammt ihrem Herzoge in die Flucht geschlagen; da eilten ihnen die beiden mährischen Herzoge, Sobieslaw und Otto der Schwarze, mit ihren Mannen zu Hilfe, fielen den verfolgenden Ungarn in den Rücken und richteten ein schreckliches Blutbad unter ihnen an. Mit Noth retteten sich der König und der Erbischof Laurentius; das Lager der Ungarn wurde geplündert. Solth, der boshafte Anstifter des blutigen Mißverständnisses, aber fiel in des Palatins Gewalt und büßte seine Doppelzüngigkeit mit schrecklichem Tode. Der Streit mit Böhmen wurde gütlich ausgeglichen.

Den Verlust des Leithagebietes an Oesterreich konnte der Ungarn stolzer Sinn noch immer nicht verschmerzen. Ihr junger König hoffte dem Volke am besten durch Versuche zu dessen Wiedereroberung zu schmeicheln. Zweimal (1117 und 1118) führte er Schaaren über die Leitha. Aber die Raubsucht des Kriegsvolkes vereitelte den Zweck der Heerfahrt, und der Markgraf Leopold der Heilige war mit den Seinigen immer schnell zur Hand und jagte die Eingedrungenen zurück. Auch verband sich Derselbe, um die Gegner vor ähnlichen Einfällen nachdrücklich zu verwarnen, im folgenden Jahre (1119) mit dem Herzoge Boriwoy II. von Böhmen, drang bei Fürstenfeld in Ungarn ein, rückte unter Verwüstungen bis Körmend vor, brachte die Ungarn zweimal zum Weichen, bezwang und schleifte Vasvár (Eisenburg). Beide Theile verloren bei solchen planlosen Verheerungen, und so blieb seitdem der Friede jahrelang unverletzt.

In Zerstreuungen und Liebesabenteuern vergeudete der königliche Jüngling Zeit und Kraft. Da führten ihm die Magnaten in Adelheid, der

liebenswürdigen Tochter des Burggrafen von Regensburg, eine Gemahlin zu; doch gab des Königs Schwächlichkeit keine Hoffnung auf Nachkommenschaft. Früher hatten die kumanischen Frauen sich seiner besonderen Neigung erfreut; aber bald gewann überhaupt der Stamm der Kumanen seine Vorliebe, so daß er sie, zu nicht geringem Verdrusse der Magyaren, auffallend begünstigte. Auch den kumanischen Häuptling Tatar, der mit dem Reste seiner, von den Byzantinern geschlagenen Horde aus Bulgarien nach Ungarn floh, nahm der König gütig auf und wies seinen Leuten die fruchtbaren Gegenden zwischen den Pesther, Csongrader und Bacs-Bodrogher Gespanschaft, wo jetzt Kleinkumanien ist, zu Wohnplätzen an. Maßlos in seiner Güte, wo er sie einmal üben wollte, artete dieselbe oft in Launenhaftigkeit aus und verfehlte ihres Zweckes. Sie bewog ihn zu einer abermaligen Einmischung in die Händel Rußlands, die schon seinem Vater so schwere Opfer gekostet hatte.

Der Fürst von Wladimir, Jaroslaw, flüchtete, durch den Großfürsten Wladimir II. verdrängt, nach Ungarn und flehte den König um Schutz und Beistand an. Dieser, begierig, die seinem Vater in Rußland angethane Schmach zu rächen, sammelte den Heerbann und rückte, verstärkt durch die polnischen Truppen Boleslav's III., vor die Stadt Wladimir, die von dem Sohne des Großfürsten entschlossen vertheidigt wurde (1123). Bei einem Ausfalle der Belagerten wurde Jaroslaw erschlagen, und sein Tod erbitterte den König Stephan dergestalt, daß er befahl, die Stadt, selbst mit dem voraus zu sehenden größten Verluste, zu stürmen. Aber des Königs Ritter, die dem Zuge überhaupt mit großer Unlust gefolgt waren, widersetzten sich diesem Beginnen, das nur Blut kosten, doch keinen Gewinn bringen könnte, und der König erlebte die Demüthigung, seine Ritter abziehen zu sehen und den weiteren Feldzug aufgeben zu müssen.

Wahrscheinlich war es dieser russische Feldzug, durch welchen Stephan auch seinen, für unächt gehaltenen Stiefbruder Boris, Sohn der von Coloman verstoßenen Predslawa, kennen lernte. Selbst kinderlos, wurde der König von dem unglücklichen Schicksale desselben gerührt, und als Boleslav von Polen seine Tochter Judith mit Boris vermälte, wies Stephan dem Paare das Zipserland zum Unterhalte an. Als nun nach des Kiewer Großfürsten Wladimir Tode die Söhne des Przemisler Fürsten Wolodar, Rostislaw und Wladimir, in Streit geriethen, und Letzterer,

von seinem Bruder überwältigt, (1126) Hilfe suchend nach Ungarn kam, benutzte Stephan diese Gelegenheit, um zu Gunsten des Boris zu wirken. Er fiel daher im folgenden Jahre (1127) mit einem Heere in Rostislaw's Gebiet ein, verhalf Wladimir'n zum Besitze von Swenigorod, nahm Przemisl für sich selbst, und erhob Boris zum Fürsten von Halitsch; später überließ er Demselben, gegen Abtretung des Zipserlandes, auch das Gebiet von Przemisl, indem er es der Gattin seines Halbbruders als Leibgeding verschrieb.

Während so der König für fremde Interessen im Auslande kämpfte, fielen in seinem eigenen Reiche Störungen und Unordnungen vor. Ungarische Edle unternahmen auf eigene Faust Streifzüge in die, zu dem salzburger Erzstifte gehörige steyerische Mark. Um schlimmere Folgen abzuwenden, sprachen der Erzbischof Konrad und andere dortige Prälaten die Vermittelung des Erzbischofs von Gran an, der sogleich Eilboten an den abwesenden König entsendete. Stephan, seit dem Wladimirer Zuge gegen die Mehrzahl seiner Barone erbittert, ergriff diese Gelegenheit, um Jene seinen Unwillen empfinden zu lassen. Nicht nur unterzeichnete er sogleich den Friedensvertrag, sondern gebot auch jenen ungarischen Edlen, die den Streit veranlaßt, alle Beute heraus zu geben. Nach Ungarn zurückgekehrt, säumte er nicht, an Mehren, welche bei dem russischen Feldzuge ihm so schnöde den Gehorsam aufgekündigt, bittere Rache zu nehmen. Viele, die nicht reinen Bewußtseyns waren, flohen in die Fremde. Auch der geblendete Herzog Almus, des Königs Oheim, verließ plötzlich seinen Zufluchtsort und entkam nach Konstantinopel, eine Flucht, die, durch die daran geknüpfte Einmischung der Griechen in Ungarns Angelegenheiten, für dieses Reich eine Reihe verderblicher Folgen und trauriger Verwirrungen nach sich zog.

Am byzantinischen Hofe fand Almus bei dem Kaiser, Johannes Komnenus, günstige Aufnahme; denn des Letzteren Gemahlin, Piroska, als Kaiserin Irene genannt, war eine Tochter König Ladislaw's des Heiligen und daher des Flüchtlings Base. Des Königs Stephan Verlangen, Almus aus dem byzantinischen Reiche zu verweisen, wurde vom Kaiser abgeschlagen. Der jähzornige König vergalt diese Weigerung mit Krieg. An der Spitze der ganzen Reichsmacht ausziehend (1128), belagerte und nahm er Belgrad, ließ die Mauern der Stadt schleifen und die Steine zu Wasser in

das syrmier Gebiet führen, um Semlin damit zu befestigen. Zugleich schickte er einen Theil seiner Ritterschaft zur Verheerung Serbiens und Bulgariens aus; aber diese Streifpartie wurde bei Philippopolis von dem Kaiser zurückgeschlagen. Der König war seines Zornes so wenig Meister, daß er den Kaiser zum Zweikampfe herausforderte, und da Derselbe sich nicht stellte, ihn wie einen Feigling lästerte. Von beiden Seiten wurde mit Anstrengung zu dem nächsten Feldzuge gerüstet. Aber die ungarischen Magnaten fanden an dem grundlosen Kampfe so wenig Behagen, daß sie nur spärlich dem Heerbanne folgten und Stephan böhmische Hilfstruppen herbeirufen mußte.

In Erlau erkrankend, konnte der König den neuen Feldzug (1129) nicht in Person antreten; er stellte daher den Grafen Steffaning, einen nahen Verwandten seiner Gemahlin, an die Spitze des Heeres, und trug ihm auf, sich zwischen den linken Ufern der Theiß und der Donau zu lagern, um die Byzantiner vom Uebergange abzuhalten. Der Kaiser lenkte durch eine gelungene Kriegslist die Aufmerksamkeit des Grafen Steffaning von jener Stelle ab, wo er wirklich den Uebergang vollführte, fiel dann den Ungarn, die, auf den Inseln zerstreut, keinen geordneten und gemeinsamen Widerstand leisten konnten, in den Rücken, tödtete ihnen viele Leute, darunter die muthigen Grafen Ciz und Cladian, sprengte die übrigen in die Flucht und erstürmte die Burg Haram. Zufrieden mit diesem Siege und ohne einen weiteren Angriffskrieg zu beabsichtigen, ging der Kaiser Johannes Komnenus über die Donau zurück, brachte Belgrad wieder in seine Gewalt und eroberte, nach Unterwerfung Semlin's, auch die gegenüber von Belgrad liegende, von fränkischen Kreuzfahrern eingenommene und daher von den Byzantinern unter dem Namen des Frankenlandes begriffene, weite und fruchtbare Ebene. Aber diese Vortheile der Byzantiner waren von kurzer Dauer. Kaum war der Kaiser mit dem Hauptheere abgezogen, so griff der wiedergenesene König mit eilig gesammelten Schaaren die byzantinischen Besatzungen an, verjagte sie aus Semlin und dem Frankenlande, überschritt die Donau und gewann Belgrad zurück. Gleichzeitig wurde von den, Byzanz zinsbaren Serbiern, im Einvernehmen mit den Ungarn, die Raznaburg bezwungen. Zwar machte der Kaiser im Herbste noch einen Versuch, Belgrad wieder zu befestigen, mußte aber, um einem von Stephan ihm gedrohten Ueberfalle auszuweichen, in aller Eile sich zu

einem beschwerlichen Rückzuge bequemen, wobei seine Nachhut durch die verfolgenden Ungarn große Verluste erlitt.

Unterdessen war der Herzog Almus, die Ursache all' dieses Hadens und Blutvergießens, in Konstantinopel gestorben; es stand daher der Aussöhnung zwischen dem griechischen Kaiser und dem Ungarnkönige Nichts mehr im Wege, und auf der Bodrogherinsel wurde der Friede abgeschlossen.

Des Königs Krankheit, die er zu Erlau bestanden, war so ernsthaft gewesen, daß nur Wenige an seinem nahen Ende zweifelten. Durch diesen Umstand und weil kein erklärter Thronfolger vorhanden war, wurden zwei Grafen, Johannes und Bors (vielleicht Vater und Sohn), zu so vermessenen Entwürfen verleitet, daß sie von ihrer Partei sich zu Königen Ungarns wählen ließen. Aber der König Stephan genas, und nach dem Friedensschlusse von Bodrog strafte er die maßlose Ehrsucht der beiden Grafen durch die Hinrichtung des Einen und die Verbannung des Anderen. Doch hatte dieser Vorfall den kinderlosen und kränkelnden König ernster auf die Nothwendigkeit hingewiesen, seinen künftigen Nachfolger zu bestimmen. Da entdeckten ihm der Bischof Paul und der alte Graf Otmar, daß des Herzogs Almus Sohn, der gleich seinem Vater geblendete Bela, noch am Leben und in der Abtei St. Benedikt zu Pécs-Várad aufgehoben sey. Der König, gemüthlich von Natur, auch erfreut, dem unglücklichen Jünglinge die Grausamkeit des Vaters vergüten zu können, ließ den zwanzigjährigen Bela an seinen Hof kommen, nahm ihn mit Güte auf, und stellte ihn den Magnaten als Thronerben vor. Er wies ihm Tolna zum Wohnsitze an, gab ihm einen fürstlichen Hofstaat, vermälte ihn (1129) mit Helena, der Tochter des ihm befreundeten Uros, Herrschers von Serbien, und erlebte noch die Freude, aus dieser Ehe (1130) einen Prinzen, Geisa, geboren zu sehen.

Für Boris entschwand hiermit jede Aussicht auf den Thron, zu welchem ihm die Gunst seines königlichen Halbbruders vielleicht Hoffnung gemacht hatte. Zwar versuchte sein Schwiegervater, Boleslav, eine drohende Bewegung gegen das Zipserland, um die Ansprüche seines Eidams auf die Thronfolge in Ungarn zu verfechten; aber ganz Ungarn erhob sich gegen Boris, der, mit Recht oder Unrecht, von dem Volke für einen Bastard angesehen wurde, und Boleslav mußte sich damit begnügen, daß König Stephan zu Boris Gunsten gänzlich und auf immer auf Przemysl verzichtete.

Wieder erkrankte der König Stephan, und diesmal ernster, denn je. Während er siech und machtlos daniederlag, mochten manche Ungarn ihrem Hasse gegen die kumanischen Fremdlinge, die der König so auffallend bevorzugte, freieren Lauf lassen. Darum traten einige kumanische Günstlinge des Königs mit großer Betrübniß an dessen Krankenlager, die Gewaltthätigkeiten ihm klagend, die sie von den Eingeborenen zu erdulden hätten. Es entflammte der Zorn des todtkranken Königs, und er schwur, daß er, sobald er genesen, für jeden erschlagenen Kumanen zehn Ungarn wolle tödten lassen. Die Drohung blieb unerfüllt; der König fühlte sein nahes Ende, ließ sich, reuig und bußfertig, in eine Mönchskutte kleiden, und starb dahin (im April 1131) im schönsten Mannesalter. Er wurde in Großwardein begraben an der Seite seines Großoheims, des heiligen Königs Ladislaw.

Nach Stephan's Tode wurde Bela ohne Widerrede am 28. April in Stuhlweißenburg gekrönt. Im Kloster erzogen und von grausamer Hand schon als Kind geblendet, war seinem Geiste, wie seinem Sinne, die äußere Welt unbekannt, und, ein Fremdling im Leben, blieb er nothwendig auch ein Fremdling auf dem Throne. Für den Blinden und Willenlosen sah, dachte und handelte seine kluge, unternehmende, aber auch leidenschaftliche und selbstsüchtige Gemahlin, die Serbierin Helena, die, mit ihm zugleich gekrönt, ihn bald darauf mit einem zweiten Sohne beschenkte. Die Königin trug tiefe Rache im Herzen gegen Diejenigen, die ihren Gemahl des Augenlichts beraubt, und als (1132) in Arad ein großer Landtag abgehalten wurde, trat sie, schön und majestätisch, mit ihren beiden Kindern in die Versammlung, deutete auf den blinden König hin und forderte die Anwesenden auf, an Jenen, die den Frevel ersonnen oder vollführt, blutige Vergeltung zu nehmen. Alsbald wurden viele der Vornehmsten im Reiche ergriffen und grausam hingerichtet.

Die unbesonnene Rachethat bestrafte sich bitter. Die Verwandten und Anhänger der vornehmen Hingemordeten entbrannten in Haß gegen die Königin; selbst die Besonneneren verargten dem Könige, daß er dem Blutdurste seiner Gemahlin nicht gewehrt, und verloren das Vertrauen zu ihm. Boris, nicht gesonnen, seine Ansprüche auf Ungarn fahren zu lassen, hatte unterdessen im Auslande Anhang geworben, und auch in Ungarn führte der Groll gegen die Königin ihm manche Anhänger zu. Einige derselben, deren Gesinnungen der Königin verdächtig waren, fielen als Opfer ihres Miß-

trauens, unter ihnen Graf Lampert, von seinem eigenen Bruder erschlagen, sammt seinem Sohne Niklas und dem Grafen Maylath aus dem Geschlechte Akus. Andere — so die Grafen Theodor, Folkus, Titus und Samson — flohen, um sich zu retten, zu Boris, und verstärkten dessen Anhang, der, durch Boleslav mit polnischen Kriegsvölkern unterstützt, das Zipserland überschwemmt hatte. Als nun König Bela mit dem Heerbanne und der Gespanschaftsmiliz dem Prätendenten bis in die Gömörer Gespanschaft entgegengezogen und am Sajófluſſe gelagert war, sprengte, vom Ingrimm gestachelt, der entflohene Graf Samson gegen das Zelt heran und schrie ihm zu: „elender Hund, laß' den Thron deinem rechtmäßigen Gebieter Boris, und geh' in ein Kloster!" Samson hoffte durch diese freche Verhöhnung entweder das Ansehen des Königs herab zu setzen und die Magnaten dem Geschmähten abtrünnig zu machen, oder ihn zu einem übereilten Angriffe zu verleiten. Die den König zunächst umgaben, waren ganz erstarrt von der schnöden Läſterung; auch hatten sie ihre Rosse nicht zur Hand, um den davon sprengenden Beleidiger zu verfolgen. Aber ein Knappe des Grafen Bod warf sich schnell auf sein ungesatteltes Pferd, jagte dem Grafen Samson bis an den Sajó nach und tödtete ihn mitten im Wasser. Eine Schlacht erfolgte jedoch nicht; denn Bela's Schwager, Herzog Sobieslaw von Böhmen, war mittlerweile, um seinem Verwandten beizustehen, in Polen eingefallen und hatte dadurch Boleslav genöthigt, seine zu Boris Heer gestoßenen Truppen schleunig zurück zu berufen. Ehe noch Boleslav die beschlossene Rache an Ungarn und Böhmen nehmen konnte, hatte Sobieslaw in Januar 1133 einen neuen Einfall in Polen unternommen, und eilte, unerreicht von dem Gegner, mit gewaltiger Beute in sein Land zurück. Inzwischen hatte Bela noch einen Bundesgenossen an dem Markgrafen Leopold von Oesterreich gefunden, dessen erstgeborenen Sohn, Adalbert, er mit seiner zweiten Schwester, Hedwig, vermälte. Dafür führte ihm Adalbert kriegslustige Schaaren aus Oesterreich zu. Als nun Boleslav und Boris, nach verheerendem Marsche durch Mähren, mit ihrem Heere nach Ungarn kamen, warf sich Adalbert ihnen mit ungestümer Tapferkeit entgegen, jagte die Polen in wilder Flucht zurück und richtete unter den Fliehenden ein schreckliches Gemetzel an. Auf dem Rückzuge wurde Boleslav noch fortwährend von den Ungarn, die auf allen Seiten die Anhöhen besetzt hielten, hart mitgenommen; mit ungeheurem Verluste und Zurücklassung alles Gepäckes und aller Beute, kam Boleslav nach Polen zurück.

Bela, ſchüchtern und unkriegeriſch von Natur, ließ ſich durch dieſe Siege nicht zum Uebermuthe verleiten, ſondern ſtrebte redlich dem Frieden nach. Er ſendete Botſchaft und Geſchenke an den deutſchen Kaiſer Lothar II., um den Streit zwiſchen ihm und Boleslav, als des Kaiſers Lehensmanne, friedlich zu entſcheiden, was auch durch Herzog Sobieslaw's Vermittelung geſchah. Mit Letzterem verband ſich Bela noch enger, indem er deſſen Verwandten, den mähriſchen Fürſten Konrad, mit einer Schweſter der Königin vermälte. Auch hielt Sobieslaw durch den Biſchof von Prag König Bela's vierten Sohn, Almus, zur Taufe. Später (1137) begingen beide Fürſten in Olmütz gemeinſam das Oſterfeſt, und des Königs Schweſter, die Herzogin Adelheid von Böhmen, begleitete ihren Bruder nach Ungarn, um den feierlichen Exequien beizuwohnen, welche Bela, von frommer Sohnespflicht bewegt, für ſeinen unglücklichen Vater, den in der Verbannung geſtorbenen Almus, veranſtaltete.

Boris, durch des Kaiſers Einſchreiten auch ſeiner letzten Hoffnungen auf die Krone Ungarns beraubt, ſah ſich (1235) durch einige ruſſiſche Fürſten auch noch aus dem Beſitze von Halitſch und Przemyſl vertrieben. Boleslav eilte ihm zu Hilfe, wurde aber auf dieſem Zuge durch die Liſt der ſcheinbar als Verbündete ihn begleitenden, ungariſchen Ritterſchaft der ganzen Uebermacht des Feindes preisgegeben, und erlitt eine klägliche Niederlage. Der Gram darüber tödtete ihn bald darauf, und Boris verlor an ihm ſeine letzte und einzige Stütze. Dieſer floh an den Hof des neuen deutſchen Kaiſers Konrad, der ihm zwar Zuflucht, ſeinen Klagen aber kein weiteres Gehör gewährte. Vielmehr trug der Kaiſer ſeinen Sohn Heinrich der Tochter Bela's, Sophie, zum Gemahle an. Gern nahm Bela den vortheilhaften Antrag an. Sophie wurde den Geſandten des Kaiſers übergeben, und erhielt, weil beide Verlobte noch nicht das mannbare Alter erreicht hatten, in dem Benediktiner-Nonnenkloſter zu Admont ihren einſtweiligen Aufenthalt angewieſen.

So waren nach den meiſten Seiten hin nutzbringende Verbindungen mit den Nachbarſtaaten angeknüpft, des Reiches Ruhe nach Kräften geſichert. Dem Könige blieb bei ſeiner, durch die Leiden ſeiner Kindheit geſchwächten Geſundheit noch die Sorge übrig, die Anſprüche ſeiner drei Söhne — Almus war in früher Kindheit verſtorben — gehörig zu ſondern und künftigem Zwieſpalte vorzubeugen. Dem Erſtgeborenen, Geiſa, beſtimmte er

gebührender Weise Ungarn sammt den ihm einverleibten Ländern Kroatien und Dalmatien; dem jüngsten, Stephan, die syrmische Provinz; dem mittleren, Ladislaw, das von Serbien abgesonderte südliche Bosnien, welches Uros, des Königs Schwiegervater, zu Gunsten seines Enkels abgetreten, und nach welchem Bela schon seit 1138 den Titel eines Königs von Rama — dies war des Landes früherer Name — angenommen hatte.

Diese Maßregel war sehr an der Zeit; denn des Königs Kräfte schwanden sichtlich. Daß er in der letzten Zeit seines Lebens sich dem Trunke überlassen und in diesem Zustande Unbesonnenheiten und Grausamkeiten begangen habe, ist nicht erwiesen. Am 23. Februar 1141 schied König Bela, etwa drei und dreißig Jahre alt, nach zehnjährigem Herrschen, aus dem Leben. Seine stille, milde Regierung, obgleich durch manche Uebereilung seiner Gemahlin durchkreuzt, schloß sich im Wesentlichen doch den Umständen glücklich und entsprechend an, und war daher für die Ruhe und den Wohlstand des Reiches größtentheils gedeihlich.

Drei Tage nach des Königs Tode wurde dessen Erstgeborenem, dem erst zehnjährigen Geisa, die Krone auf das Haupt gesetzt. Als Vormünder und Verwalter der Regierung wurden Lucas Bánffi, Bischof von Erlau, später Erzbischof von Gran, der serbische Bojar Belusch, Schwager der Königin-Mutter, durch welchen sich diese wahrscheinlich einen Einfluß sichern wollte, und der Palatin Amsudin aufgestellt; auch einige ungarische Grafen nahmen entfernteren Antheil an des Reiches Verwaltung. Die Dalmatiner, namentlich jene von Spalatro und Traù, bestätigten dem neuen Könige ihre Unterwerfung, und erhielten dafür ihre Rechte und Privilegien erneuert.

In diese Zeit fiel auch eine wichtige Begebenheit für das gänzlich verwüstete und beinahe entvölkerte Siebenbürgen. Schon mehre Jahre früher hatte, durch Ueberschwemmungen ihrer Habe und ihrer Ansiedelungen beraubt, sich eine Anzahl Flanderer vom Rheine hinweg, auf Einladung des holsteiner Grafen Adolf II. in die Sümpfe zwischen der Trawe und der Ostsee gezogen, um den Boden urbar zu machen und sich einen neuen Herd zu gründen; noch früher hatte sich eine andere zahlreiche Colonie dieses Volkes, nach einem mit dem Erzbischofe Friedrich von Bremen abgeschlossenen, ihre Rechte bestimmenden Vertrage, in den bremener Moräften niedergelassen, um auch hier die fleißige Ha Boden zu legen.
Der Ruf ihrer Betriebsam

Trockenlegen der Sümpfe und in der fruchtbringenden Behandlung wüster Strecken, wie ihres stillen, ordentlichen Wandels, drang nach Ungarn, und die Reichsverweser erblickten in ihnen die geeignetesten Kräfte, um auch den Boden Siebenbürgens aus seinem öden und unwirthlichen Zustande heraus zu reißen. Es erging eine Einladung an die Flanderer, und so wanderten sie fröhlich in großer Anzahl mit ihren Familien (1143) in Siebenbürgen ein, viele Tausende rüstiger und fleißiger Hände, die nicht nur das Land zwischen der Maros und der Aluta, sondern auch mehre Gegenden in Ungarn anbauen und die Kräfte des Bodens daselbst wecken konnten. Wahrscheinlich hatten sie, ehe sie die weite Wanderung antraten, sich ihre Freiheiten und Begünstigungen verbriefen lassen, und dabei vielleicht den vom Bremener Kirchenfürsten ihnen ausgestellten Freiheitsbrief zur Grundlage genommen, so daß ihnen bürgerliche Freiheit, wahres Grundeigenthum, Ausnahme von Zöllen, von Bewirthung, Wahl eigener Obrigkeiten, eigener Gerichtshof, Waffenrecht in festen, von ihnen aufgeführten Städten, und unmittelbarer Stand unter dem Könige zugesichert werden mochte. (Vgl. Feßler, Geschichte der Ungarn und ihrer Landsassen, II., S. 54 u. f.) Ob, wie Engel (Geschichte des ungr. Reichs, I., S. 235) die Vermuthung aufwirft, diese Einwanderer von ihren früheren Wohnsitzen am Niederrheine, weil es dort ebenfalls ein Siebengebirge gibt, auch den Namen Siebenbürgen mitbrachten, sey dahingestellt.

Boris, mit seinen Hoffnungen von einer Klippe zur anderen geschleudert, bewährte in seinem Unglücke eine bewundernswürdige Ausdauer, die ihm zur Ehre gereichen müßte, wenn das Gerücht seiner unächten Geburt ein falschliches, und somit seine Ansprüche begründet gewesen wären, was jetzt, nach dem Tode seiner Mutter, freilich leichter zu bestreiten, als zu erweisen war. Noch immer lärmte er den kaiserlichen Hof in Deutschland mit seinen Ansprüchen und Klagen auf, so daß der Kaiser Konrad beinahe schon auf dem Wege war, für ihn aufzutreten. Auch unterstützte die Beschwerden des Prätendenten der neue Herzog von Böhmen, Wladislaw II., der, weil Sobieslaw's vertriebene Söhne Aufnahme in Ungarn gefunden hatten, Groll und Besorgniß gegen dieses Reich nährte. Aber die Lage der Dinge in Deutschland und Italien, des Kaisers gefährdete Stellung gegenüber dem römischen Stuhle und der welfischen Partei, verboten ihm, sich noch neue Sorgen dazu aufzuladen, und so blieb Boris ohne Unterstützung von dieser Seite. Auch

diese abermals fehlgeschlagene Hoffnung entmuthigte den unerschütterlichen Boris nicht; er verschaffte sich Anhang in Oesterreich, warb dort von den Beiträgen seiner Freunde Truppen und bewog mehre Landesedle zu einem Einfalle in Ungarn (1146). Die ersten Unternehmungen waren glücklich. Halb mit List, halb mit Gewalt, setzte sich Boris in den Besitz von Preßburg; aber kaum hatte er den Platz verlassen, um Verstärkung zu sammeln, so nahmen die Ungarn Preßburg wieder und bewilligten der österreichischen Besatzung nur gegen ein ansehnliches Lösegeld freien Abzug.

Allgemein glaubte man in Ungarn, der Markgraf Heinrich Jasomirgott von Oesterreich sei jenem feindlichen Einfalle in Ungarn persönlich nicht fremd gewesen. Diesen Angriff zu strafen, brach ein mächtiges ungarisches Heer auf, geführt von dem sechzehnjährigen Könige und dem Serbier Belusch, und rückte gegen die Leitha, auf deren anderem Ufer der Markgraf Heinrich mit seinen österreichischen und baierischen Bannern der Feinde gewärtig stand. Kumanen und Szekler, bewährt als treffliche Pfeilschützen, bildeten die Vorhut des ungarisches Heeres; im Mitteltreffen stand die Comitatsmiliz, angelehnt an das, aus der Ritterschaft hergestellte, Hintertreffen. Durch Kundschafter bedeutet, setzten die Ungarn über den Fluß, um den Markgrafen anzugreifen, bevor er noch die Schlachtordnung hergestellt hätte. Der Rauch einiger brennenden Dörfer, welche die Ungarn bei dem Uebergange anzündeten, ließ die Oesterreicher glauben, die Feinde wären auf dem Rückzuge begriffen und hätten ihr Lager in Brand gesteckt. Mit um so größerer Zuversicht stürzte sich der Markgraf auf die Szekler und Kumanen, und warf sie mit solchem Ungestüme auf einen Flügel des feindlichen Mitteltreffens zurück, daß die Ungarn schon zu weichen begannen. Aber Graf Uros zwang sie Stand zu halten, führte sie gegen die, noch nicht gehörig geschaarten Feinde, und es entbrannte eine mörderische Schlacht (11. September 1146), die mit einem vollständigen Siege der Ungarn endete, und die Verwüstung des Landes diesseit und jenseits der Donau zur Folge hatte.

Weiteren Feindseligkeiten wurde durch den Aufruf zum zweiten Kreuzzuge ein Ziel gesteckt. Neue Kreuzheere, in ihrem Gefolge manche Plagen, zogen durch Ungarn. Den ersten Zug führte im Mai 1147 der Kaiser selbst; vieles Gesindel, mit dem Kreuze bezeichnet, doch ohne christliches Merkmal, wälzte sich ihm nach, leichtfertige Dirnen in seinen Reihen. Sie nahmen, was sie fanden, erhandelten, ohne zu zahlen, und stopften den Unzufriedenen

den Mund durch Mißhandlungen. — Ungleich bessere Mannszucht hielt das nachfolgende, vom König Ludwig VII. von Frankreich angeführte Kreuzheer. Der Franzosen Höflichkeit und anmuthige Sitte verschaffte ihnen in Ungarn freundliche Aufnahme. Die Könige von Ungarn und Frankreich begegneten einander mit großer Achtung, doch verweigerte Letzterer mit Entschiedenheit die Auslieferung des in seinem Heere befindlichen Boris, bis Dieser durch seine Flucht nach Konstantinopel Geisa's Forderung und Ludwig's Weigerung unnütz machte.

Geisa's Vermälung mit Euphrosine, der Schwester des russischen Großfürsten Isiaslaw Mstislawitsch, zog Ungarn abermals in die russischen Händel hinein. Isiaslaw, im harten Zerwürfnisse mit den übrigen russischen Fürsten, rief seinen königlichen Schwager um Beistand an. Geisa sendete ihm zehntausend Mann, die aber, weil Isiaslaw die von seinem Verbündeten angetragene gütliche Auseinandersetzung mit seinen Gegnern verschmähte, unverrichteter Dinge wieder heimzogen. Als die Fehde von neuem losbrach, stellte sich Geisa (1150) selbst an die Spitze seines Heeres, zog über die Karpathen, überschwemmte das Gebiet des Fürsten Wladimirko, des Feindes Isiaslaw's, und schloß diesen in Przemysl ein. Als nun der geängstigte Wladimirko Reue und Unterwerfung heuchelte, gab ihm Geisa Frieden, bis Wladimirko's Tod zuletzt den nutzlosen Fehden und Verträgen ein Ende machte.

Die Ursache, welche den König Geisa so schnell in sein Reich zurück rief, war ein feindlicher Einfall der Griechen unter ihrem Kaiser Manuel Komnenus, der, von Wladimirko aufgestachelt, Pannonien dem oströmischen Reiche lehenbar zu machen Gelegenheit suchte. Den Anlaß suchte und fand er in den Angelegenheiten Serbiens. Belusch, Geisa's Oheim, hatte den unruhigen Tschudomil (von den Byzantinern Bachinus genannt), Zupan von Serbien, angereizt, sich der byzantinischen Oberherrlichkeit zu entziehen und dafür jene des Königs von Ungarn anzuerkennen. Manuel's Krieg gegen Sicilien benutzend, setzte Tschudomil dies in's Werk; aber unerwartet schnell warf sich Manuel auf Serbien, verheerte das Land und scheuchte Tschudomil in die Gebirge zurück (1150). Im folgenden Jahre wurde der Kampf erneuert; Magyaren, Bulgaren und Petschenegen eilten zu Tschudomil's Beistande. Hin und her wogte der Kampf; Manuel's Tapferkeit lenkte ihn meist zum Vortheile der Griechen; mit eigener Hand nahm er den Zupan

gefangen und gab ihm die Freiheit zurück nur gegen das Gelöbniß der Unterwerfung. Es wurde von Tschudomil gebrochen; der Krieg nahm daher seinen Fortgang und im Verlaufe desselben verfolgte der Kaiser seine Absichten auf Ungarn.

Während Geisa in Rußland gegen Wladimirko stand, setzte Manuel mit zahlreichen Schaaren über die Save, besetzte das Frankenland, und nahm, nach langer und hartnäckiger Belagerung, Semlin (1152). Beluschi, welcher den Vortrab des herbeieilenden königlichen Heeres führte, wurde von Boris zurück gedrängt und das Temeser Land geplündert und verheert. Als nun aber König Geisa selbst mit dem Hauptheere an das linke Donauufer rückte, kehrte Manuel in einem prahlerischen Triumphzuge in sein Reich zurück.

Die Unbill zu rächen und die verlorenen Gebiete und Plätze zurück zu gewinnen, rückte Geisa im folgenden Jahre (1153) mit seinem Heere wieder über die Drave. Aber die griechischen Besatzungen erschwerten seine Fortschritte. Mittlerweile wurden Verhandlungen begonnen und endlich Frieden geschlossen, wobei Geisa, zum Vortheile seines Bruders Ladislaw, zugeben mußte, daß Borizza, obwohl unter ungarischer Oberherrlichkeit, als Herzog Bosniens eingesetzt wurde. Jetzt mußte auch Tschudomil sich wieder gänzlich dem Kaiser unterwerfen und seiner Verbindung mit Ungarn entsagen.

Nicht lange jedoch währte die Eintracht. Die Doppelzüngigkeit eines Günstlings des Kaisers Manuel, des Andronicus Komnenus, der den König Geisa, unter Vorspiegelung wichtiger Gebietsabtretungen, wider den Kaiser aufwiegelte, während er gleichzeitig, um seine herrschsüchtigen Umtriebe zu beschönigen, dem Kaiser Kunde von Geisa's bösen Absichten gab, gebar neue Feindschaft. Gleichzeitig wüthete im königlichen Hause verderblicher Zwiespalt. Stephan, König Geisa's Bruder, grollte über den Verlust der syrmischen Provinz und die Abtretung Bosniens, und war mit der gewordenen Entschädigung unzufrieden. Aus Unmuth entfloh er zu Manuel, der ihm seine Nichte, Maria, vermälte. Auch in der Brust Ladislaw's, des anderen Bruders Geisa's, gohr Unzufriedenheit und wartete ihrer Gelegenheit. Des Andronicus Verrath nicht ahnend, zog Geisa mit seinem, durch Sachsen und Böhmen verstärkten Heerbanne an die Donau und legte sich vor Branizova. Wider ihn sendete der Kaiser den Basilius mit

einem byzantinischen Heere, welchem auch der abtrünnige Herzog Stephan sich anschloß. Aber eine verstellte Flucht der, mit den Ungarn verbündeten Bosnier lockte den Basilius in einen Hinterhalt, und das ganze feindliche Heer wurde von den Ungarn aufgerieben. Mit Mühe entkamen Basilius und Stephan, um dem Kaiser die schlimme Botschaft zu überbringen. Jetzt rückte Dieser selbst gegen Branizova; aber hier hießen neue schlimme Nachrichten ihn ruhmlos umkehren; denn abermalige Verluste hatte er erlitten, und sein Schützling, Boris, war im Gefechte gegen die Petschenegen umgekommen. Schon bereitete Manuel einen neuen Feldzug gegen Ungarn für das nächste Jahr vor, als der Ueberdruß gegen weitere Feindseligkeiten beide Theile zum Frieden bewog (1155). Seitdem hatte Geisa keinen ferneren Angriff vom Kaiser Manuel zu bestehen.

Als Stephan am östlichen Kaiserhofe seine Anschläge scheitern sah, versuchte er sie am westlichen fortzusetzen. Er eilte nach Deutschland zu Kaiser Friedrich I., dessen unternehmender Geist ihn schon früher dem Plane, Ungarn unter die Hoheit des römisch-deutschen Reiches zu zwingen, befreundet hatte. Der stolze Plan erregte jedoch bei den deutschen Fürsten gerechtes Bedenken und wurde, wenn nicht aufgegeben, doch vertagt. Daher fand Stephan hier kein fruchtbares Feld für seine schlimme Saat, und das Einzige, was er von dem Kaiser erlangte, war gütliche Verwendung bei Geisa. Da Letzterer aber durch seine Abgeordneten dem Kaiser ein wahres Bild von Stephan's Charakter und Handlungsweise entwarf, ließ der Kaiser den Flüchtling gänzlich fallen und sendete ihn nach Konstantinopel zurück. Das gute Vernehmen zwischen dem deutschen Oberhaupte und dem Ungarnkönige blieb also ungestört, und als Kaiser Friedrich das stolze Mailand demüthigte, fochten kumanische Bogenschützen, von Geisa gesendet, in seinen Reihen.

Der Familienzwist im ungarischen Königshause währte inzwischen fort also, daß auch Ladislaw nach Konstantinopel entwich. Auch ließ Manuel nicht ab, dem Ungarnkönige offenen oder heimlichen Abbruch zu thun; doch gelang es ihm nicht, den Beluſch dadurch, daß er ihn an des Uros Stelle zum Großzupan in Bosnien erhob, in seiner Treue gegen Geisa wanken zu machen. Da stürzte der unerwartete Tod Geisa's, der, erst ein und dreißig Jahre alt, am 31. Mai 1161 aus dem Leben schied, das Reich in neue Gefahren.

Den frühzeitig verblichenen Geisa überlebten, nebst mehren Töchtern, drei Söhne: Stephan, Bela und Geisa, alle noch unmündigen Alters, was gerechten Besorgnissen Raum gab. Das, in damaliger Zeit selten streng' beachtete Recht der Erstgeburt sicherte dem Erstgeborenen, dem kaum dreizehnjährigen Stephan, den Thron; die beiden anderen Brüder wurden, nach einer letztwilligen Verordnung ihres Vaters, mit Gebietstheilen abgefunden. Die königliche Witwe Euphrosyne nahm sich thätig der Angelegenheiten ihrer Söhne an, und der treue Beluſch gab sogar seine bosnische Zupanwürde auf, um nach Ungarn zurück zu kehren und Geisa's unmündigen Söhnen seinen Kopf und seinen Arm zu leihen. Geisa's Erstgeborener wurde als König Stephan III. zu Stuhlweißenburg gekrönt; aber sofort regten sich alle Parteien, und Kaiser Manuel, eingedenk seiner herrschsüchtigen Absichten auf Ungarn, setzte Gewalt und List zugleich in Bewegung, um das Reich planmäßig zu zerrütten. Schnell mit einem Heere bei Triaditza stehend, und auf ein erlogenes Gesetz pochend, das den Brüdern der Könige Ungarns die Erbfolge vor deren Söhnen zuerkennen sollte, forderte er, daß Geisa's Bruder, der ältere Stephan, als König des Landes angesehen und gekrönt werde. Dem widersprach die allgemeine Abneigung gegen Stephan; wohl aber begegnete sich die Ansicht beinahe aller Parteien darin, daß unter den waltenden Umständen um jeden Preis ein Krieg vermieden werden müsse. Bei dieser Stimmung wußte Ladislaw's Partei plötzlich einen Mittelweg durchzusetzen. Ladislaw, dem griechischen Kaiser ebenfalls befreundet, hatte in Ungarn weit weniger Abneigung gegen sich, als sein Bruder Stephan; er behielt daher die Oberhand, und wurde zum Könige von Ungarn ausgerufen, womit Manuel ebenfalls einverstanden war, da er auch auf diese Weise seinen Einfluß in Ungarn gesichert glaubte. Für den rechtmäßigen König Stephan wurde Nichts erlangt, als der Titel Herr (Ur), der seine Anwartschaft auf den Thron ausdrücken sollte. Niemand wagte sich des Beraubten anzunehmen. Nur ein kühner und redlicher Priester erhob furchtlos seine Stimme; es war der Graner Erzbischof Lucas Bánfy, der sich nicht scheuete, den siegreichen Thronräuber feierlich mit dem Banne der Kirche zu belegen. Nur sechs Monate lang trug Ladislaw die entwendete Krone, als ein jäher Tod ihn hinraffte (14. Januar 1162).

Dieser Wechsel ward für den älteren Stephan die Losung, auf's Neue die Hand nach jenem Scepter auszustrecken, das seinem Bruder der rächende

Tod so schnell entwunden hatte, obschon sein Anhang, durch den Uebertritt der Partei Ladislaw's zu dem rechtmäßigen Könige, ein kleiner war. Dennoch setzte er Alles in Bewegung, und ruhte nicht eher, bis seine Partei ihn (im Februar 1162) zum Könige krönte. Selbst den standhaften Erzbischof von Gran suchte er für sich zu gewinnen und lud ihn zu seiner Krönung. Der aber schlug diese Zumuthung aus, und prophezeiete dem Afterkönige ein baldiges und klägliches Ende seines Regierens. Unverhofft schnell erfüllte sich diese Weissagung. Umsonst rief Stephan, um seinen Anhang zu verstärken, kriegerische Fremden, unter ihnen das thüringische Grafengeschlecht von Orlamünde mit seinen zahlreichen Dienstmannen, an seine Seite. Sie konnten ihn nicht gegen den allgemeinen Haß der Ungarn schützen, der in offenen Kampf ausbrach, als seine Abtretung der sirmischen Provinz und des Frankenlandes an Manuel ruchbar geworden war. Am 19. Juni erlitt er eine trostlose Niederlage, wurde von dem Reste der Seinigen verlassen, und, auf der Flucht gefangen, dem rechtmäßigen Könige überliefert, der, auf des Graner Erzbischofs friedliebendes Mahnen, ihn in unzeitiger Großmuth gegen das Gelübde entließ, nie nach Ungarn zurück zu kehren.

Das Versprechen, in der Angst geleistet, wurde schlecht erfüllt. Der gedemüthigte Stephan ging abermals zu Kaiser Manuel, flehte um Beistand und Wiedereinsetzung und erbot sich dagegen, das ungarische Reich für sich und seine Nachfolger als ein Lehen von Byzanz anzunehmen. Solches Anerbieten lockte den herrschsüchtigen Manuel. Schnell stand er mit einem Heere an der Donau, aber eben so schnell kehrte er wieder um, weil ihm mittlerweile ein Gedanke eingekommen war, wie er seine Plane leichter mit List, denn mit Gewalt und Kriegsopfern durchsetzen könnte. Er sendete einen Botschafter nach Ungarn mit Versicherungen der Freundschaft, und bot sogar dem jungen Bela, dem Bruder König Stephan's, die Hand seiner Tochter Maria an, mit der Aussicht auf die künftige Thronfolge auf dem Throne von Byzanz; denn der Kaiser war kinderlos. Freudig wurde in Ungarn dieser Antrag genehmigt, und Bela sofort an den byzantinischen Hof gesendet, wo man ihn Alexius zu nennen pflegte. Während aber Manuel auf diese Weise den jungen Ungarnkönig sicher zu machen suchte, fiel der ältere Stephan mit byzantinischen Truppen in Ungarn ein, wurde jedoch mit großem Verluste zurück getrieben. In Ungarn aber erkannte man

nunmehr des Kaisers listigen Plan, Slavonien als Erbtheil seines künftigen Schwiegersohnes erklären und zurück fordern zu wollen. Eilig wurde daher auf ungarischer Seite gerüstet; der Herzog Wladislaw von Böhmen sendete Hilfstruppen, deren Vereinigung mit den Ungarn der bereits bis Peterwardein, dann bis Bács vorgerückte Kaiser vergeblich zu hintertreiben suchte. Da dies mißlungen, zog sich der Kaiser mit einigen Schaaren über die Donau zurück, die Führung des Hauptheeres dem älteren Stephan und dem Andronicus überlassend. Als Diese aber die Stärke ihrer Feinde wahrnahmen, versuchten auch sie mit ihren Schaaren in der Morgendämmerung abzuziehen. Dies geschah mit so großer Unordnung, daß die Ungarn und Böhmen es bemerkten, sich auf die in Verwirrung abziehenden Feinde stürzten, ein schreckliches Blutbad unter ihnen anrichteten und das Lager stürmten. Hätten sie, den Schrecken der Griechen benützend, den Strom übersetzt, so wäre das ganze Heer vernichtet worden und der Kaiser verloren gewesen. So aber begnügten sie sich mit der Ehre und der Beute des Tages, und Wladislaw vermittelte den Frieden, in welchem Manuel versprach, künftig den Prätendenten Stephan ohne Beistand zu lassen, dagegen Slavonien und Sirmien als Bela's Erbtheil in Empfang nahm.

Dieser Friede war von Manuel's Seite so wenig ernst gemeint, wie die früheren. Alsbald ließ er es geschehen, daß Stephan den Führer des byzantinischen Beobachtungsheeres, Nicephorus Kaluphes, zu einem Einfalle in die Bácser und Bodrogher Gespanschaften beredete, der jedoch sehr unglücklich verlief, denn die Ungarn sammelten sich schnell und jagten die Byzantiner mit solchem Ungestüm über die Donau zurück, daß Stephan mit Mühe der Gefangenschaft entrann. Vom Zorne und Siege befeuert, setzten die verfolgenden Ungarn über die Donau, bemächtigten sich des sirmischen Gebietes und legten sich vor Semlin, hinter dessen Wällen Nicephorus und Stephan auf Ersatz vom Kaiser warteten. Ehe derselbe ankommen konnte, ging der Platz über. Dem ränkevollen Stephan ersparte schneller Tod die Schmach der Gefangenschaft; einer seiner eigenen Ministerialen hatte ihn, bei einem Aderlasse, mit Gift aus der Welt geräumt (April 1163).

Der Kaiser Manuel konnte den Verlust Sirmiens und Semlins nicht verschmerzen. Er warb Soldtruppen und Verbündete bei Serbiern, Petschenegen, Venetianern und Türken, und bewog auch den halitscher Fürsten

Jaroslaw, Wladimirko's Sohn, den Ungarn die Freundschaft aufzukündigen. Kaum gelang es den Letzteren, sich wenigstens den Herzog von Oesterreich geneigt zu erhalten. Es wurde dem Kaiser nicht schwer, das unvorbereitete Dalmatien zu überraschen und, als Bela's angebliches Erbtheil, in seine Gewalt zu nehmen. Semlin wurde eben so hartnäckig berannt, als vertheidigt, und fiel, beinahe nur mehr ein Schutthaufen, in des Kaisers Hand (1165). Nach diesen Erfolgen kehrte Manuel, Semlins Wiederherstellung seinem Oheim Constantin Angelus überlassend, in sein Reich zurück, und ließ hier den Bela als seinen künftigen Thronfolger anerkennen, wodurch also das byzantinische und das ungarische Reich dereinst vereinigt werden konnten.

Standhaft strebten indessen die Ungarn, das entrissene Dalmatien zurück zu erobern; ihr Heerbann stellte sich unter den Befehl des Grafen Dionysius, um in Sirmien einzufallen, welche Provinz der Kaiser durch zwei seiner Verwandten, Michael Gabras und Michael Branas, verwalten ließ. Diese zogen aus, die Ungarn zurück zu treiben, gingen dabei in die Falle einer verstellten Flucht und verloren die Mehrzahl des Heeres unter den Schwertern der schrecklich andringenden Magyaren. Dionysius ließ durch die Gefangenen einen Leichenhügel als Siegesdenkmal aufthürmen (1165). Manuel suchte seine Rache nicht in einem Siege, sondern in wilder Verwüstung des östlichen Siebenbürgens und des nordöstlichen Ungarns, wo es nur friedliche Einwohner zu würgen und zu berauben, keine Heere zu schlagen gab. Vor Spalatro aber erblühte den Ungarn ein neuer Sieg über den Feldherrn des Kaisers, Nicephorus Kaluphes, der dabei in ihre Gefangenschaft fiel, und von den, des byzantinischen Joches überdrüssigen Spalatern aufgefordert, unterwarf sich Dalmatien wieder der Herrschaft der heiligen Krone. Die Nachricht hiervon bewog den erbitterten Kaiser, die durch des Herzogs Heinrich von Oesterreich vermittelte Waffenruhe mit Ungarn sogleich wieder aufzuheben. Er sendete den Andronicus Kontostephanus mit einem Heere über die Save, wo denselben der Graf Dionysius mit der ungarischen Ritterschaft und sieben und dreißig Comitatsbannern hinter dem verhängnißvollen Leichenhügel in Sirmien erwartete. Seine Krieger, in einen fest verbundenen Keil geschaart, sind allen wüthenden Angriffen des Andronicus unzugänglich, werfen sich endlich auf des Feindes linken Flügel und vernichten denselben. Dionysius dringt jetzt vor,

um auch dem rechten Flügel ein gleiches Schicksal zu bereiten. Aber dieser hält Stand, der Kampf wird erneuert; den byzantinischen Führern gelingt es, den gesunkenen Muth der Ihrigen wieder zu beleben. Die erschöpften Ungarn vermochten nicht länger zu widerstehen, Viele wurden erschlagen, die Anderen flohen; des Dionysius Banner ging an die Feinde verloren, fünf ungarische Grafen und achthundert Streiter mußten sich gefangen geben (Juli 1167). Die zu besorgende Ankunft der übrigen Comitatsbanner hielt zwar den Andronicus von weiterer Verfolgung seines Sieges ab, und bestimmte ihn zum Abzuge über die Save; aber Dalmatien fiel nun fast ohne Schwertstreich wieder in der Byzantiner Gewalt.

Ein unerwartetes Ereigniß setzte dem langwierigen Kampfe ein Ziel. Kaiser Manuel's zweite Gemalin, Maria, genas eines Sohnes, welchem nicht nur der bisher von Bela geführte Name Alexius beigelegt wurde, sondern den auch Manuel, diesmal mehr Vater, als Staatsmann, sogleich als einzigen Thronerben verkünden ließ. Bela's Verlobung mit Manuel's Tochter machte Letzterer unter dem Vorwande der zu nahen Verwandtschaft rückgängig, und des dem Bela geleisteten Eides als Thronfolger wurden die Byzantiner auf des Kaisers Geheiß durch den Patriarchen entbunden, womit das Luftschloß eines dereinstigen Anfalls Ungarns an das oströmische Reich wieder zerrann. Der König Stephan genoß weder das Glück des Friedens, noch seines Ehestandes — er hatte sich seit 1167 mit Agnes, der Tochter des Herzogs Heinrich von Oesterreich, vermält — lange Zeit; er starb, drei und zwanzig Jahr alt, zu Gran den 4. März 1173 nicht ohne Verdacht der Vergiftung.

Im ersten Augenblicke entschieden sich, nach Stephan's frühem Tode, in Ungarn alle Parteien für dessen Bruder, der seit kurzem die Tochter des Fürsten von Antiochien, Agnes, als Gemalin heimgeführt hatte, und eine ungarische Gesandtschaft ging nach Konstantinopel, um ihn abzuholen. Gern ließ der Kaiser ihn ziehen; doch listete Derselbe dem Scheidenden noch ein Gelübde ab, jederzeit den Vortheil des Kaisers und des byzantinischen Reiches vor Augen zu haben. Dies erweckte in Ungarn, wo noch immer gegründetes Mißtrauen gegen die Politik von Byzanz herrschte, ungünstiges Vorurtheil gegen Bela, den Viele dem griechischen Einflusse verfallen glaubten. Es bildeten sich Parteien für und wider ihn. Zudem ging das Gerücht, Stephan habe seine Witwe gesegneten Leibes hinterlassen;

vor Allen drang daher der gewiſſenhafte Erzbiſchof von Gran, Lucas Bánfy, darauf, daß die Entbindung der königlichen Witwe erſt abgewartet werden müſſe, und weigerte ſich, die Krönung an Bela früher zu vollziehen. Des Letzteren Anhänger wendeten ſich an den Papſt Alexander, der, um den Graner Erzbiſchof nicht in Streit mit ſeiner Ueberzeugung zu bringen und gleichwohl auch nicht mit der Mehrheit in Ungarn zu brechen, die Krönung für dieſen einen Fall dem Erzbiſchofe von Colocza übertrug. Doch wurde für alle künftigen Fälle dem Erzbiſchofe von Gran das Krönungsrecht urkundlich verſichert. Von Parteien umdrängt, fand Bela für gut, ſeinen jüngeren Bruder Geiſa, deſſen Geſinnungen ihm zweideutig erſchienen, in Verwahrung zu bringen. Seinen Anſprüchen aber ſtand jetzt nachdem das Kind der Witwe Stephan's gleich nach der Geburt verſtorben, war, Nichts mehr im Wege, und ſo wurde er (1174) von dem Coloczer Erzbiſchofe feierlich gekrönt.

Hiermit kehrte jedoch die Ruhe und Einigkeit nicht zurück. Bela's eigene Mutter, Euphroſyne, ſpann Umtriebe gegen ihn zu Gunſten ihres jüngeren und ihr lieberen Sohnes Geiſa, der, durch ihre Veranſtaltung, aus ſeinem Gewahrſam entwich, nach Oeſterreich und dann nach Böhmen floh, von dem Herzoge dieſes Landes, Sobieslaw II., aber dem Ungarnkönige gefeſſelt ausgeliefert und nun durch fünfzehn Jahre in ſtrenger Haft gehalten wurde. Hart beſtrafte Bela die Theilhaber an der Flucht Geiſa's; ſelbſt ſeine Mutter, die Königin Euphroſyne, verſchonte er nicht, ſondern ließ ſie zuerſt auf der Bronzburg bewachen und dann nach Griechenland abführen.

Nachdem Bela durch ſolche Strenge die Widerſpänſtigen geſchreckt hatte, konnte er ſein dem Kaiſer Manuel gegebenes Verſprechen, ſtets den Vortheil des byzantiniſchen Reiches wahrzunehmen, leichter erfüllen. Er ſendete dem Kaiſer Hilfsvölker auf deſſen aſiatiſchem Zuge gegen den Sultan von Ikonium, und benutzte auch ſpäter des Kaiſers Trübſinn und krankhafte Unthätigkeit nicht zu irgend einem Anſchlage auf Dalmatien, der ihm nicht ſchwer geworden ſeyn würde. Als aber (1180) Kaiſer Manuel in die Gruft ſtieg, achtete ſich Bela ſeines Verſprechens entbunden und nahm, vermöge freiwilliger Unterwerfung der Einwohner, den byzantiniſchen Antheil Dalmatiens in Beſitz. Auf gleiche Weiſe unterwarfen ſich

ihm im folgenden Jahre auch die Bürger von Jadra, welche hierdurch ihre Unterthänigkeitsverhältniſſe zu Venedig abbrachen.

In Byzanz herrſchten inzwiſchen Grauſen und Verwirrung. Andronicus Komnenus errang durch Argliſt die Würde eines Mitkaiſers, durch Mord und Grauſamkeit dann den Thron für ſich allein. Manuel's Witwe ließ er, unter dem Vorwande ſtaatsgefährlichen Einvernehmens mit König Bela, erwürgen; die Kaiſertochter Maria, Bela's einſtige Verlobte, ſammt ihrem Gemale vergiften, zuletzt den dreizehnjährigen Alexius, Kaiſer Manuel's gekrönten Sohn, mit einer Bogenſehne erdroſſeln (1183). Bela, vielleicht um jene Gräuel zu verhüten, brach in das byzantiniſche Gebiet ein, nahm Branizova mit dem Lande zwiſchen Widdin, Skupi, Prisren ein und verheerte die Gegend bis Niſſa, denn der Schrecken hatte Byzanz betäubt, und kein Vertheidiger ſtellte ſich dem rächenden Magyarenkönige entgegen. Wahrſcheinlich kehrten bei dieſer Gelegenheit auch Sirmien, das Frankenland und Semlin unter ungariſche Hoheit zurück.

Der Tod ſeiner Gemalin Agnes (1184) bewog den König Bela zu verdoppelter Zärtlichkeit gegen die beiden Söhne, Emerich und Andreas, welche ſie ihm geboren. Ehe er daher ſeine zweite Ehe mit Margaretha, der Schweſter des Königs Philipp Auguſt von Frankreich, ſchloß, ließ er ſeinen Erſtgeborenen als künftigen Thronfolger feierlich krönen. Als bald darauf die Halitſcher, ſowohl die aufgedrungene Gewalt des Coloman, Sohnes des unglücklichen Boris, als auch die ſchwache, leicht geſtürzte Regierung des Wladimir verſchmähend, den Ungarnkönig um Befreiung und Schutz baten, ſendete ihnen Dieſer ſeinen jüngeren, etwa eilfjährigen Sohn Andreas als Fürſten zu und ließ, in deſſen Namen, Halitſch durch einen ungariſchen Grafen verwalten, den zu ihm geflohenen Wladimir aber in Sicherheit bringen. Dieſer entkam jedoch nach Halitſch zurück, friſtete Anfangs ſein Leben als Anführer einer Freibeuterbande, und erliſtete ſpäter den Schutz des Polenfürſten Kaſimir, der ihm ſogar zur Wiedererlangung der Herrſchaft über Halitſch zu helfen verſprach, zu dieſem Zwecke ein Heer gegen Halitſch ſendete und die ungariſche Beſatzung ſammt Andreas zum Abzuge nöthigte (1188). Doch wurde Kaſimir genöthigt, in einem nachmaligen Friedensbündniſſe (1189) Bela's Anſprüche auf Halitſch anzuerkennen. Seitdem legte ſich Bela in Urkunden den Titel eines Königs von Galizien bei.

Inzwiſchen hatte der Krieg gegen Venedig um den Beſitz von Jadra durch acht Jahre gewährt, wiewohl ſtets erfolgreich für Ungarn. Jetzt ſuchte Venedig, den beabſichtigten Kreuzzug zum Vorwande nehmend, um Waffenruhe an, und Bela bewilligte eine ſolche auf zwei Jahre (1188). Im folgenden Jahre gelangte das neue deutſche Kreuzheer, anderthalb hunderttauſend Mann ſtark und von dem Kaiſer Friedrich Barbaroſſa ſelbſt angeführt, nach Ungarn, wo vorausgeſendete Boten bereits den freien Durchzug erwirkt hatten. Alle Lebensmittel und Bedürfniſſe wurden den Kreuzfahrern um die billigſten Preiſe überlaſſen. In Preßburg, wohin der Kaiſer Friedrich von Regensburg her zu Schiffe kam, feierte Derſelbe das heilige Pfingſtfeſt; in Gran bewillkommnete ihn dann der König Bela mit großem und prachtvollem Gefolge, und die Königin verehrte dem Kaiſer ein koſtbar eingerichtetes, mit Scharlach behangenes Zelt. Ebendaſelbſt verlobte ſich, zu Befeſtigung der Freundſchaft, des Kaiſers Sohn, Herzog Friedrich von Schwaben, mit Bela's Tochter Conſtantia. Dieſes Familienfeſt benutzte die mildgeſinnte Königin, um durch den Kaiſer bei ihrem Gemale die Freilaſſung des ſchon durch fünfzehn Jahre gefangen gehaltenen Geiſa zu erwirken, der mit zweitauſend Mann dem Kaiſer das Geleite geben durfte und dann ſich dem Kreuzzuge anſchloß, aus welchem der große Barbaroſſa nie mehr zurück kehrte.

In Konſtantinopel hatte mittlerweile der grimme Andronicus ausgewüthet. Dem ſchmählich geſtürzten Wütherich folgte (1185) Iſaak Angelus auf dem byzantiniſchen Kaiſerthrone. Letzterer verlobte, nach dem Tode ſeiner erſten Gemalin, ſich mit Bela's neunjähriger Tochter Margaretha, von den Byzantinern Maria genannt und wegen ihrer Schönheit hochgeprieſen. Bela aber gab das ganze Gebiet, welches er zwiſchen Branizova und Widdin, dann ſüdlicher zwiſchen Skopia und Prisrendi, nach Kaiſer Manuel's Tode, der byzantiniſchen Herrſchaft entriſſen hatte, ſeinem künftigen Eidam als Brautſchatz zurück. Bald darauf wurde jedoch dieſes freiwillig zurück gegebene Land dem Iſaak durch die, mit dem ſerbiſchen Großzupan Stephan Neeman verbündeten Walachen wieder abgenommen, und ſo verlor der Geber, ohne daß der Beſchenkte dabei gewann.

Dem abgelaufenen Waffenſtillſtande mit Venedig folgte neue Fehde und endlich die Schlacht bei dem Vorgebirge Trani, in welcher die Ungarn abermals ſiegten. Die Veneter erbaten und erhielten von Bela

wieder eine zweijährige Waffenruhe, nach deren Ablaufe (1193) sie ihre Flotte wieder vor Jadra sendeten, welche aber, weil die Bürger in ihrer Treue gegen Ungarn beharrten, ohne Erfolg absegeln mußte. In diesem Kriege wider Venedig hatte Bartholomäus von Veglia, aus dem römischen Geschlechte der Frangepani, dem Könige Bela wichtige Dienste geleistet. Bela beschenkte ihn, zur Belohnung dafür und um die dalmatische Küste gegen die fortwährenden Angriffe der Veneter durch einen kraftvollen Gränzwächter zu sichern, mit der Grafschaft Modrus mit allen Einkünften und eigener Gerichtsbarkeit über die Einwohner, wogegen Bartholomäus aber noch insbesondere die Verpflichtung übernehmen mußte, dem kroatischen Heerbanne, so oft derselbe aufgeboten würde, innerhalb des Landes mit zehn, außerhalb desselben mit vier Geharnischten zu folgen.

Häuslicher Kummer trübte König Bela's letzte Jahre. Sein Eidam Isaak, den Byzantinern durch Schwäche und Mißgeschick im Felde verhaßt, wurde von dem eigenen Bruder, Alexius, entthront, geblendet und in ein Kloster gesperrt. Den König Bela hielt theils sein Mißtrauen in die Tauglichkeit seines Eidams, theils sein Vorhaben zu einem Kreuzzuge, ab, in die byzantinischen Wirren einzuschreiten. Auch betrieb er mit Eifer die Vermälung seines Sohnes Emerich mit Aloisia, des Fürsten Rinaldo von Antiochien Tochter. Aber weder das Eine noch das Andere konnte er vollbringen; denn schon am 23. April 1196 entriß den etwa sechs und vierzigjährigen König der Tod dem ungarische Reiche, über welches Bela durch volle drei und zwanzig Jahre mit Kraft, Mäßigung, Gerechtigkeit und Glück regiert hatte. Seine Witwe, die Königin Margaretha, folgte, von frommer Sehnsucht gedrängt, dem, wenige Wochen nach ihres Gemals Beisetzung, durch Ungarn ziehenden neuen Kreuzheere nach Palästina und starb, fünf Monate darauf, zu Akkon.

Um jeder Verwirrung vorzubeugen, hatte König Bela vor seinem Ende seinen Erstgeborenen, Emerich, noch einmal krönen lassen, so daß Dieser also ihm rechtmäßig auf dem Throne Ungarns folgte, den jüngeren Sohn, Andreas, aber mit einigen Schlössern und einem bedeutenden Geldschatze abgefunden, damit derselbe den von Bela gelobten Kreuzzug wirklich vollführe. Andreas, prachtliebend und verschwenderisch, vergeudete den Schatz, und forderte dann, um seinen zerrütteten Umständen aufzuhelfen, von seinem königlichen Bruder Dalmatien und Kroatien mit Herzogstitel und

unbeschränkter Gewalt. Emerich schlug dies ab; aber Andreas gab seinem Verlangen Nachdruck durch die Waffen, riß Dalmatien und Kroatien an sich, nahm dann im Frühjahre 1198 den Serbiern Zachlumien oder Chulmien, den Rasciern (Raizen) Rama weg, fügte diese Gebiete seinen Besitzungen, wie seinen Titeln bei, und nannte sich, nachdem er in Jadra einen pomphaften Einzug gehalten, fortan Herzog von Dalmatien, Kroatien, Rama und Chulmien. Päpstliche Bannstrahlen machten endlich den Andreas nachgiebiger, bischöfliche Zusprache den König versöhnlicher; es kam zwischen den beiden Brüder zu einem Vertrage, und Andreas wurde, unter Anerkennung der Oberherrlichkeit seines königlichen Bruders, von diesem im lehenbaren Besitze Dalmatiens und Kroatiens bestätigt. Diese Ausgleichung ließ dem Könige Zeit, in Gran seine Vermälung mit Konstantia, der Tochter Königs Alfons II. von Aragonien, zu feiern; während er zugleich (1199) durch Vermälung seiner, ebenfalls Konstantia geheißenen Schwester, mit Premysl Ottokar von Böhmen, sich in diesem mächtigen und unternehmenden Fürsten einen Freund warb.

Nicht lange währte indessen die brüderliche Eintracht. Neue Fehde brach aus; Andreas unterlag, mußte aus dem Lande entweichen und fand Aufnahme bei dem Herzoge Leopold von Oesterreich, dessen Landesgränzen dieserhalb von den Ungarn verwüstet wurden. Die Vorbereitungen zu einem neuen Kreuzzuge legten es dem Papste um so mehr an das Herz, den Streit der Brüder zu schlichten. Dem Erzbischofe Konrad von Mainz gelang es, Emerich und Andreas abermals auszusöhnen, und Beiden sogar das Gelübde persönlicher Theilnahme an dem Kreuzzuge zu entlocken. Letzteres blieb unerfüllt; doch ruhte der Bruderzwist nun wieder auf zwei Jahre.

Als Andreas Besitz von Kroatien und Dalmatien nahm, hatten Wolkan, Großzupan in Zentha und Chulm, und Kulin, serbischer Unterban in Bosnien, sich des Ersteren Oberherrlichkeit unterwerfen müssen. Wolkan aber strebte nach Unabhängigkeit und größerer Höhe. Er maßte sich den Titel eines Königs von Dalmatien und Dioklea an, und wußte, indem er vorgab, zu der lateinischen Kirche übergehen zu wollen, sogar den Papst Innocenz für seine Absichten zu gewinnen, so daß derselbe den Erzbischof von Antivari beauftragte, den Großzupan zum Könige zu krönen. Aber noch zu rechter Zeit nahm Emerich sein oberherrliches Recht wahr; mit einem Heere in Serbien eindringend (1202), verjagte er den ehrgei-

zigen Großzupan, und nahm Serbien unter dem Namen Rascia in seine Titel auf. Er belehnte nun den Unterban Wolkan mit Serbien und gestattete, daß derselbe, unbeschadet der Oberherrlichkeit Ungarns, sich vom Papste mit dem Königstitel bekleiden lasse. Der Papst schwieg zu diesen Schritten Emerich's. Als aber die Bulgaren und Walachen unter dem Despoten Kalo-Johannes, nachdem sie sich in grausamen Angriffen auf das byzantinische Reich erschöpft, zuletzt auch räuberische Einfälle in das, von innerem Zwiespalte zerrüttete Serbien unternahmen, mahnte der heilige Vater den Ungarnkönig vorwurfsvoll an das Geschehene, und wiederholte seinen Aufruf zum Kreuzzuge nach Palästina. Ohne darauf zu achten, wendete Emerich vielmehr seine Waffen gegen Kalo-Johannes, und entriß demselben in Bulgarien ein Gebiet, das fünf Bisthümer enthielt, stand dann aber, auf Vermittelung des päpstlichen Legaten, von weiterem Vordringen ab.

Die Republik Venedig, obschon im Kampfe mit Ungarn selten siegreich, vermochte dennoch nicht, den Verlust der Küstengebiete zu verschmerzen, und wartete unablässig einer Gelegenheit, sich wieder zum Meister derselben zu machen. Eine solche Gelegenheit kam und wurde mit List ergriffen. Durch des Priesters Fulko von Neuilly Aufruf begeistert, war in Frankreich ein neues, zahlreiches Kreuzheer erstanden, in dessen Namen sechs Barone mit Venedig wegen der Ueberfahrt unterhandelten. Die Veneter boten willig die Hand; sie verpflichteten sich, die Ueberfahrt des Kreuzheeres zu übernehmen, wofür jedoch das letztere fünf und achtzigtausend Mark Silbers noch vor dem Einschiffen zu erlegen sich anheischig machte. Dieser Vertrag wurde von beiden Theilen auf das Evangelium beschworen. Als es jedoch zum Zahlen kam, fehlten den Kreuzfahrern noch volle vier und dreißigtausend Mark, um jene Summe zu decken, vor deren völliger Abführung die Veneter die Anker zu lichten unerbittlich verweigerten. Da machten die Letzteren endlich den Vorschlag, die Kreuzfahrer sollten für den Rest der Summe den Venetern gegen alle ihre Feinde, auf welche sie unterwegs stoßen würden, Beistand leisten. Die Franzosen, um weiter zu kommen und auf keine List gefaßt, gingen darauf ein. Die Flotte lichtete die Anker, und bitter überzeugten sich nun die Kreuzfahrer, wozu sie sich eigentlich verbindlich gemacht. Sie mußten, unter allerhand Vorwänden, die Städte an Istriens Küsten den Venetern unterwerfen helfen. Dann ging es vor Jadra, dem der Anschlag der Republik hauptsächlich galt. Die den Hafen sper-

rende Kette wurde gesprengt und die Belagerung der Stadt begonnen. Vergebens beriefen sich die Einwohner auf den Papst, vergebens hingen sie Kreuze an den Mauern auf, um die christlichen Krieger von der Beleidigung einer christlichen Stadt abzuschrecken, vergebens endlich weigerten mehre französische Barone sich der Theilnahme an dem unrühmlichen und unchristlichen Kampfe, und eben so vergebens drohten der Cardinal Petrus und der Cisterzienserabt Veit mit Bann und Interdict; Nichts beugte den hartnäckigen Entschluß der Republikaner, die nicht eher ruhten, bis am dritten Tage der Belagerung Jadra sich ihrer Uebermacht ergab (November 1202). Das Kreuzheer überwinterte in Jadra und der umliegenden Gegend; die päpstliche Bannbulle gegen die Veneter, ohnehin nicht ernstlich gemeint, wurde unterdrückt. Der ganze Zweck des Kreuzzuges wurde, wie in seinem Beginne, so auch in seinem Fortgange entstellt und verfehlt. Ehe, im Frühling 1203, die Flotte absegelte, ließ der venetianische Doge Heinrich Dandolo, ein rachgieriger Greis, die Stadt Jadra, zur Strafe ihres Abfalls, ausplündern, Gold und Silber aus den Kirchen fortschleppen, Mauern und Häuser schleifen. Weil aber mittlerweile Alexius, Sohn des gestürzten und geblendeten griechischen Kaisers Isaak Angelus, unter glänzenden Versprechungen das Kreuzheer um Beistand gegen seinen thronräuberischen Oheim anflehte, und hier die Hoffnung auf große Beute und Gewinn besonders die Veneter reizte, so führte Dandolo, ungeachtet der Einreden des Papstes und mehrer französischen Barone, die Flotte, statt nach Alexandrien, vielmehr nach Konstantinopel. Die Einnahme und Ausplünderung dieser Stadt, der Sturz des byzantinischen Reiches und die Errichtung eines lateinischen Kaiserthumes aus den Trümmern des oströmischen, war die, alle Verhältnisse des Ostens und Westens umgestaltende Folge dieser, den Namen eines Kreuzzuges entwürdigenden Raubfahrt. Jadra wurde über dieser größeren Beute wieder vergessen, und kehrte unter die Hoheit Ungarns zurück.

Fortwährend drängte der Papst Innocenz den König Emerich wegen des Kreuzzuges, für dessen Verzögerung Letzterer mancherlei Anläße suchte und fand. Besonders lag dem Könige am Herzen, seinem minderjährigen Sohne Ladislaw die Erbfolge zu sichern, und der heilige Vater, dem Emerich erklärte, vor Feststellung dieser Angelegenheit nicht an einen Kreuzzug denken zu können, befahl daher den Erzbischöfen und Bischöfen Ungarns, vor des Königs Auszuge dessen Sohne den Eid der Treue zu leisten.

Während Emerich auf des Papstes Begehren die Partei des Welfen Otto wider den Hohenstaufen Philipp mit ungarischen Streitkräften verstärkte, fiel Kalo-Johannes in Serbien ein, und riß davon mehr an sich, als er früher in Bulgarien an den Ungarnkönig verloren hatte.

Doch eine nähere und dringendere Gefahr schwebte über dem Haupte König Emerich's. Er hatte durch seine übergroße Unterwürfigkeit gegen den Papst die Mehrzahl der Magnaten gegen sich aufgebracht, und stand nun um so hilfloser da, als Andreas von Neuem, diesmal an der Spitze einer überlegenen Kriegsmacht, die Fahne der Empörung erhob. Außer wenigen Magnaten, führten dem Könige nur die Bischöfe ihre Banner zu, und mit ihnen zog er an die Drave den Rebellen entgegen. Alle verzweifelten an dem Siege der königlichen Sache; Viele riethen, den Angriff nicht abzuwarten, sondern noch in der Nacht davon zu fliehen. Nur Emerich verlor weder den Muth noch die Hoffnung. Gerade in der Aufgegebenheit seiner Lage, fühlte er sich doppelt in seiner Herrschermajestät, und ein königlicher Gedanke erwachte in seiner Brust, um ihn, wie durch ein Wunder, zu erretten. Ohne Rüstung, Lanze und Schwert, einen bloßen Stab in seiner Hand, schreitet er ganz allein auf das feindliche Lager zu. „Wer will es wagen, königliches Blut zu vergießen?" ruft er den Empörern zu, die, von dem Zauber seiner Hoheit betäubt, unwillkürlich auf die Seite prallen, so daß der König, mitten durch die Feinde, wie durch eine geöffnete Gasse, frei und ungehindert bis zu dem Zelte seines Bruders gelangt. Er ergreift diesen bei der Hand; Ueberraschung und böses Gewissen lähmen auch des Andreas Sinne und Glieder, und ohne Widerstand läßt er, durch die Reihen seiner erstarrten Krieger, sich von dem Könige in die Gefangenschaft führen. Der Trotz der Empörer war gebrochen. Sie unterwarfen sich und flehten um Gnade. Der König verzieh Allen; den Andreas aber sendete er in sicheren Gewahrsam auf die Burg Kheene in Kroatien, und entließ dessen Gemalin, Gertrud von Meran, in ihre Heimat zu ihren Anverwandten.

Der König hatte sich nun einmal in seiner Kraft empfunden, und auch bei anderen Anlässen kehrte sie ihm wieder. Als der Cardinalpriester Leo in der Eigenschaft eines päpstlichen Legaten durch Ungarn zog, angeblich nur mit der Bestimmung, den lateinischen Gottesdienst unter den Bulgaren und Walachen einzurichten, behandelte ihn der König Emerich mit großer Achtung. Als aber nach der Hand dem Könige verrathen wurde,

wie des Legaten eigentlicher Zweck ſey, den Despoten Kalo-Johannes als König der Bulgaren und Walachen einzuſetzen, gerieth Emerich ob der ihm geſpielten Täuſchung in heftigen Zorn, ließ den, ſchon abgereiſeten Legaten verfolgen, ergreifen und auf der Burg Kevy feſtſetzen. Der Legat ſollte — darauf beſtand König Emerich — den Kalo-Johannes zu einer Beſprechung berufen, die Gränzſtreitigkeiten zwiſchen ihm und dem Ungarnkönige ſchlichten, und ihn zur Räumung der entriſſenen ſerbiſchen Gebietstheile, ſo wie zum Erſatz alles Schadens anhalten; nicht eher wollte Emerich in die Krönung des Despoten willigen, noch den Legaten frei ziehen laſſen. Der Legat weigerte ſich, des Königs Begehren zu erfüllen, weil ſeine kirchliche Sendung weltliche Zwecke ausſchließe und weil er endlich auf den Despoten nicht früher einen Einfluß üben könne, bevor derſelbe in den Schooß der römiſchen Kirche gebracht ſey. In Folge dieſer Weigerung wurde der Legat noch ſtrenger gehalten. Papſt Innocenz machte dagegen Vorſtellungen, welche zugleich verſteckte Drohungen in ſich ſchloſſen. Emerich ließ nun, auf ausdrückliches Fürbitten der ungariſchen Biſchöfe, zwar den Legaten frei, äußerte aber gegen den Papſt ſeine Beſchwerden über das Benehmen des römiſchen Stuhls in den ſerbiſchen und bulgariſchen Angelegenheiten, wie auch bei dem Angriffe der Veneter auf Jadra, mit großer Freimüthigkeit, ſo daß Innocenz — der andere Könige nach Gefallen zu entſetzen und ihre Reiche zu verſchenken pflegte, und die deutſchen Kaiſer als ſeiner Lehenträger anſah — dem Ungarnkönige mit Nachgiebigkeit und kluger Schonung begegnete.

Innere Angelegenheiten zogen die Aufmerkſamkeit des Königs von jenen Serbiens ab, wo durch Sawa's, des Archimandriten im Kloſter Studenjetz, geiſtliches Anſehen die Ausbreitung des lateiniſchen Kirchenweſens in's Stocken gerieth. Der König ließ durch den Erzbiſchof Johannes von Colocza — den der Papſt, wegen Erledigung des Graner Erzbisthums, dazu ermächtigt hatte — ſeinen Sohn, den etwa fünfjährigen Ladislaw, am 26. Auguſt 1204 krönen, und gelobte, dem Willen des heiligen Vaters gemäß, in ſeines Sohnes Namen, Gehorſam gegen den apoſtoliſchen Stuhl und die Freiheit der Kirche Ungarns. Kurze Zeit darauf erkrankte der König Emerich hoffnungslos. Als er ſich ſterbend fühlte, ließ er ſeinen Bruder, Andreas, aus ſeiner Haft holen, verſöhnte ſich mit Demſelben und ſetzte, in Uebereinſtimmung mit ihm, ſeinen letzten Willen feſt, durch welchen

Andreas zum Vormund Ladislaw's und zum Reichsverweser ernannt wurde. Nur die Schwäche der Krankheit konnte den König bewogen haben, so große Vollmacht in die Hände des ränkesüchtigen Andreas zu legen, vor welchem der rechtmäßige Thron mehr als Einmal gewankt hatte. König Emerich verblich in der Blüte seiner Jahre, den 30. November 1204.

Der tiefdringende Blick des Papstes Innocenz III. erkannte sogleich die Gefahr, welche durch einen Vormund, wie Andreas, für den königlichen Knaben erwachsen mußte, und eilte, durch ernste Zuschrift den Reichsverweser an seine Pflicht zu mahnen, indem er zugleich auch der ungarischen Clerisei an das Herz legte, mit Eifer und Nachdruck über die Sicherheit des rechtmäßigen jungen Königs Ladislaw zu wachen, und einen Jeden, der Diesem oder dessen Angehörige in Besitzthum und Ansprüchen zu verletzen wage, mit geistlichen Waffen zu verfolgen. Doch dies Alles reichte nicht hin, um des Andreas unbändiger Herrschsucht Schranken zu setzen. Alle seine Schritte gingen dahin, sich des königlichen Ansehens zu bemächtigen. Gar bald hatte König Emerich's Witwe, Konstantia, alle Ursache, für ihre und ihres Sohnes Sicherheit zu bangen; mehre Bischöfe und Prälaten riethen ihr dringend, sich den Verfolgungen des Andreas zu entziehen, ehe es zu spät würde, und so entfloh sie mit ihrem Sohne und vielen Getreuen nach Oesterreich, die heilige Krone und Reichsinsignien mit sich nehmend. Herzog Leopold der Glorreiche nahm die hohen Flüchtlinge schützend auf. Andreas tobte, drohte mit Krieg und rüstete. Doch auch der Herzog Leopold sammelte seine Schaaren zur Vertheidigung der Rechte des unmündigen Königs. Schon standen Beider Heere an den Gränzen schlagfertig einander gegenüber, da gelangte in das Lager die betrübende Kunde: der König Ladislaw sey (11. Mai 1205) plötzlich gestorben. Hiermit war der Anlaß des Streites erloschen, und Andreas bestieg rechtmäßig den Thron, den er durch ein Verbrechen hatte gewinnen wollen; Krone und Reichsinsignien gab ihm der Herzog Leopold unweigerlich zurück. Konstantia, tief gebeugt durch den Tod des einzigen Sohnes, ging in ihre aragonische Heimat, und reichte vier Jahre später ihre Hand dem Könige von Sicilien, der nachmals als Kaiser Friedrich II. die Welt mit seinem Ruhme füllte, mit seiner Kraft erschütterte.

Achtzehn Tage nach Ladislaw's Tode feierte Andreas seine Krönung; sie war der Beginn einer dreißigjährigen Verwirrung, in deren Chaos

jedoch Zufall oder Verhängniß manchen schöpferischen Keim ausbildeten. Andreas, schwach und willenlos, vielleicht erschöpft von den durchlebten Stürmen einer wilden Jugend, war nur ein Werkzeug in den Händen seiner Gemalin Gertrud, einer Frau von heftiger und leidenschaftlicher Gemüthsart, herrschgierig, und mehr stark im Willen, als in der Thatkraft, unweiblichen, doch darum noch nicht männlichen Geistes. Ein nutzloser Feldzug gegen Halitsch, übereilt begonnen und noch übereilter abgebrochen, eröffnete das Feld der Thaten des Andreas; die Einverleibung Galiziens und Lodomeriens in den Königstitel war Alles, was dabei gewonnen wurde. Später (1212) sandte der König, um die von ihm eingesetzten Fürsten Wladimir und Roman gegen die Wuth der Parteien und des Pöbels zu schützen, einige Mannschaft nach Halitsch; aber wie er selten das rechte Maß fand und meist in den Extremen des Zuviel oder Zuwenig sich bewegte, so war auch diese Mannschaft zu gering, um ihren Zweck zu erreichen; sie vermochte nicht einmal jene beiden Fürsten zu schützen, die als Opfer des Volkshasses fielen. Nichts gelang dem Führer der ungarischen Truppen, als eine Zeitlang die Statthalterschaft über Galizien und Lodomerien zu behaupten; der Scheinerfolg von neun verlorenen Regierungsjahren.

Während so der König Andreas seine Zeit nach außen verlor, mußte er, von seiner Gemalin gedrängt, um so thätiger sein in Begünstigung seiner Verwandten. Am meisten erfreute sich dieser Gunstbezeigungen der Bruder der Königin, der Bamberger Propst Berthold, der, auf königlichen Wink hin, von dem Coloczer Kapitel zum Erzbischof gewählt wurde und — obgleich der Papst Innocenz ihm, wegen Mangels des kanonischen Alters und hinlänglicher Wissenschaft, die Weihe und das Pallium versagte — die Verwaltung des Erzbisthums behielt, und die kirchlichen Einkünfte bezog. Später (1209) erhob der König diesen seinen Schwager zum Ban von Dalmatien und Kroatien, drei Jahre darauf (1212) auch zum Woiwoden von Siebenbürgen, zuletzt noch zum Grafen der beträchtlichen Bácser und Bodrogher Gespanschaften. Das schnelle Glück machte den Jüngling so übermüthig, daß er die Magnaten mit beleidigendem Stolze behandelte und dadurch sich ihren glühendsten Haß erwarb. — Zu diesen Günstlingen kam auch noch der Königin Gertrud älterer Bruder, Bischof Eckbert von Bamberg, welcher, der Theilnahme oder doch Mit-

wiſſenſchaft an der Ermordung des deutſchen Königs Philipp durch Otto von Wittelsbach mit oder ohne Grund verdächtig, ſeiner kirchlichen Würde durch den päpſtlichen Legaten entſetzt worden war. Er floh nach Ungarn, wo der König ſich in Rom für ſeine Wiedereinſetzung verwendete, aber dort abſchlägige Antwort und neue Vorwürfe wegen der gemeldeten Beſetzung des Coloczer Erzbisthums ſich holte. Dennoch durfte Eckbert in Ungarn bleiben, wurde vom Hofe hochbegünſtigt und begütert, und weckte dadurch nicht minder die Eiferſucht der Magnaten, wie ſein jüngerer Bruder. Auch andere Ausländer wurden gegen die Eingeborenen bevorzugt, und die Unzufriedenheit hierüber ſchritt endlich zur That. Die Mißvergnügten ſendeten Abgeordnete nach Konſtantinopel, um den Söhnen Geiſa's, des jüngſten Bruders König Bela's III., die Krone von Ungarn anzubieten; aber der Anſchlag wurde verrathen und die Abgeordneten unterwegs aufgehoben.

Die überſtandene Gefahr hätte den König und ſeine Gemalin belehren ſollen. Dies geſchah nicht; vielmehr kamen neue Mißgriffe hinzu und trugen vermehrten Zündſtoff zu dem vorhandenen. Der bisher nur erwählte, nicht päpſtlich beſtätigte Erzbiſchof Berthold von Colocza wollte ſich in Allem dem Graner Erzbiſchofe Johannes, einem geborenen Ungar, gleichſtellen, und zettelte hierüber einen Streit an, welchen zu ſchlichten der Papſt dem Könige nachdrücklich an's Herz legte (1211). In dieſer Zeit warb der Landgraf Hermann I. von Thüringen für ſeinen älteſten minderjährigen Sohn Ludwig um die vierjährige Tochter des Königs Andreas, die nachmals heilig geſprochene Eliſabeth. Das verlobte Kind wurde nebſt koſtbaren Geſchenken den Geſandten ausgefolgt, und die Königin verſprach, dieſen Geſchenken künftig noch die größten Reichthümer zuzufügen, eine Rede, welche von den zahlreichen Feinden der Königin auf das Uebelſte ausgelegt wurde und die böſen Anſchläge gegen ſie zur Reife brachte.

Die Loſung zum Ausbruche des Aufſtandes gab die Abreiſe des Königs nach Halitſch, wohin Derſelbe ſeinen zweiten, damals fünfjährigen Sohn Coloman führte, um ihn dort, dem Wunſche der, der ungariſchen Oberherrlichkeit huldigenden Halitſcher gemäß, als Fürſten einzuſetzen. Vor ſeinem Weggange hatte der König die Verwaltung des Reiches mit unbedingter Vollmacht ſeiner Gemalin und ihrem Bruder, dem Erzbiſchof von Colocza, übertragen, als Palatin aber den Preßburger Grafen Bank

(Benedikt) aus dem Geschlechte Bór ernannt. Letzterer wurde jedoch, so gut wie der Erzbischof Johannes von Gran, durch die Königin und ihren Anhang — den Grafen Nikolaus, ihren Hofrichter, den Grafen Tiburz von Wieselburg, Bagu von Stuhlweißenburg, und Peter von Csanad — von allen Berathungen fern gehalten. Kaum war der König über die Gränze, so brachen die Feindseligkeiten gegen den Erzbischof von Colocza los, der vergeblich sich durch die geistlichen Waffen des Papstes gegen Ueberfälle und Angriffe zu schützen suchte. Zu größerem Unheil befanden sich zu jener Zeit auch die beiden jüngeren Brüder der Königin, Herzog Otto von Meran und Markgraf Heinrich von Istrien, am ungarischen Hofe. Ersterer, ein junger Wüstling, nährte in sich die Glut einer verbotenen Leidenschaft für des Palatin Bank reizende und tugendhafte Gemalin, die stets an der Seite der Königin sich befand. Mancher List bediente er sich, die edle Frau zu verführen; sie blieb seinen Anträgen taub. Da verblendete ihn seine Leidenschaft so weit, der Gräfin in den Gemächern der Königin Gewalt anzuthun, wodurch Letztere in Verdacht kam, die schmähliche That ihres Bruders unterstützt zu haben. Jetzt kannte der Haß der Feinde der Königin — der man längst schon die Begünstigung der Fremdlinge und andere Mißgriffe Schuld gegeben — keine Gränzen mehr. An Otto konnte keine Rache mehr genommen werden, weil er sogleich nach vollbrachtem Bubenstücke entflohen war; die Königin, als seine vermeinte Mitschuldige, sollte für ihn büßen, und ihre Ermordung wurde beschlossen. Der ebenfalls zur Partei der Mißvergnügten gehörige Erzbischof Johannes von Gran wurde befragt, und antwortete in einem doppelsinnigen Briefe: „die Königin zu tödten fürchtet, nicht gut ist es. Wenn Alle einverstanden sind, widerspreche ich, nicht geschehe es," — was man auch lesen konnte: „Die Königin zu tödten fürchtet nicht, gut ist es. Wenn Alle einverstanden sind, widerspreche ich nicht, geschehe es!" Die Verschworenen hielten sich an die zweite Auslegung; der Biharer Graf Peter und der Ban Simon erschlugen die Königin Gertrud in ihrem Gemache; die Burg wurde geplündert und das große königliche Gnadensiegel entführt. Die Anhänger der Königin nahmen Blut für Blut; sie ermordeten den Grafen Peter sammt mehren Verschworenen, verschonten aber den Palatin Bank, vielleicht weil seine Theilnahme zweifelhaft war, vielleicht auch, weil er ihnen durch die Schmach, die er an seinem Weibe erfahren,

im voraus gebüßt zu haben schien. Auch an dem verhaßten Berthold würde die Rache der Verschworenen ausgegangen sein; aber dieser war noch im rechten Augenblicke nebst seinem Bruder Eckbert aus dem Lande geflohen, und hatte unredlicher Weise sogar einen beträchtlichen Schatz, den seine Schwester bei einem Bürger niedergelegt, mit sich genommen. Die königlichen Kinder, den erstgeborenen, achtjährigen Bela, welchen der König bereits früher hatte krönen und ihm huldigen lassen, den jüngsten, Andreas, und die Prinzessin Maria, brachte, ohne daß sie von den Verschworenen verfolgt wurden, ihr Erzieher in Sicherheit.

Der König, noch immer in Halitsch durch die dortigen Angelegenheiten zurückgehalten, beklagte sich bei dem Papste Innocenz bitter über den Raub, den der Erzbischof Berthold von Colocza, durch Entführung des Schatzes der Königin, ihm angethan, mußte aber dafür von dem Papste nur neue Vorwürfe anhören, wie er, gegen den Willen des apostolischen Stuhles, jenen Mann im Erzbisthume erhalten habe, der ihm nun mit so schnödem Undanke gelohnt. Geneigtere Antwort gab der heilige Vater auf die Bitte des Königs: seinen Sohn Coloman, den das ihm unterthänige Galizien zum Könige begehre, durch den Erzbischof von Gran salben und krönen zu lassen und Letzterem hierzu Vollmacht zu ertheilen. Der Papst Innocenz that, wie der König wünschte. Der Erzbischof von Gran setzte, unter dem Beistande des Krakauer Bischofs, dem jungen Coloman in Halitsch die Krone auf das Haupt, und Dieser wurde sofort mit Salome, des Herzogs Lesko von Polen dreijähriger Tochter, verlobt, um durch polnisches Bündniß Galizien und Lodomerien sicherer gegen die Angriffe der russischen Fürsten zu behaupten.

Nach Ungarn zurück gekehrt, vermälte sich König Andreas mit Jolantha, einer Tochter des Peter von Courtenay, Grafen von Aurerre. Die schlimme Erfahrung, welche er einmal im Widerstande gegen den päpstlichen Willen, nämlich bei Erhebung des Erzbischofs Berthold, gemacht hatte, stimmte ihn nun doppelt nachgiebig gegen den römischen Stuhl, dergestalt, daß selbst seine königliche Machtvollkommenheit bisweilen dabei Gefahr lief. Auch bereitete er, während er Klöster und Kirchen mit verschwenderischer Großmuth begabte und Werke der Demuth übte, sich mit Ernst zu einem Kreuzzuge nach Palästina vor. Nach dem Tode des unbeerbten Heinrich, zweiten lateinischen Kaisers in Konstantinopel, schwankte dort

die Wahl zwischen dem Grafen Peter von Courtenay und dem Könige Andreas. Endlich entschied sie sich für Letzteren, und eine Gesandtschaft kam, ihm die byzantinische Kaiserkrone anzutragen (1215). Andreas, dadurch erfreut, doch eigenen schnellen Entschusses unfähig, berichtete hierüber an den neuen Papst, Honorius III., schilderte demselben, wie vortheilhaft es für den bevorstehenden Kreuzzug seyn würde, wenn er zum Herrscher in Byzanz ernannt würde, und bat sowohl um Bestätigung der von ihm für die Zeit seiner Abwesenheit aus Ungarn getroffenen Anstalten, als auch um Lösung des Gelübdes zur Kreuzfahrt für Diejenigen, welche er zur Verwaltung des Reiches und zum Schutze seiner Kinder bestimmen würde. Der Papst aber, dem es gefährlich däuchte, wenn durch Anfall der byzantinischen Krone die Macht des Ungarnkönigs noch weiter gegen Osten vorrückte, antwortete ausweichend und verzögernd, und Andreas der nun ebenfalls mit der Annahme zauderte, ging dadurch der östlichen Krone an seinen eigenen Schwiegervater, Peter von Courtenay, verlustig, welcher, freilich zu seinem schnellen Verderben, sich damit zu schmücken eilte.

Vor der Abreise mußte der König daheim noch manche Maßregel treffen. Seine drei Söhne bestimmte er, einen nach dem Tode des anderen, zu seinen Nachfolgern. Zum Reichsverweser in Ungarn ernannte er den Graner Erzbischof Johannes; für Kroatien und Dalmatien aber den Bruder Pontius de Cruce, Meister der Tempelritter durch Ungarn und Slavonien. Um aber, bei dem bevorstehenden Zuge, dem drückenden Geldmangel abzuhelfen, nahm er aus der Veszprimer Domkirche die kostbare Krone der ersten Königin Gisela weg, ließ die Edelsteine ausbrechen und verkaufen, was ihm der dortige Bischof, Robert, des Königs früherer Kanzler, sehr übel nahm und bitter nachtrug.

In Spalatro angekommen (23. August 1217), wo die Einschiffung Statt finden sollte, traf der König ein aus Siebenbürgen angelangtes Kreuzheer von Sachsen. Viele vornehme geistliche und weltliche Herren — darunter seine beiden Schwäger Otto von Meran und Bischof Eckbert von Bamberg, ferner die Bischöfe von Raab und Erlau, nebst vielen Magnaten — waren in seinem Gefolge. Unterwegs war auch der Herzog Leopold der Glorreiche von Oesterreich mit deutschen Herren und zahlreichen Mannen zu ihm gestoßen. Glücklich landete das vereinigte Kreuz-

heer auf Cypern; hier wurde der Kriegsplan berathen und festgestellt und dann nach Acre gesegelt, wo vor sechs und zwanzig Jahren die Könige von Frankreich und England und der tugendhafte Leopold von Oesterreich siegend ihre Banner aufgepflanzt und wo jetzt die Ritter des heiligen Johannes von Jerusalem ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatten. Der König besuchte andachtsvoll die heiligen Orte, küßte das wahre Kreuz, das der Patriarch von Jerusalem feierlich in das Lager der Christen trug, badete in den Wellen des Jordan und wandelte am galiläischen See in den Fußstapfen des Erlösers. Aber diese Begeisterung konnte den Mangel der Einheit im christlichen Heere nicht ersetzen, nicht die fehlerhaften Vorbereitungen gut machen, deren Folgen nun in planlosen Unternehmungen und, was noch schlimmer, im Abgang der Vorräthe, so wie in inneren Zwisten sich offenbarten. Zaudern und Uebereilung wechselten und brachten gleich üble Früchte. An dem beherzten Angriffe auf das feindliche Castell auf dem Berge Tabor nahm Andreas lebhaften Antheil. Als aber diese heldenmüthige That an dem Zwiste und dem treulosen Abzuge der, das Hintertreffen der Kreuzfahrer anführenden Herren so kläglich scheiterte, verlor der wenig standhafte König die Liebe und die Begeisterung für das Unternehmen. Andere ungünstige Erfolge der christlichen Waffen steigerten seinen Widerwillen, und bei einem Krankheitsanfalle, den vielleicht nur das Klima erzeugte, glaubte er sogar, man habe ihm Gift beizubringen versucht. Als nun die einzelnen Abtheilungen des Kreuzheeres in verschiedene Standörter verlegt wurden, wählte Andreas, auf baldigen Abzug bedacht, für sich geflissentlich den entferntesten Platz, und zwar Tripolis. Hier reiften mehre unerfreuliche Nachrichten aus der Heimat seinen Entschluß. Es war nämlich der Großzupan Serbiens, Stephan, zur lateinischen Kirche übergegangen und dafür auf Befehl des Papstes Honorius — ohne hierüber den König von Ungarn, als Serbiens Oberherrn, erst zu befragen — durch den Cardinallegaten Gregorius zum Könige von Rascien gekrönt worden. Auch herrschte in Ungarn selbst Unordnung und Parteiung, was dem Könige nicht einmal erlaubte, den Papst ernsthaft um Erklärung in der serbischen Angelegenheit zu beschicken. Dies Alles machte es dem Könige zur Pflicht, in sein Reich zurück zu kehren und in Person jene Händel zu schlichten. Diesen Entschluß sprach er jetzt aus. Zwar belegte der Patriarch mit dem Banne ihn und Alle, die ihm folgen würden; aber des Königs

Bischöfe und sein Kanzler Ugrin beruhigten des Andreas Gewissen, und so wurden zum Abzuge Anstalten getroffen, trotz jenes Bannstrahls. Ehe der König schied, bezeigte er noch den Hospital-Rittern des heiligen Johannes von Jerusalem seine Dankbarkeit für ihr christliches und heilsames Wirken und für ihre erwiesene Gastfreundschaft; mit Beistimmung der, ihn begleitenden Magnaten verlieh er jenem Orden von den Einkünften der königlichen Salzwerke zu Szaloch jährlich fünfhundert Mark Silbers, desgleichen den Zoll von dem Oedenburger Gränzpasse; ein Stück Landes zwischen der Drave und der Ordensbesitzung Chergon; die Freiheit, sein Salz im ganzen Reiche bis an die Drave, mit Ausnahme der Gränzplätze, ohne irgend eine Abgabe zu veräußern, nebst anderen Rechten und Freiheiten.

Nun hielt den König Nichts mehr zurück. Er unternahm die Heimfahrt zu Lande, indem er von Tripolis über Antiochien durch Kleinarmenien, Kappadozien, Galatien, Bithynien, Thrazien und Bulgarien ging, und schloß unterwegs ein dreifaches Familienbündniß. Seinen jüngsten Sohn, Andreas, verlobte der König in Antiochien mit der Tochter des Königs Leon von Armenien, mit der Bedingung der Erbfolge für Andreas und dessen Nachkommen. Selbst der Sultan von Ikonium bat den Ungarnkönig um die Hand einer seiner Töchter oder Anverwandten, und erbot sich, in diesem Falle zum Christenthum überzugehen, worauf Andreas jedoch, der hierüber erst die Ansicht des heiligen Vaters einholen zu müssen glaubte, keine bestimmte Erklärung gab. Dagegen verlobte Derselbe seinen Erstgeborenen, Bela, mit Maria, der Tochter des griechischen Kaisers Theodor Lascaris, welcher sich ganz Bithynien, Phrygien, Mysien, Jonien, Lydien, vom Mäander bis an das schwarze Meer unterworfen hatte, und nahm die Braut sogleich mit sich nach Ungarn. Seine erstgeborene Tochter, Maria, sagte König Andreas auf seinem Zuge dem tapferen Fürsten der Bulgarei, Johannes Asan, Besieger und Vertilger des lasterhaften Kalo-Johannes, zu, und zwei Jahre darauf wurde die Vermälung gefeiert. Mächtige Bündnisse, in Ungarns Stellung gegen Saracenen, Griechen, Polen und Reussen von hoher Wichtigkeit, entsprangen aus diesen vielseitigen und ersprießlichen Familienverzweigungen.

Andreas fand bei seiner Rückkehr sein Reich in schrecklicher Verwirrung. Nirgends herrschte mehr ein gesetzliches Ansehen; jeder Mächtige spielte den Meister; das Finanzwesen lag gänzlich danieder und der Unter-

schleif hatte alle Quellen abgegraben. Der König aber besaß am wenigsten die Kraft und die Umsicht, hier abzuhelfen, und indem er verkehrte Maßregeln anwendete, setzte er oft wirkliche Uebel an die Stelle bloßer Symptome, und verschlimmerte mehr, als er besserte. Halitsch war, während des Königs Kreuzfahrt, für Coloman verloren gegangen; durch zu voreiligen Eifer in Einführung des lateinischen Kirchenwesens hatten die ungarischen Verweser dort die Haufen wider sich erbittert, und es war daher dem russischen Fürsten Mstislaw Mstislawitsch von Novgorod um so leichter geworden, Coloman aus Halitsch zu vertreiben. Ihn mit Heeresmacht dort wieder einzusetzen, war des Königs Andreas nächstes Augenmerk. Zwar sendete ihm der Polenfürst Lesko Hilfstruppen unter dem Krakauer Palatin Nikolaus; aber dem Könige gebrach es an Geld und allen anderen Mitteln, um in seinem eigenen Reiche ein Heer zusammen zu bringen; denn die Kosten des Kreuzzuges hatten den Schatz verschlungen und noch Schulden gehäuft; um aber den Heerbann mit Erfolg zu berufen, fehlte es dem Könige an Kraft und Ansehen, wie den Magnaten und der Ritterschaft an Gehorsam. Da ertheilten ihm einige Magnaten aus Selbstsucht den üblen Rath, königliche Burgen, Gespanschaften, Ländereien und Einkünfte der Krone bleibend an Barone und Ritter zu veräußern. Er that es, die Zukunft opfernd, um den Augenblick zu retten. Wenigstens verschaffte dieser Staatsstreich im Momente Geld und Krieger, und ein ungarisch-polnisches Heer zog unter Anführung des Palatin Jula, Grafen von Bodrog, mit Coloman wieder nach Halitsch. Aber auch Mstislaw hatte bei den anderen russischen Fürsten und bei dem Kumanen sich Beistand verschafft, und während die Letzteren sich in Hinterhalt legten, griff er mit den Russen unweit Halitsch Jula's Truppen an, wich dann zurück und verlockte dadurch die Ungarn und Polen, ihre geschlossenen Reihen zu trennen und in einzelnen Haufen die vermeinten Flüchtlinge zu verfolgen. Da entrollte sich plötzlich der Hinterhalt der Kumanen, welche, des Bodens kundig, ihre Gegner umzingelten und ohne große Anstrengung aufrieben. Der Palatin Jula gerieth in russische Gefangenschaft. Die ungarische Besatzung in Halitsch mußte, nach längerer standhafter Vertheidigung, den Platz übergeben; auch die innere Burg fiel, und mit ihr Coloman und dessen Braut Salome in die Hände der Sieger. Beide wurden auf die Torsker Burg in Gewahrsam gebracht, die gefangenen

Ungarn und Polen aber von Mſtislaw den Kumanen als Sclaven zugetheilt (1220).

Wie im Norden die Hoffnungen für Coloman, ſo ſcheiterten auch im Oſten jene für den jüngeren Andreas, der mit König Leon's Tod, ſowohl die Braut, als die Anſprüche auf Armenien an Philipp, den Sohn des Fürſten Bohemund von Antiochien, verlor. Gern begab ſich König Andreas ſeiner früheren Entwürfe im Oſten, und ſorgte zunächſt nur, daß durch polniſche Vermittelung Coloman und deſſen Braut in Freiheit geſetzt und mit Rußland Friede geſchloſſen wurde, wobei es zur eidlichen Beſtimmung kam, daß des Königs jüngſter Sohn, der um die armeniſche Braut gebrachte Andreas, mit Mſtislaw's Tochter, Maria, verlobt, nach drei Jahren vermält, bis dahin Halitſch unter ungariſcher Lehensherrlichkeit von Mſtislaw verwaltet, ſodann aber an des Letzteren Eidam fallen ſollte, wobei der bereits als König in Halitſch gekrönte Coloman freilich um alle ſeine Anſprüche kam. Uebrigens blieb der ganze Vertrag unerfüllt; des Andreas Braut, die ruſſiſche Maria, ſtarb, und weder er noch Coloman wurde je in Halitſch herrſchend, obgleich der jüngere Andreas, von ſeinem Vater zum Herzoge von Slavonien ernannt, ſich fortan auch König der Ruthenen nannte, und in dem Titel des Königs von Ungarn die Titel von Galizien und Lodomerien fortgeführt wurden, weniger ein Zeichen der Anſprüche, die man dem Namen nach fortbeſtehehen ließ, als vielmehr eine ſelbſtverſpottende Erinnerung deſſen, was man durch Schwäche und Mißgriff verloren hatte.

Immer empfindlicher drückte den König die Geldnoth, und in ſeinen angſtvollen Anſtrengungen, zeitweiſe ſie von ſich zu ſchütteln, nahm er oft zu Schritten ſeine Zuflucht, die noch größere Opfer nach ſich zogen. Selbſt ein, der Witwe ſeines Bruders Emerich, Konſtantia, zugehöriger Schatz, den ſie, vor ihrer Flucht aus Ungarn, dem Hauſe der Hoſpital-Ritter von Jeruſalem zu Gran zur Verwahrung anvertraut hatte, wurde von dem Könige gewaltſam entführt und verwendet, was, da Konſtantia, mittlerweile Gemalin des Kaiſers Friedrich II., hierüber Klage erhob, zu großen Aergerniſſen zu führen drohte, wäre nicht die Kaiſerin während des Prozeſſes verſtorben und hiermit die Sache in Vergeſſenheit gekommen. Am ſchwerſten mußten die Unterthanen die ſtäte Geldverlegenheit des Königs büßen. Er verpachtete die Zölle und Steuern, das Münz- und Salzregal

an Juden und Ismaeliten, die nun durch Abgabendruck, Münzfälschung und Wucher das Volk systematisch ausraubten und aussaugten. Den Armen ward keine Hilfe, und als jene Vampyre, durch ihren Einfluß kühn gemacht, die räuberische Hand zuletzt sogar nach dem höheren Clerus, nach Magnaten und Rittern auszustrecken sich erfrechten, waren sie schon zu reich und dadurch zu mächtig geworden, um dem allmälig gegen sie auftretenden Widerstande zu erliegen. Aus der allgemeinen Noth wucherte Unzufriedenheit, aus der Unzufriedenheit eine Drachensaat neuer Parteiungen empor. Diejenigen, denen das Regiment des Königs Andreas nicht zusagen wollte — und ihrer waren, mit Ausnahme Jener, die bei den Mißgriffen der Verwaltung sich bereicherten, die Meisten, — drängten sich mit sehnsüchtigen Hoffnungen zu des Andreas Erstgeborenem, dem jüngeren Könige Bela hin, der seinerseits auch schon müde war, nur den Titel, nicht die Macht eines Königs zu besitzen. Zudem hatten bedauerliche Irrungen ihn seinem Vater entfremdet, der, wie seiner ersten Gemalin, so nun auch seiner zweiten, Jolantha, unterjocht war und um ihretwillen die anderen Glieder seiner Familie häufig hinantsetzte, manchmal wohl auch verkürzte. Jolantha vertrug sich übel mit Bela's Gemalin, Maria, und Andreas ließ sich von dieser Abneigung der Königin so sehr hinreißen, daß er ernsthafte Schritte that, das Bündniß zwischen Bela und Maria zu trennen. Dem widersetzte sich Bela, welcher mit Zärtlichkeit an seiner Gattin hing, auf das Entschiedenste, und durch solche Reibungen entstand eine immer weitere Kluft zwischen den Herzen des Vaters und des Sohnes, und zwischen Beide drängten sich sofort Geschöpfe, welche, weil sie ihre Rechnung bei diesen Spannungen fanden, dieselben zu vergrößern nicht müde wurden. Allmälig bildeten sich, unter der Losung des älteren und jüngeren Königs, zwei feindliche Lager im Reiche, die einander allen möglichen Abbruch thaten und zuletzt es zu gegenseitiger offenen Verfolgung kommen ließen. Vergeblich that der Papst Honorius Schritte, um Ausgleichung zu bewirken und Einigkeit, Ordnung in Ungarn zurück zu führen. Immer heftiger wurde das Zerwürfniß zwischen Vater und Sohn; das königliche Ansehen sank dabei mehr und mehr herab und gab dadurch der aristokratischen Gewalt Anlaß, sich neben der gesunkenen königlichen zu erheben.

So kam es, daß auf dem großen Landtage 1222 die Magnaten jene berühmte „goldene Bulle“ erwirkten, welche nach dem Wesen eines

Gesellschaftsvertrages, noch jetzt die Grundlage der ungarischen Verfassung bildet. Es wurde dabei von der Voraussetzung ausgegangen, als sey im Laufe der Zeit die Macht und Freiheit der Magnaten unter jenen Standpunkt herabgedrückt worden, welchen König Stephan der Heilige, der Gründer und Ordner des christlichen ungarischen Staates, ihnen angewiesen und verbürgt habe; darum spricht König Andreas in der Einleitung seiner, auch unter dem Namen der Magna charta bekannten Bulla aurea: „Nachdem die, vom heiligen Könige Stephan eingesetzte Freiheit der Reichsedlen, wie auch anderen Eingeborenen, durch die Macht einiger Könige, welche entweder persönlichem Hasse, oder dem schnöden Rathe böser Menschen, oder auch dem eigenen Ehrgeize gefolgt, großentheils verletzt und geschmälert worden, haben die Reichsedlen oftmals zu unseren und unserer königlichen Vorfahren Ohren ihre Bitten um Umgestaltung des Königreichs gelangen lassen.“ Der König erklärt nun, daß er — wünschend und zugleich als seine Pflicht erkennend, jenen Bitten zu willfahren, besonders nachdem zwischen ihm und den Bittstellern um jenes Punktes willen schon mancherlei Bitterkeiten vorgefallen, welchen, zu Aufrechthaltung der königlichen Würde, für die Zukunft vorgebeugt werden müsse — ihnen und den anderen Eingeborenen seines Reiches die vom heiligen Könige Stephan verliehene Freiheit bewillige und zur Umänderung der Lage des Reiches Folgendes verordne. Es reihen sich nun dieser Einleitung ein und dreißig Gesetze in eben so vielen Artikeln an, welche in ihrem Inhalte durchaus verschieden sind. Im ersten Artikel sind die ersten Spuren zeitweise abzuhaltender Ständeversammlungen vorhanden; der zweite verbürgt die persönliche Freiheit, und der König erklärt daher: daß er und seine Nachfolger niemals Edelleute fangen oder verderben sollen, zu Gunsten eines Mächtigen, wenn sie nicht früher vorgeladen und auf den Rechtsweg verwiesen worden. Der dritte spricht das Grundeigenthum frei von allen Abgaben. Der siebente handelt von der Pflicht der Heerfolge; zum Waffendienste auf eigene Kosten sind die Edelleute nicht weiter, als bis an des Reiches Gränzen hin, verbunden; jenseits derselben werden sowohl die Ritterschaft, wie der königliche Heerbann und die Comitatsbanner auf des Königs Kosten erhalten. Der siebzehnte Artikel spricht die Unverletzbarkeit des Besitzthums aus, sowohl des ererbten, als auch jenes, das Einer für gerechten Dienst erhalten. Am weitesten getrieben war die Nachgiebigkeit des Königs und die Anma-

ßung der Magnaten in dem ein und dreißigſten Artikel, welcher, als Jus armorum, ſogar der offenen Widerſetzlichkeit geſetzlich Thor und Angel öffnete, denn es hieß darin: „Wenn aber Wir oder einer unſerer Nachfolger zu irgend einer Zeit dieſer unſerer Anordnung zuwiderhandeln ſollte, ſo haben ſowohl die Biſchöfe, als die Jobagien und Edelleute des Reiches, alle und einzeln gegenwärtige, künftige und nachkommende, ohne dieſerhalb der Untreue ſich ſchuldig zu machen, für ewige Zeiten das Recht, uns und unſeren Nachfolgern zu widerſprechen und zu widerſtehen.“ Dieſer Satz wurde im Jahre 1687 gebührendermaßen aufgehoben, und es beſchwört nun der König das Privilegium des Andreas jederzeit mit Ausnahme der gedachten Reſiſtenz. Einige andere Artikel der goldenen Bulle anlangend, ſo enthielt der eilfte ſeit zweihundert Jahren die erſte mißgünſtige Erwähnung gegen Fremde. Auch auf Bürger, Bauern und Sclaven iſt Rückſicht genommen. An ſich ſelbſt hatte der König nur in einem einzigen, dem ſieben und zwanzigſten, eine Art Abgabe feſtſtellenden Artikel gedacht, wahrſcheinlich, weil er die königlichen Rechte durch Natur und Herkommen bereits hinlänglich geheiligt und verſichert anſah, als daß ſie noch beſonderer Bürgſchaft bedurft hätten. Auch des Clerus gedachte nur Ein Artikel; doch erſchien zu Gunſten des erſteren ein eigenes königliches Decret, welches alle Streitſachen gegen Geiſtliche dem geiſtlichen Gerichtshofe zuwies und den Clerus von jeder Gattung Abgaben frei ſprach. Noch wurde jenem Grundgeſetze die Verfügung eingetragen, daß es, mit des Königs Bewilligung, jedem Ritter freiſtehen ſollte, in ſeinen Angelegenheiten ſich an Bela zu wenden, ohne deshalb ſeiner Beſitzungen verluſtig zu gehen. Hatte Bela Jemand rechtmäßig verurtheilt, oder in einer, vor ihn gebrachten Sache Recht geſprochen, ſo ſollte der König weder den Spruch aufheben, noch die Sache vor ſeinen Richterſtuhl ziehen, wogegen Bela auch ein Gleiches gegen den König zu thun ſchuldig war.

Durch die letztgedachte Verfügung bildete ſonach der jüngere König Bela ein eigenes, höchſtes und unabhängiges Gericht, und ſah ſich alſo im wirklichen Beſitze eines großen Theils der königlichen Macht. Dieſe Theilung der höchſten richterlichen Gewalt mußte nothwendig zu neuen Reibungen führen, beſonders da die Meiſten lieber bei dem, ohnehin beliebten, thätigen und durch Unparteilichkeit nach dem allgemeinen Beifalle ſtrebenden Bela ihr Recht ſuchten, als bei dem langſamen und nicht

selten eigenwilligen Andreas. Wiederum entstand Eifersucht und Spannung zwischen Vater und Sohn, wobei viele der angesehensten und geachtetsten Männer auf des Letzteren Seite traten, besonders da in dem Punkte der durch Andreas erzwungenen Scheidung seines Sohnes von dessen geliebter Gemalin der heilige Vater selbst für Bela entschied und Denselben aufforderte, seine Gattin wieder zu sich zu nehmen, auf welche Autorität hin nunmehr Bela, ohne des Vaters Einrede jetzt weiter zu beobachten, seine theure Maria triumphirend in sein Haus zurück führte (1223). Jetzt erreichte der Zwiespalt seinen höchsten Punkt, und ein Krieg zwischen dem Vater und dem Sohne würde unvermeidlich gewesen seyn, wäre nicht Bela, noch vor dem Ausbruche, mit seiner Gattin und einigen Anhängern aus dem Lande, und zwar nach Oesterreich zum Herzoge Leopold, geflohen. Der Papst Honorius, welcher Bela's Wiedervereinigung mit seiner Gemalin veranlaßt hatte, mußte nun auch den üblen Folgen davon zu begegnen suchen. Er nahm sich Bela's ernsthaft und thätig an, und erließ an die ungarischen Bischöfe dringenden Auftrag, den König Andreas von der Verfolgung seines Sohnes abzubringen, und im ganzen Reiche sprach sich die Stimmung so entschieden für Bela aus, daß der König nachzugeben genöthigt war, und Bela friedlich nach Ungarn zurück kehrte. Doch schien Entfernung das beste Mittel, um den Frieden zwischen Vater und Sohn aufrecht zu erhalten; daher kam Bela nicht an das Hoflager seines Vaters, sondern erhielt die Verwaltung Kroatiens und Dalmatiens mit königlicher Vollmacht (1224), in welcher nach zwei Jahren (1226) sein Bruder Coloman ihm folgte, wogegen Bela die Reichsverweserstelle in Siebenbürgen und im ungarischen Lande bis an das linke Ufer der Theiß übernahm.

Schon seit längerer Zeit hatte, wahrscheinlich auf Anregung einsichtsvoller Männer in Ungarn selbst, der Papst Honorius dem Könige Andreas als unumgängliche Pflicht an Herz gelegt, die von Letzterem unternommenen, nachtheiligen Veräußerungen von Krongütern nicht nur für die Folge zu unterlassen, sondern sogar auch die bereits geschehenen, als mit dem Krönungseide unverträglich, zu widerrufen. Lange war der König, für die Folgen eines solchen Schrittes bange, zu keinem Entschlusse gekommen; endlich aber drängte ihn sein gänzlich erschöpfter Schatz, dem Willen des heiligen Vaters nachzukommen. Er wollte jedoch diese, allerdings

gewagte Maßregel nicht persönlich zuerst beginnen, sondern ließ mit der gefährlichen Aufgabe seinen Sohn Bela für Siebenbürgen und das entlegenere ungarische Gebiet jenseit der Theiß den Anfang machen. Damals hatten auch die Kumanen, Bewohner der Moldau, um gegen die, sie heftig drängenden Mongolen Schutz zu finden, sich nebst ihrem Fürsten und ihrem Lande der Oberherrlichkeit Ungarns unterworfen. Bela's Thätigkeit war daher in jenen Gegenden doppelt in Anspruch genommen, und doch setzte er die Einziehung der alienirten Krongüter durch drei Jahre mit Eifer und Erfolg in's Werk. Ihn schreckte dabei nicht das Murren der Betheiligten, die sogar zu staatsverrätherischen Anschlägen griffen, welche aber der Zufall vereitelte und die Schuldigsten der verdienten Strafe überlieferte. Doch wollten auch jene Einziehungen noch immer nicht den Ausfall in des Königs zerrüttetem Schatze decken. Daher griff er (1230), gegen das vor acht Jahren von ihm gegebene Grundgesetz, wieder zu dem früheren Auswege, Juden und Ismaeliten an die Spitze der Kammer-, Steuer-, Zoll-, Münz- und Salzämter zu stellen, und durch sie die alten Bedrückungen erneuern zu lassen. Klägliche Frohnverträge und andere Nachtheile waren die Folge dieser unheilvollen Maßregel. Die Aermeren, um sich nicht völlig zu Grunde richten zu lassen, verkauften sich an ihre Aussauger zur Dienstbarkeit; noch Andere traten haufenweise zum Judenthum oder zum Islam über, um dadurch in die Gemeinschaft der Begünstigten zu kommen und sich das Recht zu gleichen Unterdrückungen zu erwerben. So drohte also durch jene verderblichen Verfügungen eine Auflösung aller religiösen und gesellschaftlichen Bande.

Von allen Seiten wurde der König mit Vorstellungen bestürmt. Um das drohende Ungewitter zu beschwören, hielt König Andreas (1231) einen großen Landtag, auf welchem er die goldene Bulle von 1222 nicht nur bekräftigte, sondern auch durch nähere Bestimmungen und Zusätze erweiterte. Zu diesen Zusätzen gehörte: daß alle, seit 1222 ohne gerichtliche Untersuchung abgenommenen Güter zurück gestellt werden, daß die Zinsbauern des Adels und der Geistlichkeit von Abgaben frei, und nur die Zinsbauern des Königs und der Schlösser, und die anderen, in König Coloman's Gesetzen von 1100 angeführten Menschenclassen Abgaben zahlen sollten. Auch geschah bei dieser Gelegenheit die erste Erwähnung des Incolat's, indem ein fremder Edelmann keine Reichsämter erhalten sollte,

außer er ließe sich im Lande nieder; Juden und Ismaeliten sollten von allen Aemtern, besonders von jenen der Münze und des Salzes, ausgeschlossen seyn. König Andreas und sein Sohn Bela beschworen diese Verordnungen mit einem körperlichen Eide, und Ersterer gab sich dabei so sehr in Nachtheil, daß er — für den Fall, wenn er oder seine Nachfolger den beschworenen Punkten zuwider handeln sollten — dem Erzbischofe von Gran sogar das Recht einräumte, über den König und dessen Söhne und Nachfolger das Interdict zu verhängen, ein Recht, das in der damaligen Zeit dem königlichen Ansehen noch ungleich gefährlicher werden konnte, als das in der Magna charta den Magnaten zugestandene Widerstandsrecht.

Der König selbst schien die Wichtigkeit der Zugeständnisse, die er gemacht, nicht in ihrem ganzen Umfange zu ermessen, oder war damit nur dem Drange des Augenblicks gewichen; denn er that vorläufig Nichts, um jene Bestimmungen wahr zu machen. Vielmehr blieben Juden und Ismaeliten nach wie vor in ihren Aemtern, und der verhaßte Palatin Dionysius, welcher bei dem Könige jenem Erpressungssysteme vorzüglich das Wort sprach, in seiner Würde; der Druck, ärger, als je, hatte die empörendsten Scenen in seinem Gefolge. Da vermochte der Erzbischof Robert von Gran seinem Unwillen nicht länger zu gebieten, und nachdem er noch einige Male vergeblich gemahnt hatte, dem Unfuge ein Ende zu machen, sprach er, von dem, kürzlich ihm gewordenen Rechte zum ersten Male Gebrauch machend (1233), das Interdict über Ungarn aus, verbot allen Gläubigen, mit Mohammedanern Handel und Verkehr zu treiben, belegte den Palatin Dionysius und den ehemaligen königlichen Schatzmeister, Samuel, ausdrücklich mit dem Banne, und nahm nur die Person des Königs, „dessen Besserung abwartend," von dem Interdicte aus.

Diese kirchliche Waffe schien den Muth des streng religiösen Königs zu brechen. Dreimal sendete er seinen Sohn Bela an den zürnenden Priester, um Aufhebung des Interdicts flehend und Abstellung der Mißbräuche betheuernd. Der Erzbischof, welcher ähnliche Versicherungen schon oft nutzlos hatte geben sehen, blieb unerbittlich; ein kurzer Aufschub der Wirkungen des Interdicts war Alles, was er bewilligte. Diese Frist benutzte der König, um den Hospitalitermeister für Ungarn und Slavonien, Andreas Rembalden, und den zungenfertigen Palatin Dionysius als Gesandte an den damaligen Papst Gregor IX. zu senden, welcher sofort Ungarn mit

seinem Legaten, dem Kardinal Jakob, beschickte. Sogleich nach des Letzteren Ankunft versammelten Andreas und Bela eine Anzahl Prälaten und Magnaten im Beregher Walde, um über die Vorschläge und Forderungen des Legaten Rath zu pflegen und die Vergleichsurkunde abzufassen. In derselben versprach der König abermals die Entfernung der Juden und Ismaeliten von den öfter gedachten Aemtern, Befreiung der Kirchengenossen aus der Dienstbarkeit dieser Nichtchristen, so wie Trennung und Hinderung aller ehelichen Verbindungen zwischen Diesen und Gläubigen, Aufhebung aller Beeinträchtigungen ungarischer Kirchen und Schadenersatz, Exemtion des Clerus von weltlicher Gerichtsbarkeit, mit Ausnahme der über Ländereibesitz entsponnenen Prozesse u. dgl. Der König besiegelte mit Zeugen und beschwor diese Urkunde, und räumte in seiner Bedrängniß abermals ein, daß, bei Nichterfüllung des Versprochenen, über ihn und seine Räthe der Kirchenbann, über seinen Hof das Interdict verhängt würde und dem Bischof Johannes von Bosnien die Vollziehung dieser kirchlichen Strafen zustehen sollte. Hierauf hob der Legat das Interdict auf. Aber wiederum wurde von Allem Nichts erfüllt; denn den König hielten theils seine fortdauernden Geldverlegenheiten, theils die Einschläge des Dionysius ab, sein Wort wahr zu machen. Vergebens mahnte der Legat; vergebens erschöpfte sich der heilige Vater selbst in gegründeten Vorwürfen; vergebens endlich sendete, seinem Auftrage gemäß, der Bischof von Bosnien die Anordnung des Bannes und des Interdicts nach Ungarn. Der Erzbischof von Gran mochte mittlerweile selbst eingesehen haben, daß es nicht im Vermögen des Königs stünde, seiner übernommenen Verbindlichkeit gerecht zu werden, und hintertrieb daher die Vollziehung jenes geistlichen Strafurtheils. Alles blieb im Alten; Juden und Ismaeliten verwalteten, wie bisher, die königlichen Einkünfte zum allgemeinen Verderben.

Zu dieser Zerrüttung im Reiche gesellte sich noch ein Kampf gegen den streitbaren Herzog Friedrich von Oesterreich, welcher seine zweite Gemalin, Sophia Lascaris, Schwester der Gemalin des jüngeren Königs Bela, verstoßen und dadurch des Letzteren bitteren Haß auf sich geladen hatte, wobei auf ungarischer Seite auch das Gelüste nach dem Besitze der Steyermark in das Spiel kam. Andreas brach (im November 1233) mit einem Heere in Oesterreich ein, und legte das Land um die Leitha wüst. Nach einigen weiteren kriegerischen Vorfällen trafen der König Andreas und der

Herzog Friedrich einander in Neuſtadt, ſchloſſen Frieden und der Herzog folgte ſeinem verſöhnten Feinde ſogar nach Ungarn, wo Derſelbe der Vermälung des durch Jolantha's Tod verwitweten Königs mit Beatrix von Eſte beiwohnte. Aber bei dieſen Feſten wurde der Grund zu neuer Feindſchaft gelegt. Friedrich's des Streitbaren herrliche Jugendkraft, ſein ritterliches Weſen fand in Ungarn großen Anklang. Eine mit Andreas unzufriedene Partei wünſchte ihn auf den Thron zu erheben und ſendete ihm hierüber Anträge nach Oeſterreich. Die Geſandtſchaft wurde aufgefangen und abermals drang ein ungariſches Heer verwüſtend an beide Donauufer. Doch wurde wiederum baldiger Friede geſchloſſen, und kurze Zeit darauf (November 1235) ſtarb der König Andreas, ein ſchwacher, willenloſer, und doch in Behauptung des aus Schwäche und Willenloſigkeit eingeſchlagenen Weges oft hartnäckiger Mann. Seine Witwe, Beatrix, war, als ihr Gemal verblich, geſegneten Leibes; ſie floh in ihre Heimat, und gebar dort einen Sohn, Namens Stephan.

Sogleich nach der Beiſetzung der väterlichen Leiche ließ des Andreas Erſtgeborener, der jüngere König Bela, ſich in Stuhlweißenburg durch den Erzbiſchof Robert von Gran feierlich krönen, wobei ihm der Halitſcher Fürſt, Daniel Romanowitſch, als Vaſall der ungariſchen Krone, das Pferd führen mußte. Kraftvoll und durchgreifend trat Bela gleich im Beginne ſeiner Regierung auf, und ſeine Strenge mochte allerdings von der gleichgiltigen Nachgiebigkeit ſeines Vaters dergeſtalt abſtechen, daß ſie Manchem wie Grauſamkeit ausſah. Mit Entſchiedenheit mußte die Hand an viele Uebelſtände gelegt werden, welchen des Andreas lange, unkräftige Regierung Zeit gegeben hatte, ſich um ſo tiefer einzuwurzeln. Der Hauptbegünſtiger des Pächterunfugs, welcher zu ſo vielen gefährlichen Reibungen Grund gelegt hatte, der verhaßte Palatin Dionyſius, wurde gefangen geſetzt und geblendet; andere übel berüchtigte Rathgeber des verſtorbenen Königs büßten mit Entſetzung und Kerker. An der Einziehung der veräußerten Krongüter arbeitete Bela mit unnachſichtlichem Eifer. Mehre reiche Klöſter und Stifte erfuhren dies an ihren Kronländereien zuerſt. Dann erklärte, im Einvernehmen mit den Magnaten, der König alle, durch ſeine Vorfahren von den Ländereien der königlichen Burgen an den Adel gemachten Vergabungen, deren Beſitz nicht rechtskräftig zu erweiſen ſey, für null und aufgehoben. Viele von Denen, die der Spruch traf, wütheten und ergrif-

sen allerhand Ausflüchte, die man ihnen nicht gelten ließ. Da schritten Manche zur Empörung. Wieder warfen sie ihren Blick auf den kühnen und ruhmgierigen Herzog Friedrich von Oesterreich. Sie trugen ihm Ungarns Krone an, und er ließ sich von dem glänzenden Ziele verlocken. Aber die Mißvergnügten hatten das Unternehmen weit leichter geschildert, als es war, und Friedrich sah sich arg getäuscht; denn als er in die Wieselburger Gespanschaft vorrückte, um die angeblich ihm bestimmte Krone in Empfang zu nehmen, fand er auch nicht Einen Magnaten an der Gränze. In seinem Unmuthe verwüstete er die ungarischen Gränzplätze; aber Bela und Coloman rückten ihm schnell mit überlegener Mannschaft entgegen, und Friedrich, unter schrecklichen Verheerungen bis unter die Mauern Wiens verfolgt, mußte um hohe Summe den Frieden erkaufen.

Das Muster einer gewandten Diplomatik im Ergreifen fremder Anträge und im Hinauszögern eigener Gegenverbindlichkeit gab König Bela in seinem Verhältnisse zu dem päpstlichen Stuhle. Papst Gregor IX. hatte den König Bela auf das Dringendste zum Kreuzzuge gegen den, wegen zweimaligen Abfalls von der römischen Kirche und feindlichen Angriffs auf das lateinische Reich in Konstantinopel in Bann verfallenen Bulgarenkönig, Johannes Asan, und dessen Bundesgenossen, Valatzes, griechischen Kaiser zu Nicäa, aufgefordert. Ungern würde Bela gegen diese beiden Fürsten, welche ihm einer wie der andere verschwägert waren, feindlich aufgetreten seyn. Aber er hütete sich, des Papstes Begehren abzuschlagen, während er durch scheinbar natürliche Gründe sein thätiges Einschreiten hinaus zu ziehen wußte, und dabei zugleich Bedingungen für sich selbst daran knüpfte, deren Vortheile ihm auch in dem Falle nicht verloren gehen sollten, wenn, wie er hoffte und voraus sah, der Kreuzzug später gar nicht zu Stande zu kommen brauchte. Die erste Bedingung, welche Bela stellte, war, daß der Papst Ungarns Rechte auf Bulgarien anerkennen, und dieselben allen Ansprüchen des griechisch-lateinischen Kaisers vorangehen müßten. Bulgarien sollte dabei in weltlichen Dingen der ungarischen Krone, in geistlichen dem apostolischen Stuhle unterworfen werden. Zugleich forderte Bela für sich alle jene kirchlichen Befugnisse in Bulgarien und in dem von ihm bevölkerten Lande Zemram (Gebiet von Szörény, das Severiner Banat), welche vormals dem heiligen Könige Stephan für Ungarn verliehen worden; ingleichen das Recht, sich und seinem Heere schon in Ungarn das Kreuz vortragen

zu laſſen und mit den dadurch geheiligten Schaaren nicht nur auswärtige Feinde, ſondern auch Empörer im Lande zu bekämpfen. Schließlich verlangte er noch Widerrufung der zahlloſen Bannſentenzen, in welche der päpſtliche Legat Jakob, aus völliger Unbekanntſchaft mit den Verhältniſſen Ungarns, durch ſeine Entſcheidung den hohen und niederen Clerus verwickelt, ſo wie auch Löſung aller Eide, welche Derſelbe ihm über ſo viele unerhebliche Dinge abgefordert hätte, daß er ſich gar nicht mehr auf alle beſinnen könne. Der Papſt, der des Ungarnkönigs Beiſtand gegen Aſan um jeden Preis bewirken wollte, gewährte in ſeinem Eifer faſt Alles, was Bela verlangte, und als Aſan bald darauf durch Ausſöhnung mit dem lateiniſchen Kaiſer und dadurch, daß er dem Kreuzheere freien Durchzug durch Bulgarien öffnete, dem ihm ſelbſt zugedachten Kreuzzuge auswich, hatte Bela gleichwohl ganz dieſelben Vortheile errungen, als ob er den, als Gegenverpflichtung ihm zugemutheten Zug wirklich vollführt hätte.

Um dieſe Zeit (1238) bat auch der Oberkhan der Kumanen, Kotjan (Kuthen), unfähig, ſich in der Moldau gegen die, in zahlloſen Schwärmen herandringenden Mongolen länger zu behaupten, um Zuflucht und Aufnahme in Ungarn. Die Uſen, Ghuſen oder Oghuſen, von den Geſchichtſchreibern auch Turkomanen oder Kumanen, von den Ruſſen Polowzer, von ſich ſelbſt aber Kunen genannt, waren der vorzüglichſte und edelſte jener urſprünglich oſttürkiſchen Stämme, welche, durch Futtermangel aus dem nördlichen China verdrängt, gegen das Ende des neunten Jahrhunderts wahrſcheinlich von jenſeits des Orus über die nördlichen Ufer des caſpiſchen Meeres und über den Jaik in Kiptſchak einbrachen und hier, mit den Chaſaren verbündet, die Kiptſchaken oder Patzinakiten aus ihren Wohnſitzen vertrieben. Wahrſcheinlich waren die Uſen Eines mit den Utiern Herodot's; auch für die Uſiun der Chineſen ſind ſie gehalten worden. Wenn die Uſiun germaniſchem Stamme angehörten, ſo wäre damit die ſonderbare Angabe polniſcher Geſchichtſchreiber, welche die Uſen für Gothen ausgaben, in gewiſſer Hinſicht erklärt. Den urſprünglichen Namen der Kunen führen die Uſen noch heute in Ungarn ſelbſt, nachdem ihre Sprache — die weſttürkiſche im ſpäteren Sinne — zu Ende des vorigen Jahrhunderts erloſchen. Ob der Name Kumane blos eine Erweiterung dieſes urſprünglichen Namens, oder eine Verſtümmelung des Namens Turkomane, oder von dem Fluſſe Kuma, oder dem alten Schloſſe Cumania abgeleitet

ſey, läßt ſich nicht mit Gewißheit entſcheiden und iſt von keinem Belang; weniger zweifelhaft iſt der Urſprung des Namens Polowzer, welcher nichts anderes, als die Uſen der Steppe heißt, indem das ruſſiſche Pole ſo viel als Steppe oder ein weites Feld bedeutet, und Owz nur eine breitere Ausſprache von Uſ iſt. Von den Uſen wurde der Dniepr Uſu, und das Meer an der Mündung desſelben Uſolimne, d. i. Hafen der Uſen, benannt. Vielleicht traf in der alten Zeit die Bedeutung des Volksnamens Kun mit der blauen Horde zuſammen. Weil, wie ſchon bemerkt, als der älteſte und edelſte Stamm der Türken der, ſeinen Urſprung und Namen unmittelbar von Oghus-Khan ableitende, der Ghuſen oder Uſen galt, welche auch Kunen hießen, ſo ſuchten ſich auch andere Völker in dieſen Namen einzudrängen, ſo z. B. die, vielleicht aus finniſchem Stamme abzuleitenden Hunnen, ſo daß die Bezeichnung Hunnen oder Kunen, wie in früheren Zeiten jene der Skythen und Türken, zu einem Gattungsnamen ſich ausdehnte, unter welchem auch Völker ganz verſchiedener Zunge begriffen wurden. Kumanien war, nebſt der Bulgarei, dem baſchkiriſchen Großungarn, dem öſtlichen Theile des alten Rußlands, dem Lande der Lesger, der Kebardei, Chaſarien, Alanien und dem Lande der Patzinakiten oder eigentlichen Kiptſchak, eines jener, den Geographen des Mittelalters bekannten neun Hauptländer, deren Umfang ſpäter das mongoliſche Reich von Kiptſchak bildete. Die in alten ruſſiſchen Quellen vorkommenden Städte der Polowzer oder Kumanen ſind, nebſt Serai und Aſtrachan, Ornatſch, Bezdeſch, Scharukan, Tſchechlujew und Balin, letztere wohl eine und dieſelbe mit der bulgariſchen Stadt Bulimer, auf deren Ruinen das heutige Biljersk ſteht. Von einem Dutzend Städten der Kumanen, welche die Erdbeſchreibung Edriſi's nennt, ſind nur die Hälfte, nämlich: Dſchalita als Galitta, Schaluſta als Luſta, Lebedias als Lebadha, Materino oder Matrega als das ruſſiſche Tmutarakan, Kumania als das Kumanerland, Scholtatie als Soldaja, mit Gewißheit zu erkennen*).

Das Reich der Kumanen unter ihrem Oberkhan Kotjan, dem Schwiegervater des tapferen Mſtislaw von Halitſch, erſtreckte ſich zur Zeit des Mongoleneinfalls von der Donau bis zum Jaik und bis in die Steppe

*) S. Hammer-Purgſtall: „Geſchichte der goldenen Horde in Kiptſchak" (Peſth, 1840), S. 7, 8, 16, 20, 22, 26, 54 u. a. a. O.

der Cluten; davon hieß die Moldau Klein- oder Schwarzkumanien, das Land jenseits der Driſſa aber Groß- oder Weißkumanien. Nachdem der wilde Batu, der zweite Sohn Dſchudſchi's und Enkel Tſchengis-Khan's, mit Schwert und Brandfackel das nördliche und weſtliche Rußland verheert und unterjocht hatte, wandte er ſich mit ſeiner bluttriefenden Mongolenhorde nach Aſtrachan gegen Kotjan. Zweimal ſchlug Dieſer die Feinde herzhaft zurück, aber bei dem dritten Angriffe konnte er ihren zahlloſen Schwärmen nicht länger Widerſtand leiſten, und warf, nach einer blutigen Niederlage in den Steppen Aſtrachan's, ſich mit vierzigtauſend kumaniſchen Familien in die ſchützenden Schluchten der moldauiſchen Gebirge (1235). Von hier aus ſendete er (1238) Boten an König Bela, flehend, ihn und ſein flüchtiges Volk in Ungarn aufzunehmen, dagegen treue Unterthänigkeit und Annahme des chriſtlichen Glaubens gelobend. Dem Könige Bela war dieſer Zuwachs der Bevölkerung ſeines Landes ſehr willkommen; ohne die Entſcheidung eines Landtages abzuwarten, bewilligte er daher jene Bitte, zog dem Kumanenkhan mit großer Pracht entgegen und überhäufte ihn und deſſen Anverwandte mit Geſchenken und Auszeichnungen (1239). Vierzigtauſend kumaniſche Familien wanderten in Ungarn ein, mit zahlreichen Viehheerden, und erhielten ihre ausreichenden Weiden und Lagerplätze zugewieſen. Bisher Heiden und zwar, gleich den Kiptſchaken und den Bewohnern des Altai, wahrſcheinlich der Lehre des Fo folgend, welche ſie zwar nur einen höchſten Gott anbeten, aber neben Dieſem auch die Elemente verehren ließ, wurden ſie jetzt, nach erhaltenem oberflächlichen Religionsunterrichte, in Maſſen getauft, und hießen nun Chriſten, ohne es in Wahrheit zu ſein. Sie hatten dabei Nichts von ihrer heidniſchen Wildheit verloren; ja der dreijährige unſtäte Aufenthalt in Gebirgen hatte ihre Sitten gegen früher noch verſchlimmert, und beſonders das Eigenthumsrecht blieb von ihnen völlig unbeachtet, ſo wie auch vor ihrer Sinnlichkeit keine Schranke des Herkommens und des Geſetzes ſchützte. Gar bald mußten ſie mit den Eingeborenen in feindſelige Reibungen gerathen, zumal Letztere ihnen auch die Auszeichnung neideten, womit der König dieſe Fremdlinge behandelte. Der König Bela ſuchte den beiderſeitigen Beſchwerden auf einem Landtage bei der Abtei Kewy zu begegnen, wo dem neuen Volke, das ſich mit den angewieſenen Plätzen nicht begnügen wollte und ſeine ungeheuren Heerden rückſichtlos auf fremde Weideplätze trieb, neue Wohnſitze beſtimmt

und genau abgemarkt wurden. Dieſe begriffen die Inſel Schütt und das Gebiet zwiſchen den Flüſſen Temes, Maros und Körös, drei bis vier Meilen in die Länge und beinahe eben ſo viel in die Breite, von den Geſpanſchaften Szabolcz, Bihár, Bekes, Csongrad und äußere Szolnok eingeſchloſſen, unter dem gegenwärtigen Namen Großkumaniens. Die Edlen der Kumanen wurden mit ihren Geſchlechtern und Dienſtmannen in die verſchiedenen Comitate vertheilt, und von dem Könige bewährte Männer als Richter eingeſetzt, mit der ſtrengen Verpflichtung, den Ankömmlingen wie den Eingeborenen auf gleich unparteiiſche Weiſe Recht zu ſprechen. Wohl wurde hiermit Vieles gebeſſert, aber die einmal zwiſchen Ungarn und Kumanen entſponnene Feindſchaft erreichte dadurch ihre Endſchaft nicht, und führte alsbald zu ſchrecklichen Folgen.

Immer näher und furchtbarer drängte, während jenes inneren Zwieſpaltes in Ungarn, die Mongolengefahr heran. Die Umwälzung, welche hierdurch dem ganzen Abendlande drohte, das nur durch ein Wunder dem Verluſte ſeiner Cultur und der völligen Ueberflutung aſiatiſcher Barbarei entging, endlich die Spuren, welche jene Horden im Völkerleben, wie ſogar in unmittelbaren Stammüberreſten, für Ungarn zurück gelaſſen haben, legen uns die Pflicht auf, ſie näher in's Auge zu faſſen*). Gegen die Widerſprüche in den Meinungen über die Abkunft der Mongolen erhellt aus der Sprache dieſes Volkes hinlänglich, daß ſie tatariſchen, nicht aber türkiſchen Stammes ſind. Die Tataren ſelbſt werden von den chineſiſchen und mongoliſchen Schriftſtellern in weiße und ſchwarze eingetheilt, wovon dieſe, aus denen der Schöpfer ihrer Größe, Temudſchin oder Tſchengis-Khan, ſtammte, die ſchwarzen, im Gegenſatze der weißen, welche den Türken ſtammverwandt. Der urſprüngliche Name „Tatar" iſt, wie es ſcheint, durch ein bekanntes Wort des heiligen Ludwig, welcher dieſelben dem Tartarus aneignete, in die europäiſchen Sprachen als Tartar übergegangen. Vom In-ſchan, vom großen blauen Gebirge und dem Lande Tenduch, breiteten ſich die Tata oder Tataren gegen Weſten, und nördlich von der großen Wüſte Schamo oder Gobi, von den Flüſſen Kerulan und Arghun bis zum oberen Irtiſch, und vom Baikalſee bis zum See Saſan und dem Fuße des Altai aus. Die ſchwarzen Tataren am Baikal und die am

*) Vgl. Hammer-Purgſtall a. a. O. S. 31 u. f.

Kerulan wohnenden, welche auch den Namen der Wassertataren führten, traten zu Ende des zwölften Jahrhunderts unter dem Namen der Mongolen auf. Sie waren ein düsteres, schweigsames, stumpfes Volk, zu blindem Gehorsam geschaffen und daher unter dem Befehle eines kühnen Mannes leicht für große Zwecke verwendbar. Zehn Eigenschaften der Thiere mußte, nach mongolischem Wahlspruche, der Krieger besitzen: die Tapferkeit des Hahns, die Milde des Huhns, das Herz des Löwen, den Anfall des Schweines, die Geduld des Hundes, die Behutsamkeit des Kranichs, die List des Fuchses, die Vorsicht des Raben, die Raubsucht des Wolfes und die Ruhe der Katze. Ueber ihre Raubsucht, Grausamkeit und schmutzige Unfläthigkeit ist bei den Chronisten jener Völker, die mit ihnen im Kriege lebten, nur Eine Stimme, und die Geschichte gibt dafür zu viele Belege, als daß sich daran zweifeln ließe. Doch erheben sich aus jener Zeit auch günstigere Zeugnisse für sie, die ihnen manche Tugend zugestehen. Vor allem wird ihre Furchtlosigkeit, ihr strenger Gehorsam, ihre Genügsamkeit, ihre Einfachheit in der Nahrung und den übrigen Bedürfnissen, ihre Wahrheitsliebe und ihr Abscheu vor Verläumdern und Anschwärzern gerühmt; auch der Neid war ihnen fremd; Hunger, Durst, Kälte wie Hitze ertrugen sie mit der größten Standhaftigkeit, und unter allen Umständen waren sie stets bereit zu gegenseitiger Hilfe. Ueber Körperbau und Gesichtsbildung der Mongolen, worin ihnen auch heutzutage die stammverwandten Kalmüken vollkommen ähnlich, hat ein englischer Dolmetsch, der damals lange unter ihnen lebte und unter den Mauern Wiens in die Gefangenschaft der Christen fiel, eine gleichzeitige Schilderung hinterlassen. „Sie haben" — heißt es dort — „harte und starke Brust, mageres und blasses Gesicht, starre, hohe Schultern, viereckige kleine Nase, hervorstehendes spitziges Kinn, die obere Kinnlade tief und eingedrückt, die Brauen und Wimpern von den Schläfen bis an die Nase zusammen laufend, schwarze, unruhige Augen (in schiefem Winkel zu der Nase sitzend), schießenden finsteren Blick, alle Gliederenden beinig und markig, dicke Schenkel, kurze Beine, die gewöhnliche Mannshöhe, weil die Kürze des Unterleibes durch die Länge des Oberleibes ersetzt wird." Der Bart war spärlich, aber desto dichter ihr Haarwuchs auf dem Kopfe, dessen Vordertheil von dem Scheitel bis zu den Ohren herunter sie hufeisenförmig schoren; auch rückwärts war der Kopf geschoren, und das stehen gebliebene

Haar hing in Zöpfen über die Ohren. Die breite Stirne, die unförmliche Breite ihres Gesichtes gab denselben das Ansehen ihrer Schilde, und deshalb bezogen die Moslimen auf dieselben die Ueberlieferung des Propheten, welche die Erscheinung eines Volkes mit breiten Gesichtern gleich breitgehämmerten Schildern als Vorläufer des jüngsten Tages ankündigt. Aufgewachsen auf ihren Rossen, auf welchen sie sich festbinden ließen, um auch ohne Sattel sattelfest zu reiten, waren sie die trefflichsten und gewandtesten Reiter, und, durch ihre frühzeitige Uebung im Schießen, Bogen und Pfeil eine furchtbare Waffe in ihrer Hand. Die Kleidung der Männer und Frauen war dieselbe, bis auf die Kopfbedeckung, ohne Mantel, ohne Ueberwurf, ohne Kapuzen. Ihre härenen Kleider, die der Vornehmen meist Purpur, die der Gemeinen meist schwarz, vorn von oben bis unten offen, sich über die Brust kreuzend, waren auf der linken Seite mit einer, auf der rechten mit drei Schleifen am Hüftbein gebunden, das Oberkleid ein Pelz, dessen Haare nach außen gekehrt, rückwärts offen und mit einer, bis unter die Kniee reichenden Schleppe, um die Lenden durch einen Gurt zusammen gehalten. Die Kleider der Reichen waren mit weißer Seide oder Plüsch, die der Armen mit einfacher Leinwand und feiner Wolle gefüttert; die grobe verwendeten sie zu den Filzen, womit ihre Zelte, ihre Tische und Bänke bedeckt; ihre Stricke, ebenfalls von Wolle, mit einem Drittel von Pferdehaar durchflochten. Die Männer trugen eine platte, dreieckige Mütze (von verschiedener Farbe), welche vorn mit einem fingerbreiten Saume übergeschlagen, rückwärts eine Spanne lang hinunter hangend, mit zwei Bändern unter dem Kinne gebunden und zwei anderen fliegenden versehen war. Die Kopfbedeckung der Frauen erhob sich vom Kopfe in der Form eines innen auseinander laufenden gestürzten Kegels oder vielmehr einer gestürzten Pyramide (denn das Dach war viereckig), eine Elle hoch, war aus Weiden oder leichtem Holze verfertigt und wurde unter dem Kinne gebunden. Ueber diese sonderbare Mütze hing ein Ueberzug von Seide oder reichem Stoffe bis auf die Schultern nieder, dessen Obertheil mit Pfauenfedern, Hermelinsschweifchen und Juwelen geschmückt war. Dieser Kopfputz hieß Bagtak, woraus die Missionäre Botta gemacht, wahrscheinlich der Ursprung der venetianischen Bauta. Die Bekleidung der, selbst bei den Männern kleinen Füße wurde von den Weibern verfertigt. Letztere, deren größte Schönheit die kleinste Nase, verfertigten Schuhe, Socken und

die Kleider der Männer aus steifer Leinwand oder Thierhäuten. Ihre bis an die Lenden aufgeschlagenen Oberkleider waren mit himmelblauem Gürtel um die Lenden und um den Busen gebunden. Ein weißer, bis auf die Brust reichender Schleier deckte das Gesicht der Vermälten. Die Unvermälten trugen weder den Schleier noch die hohe Mütze, und waren daher von jungen Männern kaum zu unterscheiden. — Ihre Zelte bestanden aus Filz und waren auf Räder gestellt; der, fast wie ein Rauchfang gestaltete, Gipfel derselben war von weißem Filz, mit Kalk oder weißem Staub aus zermalmtem Gebein übertüncht, um so heller von fern zu strahlen und desto mehr von der dunkeln, meist schwarzen Farbe des Zeltes abzustechen. Die immer gegen Süden sich öffnende Thür war mit einem Filz verschlossen, welchem Reben, Bäume, Vögel oder Thiere eingenäht waren. Diese Zelte waren von verschiedener Form und Größe; die größten, ein längliches Viereck bildend, oft bis dreißig Fuß lang und von einigen und zwanzig Ochsen gezogen, hießen Chargiah, die kreisförmigen Tscherke. — Der Mongolen Nahrung war Fleisch von allen Arten, am liebsten das der Pferde, aus deren Gedärmen sie Blutwürste bereiteten; doch aßen sie auch Mäuse, Hunde, Katzen und, wie es heißt, sogar gebratenes Menschenfleisch. Ihr größter Leckerbissen, ein gebratener Hammel, wurde mit Mus von Aepfeln und Birnen in Wein gesotten und das Fleisch wohl unter hundert Tischgenossen vertheilt. Das Fett leckten sie von den Fingern und schmierten damit ihre Stiefel; nur die Vornehmen wischten die Hände in einem Tuche ab. Sie wuschen weder vor Tische die Hände, noch nach Tische die Schüsseln; und spülten sie die Töpfe aus, so wurde das Spülwasser wieder als Suppe zugegossen. Sie fraßen Ungeziefer, und indem das Weib dem Manne, oder der Freund dem Freunde das Ungeziefer abklaubte und fraß, riefen sie dabei: „könnt' ich so meines Freundes Feinde fressen!" Ihr liebstes Getränk war das, aus Stutenmilch bereitete, gegohrene Kumis; außerdem tranken sie aber auch Wein und eine Mischung aus Reis und Meth. Wenn sie tranken, gab immer der Diener das Zeichen, indem er Ha! schrie; alsbald fing der Zitherspieler sein Spiel an, und bei großen Festen tanzten die Männer vor dem Herrn, die Weiber vor der Frau des Hauses, Alle in die Hände klatschend. Nachdem der Hausherr getrunken, schrie der Schänke wieder: Ha! der Zitherspieler verstummte, und nun tranken die Gäste, aber auf sehr ekelhafte Weise.

Festgelage waren immer mit Gesang, oder vielmehr mit Geheul begleitet. Bei diesen Trinkgelagen wurden die Preise der Tapferkeit (Ulusch) vertheilt, und auch Rath gepflogen. So viehisch dieses Volk war, so bewies es doch den Frauen eine besondere Achtung, welche dieselben durch ihre Häuslichkeit, ihren Fleiß und ihre Geschicklichkeit in allerlei Arbeiten nicht minder, als durch ihre Keuschheit verdienten. Der Mann kaufte seine Weiber und legte sich deren so viele zu, als er wollte, ohne Rücksicht auf Verwandtschaft (Mutter, Schwestern und Tanten ausgenommen), und die Witwen heirateten nur selten; aber der Sohn nahm nach dem Tode seines Vaters alle Weiber desselben (seine eigene Mutter ausgenommen) als seine Frauen. Sie glaubten, daß jeder Mann in jenem Leben seine Frauen wieder finde; deshalb erwarteten die Witwen die Rückkehr zu ihrem Gemale, und die Söhne, welche sich die Gemalinnen ihres Vaters aneigneten, hatten aus kindlicher Ehrfurcht Nichts dagegen, daß diese nach dem Tode wieder zum Vater zurück kehrten. — Der Männer Beschäftigung war der Krieg, oder das Vorspiel desselben: die Jagd, oder die Verfertigung von Waffen. Die Treibjagden wurden mit ungeheuren Kräften und in großartigen Verhältnissen betrieben; zwanzigtausend Treiber und fünftausend Hüter machten die Jägerei des Khans aus. Ihre Waffen und Rüstungen waren Helme, Harnische, Schilde, Bogen und Pfeil, selten Schwert und Keule; die ersten selten aus Holz und Eisen, meistens aus dem festesten Leder von Büffeln und anderen Thieren; nur der obere Theil des Helmes war von Stahl. Der Harnisch bestand aus vier Theilen: dem Vorderwamms, Hinterwamms, dem Schulterstücke, den Schienen für Arm und Schenkel. Gekrümmte Lanzen dienten ihnen, Reiter aus dem Sattel zu heben. In ihrem Köcher führten sie nebst den Pfeilen auch Feilen, um deren zweischneidige Spitze zu schärfen; die Pfeile für den Krieg waren über zwei Schuhe lang. Vortreffliche Bogenschützen, verstanden sie selbst fliehend den Feind zu durchschießen. Im Kriege sendeten sie leichte Reiter voraus, welche in einer Nacht drei gewöhnliche Märsche zurück zu legen pflegten, aber in der Regel weder sengten noch brannten, weder plünderten noch mordeten, sondern blos verwundeten und verkrüppelten, um den Schrecken vor dem nachfolgenden Heere zu steigern. Die Flüsse übersetzten sie in ledernen Körben, in welche die Waffen und Kleider gelegt und die an den Schweif der Pferde gebunden wurden, während das Pferd durch einen voraus

ſchwimmenden Mann geleitet wurde. Im erſten Anfalle ſchoß Jeder drei bis vier Pfeile ab; wenn ſie aber die feindlichen Reihen nicht im erſten Anfalle durchbrachen, zogen ſie ſich auf große Entfernung zurück, und lauerten den Vorüberziehenden in Verſtecken auf. Oft ſetzten ſie aus Lumpen gefertigte Geſtalten auf Pferde, die ſie im Ueberfluſſe hatten, um den Feind über ihre wirkliche Stärke zu täuſchen. Sie vermieden, ſo viel ſie konnten, das Gefecht von Mann gegen Mann, und ſuchten nur im Fluge zu verwunden und zu tödten. Bei Belagerungen ängſtigten ſie die Städte mit Naphthageſchoſſen (Menſchenfett ſoll ein Beſtandtheil ihres griechiſchen Feuers geweſen ſeyn), durch Abſchneidung des Waſſers oder Ueberſchwemmung der Umgegend, durch Laufgräben und Minen. Beſiegt flehten ſie nicht um ihr Leben; als Sieger ſchonten ſie keines. Zwar pflegten ſie den Belagerten Leben und Eigenthum zuzuſichern, aber ſie hielten faſt nie Wort, und wenn ſie die Bevölkerung einer eroberten Stadt nicht durch allgemeinen Mord vertilgten, ſo blieben doch nie die Reichen und Großen verſchont. Die in der Schlacht Gefangenen tödteten ſie Alle, bis auf die Handwerker, die ſie als Sclaven mit ſich ſchleppten. Der Mord der Gefangenen war regelmäßig eingerichtet, indem ſie dieſelben unter ihre Haufen vertheilten, deren jedem die Schlachtung der Seinigen oblag. Nach je geſchlachtetem Zehntauſend wurde ein Leichnam mit dem Kopfe zur Erde, die Füße in der Höhe, als Tropäe aufgerichtet. Bei den Begräbniſſen ihrer Fürſten wurden deren Beiſchläferinnen und Gefangenen geſchlachtet; ihre Begräbnißorte wurden geheim gehalten, aber jene der Vornehmen durch ſteinerne Denkmale bezeichnet. Ein Hengſt, eine Stute und ein Füllen wurden dem Todten in das Grab mitgegeben, damit er im anderen Leben ſogleich beritten ſey und daß es ihm nicht an Stutenmilch fehle. Ein anderes Pferd wurde zum Todtenmahle geſchlachtet und die Haut ausgeſtopft über dem Grabe aufgeſtellt, alles Hausgeräth des Verſtorbenen im Feuer gereinigt. Die Stelle der Aerzte und Prieſter vertraten die Wahrſager und Zauberer, die mit Beſchwörungen Krankheiten herbei riefen und bannten. Sie beſtimmten die glücklichen und unglücklichen Tage, und retteten, wie bei ſo vielen anderen barbariſchen Völkern, in Sonnen- und Mondfinſterniſſen durch Geräuſch mit Becken und Trommeln Sonne und Mond vor dem angeblichen Drachen, der dieſe Himmelskörper zu verſchlingen drohte. Ihre Reinigung geſchah durch das Feuer, nicht aber durch das Waſſer, denn ſie

wuschen sich nie, und glaubten sogar, daß ein Bad im Flusse die Wetterstrahlen vom Himmel rufe. Den Blitz aber fürchteten alle Mongolen außerordentlich; nur die vom Stamme der Uriangkut beschworen denselben. Im fürchterlichsten Gewitter schmähten sie den Blitz und Donner mit lautem Geheul. Sie aßen nicht vom Fleische der durch den Blitz getödteten Thiere; sie forderten den Donner heraus, doch die anderen Mongolen verkrochen sich vor demselben furchtsam in ihren Zelten. Sie hielten den Wetterstrahl für einen vom Himmel fallenden feurigen Drachen, der mit seinem Schweife die Erde schlage, sich in sich selbst zusammen wirbelnd Feuer ausspeie. Das Feuer wurde nicht nur als Reinigungsmittel, sondern auch auf dem Herde, als Symbol des Familienlebens, hochverehrt. Der jüngste Sohn des Hauses wurde Utschigin, d. i. Feuersitzer, genannt, weil er nicht in den Krieg zog, sondern zu Hause blieb, um den Herd zu schützen. Auf ihn ging, nach des Vaters Tode, der Besitz des Herdes und der Heerden über. Die Söhne wurden nach dem Adel ihrer Mütter geachtet.

So war das Volk beschaffen, das, aus seiner asiatischen Heimat herausgeschleudert, sich mit dem Schwerte eine neue im Abendlande zu suchen gekommen und nahe daran war, sie hier zu finden, wobei mongolische Barbarei die Trümmer abendländischer Cultur zum Schämel genommen, Fetisch- und Feuerdienst, Buddhaismus und anderes indische Heidenthum die Christuslehre, vielleicht auch den Islam, überwuchert haben würde. Vor Tschengis-Khan waren die Mongolen ein unbekannter, in Armuth und Niedrigkeit versunkener Stamm, ohne gemeinsamen Herrscher, daher auch ohne Einheit und bei stätem inneren Zwiespalte ein Spielball mächtiger und reicher Nachbarn, besonders der Chinesen. Tschengis-Khan's rauhe Kraft zimmerte mit Peitsche und Beil diese formlosen mongolischen Völkermassen für seine Zwecke zu, und rannte mit dem durch ihn geformten Riesenklumpen schrecklich Sturm gegen die Menschheit und ihren Frieden. Als er (1227) starb, war sein Reich schon so fest gegründet, um ein fortgesetztes System der Eroberung daran lehnen zu können. Wie er durch Einigkeit sein Volk erst zum Volke gemacht, so war auch Einigkeit das Losungswort, das er sterbend seinen vier Söhnen in dem Gleichnisse vom Pfeilbündel einprägte, welches, verbunden, nicht zu brechen noch zu biegen, getrennt mit Leichtigkeit zu zerknicken; und wie er durch die Kraft seines einzigen Willens so Ungeheures vermocht, so wies er noch auf dem

Todbette — durch die Fabel von den zwei Schlangen, deren eine viele Köpfe und einen Schweif, die andere einen Kopf und viele Schweife hatte, und von denen letztere gegen plötzlich einbrechenden grimmigen Frost leicht sich rettete, weil ihr einer Kopf schnell in ein Loch schlüpfte und die vielen Schweife nachzog, während die andere Schlange, weil ihre vielen Köpfe nicht einig wurden, wohin sie fliehen sollte, und jeder ein anderes Loch suchte, zu Grunde ging — auf jene Einheit des Willens hin. Jenes Gleichniß und diese Fabel waren und blieben das Geheimniß der Größe und schrecklichen Kraft mongolischer Herrschaft, doppelt fest durch die despotische Form, welche sie zusammen hielt.

Einer unwiderstehlichen Lawine gleich rollte der schreckliche Batu sein Mongolenheer durch Rußland; Kiew fiel unter Strömen Blutes in des Würgers Hand, und bald war, mit Ausnahme von Nowgorod, ganz Rußland den gräulichen Siegern unterworfen. Dmitri, ein vornehmer russischer Bojar, der durch seine heldenmüthige Vertheidigung Kiew's selbst dem finsteren Batu Achtung eingeflößt hatte, machte, um die Mongolengräuel wenigstens auf einige Zeit von seinem Vaterlande zu entfernen, den Batu auf andere nahe und reiche Lande aufmerksam, welche zunächst zu unterjochen und auszurauben wären, und wies vorzüglich auf das gesegnete Ungarn hin. Dieser Wink gefiel dem Unersättlichen. Batu zog nach Ungarn und sandte ein anderes Mongolenheer unter Paidar, dem Sohne Tschagatai's, gegen Polen. Die für die Christen verlorene Schlacht bei Chimelik im Palatinate Krakau (18. März 1240) entschied Polens Schicksal; Krakau sank in Asche, und die Mongolenflut wälzte sich nun nach Schlesien hinüber. Ein Wunder rettete das feste Schloß von Breslau; aber bei Liegnitz erlag (9. April 1241) das schlesisch-polnische Heer dem Schwall der Feinde, und Herzog Heinrich von Liegnitz starb hier den Tod des Helden und des Martirers, mit vier und dreißig Rothkirchen und vielen Fürsten und edlen Rittern. Von da zogen die Mongolen verwüstend nach Mähren; aber vor Olmütz brach sich ihr Glück; ihr Führer, Paidar, selbst fiel unter christlichen Schwertern, und heulend flohen sie hinüber nach Ungarn, in welchem Lande bereits ihr Khan, Batu, und dessen Vetter Kadan mit dem Hauptheere standen und das nun zum Schauplatze mongolischer Gräuel ausersehen wurde.

Auf die erste Kunde der näher und näher sich heran wälzenden Gefahr, hatte König Bela in Person die zunächst bedrohten nördlichen und östlichen Gränzen seines Reichs bereiset, um die Haltbarkeit der Plätze mit eigenem Auge zu untersuchen. Durch große Verhaue ließ er die minder festen Pässe schützen. Dann hielt er in Ofen einen großen Landtag, um der Nation, welche durch Factionen ihre Kraft zu zersplittern drohte, die gemeinsame Gefahr an's Herz zu legen und Alle zum heldenmüthigen Widerstande zu entflammen. Bei dieser Gelegenheit machte sich die Eifersucht gegen die Kumanen Luft; man gab denselben Schuld, sie wären mit den Mongolen einverstanden, und als deren Vorläufer und Spione in das Land gekommen. Bela, um in so verhängnißvollem Momente nicht gegen das allgemeine Vorurtheil anzukämpfen, ließ, wenn auch ungern und schlimme Folgen ahnend, es geschehen, daß der Kumanenkhan Kotjan sammt seiner Familie und seinen vornehmsten Vertrauten in engeren Gewahrsam gebracht wurde. Bald (11. März 1241) kam mit angstvoller Miene ein Eilbote des Palatin Dionysius angesprengt, mit der üblen Botschaft, daß Batu mit dem Kerne seiner Heermacht den Vereczkeer Paß erreicht habe, der Palatin aber, ohne schleunige Verstärkung zu erhalten, den Feinden unmöglich die Spitze bieten könne. Zu spät hatte man über anderen Streitigkeiten und Nebendingen daran gedacht, den Heerbann zu versammeln; es war daher nicht mehr Zeit, dem Palatin Unterstützung zu senden, und alle Streitkräfte wurden vielmehr in die Nähe von Pesth aufgeboten. Wie die Bischöfe und Magnaten, so wurden auch die Kumanen aufgefordert, sich schleunigst unter dem königlichen Banner zu versammeln. Die Königin ließ Bela durch den Bischof von Waizen, und die Pröpste von Arad und St. Salvator zu Csanad, sammt dem Reichsschatze an die österreichische Gränze geleiten, während er zugleich den Herzog Friedrich von Oesterreich dringend um bewaffneten Beistand anging, dann in den Graner und Stuhlweißenburger Gebieten alle streitbare Mannschaft sammelte und sie über die Donau nach Pesth führte, um hier die Ankunft der gesammten Reichsmacht abzuwarten.

Indessen zog die furchtbare Gewitterwolke der Mongolen, den Sturm der Verheerung schnaubend und die Blitze des Verderbens sendend, unter dem Donner zahlloser Hufschläge heran. Auf derselben Straße, welche vor vierthalbhundert Jahren die siegenden Magyaren nach Pannonien geführt hatte, brachen jetzt (12. März 1241) Batukhan's schreckliche Horden über

Munkacs und Ungvar ein. Umsonst hatte der Palatin Dionysius mit seinem kleinen Häuflein sich am Vereczkeer Passe den Feindesschwärmen entgegen gestellt, um des Vaterlands heilige Schwelle zu schützen. Ueber die Leichen seiner Tapferen drangen die Verwüster weiter. Blutend rettete sich der Palatin mit wenigen Getreuen nach Pesth zum königlichen Heere. Die Verhaue, welche den Marsch der Mongolen aufhalten sollten, fielen schnell unter den Beilen von vierzigtausend vorausgesendeten Zimmerleuten, und weithin lag nun das ungarische Land den gräulichen Gästen offen. Ihre Wuth kam nur ihrer Schnelligkeit gleich; in zwei und siebzig Stunden legte das mongolische Heer, gleich einem unübersehbaren Tigerrudel, fast eben so viele Meilen zurück, und stand, drei Tage nach der Niederlage des Palatins, bereits vor Pesth. In den Mauern dieser Stadt hatte der König Bela seine Streitmassen versammelt, die durch den Zuzug des slavonischen Banners unter dem Herzog Coloman, der Banderien der Erzbischöfe von Gran und Ugrin von Colocza, wie auch anderer Bischöfe, Aebte und Magnaten sich vermehrt hatten. Die Straße hinter sich hatten die Mongolen nach ihrer Gewohnheit bereits wüst gelegt und entvölkert; die Städte Kaschau, Miskólcz, Erlau, Gyöngyös sammt vielen Dörfern waren in Schutt versunken. Die Renner und Brenner der Mongolen umschwärmten Pesth, prallten unter Verheerungen oft weit in die Umgegend vor, und kehrten dann zur Hauptmacht zurück.

Bela wollte, wie einst Marius, seine Schaaren erst an den Anblick und die Kampfweise der Mongolen gewöhnen, ehe er sie angriffe; darum verbot er auch, Ausfälle gegen ihre Streifparteien zu unternehmen. Die Seinigen waren minder vorsichtig, als er; sie meinten, mit den schlechtbewaffneten Horden leicht fertig zu werden, und zeigten sich unwillig ob ihres Königs Zaudern. Als die Feinde sich auch nach Waizen wagten, konnte der kriegslustige Erzbischof Ugrin seinem Drange nicht widerstehen. Er saß mit seiner Banderie auf, hieb wacker auf die Mongolen ein, ließ sich durch ihre Flucht in einen Sumpf locken und sah hier seine Mannen rettungslos unter dem Hagel mongolischer Pfeile verbluten. Mit Mühe entkam er selbst nach Pesth, die Ursache seines selbstverschuldeten Unglücks auf den König wälzend, der ihn im Stiche gelassen. An demselben Tage (17. März) nahmen die Mongolen Waizen, erstürmten den befestigten Dom, raubten den Kirchenschatz, und weihten die Bewohner dem Schwerte, die Gebäude der Flamme.

und genau abgemarkt wurden. Diese begriffen die Insel Schütt und das Gebiet zwischen den Flüssen Temes, Maros und Körös, drei bis vier Meilen in die Länge und beinahe eben so viel in die Breite, von den Gespanschaften Szabolcz, Bihár, Bekes, Csongrad und äußere Szolnok eingeschlossen, unter dem gegenwärtigen Namen Großkumaniens. Die Edlen der Kumanen wurden mit ihren Geschlechtern und Dienstmannen in die verschiedenen Comitate vertheilt, und von dem Könige bewährte Männer als Richter eingesetzt, mit der strengen Verpflichtung, den Ankömmlingen wie den Eingeborenen auf gleich unparteiische Weise Recht zu sprechen. Wohl wurde hiermit Vieles gebessert, aber die einmal zwischen Ungarn und Kumanen entsponnene Feindschaft erreichte dadurch ihre Endschaft nicht, und führte alsbald zu schrecklichen Folgen.

Immer näher und furchtbarer drängte, während jenes inneren Zwiespaltes in Ungarn, die Mongolengefahr heran. Die Umwälzung, welche hierdurch dem ganzen Abendlande drohte, das nur durch ein Wunder dem Verluste seiner Cultur und der völligen Ueberflutung asiatischer Barbarei entging, endlich die Spuren, welche jene Horden im Völkerleben, wie sogar in unmittelbaren Stammüberresten, für Ungarn zurück gelassen haben, legen uns die Pflicht auf, sie näher in's Auge zu fassen*). Gegen die Widersprüche in den Meinungen über die Abkunft der Mongolen erhellt aus der Sprache dieses Volkes hinlänglich, daß sie tatarischen, nicht aber türkischen Stammes sind. Die Tataren selbst werden von den chinesischen und mongolischen Schriftstellern in weiße und schwarze eingetheilt, wovon diese, aus denen der Schöpfer ihrer Größe, Temudschin oder Tschengis-Khan, stammte, die schwarzen, im Gegensatze der weißen, welche den Türken stammverwandt. Der ursprüngliche Name „Tatar" ist, wie es scheint, durch ein bekanntes Wort des heiligen Ludwig, welcher dieselben dem Tartarus aneignete, in die europäischen Sprachen als Tartar übergegangen. Vom In-schan, vom großen blauen Gebirge und dem Lande Tenduch, breiteten sich die Tata oder Tataren gegen Westen, und nördlich von der großen Wüste Schamo oder Gobi, von den Flüssen Kerulan und Arghun bis zum oberen Irtisch, und vom Baikalsee bis zum See Saisan und dem Fuße des Altai aus. Die schwarzen Tataren am Baikal und die am

*) Vgl. Hammer-Purgstall a. a. O. S. 84 u. f.

Kerutan wohnenden, welche auch den Namen der Wassertataren führten, traten zu Ende des zwölften Jahrhunderts unter dem Namen der Mongolen auf. Sie waren ein düsteres, schweigsames, stumpfes Volk, zu blindem Gehorsam geschaffen und daher unter dem Befehle eines kühnen Mannes leicht für große Zwecke verwendbar. Zehn Eigenschaften der Thiere mußte, nach mongolischem Wahlspruche, der Krieger besitzen: die Tapferkeit des Hahns, die Milde des Huhns, das Herz des Löwen, den Anfall des Schweines, die Geduld des Hundes, die Behutsamkeit des Kranichs, die List des Fuchses, die Vorsicht des Raben, die Raubsucht des Wolfes und die Ruhe der Katze. Ueber ihre Raubsucht, Grausamkeit und schmutzige Unfläthigkeit ist bei den Chronisten jener Völker, die mit ihnen im Kriege lebten, nur Eine Stimme, und die Geschichte gibt dafür zu viele Belege, als daß sich daran zweifeln ließe. Doch erheben sich aus jener Zeit auch günstigere Zeugnisse für sie, die ihnen manche Tugend zugestehen. Vor allem wird ihre Furchtlosigkeit, ihr strenger Gehorsam, ihre Genügsamkeit, ihre Einfachheit in der Nahrung und den übrigen Bedürfnissen, ihre Wahrheitsliebe und ihr Abscheu vor Verläumdern und Anschwärzern gerühmt; auch der Neid war ihnen fremd; Hunger, Durst, Kälte wie Hitze ertrugen sie mit der größten Standhaftigkeit, und unter allen Umständen waren sie stets bereit zu gegenseitiger Hilfe. Ueber Körperbau und Gesichtsbildung der Mongolen, worin ihnen auch heutzutage die stammverwandten Kalmüken vollkommen ähnlich, hat ein englischer Dolmetsch, der damals lange unter ihnen lebte und unter den Mauern Wiens in die Gefangenschaft der Christen fiel, eine gleichzeitige Schilderung hinterlassen. „Sie haben" — heißt es dort — „harte und starke Brust, mageres und blasses Gesicht, starre, hohe Schultern, viereckige kleine Nase, hervorstehendes spitziges Kinn, die obere Kinnlade tief und eingedrückt, die Brauen und Wimpern von den Schläfen bis an die Nase zusammen laufend, schwarze, unruhige Augen (in schiefem Winkel zu der Nase sitzend), schießenden finsteren Blick, alle Gliederenden beinig und markig, dicke Schenkel, kurze Beine, die gewöhnliche Mannshöhe, weil die Kürze des Unterleibes durch die Länge des Oberleibes ersetzt wird." Der Bart war spärlich, aber desto dichter ihr Haarwuchs auf dem Kopfe, dessen Vordertheil von dem Scheitel bis zu den Ohren herunter sie hufeisenförmig schoren; auch rückwärts war der Kopf geschoren, und das stehen gebliebene

bei Mohi, im Osten durch die Rebenhügel Tokay's, im Westen durch die dunklen Wälder von Diósgyör umsäumt, im Norden überragt durch die gewaltige Bergspitze von Lomnitz. Die Ebene wird vom Sajó durchschnitten, welcher, nachdem er bei Onod den Hernad aufgenommen, vier Meilen tiefer sich in die Theiß ergießt. Die Mongolen lagerten am linken Ufer des Sajó, zwischen dem Hernad und der Theiß, den rechten Flügel an jenen, den linken an diese lehnend, in der Fronte durch den Sajó gedeckt. Am rechten Ufer des Sajó, nahe bei Mohi, stand der König Bela mit dem ungarischen Heere, in seinen Vorkehrungen theils sorglos, theils bedenklich. Seine Krieger hatten ihre Zelte dicht aneinander gerückt und nirgend Zwischenräume gelassen; statt dienlicher Verhaue, umgab das Lager eine Wagenburg. Mit geübtem Blicke erspähte Batu von einer Anhöhe herab, wie die Ungarn auf diese Weise sich selbst eingesperrt und um jede freiere Bewegung gebracht hatten, und baute auf diese Stellung die Gewißheit seines Sieges.

Bela ermahnte die Seinigen, auf des Feindes List hinweisend, die ihn noch furchtbarer mache, als seine Tapferkeit; doch nur Wenige verstanden das Gewicht seiner Worte, und Andere, die durch eine Niederlage die Macht des Königs sinken, die ihrige steigen zu sehen hofften, wollten es nicht verstehen. Mehre Tage waren verstrichen, als eines Abends ein Ueberläufer dem Könige die Kunde brachte, daß Batu in der kommenden Nacht die Ungarn in ihrem einengenden Lager zu überfallen beschlossen habe. Dies zu verhindern, rückten der Herzog Coloman und der Erzbischof Ugrin mit dem rechten Flügel an die, von den Mongolen besetzte Sajó-Brücke, und warfen die feindlichen Posten mit Verlust über dieselbe zurück. Statt den gewonnenen Posten mit aller Macht zu behaupten, kehrten die Ungarn nach diesem ersten Erfolge in das Lager zurück. Schnell strafte sich dieser Mißgriff. Die Mongolen drangen abermals gegen die Brücke heran, verjagten die wenigen Vertheidiger und sicherten sich den Besitz des Brückenkopfes durch Aufstellung furchtbarer Schleudermaschinen, die jeden Angriff auf die Brücke unmöglich machten. Dann überschritten sie mitten in der Nacht theils auf der wiedereingenommenen Brücke, theils durch seichte Stellen, den Sajó, und hielten bei Tagesanbruch in einem ungeheueren Halbmonde das ungarische Lager umrungen. Zu spät versuchten die Ungarn sich zum regelmäßigen Widerstande zu schaaren. Die mongolischen Pfeile schlugen dicht, wie

Hagel, in die gedrängten Zelte und verbreiteten die schrecklichste Verwirrung; die enge Stellung der Ungarn ward jetzt zur angstvollen Fessel und hemmte jeden Angriff in größeren Massen. Endlich sammelte in dieser schrecklichen Lage der Herzog Coloman mit seltener Besonnenheit den rechten Flügel der Seinigen zum geordneten Treffen, hoffend, der andere Flügel werde ihm nachfolgen und helfen. Aber dieser war gleich im Anfange des Gefechts voll blinden Schreckens geflohen, unverfolgt von den Mongolen, die den Fliehenden vielmehr eine Gasse öffneten, um die Zurückbleibenden so sicherer aufzureiben und wo möglich den König selbst zu fangen. So auf die Hilfe weniger Treuen beschränkt, kämpfte Coloman muthig fort, wenn nicht für den unmöglichen Sieg, doch für den Ruhm und die ungarische Ehre. Neben ihm war der Heermeister mit allen seinen Tempelrittern heldenmäßig gefallen; auch die kühne Brust des Coloczer Erzbischofs durchbohrte ein mongolischer Pfeil. Da wird der Herzog Coloman selbst schwer verwundet, und nun nehmen ihn seine Getreuen in die Mitte und entkommen mit ihm glücklich dem allgemeinen Würgen, während Andere, die in selbstsüchtiger Flucht nur den Preis des eigenen Lebens suchen, in den schwarzen Sümpfen von Kereszes versinken.

Noch immer ahnete der König, der in einer ziemlichen Entfernung mit der Nachhut hielt, Nichts von der verderblichen Wendung des Kampfes. Wähnend, noch zu retten, oder gar den Sieg zu vervollständigen, brach er jetzt zu spät gegen das Schlachtfeld vor, wo, statt Getöse des Streites, ihn nur die Stille des Todes und das Geröchel Sterbender empfing. Zwar machte Verkleidung den König den Feinden unkenntlich; aber die Verzweiflung, womit die Seinigen immer dort für ihn kämpften, wo er sich eben befand, verrieth den Mongolen mehrmals die königliche Nähe, in welcher stets die vollste Wuth des Gefechtes sich erschöpfte. Die Ungarn wurden unter den dichten Streichen des Todes nicht müde, die geheiligte Person ihres Königs mit ihren Leibern zu schützen. Der Erzbischof Mathias von Gran, viele andere Bischöfe und edle Ungarn, auch die meisten der acht und dreißig Szirmai, die dem Banner des Königs gefolgt, sanken getödtet hin auf die blutige Erde der Heide von Mohi. Graf Alexander von Lipolth fing mit Schild und Arm die Streiche auf, welche Bela's Leben galten; Dietrich, der Sohn Mohol's, wendete den Hieb eines Mongolenschwertes, das nach dem Könige zielte, auf sein eigenes Haupt

ab, und endete als Blutzeuge ungariſcher Treue. Endlich entriſſen den König die beiden Forgáche, Andreas und Johannes, dem mörderiſchen Getümmel. Andreas gab dem Könige, deſſen Pferd ermattet war, das ſeinige; Johannes, ebenfalls ſeines Pferdes beraubt, vermochte zu Fuße den grimmig nachjagenden Feinden nicht zu entrinnen. Abermals ermüdete, bei dem wilden Jagen, das Roß des fliehenden Königs; Rugacs, der Stammherr des Hauſes Fáy, hob ihn auf das ſeinige, barg ſich dann unter einem Haufen Erſchlagener und entging ſo den mordenden Feinden; anderer ähnlicher Großthaten nicht zu gedenken. Der König floh raſtlos weiter längs des Sajó hinauf; erſt zwiſchen den Dorner-Bergen, in der Höhle bei Szadellö, gönnte er ſich einige Ruhe, bis er auf dem hohen Bergſchloſſe Turócz, dem Eigenthume der Forgáche, endlich ſich geborgen ſah.

Mit des Königs Flucht zerſtäubte die ganze Schlacht in fliehende und verfolgende Haufen. Graf Ladislaw, der mit friſchen Truppen herbeieilte, konnte zwar nicht mehr das Geſchick des Tages wenden, aber er deckte doch die Flucht der Ungarn über die Donau. Der Herzog Coloman und der Biſchof von Fünfkirchen retteten ſich mit ihren Mannſchaften nach Peſth, wo Coloman die Einwohner zu ſchleuniger Flucht mahnte und bald darauf im Agramer Gebiete an ſeinen rühmlich empfangenen Wunden ſtarb. Ungeachtet ſeiner Warnung drängte ſich vielmehr Alles nach Peſth hinein, und die Bürger wähnten, den unbewehrten Platz gegen die von Sieg und Mord berauſchten Feinde vertheidigen zu können. Aber ehe ſie noch den Platz befeſtigen konnten, ſtand Batu vor der Stadt, nahm ſie mit ſtürmender Hand, und verhing über die unglücklichen Bewohner alle Qual mongoliſcher Barbarei. Hunderttauſend Menſchen, die dort Zuflucht geſucht, wurden an Einem Tage geſchlachtet, Weiber, Kinder und Greiſe in Reihen geſtellt, durch welche die Schlächter ſchritten, ihren Opfern die Arme aufhoben und Dolch oder Pfeil in das Herz drückten. Die häßlichen mongoliſchen Weiber fielen wie Furien über die reizenden Magyarinnen her. Die ſchönſten brachten ſie auf der Stelle um; den übrigen ſchnitten ſie die Naſen ab und machten die Verſtümmelten dann zu ihren Sclavinnen. Den mongoliſchen Knaben wurden gefangene ungariſche Kinder als Zielſcheiben für ihre Pfeile und ihre Säbel gegeben, an denen ſie ſich im Morden übten. Hier, wie auf der Landſtraße zwei Tagereiſen weit, lagen die Erſchlagenen

in gräßlichen Haufen aufgeschichtet, als wollte die Verwesung mit ihren Tropäen prunken.

Was die Mordlust der Mongolen nicht mit Gewalt erreichte, darnach angelten sie mit teuflischer Arglist. Unter den zahllosen Leichen des Schlachtfeldes von Mohi hatten sie auch jene des Propstes Niklas, königlichen Vicekanzlers, gefunden, mit dem Reichssiegel am Halse. Da ließen sie nun durch gefangene Cleriker in des Königs Bela Namen ein Rundschreiben folgenden Inhalts aufsetzen: „Fürchtet nicht die Wuth der Hunde und wagt es nicht, eure Häuser zu verlassen; denn wiewohl wir unvorsichtig aus unserem Lager und unseren Gezelten herausgegangen, so denken wir doch mit Gottes Hilfe derselben wieder habhaft zu werden und uns wieder zur Schlacht zu rüsten. Betet also nur, daß der allbarmherzige Gott uns die Gnade verleihe, die Köpfe unserer Feinde zu hämmern!" Diese gefälschten Schreiben, durch das königliche Siegel bekräftigt, wurden durch das ganze Land gesendet. Die unglücklichen Einwohner maßen ihnen Glauben bei, blieben, statt in Wälder und Schluchten zu fliehen, in ihren Häusern und fielen nun mit ihrer Habe und ihrem Leben unrettbar in die Hände der erbarmungslosen Wütheriche.

Den allgemeinen Schrecken benutzend, drang Kadan, nach Siebenbürgens Eroberung, von Ariskald und den zu mongolischem Kriegsdienste verdammten sechshundert Deutschen geführt, bei dem Meszeser Passe in Ungarn ein und rückte vor Großwardein, wohin aus der ganzen Umgegend sich vornehme und reiche Leute geflüchtet hatten. Dagegen waren der Bischof und die Domherren — unter ihnen auch der Italiener Roger, der Geschichtschreiber des Mongoleneinfalls — aus der Stadt geflohen und hatten Zuflucht in den Wäldern gesucht. Die Stadt widerstand den Feinden nicht; schnell ward sie eingenommen, ausgeraubt, in Brand gesteckt und die Bevölkerung hingeschlachtet. Nur die Burg blieb von den Mongolen unangefochten. Listig zogen diese nach Verheerung der Stadt sich gegen sechs Meilen weit zurück. Niemand glaubte an ihre Wiederkehr, und sorglos gingen die, bisher in der Burg gesicherten Bewohner in die Stadt hinab, um die unzerstört gebliebenen Häuser zu beziehen und zu retten, was der Mongolen Raubgier verschont oder übersehen hatte. Plötzlich stürmten eines Morgens die Feinde von Neuem heran, überfielen und erschlugen Diejenigen, die nicht noch zu rechter Zeit sich in die Burg flüchteten, während Matronen

und Jungfrauen sich in der festen steinernen Domkirche einschlossen. Weder Schloß noch Gotteshaus retteten gegen die Unmenschen. Sieben mauerbrechende Maschinen schmetterten die Mauern nieder, Feuerbrände, auf das Dach und in die Fenster der Domkirche geschleudert, zerstörten das heilige Gebäude, und fesselos schritt nun abermals die mongolische Wuth durch die Stätte der Verwüstung. Die Einwohner wurden in Massen hingewürgt, die goldenen Kelche, Kreuze und Rauchfässer zerbrochen, Mädchen und Jünglinge, Weiber und Männer in den Kirchen auf scheußliche Art gemißhandelt und dann ermordet. Vergebens befestigten die Deutschen eifrig ihr Bollwerk Thomasbrück am Körös; Kadan's Haufen überfielen auch diesen Platz und weihten ihn der Zerstörung, die Einwohner dem Tode. Gleiches Schicksal erfuhr die Körös-Insel.

Eine von einer anderen Seite in Ungarn eingebrochene Mongolenhorde zog gegen den Maros und das linke Donauufer hinunter und verheerte nach gewohnter Weise die Csanader, Bekeser, Arader, Torontaler, Temeser und Krossover Comitate, auf ihrem Zuge absichtlich die große deutsche Stadt Perg (Nagy-Lak) und die wohlbefestigte Cistercienserabtei Egres unangefochten lassend, um die Flucht der Landbewohner nach jenen Plätzen hinzulenken und sie später dort in Masse zu überfallen. Als die ganze Umgegend mit Schwert und Feuer abgemäht war, zogen sie vor Perg. Die gefangenen Ungarn trieben sie voran gegen die Mauern, und nachdem Diese von den Wurfmaschinen der Belagerten erschlagen oder in den Gräben versunken waren, stießen sie die gefangenen Russen, Ismaeliten und Kumanen vor sich her in das Treffen, mit dem Schwerte in der Hand ihnen nachdringend, um ihnen das Zurückweichen zu verwehren. Nachdem sie solchergestalt durch ihre Gefangenen die ersten, gefährlichsten Angriffe machen, diese den ersten Stoß hatten aushalten lassen und die Kräfte der Belagerten mittlerweile erschöpft waren, unternahmen die Mongolen am siebenten Tage einen allgemeinen Sturm und eroberten die Stadt. Die Einwohner mußten auf das freie Feld hinaus ziehen, dort alle ihre Habe niederlegen und dann zu ihrem Eigenthume auch ihr Leben hinopfern, denn der Mongolen viehische Grausamkeit trank sich im Blute nie satt. Von dem zerstörten Perg hinweg wälzte sich die mordschnaubende Rotte gegen die Egreser Abtei. Die Mönche und anderen in das Kloster Geflüchteten, da sie keine Aussicht auf Entsatz hatten, ergaben sich auf das

Verſprechen der Schonung des Lebens und der Ehre der Frauen. Als der Platz übergeben war, brachen die Mongolen, wie immer, ihr Wort; die Männer wurden gemordet, die Mädchen und Frauen entehrt, nur einige Mönche verſchont, weil die Mongolen ſie, gleich ihren Prieſtern, für Zauberer hielten und als ſolche fürchteten.

Den König erfüllte die Kunde der Gräuel, unter welchen ſein Land ächzte, mit Jammer und Schmerz, aber wie die Sachen einmal ſtanden, konnte er für jetzt nicht helfen noch retten. Von der Turóczer Burg, wo er nach dem Tage des Verderbens von Mohi Zuflucht gefunden, ging er nach Preßburg, deſſen Bergſchloß eigens zu ſeiner Sicherheit befeſtigt worden war. Hieher berief er die Königin, welcher der öſterreichiſche Herzog Friedrich der Streitbare eine ſichere Stätte in Hainburg gewährt hatte. Friedrich, dem der ungroßmüthige Gedanke gekommen war, aus des Königs, ſeines früheren Feindes, Bedrängniß Nutzen zu ziehen, ging, ſtatt der Königin, nach Preßburg, und beredete Bela, mit ihm nach Oeſterreich zu ziehen, wohin die Mongolen ſich nicht wagen würden. Der König ließ ſich täuſchen, zog mit dem Herzoge nach Oeſterreich, und ſchickte von hier aus die Königin mit dem zweijährigen Thronerben Stephan und den übrigen Kindern, ſammt der Krone und den Reichskleinodien, nach Dalmatien. Auch ſendete er Botſchaft an den Kaiſer und an den Papſt, mit dringender Bitte um Beiſtand wider die Mongolen. Kaum aber wußte Friedrich den König wehrlos in ſeiner Hand, ſo verlangte er Wiedererſtattung jener Summen, mit welchen er vor einigen Jahren, nämlich damals, wo er aus eigenem Antriebe Krieg erregte, den Frieden von Ungarn erkaufen mußte. Was Bela auch einwenden mochte, der Herzog ruhte nicht, bis Erſterer ihm alle baaren Summen, die er bei ſich hatte, übergab und ihm die Wieſelburger, Oedenburger und Eiſenburger Comitate urkundlich abtrat. Da, nach des Herzogs Rechnung, auch Dies noch nicht ausreichte, ſo nahm er auch die von der Königin ihm in Verwahrung gegebenen Koſtbarkeiten, und zwar nicht höher, als für den Werth von zweitauſend Mark, an. Völlig arm und mittellos kam der König zu dem Erzabte von St. Martin auf dem heiligen Berge; das Reiſegeld dorthin gab ihm ein aus mongoliſcher Gefangenſchaft entkommener Ruſſe, Namens Wladik. Der Erzabt lieh dem Könige achthundert Mark Goldes, womit derſelbe in die Sümegher Geſpanſchaft nach Segesdvár ging und hier die Banderien der Comitate am

rechten Donauufer zu ſich rief, mit ängſtlicher Sehnſucht der Antwort des Kaiſers harrend, von welchem er Beiſtand wider die Mongolen hoffte, wogegen er Demſelben durch ſeinen Geſandten, den Waizener Biſchof, die Oberlehensherrlichkeit über das ungariſche Reich hatte anbieten laſſen. Aber der Kaiſer Friedrich II. hatte alle ſeine Gedanken und Kräfte den italieniſchen Angelegenheiten zugewendet. Zwar verſprach er Hilfe, und ließ ſich für dieſes bloße Verſprechen von dem Waizener Biſchof im Namen des Ungarnkönigs den Huldigungseid ſchwören; aber Hilfe ſendete er nicht.

So verließ denn den unglücklichen König in ſeiner Noth Alles. Dazu kam für ihn die ſchreckende Nachricht, Kadan ſey, um ihn zu verfolgen, mit einem Theile des Mongolenheeres bei Peſth über die zugefrorene Donau gegangen; Bela ſah ſich alſo genöthigt, ſich mit ſeiner geringen Mannſchaft über die Drave in das Agramer Gebiet zurück zu ziehen. Die Mongolen hatten inzwiſchen Altofen in Aſche gelegt und ſich gegen Gran gewendet. Um ihnen hier den Uebergang über die Donau zu wehren, brachen die Ungarn täglich die Eisdecke durch. Aber die Mongolen halfen ſich abermals mit einer Kriegsliſt. Sie trieben vieles Vieh am Ufer zuſammen und ließen es durch drei Tage ohne Hüter und Wächter. Die Ungarn glaubten daher die Mongolen abgezogen, gingen über den Fluß und trieben das Vieh ein. Aber ſchnell kamen nun die Mongolen wieder zum Vorſchein, ritten über die Donau und berannten Gran. In die ziemlich befeſtigte untere Stadt hatte ſich eine Menge Ungarn und Ausländer mit ihren Habſeligkeiten geflüchtet. Da der Ort auf die erſte Aufforderung ſich nicht ergab, ließ Batu durch ruſſiſche, ungariſche und kumaniſche Gefangene aus über einander gehäuften Reisbündeln einen Damm vor dem Schloſſe, eben ſo hoch wie die Mauern desſelben, aufführen, und aus dreißig dort errichteten Wurfmaſchinen bei Tag und Nacht einen Steinhagel in die Stadt ſchleudern, und nachdem er ſo die hölzernen Wachtthürme und die äußeren Feſtungswerke zerſtört hatte, die Gräben mit Sandſäcken ausfüllen. Als die Einwohner den Platz nicht länger behaupten konnten, zündeten ſie mit eigener Hand die Vorſtädte und alle hölzernen Gebäude an, verbrannten oder vergruben ihre Habſeligkeiten und ſchloſſen ſich dann in die ſteinernen öffentlichen Gebäude ein. Aber bald wurden ſie von den Mongolen übermannt, und von der ganzen Bevölkerung entrannen kaum fünfzehn Perſonen dem Tode. Dreihundert edle Frauen verlangten Gehör bei dem Khan und baten um ihr

Leben; der Wütherich nahm ihren Schmuck und ließ sie sämmtlich enthaupten. Nur das hohe Bergschloß leistete unter dem Grafen Simon, einem Spanier, erfolgreichen Widerstand und blieb den Mongolen verloren. Auch Stuhlweißenburg, durch die umgebenden Sümpfe geschützt, und St. Martin, durch des Abtes tapfere Vertheidigung, trotzten ihren Angriffen, und ergrimmt zogen sie von beiden Plätzen ab, um den König zu verfolgen.

Bela fand in Dalmatien schützende Aufnahme und kraftvolle Anstalten zur Vertheidigung; man stellte ihm Geld und Mannschaft zur Verfügung, und der König ging, um für seine Person besser geschützt zu seyn, mit seiner Gemalin und dem ganzen Hoflager nach Traw, welches, auf der Insel Issa erbaut, mit dem festen Lande mittels einer hölzernen Brücke zusammen hing und mit der zunächst gelegenen Insel Bua, von fünf und zwanzig Quadratmeilen im Umfange, durch Dämme und Brücken sich leicht verbinden ließ. Kadan, der ihn hartnäckig verfolgte, fand in Slavonien und Kroatien wenig zu rauben und zu morden; denn die Einwohner hatten sich mit ihrer Habe aus den Städten und Dörfern in unzugängliche Schluchten und Wälder geflüchtet. Jenseits der Kulpa angekommen, erfuhr Kadan, daß der König Bela an der dalmatischen Küste sichere Zuflucht gefunden. In seinem Zorne hierüber ließ er alle ungarischen Gefangenen, die er mit sich schleppte, niederhauen, und rückte gegen Spalatro, zog aber wieder ab, als er die drohenden Anstalten zur Vertheidigung des Platzes sah. Sein Zug ging nun gegen die Bergfestung Cliffa, wo er den König glaubte. Als die Mongolen aber sich nutzlos an den Felsen dieser Feste die Köpfe zerstießen, und die Anwesenheit des Königs sich nicht bestätigte, zogen sie vor Traw. Hier sahen sie zu ihrem Verdrusse, wie der König sich mit den Seinigen einschiffte und den benachbarten Inseln zusegelte, ohne daß die Mongolen ihm, bei dem Mangel an Schiffen, nachsetzen konnten. Kadan ließ die Stadt auffordern und verhieß den Dalmatinern Schonung ihres Lebens, wenn sie die Ungarn ausliefern wollten. Der Befehlshaber, Stephan Subich, ließ diese Aufforderung unbeantwortet, und die Mongolen, die uneinnehmbare Lage des Platzes einsehend, zogen ab. Aus Unmuth über den vereitelten Heerzug führte Kadan seine Horden durch Bosnien und Servien bei Ragusa vorbei, über Cattaro und Drivasto nach Bulgarien, um dort über die Donau zu setzen und wieder zu Batu zu stoßen. Unterwegs wurde Alles verwüstet. Vor dem Donauübergange wurde ausgerufen:

wer von ungarischen und slavonischen Gefangenen in seine Heimat zurück kehren wolle, der solle heraus treten und dann frei seyn. Von der Hoffnung bethört, stellten sich zwei- bis dreitausend solcher Unglücklichen auf freiem Felde, und wurden ohne Ausnahme niedergemacht.

In der Mongolen Gewalt war jetzt das ungarische Land zu beiden Seiten der Donau, doch das auf dem rechten Ufer nicht so völlig verödet, weil sie dort nicht bleibende Lager aufschlugen, sondern dasselbe nur durch Streifzüge heimsuchten. Die Gefangenen wurden von ihnen in Wohnhöfen eingeschlossen und verrichteten Feldarbeit unter mongolischen Landverwaltern, Knesen genannt, welche ihnen Zugvieh, Pferde, Waffen und Kleider austheilten und die Gerechtigkeit in mongolischem Sinne handhabten. Den ungarischen und kumanischen Gefangenen blieb Nichts übrig, als ihr Leben durch die Ehre ihrer Weiber, Töchter und Schwestern zu erkaufen, und selbst der Domherr Roger, der Erzähler jener Gräuel, mußte sich glücklich schätzen, der Sclave eines solchen Knesen zu seyn, um wenigstens dem Tode zu entgehen. Einmal in der Woche versammelten sich die Knesen, um die geforderten Geschenke einzusammeln.

Ehe die schrecklichen Gäste vom pannonischen Boden hinweg schwanden, prallten einzelne ihrer Horden auch nach Oesterreich gegen Neustadt und Wien vor (August 1242). Aber der streitbare Friedrich zog ihnen mit einem Heere von Böhmen, Kärntnern und Krainern entschlossen entgegen, und jagte sie, mit Zurücklassung ihrer Beute, in die Oedenburger Gespanschaft hinein. Der Priester Ivo von Narbonne, der sich damals in Neustadt befand, entwirft von den Mongolen ein gräuliches Bild. Sie sollen Menschenfleisch gefressen, die Leichname mit den Geiern um die Wette abgenagt, die alten Weiber als tägliche Ration in der Fleischbank ausgetheilt, und das Fleisch der Jungfrauen als Leckerbissen ihren Heerführern aufgehoben haben.

Die Ursache, weshalb der blutige Kadan, Slavonien und Kroatien so schnell räumend, wieder zu Batu's Hauptheere stieß, war die Nachricht von dem Tode des Großkhan's Ogotai. Batu und Kadan fürchteten Streitigkeiten um den Thron Tschengis-Khan's und beschlossen daher, mit ihren zahlreichen Horden nach Asien heim zu ziehen. Dieses Ereigniß befreite das Abendland unerwartet von den schrecklichen Drängern. Eine ungeheuere Anzahl Gefangener aus Ungarn fortschleppend, begab das mongolische Heer

ſich auf den Rückzug durch Siebenbürgen und durch das Land der Kumanen gegen den Pruth. In dem, die Moldau von Siebenbürgen ſcheidenden hohen Gebirge gelang es einer Menge Gefangener, zu entkommen. Unter ihnen befand ſich auch der Domherr Roger. Die in Dalmatien zurück gebliebenen Mongolen bildeten den Kern der Morlachen, die ſich den ſtolzen Namen des großen Uluſes oder Herrſcherſtammes (Mechr-Ulus) beilegten und ſich ſelbſt noch heute Mor Ulaſſen nennen, wie denn auch die Morlachen um Zara noch bis auf dieſen Tag das reine Gepräge mongoliſcher Geſichtsbildung tragen.

Das unglückliche Land athmete wieder auf, als die Horden der Peiniger endlich, und zwar auf immer, den Rücken wendeten. Die in Klüfte und Wälder geflohenen Einwohner, die entwichenen und ebenfalls verſteckten Gefangenen krochen aus ihren bergenden Schlupfwinkeln hervor, noch immer mißtrauiſch um ſich blickend, ob die grauſe Gefahr auch wirklich vorüber ſey und ob jener Abzug nicht eine bloße mongoliſche Kriegsliſt, um im Gefolge neuen Verderbens zurück zu kehren. Wie ein blutiger Schlamm hatte die Herrſchaft dieſes grauſamen und unfläthigen Volkes auf Ungarn gelaſtet; das ganze Land war nur Eine Wunde und wurde ſich ſeiner tiefen Erſchöpfung erſt recht bewußt, als der Drang nachließ. Dem Könige Bela aber ſchien aus ſeinem Unglücke nur neue Kraft und neue Einſicht zu kommen; denn er wurde nicht müde, zu helfen und zu beſſern, wie troſt- und hoffnungslos auch auf den erſten Anblick ſich ihm alles darſtellen mußte. Schrecklich hatte das Entvölkerungsſyſtem der Mongolen ſich bewährt. In einer Breite und Länge von fünfzehn Tagreiſen waren keine lebenden Menſchen zu ſehen; nur Wölfe und andere reißende Thiere, an den Gebeinen hingeſchlachteter Einwohner nagend, belebten die ſchaurige Einſamkeit. Selbſt von den Ueberlebenden raffte Viele der Hunger dahin, denn um das Elend zu vollenden, vernichteten Mißwachs und Heuſchreckenſchwärme im folgenden Jahre (1243) die Ernte. Der wilde Hunger brütete ungeſcheut die entſetzlichſten Hilfsmittel aus. Arme ſchlachteten ihre eigenen Angehörigen, und Menſchenfleiſch wurde öffentlich zu Markte gebracht. Endlich ſchaffte Bela mit ungeheuern Koſten Getreide und Vieh aus fremden Ländern herbei, und zog durch anlockende Vortheile und Freiheiten fleißige Coloniſten und Arbeiter in das entvölkerte und verödete Land. Auch auf andere Weiſe erhob er den Muth ſeiner Unterthanen und eröffnete ihnen Quellen des Unterhalts. Die

durch mongoliſche Feuerbrände vernichteten Handfeſten der Städte und Gemeinden erſetzte er durch neue. Den während der Verfolgung in Ungarn verſteckt gebliebenen Kumanen wurden die früheren Weideplätze wieder eingeräumt, und die nach Bulgarien ausgewanderten unter Vergeſſen des Geſchehenen zur Rückkehr eingeladen. Den durch Tod und Flucht vieler Begüterten, wie durch Verluſt der Urkunden vielfach ſtreitig gewordenen Güterbeſitz ließ der König durch rechtskundige Männer, welche in den Geſpanſchaften ihres Bezirkes zu gewiſſen Zeiten die Landeigenthümer zuſammen zu berufen hatten, nach Kräften ermitteln und feſtſtellen. Endlich ſorgte der König auch dafür, daß die Huldigung, welche der Waizener Biſchof in ſeinem Namen — jedoch unter der Bedingung des Beiſtands gegen die Mongolen — dem deutſchen Kaiſer Friedrich II. abgelegt hatte, keinen Nachtheil auf die Selbſtändigkeit des Reichs übe; denn der Kaiſer hatte jene Bedingung durchaus unerfüllt gelaſſen, und damit auch des Ungarnkönigs Verpflichtung gelöſet. In dieſem Sinne entſchied auch des Kaiſers gewaltiger Gegner Papſt Innocenz IV., an welchen Bela ſich in derſelben Angelegenheit wendete.

Noch während König Bela's Anweſenheit in Dalmatien war die reiche Stadt Jadra von Venedig abgefallen und hatte ſich unter des Ungarnkönigs Oberherrlichkeit geſtellt, welcher den Ban Dionyſius Vialka dort als Befehlshaber einſetzte. Kaum aber hatte der König Dalmatien verlaſſen, ſo kam eine venetianiſche Flotte, von Zeno geführt, vor Jadra, ſprengte die Hafenkette, und ſetzte dem Platze ſo heftig zu, daß derſelbe ſich nicht auf die Dauer halten konnte. Daher wanderten, nebſt der Beſatzung, ſämmtliche Bürger mit ihrem Gelde und ihren Koſtbarkeiten nach Nona, den Venetern die leere Stadt überlaſſend. Zwar bevölkerten die Veneter dieſelbe wieder mit Bürgern aus ihrer Mitte; aber die Ausgewanderten fügten, in Gemeinſchaft mit den Bürgern von Nona, der neuen Colonie zu Waſſer wie zu Lande großen Schaden zu. Die Veneter, ohnehin in Händel mit Konſtantinopel verwickelt, und durch des Königs Heereszug nach Slavonien gegen vermeinte abermalige Mongolengefahr geſchreckt, ſuchten und erlangten (30. Juni 1244) den Frieden, der durch die ſchlaue Gewandtheit ihrer Unterhändler ziemlich unvortheilhaft für den König ausfiel. Jadra blieb den Venetern, und dem Könige wurden nur zwei Drittheile vom Ertrage des Thorgeldes, als Zeichen ſeiner Oberherrlichkeit über ganz Dalmatien, zuerkannt. Die ausgewanderten Jadertiner ſollten nicht nur von Jadra, ſondern ſelbſt auch von Nona ent-

fernt, und vier Meilen weit vom Meere angesiedelt werden, der König den Venetern wider alle ihre Feinde und Aufrührer an der Küste beistehen. Die Ausgewanderten blieben also von Ungarn gänzlich aufgegeben, und mußten froh seyn, unter demüthigenden Bedingungen in die Gnade ihrer vorigen Herren und in Jadra wieder aufgenommen zu werden. Den König hatte seine wankende Stellung in Dalmatien und die Besorgniß, daß die Veneter sich auf die Seite der verwitweten Königin Beatrix schlagen und deren siebenjährigem Sohne zu Vortheilen in Ungarn verhelfen möchten, zu diesem ungünstigen Vertrage getrieben.

Bürgerkrieg wüthete in Dalmatien. Die Bewohner von Spalatro und von Traw, ohnehin durch stäte Eifersucht einander abhold, kämpften um einen Landstrich, welchen der König den letztgenannten, zur Belohnung ihrer, zur Mongolenzeit bewiesenen Treue, geschenkt hatte und den die Spalater ihnen entreißen wollten. Der Podesta von Spalatro zog aus und fing mehre Bürger von Traw. Ein hierauf geschlossener Friede wurde gar bald von beiden Theilen bereut und der König als Schiedsrichter angerufen, welcher die streitigen Gründe Jenen von Traw zusprach. Kaum hatten Diese sich in Besitz des zuerkannten Gebietes gesetzt, als die Spalater sich widersetzten und der Kampf von Neuem losbrach. Die Trawer schlugen die Flotte der Spalater, welche sofort den Ban Nikoslaw von Bosnien und den Chulmer Grafen mit den Poglizzern um Beistand baten. Diese kamen und verheerten das Gebiet der Trawer. Da sendete der König ein Heer gegen die Spalater und deren Verbündete; Nikoslaw wurde abgesetzt, und an seiner Stelle Stephan Kotroman, ein Deutscher, Ban von Bosnien. Der Ban Dionysius Vialka schlug die Spalater in ihrer eigenen Vorstadt, brannte ihnen fünfhundert Häuser nieder, verschonte sie nur gegen Zahlung von sechshundert Mark Silbers mit einem allgemeinen Sturme, nahm Geiseln von ihnen und nöthigte sie, mit den Trawern einen anständigen Frieden zu schließen. Die vor des Königs Zorne bebenden Bürger von Spalatro zwangen überdies das dortige Kapitel, den von Bela hochbegünstigten Tschasmer Propst, Ugrin, einen geborenen Ungar, zum Erzbischof zu wählen, was nach längerem Widerstande auch geschah.

Kaum war Dalmatien beruhigt, so eilte der König, Vergeltung am Herzoge Friedrich dem Streitbaren von Oesterreich zu üben, der ihn in den Tagen der höchsten Noth noch schwer bedrängt hatte. Bereits während der

Anwesenheit der Mongolen waren offene Feindseligkeiten ausgebrochen. Damals hatte Friedrich Raab durch einen Handstreich genommen und mit österreichischer Besatzung versehen. Aber das zurück gebliebene Wesziprimer, Comorner und Raaber Landvolk überfiel und überwältigte, mit Hilfe der Einwohner, die Stadt, und verbrannte die fremde Besatzung in der Burg. Die Mongolengefahr hielt damals den König, wie den Herzog ab, die Feindseligkeiten noch weiter zu treiben; jetzt schien die Zeit gekommen. Zwar wurde Bela seines Bundesgenossen, des Böhmenkönigs, beraubt, welchen der Herzog Friedrich in der Schlacht bei Laa an der Thaya genöthigt hatte, vom Kampfplatze zurück zu treten. Dennoch brach Bela gegen seinen Feind auf, lagerte am rechten Ufer der Leitha, gegenüber von Neustadt, und sendete den aus Kumanen und dem Banner der Frangipani bestehenden Vortrab über den Fluß. Friedrich griff an und verlor durch bösen Zufall sein Leben unter den Händen eines Frangipani (15. Juni 1246; s. Band I., S. 122) an seinem fünf und dreißigsten Geburtstage. Mit seinem Tode war die Fehde beendigt und Babenbergs Mannsstamm erloschen.

Nicht so gut gelang dem Könige Bela seine Behauptung der ungarischen Landeshoheit über Galizien und Lodomerien. Nach seines Bruders Coloman Tode belehnte Bela den ihm ergebenen russischen Flüchtling, Rostislaw Mstislawitsch, dem er auch seine zweite Tochter Anna vermält hatte, mit dem Halitscher Fürstenthume und schickte den Meister Laurentius mit Heeresmacht ab, um Jenen dort einzusetzen. Mittlerweile aber war der verschollene Lehenmann Daniel Romanowitsch ebenfalls dorthin zurück gekehrt, hatte sich wieder in den Besitz seines Gebietes gesetzt und nöthigte die Ungarn zum Abzuge (1243). Im folgenden Jahre (1244) machte Bela selbst einen vergeblichen Versuch, Daniel zu vertreiben, und wieder nach zwei Jahren (1246) gelang es dem Letzteren sogar, durch schlaue Unterhandlungen in Rom den Papst Innocenz IV. dahin zu bringen, daß Derselbe ihn, ohne den König von Ungarn hierüber zu befragen, zum Könige von Südrußland krönen und salben ließ, während dem Rostislaw Nichts übrig blieb, als der leere Titel eines Herzogs von Halitsch. Um Letzteren zu entschädigen, verlieh ihm Bela das Machover Banat, welches der König aus dem Gebiete des nördlichen Serbiens, zwischen der Morawa und dem Drino, von der Save und der Donau bis an das Karadagher Gebirge mit der Hauptstadt Branizova (Belgrad) — seit Bela III. dem ungarischen Reiche

unterthänig — gebildet hatte. Die Verwaltung Slavoniens, Kroatiens und Dalmatiens aber übergab der König dem Ban Stephan Subich, der hier Ordnung und Ruhe wieder herstellte, den Wohlstand kräftig empor hob, auch später die neue Stadt Jablanacz anlegte, sie mit Pflanzbürgern aus Arbe besetzte, mit gleichen Rechten, wie sie die übrigen königlichen Städte Dalmatiens besaßen, doch mit der Bedingung, stets einen geborenen Ungar zu ihrem Grafen zu wählen.

Das unselige Zwischenreich, welches mit dem Hintritte des letzten Babenbergers in Oesterreich anhob und die allseitigsten, widersprechendsten Erbansprüche im Gefolge hatte (s. Band I., S. 124 u. f.), blieb auch auf das benachbarte Ungarn nicht ohne Einfluß. Da der Kaiser Friedrich II. Oesterreich als ein erledigtes Reichslehen betrachtete und an seine Familie zu bringen suchte, widersetzte sich der Papst und forderte den Ungarnkönig zu bewaffnetem Einschreiten auf, was zu gegenseitigen Gränzverwüstungen, doch zu keinen ernsthaften Erfolgen führte. Als nun die österreichischen Stände, ohne Zuziehung der steierischen, auf der Versammlung zu Triebensee sich für einen Sohn des Markgrafen Heinrich von Meißen entschieden, ihre Wahl aber bald darauf auf den Sohn des Böhmenkönigs, den mährischen Markgrafen Premysl Ottokar, lenkten und Dieser sofort als Gebieter Oesterreichs auftrat, glaubten sich die steyerischen Stände an jene Wahl nicht gebunden, so wie überhaupt den bisherigen Verband mit Oesterreich gelöset. Letztere wählten den Pfalzgrafen Heinrich von Baiern, König Bela's Eidam, zu ihrem Herzoge. Dieser aber getraute sich nicht, ohne seines Schwiegervaters Einwilligung, die Wahl anzunehmen, und begab sich dieserhalb an das ungarische Hoflager. Hier fand er bereits des verstorbenen streitbaren Friedrichs Bruderstochter, Gertrud, die Witwe des Markgrafen Hermann von Baden, welche, unfähig, ihre mit Recht bestrittenen Ansprüche auf Oesterreich und Steyermark durchzuführen, dieselben gegen Zusage standesmäßiger Versorgung an den König Bela abgetreten hatte. Bela hegte den lebhaften Wunsch, Steyermark für seinen zwölfjährigen Sohn Stephan zu erwerben, und unter solchen Umständen trat Pfalzgraf Heinrich freiwillig von jeder weiteren Bewerbung zurück. Es gelang dem Golde des Ungarnkönigs, in Steyermark eine mächtige Partei für sich zu gewinnen. Aber mittlerweile hatte Premysl Ottokar durch seine Vermälung mit der babenbergischen Margaretha seine Stellung in Oesterreich noch mehr

gesichert und nahm Steyermark, als ein Bestandtheil des babenbergischen Erbe, jetzt um so ernsthafter in Anspruch, während Bela dieses Land eben so wenig fahren lassen wollte.

Ein Krieg zwischen den beiden Fürsten war unvermeidlich. Bela ließ zwei Heere in Oesterreich und Mähren einbrechen, beide Länder verwüsten und aus dem ersteren, wo seine Truppen bis Tuln vordrangen, viele tausend Gefangene hinweg schleppen (1252). Im folgenden Jahre nahm er den Kampf mit noch größerem Nachdrucke auf. Während seine Kumanen und ungarischen Reiterschwärme unter schrecklichen Verwüstungen in Mähren bis Olmütz vordrangen, zog Bela selbst an der Spitze eines Heeres nach Steyermark, verdrängte seinen Gegner Ottokar aus Leoben und dem ganzen Brucker Kreise, zwang mehre von ihm abgefallene steierische Edle zu seiner Partei zurück, und stand plötzlich drohend vor Wien, ohne jedoch, bei dem verspäteten Eintreffen der baierischen Hilfstruppen, hier etwas Entscheidendes unternehmen zu können. Unter des Papstes Vermittelung, die sich in sehr drohender Form aussprach, wurde am 1. Mai 1254 zu Preßburg der Friede geschlossen, nach welchem Ottokar ganz Oesterreich, Bela aber Nieder- und Obersteyermark von dem semmeringer Gebirge und dem Hartberge bis gegen Admont hin behielt, dabei jedoch die Verpflichtung übernahm, die von ihm anderweit mit Roman, dem Sohne des Königs Daniel Romanowitsch von Halitsch, vermälte Gertrud für ihre Verzichtleistung auf Mödling, durch bestimmte steyermärkische Gebiete zu entschädigen.

Bela verlieh das Herzogthum Steyermark seinem erstgeborenen, jetzt fünfzehnjährigen Sohne Stephan, den er schon vor acht Jahren in Stuhlweißenburg als jüngeren König hatte krönen lassen, verlobte ihn mit der reizenden Elisabeth aus der Familie des ermordeten Kumanenkhans Kotjan, und übergab ihm königliche Vollmacht und Gewalt; ein Mißgriff, der, wie schon so oft, auch diesmal schlimme Früchte tragen sollte. Als Landshauptmann in Steyermark bis zu des jüngeren Königs Volljährigkeit wurde der schon erwähnte Ban Stephan Subich, Graf von Brebir, bestimmt, der jedoch, weil die Landesverwaltung Dalmatiens ihn gänzlich in Anspruch nahm, mit königlicher Bewilligung zwei Stellvertreter einsetzte.

Der Verlust von Jadra, welches der Veneter List dem Könige abgedrungen, war Diesem sehr empfindlich, und er benutzte daher neue, zwischen den Dalmatiern und den Venetern ausgebrochene Feindseligkeiten dazu, jene

Stadt wieder an sich zu bringen. Die Veneter mochten es unter den waltenden Umständen auf keinen Krieg ankommen lassen, und überließen daher Jadra mit seinen Bewohnern wieder der Oberherrlichkeit des Königs.

In Steyermark nährte inzwischen der König Premysl Ottokar von Böhmen durch seine Partei Unzufriedenheit gegen die ungarische Herrschaft, wobei Alles zum Vorwande genommen wurde, was nur einen Anlaß oder den Schein eines solchen darbieten konnte. Bela wechselte einige Male mit den Landeshauptleuten, um die vermeinte Ursache des Mißvergnügens zu entfernen; aber weil man Ursachen suchte, so fand man sie, und die Gährung währte fort. Da setzte der König den Stephan Subich abermals als Landeshauptmann ein, und Dieser glaubte, nun gegen einige der vornehmsten Unzufriedenen, wie Hartneid von Pettau und Seifrid von Merenberg, mit Strenge verfahren zu müssen, was ihm aber so übel bekam, daß seine Gegner ihn auf einer Reise in die Bäder bei Marburg beinahe gefangen genommen hätten und er eiligst nach Ungarn entfliehen mußte. Um diesen, dem königlichen Ansehen bereiteten Schimpf zu rächen, sendete Bela seinen Erstgeborenen Stephan mit einem Heere gegen Pettau, wo Hartneid sich eingeschlossen hatte. Ehe es noch zum Aeußersten kam, vermittelte der Erzbischof Ulrich von Salzburg, der jene Stadt als Lehengut des Erzstiftes ansah, einen Vergleich, nach welchem die Stadt sich ergab und den Mißvergnügten Verzeihung ward. Der junge König Stephan verlegte hierauf sein Hoflager nach Pettau, und suchte durch Milde und Leutseligkeit die Gemüther zu gewinnen; aber vergeblich, da Ottokar in den Streitigkeiten zwischen dem salzburger Erzbischof Ulrich und dem, aus diesem Erzbisthume vertriebenen Philipp von Kärnten immer neue Gelegenheit fand, die Feindseligkeiten wieder anzufachen und die Gährung zu steigern. Ein Sieg, den des Erzbischofs Ulrich steyerische Lehensmänner über Philipp's kärntnische und böhmische Truppen erfochten, wurde durch einen gelungenen Ueberfall, den die Letzteren unter Leopold von Scherfenberg unternahmen, wett gemacht, und der Erzbischof selbst genöthigt, sich in eine steyerische Burg zu retten.

Die Verwirrung wurde immer größer; der junge König Stephan aber ging, des Landes Verwaltung dem Ban von Slavonien übertragend, zurück nach Ungarn. Seine Abwesenheit gab den unzufriedenen Steyrern die Losung zu einem allgemeinen Aufstande. Mitten im Winter überfielen sie die von den Ungarn besetzten Plätze, schlugen Diese in die Flucht und

tödteten ihrer Viele in den Gebirgspässen. Nach Ablauf von eilf Tagen waren die Ungarn vom steyerischen Boden verdrängt. Ottokar, der nur insgeheim seine Hand im Spiele gehabt, wollte auch jetzt noch nicht offene Schritte thun. Zwar erschien er, nach Vertreibung der Ungarn, sogleich in Steyermark (1260), um das Land in Besitz zu nehmen; aber er kam ohne alle Heeresmacht, setzte einen Landeshauptmann ein und kehrte, bei der Nachricht von dem Anzuge des jüngeren Königs Stephan, nach Wien zurück, als wäre Nichts vorgefallen. Im folgenden Frühjahre sendete er jedoch eine Abtheilung Krieger nach Steyermark, gegen deren geregelte Kriegsweise die Kumanen Stephan's nicht hätten aufkommen können, daher der junge König sich nach Ungarn zurück zog.

Jetzt war der Handschuh hingeworfen. Beide Könige rüsteten, doch erst gegen die Mitte des Juni 1260 wurden die ungarischen und böhmischen Heere schlagfertig. König Bela führte sein, hundert und vierzigtausend Mann starkes, aus Ungarn, Kumanen, Russen, Tataren, Polen, Serbiern, Szeklern und Zigeunern bestehendes Heer an das linke Marchufer. Am anderen Ufer standen die Feinde. Zehntausend Ungarn und Kumanen eröffneten den Kampf, indem sie über die March setzten, bei Laa auf die, mit Ottokar verbündeten Sachsen und Brandenburger stießen, sie durch verstellte Flucht aus ihrer Stellung lockten und dann die Verfolgenden umzingelten und aufrieben (6. Juni). Von beiden Seiten zögerte man, den entscheidenden Kampf zu beginnen; ein Jeder hoffte, durch Zuwarten dem Gegner Vortheile abzugewinnen. Endlich wurde ausgemacht, daß auf anderthalb Tage Waffenruhe seyn und während derselben die Ungarn ungehindert über den Fluß kommen und im Marchfelde ihre Schlachtordnung aufstellen, Ottokar's Krieger aber, während des Ueberganges der Ungarn, sich zurück ziehen sollten. Als Stephan nun mit der Vorhut über den Strom kam (12. Juli), fand er das böhmische Lager näher und in streitfertigerer Verfassung, als er geglaubt hatte. Er meinte hierdurch die Waffenruhe vom Feinde verletzt und sich selbst nicht länger daran gebunden; daher ließ er die Seinigen auf das böhmische Lager einstürmen, und hatte hier schon große Verwirrung unter den Gegnern angerichtet, als Ottokar mit seinen gepanzerten Reitern herbei flog, und die leichten Kumanen auf das Vordertreffen der Ungarn zurück warf. Die Verwundung des jungen Königs Stephan brach der Ungarn Muth. Bald stäubten sie in

wilder Flucht auseinander; Tausende ihrer Krieger fraß das Schwert der nachsetzenden Sieger, Tausende verschlang auf der Flucht die March. (S. Band I., S. 145 u. f.) Das Lager ward eine Beute der Feinde. Ottokar's Truppen streiften bis Preßburg, wo Denselben der Palatin Roland mit Friedensvorschlägen König Bela's entgegen kam. Man kam überein, daß die Ungarn sofort ganz Steyermark räumen und dieses Land sammt allem Zugehör für ewige Zeiten an Ottokar abtreten sollten. Eine Vermälung des gleichnamigen jüngeren Sohnes König Bela's mit Ottokar's Nichte, Kunigunde von Brandenburg, sollte die geschlossene Eintracht befestigen. Dem Verletzer dieses Friedens wurde im voraus eine schwere Geldbuße zuerkannt. Bald kam auch noch des von der gealterten und kinderlosen Margaretha getrennten Königs Ottokar Vermälung mit des Machower Banes Rostislaw schöner Tochter Kunigunde, einer Enkelin König Bela's (25. Oktober 1261), hinzu, um die Freundschaft zwischen den Königen zu kräftigen, während schon früher des jüngeren Königs Stephan erstgeborene Tochter Katharina an Dragutin, des serbischen Königs Stephan Urosch Sohn, verlobt worden war, wobei der Letztere versprach, nach vollzogener Vermälung seinem Sohne die Herrschaft über Serbien und Pomorien abzutreten.

Den Verlust der Steyermark empfand Niemand bitterer, als der jüngere Stephan, dessen Eigenthum sie durch des königlichen Vaters Vergabung gewesen war. Die Herrschaft über Siebenbürgen, über Groß- und Kleinkumanien, und die Einkünfte dieser Provinzen schienen ihm keinen hinreichenden Ersatz zu gewähren; er forderte daher nicht nur Erweiterung seines Gebietes bis an das linke Theißufer, sondern auch vollkommene und unabhängige königliche Gewalt. Als sein Vater ihm dies verweigerte, sammelte er seinen Anhang; doch das Einschreiten des Graner Erzbischofs und anderer Gutgesinnten kam dem Ausbruche des unnatürlichen Kampfes zuvor, und es wurde ein Vertrag zwischen Vater und Sohn geschlossen, welchem später noch ausdrückliche Zusätze folgten. Nicht lange hielt die Eintracht an; neuer Zwiespalt entspann sich, und diesmal (1264) mußte der Papst Urban IV. den Frieden gebieten und auf gewissenhafte Beobachtung des geschlossenen Vertrages hinweisen, womit wieder Ruhe eintrat.

Bald darauf wurde, in König Bela's Gegenwart, bei Fischament die Vermälung des Herzogs Bela mit Kunigunden von Brandenburg vollzogen,

wobei, nach damaligem ungariſchen Brauche, der junge Bela ſeiner Braut eine goldene Krone auf das Haupt ſetzte, welche alſogleich ein Ritter mit dem Säbel herunter ſchlagen mußte. Nach dieſer Feier zog der Herzog Bela mit ſeiner Neuvermälten und mit ſeiner Mutter, der Königin Maria, nach Dalmatien, um auf der Kniner Burg die Huldigung des Landes hinzunehmen. Da traf es ſich, daß in der Erntezeit einige Ungarn von der Beſatzung von Cliſſa gegen Salona hinunter gingen und den Spalatern Früchte wegnahmen. Es kam darüber zu Streit, und zwei Ungarn wurden erſchlagen. Tief erbittert verließ die Königin Maria die Burg Knin und zog auf die Burg Cliſſa, um hier mit ihrer Rache den Spalatern näher zu ſeyn. Vergebens ſuchte der Erzbiſchof Roger im Namen der Spalater den Zorn der hohen Frau zu verſöhnen; ſie ließ durch ihre Dienſtmannen die Felder, Gärten und Gehöfte der Spalater verwüſten, und mit Mühe ſchützten Dieſe ihre Stadt vor ähnlichem Loſe. Dann ſtellte ſich die Königin zur Verſöhnung geneigt; die vornehmſten Bürger von Spalatro, ſo verlangte ſie, ſollten vor der Stadt zu ihr kommen und die Verſicherung ihrer neuen Huld hinnehmen. Kaum erſchienen die Abgeordneten vor ihr, ſo wurden dieſelben von dem bewaffneten Gefolge der Königin überfallen, mehre verwundet, andere — unter ihnen der Podeſta Michaelis — gefangen nach Cliſſa in finſtere Kerker geſchleppt. Zwar verwies der König Bela ihr gewaltſames Verfahren; dennoch wußte ſie ihn zu überreden, daß auch er, trotz der Bitten und Vorſtellungen der Spalater, die Gefangenen nicht eher losließ, bis ihm die Stadt zwölf Knaben aus den vornehmſten Häuſern als Geiſeln ſtellte, ſo daß die gefangenen Spalater erſt nach zweijährigem harten Gefängniſſe ihre Freiheit wieder erhielten.

Unter häufigen Anfechtungen hatte der Vertrag und die Eintracht zwiſchen dem Könige Bela und ſeinem Erſtgeborenen Stephan ſich durch einige Jahre hingefriſtet; aber im Jahre 1267 brach die lange Spannung in offene Fehde aus. Das Glück entſchied ſich Anfangs für den jüngeren König. Seine Anhänger hatten in mehren Treffen geſiegt, den Palatin Laurenz Kemen gefangen genommen und auch über den Palatin Heinrich Vortheile erfochten. Plötzlich aber wendete ſich der Erfolg der Waffen auf des älteren Königs Seite, zu welcher ſofort mehre einflußreiche Männer von der Partei des Sohnes übertraten. Stephan und ſeine Heerführer

wurden von dem Palatin Heinrich auf allen Punkten zurück geschlagen, des Ersteren feste Burg Patak bezwungen und von dort seine Gemalin Elisabeth nebst ihren Kindern gefangen vor den älteren König gebracht. Da brach des Sohnes Trotz; er eilte zu des Vaters Füßen und erhielt Verzeihung.

Rühmliche Thaten sollten Stephan's Vergehen auslöschen, und es fand sich die Gelegenheit dazu. Der eingedrungene Bulgarenkönig, Konstantin Tochus, hatte nicht nur den von Ungarn dort eingesetzten Myzes vom Throne gestoßen und vertrieben, sondern bedrohte auch König Stephan's Gebiet. Da brach Dieser mit einem Heere gegen ihn auf, zog über die Donau, eroberte Widdin und brachte Alles Land bis an die Hauptstadt Ternova in ungarische Gewalt. Nach seiner ruhmvollen Rückkehr verlobte er seine zweite Tochter Maria mit Karl von Anjou, des Königs von Sicilien Sohn und Thronfolger, indem er durch diese Verbindung Dalmatien um so nachdrücklicher gegen die Angriffe der Veneter zu sichern hoffte.

Ein Jahr später (1269) starb, zum großen Herzleid des älteren Königs, dessen jüngerer Sohn und Liebling, der Herzog Bela, und nach wenigen Monaten folgte Demselben der gebeugte Vater, König Bela, in die Gruft nach (Mai 1270). Vier und sechzig Jahre hatte er gelebt, fünf und dreißig regiert, unter allen Wechseln des Glücks, doch meist mit Umsicht, Kraft und Würde, und selbst nach dem durch Mongolenwuth verschuldeten Umsturze aller Verhältnisse das halbverblutete Reich in kurzer Zeit wieder auf die Höhe des Wohlstandes und der Ordnung gebracht. Ueber seinen Tugenden und seiner Weisheit im Ganzen durfte man die einzelnen Mißgriffe seiner Regierung entschuldigen und vergessen. Er wurde in der, von ihm erbauten Franziskanerkirche zu Gran begraben, welche nach kurzer Zeit auch die Leiche seiner Gemalin, der Königin Maria, aufnahm.

Bela's Erstgeborener, Stephan, schon als Kind gekrönt und bei seines Vaters Tode ein und dreißig Jahre alt, bestieg ohne Widerrede den Thron. Um an seinen Sieg zu mahnen, nannte er sich auch König von Bulgarien. Seinen kriegerischen Sinn hatte er in den steyerischen Feldzügen, in den Kämpfen gegen Ottokar, in dem freventlichen Auflehnen gegen den Vater, in dem Zuge gegen Bulgarien, ja selbst durch kriegerisches Einschreiten in Schweden, hinlänglich bewährt, und sich dadurch

vollen Anspruch auf die Liebe seines kriegerischen Volkes erworben. Bald winkte seiner Kampflust neue Gelegenheit. Der äußerliche Friedensschluß hatte nicht den inneren Groll Ungarns gegen König Ottokar hinweg genommen. Wer in Ungarn zu der Partei der Mißvergnügten gehörte, fand bei Ottokar günstige Aufnahme. Zuletzt entwendete König Stephan's Schwester, Anna, Rostislaw's Witwe, einen Theil des königlichen Schatzes und sandte denselben zu Ottokar in Verwahrung. Weil Ottokar weder die Flüchtlinge, noch die Schätze heraus geben wollte, beschloß Stephan Krieg gegen Denselben, verband sich mit seinem Schwestermanne, dem polnischen Herzoge Boleslav dem Schamhaften, und fiel, während Ottokar's Abwesenheit (1270), mit fünfzig tausend Ungarn und Kumanen in Oesterreich ein. In der Hoffnung, den aus Steyermark heimkehrenden Ottokar in den Bergpässen zu überfallen und zu fangen, legte er am Semmering sich in Hinterhalt. Aber der vor dem Anschlage gewarnte Böhmenkönig umging durch einen kühnen Alpenmarsch den Hinterhalt und gelangte unverletzt nach Wien. Erzürnt ob der vereitelten Hoffnung, ließ König Stephan das österreichische Land zwischen der Donau und den Gebirgen schrecklich verwüsten und zwanzig tausend friedliche Bewohner als Sclaven nach Ungarn schleppen. Eine Anzahl österreichischer Landherren, unter Anführung des Seyfried von Währingen, suchte zu Anfang des folgenden Jahres (1271) durch Einbruch in Ungarn jene Verwüstungen zu vergelten; aber bei dem Uebergange über den Neusiedler See borst die Eisdecke, und die Mehrzahl der Gewaffneten versank in der kalten Winterflut.

Ottokar beschuldigte nun den König Stephan des Friedenbruches und sprach die in ihrem Vertrage vor vier Jahren für den Fall ähnlicher Verletzung festgesetzte Strafsumme an; Stephan aber gab zürnende Antwort und drang auf Rückstellung des geraubten Schatzes. Da brach König Ottokar im April 1271 mit einem gewaltigen Heere in Ungarn ein, nahm nach kurzer Belagerung, Stadt und Schloß Preßburg, legte österreichische Besatzung hinein, und breitete sich dann verheerend zwischen der Donau, der March und der Waag aus, wobei die Städte und Schlösser St. Georgen, Pösing, Bibersburg und Tyrnau am meisten litten. Dann wurde das Gebiet am rechten Donauufer überschwemmt, mehre Plätze, endlich auch Altenburg und Wieselburg, eingenommen und zerstört. Nachdem Ottokar hierauf, am linken Ufer der Rabnitz gelagert, vergebens versucht hatte, den

jenseits stehenden König Stephan zum Schlagen zu bringen, brach er plötzlich gegen Oedenburg auf, brachte aber diesen Platz erst nach längerer, für ihn selbst mit namhaften Verlusten verknüpfter Belagerung zur Uebergabe. Gegen Valbach sich hinziehend, um die Ungarn im Rücken zu überfallen, wäre er beinahe mit sammt seinem Heere von dem Grafen Johann von Güssing mittels Durchstechung der Dämme ertränkt worden, wurde jedoch noch zu rechter Zeit gewarnt, kehrte daher schnell nach Oedenburg zurück, ließ die Oedenburger und Eisenburger Gespanschaften von der Raab bis an Oesterreichs Gränzen verwüstend durchstreifen und raubte dadurch sich selbst die Mittel, sich mit seinem Heere länger in dem verheerten Lande halten zu können, daher er schon im Mai wieder nach Oesterreich heimzog und seine Truppen entließ. König Stephan rächte sich durch einen nicht minder verwüstenden Einfall in das Marchfeld und in Mähren, bis im folgenden Monate die Vermittelung deutscher und ungarischer Bischöfe diesen nutzlosen Vertilgungskrieg durch einen Frieden beendigte, der Alles im Alten und die Gränzen beide Reiche namentlich auf demselben Standpunkte ließ, welche sie zu König Bela's IV. Zeit gehabt hatten; zugleich begab sich König Stephan aller weiteren Ansprüche an den Böhmenkönig in Betreff des entführten Schatzes.

Dieser Friedensschluß war eine der letzten Regentenhandlungen König Stephan's. Unter jenen Männern, welche er vorzugsweise durch sein Vertrauen auszeichnete, befand sich auch der Graf Joachim Pectari, Ban von Slavonien und König Ottokar's geschworener Feind. Plötzlich fiel es dem Pectari ein, den jüngeren Sohn des Königs Stephan, den Herzog Andreas, heimlich zu dem mächtigen Grafen Rudolf von Habsburg zu entführen, um ihn mit einer Tochter des Letzteren zu verloben, sich selbst aber bei dieser Gelegenheit im voraus die künftige Belehnung mit einer Provinz Ottokar's zusichern zu lassen. König Stephan, von Vaterangst beflügelt, jagte im heißesten Sommer dem Entführer nach. Hitze, Anstrengung und Angst tödteten ihn am 1. August 1272, und so entriß ihm frühzeitig der Tod ein Reich, um welches er gegen den eigenen Vater strafbar die Hand erhoben hatte. Doch war unter den verhängnißvollen Zeitumständen, welche gefahrvolle Kämpfe in Aussicht stellten, der Verlust des kriegsmuthigen, jugendkräftigen Königs ein schwerer Schlag für Ungarn.

König Stephan's Erstgeborener, Ladislaw, wegen seiner Vorliebe für die Kumanen, aus deren Herrscherstamme auch seine Mutter entsprossen, auch „der Kumane" zubenannt, zählte nicht mehr, als zehn Jahre, als des Vaters früher Tod ihn zum Throne berief. Der Vormundschaft bemächtigte sich des jungen Königs Mutter, die schöne und jugendliche königliche Witwe Elisabeth; ihr zur Seite standen dabei: ihr Kanzler Philipp, Bischof von Waizen; der Graner Erzbischof Philipp; der königliche Kanzler Paulus, Bischof von Wesprim; der Palatin und Oedenburger Graf Moyk, Gemal von Bela's IV. Tochter Sabina, und der Propst Muthmer von St. Martin im Zipserlande, Ladislaw's Lehrer. Außerdem maßten sich noch der Bosner und Machower Herzog, Bela und Joachim, der Ban von Slavonien, Antheil an der Reichsverwaltung an. Diese vielköpfige Regierung führte alsbald zu kläglichen Verwirrungen. Aus Feindschaft gegen den immer einflußreicher werdenden Ban Joachim entflohen der Preßburger Graf Egid und sein Bruder Gregor, Schatzmeister der Königin und Graf der Eisenburger Gespanschaft, zu Ottokar, nahmen Dienste bei Demselben und überlieferten ihm verrätherisch Preßburg sammt anderen, ihnen anvertrauten Burgen: Früher schon war, aus ähnlichem Hasse gegen Egid, der Graf Heinrich von Güssing zu Ottokar gegangen. Als nun aber sein Feind, Egid, ihm dorthin nachfolgte und von dem böhmischen Könige noch höher ausgezeichnet wurde, als Heinrich selbst, kehrte Dieser voll Unmuth nach Ungarn zurück und söhnte sich mit den Reichsverwesern aus. Auf der Margaretheninsel gerieth er mit dem Machower Herzoge Bela in einen Streit und tödtete ihn, was Ottokar, als Bela's Schwager, sofort zum Anlaß neuer Feindseligkeiten nahm. Noch höher stieg Ottokar's Zorn, als Egid, plötzlich ihm abfällig, Stadt und Schloß Preßburg sammt der böhmischen Besatzung den Ungarn und Kumanen überlieferte. Sofort erklärte Ottokar an Ungarn den Krieg. Zwar wurden noch Schritte gethan, um den Ausbruch des Kampfes im friedlichen Wege zu verhindern. Aber Ottokar's Mißtrauen und sein Haß gegen den Ban Joachim vereitelte die Unterhandlungen, und die Feindseligkeiten nahmen ihren Anfang.

Die Ungarn wollten die Ehre und den Vortheil des ersten Angriffes. Ihre Kriegsschaaren fielen im Februar 1273 zugleich in Steyermark, Oesterreich und Mähren ein, überschwemmten später auch Kärnten und

schleppten Tausende von Gefangenen nach Ungarn, das, seit seiner Entvölkerung durch mongolische Pfeile, des Menschenzuwachses vor Allem bedurfte. Dagegen überfiel ein Haufe österreichischer Edlen Raab, eroberte den Platz und führte die Besatzung gefangen hinweg. Ihr Sieg ermuthigte auch einen Haufen Mährer, über die March zu gehen, St. Georgen wegzunehmen und Neutra zu verbrennen. Unterdessen sammelte Ottokar seine Streitkräfte in Laa, wurde, da er sie noch nicht beisammen hatte, durch den kühn gegen ihn vordringenden Heinrich von Güssing vergebens aufgefordert, eine Schlacht anzunehmen, drang erst als er sein Heer vollzählig wußte, über die March in Ungarn ein und schlug, weil die Ungarn ihm geflissentlich auswichen und er, eine Kriegslist fürchtend, ihnen nicht zu tief in das Innere des Landes folgen wollte, am rechten Waagufer Lager, wo er, seine Kriegsgeräthschaften erwartend, durch zwei Monate unthätig stand. Jetzt mit Belagerungswerkzeugen versehen, nahm er kurz nach einander Preßburg und St. Georgen, setzte auf einer großen beweglichen Brücke über die Donau und überschwemmte, ohne auf Widerstand zu stoßen, das Gebiet zwischen der Raab und der Leitha. Weil aber am rechten Raabufer die ungarische Heeresmacht ihm drohend gegenüber stand, und er tieferes Vordringen im feindlichen Lande für gefährlich hielt, rückte er gegen den Neusiedlersee hinauf und zog, nachdem er Oedenburg eingenommen und mehre feste Gränzplätze geschleift, ohne namhaften Erfolg wieder nach Böhmen.

Kaum war König Ottokar in die Reichsacht verfallen (s. Band I., S. 190 u. f.), so sendeten die ungarischen Reichsverweser in ihres unmündigen Königs Namen Abgeordnete an den römischen König Rudolf, um ihm die Ansprüche der ungarischen Krone auf Oesterreich und Steyermark an das Herz zu legen. König Rudolf bezog sich auf die näheren Rechte des römisch-deutschen Reiches auf die fraglichen Länder, versicherte aber in allem Uebrigen den Ungarnkönig seiner Bereitwilligkeit und nahm, nach der Sitte der Zeit, Diesen und dessen Bruder Andreas an Sohnes Statt an, indem er ihn zugleich zum Beitritte wider den geächteten König Ottokar einlud. Diesem Aufrufe wurde auf ungarischer Seite willig Folge geleistet, denn ungarische und kumanische Kriegsschaaren zogen, als im folgenden Jahre (1276) die Waffen zwischen dem römischen und dem Könige Böhmens entscheiden sollten, zu Rudolf's Heere, und als Ottokar, unfähig,

den vereinigten Gegnern zu widerstehen, die stolze Rechte zum Frieden bieten mußte, wurde in letzteren auch der König von Ungarn mit eingeschlossen, Wiederherstellung der Gränzen, wie sie vor Alters her zwischen dem ungarischen und dem böhmischen Reiche bestanden hatten, festgesetzt, und der König Ottokar verpflichtet, dem Ungarnkönige die aus dem königlichen Hausschatze entführten Kostbarkeiten heraus zu geben. Auch bei der, zwei Jahre später sich vorbereitenden Hauptkatastrophe warf Ungarn ein schweres Gewicht zu Ottokar's Falle in die Wagschale. Als König Rudolf zum Entscheidungskampfe gegen diesen seinen Gegner rüstete, wurde der Ungarnkönig zu einer Besprechung nach Hainburg geladen, daselbst Erneuerung des früheren Bündnisses wider Ottokar verabredet und nach einigen Tagen zu Bruck an der Leitha in zahlreicher Versammlung ungarischer Magnaten und deutscher Herren bestätiget. Sofort stießen unter König Ladislaw zwanzig tausend Ungarn und zahlreiche Kumanenhaufen zu dem, solcher Verstärkung sehr bedürftigen Heere des römischen Königs. In der blutigen Marchfeldschlacht (26. August 1278) halfen Ungarn und Kumanen dem Könige Rudolf den folgenschweren Sieg erkämpfen, und Zeugnisse von einer Seite wollen behaupten, daß König Ottokar von Ungarnhänden gefallen sey (s. Bd. III., S. 147). Der König von Ungarn behielt, zum Danke für seine Unterstützung, die große Beute, welche seine Kumanen zusammen geschleppt hatten; doch verbat sich König Rudolf des Ersteren Theilnahme an dem Zuge nach Mähren und Böhmen, weil er diese Länder nicht der Raubsucht der Kumanen preisgeben wollte. Zugleich wurde ein Ehebündniß zwischen König Rudolf's Tochter Clementia und König Ladislaw's jüngerem Bruder, dem Herzoge Andreas von Slavonien, verabredet; aber des Bräutigams unerwartet früher Tod zernichtete diesen Plan. — Ladislaw kehrte von dieser seiner ersten Waffenthat im Triumphe nach Ungarn zurück, ließ die eroberten Banner der Böhmen, Mährer und Polen im Dome zu Stuhlweißenburg aufhängen und in seinem Siegesrausche den Todestag König Ottokar's, des hohen und weithin gefürchteten Gegners, durch das ganze Reich als ein Freudenfest begehen.

Um diese Zeit feierte König Ladislaw auch seine Vermälung mit Isabella, König Karl's von Sicilien Tochter. Aber die Ehe war keine glückliche. Der junge König hatte einen mächtigen Hang zu sinnlichen Genüssen, der selbst Ausschweifungen nicht ausschloß, und seine Liebe für

das weibliche Geſchlecht riß ihn zu mancherlei Verirrungen hin. Sowohl ſeine Mutter, die Kumanin Eliſabeth, wie die ſchöne kumaniſche Fürſtentochter Edua, für welche der königliche Jüngling eine verzehrende Leidenſchaft nährte, wendeten ſeine Gunſt vorzugsweiſe jenem eingewanderten Volke zu, welchem ſie ſelbſt entſtammten, und bewogen ihn, die Kumanen auf eine Weiſe auszuzeichnen, welche viele vornehme Eingeborene mit Neid erfüllte und erbitterte. Meutereien blieben bei ſolcher Lage der Dinge nicht aus. Um dieſen Uebeln zu ſteuern, riefen einige der Beſſergeſinnten die Vermittelung des Papſtes Nikolaus III. an, welcher, hierbei noch andere Zwecke verfolgend, im Jahre 1279 ſeinen Legaten Philipp, Biſchof von Formiano, nach Ungarn ſendete. Der Hauptauftrag des Legaten war eigentlich, in Ungarn die ausgeſchriebenen Summen für den Kreuzzug einzuſammeln; zugleich ſollte er aber auch in Ungarn die Eintracht zwiſchen dem Könige und den Ständen, dem Clerus und den Laien, nicht minder die Freiheit der Kirche das Anſehen des Thrones, die Anſtändigkeit der Sitten, die öffentliche Sicherheit und die Verpflegung der Armen herſtellen; ein verwickeltes, kaum zu ermöglichendes Geſchäft. Dabei wurde kund, daß der Legat nebenher noch beauftragt ſey, gegen das Wahlrecht des Graner Erzſtiftes, wie gegen das Patronatsrecht des Königs in Bezug auf die Beſetzung dieſes erzbiſchöflichen Stuhles, den Großwardeiner Biſchof Wladimir auf letzteren zu erheben. Als der König dies erfuhr, wurde er Anfangs ſo aufgebracht, daß er dem Legaten den Eintritt in das Reich verweigerte; aber gar bald wußte ihn die Beredſamkeit dieſes Mannes dergeſtalt umzuſtimmen, daß er ſich zu Erfüllung alles Geforderten eidlich verpflichtete. Dahin gehörte, daß alle noch im Heidenthume befangenen Kumanen ſich taufen laſſen, ihre nomadiſche Lebensweiſe aufgeben, feſte Wohnungen in Städten und Dörfern wählen, alle Kirchen, Klöſter und Gebiete, die ſie an ſich geriſſen, heraus geben ſollten. Die kumaniſchen Khane Uzak und Tolon bewilligten, im Beiſeyn des Königs und des Legaten, dieſe Forderung für ſich und für die ſieben Stämme ihres Volkes, und verſprachen die Erfüllung ihrer Zuſage durch Geiſeln zu verbürgen. Auf einem ſpäteren Landtage wurde dies, in Gegenwart der kumaniſchen Häuptlinge, noch durch nachdrückliche königliche Urkunde beſtätigt; nur machten ſich die Kumanen aus, auch künftig, wie bisher, ſich die Köpfe ſcheren, den Bart ſtutzen und ihre gewohnte Tracht beibehalten zu dürfen. Ueberdies hatte ſich der König das

Gelöbniß entreißen laſſen, Alles anzunehmen, gut zu heißen und zu vollziehen, was der Legat noch in einer großen Reichsſynode für Verbreitung des kirchlichen Glaubens, Erhaltung der Kirchenfreiheit, Beförderung der Reichswohlfahrt und Erhöhung des königlichen Anſehens anordnen würde. Die fragliche Reichsſynode wurde dann von dem Legaten in Ofen verſammelt, und hier zwei ungariſche Biſchöfe wegen mannigfacher Vergehungen abgeſetzt. Dieſe gingen hin zum Könige, machten ihm bange für ſeine königliche Selbſtändigkeit und bewogen ihn, keine Lebensmittel nach Ofen hinein zu laſſen, auch, bei entſtehendem Mangel, die Ausweiſung des Legaten zu befehlen, wodurch denn die Synode im September 1279 geſprengt und der Legat nach Preßburg ſich zurück zu ziehen genöthigt wurde. Aber die Klagen und Vorſtellungen des heiligen Vaters brachten den König bald auf andere Geſinnungen; er verſöhnte ſich mit dem Legaten und wies auf ſeinen Antrieb jährliche hundert Mark von dem Ertrage des Gölnitzer Silberbergwerkes für Gründung und Erhaltung eines Armenhauſes an, deſſen Bau in Ungarn dem Gutdünken des Legaten überlaſſen blieb.

Nach dieſer Wiederherſtellung der Verhältniſſe zum apoſtoliſchen Stuhle mußte der König ſich auch zu entſchiedenen und ſtrengen Maßregeln gegen jene Kumanen entſchließen, die, trotz aller früheren Verſprechungen, noch im Heidenthume und zugleich in ihrer nomadiſchen Lebensweiſe beharrten. Um ihrem Glauben und ihren Gewohnheiten nicht entſagen zu müſſen, zogen ſie haufenweiſe aus Ungarn hinweg zu ihren anderen Stammgenoſſen, die am linken Ufer der Aluta unter ihrem Oldamur (Olt-Emir, Emir an der Olt) nach der Weiſe der Väter hordeten. Durch die Ankömmlinge anſehnlich verſtärkt, faßte Oldamur den kühnen Gedanken, ſein ganzes Volk von der Ungarnherrſchaft zu befreien und vielleicht durch Vertreibung der Magyaren ein neues Kumanenreich zu ſtiften. Plötzlich brach er mit ſeinen Horden in Siebenbürgen ein. Der König, ſchnell von dem Anſchlage unterrichtet, ereilte ihn mit dem ungariſchen Heerbanne bei Klauſenburg. Ein wüthendes Gefecht entbrannte, deſſen Ausgang lange zweifelhaft blieb. Da ſchien der Himmel ſelbſt durch ungeheuere Regengüſſe den Ausſchlag geben zu wollen. Die Näſſe erſchlaffte die Bogenſehnen der Kumanen; der Streit, den die Letzteren vorher am wirkſamſten mit ihren nun unverwendbar gewordenen Pfeilen geführt, ward jetzt zu einem Handgemenge, in welchem

die Kumanen gänzlich unterlagen. Tausende derselben wurden getödtet; mit dem Reste seines Volkes floh Oldamur zu der noghaischen Mongolenhorde, welche an der nordwestlichen Küste des schwarzen Meeres und in der heutigen Moldau wohnte. Viele der versprengten Kumanen wurden von König Ladislaw's Kriegern auf der Flucht eingeholt und mit den zurück gebliebenen Weibern und Kindern der Fliehenden nach Ungarn in die Knechtschaft geführt. Dagegen ließ der König diejenigen Kumanen, welche, ohne an Oldamur's Anschlag Theil zu nehmen, ruhig im Reiche geblieben waren, die Feindseligkeit ihrer Stammgenossen nicht entgelten, sondern sie behielten nach wie vor alle ihre früher zugestandenen Rechte und Freiheiten.

Die nach der Moldau entkommenen Kumanen Oldamur's fanden dort die günstigste Aufnahme, denn der in Kiptschak thronende mongolische Oberkhan, Tulabugha, hatte damals gerade die Absicht, seine, mit Kumanen und Walachen vermengten Kriegsvölker unter seinem bewährten Feldherrn Noghai zu einem neuen Einfalle nach Ungarn, Lithauen und Polen zu führen. Das gewaltige mongolische Heer drang, eine Strecke von eilf Meilen bedeckend, so schnell in Ungarn und Siebenbürgen vor, daß der ungarische Heerbann nicht schnell genug sich versammeln konnte, um die Vertilger abzuhalten (1285). Der König zog mit seinen Kriegern auf das rechte Donauufer zurück; das Landvolk floh mit Heerden und Habseligkeiten in die festen Burgen, die seit dem ersten Mongoleneinfalle fast auf allen höher gelegenen Orten aufgeführt worden waren. Die Mongolen waren nicht vorbereitet, Belagerungen zu unternehmen; sie überschwemmten mit gewohnter Wuth das flache Land, brannten die Städte, Dörfer und Saaten nieder, streiften bis Pesth, litten jedoch bald selbst unter dem Mangel, den ihre Zerstörungssucht angestiftet hatte. Hunger und Seuchen brachen in ihren Reihen aus, und zwangen sie zum Abzuge. Aber Regengüsse und Schneegestöber suchten sie auf ihrem Rückmarsche schrecklich heim; Tausende rissen die angeschwollenen Ströme mit sich fort. Ueber den entmuthigten Rest der wilden Horden fielen in Siebenbürgen die Besatzungen der Burgen her; im Rücken drängte sie der verfolgende König. Bei Torotzkö in der Thorder Gespanschaft wurden sie von den Szeklern, vor Szás-Regen vom Meister Georg und dessen Brüdern, und bei dem Berge Tarkö am Ursprunge der Maros von Hippolyt's Söhnen angegriffen und furchtbar

niedergesäbelt. Tulabugha soll zu Fuß mit einem einzigen Weibe und einem einzigen Lastthiere entkommen seyn.

Um dem Verderben ihrer Genossen zu entgehen, hatten viele noghaische Mongolen, Kumanen und Walachen, welche Tulabugha's Heere gefolgt waren, sich den Ungarn ergeben und baten um Aufnahme in das Reich. Der König, auf Anwachs der Bevölkerung eifrig bedacht, gewährte ihre Bitte, und sie siedelten sich nun unter dem Namen der Neugarer, d. i. der Noghaischen, in den Dörfern an der Theiß an, welche noch heute den Namen der tatarischen tragen, wie Tatar-Falva, Tatar-Szent-Miklos, Tatar-Szent-György, in der Nähe von Orkeny, Tataros, Tatarszállása. Von da an blieb auch der Name Neugarer, d. i. Noghaien, in Ungarn gleichbedeutend mit jenem der Saracenen und Tataren.

Auch in Polen wurde durch Meister Georg, den Anführer der Familie Sós, einen an Tapferkeit und Ausdauer den Helden des Alterthums vergleichbaren Mann, der ungarische Name geehrt und gefürchtet. Den Herzog Lesko den Schwarzen von Krakau und Sendomir, Neffen und Nachfolger des mit Ungarn befreundeten schamhaften Boleslav, hatte der Herzog Konrad von Masowien aus seinem Lande vertrieben. Lesko suchte Schutz bei dem Könige Ladislaw, auf dessen Befehl Meister Georg mit einem Heere gegen Konrad zog und, obgleich mit fünf Kopfwunden bedeckt, das masowische Heer vollständig besiegte. Zwei Jahre nach dem letzten Einfalle in Ungarn, brach Tulabugha mit seinen noghaischen Mongolen in Polen ein, die Gebiete von Lublin, Masowien, Sendomir, Siradien und Krakau verheerend. Abermals zog Meister Georg mit ungarischen Mannen dem Herzoge Lesko zu Hilfe, griff bei Sandecz eine Horde Mongolen an, tödtete ihrer viele und nahm tausend gefangen, wodurch sie genöthigt wurden, am Weihnachtsabende 1287 von Krakau abzuziehen. Auf dem Rückwege hielt der grausame Tulabugha sich einige Zeit in Galizien auf, wo er von dem, über die Weichsel gegangenen Fürsten Gastfreundschaft forderte. Zum Danke dafür verheerten die Mongolen das Land und schleppten in dasselbe die Pest ein. Zu wiederholten Malen versuchten die Noghaien in das Zipserland einzufallen, aber immer schlug sie Meister Georg, durch zweckmäßige Verhaue die Gränzen schützend, mit blutigem Verluste zurück.

Diese Erfolge nach außen verhinderten nicht mancherlei Verwirrung im Inneren. Frevler wagten sogar die königlichen Siegel zu verfälschen und

falsche Handfesten und Freibriefe in Umlauf zu setzen, so daß der König sich genöthigt sah, die alten, echten Reichssiegel zu vernichten und neue verfertigen zu lassen. Der König selbst nährte die allgemeine Mißstimmung durch seine fortwährende Begünstigung der Kumanen, Neugarer und Ismaeliten, wie durch seine Ausschweifungen. Seine Gemalin Isabella hatte er bisher nur zurück gesetzt und mit Kälte behandelt. Kaum aber war (1285) sein Schwiegervater, der König Karl von Sicilien, den er wohl gescheut, aber nie geliebt hatte, gestorben, so achtete er sich an keine Rücksicht für seine Gemalin mehr gebunden; er verstieß sie, ließ sie in das Nonnenkloster St. Maria auf der Haseninsel bei Ofen einsperren, und vermälte sich mit seiner geliebten Kumanin Edua, wobei er jedoch auch den Umgang mit zwei vornehmen Noghaierinnen, Kuptschak und Mandula, nicht aufgab. Um aber seine Unterthanen wenigstens in Betreff eines legitimen Thronfolgers zu beruhigen, berief er Andreas, den Sohn Stephan's und Enkel des verstorbenen Königs Andreas II., aus dessen dritter Ehe mit Beatrix von Este, aus Venedig nach Ungarn und ernannte ihn zum Herzog von Slavonien.

Die mit des Königs Handlungen, namentlich in Bezug auf sein vertrautes Verhältniß zu den Kumanen und den Eingewanderten, unzufriedenen Magnaten führten Beschwerde bei dem Papste Honorius IV., welcher den König aufforderte, den Irrthümern der Tataren, Saracenen, Neugarer und Heiden zu entsagen, die Königin aber wieder aufzunehmen und nach Würden zu behandeln. Zugleich wurde sowohl vom Papste Honorius, wie nach dessen Tode von den Cardinälen, der Erzbischof Wladimir von Gran beauftragt, die Königin aus ihrer Haft zu befreien, den König von seinen Verirrungen zurück zu bringen, wider die Tataren, Saracenen, Neugarer, Heiden und deren Beschützer, falls dem christlichen Glauben durch dieselben Gefahr drohe, das Kreuz zu predigen und gegen Jeden, der sich dagegen setzen würde, nöthigenfalls selbst gegen den König, mit dem Banne zu verfahren. König Ladislaw fühlte sich durch diese geistlichen Warnungen zwar tief erschüttert; dennoch hatten sie keine andere Folge, als daß er die Königin ihrer Haft entließ, ohne darum seine ungesetzliche Ehe mit Edua, oder seinen Umgang mit den noghaischen Frauen aufzugeben.

Um des Königs Stellung zu verschlimmern, erschwerten ihm seine fremden Lieblinge selbst das Spiel; denn als er (1288) eine Reise in das Zipserland machte, wurde von den ihn begleitenden Ismaeliten, Kumanen

und Neugarer die Kirche der Propstei St. Martin ausgeplündert. Dies steigerte den Haß der Ungarn gegen die unbequemen Fremdlinge und gab ihnen einen neuen Vorwand, mit ihren Klagen den apostolischen Stuhl zu bestürmen. Der neue Papst, Nikolaus IV., nahm diese Beschwerden noch ernsthafter als sein Vorgänger; er gab dem Erzbischof Wladimir Befehl, durch Ungarn und die benachbarten Länder einen Kreuzzug wider die Saracenen, Neugarer und Heiden verkünden zu lassen. Hiermit war also für Ungarn die Losung zu einem inneren Kriege gegeben, der den Feinden der Ordnung am willkommensten sein mußte. Wirklich strömten zahlreiche Pöbelrotten herbei, die, den Kreuzzug als einen Vorwand für beabsichtigte Räubereien nehmend, sich mit dem Kreuze bezeichneten und, weil sie gegen die waffenkundigen Kumanen und Neugarer gar bald den Kürzeren zogen, sich mit doppelter Plünderungswuth auf die Krongüter und anderes Eigenthum warfen. Die Magnaten selbst, die durch ihre Klagen bei dem Papste diese Folgen hervorgerufen hatten, mußten jetzt gegen die kreuzbezeichneten Räuber den Beistand des Königs suchen, der die Letzteren für Aufrührer erklärte, aber, bei sofortiger Niederlegung der Waffen, ihnen Vergessen und Vergebung des Geschehenen zusicherte.

Kaum vermochte der König sich der Anmaßungen mancher Magnaten zu erwehren, von welchen einige sich im offenen Aufstande versuchten. Die beiden unruhigen Güssinger Grafen, Johann und Peter, Letzterer Bischof von Weszprim, begnügten sich nicht mit den Unordnungen, die sie im eigenen Lande anstifteten; sie unternahmen auf eigene Faust auch räuberische Einfälle nach Oesterreich, schlugen die von dort ihnen entgegen gesendeten Kriegsvölker, und drangen dem Herzoge Albrecht von Oesterreich einen Vertrag ab, nach welchem er ihnen sogar gegen ihren eigenen König beistehen sollte, wenn sie gegen Denselben zögen. Aber Herzog Albrecht übernahm bald darauf selbst die Strafe dieser Empörer, indem er (1289) in die Eisenburger Gespanschaft einbrach, den Güssinger Grafen vier und dreißig Dörfer, Schlösser und feste Plätze abkämpfte und endlich, nach hartnäckiger Belagerung, auch ihren Hauptort, Güns, in seine Gewalt brachte.

Der König mochte diese Demüthigung übermüthiger Vasallen nicht ungern sehen, wenn auch dadurch einem mächtigen Nachbar gestattet wurde, auf gefährliche Weise in Ungarn Fuß zu fassen. Aber auch in Dalmatien entspannen sich drohende Umtriebe gegen die ungarische Herrschaft, und der

König Milutin von Serbien hatte Ladislaw's Schwester, die Dominikanernonne Elisabeth, mit Gewalt zu seiner Gemalin gemacht und ihrem Bruder Bosnien mit Machow als Brautschatz abgelockt. Ueberall lösete sich die Bande der Ordnung; das Ansehen des Reiches sank herab, und der König, der auf einem Landtage bei Foen in der Torontaler Gespanschaft jenen Uebeln steuern wollte, machte sich die Vornehmsten seiner Nation dadurch noch mehr abwendig, daß er einen getauften Ismaeliten, Myze, zum Palatin von Ungarn erhob.

Ein plötzliches, schauriges und in seinen Anlässen unerklärtes Ereigniß wendete die Lage der Dinge, und begrub die allwärts sich erhebende Gefahr in einem betäubenden Schrecken. Im Sommer 1290 stand König Ladislaw mit kumanischen und noghaischen Rotten im Lager zu Kereszteg am schnellen Körös; da überfielen ihn in der Nacht vom neunten zum zehnten Juli die drei kumanischen Häuptlinge Arbuz, Turtule und Kemencse in seinem Zelte und ermordeten ihn mit vielen Dolchstichen. Schrecklich rächte der Palatin Myze das Verbrechen an den Thätern und allen ihren Angehörigen, von denen selbst die Säuglinge in der Wiege nicht verschont wurden.

Nach dieser furchtbaren Begebenheit raf'te in den ersten Momenten die entfesselte Anarchie noch wilder durch das geschwächte Reich. Der König Ladislaw, erst acht und zwanzig Jahre alt, als die verruchten Hände der drei Kumanen sein Blut vergossen, hatte aus seiner gesetzlichen, durch seine Schuld unglücklichen Ehe mit der sicilischen Isabella keine Leibeserben hinterlassen. Nur ein einziger männlicher Sprößling aus dem heimischen Königsstamme der Arpaden war mehr vorhanden, nämlich der gedachte Andreas, des Königs Andreas II. Enkel, und Sohn Stephan's aus dessen Ehe mit der venetianischen Patrizierin Tommasina Morosini. Die Freunde des Rechts und des Vaterlands beriefen sogleich nach König Ladislaw's kläglichem Hintritte den Andreas auf den Thron; aber eine andere Partei setzte sich dagegen, und als Andreas mit seiner Gemalin Fennena, der Tochter des Herzogs Ziemomisl von Cujavien, aus Dalmatien herbei zog, um die Krone Ungarns in Empfang zu nehmen, legte ihm Graf Johann von Güssing einen Hinterhalt, nahm ihn gefangen, und ließ ihn erst gegen Zusicherung bedeutender Geldsummen und Bürgenstellung frei. Bei des Andreas Ankunft in Stuhlweißenburg wollten die Empörer ihm Krone und Reichsinsignien vorenthalten; aber der Graner Erzbischof vereitelte diesen

Anschlag und setzte, am achtzehnten Tag nach Ladislaw's Ermordung, dem Könige Andreas feierlich die Krone auf das Haupt (28. Juli 1290). Auch jetzt noch waren die Friedensstörer nicht ruhig. Sie stellten ihm einen falschen Andreas, als angeblichen Bruder König Ladislaw's, entgegen; aber der neue König sendete den getreuen und unüberwindlichen Meister Georg gegen den Betrüger aus, der, mit seinem Anhange geschlagen, und bis über die Karpathen verfolgt, auf der Flucht nach Polen ertrank.

Doch nicht nur innere Factionen erschwerten, gleich bei des Königs Andreas Regierungsantritt, dessen Stellung; auch von außen her wurde er auf mancherlei Weise bedrängt. Dem Papste Nikolaus schienen die Unordnungen in Ungarn eine passende Gelegenheit, um dieses Reich unter römische Oberlehensherrlichkeit zu bringen, wobei er die früheren übertriebenen Beschwerden über Ausbreitung kumanischen und tatarischen Heidenthums, wie des Islams und der patarenischen Ketzerei in Ungarn, als Anlaß geltend zu machen suchte. Dagegen hatte der römische König Rudolf, unter Beziehung auf die vom König Bela IV. dem Kaiser Friedrich II. bedingungsweise geleistete und, bei der Nichterfüllung der gestellten Bedingung, niemals in Wirksamkeit getretene Huldigung, nach Ladislaw's Tode Ungarn als ein erledigtes Reichslehen erklärt und seinen Sohn Albrecht der Form nach damit belehnt. Zu Ungarns Glück trafen also die kirchliche und weltliche Obergewalt mit ihren Ansprüchen auf jenes Reich zusammen. Während nun der Papst sowohl in Ungarn, wie gegen das deutsche Reichsoberhaupt seine vermeinten Ansprüche eifrig mit Gründen verfechten ließ, theilte der römische König, um noch einen anderen mächtigen Fürsten in sein Interesse zu ziehen, Ungarn zwischen seinem Sohne Albrecht und dem Könige Wenzel von Böhmen, und zwar so, daß die Donau die Gränze beider Antheile bilden sollte. Der Herzog Albrecht, der noch immer die, den Güssinger Grafen abgenommenen Plätze und Burgen in seiner Gewalt, also bereits in Ungarn Fuß gefaßt hatte, nahm durch schnellen Einbruch in das Eisenburger Comitat auch das königliche Bergschloß St. Veit weg. Der Tod verhinderte den König Rudolf, seine Plane auf Ungarn zu verfolgen; den Herzog Albrecht aber hielten die in Oesterreich ausgebrochenen Unruhen ab, tiefer in Ungarn vorzudringen.

Inzwischen strebte König Andreas mit Entschiedenheit und Umsicht, seine von so vielen Seiten zugleich angefochtene Stellung zu befestigen.

Vor Allem suchte er sich der Treue des Clerus und der Magnaten zu versichern und ihre Zuneigung zu gewinnen. Er zog bei Vergabungen von Gütern und Ehrenstellen die ihm ergebenen Bischöfe und Magnaten zu Rathe, bestätigte ihnen, wie auch Klöstern, Kirchen und Gemeinden, die Verleihungen seiner Vorfahren, und setzte, um auch in den Kronlanden auf Ergebenheit rechnen zu können, im Einverständnisse mit den Venetern seinen Oheim, Albertin Morosini, als Ban und Herzog über ganz Slavonien, während er, um seinen Hofstaat zu verherrlichen, seine reiche Mutter Tommasina an sein Hoflager zog und ihr den Rang einer älteren Königin einräumte.

Nachdem Andreas auf solche Weise die königliche Partei enger und fester um sich vereinigt hatte, versammelte er den Heerbann und zog mit demselben an die Leitha. Von seinem Lager aus ließ er den Herzog Albrecht auffordern, den Günser Landstrich friedlich zurück zu stellen. Als dies verweigert wurde, überschritt er mit seinen achzigtausend Kriegern den Fluß, sendete die Kumanen als Senger und Brenner voraus zur Verheerung der Gegend zwischen Wien und Neustadt, und verwendete die Ungarn und Siebenbürger zur Bezwingung der festen Plätze längs der Leitha, unter welchen das zuletzt von Meister Georg's Verwandten bewältigte Rohrau am längsten widerstand. Nachdem er sämmtliche Burgen eingenommen, zog Andreas vor Wien, verbrannte die Vorstädte und hielt die Stadt durch sechs Wochen eingeschlossen. Da bot Albrecht, durch die Empörung in seinen Landen noch immer gedrängt und durch den Tod seines kaiserlichen Vaters einer Hauptstütze beraubt, die Hand zum Frieden, welche Andreas gern annahm. Der Herzog Albrecht entsagte allen, aus der erwähnten Belehnung hergeleiteten Ansprüchen auf Ungarn und stellte alle, in seine Gewalt gebrachten Plätze und Schlösser in diesem Lande zurück; König Andreas räumte mit seinem Heere das österreichische Gebiet, gab alle Gefangenen frei und gestattete die Schleifung der an Oesterreichs Gränzen gelegenen Güssinger Raubschlösser.

Kaum hatte Andreas sich des einen Nebenbuhlers erwehrt, so erstand ihm ein anderer. König Stephan's V. Tochter, und Schwester König Ladislaw's des Kumanen, die an den König Karl den Lahmen von Sicilien verheiratete Maria, glaubte nach ihres Bruders Ladislaw's Tode die nächsten Rechte an Ungarns Krone zu haben, und übertrug dieselben urkundlich

an ihren Erſtgeborenen, Karl Martell, den ſie hiermit als König von Ungarn erklärte (6. Januar 1292). Maria rechnete dabei auf den Beiſtand des Papſtes Nikolaus, den ſeine beſtrittenen Lehensanſprüche auf Ungarn nothwendig für jenen Plan des Hauſes Anjou ſtimmen mußten, vornehmlich aber des, an ihrem Hofe verweilenden päpſtlichen Legaten, der nach des genannten Papſtes Tode, bei der über zwei Jahre währenden Erledigung des römiſchen Stuhles, um ſo freiere Hand gewann, in ihrem Sinne zu wirken.

Den Dalmatinern gab ſich Karl Martell zuerſt als ihr König zu erkennen; die Städte aber erwiederten, daß ſie bereits einem Könige von Ungarn gehuldigt und daß, wer ihr König heißen wolle, mit der ungariſchen Krone gekrönt ſeyn müſſe. Dagegen gewann Karl in Ungarn ſelbſt unter den Mißvergnügten und Friedensfeinden leichten Anhang, an der Spitze desſelben wiederum die unruhigen Güſſinger Grafen, dann der ſiebenbürger Woiwod Roland und die Grafen Subich von Brebir, die ſich durch Moroſini's Erhebung zum Herzoge Slavoniens gekränkt glaubten. Andreas verläugnete auch diesmal nicht ſeinen Muth und ſeine Beſonnenheit. Er ſammelte ſeine Getreuen. Der tapfere Graf Paul Modács eroberte für Andreas den Hauptſitz der Güſſinger, das befeſtigte Güns, zerſtörte es, und vertrieb dann den Grafen Niklas von Güſſingen auch aus Simegh. Eben ſo fielen die Adryaner Burg und die anderen feſten Plätze der Rolander in des Königs Gewalt. Dieſer benutzte ſeine Fortſchritte mit Mäßigung und Milde. Nur unterwarf er die veräußerten Krongüter einer ſorgfältigen Prüfung, und wo der Beſitz nicht geſetzlich ausgewieſen werden konnte, verfuhr er mit Einziehung oder Weiterverleihung. Auch trat er dem Schutz- und Trutzbündniſſe bei, welches der Herzog Albrecht von Oeſterreich, um ſich gegen die feindſeligen Abſichten des römiſchen Königs Adolf von Naſſau zu ſchützen und ſeine eigenen kühnen Plane zu verfolgen, mit dem Böhmenkönige Wenzel (1293) eingegangen war, und den Sieg Albrecht's bei Gelheim über König Adolf, welcher den Erſteren auf den Thron Deutſchlands führte, halfen auch ungariſche Schwerter erfechten (2. Juli 1298).

Kaum hatte, nach langem Interregnum, der Stifter des Cöleſtinerordens, Peter, unter dem Namen Cöleſtin V. (1294) den päpſtlichen Stuhl beſtiegen, ſo erklärte ſich derſelbe offen für das Haus Anjou, und ſchlug nicht nur ſeinen Sitz in Neapel auf, ſondern erkannte auch des Königs

Sohn, Karl Martell, als Beherrscher Ungarns an. Zwar starb Karl Martell bereits im Jahre 1295, doch mit Hinterlassung eines Sohnes, Karl Robert, auf welchen sich die väterlichen Ansprüche, wie der päpstliche Schutz vererbten.

Bald darauf verlor König Andreas auch seine Gemalin Fennena, die ihm nur eine Tochter, Elisabeth, geboren hatte. Er schritt zu einer zweiten Ehe, und zwar mit Albrecht's von Oesterreich Tochter, der frommen und ernsten Agnes, der er die Insel Schütt als Witthum aussetzte. Die Ehe blieb kinderlos, und der Stamm Arpád ohne neue Sprossen.

Ein neues Mittel wurde von des Königs Feinden ersonnen, um ihm die Dalmatiner abwendig zu machen. Bei Erledigung des Erzbisthums von Spalatro hatten Clerisei und Volk den Archidiakon Jakob auf den erzbischöflichen Sitz erhoben. Derselbe hatte versäumt, in der üblichen Frist die Bestätigung von Rom einzuholen, und der Papst Bonifazius VIII., der in Bezug auf Neapel und Ungarn allmälig der Politik seines Vorgängers sich anschloß, setzte daher in der Person des Franciskanermönchs Peter, bisherigen Hofkaplans der Königin Maria von Neapel, einen neuen Erzbischof in Spalatro ein. Hiermit war dem neapolitanischen Einflusse der Eintritt in Dalmatien eröffnet, die Verbindung mit Italien durchgesetzt, und das Küstenland, vorher so standhaft für die Sache des Königs Andreas gesinnt, hinfort Demselben verloren.

Hatte fremde Habsucht dem Könige schon so viele Feinde erweckt, so erzog auch er selbst sich einen solchen, und zwar einen der gefährlichsten. Dies war Gregor Cseeny, Propst von Weißenburg, den der König selbst zu seinem Vicekanzler erhob, später gar zum Erzbischof von Gran erheben ließ, und welcher diese einflußreiche Stellung dann zu keinem anderen Zwecke benutzte, als den Thron des Königs Andreas zu untergraben und für des zehnjährigen Gegenkönigs Karl Robert Ansprüche offen und heimlich zu wirken. Um das Ansehen des Graner Erzbischofs zu steigern, ernannte ihn der Papst Bonifacius — welcher, mehr und mehr für die Ansprüche des Hauses Anjou thätig, die Königin Maria von Neapel in einer Bulle als „Königin von Ungarn" aufführte — zum päpstlichen Nuntius im ungarischen Reiche.

Der König Andreas, von inneren und äußeren Feinden umgarnt, wendete sich vertrauensvoll an die Treue der Besseren seiner Nation. Zu

Pesth hielt er im August 1298 einen Landtag zu Befestigung des königlichen Ansehens, Befreiung des Adels von dem Drucke der Magnaten, Sicherung der Kirchenfreiheit und Wiederherstellung der Rechte aller Stände. Von den hier ausgegangenen Verordnungen gebot gleich die erste: den König Andreas als Sprößling des königlichen Stammes und als natürlichen Herrn des Reichs zu verehren; zugleich wurde für das künftige Jahr ein neuer großer Landtag beschlossen und derselbe im Mai 1299 auf dem Felde Rakos am linken Donauufer wirklich eröffnet, auch von dem Coloczer Erzbischof und königlichen Kanzler Johannes, von den Bischöfen von Siebenbürgen, Erlau, Bosnien, Weszprim und Fünfkirchen, vielen Pröpsten, Aebten, Domherren, Ordensoberen und Reichsbaronen besucht. Der abtrünnige Erzbischof Gregor von Gran war, trotz der feierlich an ihn ergangenen Einladung, nicht erschienen, sondern hatte sich, nachdem er die von seinem Vorgänger und den Diöcesanbischöfen mit dem Banne belegten Unruhestifter und Freibeuter aus eigener Willkür losgesprochen, mit diesem seinen Anhange über die Drave und in das Kreuzer Gebiet zurück gezogen. Wider ihn wurde daher auf dem Felde Rakos von dem Könige und den versammelten Reichsbaronen eine Appellation an den apostolischen Stuhl vollzogen, und der Großwardeiner Bischof Emerich, als bevollmächtigter Sachwalter des Königs und der Stände in dieser Angelegenheit, nach Rom gesendet, um diese Appellation dem heiligen Vater zu überbringen. Letzterer würde, wenn der König sich ihm mehr hätte annähern und hingeben wollen, wahrscheinlich für den rechtmäßigen Herrscher zu stimmen gewesen sein, den er früher auch ausdrücklich als solchen anerkannt hatte. Aber Andreas glaubte damit seiner Würde Etwas zu vergeben, und wollte nur sein gutes Recht für sich sprechen lassen. Diese stolze Zurückhaltung beleidigte den heiligen Vater, und stellte ihn auf die Seite des Hauses Anjou. Ehe daher noch der Bischof Emerich seine Reise nach Rom antreten konnte, hatte der Papst den Knaben Karl Robert bereits zum Könige der Ungarn ernannt.

Die abtrünnigen Magnaten, welche, unter der Regierung eines Kindes, ihre Willkür freier zu entwickeln hofften, als unter jener des kraftvollen und männlichen Königs Andreas, betrieben ihre ungerechte Sache mit feurigem Eifer. Im März 1300 zog der Brebirer Graf Georg nach Apulien, um den jungen Prätendenten Karl Robert zu übernehmen und nach Dalmatien zu führen, wo Alles schon zu seinen Gunsten bearbeite

war. Im August landete derselbe zu Spalatro, wurde später nach Agram geleitet und hier im October von dem erwählten, aber noch nicht bestätigten Erzbischof Gregor — natürlich nicht mit der heiligen Krone und auch ohne die Reichsinsignien — gekrönt. Kein ungarischer Bischof wohnte der ungesetzlichen Feierlichkeit bei.

Andreas war entschlossen, als ein König um seine Krone zu kämpfen. Er rief den Heerbann auf zum Feldzuge für das nächste Frühjahr; aber ehe dasselbe heran kam, wölbte sich das Grab zwischen ihm und dem Throne. Ein jäher Tod raffte, nicht ohne den Verdacht einer Vergiftung, schon am 14. Januar 1301 den König Andreas dahin, in der herrlichsten Manneskraft, und das edle Haupt, das würdig die sorgenvolle Last der Krone getragen, das sich entschlossen gegen Widerwärtigkeiten und Feinde erhoben, vor keiner irdischen oder geistlichen Gewalt sich unköniglich gebeugt hatte, beugte sich unerwartet dem allbesiegenden Tode. Mit ihm erlosch die männliche Linie der Arpaden, welche das Volk der Magyaren aus dem rauhen Baschkirien erobernd hereingeführt in das gesegnete Pannonien, ihm eine Reihe kühner Feldfürsten, später in einem dreihundertjährigen Zeitraume drei und zwanzig Könige gegeben hatte, darunter Helden, Staatsmänner und Gesetzgeber, auch zwei Heilige als Apostel ihres Volkes. Reich an großen und erhebenden Zügen ist die Geschichte ihrer Thaten, nur Weniges daran kleinlich oder unlöblich, und das Volk durchschritt unter ihnen verhältnißmäßig schnell die weite Entfernung vom heidnischen Barbarenthum zur christlichen Ordnung, von der blinden Kampfgier zur geregelten Kraft, vom Krieg wider Alle zur wohlgerüsteten Obhut über Recht und eigene Würde.

Nach des Königs Tode wurden dessen Witwe Agnes und seine Tochter erster Ehe, die Prinzessin Elisabeth, von dem Adel in Ofen unter ziemlich strenger Aufsicht gehalten. Auf die Nachricht hiervon sendete der Bruder der Königin, Herzog Rudolf, den Marschall Hermann von Landenberg an der Spitze einer österreichischen Heerschaar nach Ungarn, welcher St. Martinsschloß bei Preßburg, das Leibgeding der Königin, eroberte und dann vor Ofen rückte. Durch Vermittelung des Stuhlweißenburger Grafen wurden hier dem Landenberger die königliche Witwe und deren Stieftochter Elisabeth — Letztere jetzt die einzig rechtmäßige Erbin der ungarischen Krone — übergeben und von ihm nach Wien geleitet. Elisabeth sollte ihre gerechten Ansprüche auf Ungarns Thron nie verwirklicht sehen; eben so wenig als

ihre Verlobung mit König Wenzel von Böhmen je zur Ehe führte. Abgestoßen von der Welt und ihr entsagend, nahm sie im Kloster der Dominikanerinnen zu Töß in Schwaben den Nonnenschleier. Die Königin Agnes blieb in Wien, Werke der Andacht übend, in denen ihr ernster, dem Himmlischen mehr, als dem Irdischen zugewendeter Geist seine schönste Befriedigung fand, bis die ruchlose Ermordung ihres königlichen Vaters sie furchtbar aus ihrer frommen Ruhe aufschreckte und auf die Wahlstatt der Blutrache rief.

Innere Verhältnisse und Culturzustände während des zweiten Zeitraumes.

Der zweite Zeitraum der ungarischen Geschichte führt zu einem Scheidewege, wo der ganze Bau des Staates, besonders nach oben hin, eine sehr veränderte Gestalt annimmt. Das oberste Kriegsführeramt, aus welchem in Ungarn das Herrscherthum hervor gegangen, hatte dem letzteren in seinem Beginne eine militärische Machtfülle angehängt, welche zwar, einem freien und tapferen Volke gegenüber, jederzeit mit Milde und Behutsamkeit ausgeübt wurde, dafür aber auch, zumal da bei fortwährenden Kriegen ihr Bedürfniß sich doppelt fühlbar machte, um so unbedingter sich Folge geleistet sah. Der apostolische Nimbus, mit welchem durch Stephan den Heiligen das Königthum eingeführt wurde, kleidete die Herrschergewalt in ein noch ehrwürdigeres Licht; aber je mehr sie, während ihr ursprünglich blos kriegerischer Charakter dabei in den Hintergrund trat, sich über alle Seiten des Staatslebens auszubreiten strebte, desto leichter vermochten auch einzelne Elemente, wenn auch nicht ihrem Einflusse sich zu entziehen, doch in ein unbestimmteres, loseres Verhältniß zu ihr sich zu stellen. Schon knüpfte — was vorher, mit Ausnahme der nothwendigen Erbfolge, nicht der Fall gewesen — die Gewohnheit gewisse Bedingungen an die Uebernahme der Herrschergewalt. Die feierliche Krönung, vorher keineswegs streng gefordert, ward nach und nach unerläßlich, und zog, da sie von erzbischöflicher Hand geschah, die Hierarchie in eine entschiedene Nähe zu dem Throne. Dennoch bewegte in vielem Wesentlichen das Königthum sich noch durch geraume Zeit in ziemlich absoluten Formen. Namentlich waren Reichswürden und Aemter noch nicht lebenslänglich, geschweige denn erblich geworden

vielmehr wurden dieſelben von den Königen ausſchließend nach deren Gutdünken, bisweilen zwei an Einen Mann, verliehen und eben ſo willkürlich zurück genommen und weiter vergeben, ſo daß dem Könige hinlänglicher Raum blieb, um Treue zu belohnen, verdächtige Geſinnung einzuſchüchtern, oder durch Verurtheilung zur Unthätigkeit, wieder einflußlos und unſchädlich zu machen. Gleicherweiſe hatten die Magnaten keinen entſcheidenden Stimmenantheil, wenn der König Land und Weideplätze an fremde Einwanderer vergab. Der König handelte hierbei ganz aus eigener Machtvollkommenheit, und die Mitunterſchrift von Biſchöfen und Magnaten auf dahin bezüglichen Urkunden diente nur als Zeugenſchaft und Beglaubigung. Das Hoflager der Könige war noch nicht ſtätig. Sie zogen mit ihren Kanzlern und Notaren, meiſt Pröpſten und Gelehrten, von einem Orte zum anderen, je nachdem ihre perſönliche Gegenwart eben hier oder dort vonnöthen war, feierten jedes hohe Jahresfeſt auf einer anderen Burg und verweilten daſelbſt ſo lange, als es die beſonderen Angelegenheiten der Geſpanſchaft oder die allgemeinen des Volkes erforderten. Bei der damaligen Mangelhaftigkeit der Geſetze und der Regierungskunſt gewährten dieſe ſtäten Wanderungen der Könige namentlich die Vortheile: daß durch des Landesherrn öftere Gegenwart Domſtifter und Abteien in ſtrengerer Zucht und Ordnung, Grafen und andere Beamte der Geſpanſchaften nachdrücklicher in Zaum und Thätigkeit erhalten wurden, daß die ſo heilſame Fähigkeit der Fürſten, ſelbſt zu ſehen und ſelbſt zu hören, dabei erprobt und geübt wurde, und durch ihre eigene höchſte Rechtsverwaltung mancher Unterdrückte ſicherer zu ſeinem Rechte gelangte.

Zur Schwächung der königlichen Machtfülle, welche im letzten Jahrhunderte der arpadiſchen Periode eintrat, hatte Andreas II. noch als Herzog, durch ſeine Umtriebe und Angriffe gegen ſeinen Bruder Emerich, am meiſten beigetragen, und er war verdientermaßen der Erſte, der die nachtheiligen Früchte davon erntete. Die Maßregeln und Aushilfen, zu welchen er ſeinen königlichen Bruder drängte: Theilung der Herrſchaft, Beſchränkung der Macht, Schwächung des königlichen Anſehens, verſchwenderiſche Vergabung der Krongüter und Staatseinkünfte an Clerus und mächtige Magnaten, demüthige Fügung unter die Anſprüche und unter die Einmiſchung der Päpſte, trugen den Keim zum Verfall der Herrſchermacht in ſich, und wiederholten ſich, unter fortwirkenden und ähnlichen Urſachen, auch unter

den folgenden Königen. Andreas II. selbst sah, als der Tod seiner 2
wandten ihn endlich auf den Thron führte, sich zu einem Krönungse
angehalten, von welchem vor ihm nie die Rede gewesen war; denn d
König hatte, während seiner früheren widerrechtlichen Anschläge, sich ge
seinen Anhang zu sehr bloßgegeben, als daß Letzterer ihn jetzt nicht
Wirkungen seines erlangten Einflusses hätte empfinden lassen sollen.
mußte, der erste unter Ungarns Königen, schwören: die Rechte des Re
und die Würde der Krone unverletzt zu erhalten. Einmal in Anwend
gebracht, gewann dieser Eid bei späteren Wiederholungen auch immer
Ausdehnung, und den Ständen bot sich hierbei ein natürlicher Anlaß, il
Gehorsam von der Erfüllung jenes königlichen Eides abhängig zu mac
oder mit dessen angeblicher Verletzung ihren geflissentlichen Ungehorsam
beschönigen. Der schon lange vorbereitete Kampf des Aristokratismus ge
die Monarchie, der bisher in die Form des Aufruhrs zu verfallen Ge
gelaufen war und daher nur mit Vorsicht und einiger Schüchternheit h
geführt werden können, wußte jetzt einen gesetzlichen Vorwand zu fin
und schritt auf diesem Wege mit Gewißheit noch ungleich größeren Erfo
entgegen. Diese verwirklichten sich alsbald im ausgedehntesten Sinne in
goldenen Bulle des Königs Andreas, welche durch des Letzteren darin
genöthigte Erklärung: — als wären durch einige seiner Vorgänger
vom heiligen Könige Stephan dem Adel und den anderen Ständen
Reichs verliehenen Vorrechte und Freiheiten gekränkt und verkürzt worden
die bisherige Machtfülle der Könige seltsam genug und ohne alle Ben
dem Verdachte der Ungesetzlichkeit preis gab.

Mancherlei wichtige Veränderungen gingen im Gefolge dieser, d
die goldene Bulle bewirkten Verfassungsumwälzung. Der schon seit la
in Ungarns Gerichtshöfen eingeführte, von Bela III. noch weiter au
bildete, schriftliche Prozeß wurde, weil den Herren und Rittern mißfä
aufgehoben. Der König verpflichtete sich, jährlich am St. Stephans
an einem bestimmten Orte, nämlich in Stuhlweißenburg — wodurch
auch die bisherige Gewohnheit des wandernden königlichen Gerichtsh
beschränkt wurde — öffentlich Gericht zu halten und die mündlichen
schwerden der Parteien zu vernehmen; in außerordentlichen Behinderu
füllen vertrat den König der Palatin. Jeder Herr oder Ritter war bef
sich dabei einzufinden. Selbst die Etiquette erfuhr dabei namhafte Umw

lungen; denn die, solchen hohen Gerichtstagen beiwohnenden Baronen und Herren ließen allmälig die Gewohnheit einschleichen, in des Königs Gegenwart sich zu setzen, sitzend zu ihm zu sprechen, und in dem großen königlichen Saale eigene Stühle für sich zu bereiten. Zwar machte der kraftvollere Bela IV. noch einen Versuch, einige der gestürzten Formen wieder aufzurichten, indem er die Befugniß, in des Königs Gegenwart zu sitzen, auf Erzbischöfe, Bischöfe und die königliche Familie beschränkte und zugleich den schriftlichen Rechtsgang vor der obersten Behörde wieder herstellte. Aber er stieß dabei auf so viel Widerwillen und Groll, daß er die letztgenannte Maßregel alsbald wieder aufhob und den Herren und Rittern wieder die mündliche Verhandlung ihrer Rechtssachen gestattete.

Dagegen beschränkte Bela des Adels allgemeine Befugniß, dem Landtage beizuwohnen, dahin, daß aus jedem Comitate nur zwei, höchstens drei Herren erscheinen durften. Diese Einrichtung zog jedoch andere Folgen nach sich, als Bela IV. gewollt und erwartet; denn unter seinen Nachfolgern, den Königen Stephan V. und Ladislaw IV., errangen die mächtigeren Reichsbaronen und Landherren hierdurch ein niederdrückendes Uebergewicht über die minder reiche Ritterschaft, deren zwei oder drei Bevollmächtigte aus jedem Comitate auf den Landtagen entweder überstimmt oder gar zu einem furchtsamen Schweigen verurtheilt wurden, so daß zuletzt die wohlhabenden Ritter kaum mehr ihrer Besitzungen, die ärmeren kaum ihrer Freiheit sicher waren. Diese waren daher eifrig bedacht, ihr früheres Recht, nämlich Mann für Mann den Landtagen beizuwohnen, wieder zu erlangen, und setzten es endlich unter Andreas III. so vollständig durch, daß sie von Versammlungen für allgemeine Landesangelegenheiten die Reichsbaronen sogar ausschließen konnten, wie dies auf dem großen Landtage zu Pesth (4. August 1298) geschah. Damals erschien die gesetzgebende Gewalt schon unter zwei Kammern vertheilt, deren eine aus den Prälaten, Gespanschaftsgrafen und der Ritterschaft, die andere aus dem Könige und den Reichsbaronen bestand. Jener gebührte, durch des Königs und der Reichsbaronen Genehmigung, die Entwerfung der Gesetze; dieser, als dem höchsten königlichen Staatsrathe, das ausschließende Recht der Bestätigung.

Auch dieser erwähnte Pesther Landtag brachte einige Beschränkung der Macht des Königs mit sich, indem er des Letzteren Willen in Gnadensachen und in wichtigeren Angelegenheiten der Reichsverwaltung, an einen beson-

dern, alle Quartale zu erneuernden Staatsrath band. Derselbe bestand aus zwei Bischöfen, dem einen aus der Graner, dem anderen aus der Coloczer Provinz, von dem Könige, nach ihrer Ordnung wechselnd, einberufen, und aus zwei edlen Herren, des gesammten Adels Stellvertretern und daher auch von dem Adel erwählt. Sie wurden von dem Könige besoldet. Beträchtliche Schenkungen, Beförderungen zu höheren Ständen und Aemtern, und andere wichtige Entscheidungen, ohne dieses Staatsraths Zuziehung, galten als unstatthaft und nichtig. Seither hatten die Könige bei ihrem fortwährenden Umherreisen im Lande, bei wichtigen Vergabungen und Beförderungen nur die zufällig in ihrem Gefolge befindlichen Prälaten und Baronen zu Rathe gezogen und auf deren Genehmigung in ihren Handfesten sich bezogen, wobei manche Parteilichkeit und Einseitigkeit nicht zu vermeiden war. Diesem Nachtheile wollte der Pesther Landtag durch Begründung jenes Staatsrathes begegnen; in allem Uebrigen aber ließ er die königliche Machtfülle in Beförderung zu Reichswürden und Staatsämtern unverkürzt in der Art bestehen, wie sie Andreas II. selbst beschränkt hatte. Nach den Bestimmungen desselben ernannte der König, wie bisher, so auch künftig, alle Reichsbaronen und Gespanschaftsgrafen nach seinem Gutdünken. Blos wenn etwa der von ihm eingesetzte Palatin Mißgriffe oder Ungerechtigkeiten beging, waren Erzbischöfe und Bischöfe befugt, um Einsetzung eines tauglicheren zu bitten, und der König verbunden, ihre Bitte zu gewähren. Außer den vier Reichs-Jobagyen, dem Palatin, dem Ban, den Hofgrafen des Königs und der Königin, durften an Niemand mehr zwei Reichsämter verliehen, eben so wenig die Verwaltung der Gespanschaften an Familien erblich übertragen, geschweige denn Ländereien und Besitzungen außer Landes vergabt werden. Das Recht des Königs, in Ungarn ansässig gewordene edle Herren des Auslandes zu Reichsämtern zu befördern, wurde unter Andreas II. von der Genehmigung der Stände abhängig gemacht.

Der einst so reich strömende Quell königlicher Einkünfte war durch die übertriebene Freigebigkeit früherer Herrscher sehr in Stocken gerathen. Schon König Coloman sah, um einigermaßen abzuhelfen, sich zur Einziehung aller Mühlen, Fischteiche und Fischereigerechtigkeiten genöthigt, mit Ausnahme derjenigen, welche von dem heiligen Könige Stephan verschenkt worden, oder zu dem täglichen Unterhalte der Klostergemeinden unentbehrlich waren. Besitzungen der Laien, welche sich auf Vergabung des heiligen

Stephan gründeten, sollten nach unbeschränktem Erbrechte jeder Nachkommenschaft zufließen; Schenkungen der folgenden Könige hingegen nur vom Vater auf den Sohn, oder auf des Ersteren Bruder und dessen Söhne kommen, bei deren Nichtvorhandenseyn aber dem Könige heimfallen. Als auch dieses Mittel nicht ausreichte, wurden später die drei jährlichen Geldsteuern häufig auch auf den Adel ausgedehnt, und dadurch mancher Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben. In der Folge hatten Kriege, zweckwidrige Verwaltung oder gewissenlose Unterschleife die königliche Casse noch mehr erschöpft, bis die einsichtsvollen Könige Bela IV. und Andreas III. durch emsigere und kunstgerechtere Betreibung des Bergbaues in Ungarn und Siebenbürgen neue Quellen der Einkünfte öffneten. Uebrigens blieben sie gewissenhaft bei Andreas II. Verordnung stehen, nach welcher die Gespanschaftsgrafen sich mit dem dritten Theile der Comitatseinkünfte zu begnügen hatten, zwei Drittheile, nebst dem ungetheilten Ertrage der Marktzölle, des Weinzobers und der Abgabe vom Rind, dem Könige zuflossen. Unter König Emerich wurden auf dem Graner Markte tausend Hasenbälge mit fünf Groschen, ein Zentner (Masa) Kupfer mit zwei, ein Zentner Blei mit einem, eine Mase Wachs, zwei hundert und zwanzig Mark im Gewichte, mit zwanzig Friesachern versteuert. Schmiede, Schuhmacher und andere Handwerker hatten für ein Fenster wöchentlich einen halben, der Käufer eines Ochsen von der Weide einen, die Metzger von jedem Fleischtage einen halben Friesacher, und die Sclavenhändler für jeden Kopf vierzig gewöhnliche Silberpfennige zu bezahlen. Die Kaufleute mußten bei dem Zollamte zu Uj-Falu in der Abaújvárer Gespanschaft für einen verkäuflichen Knecht vierzig Silberpfennige, für jeden Wagen, so wie für jedes Packet, Gefäß oder Kiste einen Prager Groschen entrichten; was einigen Begriff vom damaligen Steuer- und Zollwesen im Ganzen gibt.

Das Münzwesen wurde mit ziemlich geringem Eifer betrieben, da der Handel mit den Naturerzeugnissen des Landes, ja selbst mit den gewonnenen Metallen so viel auswärtiges Geld hereinströmen ließ, daß die Könige nicht für nöthig befanden, die Münzstätten zu Stuhlweißenburg, Ofen und Hermannstadt fleißiger zu beschäftigen; nur als Scheidemünze ließen sie Dick- und Hohlpfennige aus Silber, ohne Beschickung, vier bis neun Grad an Gewicht ausprägen. Von auswärtigem Gelde waren byzantinische Ducaten, von den Namen der Kaiser Romanati, Michaelati, Manuelati genannt, dann

Frieſacher (Frisatici), welche die ſalzburger Erzbiſchöfe zu Frieſach in Kärnten mit einem Zehntel Zuſatz ſchlagen ließen, Prager Groſchen, und bei den Flanderern oder Sachſen in Siebenbürgen auch Kölner Pfennige am häufigſten im Umlauf. Der Frieſacher ſtand dem ungariſchen Silberpfennige im Werthe gleich; fünf Frieſacher galten einen Silbergroſchen (Pondus; ungariſch Nehezék), und dieſer war der ſechſte Theil einer Unze, oder der achtunddreißigſte Theil einer Mark. An die Stelle der byzantiniſchen Ducaten traten um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts die florentiniſchen Goldgulden. Zölle, Steuern und Abgaben wurden nach der Ofener Mark, welche um einen halben Ferting oder um eine Unze und einen Kölner Pfennig ſchwerer, als die Hermannſtädter, wog, berechnet. Unter König Andreas II. wurden auch Banalpfennige, unter Stephan V. Agramer Pfennige, zu Agram, zu Szerem (Sirmium) und zu Veröcze für Kroatien und Slavonien geprägt. Fünf Penſen oder zwei hundert ſolcher Pfennige waren an Werth gleich einer Mark Silbers. Die Mark galt gegen das Ende des Zeitraumes vier Ferting, der Ferting einen Gulden. Zahlungen, welche Andreas II. zu leiſten hatte, verſprach er in guten Frieſacher Groſchen, oder in Silber mit einem Zehntel Zuſatz. Unter Stephan V. wurde das Silber bereits mit einem Fünftel Zuſatz ausgeprägt. So verordnete es auch unter Andreas III. der Peſther Landtag für zwei Jahre; dann aber ſollte jährlich nur Silber, mit einem Zehntel beſchickt, zu Münzen verwendet werden.

Die in anderen Ländern längſt übliche Abgabe für das jährliche Umprägen der kleinen und äußerſt dünnen Blech- oder Hohlmünzen (Monetagium, Cambium, in Ungarn Lucrum camerae) wurde von Bela III. auch in Ungarn eingeführt, und ihre Leiſtung war Pflicht für alle, durch beſondere Befreiung nicht ausgenommene Reichsgenoſſen. Auch die, von jeder anderen Beſteuerung freien Sachſen in Siebenbürgen mußten der neuen allgemeinen Laſt ſich unterwarfen. Die von dem ganzen Volke unter dem Titel des Geldumſatzes geforderte jährliche Summe war auf fünfhundert Mark Silber Ofener Gewichtes, die Mark zu vier und einem halben Ferting und einem Kölner Pfennig nach Hermannſtädter Währung, feſtgeſetzt. Dieſer jährliche Geldumſatz brachte, im Laufe der Zeit, der Schatzkammer bedeutenden Gewinn, während er dem Volke auf mannigfaltige Weiſe drückend und nachtheilig ſich erwies. Die Geldwechsler, gewöhnlich Juden oder Ismaeliten, reiſeten jährlich im Reiche herum, um die vorjährige Münze

gegen neugeprägte einzulöſen und den von ihnen oft willkürlich berechneten Kammergewinn (Monetagium) von den Gemeinden einzuſammeln. So lange dieſe Sammler in einer Gemeinde ſich aufhielten, mußten ihnen, nach des Königs Andreas II. Verfügung, zu ihrem Unterhalte täglich drei Loth Silber bezahlt werden; nach Stephan's V. Verordnung hatten ſie das Recht, bei den Zipſer Sachſen, wahrſcheinlich alſo auch in anderen Gegenden des Reichs, durch ſechs Wochen zu verweilen und für jede ausgewechſelte Mark Ein Pfund, d. i. einen Groſchen von ſechs Silberpfennigen, zu fordern.

Während des Einfalls der Mongolen gerieth nicht nur die Schatzkammer in die kläglichſte Erſchöpfung, ſondern auch der Bergbau und die Münzſtätten völlig in's Stocken. Bis letztere wieder in Gang kommen konnten, ließ Bela IV., nach dem Abzuge der Feinde, von ungeſchickten Byzantinern eine Unzahl Kupfermünzen von rohem Anſehen und geringem Werthe prägen und in Umlauf bringen. Auch für dieſe mußte, bei der Auswechslung gegen neue Münzen, Kammergewinn, anfänglich für das Maß von vier Garben (etwa Galon, gleich zwei Kannen), nach einiger Abnutzung des Silbergeldes für das Maß von drei Garben Ein Silberpfennig entrichtet werden. Mehre Kirchen, Gemeinden und edle Herren hatten unter früheren Königen das Vorrecht erworben, daß auf ihrem Gebiete kein Geldwechsler ſich niederlaſſen durfte. Aber der Peſther Landtag hob dieſe Befreiung in Bezug auf den Adel auf, indem er verordnete, daß derjenige Edelmann, welcher ſich weigerte, den Geldumſatz zu geſtatten, das Marktrecht verlieren ſollte. Wer ſich dem Umlaufe der neuen Münze auf ſeinem Gebiete widerſetzte, ſollte für jeden Ackerhof ſeines Gutes mit einem halben Ferting oder zwei Loth Silbers büßen. Der Kammergewinn war nach dem Verhältniſſe der Beſitzungen bemeſſen. Blieb daher ein Landeigenthümer mit Bezahlung desſelben in Rückſtand, ſo waren die Kammergrafen befugt, im Beiſeyn eines oder zweier Prälaten die mit Schuld behafteten Beſitzungen ſo lange in Beſchlag zu nehmen und die Früchte derſelben, ohne Verwüſtung des Grundſtückes, zu beziehen, bis, nach dem Gutachten dreier Geſchworenen, der ſchuldige Kammergewinn vollſtändig abgetragen war. — Falſche Münzer wurden mit Einziehung ihrer liegenden Gründe und ihres beweglichen Vermögens beſtraft, Beides unter den Richter und die Kammerbeamten, welche den Verbrecher entdeckt und über-

wiesen hatten, vertheilt. Der Pesther Landtag ließ noch andere Strafen hinzu treten. — Gold wurde in Ungarn noch nicht vermünzt, weil der Handel mit Landeserzeugnissen hinreichende Goldmünze aus dem Auslande in das Reich brachte.

Die militärische Comitatsverfassung, die sich so vortheilhaft und so ganz im Einklange mit der Nation und des Landes Eigenthümlichkeit gezeigt hatte, war allmälig durch mancherlei zusammen wirkende Ursachen, namentlich durch übermäßige Vergabungen, Befreiungen und Standeserhebungen der Könige, wie durch den anhaltenden Kampf der Aristokratie gegen das königliche Ansehen, gänzlich in Verfall gerathen. Sobald Andreas II. sich verleiten ließ, Krongüter zu veräußern, oder als vollkommenes erbliches Eigenthum zu vergeben, war es den Empfängern derselben, bald darauf auch der lehenhaft begüterten Ritterschaft ein Leichtes, sich dem Waffendienste, als Pflicht und auf eigene Kosten, zu entziehen. Selbst die goldene Bulle war diesem Bestreben günstig, indem sie festsetzte, daß der Waffendienst auf eigene Kosten nicht weiter, als bis an des Reiches Gränzen, verpflichten, jenseits derselben aber sowohl die Ritterschaft, des Königs eigenthümlicher Heerbann, als auch die Comitatspaniere von dem Könige besoldet werden sollten. Es blieb also der Willkür der Landherren (Nobiles) überlassen, ob sie dem Könige über des Reiches Gränzen freiwillig, oder auch für Sold Heerfolge leisten wollten. Die Gespanschaftsgrafen, die Dienstmänner (Servientes, Ritterschaft), die Söldner, die Besitzer großer Lehengüter, ja sogar die Burg-Jobagyen, waren nicht anders, als unter der Bedingung königlichen Soldes, dazu verpflichtet. Nur wenn Feinde in das Reich eingefallen waren, hatten sämmtliche Landherren, gleich den Dienstmännern, die unerläßliche Pflicht, auf eigene Kosten mit ihren Dienstleuten (Praedialen, Populi) aufzusitzen und den zurück getriebenen Feind auch jenseits der Gränzen zu verfolgen. Aus dieser Einrichtung erkennt man am besten, wie die frühere erobernde Politik Ungarns bereits ganz in den Hintergrund getreten, und dem Systeme der Vertheidigung des Reiches und seiner Bewohner gewichen war. — Auch die ungarische Kriegsweise an sich hatte ziemliche Veränderungen erfahren; sie hatte die frühere asiatische Eigenthümlichkeit dergestalt abgestreift und vergessen, daß sie derselben sogar an dem Feinde nicht mehr zu begegnen wußte; daher Kumanen und Mongolen jetzt mehrmals über die Ungarn durch dieselbe asiatische Fechtweise,

durch dieſelben kriegeriſchen Künſte und Liſten ſiegten, welche ehemals die Ungarn zu Siegern über europäiſche Völker gemacht hatten. Sie waren nicht mehr leicht bewaffnet und leicht beritten, wie ehedem, ſondern zogen, nach der Art der Deutſchen, der Italiener und Byzantiner, vollkommen gerüſtet und gepanzert zu Felde; ſelbſt ihre Pferde waren an Kopf, Hals, Bruſt und Vorderbeinen mit Eiſenſchienen bedeckt. Auch hatten ſie ſchon Feldmuſik. Sie ſtritten nicht mehr, wie früher, blos gern aus der Ferne mit Pfeil und Bogen, ſondern, die Lanze führend, hielten ſie jetzt Stand im geordneten Kampfe, und ſtellten ſich, ſtatt in getrennten Haufen, nun auch in dichter und geſchloſſener Schlachtordnung auf, wie z. B. unter Dionys im Kampfe gegen die Griechen, wo der Ungarn Hauptbanner, mittels einer hohen, dicken Stange auf einen, von acht Ochſen gezogenen Wagen gepflanzt, in den Lüften wehte. — Als ſie in Pannonien einwanderten, waren ſie wenig erfahren in der Kunſt der Belagerung, daher feſte Plätze meiſt vor ihnen ſicher. In ſpäterer Zeit aber zeigten ſie im Berennen und Belagern ſich ihren Nachbarn vollſtändig gewachſen, und bei der Belagerung von Jadra (1105) waren ihre Werkzeuge ſo kunſtvoll, namentlich die Schutzdächer ihrer Mauerböcke ſo gerichtet, daß alle Steine, welche die Jadrenſer hinaus warfen, in die Stadt wieder zurück prallten und die Maſchinen der Belagerten zerſchmettern mußten, während die Ungarn die ihrigen ungehindert ſpielen ließen. Allmälig erloſch auch die alte, von den erſten arpadiſchen Feldfürſten ererbte Sitte, daß die ungariſchen Könige bei einem Kriege ſich perſönlich an die Spitze des Heerbannes ſtellten. Coloman und Stephan II. führten ihre Heere noch ſelbſt an; ſpäter aber, wahrſcheinlich ſeit Bela II., wurde es Sitte, einem Heerführer, obwohl unter den Augen des Königs, die Kriegführung zu überlaſſen

Durch die Grundgeſetze der Könige Andreas II. und Bela IV., und des Peſther Landtages werden verſchiedene Claſſen des Adels ſtaatsrechtlich unterſchieden, und zwar: Reichsbaronen (Jobagyen, Reichsbeamte), Eigenthümer großer Herrſchaften (Potentes, mächtige Herren), Freiherren, Reichsgrafen, d. i. lehenfreie Landbeſitzer mit eigener Gerichtsbarkeit (Nobiles, Comites liberi) und Dienſtmänner, lehenhafte Landbeſitzer (Servientes, Ritterſchaft). Die Benennung Graf war früher, wie in den fränkiſchen und deutſchen Ländern, ſo auch in Ungarn, bloßer Amtstitel; unter Andreas II. wurde ſie auch Titel des Standes; da dieſer König bloße

Edle zu Freigrafen erhob, mit allen Rechten, Befreiungen und Vorzügen, welche den wahren, erlauchten, freien Grafen in Ungarn zuſtänden.

Die perſönlichen Rechte waren ſcharf beſtimmt und in ihrem vollen Umfange geſetzlich geſchützt. Kein Edelmann, kein Freier durfte, einem Mächtigen zu Gefallen, oder auf heimliche Angebung verhaftet, Niemand ungehört verurtheilt, oder außergerichtlich an Perſon und Eigenthum benachtheiligt werden. Ladislaw's I. Verordnung, nach welcher ganze Dorfgemeinden jeden ihrer Inſaſſen der Dieberei bezichtigen durften, und dafür von dem Vermögen des Beſchuldigten und Ueberführten den vierten Theil erhielten, wurde, weil dies der Verläumdung und Verdrehung Schloß und Thor öffnete, unter Andreas II. abgeſchafft. Aermere Edelleute konnten dienen, wem ſie wollten; welcher Mächtige aber einen ſolchen durch Gewalt und Ränke ſich dienſtbar machte, verfiel ſofort in die Strafe des Bannes. Burg-Jobagyen und Gäſte, von welchem Volke Letztere ſeyn mochten, wurden im Genuſſe der, durch den heiligen Stephan ihnen zugeſtandenen Freiheit kräftig geſchützt. Alle widerrechtlich entriſſenen Burgländereien mußten den Burgen und den daſelbſt eingeſetzten Hofleuten des Königs oder der Königin zurück geſtellt werden; dort waren ſie den freien Gäſten an Freiheit gleich. Von zwei oder mehren Brüdern, welche in ungetheilten Erbgütern gemeinſchaftlich lebten, war nur Einer zu der Heerfolge verpflichtet und, wenn er ſich derſelben entzog, auch Alle zuſammen nur der Geldbuße für Einen ſchuldig.

Seiner rechtmäßig erlangten Beſitzung durfte, nach Verordnung des Grundgeſetzes, Niemand beraubt werden. Hatte ein edler Herr keine männlichen Leibeserben, ſo gehörte der vierte Theil ſeiner Beſitzungen ſeiner Tochter; über den Reſt konnte von ihm, und, wenn der Tod ihn übereilte, von ſeinen Verwandten frei verfügt werden; wo dieſe fehlten, erbte der König. Von dem Peſther Landtage wurde der vierte Theil auch den Schweſtern, in Gemeinſchaft mit der Tochter des Verſtorbenen, zuerkannt. Der Gemalin des Abgeſchiedenen, im Zweikampfe Erlegten, oder zum Tode Verurtheilten durften ihre Mitgabe und ihr Witthum nicht entzogen, noch viel weniger die Frauen der Diebe und Räuber mit ihren Kindern für ihrer Väter Verbrechen zur Knechtſchaft verkauft werden.

Die Güter der edlen Herren und deren hörige Leute waren von Dienſtleiſtungen bei des Königs Forſtarbeiten, bei Graben, Gärten und königlichen Gebäuden frei. Von den biſchöflichen Zehenten entfiel dem Könige

ein Zwanzigſtel. Die Zehenten durften nicht in Geld erpreßt, ſondern mußten in Früchten angenommen werden; aber die Marderſteuer wurde jetzt in Geld, mit vier Groſchen für jeden Balg, entrichtet, und von dem Ertrage ein Drittel an den Grundherrn, zwei Drittel an den Landesherrn abgeführt. Den neuen, von Ladislaw IV. eingeführten, Dreißigſten ſchaffte der Peſther Landtag ab; das Grundſtück, wo er jetzt noch gefordert wurde, verfiel dem Fiscus. Der ohne Fracht und Waare reitende oder gehende Reiſende durfte an den Mauth- oder Dreißigſtämtern nicht aufgehalten werden; Zufuhr von Lebensmitteln für Prälaten, Baronen, edle Herren und Freie, zahlten nirgends Mauth noch Dreißigſt.

Die Baronen im Gefolge des Hofes ſollten — ſo verordnete das Grundgeſetz — die Landleute und Armen nicht bedrücken; der Hofgraf der Burg, welcher die Burghörigen preßte und drückte, ſollte ſein Amt verlieren und den Raub erſtatten. Nach dem Peſther Landtage wurden Raubſchlöſſer, ingleichen ohne des Königs Erlaubniß aufgeführte, oder an Ländereien verarmte Burgen niedergeriſſen; wer ſie behaupten wollte, galt als verbannt, und der Grund, auf welchem ſie ſtanden, verfiel dem Fiscus. Vier edle Herren mit einem vom Könige beſonders dazu abgeordneten Richter wurden in alle Geſpanſchaften ausgeſendet, um die Räubereien der Edelleute zu unterſuchen. Diejenigen Edlen, welche wegen Beſtechung, aus Furcht oder Gunſt die zu ihrer Kenntniß gekommenen Gewaltthaten verheimlichten oder beſchönigten, verfielen in den Bann und noch in beſondere Strafe. Kein Geiſtlicher durfte ſolchen Gebannten im Leben oder Tode Sacramente ausſpenden, kein Reichsbaron bei dem Könige für die aufgefundenen adelichen Räuber bittend einſchreiten.

Schon im Laufe des zwölften Jahrhunderts wurde der Stand der Knechtſchaft ſehr vermindert, indem die Könige Knechte in die Claſſe der Burg-Jobagyen verſetzten, um die Comitatspaniere zu ergänzen; große Güterbeſitzer, Biſchöfe und Aebte aber Knechte um Geld oder zur Belohnung für Verdienſte, oder um durch ſie die pflichtmäßigen Banderien herzuſtellen, freiließen. Auch wurde die in älteren Geſetzen verhängte Strafe der Knechtſchaft jetzt häufig in Todesſtrafe verwandelt. Die Dienſte und Laſten wirklicher Knechte blieben jedoch unverändert. Sie mußten ihrem Herrn ein Pferd halten, ihn fahren, unterwegs bedienen, ſeine Zelte aufſchlagen, zur Erntezeit durch drei bis vier Tage in der Woche Getreide ſchneiden,

mähen, die Pferde des Herrn hüten, Gras herbei schaffen, Holz hauen, und die Gemächer heizen. Bedingt Freigelassene hatten, außer dem Getreideschneiden und Grasmähen, alle gedachten Dienste mit Knechten gemein, und überdies die Verpflichtung, am St. Martinstage ihrem Herrn einen Zober (Tobor, Cubulus) Honig, ein Schaf, sechs Zober Malz (Braeium, Brace), sechs Zober Weizen (Annona) und sechs Fuder Heu zu liefern. Von St. Martin bis zum Sonnabend vor dem Osterfeste mußten sie mit der Axt auf dem Herrnhofe bleiben und Zimmerarbeit verrichten; wöchentlich abwechselnd führte Einer von ihnen die Aufsicht über die Anderen. Noch mußten sie Fuhren leisten, wohin ihr Herr sie senden wollte; und nur wenn Dieser es gestattete, durften sie ihre Töchter an Freie, ihre Söhne mit freien Jungfrauen verheiraten, ohne daß diese dem Stande der Dienstbarkeit verfielen.

Wie in Deutschland die Kreuzzüge, so wirkten in Ungarn die Mongoleneinfälle, durch die ihnen folgende Entvölkerung des Reiches, für die Abnahme der Knechtschaft; denn von da an durften Ackerleute und Jobagyen edler Herren, mit der Letzteren Genehmigung und nach Abtragung des etwa rückständigen Ackerzinses (Terragium), zum Besten der Landescultur und der Bevölkerung mit ihrer ganzen Habe abziehen und entweder Besitzungen anderer Edelleute übernehmen, oder, wo es ihnen vortheilhaft schien, sich niederlassen. Der Pesther Landtag sprach solche Auswanderer von aller Abgabe und vom Abschosse frei. Ließen sich nun dergleichen Ackerleute und Jobagyen auf königlichem Grundeigenthume nieder, das die Mongolen wüst gelegt hatten, so durften sie vor Allem freien Stand und Eigenthum des Ackers fordern; so wurden Dienstthörige der Edelleute freie Leute des Königs und die Nächsten zu dem Stande der Jobagyen.

Derselbe Anlaß schuf auch eine bedeutende Anzahl neuer adelicher Familien. Die Mongolenkämpfe hatten die Reihen der Ritter furchtbar gelichtet, zugleich aber auch den Burg-Jobagyen Gelegenheit gegeben, sich im Felde auszuzeichnen. Letztere waren also am würdigsten, den Abgang der Ritterschaft zu ersetzen, und so kam es, daß nach dem Abzuge der Mongolen viele Jobagyen durch des Königs Huld in den Stand der Adelichen hinauf rückten und von ihm mit erblichem Grundeigenthume begabt wurden, wogegen sie sich zur Heerfolge und zu einem verhältnißmäßigen Kriegscontingente aus ihren Dienstleuten verpflichten mußten.

Noch war zwiſchen dem Adel und den Knechten kein eigentlicher mittlerer Stand freier Staatsbürger oder Reichsſaſſen mit ſtaatsrechtlichem Anſpruch auf Theilnahme an der Geſetzgebung und den allgemeinen Rechtsangelegenheiten vorhanden; doch wurde derſelbe durch Ausbildung des Städteweſens allmälig thätig vorbereitet. Die erſte Richtſchnur dazu gab des Königs Andreas II. Handfeſte für die kroatiſche Stadt Varasdin, obgleich in ihr, wie in allen folgenden, nur noch von Gäſten, nicht von wirklich eingebürgerten Reichsſaſſen, die Rede war.

Der Geſpanſchaftsgraf war, bis über die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts hinaus, oberſter und ordentlicher Richter ſeines ganzen Bezirkes; nur die Landgüter der Ritterſchaft, außer Münz- und Zehentſachen, ſtanden nicht unter ſeiner Gerichtsbarkeit. Die Burggrafen (Comites curiae parochiani) hatten blos den Burghörigen, Burg-Jobagyen und Hofdienern (Udvarnici) Recht zu ſprechen. König Bela III. ſetzte, zum Schutze der öffentlichen Sicherheit in allen Gegenden des Landes, den Oberſten und den Burggrafen in den Geſpanſchaften noch einen eigenen, anfänglich Jenen nicht untergeordneten Polizeibeamten, unter dem Namen eines königlichen Biloten, an die Seite, deſſen Amt darin beſtand, Straßenräuber zu verfolgen, die Burghörigen und die Burg-Jobagyen gegen Diebereien zu beſchützen, Räuber und Diebe zu richten. Unter Andreas II. wurde auch die Gerichtsbarkeit dieſer Biloten der Aufſicht der Geſpanſchaftsgrafen unterſtellt. — Des Königs Hofgraf war die erſte Gerichtsbehörde für das ganze Reich, ſo lange er an dem Hoflager verweilte. Die daſelbſt angefangene Verhandlung der Rechtsſachen durfte er an jedem anderen Orte ſeines Aufenthaltes fortſetzen; lebte er aber auf ſeinen Gütern, ſo war er nicht befugt, Vorladungen zu erlaſſen oder Präſtalden (Gerichtsboten und Vollzieher des Erkenntniſſes) zu ernennen. Früher waren Herren, Ritter und Reichsſaſſen durch unbefugte Präſtalden häufig gefährdet worden; jetzt mußten, vermöge eines von Andreas II. erlaſſenen Decrets, ihre Vorladungen und Vollziehungsaufträge, ſollten ſie rechtsbeſtändig ſeyn, in wichtigen Angelegenheiten von dem Diöceſan-Biſchofe oder von Domcapiteln, in minder wichtigen von dem nächſten Kloſter beglaubigt werden. Dies war der Urſprung der „glaubwürdigen Orte“ (Loca credibilia), bei welchen nun auch letztwillige Verfügungen, Adoptionen vorgenommen, Erbſchaften getheilt, allerlei Verträge geſchloſſen, und die darüber ausgefer-

tigten Urkunden niedergelegt wurden. Dergleichen glaubwürdige Orte waren die bischöflichen Sitze, die königlichen Abteien und Propsteien. Vordem hatten sich vermögende Reichssassen beständige Prästalden (Schiedsrichter) auf ihren Gütern gehalten; jetzt durfte Niemand mehr dergleichen, von des Herrn Freigebigkeit abhängige und daher durch sie bestechliche, Schiedsrichter durch ein Jahr, oder auf längere Zeit, als jede besondere Rechtssache es forderte, bei sich haben. Wurden Prälaten und Bischöfe in Rechtssachen der Armen und Freigelassenen zu Vermittlern aufgerufen, so waren sie, falls kein kanonisches Hinderniß waltete, verbunden zu erscheinen, und statt der gerichtlichen Verhandlung den Dienst der Liebe zu verrichten. — Die Gerichtsbarkeit des Palatin war bisher, außer dem Hoflager, nur auf die Hofdiener und auf Diejenigen, welche sie freiwillig nachsuchten, beschränkt; seit Andreas II. ward er die höhere Gerichtsbehörde in dem Reiche für Burghörige, Freie, Herren, Ritter und deren Unterthanen; nur die Clerisei für ihre Personen, ingleichen Verlobungs- und Ehesachen, und andere, vor den königlichen Richterstuhl gehörige, Angelegenheiten waren davon ausgenommen. Stellvertreter sich halten durfte er nicht, außer Einen bei seinem Hofe; das Endurtheil über Criminalverbrechen des Adels, die Leben oder Vermögen verwirkt hatten, mußte er dem Könige unterstellen. Die höchste Gerichtsbehörde war der König, jährlich am St. Stephanstage bei Stuhlweißenburg, oder wenn er dort sich einzufinden abgehalten war, der Palatin im Namen des Königs. Gegen Ende des Zeitraumes wurde noch ein besonderes Palatinalgericht eingesetzt. Dreimal jährlich, im Frühling, Sommer und Herbst, mußte der Palatin in offenem Felde, auf aufgeworfenem Hügel, unter Zelten, nicht in Städten oder Dörfern, Gericht halten, und von dieser Zeit an durfte ihm auch kein zweites Reichsamt mehr verliehen werden. Gegen ein gerichtliches Erkenntniß einen Verurtheilten zu vertheidigen oder zu beschützen, war den mächtigen Herren streng' verboten; dem Könige blieb vorbehalten, die Güter der Verbrecher, welche des Todes oder der Verbannung schuldig erkannt wurden, einzuziehen oder an Andere zu vergeben; nur ihre Dörfer durfte er nicht mehr, wie früher, abbrennen lassen.

Ueber streitigen Besitz und über angeschuldigte, aber nicht erweisliche Verbrechen wurde häufig durch die Feuer- oder Wasserprobe, oder durch gerichtlichen Zweikampf entschieden. Der Gebrauch dieser Gottes-

urtheile war aus Deutschland nach Ungarn gekommen. Bei solchen Gelegenheiten wurden die Parteien vom Könige, vom Kronerben oder vom Palatin in eine Kathedral- oder Collegiatkirche, z. B. nach Preßburg, Neitra, Großwardein, später auch nach Alt-Ofen und Arad geschickt, ihnen ein Prästald, nebst einem kurzen Beglaubigungsschreiben beigegeben. Nachdem der Kläger seine Sache vorgebracht, und beide Theile sich durch Gebet und Fasten vorbereitet hatten, nahm der mit seinem priesterlichen Ornate angethane Geistliche das zu diesem Zwecke neu verfertigte Eisen vom Altar und legte es in's Feuer, über Eisen und Feuer gewisse Formeln hersagend. Während das Eisen glühend ward, las der Geistliche eine Messe, und gab beiden Parteien das geweihte Brot, mit der Warnung, es nicht zu ihrem Seelenverderben zu genießen. Hierauf wurde Gott wieder angerufen, seinen Willen zu offenbaren. Der Angeklagte wurde nochmals bei dem Heiligen aufgefordert, sein Unrecht einzustehen. Beharrte er dann bei seiner Unschuld, so mußte er das glühende Eisen sich in die Hand legen lassen und dabei schwören: bei dem heute genommenen Leib Christi betheuere ich, daß ich ohne Zauberei und ohne alle Vorbereitung der Hand durch Kräuter, das Eisen nehme. Hierauf wurde seine Hand mit Leinwand umwickelt, versiegelt und so nach drei Tagen besehen, ob sie verbrannt war. War dies der Fall, so wurde er für schuldig erklärt, und mußte außerdem noch eine Taxe zahlen, wovon ein Theil dem Richter, der andere dem Prästalden zufiel. Natürlich blieb, bei diesen fürchterlichen Zubereitungen und der Gefahr, sich zum Krüppel zu brennen, Mancher an dem festgesetzten Tage aus und gab die Sache dem Gegner gewonnen oder anerkannte dessen Anklagen, besonders wenn Einer im Namen Mehrer abgesendet war, für welche er die Feuerprobe auszuhalten keine Lust hatte. Manche eines Verbrechens Beschuldigte flohen vor dem Gottesgericht lieber in die Kirche. Manche, die blos von einem Reichsrichter zur Prawda (Recht, Urtheilsspruch), d. i. zu einer solchen Reinigungsprobe, verwiesen waren, appellirten an den König und erwirkten einen richterlichen Befehl, daß der Prozeß bis zum nächsten St. Stephanstage aufgeschoben sey, um vor den König gebracht zu werden. Manche schickten, statt ihrer, einen Entschuldigungsboten, und ließen melden, sie seyen so eben bei der königlichen Armee oder an das Hoflager berufen. Manche trieben Betrug, entweder durch früheres Behandeln der Hand mit gewissen, gegen das Verbrennen schützenden Kräu-

tern, oder dadurch, daß sie das Siegel erbrachen, binnen den gegebenen drei Tagen die verbrannte Hand heilten, sie auf's Neue umwickelten und ein falsches Siegel darauf drückten. Immer aber hatten Mächtigere dabei das leichtere Spiel; so kamen z. B. die Obergespäne mit einem Reinigungseide los, oder die wohlbegüterten Edelleute schickten, statt ihrer, ihre Knechte. Den Frauen stand frei, Bevollmächtigte zu senden. Am leichtesten war es den Geistlichen gemacht; denn diese durften nur bei dem Grabe des heiligen Ladislaw oder bei Reliquien schwören, um sich zu reinigen.

Zu dem gerichtlichen Zweikampfe wurden Zeit und Ort, entweder von dem Könige, oder von dem Palatin, oder von einem anderen Richter bestimmt. Die Streitenden mußten den Kampf entweder in eigener Person, oder durch gedungene Kämpfer, nach richterlicher Vorschrift, bald zu Pferde, bald zu Fuße, mit den angewiesenen Waffen bestehen. Einem bewährten Kämpfer wurde ein ungeübter entgegen gesetzt, wenn der Streit über Anschuldigung eines Verbrechens entstanden war; ein gerüsteter dem nackten bei Anschuldigung der beleidigten Majestät. Die im Kampfe unterliegende Partei wurde zur Geldbuße verurtheilt; diese hieß Birság (Birsagium), Geldstrafe, wenn sie einfach; Követség (Judicium dupli, Abfertigung), wenn sie doppelt verhängt wurde. Schärfer war die Strafe des gedungenen Kämpfers, wenn derselbe durch Wegwerfung der Waffen die Sache seiner Partei verrieth. Er wurde, nebst Einziehung seines Vermögens, mit Frau und Kindern, den bereits geborenen und den künftigen, zu ewiger Knechtschaft verurtheilt.

Ehedem konnten wichtigere Rechtshändel in Slavonien auf sechs bis sieben Tagsatzungen verzogen werden; später aber wurde der Beklagte nur dreimal vorgeladen, und wenn er nicht erschien, als schuldig verurtheilt. Demgemäß mußten alle peinlichen Rechtssachen in drei Tagsatzungen beendigt, die verhandelten Akten, so wie die vom Palatin oder vom königlichen Hofrichter geführten Criminalprozesse, bei dem Stuhle des Vicegespans zur Verwahrung niedergelegt werden. Die Zeugen mußten ihre Aussage eidlich bestätigen; wie viele Eide aber immer abgenommen wurden, so durften für alle zusammen nicht mehr, denn vierzig Silberpfennige, als Gebühr gefordert werden.

Früher wurde der, eines peinlichen Verbrechens Verurtheilte seiner Güter beraubt, oder dieselben der Verwüstung anheim gegeben; seit König

Andreas II. trat an die Stelle der Verwüſtung, Ausplünderung. Seit dem Peſther Landtage wurde auch dieſe, noch immer barbariſche Geſetzesform verboten, und wenn ein edler Herr gewaltthätiger Handlungen, oder falſcher Anſchuldigung eines Verbrechens, der Vorlegung falſcher Urkunden oder eines anderen peinlichen Verbrechens ſich ſchuldig gemacht hatte, durfte von ſeinen Beſitzungen, unter Beiſtand eines der geſchworenen Herren, nur ſo viel in Beſchlag genommen werden, als nach gerechter Schätzung zur Befriedigung des Richters und der obſiegenden Partei ausreichend erſchien.

Den vorſätzlichen Mörder traf die Strafe des Schwertes; der König konnte ihn nur mit Bewilligung der Verwandten des Ermordeten begnadigen; aber ſein Vermögen wurde eingezogen und, nach einer Verfügung Bela's IV., zwei Drittel desſelben den gedachten Verwandten, eines dem Richter oder der Stadt zugetheilt. Den zufälligen Todtſchläger konnte der König begnadigen, wenn, nach dem Gutachten der Baronen, den Verwandten des Erſchlagenen Genugthuung geſchah. Dieſe beſtand in hundert Penſen an die Verwandten, und in zwanzig in die Gemeindecaſſe. Auch Jenen, welche gewaltthätiger Handlungen, falſcher Anſchuldigungen und ähnlicher Verbrechen überführt waren, konnte die königliche Gnade nur dann helfen, wenn dem Richter und der obſiegenden Partei Genüge geſchehen war. Ermordete Jemand ſeinen Bruder, Vetter, Verwandten oder Schwager, ſo fiel ſein wirkliches oder zu hoffendes Vermögen an die Erben des Ermordeten. Wer auf offenem Felde, außer Dörfern, oder auf der Landſtraße fremdes Gut an ſich geriſſen hatte, leiſtete zehnfachen Erſatz. Davon wurde vor Allem das geraubte Gut, oder in deſſen Ermangelung ſein ganzer Werth, dem Verletzten zurück geſtellt; der Reſt der Buße in zwei gleiche Theile getheilt, die eine ganze Hälfte gleichfalls dem Verletzten angewieſen, die andere Hälfte wieder in drei Theile getheilt, ein Drittel dem Verletzten, zwei Drittel dem ordentlichen Richter überlaſſen. Vermochte der Schuldige den zehnfachen Erſatz nicht zu leiſten, ſo wurde er eingekerkert und nach Gutachten der Richter beſtraft.

Der peinliche Prozeß wurde, als kurzer, in drei wirklichen Tagſatzungen entſchieden; der Streit über Rechte, Beſitz oder Eigenthum mußte, als langwieriger Rechtshandel, durch drei Rechtsklagen durchgeführt werden (hier alſo die erſte Feſtſetzung des Unterſchieds zwiſchen Causa

longae und Causa brevis litis); denn dem Angefochtenen war es gestattet, des Richters Endurtheil zweimal durch Einrede aufzuhalten; weswegen Kläger ihn zum dritten Male vorzufordern hatte, worauf er erst, wenn das Endurtheil für ihn sprach, trotz aller Widerrede des Verlierenden, in den Besitz des Rechtes oder der Sache eingesetzt werden konnte. Diese drei Durchführungen waren also wirkliche Prozesse über die eine Rechtssache, nicht drei Tagsatzungen für den einen Prozeß. Die von dem Richter zur Verhandlung der Sache bestimmten Tagsatzungen durfte die Willkür und Uebereinkunft der Parteien nicht aussetzen. Zur Vorlegung der Urkunden und anderer Beweismittel wurden dem Angefochtenen und dem Kläger drei Tagsatzungen, jenem eine unbelastet, zwei mit der Last von drei Mark, diesem jede mit derselben Last, gestattet. Der Rechtshandel selbst mußte in den drei Durchführungen in Jahresfrist völlig abgethan seyn. In der Zwischenzeit stand es von dem Gesetze aus den Parteien frei, ohne alle richterliche Dazwischenkunft sich zu vergleichen; aber der Eigennutz der Richter wußte diese gesetzliche Freiheit gewöhnlich vorzuenthalten. Die Lastgebühren mußten spätestens in der letzten Tagsatzung vor Gericht erlegt werden; vermochten dies die Parteien nicht, so wurde von ihren Besitzungen so viel, als die rückständigen Gebühren betrugen, zur Sicherung des Richters und der obsiegenden Partei in Pfand genommen. Der Preis, für welchen der Gefallene oder seine Verwandten die mit gerichtlichem Verbote belegten Besitzungen von dem Richter oder von der obsiegenden Partei auslösen konnten, war gesetzlich auf drei Mark für ein Joch Acker, fünfzehn Mark für eine gethürmte, zehn für eine ungethürmte Kirche festgesetzt, also niedriger, als die üblichen Kaufpreise, und dadurch für Denjenigen, den es traf, erleichternd.

Je unvollständiger die auf uns gekommenen Nachrichten über das erste Auftreten und Wirken der Deutschen in Ungarn sind, desto interessanter ist es, einen Blick in ihre städtischen Satzungen damaliger Zeit zu thun. Das alte Stadt- und Bergrecht der königlichen Frei- und Bergstadt Schemnitz in Ungarn*), unbezweifelt eines der ältesten deutschen Rechtsbücher in den ungarischen Ländern, gibt hierzu Gelegenheit. Nach Dr. G.

*) Mitgetheilt von Dr. Gustav Wenzel, o. ö. Professor an der k. k. Theresianischen Ritter-Akademie in Wien, im Anzeigeblatte zu 104. Bande der »Jahrbücher der Literatur;« Wien, 1843.

Wenzel's begründeter Ansicht gehört dasselbe den Jahren unmittelbar nach der Mongolenverwüstung an, und es ließe sich sonach jedenfalls noch die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts als die Zeit annehmen, in der das Privilegium erlassen wurde, auf welches sich das Recht ausdrücklich stützt, dessen einzelne Bestimmungen hierauf gesammelt worden seyn mögen, bis nach König Bela's IV. Tode die so gesammelten in die vorliegende Form gebracht wurden. Das Stadtrecht, um welches es sich hier handelt, zerfällt in vierzig Abschnitte, deren jeder seine eigene Ueberschrift hat. Manche Abschnitte charakterisiren sich schon hinlänglich durch diese, großentheils ziemlich umständlichen Ueberschriften. Der Abschnitt I. — „so zwischen zweien Eheleuten eines, oder Fremde mit Tod verschieden" — handelt vom Erbrechte, ganz im Sinne anderer alten deutschen Stadtrechte. Auch der Fremden ist darin gedacht: Stirbt ein Fremder, ohne über sein Eigenthum verfügt zu haben, so sollen die Geschworenen der Stadt solches in Verwahrung nehmen und es unter der Stadt Insiegel Jahr und Tag behalten, und kommt in dieser Frist einer seiner Freunde mit gewissem Ausweise, der nehme das Gut; kommt aber in Jahresfrist Niemand, so theile man das Gut in drei Theile, und gebe den ersten Theil für des Verstorbenen Seele, den anderen zur Verbesserung der Brücken und Wege, den dritten zu der Stadt Nutzen. II. „Von eigener Willkür." Jeder Mann, der seine Volljährigkeit erlangt hat, darf mit seinem Eigenthume machen, was er will, und ob auch seine Hausfrau oder seine Kinder ihm widersprechen, so bleibt ihm doch daran sein freier Wille. Hat er aber, vor ehrbaren Zeugen, sein Gut seiner Hausfrau zur Morgengabe gegeben, so darf er es nicht verkaufen noch veräußern ohne seiner Hausfrau Einwilligung. Verfiele er jedoch durch Unglück in Armuth, so daß ihm Nichts bliebe, um Frau und Kinder zu ernähren, so mag er, ehe er betteln ginge, das Gut nach ihrer beiderseitigen Freunde Rath auf eine bestimmte Zeit versetzen. III. „Von Kirchfahrten über Land." Will ein Mann auf Gottes Wegen ziehen, als nach Rom, zu „Sand Jakob gen Compastell," oder sonst wohin wallfahrten, daran mag ihn seine Hausfrau hindern und es ihm wehren, ausgenommen über das Meer, als da ist nach Jerusalem, zu dem heiligen Grabe, diese Fahrt darf sie ihm nicht wehren. IV. „Von Kauf- und Kaufmannschaftsgewicht." V. „Von ungerechtem Maß, Ellen und Gewicht." Wer mit ungerechtem Maß, trockenem oder feuchtem, oder mit unrechter

Elle, Wage und Gewicht befunden wird, der soll den Geschworenen Eine Mark geben; zum anderen Male ergriffen, zahle er zwei Mark; bei'm dritten Male hat er die Hand verwirkt, oder er löse sie mit zehn Mark, davon zwei Theile dem Richter, einer den Geschworenen. VI. „Daß kein Kammergraf oder Anderer ohne dem Richter in einem Hause Fälscher oder andere Uebelthäter suchen dürfe." VII. „Wie und wenn man Richter und Bürger setzen; auch wie sie schwören und richten sollen, sowohl dem Armen, als dem Reichen." VIII. „Wenn man über einen Richter vor dem Gerichte klagt, so soll Derselbe aufstehen, einen anderen Richter setzen, sich verantworten und einem Jeglichen einen Sachwalter erlauben." IX. „Wer um Geldschuld beklagt wird." Läugnet der Beklagte die Schuld, so soll der Kläger über vierzehn Tage sein Recht mit einem Eide erhärten. Bekennt Jener sich zu der Schuld, so soll er in vierzehn Tagen Genüge leisten mit Pfand und Pfennigen. X. „Noch eines wegen der Geldschuld." Soll ein Mann Viel bezahlen und kann dies nur von seinem Erbe thun, und legt dies vor dem Richter und den Geschworenen ein, so soll Derjenige, dem es zur Einlage gegeben ist, es durch Jahr und Tag behalten, und wird es nicht in Zeiten eingelöset oder verkauft, so soll er es so gut als möglich hingeben und verkaufen, und den Rest heraus geben. Findet er aber keinen Käufer, so soll er Den, dem das Pfand gehört, oder einen Anderen um einen Zins in dem Erbe lassen, bis daß die Schuld getilgt ist ꝛc." XI. „Wer Erbe kauft, soll es vor dem Richter aufnehmen." XII. „Ein Jeder soll mit Willen des Richters seine Sache verhören lassen." XIII. »In welcher Maße ein Geschworener unrecht thut, danach soll er gestraft werden." XIV. „Welche der Geschworenen Urtheil strafen." Welcher Geschworene ein Urtheil straft (tadelt) und spricht: er wolle ein besseres geben, und thut dies nachher nicht, der soll, was dadurch an Zehrung aufgeht, ersetzen, und dem Richter und Rathe noch überdies in eine Buße verfallen seyn. XV. „Von denen, welche rechtlich oder unrechtlich appelliren." XVI. „Wie ein Gottesschänder soll bestraft werden." Wer Gott und seiner werthen Mutter oder seinen Heiligen oder der heiligen Christenheit übel spricht, der soll, nach geistlichem Rechte, an sieben Sonntagen vor der Prozession bis auf den Gürtel entblößt und barfuß um die Pfarrkirche getrieben und gestrichen werden. XVII. „Von Zauberern und Zauberinnen." Diese sollen, wenn man sie auf wahrer

That begreift, verbrannt werden. (Hier bemerkt man schon den Uebergang zu dem späteren grausamen Hexenverfahren; denn früher hatte man ähnliche Vergehen mit kirchlichen Bußen abgethan.) XVIII. „Wer Richter oder geschworene Bürger freventlich schmäht.“ Wer dies thut, soll an drei Markttagen an dem Pranger stehen und öffentlich vor allen Leuten sagen: „Was ich von dem Richter oder Geschworenen geredet, das hab' ich als ein Bösewicht gelogen,“ und soll sich mit seiner Hand auf das Maul schlagen. Gleicherweise auch Der, welcher von ehrbaren Leuten, Frauen und Jungfrauen Lügen wider ihre Ehre redet. XIX. „Von Dieben, Räubern, Mördern, Brennern und anderen Uebelthätern ꝛc., welchen Tod ein Jeder verschuldet und erleiden soll.“ Wer um Dieberei oder Raub gefangen und wahrhaftig überwiesen wird, den soll man hängen. Wer über Raub und Mord ergriffen wird, den soll man schleifen und radbrechen. Wer wegen Brand eingefangen und überführt wird, den soll man verbrennen; eben so auch Den, der mit Brandlegung droht. Wer während eines Brandes stiehlt, was sechs Pfennig werth ist, den soll man hängen. Wer, während es brennt, Jemanden verwundet und mit ehrbarem Zeugniß überführt wird, den soll man enthaupten. Wer, während des Brandes, ein Schwert über Einen zuckt, dem soll man die Hand abschlagen. XX. „Von flüchtigen Rossen, wie man damit handeln soll.“ Wer ein verirrtes Roß oder anderes Thier auffängt, muß es innerhalb dreier Tage dem Gericht anzeigen, und dieses soll es an dreien Markttagen ausrufen lassen. Nimmt sich dann Niemand darum an, so soll man es zu Nutzen der Stadt und der Kirche behalten. Wer es aber dem Gericht nicht anzeigt, wird gleich einem Diebe behandelt. XXI. „Von Kirchenräubern.“ Diese sollen, wenn man sie ergreift, geradbrecht oder verbrannt werden. XXII. „Daß Niemand auf Kirchengut leihen oder es behalten soll.“ Niemand soll eine Sache, die zu der Kirche gehört, zu Pfand nehmen und behalten, außer mit förmlicher Urkunde. Wer es thut, der soll für jeden Gulden, den er genommen, einen Gulden zahlen. Wird er zum dritten Male betroffen, so soll man ihm die Hand abschlagen. XXIII. „Wer einer Jungfrau oder Frau Gewalt anthut.“ Klagt die Maid oder die Frau, es sey ihr auf freiem Felde Gewalt geschehen, so braucht sie blos Einen Zeugen, er möge ein Hirt oder ein anderer Mann seyn. In der Stadt genügen ihr zwei Zeugen. Klagt aber die Beleidigte mit zerrissenem

Gewande und zerrauftem Haar oder blutend, und hat keinen Zeugen, so soll Der, über welchen sie Gericht begehrt, sich durch zwei Zeugen reinigen. Klagt sie aber gegen ihn mit ganzem Gewand und nicht blutend, so kann er allein sich verantworten. XXIV. „Wenn Einer sein Weib zu Tode schlägt." Diesen soll man richten wie einen anderen Mörder. XXV. „Wer Diebe und Räuber beherbergt." Zum vierten Male dessen überführt, soll er gerichtet werden, wie ein Dieb oder Schächer. XXVI. „Wenn Einer Einem seine Tochter entführt." Wird der Entführer aufgehalten, so soll der Richter die Geschworenen und der Jungfrau Freunde versammeln und die Maid frei, ohne allen Drang und Zwang, in die Mitte stellen. Der Entführer aber soll zugegen seyn und sie zu sich begehren nach ihrem freien Willen. Geht sie zu dem Manne, so gilt kein Recht gegen ihn; geht sie aber zu den Freunden, so soll man dem Entführer das Haupt abschlagen. XXVII. „Wer Einem seinen Sohn oder seine Tochter verräth." Wer einem Menschen seinen Sohn oder seine Tochter verräth, daß sie verkauft werden, ohne ihrer Freunde Willen, dem soll man radbrechen, und ist es eine Frau, sie ertränken. XXVIII. „Von Spielern." Wer nicht von seinem eigenen Brote und Erwerbe lebt, darf nicht mehr verspielen, als er mit dem Gürtel umfängt, und wer ihm mehr abgewinnt, hat keinen Anspruch auf Zahlung. Wer dem Anderen durch falsche Würfel abgewinnt, und mit zwei Zeugen dessen überführt wird, dem schuldet der Verlierende Nichts, und man soll dem Fälscher die Würfel durch die Hand schlagen. XXIX. „Von Heimsuchern" (Hausfriedensbrechern). Jeder Heimsucher soll enthauptet werden. Ist er aber entflohen und will sich von der Anklage reinigen, so soll er dies thun mit sieben frommen Männern durch Eid auf das Kreuz. XXX. „Von Todtschlägen und von Nothwehr." Wer eines Todtschlags angeklagt wird, der soll zuerst seine Unschuld beschwören. Dann sollen Drei schwören, daß sie ihn an der Sache unschuldig gesehen, und wieder drei sollen schwören, daß die vorderen Vier recht geschworen haben. Eben so sollen auch diejenigen schwören und gerichtet werden, die aus Nothwehr ihres Lebens einen Todtschlag begingen. XXXI. „Wer eines Todtschlags schuldig erkannt wird." Ein Solcher soll ohne Widerrede die Stadt meiden auf ein Jahr, nach dessen Ablaufe mag er die Gnade der Richter erwerben und zur Sühnung kommen nach dem Beschlusse des Rathes. XXXII. „Wer eines Todtschlags in der Trunkenheit angeklagt wird, und von Wunden." Wer bezich-

tigt wird, einen Todtschlag in der Trunkenheit begangen zu haben, und nicht mit ehrbaren Zeugen überwiesen werden kann, der kann allein sich reinigen durch Schwur auf das Kreuz. Wer von Einem verwundet oder in anderer Weise verletzt wird, und binnen drei Tagen Niemanden deßhalb beklagt, der darf auch hinterhin Niemanden dieserhalb beklagen. Wenn Einer den Anderen freventlich und böslich anläuft und ihn verletzt oder verwundet oder sonst übel behandelt, und Dieser wehrt sich seines Leibes und Gutes gegen ihn und schlägt in der Nothwehr in oder vor einem Hause den Anläufer zu Tode, und beweiset dann mit ehrbarem Zeugniß, daß man ihn angelaufen hat und er sich wehren mußte, so leidet dieser darum keine Buße. XXXIII. „Wer eines Richters gebotenen Frieden bricht.“ Wer den Frieden, der ihm von dem Richter geboten worden, mit That, durch Verwundung oder Todtschlag bricht, und dies ihm durch fromme Leute oder einen Geschworenen bewiesen wird, dem kostet es, wenn er es freventlich gethan, seinen Hals. Wurde er aber mit bösen Worten dahin gebracht, so ist er nach des Richters Ermessen zu bestrafen. Gleicherweise auch Derjenige, der andere ehrbare Leute übel behandelt. XXXIV. „Wer an Markttagen den Frieden bricht.“ Wer am Markttage den Frieden bricht durch Verwundung, und dessen überführt wird durch ehrbares Zeugniß, dem soll man die Hand abschlagen. Wer an einem solchen Tage ein Schwert zieht auf des Anderen Schaden, ihm aber nicht schadet, und dessen überwiesen wird, den soll man nach Gnaden der Herren mit Gefängniß strafen. Wer sein Gewehr gegen den Geschworenen zückt oder Einem derselben entweicht, der soll gestraft werden, wie eben gesprochen wurde. Wer mit verbotenem Gewehr betreten wird, der ist der oben gedachten Buße verfallen, und sein Gewehr verloren. XXXV. „Wer Einem seine Frucht diebisch stiehlt, und von Viehschaden.“ Wer Einem seine Frucht von seinem Grund und Boden diebisch nimmt, und wird dessen überwiesen, der verliert seine Hand. Wird er aber bei nächtlicher Zeit ergriffen, so soll man ihn richten wie einen Dieb. Wenn ein Mann Vieh ergreift in seiner Frucht, der soll sich den Schaden nach ehrbarer Leute Erkenntniß bezahlen lassen und einstweilen das Vieh in Pfand behalten. XXXVI. „Vom Pfänden wegen des Zinses.“ Jeder darf mit Recht auch ohne des Richters und der Geschworenen Wissen um seinen Zins pfänden, und wenn der Zinser das Pfand nicht lösen will, so soll Jener mit des Richters und der Geschworenen Wissen das Pfand vernehmen.

XXXVII. „Wegen sechserlei Dinge verliert Niemand sein Recht.“ Es gibt sechs ehrhaftige Nothstände, um deretwillen Einer, wenn er die angesetzten Rechtstage versäumt, sein Recht doch nicht verliert. Erstlich kann eines Landes Herr oder sein Gewaltträger eine jegliche Sache hindern; zweitens Feuer- und Wassernoth; drittens gemeiner Landesunfriede; viertens Gefängniß oder Raub auf dem Wege zur Gerichtsstelle; fünftens merkliche und beschwerliche Krankheit; sechstens des Vaters oder der Mutter oder der Hausfrau Tod. XXXVIII. „Wenn Einer den Anderen lähmt.“ Wer dem Anderen ein gesundes Glied verschneidet, oder abschlägt oder abwirft, als ein Auge, die Nase, eine Hand, einen Finger, einen Fuß oder ein anderes ehrliches Glied, und dieserhalb beklagt wird, der reinige sich mit vier Zeugen auf dem Kreuze, und leisten sie den Eid nicht, so ist er der Sache verfallen. XXXIX. „Mehr vom Lähmen.“ Hat Jemand einem Anderen ein Glied unnütz gemacht, was man eine Lähmung nennt, auf welcherlei Art sie immer geschehen sey, so muß der Beklagte sich reinigen durch Eid zu Dreien. Soll er es in der Trunkenheit gethan haben, so kann er allein schwören auf das Kreuz. Wenn ein Mann einen anderen vor den Augen eines Geschworenen verwundet hat und darum vor Gericht beklagt wird, und findet Gnaden bei Dem, den er verletzte, gewinnt aber, von Uebermuths wegen, nicht die Huld des Gerichtes, so ist er bestanden mit einer Hand. Wird ein Mann durch Beweis eines Geschworenen um einen Knüttelschlag oder einen Maulschlag beklagt, so soll er durch vier Wochen im Stock sitzen oder die Stadt meiden auf Jahr und Tag. Der Abschnitt XL.: „Von Pfändern,“ beschließt dieses alte Schemnitzer Stadtrecht, dem auch die Formel voransteht, nach welcher die dortigen neugewählten Richter damals ihren Eid ablegten und die, als Probe der Gerichtssprache jener Zeit, hier Platz finden mag: „Ich swer Gott vnd vnser lieben Frawen vnd allen Gottis Heyligen vnd vnserm gnedigem Herren dem Konig, vnd vnser gnedigen Frawen der Konigin. Allen getrewen Landherren, der gantzen gemain Arm vnd Reich eyn rechter Richter czusein, vnd eyn Recht czestercken eyn Vnrecht czukrencken alzo helff mir Gott vnd das heylig Evangely.“

Seit Stephan's des Heiligen Zeit rang Ungarn dem damaligen Ideale eines christlichen Staates beharrlich nach, und ließ sich nicht wenig angelegen seyn, theils im Wege der Bekehrung, theils der Verfolgung, alle unchristlichen Elemente, besonders die heidnischen Ueberreste der Väter, abzu-

ſtoßen. Vernachläſſigte oder verletzte Jemand die Vorſchriften des Chriſtenthums, ſo wurde er, nach Maßgabe ſeines Vergehens, von dem Biſchofe der Kirchenzucht entſprechend gerichtet. Widerſetzte er ſich der ihm zuerkannten Strafe, ſo wurde er von dem Biſchofe, wenn auch ſiebenmale, dazu angehalten. Weigerte er ſich auch dann noch der auferlegten Buße, ſo verfiel er dem Gerichte des Königs, als oberſten Vertheidigers der Kirche. Dieſer Verordnung König Stephan's blieben auch deſſen Nachfolger treu. Bei all' dem wucherte das Heidenthum noch durch geraume Zeit in Ungarn fort; manche ſeiner Anhänger ſchlichen zu Brunnen, Quellen, Felſen und Hainen, um nach der Weiſe der Väter ihre Andacht zu begehen. Dabei betreten, büßten ſie, nach des heiligen Ladislaw Verordnung, mit einem Ochſen.

Den durch Kaufmannsgeiſt und Gewinnſucht nach Ungarn gelockten Ismaeliten oder bulgariſchen Mohammedanern und Juden gönnte man allenfalls, ihren hergebrachten Glauben heimlich zu bewahren; aber äußerlich ſollten ſie, um Aergerniß und Abfall zu verhüten, ſich den chriſtlichen Formen anſchließen, ſich der äußerlichen Ausübung der Vorſchriften ihres nicht chriſtlichen Glaubens enthalten. Stieß man auf einen Ismaeliten, der nach mohammedaniſcher Weiſe faſtete, Schweinefleiſch verſchmähte und ſonſtige Gebräuche des Islams übte, ſo wurde er vor das königliche Gericht geführt und aus ſeinem Vermögen der Angeber belohnt, womit alſo ein ſtätiges Inquiſitionsgericht hergeſtellt und der Angeberei ein weites und erſprießliches Feld eröffnet war. In jedem, ganz von Ismaeliten bewohnten Dorfe wurde, auf Koſten Derſelben, eine Kirche erbaut und begabt. Nach vollendetem Baue mußte die eine Hälfte auswandern und in einem anderen Bezirke ſich niederlaſſen, die andere Hälfte aber zurückbleiben und mit den ihr beigeſellten chriſtlichen Familien zu Einer Dorfgemeinde ſich verbinden. Kein Ismaelit durfte ſeine Töchter an Männer ſeines Glaubens, oder an Nichtchriſten vermälen. Beſuchten ihn Gäſte oder feierte er ein Gaſtmahl, ſo mußte — dies gebot König Coloman — ſowohl für den Wirth, als für die Gäſte, Schweinefleiſch das Hauptgericht bilden, als Zeichen ſeiner Chriſtlichkeit! Der heilige König Ladislaw ließ jede eheliche Verbindung der Juden mit Chriſtinnen auflöſen; jede Herrſchaft Derſelben über chriſtliche Knechte und Mägde aufheben; der Knecht oder die Magd wurde freigelaſſen, der Kaufpreis dem Verkäufer weggenommen und zum Vortheile des Biſchofs eingezogen. Coloman milderte dieſes Verfahren in Etwas;

er setzte den Juden eine Frist, in welcher sie ihre christlichen Knechte und Mägde verkaufen mußten, und der Kaufpreis blieb ihnen. Uebrigens aber erlitten sie in ihrem Gewerbe mancherlei Beschränkungen. Den Sonnabendsmärkten beizuwohnen verbot ihnen das mosaische Gesetz; Sonn- und Feiertage mußten sie mit den Christen wenigstens äußerlich beobachten, und ließ sich ein Jude an solchen Tagen bei der Arbeit finden, so verlor er sein Werkzeug. Später, unter Bela IV., besserte sich die Lage der Juden besonders in staatsbürgerlicher Hinsicht. Sie durften fortan nur in Sachen von größerer Wichtigkeit auf ihr Religionsbuch schwören und am Sabbath von Christen nicht gerichtlich belangt werden. Wer sich an Judenschulen vergriff, büßte mit Einer Mark und zwei Ferting an den Judenrichter; der Christ, welcher ein Judenkind raubte, wurde als ein Dieb behandelt.

Der päpstliche Einfluß machte sich in Ungarn vorsichtiger, als in irgend einem anderen Staate, geltend, und wurde von den Königen mit Bescheidenheit hingenommen, aber auch mit Einsicht und Entschiedenheit in seinen Gränzen gehalten. Selbst der allgewaltige Gregor VIII., als er in seinem Sendschreiben an Salomon das ungarische Reich „ein Eigenthum der heiligen römischen Kirche" nannte, „indem es einst der König Stephan dem heiligen Petrus mit allen seinen Rechten und Befugnissen geopfert und übergeben," sprach hier nur in der Form römischer Curialien und ausschließend im kirchlichen Sinne, ohne dabei an ein wirkliches Verhältniß der Abhängigkeit zu denken; denn kurz darauf erklärte er in dem Sendschreiben an Geisa: „das ungarische Reich müsse im Zustande seiner eigenen Freiheit bleiben und dürfe nie einem Könige eines anderen Reiches unterthänig werden, außer der heiligen und allgemeinen Mutter, der römischen Kirche, welche ihre Untergebenen als Söhne, nicht als Knechte, behandle und pflege." In diesen Schranken suchten auch die folgenden Könige den römischen Einfluß zu halten, und selbst die Bischöfe wachten entschieden über die Freiheit der ungarischen Kirche. Der Erzbischof Crescentius von Spalatro, welcher bei Uebernahme des Palliums dem päpstlichen Legaten unter Anderem schwören sollte: „die Aufträge, welche ihm der Papst entweder durch Gesandtschaft oder durch Briefe mittheilen werde, Niemanden zu offenbaren; das Papstthum und die Regalien des heiligen Petrus wider Jedermann zu vertheidigen, und im erforderlichen Fall der römischen Kirche auch weltliche Heerfolge zu leisten," — legte diese Eides-

formel dem Könige Coloman vor, der ſie mit den Vorrechten der ungariſchen Krone unvereinbar erklärte und dem Erzbiſchofe verbot, ſelbſt bei Verluſt des Palliums ſich zu ſolchem Inhalte zu verpflichten, wobei es auch verblieb. Weniger vorſichtig bewahrten ſpätere Könige ihre Selbſtändigkeit. Einige räumten ſogar unaufgefordert, aus eigener Frömmigkeit, dem römiſchen Stuhle Rechte und Anſprüche ein. Bela II. bewarb ſich ſelbſt bei dem Papſte Innocenz II. um das Pallium für den vom Clerus und Volk zu Spalatro gewählten Erzbiſchof Gaudius, und König Stephan III. beſtätigte durch Edict aus eigenem Antriebe die Verordnung ſeines Vaters Geiſa: kraft welcher Biſchöfe nie mehr ohne Mitwiſſen und Genehmigung des Papſtes abgeſetzt, oder aus einem Bisthume in das andere verſetzt werden ſollten. Ferner verſprach er für ſich und ſeine Nachkommen: von der Gewohnheit ſeiner Vorfahren abzuſtehen und nach dem Tode eines Biſchofs zur Verwaltung der biſchöflichen Einkünfte nie wieder Laien, ſondern ehrbare Geiſtliche zu beſtellen, damit dieſe, nach Abzug ihres nothdürftigen Unterhaltes, das Uebrige getreu und gewiſſenhaft zu Erhaltung der Kirchen und geiſtlichen Wohngebäude, zum Beſten der Armen, Witwen und Waiſen verwenden möchten. Ihm ſowohl, als ſeinen Nachkommen, ſollte es verboten ſeyn, von dieſem Ertrage irgend Etwas ſich anzueignen, außer bei gefahrvollem Feindeseinfalle und ſonſt dringender Nothwendigkeit, doch auch in ſolchem Falle nur mit Genehmigung der Biſchöfe. Nicht minder entſagte er für ſich und ſeine Nachkommen der bisherigen Gewohnheit, Pröpſte und Aebte der königlichen Stifter ihrer Würde zu entſetzen, ſie wären denn eines groben Verbrechens, in kanoniſcher Rechtsform, überwieſen, oder desſelben geſtändig. — Später wurde ſogar die ungariſche Krone gleichſam unter die Aufſicht des Papſtes geſtellt und dadurch ein römiſcher Einfluß auf die Krönung veranlaßt; denn unvorſichtig genug wurde geſtattet, daß der bis dahin zum Hüter der Krone und der Reichsinſignien beſtellte Propſt von Stuhlweißenburg, ſtatt von dem Könige und den Ständen, von dem Papſte Innocenz III. die Erlaubniß einholte, den ihm anvertrauten Schatz, größerer Sicherheit wegen, inskünftig anderen Wächtern übergeben zu dürfen.

Unter Bela III. begegnet man auch der erſten ſicheren Spur von der Steuerpflichtigkeit der ungariſchen Kirche an die päpſtliche Schatzkammer. Unter anderen war das Hoſpital St. Stephan im Graner Erzbisthume auf eine Unze Goldes, von den Ungarn damals „Obon" genannt; das Klo-

ster St. Salvator zu Skalitz auf zwei romanatische Ducaten; die Kirche St. Stephan zu Stuhlweißenburg, in der Wesprimer Diöcese, auf eine Mark Goldes; das Simegher Kloster auf einen Ferting oder zwei Mark Goldes ungarischen Gewichtes; das neue Haus der deutschen Ordensritter zu Borsa, jenseits dem Gnitgebirge, im siebenbürger Bisthume, auf eine Mark Goldes; die Kirche der heiligen Maria am Warmbrunnen, in der Agramer Diöcese, auf einen romanatischen Ducaten jährlich geschätzt und in dem Schätzungsbuche der römischen Kirche angesetzt. — Der päpstliche Einfluß in die Angelegenheiten des ungarischen Episcopats war nicht mehr zurück zu halten, seitdem Papst Gregor IX. die allgemeine Annahme eines neuen Decretalen-Rechtes durchgesetzt hatte. Zwar nannten sich die Prälaten der ungarischen Kirche auch fortan Bischöfe durch Gottes Gnade, Barmherzigkeit oder Vorsehung, der Agramer in seinem Siegel sogar lediglich durch Gottes Gnade Bischof; aber im Grunde waren sie jetzt bloße Stellvertreter des Papstes geworden und in wichtigen, wie in unbedeutenden Angelegenheiten von ihm abhängig und ihm unterworfen. Zugleich lief, durch das unter Andreas II. dem Erzbischofe von Gran eingeräumte Interdictsrecht, das königliche Ansehen Gefahr, in diese bischöfliche Abhängigkeit vom päpstlichen Stuhle mittelbar ebenfalls verwickelt zu werden, und nur anderweite Ereignisse führten an dieser Klippe vorüber.

Ungeachtet im nördlichen Siebenbürgen und in Ungarn bis an das linke Ufer der Theiß und der Donau, Russen und Walachen in großer Anzahl wohnten, welche insgesammt der griechischen Kirche angehörten, auch einige ungarische Königinnen griechischen Glaubens Einfluß auf die Verwaltung des Reichs übten, so genoß gleichwohl das griechische Kirchenwesen in Ungarn keine große Begünstigung, und die grausame Verfolgung der Lateiner im byzantinischen Reiche, endlich die lockere Zucht der griechischen Mönche in Ungarn, besonders in der Abtei St. Andreas bei Wissegrad, stimmten in Ungarn die öffentliche Meinung über das griechische Kirchen- und Mönchswesen noch ungünstiger. Papst Innocenz III. ließ daher auf König Emerich's Wunsch eine Untersuchung anstellen, wie in den griechischen Klöstern Zucht und Ordnung wieder hergestellt werden könnte. In den sämmtlichen Kirchen Kroatiens und Dalmatiens, die mit ihren Bisthümern unter die drei Metropolen Spalatro, Jadra und Ragusa, gehörten, war römischer, nicht griechischer, Ritus üblich, nur hin

und wieder, vermöge alter Gewohnheit und ungeachtet päpstlicher Verbote, in slavischer Sprache. Dagegen blieb in Bosnien, Serbien und Bulgarien das byzantinische Kirchen- und Mönchswesen herrschend, und nur mit Mühe erhielten hier die Päpste die äußere Vereinigung der dasigen Kirchen mit der römischen, so wie die formelle Anerkennung des päpstlichen Supremates, aufrecht, bis unter Stephan Neemanowitsch, der kurz zuvor vom Papste Honorius III. sich den serbischen Königstitel erschlichen, Serbien sich (1222) von der römischen Kirche losriß. In Ungarn beschleunigte man den Verfall des griechischen Kirchenwesens so wenig, als man ihn aufzuhalten suchte; und so mußte es, an innerer und äußerer Unterstützung darbend, mehr und mehr zusammenschwinden. Aus ähnlichen Gründen ging die erwähnte griechische Abtei St. Andreas dergestalt zurück, daß zuletzt die griechischen Mönche aus ihr entfernt und Benediktiner-Mönche daselbst eingesetzt wurden.

Im Landbau und Kunstfleiß gingen in Ungarn die Mönche mit erweckendem Beispiele voran, während die Könige durch Begünstigungen und Freiheiten mehrfacher Art zu ähnlichem Streben aufmunterten. Die schreckliche Verheerung des Landes seit dem Abzuge der Mongolen brachte das Bedürfniß verdoppelter Anstrengungen mit sich, und steigerte nothwendiger Weise auch die Freigebigkeit der Könige in Vergabung zahlreicher Viehheerden, urbarer Aecker, Neubrüche, Neuländer, Mühlen, Obstgärten und Weinberge; alle Kräfte mußten sich auf das Aeußerste anspannen, um das grausige Bild der Verwüstung auszulöschen, und ihre verderblichen Wirkungen abzukürzen. Durch die mörderische Entvölkerung, welche die Mongolen hinter sich gelassen, fehlte es, im Verhältnisse zu der Ausdehnung des Reiches, an Menschenhänden, und dieser Mangel mußte zunächst aus den Nachbarländern gedeckt werden. Daher jene wichtigen Freiheiten und Vortheile, durch welche schon Bela IV. fleißige und gewerbkundige Fremde in großer Anzahl nach Ungarn lockte. Die Mühe des Bodenbaues war im Anfange um so größer, da es, nachdem die Raubsucht der Mongolen die Heerden davon getrieben hatte, an Zugvieh fehlte und die Menschen großentheils zugleich auch die Arbeit der Lastthiere mitübernehmen mußten; wie denn zu Ladislaw's des Kumanen Zeit das zweirädrige Fuhrwerk — vor welches sich Menschen, statt des Viehes, spannten — der Wagen des Königs Ladislaw genannt wurde. Des zertretenen Weinbaues nahmen sich vorzüglich die einwandernden Italiener an, und die weltberühmten Weinberge des

Tokayer Gebiets ſind noch ein Denkmal ihres Fleißes. Sie brachten die Weinſtöcke aus ihrem Vaterlande mit, beſonders die edelſte Gattung, Formint und Göhér (Malvaſier), von Formi und von Napoli di Malvaſia auf der Halbinſel Morea, und erhielten Patak, Petrahó, Olaſzi und Olaſzi-Liſzka zu Wohnplätzen angewieſen, von wo aus ſodann Weinpflanzer an die Erlauer, Piliſer und Oedenburger Berge zogen. Gar bald wurde die Güte dieſes Weines allgemein anerkannt und derſelbe in die Nähe und Ferne verfahren. Bei den Zollämtern zu Raab, Abda und Fizegru zahlte die Tonne Weines zehn Silberpfennige, wovon acht dem Könige, zwei dem Grafen gehörten. Dieſes Erzeugniß kam dergeſtalt in Aufnahme, und wurde für ſo gewinnbringend angeſehen, daß bisweilen ganze Güter gegen einen einzigen Weinberg vertauſcht wurden. Liegende Gründe wurden, kurz nach dem Mongolenabzuge, wegen der Schwierigkeit, die verwüſteten Felder wieder anzubauen, und wegen der Seltenheit baaren Geldes, zu äußerſt niedrigen Preiſen verkauft. Der Peſther Landtag (1298) ſah ſich daher veranlaßt, beſtimmte Vorſchriften über Güterverkauf oder Verpfändung zu geben. Wollte ein edler Herr ſeine Beſitzung im Ganzen oder theilweiſe veräußern, ſo mußten zuvörderſt ſeine Brüder, Verwandten, Mitbeſitzer und Gränznachbarn darum wiſſen, und es hatten Dieſelben den Vorkauf vor allen Fremden. Dabei wurde, ſeltſam genug, der Kaufpreis nur auf Hundert für Zehn des Ertrages feſtgeſtellt, ſo daß alſo der Vorkäufer für ein Gut, das jährlich tauſend Mark eintrug, nicht mehr als zehn tauſend Mark zu geben hatte.

Während der Ackerbau von Slaven, Deutſchen und Flanderern, der Weinbau vorzugsweiſe von Italienern betrieben wurde, fiel der Bergbau faſt ausſchließend den Deutſchen anheim. Für die geordnete Verfaſſung des Bergweſens zeugt das alte deutſche Bergrecht der Stadt Schemnitz aus dem dreizehnten Jahrhunderte, das dem bereits gedachten Stadtrechte jener Stadt (ſ. oben S. 250) ſich unmittelbar anſchließt. Berge und Stollen werden nach Lachtern und Lehn gemeſſen; das Berglachter zu drei Ellen, und ein Lehn zu ſieben Lachtern. Der Inhalt dieſes Bergrechtes ſpricht ſich ſchon in den Ueberſchriften der einzelnen Abſchnitte aus. Sie heißen: 1. Wie man Bergwerke empfahen, halten und bauen ſoll; 2. eine gemeine Regel der Bergwerke; 3. wer neue Bergwerke aufbringt und findet; 4. wie man verlegene Schachten oder Stollen verleihen ſoll; 5. vom Rechte der Erbſtollen; 6. von ertrunkenen und erſtickten Zechen; 7. von freien Schachten und Lehnſchaften; 8. wo

zwei Stollen zuhauf kommen (ſcharren); 9. eines Suchſtollen Gerechtigkeit; 10. wo zwei Lehn zuhauf ſchlagen; 11. von Richtſchachten und Legen- (tounlägigen) Schachten; 12. von Markſcheid-Stämpeln; 13. vom Schürfen; 14. von Friſtung der Bergwerke; 15. von Lehnſchaften; 16. von Hütten und Mühlen auf fremden Hottern; 17. vom Verbot des Erzes auf dem Berge; 18. von zwei Schachten auf Einem Gang; 19. vom Ablaufen der Bergwerke; 20. von zwei Schachten, die zuſammen kommen.

In den wiederkehrenden Zeiten der Unordnung und inneren Parteienkämpfe hatten manche vornehme Familien ſich durch Raub und Plünderung an ihren Gegnern, oft auch an friedlichen Perſonen, vor Allem aber an Biſchöfen und Kloſtergemeinden, außerordentlich bereichert. Der ſchnell und leicht erworbene Ueberfluß wurde wieder für Gegenſtände des Luxus, für prachtvolle Gebäude, koſtbaren Hausrath, Geſchmeide und ſchöne Kleider, Rüſtungen und Waffen dahingegeben, und erhielt ſolchergeſtalt den Gewerbfleiß in den Städten in fortwährender Thätigkeit, welchem auch durch den Luxus der höheren Cleriſei, durch den in Kirchen und Altären, an heiligen Gefäßen und Gewändern üblichen Glanz, Beſchäftigung und Verdienſt zufloß. In den Städten war daher kein Mangel an Künſtlern und Handwerkern, und ſie fanden ſich auch, nach dem Ablaufe der Mongolenflut, bald wieder in hinreichender Anzahl ein, ſo ſchon unter Bela IV. Sporer, Drahtzieher, Goldſpinner, Kürſchner, Meſſerſchmiede und Schwertfeger. Wenig ſpäter iſt auch von Loh- und Weißgerbern in Gran die Rede. Am zahlreichſten waren Tuchmacher, Tuchhändler und Goldſchmiede, die erſteren namentlich in Stuhlweißenburg, Ofen, Peſth und Gran. In letztgenannter, zumeiſt von Franken und Lombarden bewohnter, Stadt gab es große Niederlagen in- und ausländiſcher Tücher, welche bei dem Mongolenüberfalle in Flammen aufgingen, aber bald wieder erſetzt worden zu ſeyn ſcheinen.

Der Geldmangel war dem Verkehre in vieler Beziehung hinderlich, denn er war ſo groß, daß in der erſten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts ein Knecht, um ſich zur völligen Freiheit auszulöſen, nicht mehr als dritthalb, höchſtens ſechs und eine Viertel Mark bedurfte, und auch ſpäter noch eine Magd mit ihrem Sohne um fünf Mark verkauft wurde. Gleichwohl war, da Ungarn bei weitem nicht alle ſeine Bedürfniſſe ſelbſt erzeugte, der Handel mit dem Auslande lebhaft genug; aber er nahm, bei der gedachten Selt-
heit des baaren Geldes und bei des Landes vielfältigen eige-

wenigſtens im Anfange mehr die Natur eines Tauſchhandels an. Zwölf Jahre nach dem Heimzuge der Horden Batu's war Gran ſchon wieder der Stapelplatz für einheimiſche und auswärtige Kaufleute. Letztere, aus Frankreich, Italien und Deutſchland, führten ſowohl die Tücher und anderen Waaren ihrer Heimat, wie auch die von ihnen in Stuhlweißenburg, Ofen und Peſth eingekauften ungariſchen Producte dorthin, und entrichteten dafür den Ein- und Ausfuhrzoll an das Graner Domcapitel. Der Binnenhandel wurde größtentheils zu Waſſer, und zwar von eigenen Schifferzünften, getrieben. Eine ſolche Schifferzunft für die Donau war zu Peſth und Jenö, zur Entrichtung des Schiffzolls im Gelde, in Salz oder anderen Waaren, an die Ofener Propſtei verpflichtet. Die Kaufleute, mochten ſie nun über Dorogh oder Banhida, von Ofen oder Peſth, bei Gran vorbei gehen, mußten damals vor den Graner Zollbeamten ihre Vorräthe öffnen und jeden Ballen von vier hundert Stück gefärbten Tuches mit Einer Mark verzollen. Die Kaufleute aus Venedig, Frankreich und den Gegenden jenſeits des Rheins verſtanden ſich willig hierzu; aber jene aus den Ländern diesſeits des Rheins, die Regensburger, die Wiener und ihre Nachbarn, nahmen meiſt Anſtand, ihre Ballen zu öffnen und für einen, mochte er auch über hundert Stücke enthalten, mehr als einen Groſchen zu bezahlen, wenn ſie anders nicht die Zollämter völlig umgingen und dadurch die Einkünfte der Graner Kirche noch mehr verkürzten. Hiergegen ergriff Ladislaw IV. Maßregeln, indem er durch ſtrenge Vorſchrift die, mit Umgehung des Graner Zollamts, über Dorogh oder Banhida nach Raab kommenden deutſchen Kaufleute daſelbſt zur Entrichtung des Zolles und zur Strafe der Zollbevortheilung anhalten ließ und überhaupt die deutſchen, böhmiſchen und polniſchen Handelsleute hinſichtlich der Zollverpflichtung den fränkiſchen und venetianiſchen durchaus gleichſtellte.

Von den Klöſtern ging, wie mannigfache Aneiferung zu Kunſtfleiß und Landbau, ſo auch hauptſächlich Volksunterricht und höhere Geiſtespflege aus; denn da nur Freie zu dem Mönchsſtande gelaſſen wurden, ſo war die Auswahl um ſo ſtrenger, und meiſt waren es gebildete und erfahrene Männer, welche ſich dort der Andacht und Frömmigkeit widmeten. Die ungariſchen Jünglinge fanden daher in den Schulen ihres Vaterlandes Gelegenheit, ſich vorzubereiten; die höhere wiſſenſchaftliche Ausbildung aber ſuchten ſie dann auf den hohen Schulen des Auslandes, in Paris und Bologna. Von da brachten ſie reiche Lebenserfahrungen, neue und erweiterte

Kenntniße, auch wohl Handſchriften und Lehrbücher in ihr Vaterland zurück; im Auslande wurden die Erzieher, Lehrer und Kanzler der Könige und Königinnen zu Meiſtern der ſogenannten Künſte und zu Doctoren der Decretalen gebildet. Als Gelehrte jenes Zeitraumes haben ſich, nebſt manchen Anderen, die Gran er Erzbiſchöfe Robert und Benedikt I., der Spalater Erzbiſchof Ugrin, die Agramer Biſchöfe Timotheus II. und Bruder Antonius, die Kanber, Georgius und Theodorus, der Siebenbürger, Narnald; als Chronographen und Schriftſteller Peter Forkas oder Vilkina — der muthmaßliche Verfaſſer des unter dem Namen: „Anonymi Belae Regis Notarii de gestis Hungarorum." bekannten Buches — der Großwardeiner Domherr, der Spalater Erzbiſchof Roger, der Spalater Archidiakonus Thomas, der Probſt Simon von Keza; als Dichter, Mathematiker und Sternkundiger der geheimnißvolle Magus, Meiſter Nikolaus Klingsor aus Siebenbürgen, der Schiedsrichter und Sängerverſöhner auf Wartburg, berühmt gemacht. Hohe Achtung für Gelehrſamkeit hegten ſelbſt die Laien; daher ihre Vorliebe für den Magiſter- oder Meiſtertitel. Dieſer war ſeit Bela III. die eigenthümliche Ehrenbenennung königlicher Notarien und Kanzler geweſen; jetzt aber nannte ſich beinahe jeder edle Herr, welcher weder Grafſchaft noch Hofamt hatte, Meiſter, indem zur Annahme dieſes Prädicates es freilich genügte, wenn man leſen und ſchreiben, und das Latein der Zeit ſprechen und verſtehen gelernt hatte. — In einzelnen Wiſſenſchaften, namentlich in der Arzneikunde, theilte Ungarn die Unwiſſenheit und Barbarei mit anderen Ländern. Das Beiſpiel König Coloman's, dem ſein wälſcher Leibarzt ein beizendes Pflaſter auf das Ohr legte, und, ſtatt des Kopfwehs, ihm Gehirn und Säfte heraus zog, iſt ein greller Beitrag zur Geſchichte der Therapie jener Zeit.

Die lateiniſche Sprache hatte ſich zwar der Diplomatie und der Wiſſenſchaft bemächtigt, aber in das Geſchäfts- und Umgangsleben in Ungarn war ſie keineswegs eingedrungen; ſie blieb vielmehr ein Monopol der Gelehrten. Kanzler, Vicekanzler, Notare, Protonotare und Secretäre, welche die öffentlichen Geſchäfte leiteten und leiten halfen, verdankten ihrer Kunde der lateiniſchen Sprache eine doppelt geſicherte und abgeſchloſſene Stellung. Aber ſelbſt die Könige, Reichsbarone und Gerichtsbeiſitzer verſtanden nur ſelten Latein, und waren daher bei diplomatiſchen Vollziehungen auf Dolmetſcher angewieſen. Sie bedienten ſich in ihrem Kreiſe, eben ſo gut wie das Volk, der ungariſchen Landesſprache, welche nicht nur für das

gewöhnliche Leben vollkommen ausreichte, sondern auch für feierliche Zwecke — wir besitzen unter anderen zwei Leichenreden aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts — Schwung und Biegsamkeit genug in sich schloß.

Dritter Zeitraum.

Ungarn seit dem Erlöschen des Arpád'schen Mannsstammes, bis zum Tode König Ludwig's I.; von 1301 bis 1382.

Der magyarische Grundvertrag Álom's war unter Verhältnissen geschlossen worden, welche auf die seitdem eingetretenen kaum mehr eine Anwendung und Auslegung zuließen. Er war für die kriegerischen Zwecke eines, auf ferne Eroberungen bedachten asiatischen Hordenvolkes aufgerichtet worden; sein ganzer Wortlaut sprach sich so eilfertig und allgemein aus, wie die Ungeduld auf die vorhabende große Kriegsfahrt es eingegeben; auf die Fragen europäischen Staatsrechtes vermochte er nicht zu antworten. Darum waren auch die Meinungen sehr getheilt, wem, nach nun eingetretenem Ausgange des einheimischen Herrscherstamms der Arpáden, die Krone Ungarns mit dem meisten Rechte gebühre. Für Karl Robert, der als Prätendent bereits in Ungarn Fuß gefaßt, erhoben sich manche Stimmen; aber ihm schadete des Papstes Schutz mehr, als er ihm half, und aus Besorgniß, daß mit ihm der römische Einfluß ein entscheidender werden könnte, fielen die Meisten von ihm ab. Bei solcher Bewandtniß richteten viele geistliche und weltliche Herren — unter ihnen der Erzbischof Johannes von Colocza, die Bischöfe Andreas von Erlau, Emerich von Großwardein, Haab von Waizen, Benedikt von Weszprim, Anton von Csanad, Nikolaus von Bosnien, der Titularbischof Jakob von Zipsen, dann der Graf Matthäus von Trencsin und andere angesehene Männer — ihre Blicke auf den König Wenzel II. von Böhmen, dessen Abstammung von einer Enkelin König Bela's IV. ihn um so mehr zur Krone Ungarns zu berechtigen schien, und dessen gleichnamiger Sohn überdies mit der Prinzessin Elisabeth, der Tochter des letzten Arpáden, verlobt war. Eine Gesandtschaft zog im Juli 1301 nach Prag, dem Könige Wenzel die neue Krone anzutragen; aber Dieser fühlte durch die Regierung seiner Stammlande und Polens seine Bestimmung hinlänglich

ausgefüllt, und weigerte sich daher, einen dritten Thron zu besteigen. Er schlug jedoch den Ungarn seinen zwölfjährigen Erbprinzen Wenzel, den künftigen Gemahl der Tochter ihres letzten arpädischen Herrschers, zum Könige vor, und die Gesandtschaft nahm, auf ihre Vollmachten gestützt, diese Aenderung an. Die Wahlurkunde wurde vollzogen, und der junge Wenzel zog mit glänzendem böhmischen Gefolge nach Stuhlweißenburg, wo der Erzbischof Johannes ihn (26. August) unter dem Namen Ladislaw salbte und mit der heiligen Krone krönte.

Gewaltig regte sich dagegen die neapolitanische Partei des jungen Karl Robert, in Ungarn hauptsächlich durch den erwählten, aber nie bestätigten noch geweihten Erzbischof Gregor von Gran und die unruhigen Güssinger Grafen vertreten; sie führte den jungen Prätendenten nach Gran und krönte ihn hier mit einer gewöhnlichen Krone, mußte ihn jedoch, als Wenzel sich nach Ofen erhob, wieder nach Dalmatien entweichen sehen, welche Provinz der Spalater Erzbischof Peter und andere Anhänger zu seinen Gunsten bearbeiteten. Jetzt aber stand der Papst Bonifacius VIII. mit großem Eifer für den Gegenkönig Karl Robert auf. Er sendete seinem Legaten in Ungarn, Nikolaus von Ostia, nachdrückliche Anweisungen, für Karl Robert zu wirken, und überhäufte den Erzbischof Johann von Colocza mit bitteren Vorwürfen. Zugleich verwies er auch dem Könige Wenzel II. von Böhmen ernsthaft, daß derselbe, ohne seines Sohnes Ansprüche erst dem apostolischen Stuhle zur Prüfung vorgelegt zu haben, Jenen den Thron Ungarns habe besteigen lassen, einen Thron, welchen der erste König dieses Reiches, Stephan der Heilige, durch göttliche Offenbarung belehrt, nicht anders, denn mit Genehmigung des heiligen Vaters, habe einnehmen wollen. Uebrigens sollten König Wenzel's Ansprüche, wenn sie gegründet, von dem Papste nicht gekränkt werden. Aber der Legat Nikolaus ging über diese Zusicherungen hinaus; in einer von ihm veranstalteten Versammlung zu Ofen erklärte er, kraft apostolischer Vollmacht, Wenzel's Krönung für ungiltig und legte es den Anwesenden als Pflicht auf, Karl Robert als ihren rechtmäßigen König anzuerkennen. Als diese Zumuthung mit Entschiedenheit zurückgewiesen wurde, sprach der Legat über die Stadt Ofen das kirchliche Interdict aus. Hierüber entrüstet, verkündigte die Ofener Clerisei feierlich Bann und Acht gegen den Papst und dessen Legaten, so wie gegen alle Priester, die dem Gegenkönige Karl Robert sich anschließen würden. Nikolaus mußte

zu ſeiner perſönlichen Sicherheit nach Preßburg und Wien flüchten, und klagte von hier aus dem Papſte, was geſchehen.

Uneingeſchüchtert von dieſem Benehmen der Ungarn, verfolgte Papſt Bonifacius ſeine Plane nur um ſo beharrlicher. Er entſetzte den Coloczer Erzbiſchof Johannes ſeines Amtes, und berief zu demſelben einen eifrigen Anhänger Karl Robert's, Stephan III. An Wenzel ergingen neue päpſtliche Ermahnungen; den König Andreas III. erkannte der heilige Vater im Grabe noch nicht als König von Ungarn an, da ſchon damals, wie noch jetzt, das verwaiſ'te Ungarn Mariens und ihres Enkels rechtmäßiges Erbe geweſen ſey. Bonifacius, welcher durchaus als Richter über die Anſprüche der Parteien entſcheiden wollte, focht nun ſogar Wenzel's II. polniſchen Königstitel an, denn auch über den Beſitz dieſes Reiches ſollte zuvor der apoſtoliſche Stuhl ſeine Zuſtimmung geben. Zu der letzteren Anmaßung mochte die Anweſenheit des vertriebenen Polenherzogs, Wladislaw Loktiek, den Papſt bewogen haben. Zu gleicher Zeit forderte der Papſt den römiſchen König Albrecht, dem er bisher die Anerkennung ſo unerbittlich verweigert hatte, auf, ſeinem Blutsverwandten Karl Robert mit ſeiner ganzen Macht zur Behauptung des ungariſchen Thrones beizuſtehen, und an weltliche und geiſtliche Stände erging des heiligen Vaters Befehl, Marien als Königin, und ihren Enkel als König von Ungarn anzuerkennen und ihnen, als ſolchen, Treue und Gehorſam zu erweiſen, mit dem ſtrengen Verbote, dem Könige Böhmens oder deſſen Sohne den Namen eines Königs von Ungarn zu geben. Die damit im Widerſpruche ſtehenden früheren Eide und Verträge wurden für nichtig und ungiltig erklärt. Zum Scheine wurde jedoch dem Böhmenkönige und ſeinem Sohne noch eine Friſt von vier Monaten zugeſtanden, binnen welcher ſie ihre Anſprüche auf das ungariſche Reich vor dem römiſchen Stuhle erweiſen ſollten; nach Ablauf dieſer letzten Friſt ſollten ſie zu ewigem Schweigen verurtheilt ſeyn.

Un Ungarn ſtieß die päpſtliche Bulle auf großen Widerſtand, und es waren nicht Rückſichten für dieſe, ſondern des jüngeren Wenzel's unkönigliche Eigenſchaften, die ihm manchen früheren Anhänger allmälig entführten und die Neigung für ihn erkalten ließen. Schneller ſtieg Karl Robert's Einfluß in Slavonien und Dalmatien, wo der neue Erzbiſchof von Colocza und jener von Agram nicht müde wurden, für ihn zu wirken, und wo alsbald alle öffentlichen Urkunden ſeinen Namen trugen.

Die Geistlichen im römischen Gebiete schienen den Stand der Dinge verändern zu wollen. Der ergrimmte König von Frankreich ließ den Papst Bonifaz durch Nogaret und Sciarra Colonna überfallen und verhaften. Zwar befreieten, nach drei qualvollen Tagen, die Römer ihr Kirchenoberhaupt; aber Schrecken und Angst hatten die stolze Kraft des sechs und achtzigjährigen Greises gebrochen, und Papst Bonifaz endete in Trübsinn sein Leben (11. October 1303). Gregor von Gran, der in den ungarischen Wirren eine so unheilvolle Rolle gespielt hatte, und König Wenzel's unversöhnlicher Feind, wurde in dem Tumulte durch Colonna erschlagen.

Der neue Papst, Benedikt XI., gab sich die Miene, in die weltlichen Händel weder für die eine, noch für die andere Partei eingreifen zu wollen; aber indem er die erledigten Erzbisthümer von Gran und Agram mit zwei entschiedenen Anhängern Karl Robert's besetzte, führte er gegen die Stellung König Wenzel's einen neuen, empfindlichen Streich. Des Letzteren Anhang schmolz, großentheils auch durch seine eigene Schuld, immer mehr zusammen. Da aber seine abgefallenen Anhänger nicht zu Karl Robert's Partei übergehen mochten, so sannen sie, einen Dritten als König einzudrängen. Ihre Wahl fiel auf Otto, Herzog von Niederbaiern, den Sohn Elisabeth's, einer Tochter König Bela's IV., und somit einen arpädischen Sprößling in weiblicher Linie. Die Güssinger Grafen, Johann und Heinrich, eilten im Auftrage ihrer Partei nach Baiern, um den Herzog Otto von seiner Erwählung in Kenntniß zu setzen. So stiegen also von zwei Seiten gegen den jungen König Wenzel drohende Gewitter auf; denn der Beitritt Oesterreichs zur Sache Karl Robert's gab Diesem neue Kraft. König Wenzel von Böhmen zitterte für die Sicherheit seines Sohnes, den er jetzt von zwei feindlichen Factionen zugleich umgeben wußte. Er zog mit Heeresmacht nach Ungarn, entführte glücklich den Sohn sammt den Reichskleinodien, nahm Gran mit Waffengewalt, verjagte den Erzbischof, brachte das Archiv und den Kirchenschatz in seine Hände und kehrte, mit dem geretteten Sohne und der gemachten Beute, nach Böhmen zurück. Diese Gewaltthat gab, wie voraus zu sehen, die Losung zum völligen Abfalle von Wenzel, dessen Vater die gefahrvolle Krone Ungarns ohnehin aufzugeben beschlossen hatte. Desto freier erhob sich jetzt Otto, den die Umstände plötzlich aus einem Nebenbuhler in einen Bundesgenossen Wenzel's verwandelten. Der Tod des älteren Königs Wenzel (21. Juni 1305) machte auf böhmischer Seite

allen Ansprüchen auf die Krone Ungarns ein Ende; denn sein Sohn und Nachfolger, Wenzel III., begab sich aller jener Rechte zu Gunsten Otto's, überlieferte Demselben die entführten Reichskleinodien und machte sogar seine Verlobung mit Elisabeth von Ungarn rückgängig, die ihn bisher noch einigermaßen an dieses Reich gekettet hatte. Sein kläglicher Untergang (4. August 1306) besiegelte diese Verzichtleistung mit seinem Blute.

Otto mußte, um sein Königthum anzutreten, mit der Rolle eines Abenteurers beginnen. Karl Robert und der Herzog Rudolf von Oesterreich verlegten ihm die Wege nach Ungarn, so daß er auf Umwegen und als Kaufmann verkleidet, sich in sein Reich schleichen mußte. Ein schlimmes Vorzeichen war es, daß er auf dieser Fahrt die Krone mit sammt dem Fäßchen, in welchem sie verborgen war, verlor; diesmal fand er sie jedoch glücklich wieder und gelangte, nach mancher ausgestandenen Angst, durch die Oedenburger Gespanschaft wohlbehalten nach Stuhlweißenburg, ließ sich hier, Angesichts seiner ziemlich kleinen Partei, von den Bischöfen Benedikt von Weszprim und Anton von Csanad krönen, und hielt seinen feierlichen Einzug in Ofen (1306). Erzürnt, daß Otto ihm glücklich entgangen war, durchstreifte Herzog Rudolf verheerend das Gebiet zwischen der Leitha und der Raab. Dafür ließ Otto von seinem Erblande Baiern aus, Einfälle nach Oesterreich vorbereiten, und unterstützte, nach Wenzel's III. Ermordung, Heinrich von Kärnten mit seinen Absichten auf die böhmische Krone wider Rudolf von Oesterreich, dessen frühzeitiger Tod (1307) vorläufig in Böhmen die Rechte seines Hauses vertagte und Heinrich's Hoffnungen verwirklichte.

Otto war nicht der Mann, die Gunst des Augenblickes kräftig und zu seinem dauernden Nutzen zu erfassen. Seine Schwäche und Eitelkeit verscherzte ihm die gebührende Achtung und Ehrfurcht. Als er nach Siebenbürgen kam, wagte der dortige Woiwod, Ladislaw Apór von Debregezth, dessen Tochter Otto ehelichen wollte, ihm Krone und Reichskleinodien wegzunehmen und ihn gefangen zu setzen, um seinen Raub später gegen vortheilhafte Zugeständnisse loszuschlagen, oder um den Ansprüchen seines Eidams Wladislaw — eines Sohnes des serbischen Königs Stephan Dragutin und der Katharina, ältesten Tochter Stephan's V. — vorzuarbeiten. Ihm wie seinem Eidam war jedoch der griechische Glaube, zu welchem Beide sich bekannten, zur Erwirkung der ungarischen Krone hinderlich, und in

dieſer Vorausſetzung gab Ladislaw ſeinen hohen Gefangenen in Kurzem wieder frei. Otto erkannte aber die Unmöglichkeit, unter ſo widrigen Umſtänden, und mit ſo ſchwachen Kräften die ungariſche Krone anders als dem Namen nach, führen zu können. Er floh über Rothrußland, Preußen und Schleſien nach Baiern zurück, wurde unterwegs von dem Herzoge Heinrich von Glogau noch einmal gefangen geſetzt, und erhielt ſeine Freiheit nur wieder, indem er ſich mit deſſen Tochter Agnes vermälte. Fortan blieb ihm von ſeinem ungariſchen Königreiche Nichts als der Titel, deſſen unfruchtbare Ehre er ſich bis zu ſeinem Tode (1312) nicht nehmen ließ.

Während ſeines ohnmächtigen Waltens hatte der Parteigeiſt ſich in allen Gräueln der Wuth und des Uebermuths ungeſtört erſchöpfen können. Wenzel II. hatte den Ofener Bürgermeiſter, Ladislaw, wegen ſeiner offenen Anhänglichkeit an die neapolitaniſche Partei, in Prag gefangen geſetzt und ihm einen gewiſſen Petermann zum Nachfolger im Amte gegeben. Mit des Letzteren Zuſtimmung war das, vom Legaten Nikolaus erlaſſene Verbot des Gottesdienſtes von einigen Prieſtern für nichtig erklärt, der Papſt excommunicirt und die Fortübung des Gottesdienſtes erzwungen worden. Im Sommer 1307 entrann Ladislaw aus ſeinem Prager Kerker, ſchlich ſich in die Ofener Burg ein, und fiel dann mit ſeinen Genoſſen über die Gegner Karl Robert's her. Petermann entkam, aber viele Bürger wurden umgebracht, zwei der geſchworenen Zwölfmänner an Roßſchweifen durch die Straßen geſchleift, dann verbrannt und ihre Habe von Ladislaw eingezogen. Jene Prieſter, welche dazumal die Weiſungen des Legaten verſchmäht, wurden in Feſſeln dem Graner Erzbiſchof Thomas zugeſendet, der ſie in Hungerthürme werfen und verſchmachten ließ.

Der, nach Benedikt's Tode unter franzöſiſchem Einfluſſe eingeſetzte Papſt Clemens V. ſchritt auf den ſtarren Wegen des Bonifacius fort, und nahm in Ungarn die neapolitaniſche Sache ſtreng und ausſchließend in ſeinen Schutz. Allen Ständen Ungarns gebot er, von dem Herzoge Otto abzuſtehen und überhaupt ſich an Niemand zum Nachtheile Mariens und ihres Enkels anzuſchließen, bis der apoſtoliſche Stuhl über den Beſitz jenes Reiches ſich entſcheidend ausgeſprochen haben werde.

In Ungarn war man dieſes Umherſchwankens zwiſchen Königen und Gegenkönigen und der damit verbundenen widerſprechenden Machtanwendung allgemach müde geworden; man ſehnte ſich wieder nach einer Ein-

heit des Regiments, und dieser Wunsch vereinigte endlich alle Parteien für Karl Robert. Man berief denselben nach Ungarn zurück und versammelte (8. October 1307) einen großen Landtag auf dem Rákos-Felde, welcher von den beiden Erzbischöfen, der Mehrzahl der Bischöfe und Magnaten besucht wurde. Hier wurde beschlossen, Herrn Karl und dessen Nachkommenschaft zum erblichen Herrn anzunehmen; wer ihm den Gehorsam verweigern würde, der solle als ein Feind des Vaterlandes gelten, in die Acht verfallen und seine Habe an den König verlieren. Als nun im folgenden Jahre der päpstliche Legat, Cardinal Gentilis von Montefiori, mit dem geheimen Auftrage, das ungarische Reich zu einem päpstlichen Lehen einzurichten, ankam, war Alles schon geordnet und geschlichtet. Umsonst suchte er auf dem großen Landtage bei Pesth die Versammlung dahin zu stimmen, ihren König nach dem Willen und aus den Händen des Papstes hinzunehmen. Alles was er erlangte, war, daß die versammelten ungarischen Herren sich erboten, die von ihnen zu geschehende freie Wahl später von dem apostolischen Stuhle bestätigen zu lassen. Der gemäßigte Legat erklärte sich hiermit zufrieden, bestätigte im Namen des Papstes die Wahl, und so wurde der schöne jugendliche Karl mit Jubel zum Könige ausgerufen. Da die heilige Krone sich noch in den Händen des Woiwoden Ladislaw von Siebenbürgen befand, so wurde Karl mit einer neuen Krone gekrönt.

Die Ordnung und Gesetzlichkeit, welche jetzt zurück zu kehren versprach, war nicht Allen willkommen. Am heftigsten widersetzte sich der mächtige Graf Matthäus von Trencsin, welcher die beiden Landtage, auf welchen Karl die Wahl und die Krone erhalten hatte, für formwidrig, ihre Verfügungen für einseitig erklärte, und daher, abgesehen von seiner eigenen großen Macht, noch einflußreiche Verbündete warb. Dem Anhange Karl's erschien es vor Allem unumgänglich, daß der König mit der wahren heiligen Krone gekrönt werde, da erst diese ihm in den Augen der Mehrzahl die gesetzliche Weihe geben könnte. Nach vergeblichen Schritten, die heilige Krone von dem Woiwoden von Siebenbürgen zurück zu erhalten, wurde Letzterer von der Ofener Synode mit dem großen Kirchenbanne belegt, dann aber die Heiligkeit der alten Reichskrone für so lange als aufgehoben erklärt, als sie in des Ladislaw profanen Händen sich befinden werde, zugleich eine neue Krone angefertigt, dieselbe von dem Legaten feierlich geweiht und an Heiligkeit und Würde der von Ladislaw vorenthaltenen

gleich erklärt. Mit dieser wurde denn König Karl am 15. Juni 1309 in Ofen durch den Erzbischof Thomas von Gran zum dritten Male gekrönt. Aber der Anblick einer neuen Krone, die man an Kraft und Weihe der heiligen Krone Stephan's nun einmal nicht gleich achten wollte, machte nicht den erwünschten Eindruck; denn zu tief war der Ungarn fromme Gewohnheit mit jener alten, ächten heiligen Krone verwachsen, dergestalt, daß ein nicht mit ihr gekrönter König ihnen auch kein rechtmäßiger zu seyn schien. Graf Matthäus, diese Mißstimmung benutzend, lärmte Alles auf. Mit stürmender Hand brach er gegen Gran und Neutra auf, weithin zerstörend und verwüstend. Die Gefahr ward so dringend, daß der König, der Legat und die Bischöfe sich in Ofen nicht mehr sicher wußten und nach Preßburg eilten, um von da aus nöthigenfalls nach Oesterreich entweichen zu können. Viele Barone kündigten dem Könige den Gehorsam auf; die Bannsprüche des Legaten wurden nicht geachtet, und allgemeine Fehde tobte durch das Land. Endlich brachten des Königs Getreue den Woiwoden Ladislaw dahin, Jenem Treue und Unterwerfung zu geloben und, gegen die angetragene Belohnung, die heilige Krone ihnen auszuliefern (1. Juli 1310). Auf dem Rákoser Felde wurde ein abermaliger Landtag gehalten, den diesmal, mit Ausnahme des Matthäus von Trencsin, alle Reichsbarone besuchten, Karl Robert hier einstimmig zum Könige ausgerufen, und ihm (27. August) in der herkömmlichen Krönungsstadt Stuhlweißenburg die wahre heilige Krone auf das Haupt gesetzt. Es war Karl's vierte, aber in richtiger Form seine erste Krönung, und mit ihr stieg nun das Haus Anjou für längere Dauer auf den Thron der Arpáden.

Der aufrührische Graf Matthäus legte die Waffen nicht aus der Hand. Nach Eroberung mehrer festen Plätze nahm er Neutra, verbrannte die Kathedrale und die geistlichen Wohnungen, und nöthigte, indem er Gran ängstigte, den Erzbischof Thomas zu einem Vergleiche, gegen welchen Derselbe jedoch später, als erzwungen, protestirte, während der Bischof von Neutra, wiewohl erfolglos, über alle Unterthanen des Grafen das Interdict aussprach. Auch in das Zipser Gebiet griffen die Unruhen hinein, und Matthäus verfolgte auch hier siegreich die Anhänger Königs Karl. In Kaschau ging die Erbitterung so weit, daß die Bürger den Gesandten des Königs, den Palatin Omodé, umbrachten. Des Erschlagenen

sechs Söhne entsagten, als heimliche Anhänger des Trencsiners, jeder Rache und Rechtszuflucht und verstärkten die Sache der Empörung.

Dem Könige blieb Nichts übrig, als männlich für seinen Thron und sein Leben zu kämpfen. Er sammelte seine Anhänger; die Johannesritter waren mit ihm. Die Saroser und Abaujvárer Gespanschaft ersah er zum Kampfplatze, weil er hier die ihm ergebenen Zipser am nächsten hatte. Der Anführer der königlichen Vorhut stieß bei Torna auf eine Rotte des Matthäus und fiel im Kampfe. Der König aber zog vor die, von des Matthäus Feldherrn Demetrius vertheidigte Saroser Burg und setzte ihr heftig zu, bis ein von Matthäus gesendetes starkes Entsatzcorps ihn die Belagerung aufzuheben nöthigte. Er zog die Zipser an sich und entfaltete seine Schlachtordnung in Roszgoner Thale an der Tarcza, während die, durch böhmische Söldner verstärkten Truppen des Grafen Matthäus ihre Stellung auf einem Berge nahmen. Nachdem das königliche Heer durch Gebet und Andacht sich ermuthigt, zog es sich längs der Tarcza weiter gegen Roszgon zurück, um die Feinde aus ihrer gesicherten Stellung zu locken. Demetrius, dieses Zurückweichen für Flucht haltend, brach hervor, und ein schreckliches Würgen begann, Ungarn gegen Ungarn. Der Sieg schien sich den Empörern zuneigen zu wollen. Viele der vornehmsten Anhänger des Königs fielen gleich im Beginne der Schlacht; auch den Bannerherrn Georg traf ein Todesstreich, und mit ihm sank das Panier des Königs auf die blutige Erde nieder. Da meinten Viele der Schlacht für den König verloren und suchten ihr Heil in schimpflicher Flucht. Doch die Anderen harrten heldenmüthig aus; an der Stelle des gesunkenen königlichen das Ordensbanner erhebend, erneuerten sie tapfer das Gefecht. Unter ihren Schwertern verbluteten Demetrius, des Trencsiners Feldherr, und zwei Söhne des Omodé, die den Manen ihres Vaters so schlechte Treue erwiesen. Da erhebten die Feinde und ließen dem Könige den so theuer erkauften Sieg (15. Juni 1312). Zwar unterwarf Matthäus auch nach dieser Niederlage sich noch nicht; aber der Ruf seiner Unbezwingbarkeit war gewichen. Seine Anhänger wurden nach und nach von dem Könige bezwungen, und ihr Verlust an Gütern und Ehre schreckte die Uebrigen. Auch verstärkte der König sich durch das Bündniß mit Friedrich dem Schönen von Oesterreich, der, nach Kaiser Heinrich's VII. Tode, dem deutschen Königsthrone nachstrebte und hierzu die Freundschaft und Unterstützung des

Ungarnkönigs ſuchte. Comorn, des Trencſiners feſteſter Stützpunkt, wurde genommen, und hiermit hatte die Macht dieſes Empörers ihr Ende. Auch die widerſpänſtigen Brüder Omodé unterwarfen ſich zuletzt durch Vergleich dem Könige.

In einzelnen Anſchlägen zuckte die gebändigte Empörung wirkungslos nach. Graf Peter, Herr des Schloſſes Boroſtyán im Zempliner Comitate, ging damit um, einen ruthenischen Herzog als Gegenkönig hinzuſtellen. Nachdem ſein Plan geſcheitert und verrathen worden, verlor Peter ſeine Würden und ſeine Güter. Auch die Verſuche der ſerbiſchen Fürſten Dragutin und Milutin, mit Hülfe ſeldſchukiſcher Türken den König Karl aus ſeinem Reiche zu vertreiben und die Krone Ungarns an Serbien zu bringen, hatten keine ernſten Folgen und endeten mit einem kurzen räuberiſchen Einfalle der Seldſchuken, wider welche der Papſt Clemens das Kreuz predigen ließ.

Nachhaltiger waren die Unruhen in Dalmatien, zu welchen ſich während der erſten ſtürmiſchen Regierungsjahre König Karl's hinlänglich Stoff und Gelegenheit ergeben hatte. Dort hatte Graf Paul von Brebir durch kluge Benützung der Umſtände ſich zu großem Einfluß und Beſitz erhoben, und ſowohl ſich als ſeinem Sohne Mladin den Titel, Ban von Kroatien und Herr von Bosnien, beigelegt. Als nun die Veneter in Zerwürfniſſe mit dem Papſte geriethen, ergriffen die Grafen von Brebir die Partei des Letzteren, und ließen ſowohl den Venetern, als den Bewohnern Jadra's durch Kaper ihre Schiffe und Waaren wegnehmen. Statt ſich jetzt doppelt an die Republik anzuſchließen, nahmen die Jadratiner hiervon Anlaß, ſich abermals von Venedig loszureißen, indem ſie ſich der Burg bemächtigten, die venetiſche Beſatzung vertrieben und ihren vorherigen Gegner, den Ban Paul, zu ihrem Grafen erwählten. Zugleich ließen ſie ſich vom Könige Karl die ihnen von Bela IV. verliehenen Freiheiten beſtätigen und baten, hiermit ſeine Lehensherrlichkeit anerkennend, um ſeinen Schutz. Karl, damit einverſtanden, ermahnte die Veneter, Ungarns alte Rechte auf Jadra zu ehren, die Stadt nicht zu befehden und ihr den erlittenen Schaden zu vergüten. Doch Venedig erklärte, Jadra gehöre von jeher der Republik, und Ungarn habe von jener Stadt Nichts anzuſprechen, als was Bela IV. vertragsweiſe ſich geſichert, nämlich zwei Theile von dem Zolle des Stadtthores. Bei dieſer Erklärung blieb Venedig ſtehen, ungeachtet der

wiederholten Drohungen des Königs. Zugleich lief eine, mit zweita
Catalanen bemannte Flotte gegen Jadra aus, die jedoch durch Mladin'
ſeit ſeines Vaters Tode, zu deſſen Nachfolger ihn die Jadratiner er
hatten, nannte er ſich Ban von Kroatien, Graf von Jadra, Fürſt
Dalmatien und zweiten Ban von Bosnien — kluggewählte Maßregeln
drei Monate in Unthätigkeit erhalten wurde. Ja, Mladin wußte
Beſtechung ſogar die Catalanen für ſeinen Sold zu gewinnen. Giuſtin
der Befehlshaber der venetiſchen Flotte, fiel in die Hände der Jadra
und endete im Gefängniſſe. Da jedoch von dem, damals noch durch
Empörung des Trencſiners bedrängten Ungarnkönig keine wirkſame
zu erwarten ſtand, ſo erklärten ſich die Jadratiner mit den Anerbietu
Venedigs einverſtanden, unterwarfen ſich neuerdings der Republik
erhielten dafür die Freiheit, ihren Grafen und drei Richter wählen
dürfen. Mladin, der aus ſelbſtſüchtigen Gründen dieſen Vergleich u
ſtützt hatte, wurde von Venedig mit der Patricierwürde belohnt.

Jetzt auf dem Gipfel ſeines Einfluſſes, glaubte ſich Mladin an
Rückſicht, an kein Geſetz mehr gebunden. Seiner unerſättlichen Her
ſucht und Habgier frei den Zügel laſſend, entfaltete er fortan ein Sy
räuberiſcher Tyrannei. Mit den wilden Völkerſtämmen der Morlaken
Poglizzer verbündet, beraubte er Kirchen und Klöſter, vertrieb und in
lirte willkürlich Biſchöfe und Aebte, brandſchatzte die Städte, ließ ſie
ſchweres Geld Ruhe erkaufen, und verbannte oder mordete Alle, w
für Recht und Freiheit aufzutreten wagten. Weil Traù ſeine aufgezw
genen Hoheitsrechte zurück wies, ſchloß Mladin die Stadt ein und
wüſtete ihre Aecker. Vergeblich klagten die Verletzten bei dem Könige K
Theils mochte derſelbe den wider Mladin erhobenen Beſchuldigungen ke
Glauben beimeſſen, theils bedurfte er des mächtigen Mannes wider
ſteigenden Anmaßungen Milutin's von Serbien. Die Vortheile, welche
Mladin für den König erfocht, vermehrten ſeine Macht und ſeinen Einf
ſo daß ſeine grauſame Willkür fortan keine Schranken mehr kannte.
aber zuletzt ein Vetter Mladin's den Scardoner Biſchof Paulin umzub
gen wagte, ermannten ſich die Stadtgemeinden von Sebenico und T
verbanden ſich enger gegen den Bedrücker und begaben ſich unter den Sc
der Republik Venedig. Eifrig wurde nun dahin getrachtet, die feſten St
punkte der Brebirer Grafen in Almiſſa und Scardona zu brechen.

Mladin von diesem wider ihn gerichteten Anschlage hörte, sendete er an den Ungarnkönig lügenhafte Berichte von Empörung der dalmatischen Städte, und bat um Hilfstruppen, um den angeblichen Aufstand zu dämpfen. Zugleich zog er verwüstend gegen die Städte Trau und Sebenico. Aber überall stieß er auf kräftigen Widerstand; ja sein eigener Bruder Paul, den jene Städte zum Capitano ihres Banners erwählt hatten, fiel ihm in den Rücken, während die Mannschaften der Städte, durch Venetier und Spalater verstärkt, Scardona und Almissa überfielen. Von allen Seiten gedrängt, flüchtete Mladin nach Clissa, hier der Ankunft der verlangten ungarischen Hilfsvölker harrend. Diese führte ihm König Karl selbst zu, und Mladin, hoffend, durch Bestechungen sich zu halten, zog mit seinem Raube nach Knin in das Lager des Königs. Hier angekommen, wurde er, auf des König Befehl, festgenommen und in ewige Gefangenschaft geführt. An der Stelle des kühnen Frevlers wurde vom Könige der Graf Iwan Babonitsch als Ban in Slavonien eingesetzt. Für Bosnien erhielt diese Würde Stephan, des bosnischen Bans Stephan Kotromanowitsch ältester Sohn, als Belohnung seiner gegen Mladin geleisteten Dienste.

Auch nach Mladin's Untergange waren die Unruhen in Dalmatien noch nicht gestillt. Dessen Bruder, Georg, befehdete die Spalater wegen ihrer Schilderhebung gegen Mladin. Die Befehdeten suchten Hilfe bei dem Ban Babonitsch, und als Dieser ihnen nicht half, verklagten sie ihn bei dem Könige der Treulosigkeit. Der König entsetzte ihn, und sendete den Grafen Niklas als Ban von Slavonien mit ungarischer und kumanischer Heeresmacht. Letzterer verjagte den, sich ihm widersetzenden Babonitsch, und bestätigte den versammelten kroatischen Herren und Abgeordneten der dalmatischen Städte auf offenem Felde ihre Freiheiten. Dennoch erhielt er in Spalatro Kunde von verrätherischen Anschlägen, welche die kroatischen Landherren im Bunde mit den Venetern wider ihn gesponnen, und konnte dem ihm drohenden Verderben nur durch schleunige Rückkehr nach Ungarn entgehen. Auch Georg von Brebir regte sich wieder, sprach den Friedrich Frangepani, Grafen von Zengh, und die Stadt Jadra um Waffenbeistand an, und hatte nichts Geringeres im Sinne, als Spalatro zu erobern, die Seeräuberei in Almissa zu erneuern und, dem Ungarnkönige zum Trotze, sich den Dalmatinern und Kroaten als Ban aufzudrängen. Von Niemand unterstützt und von dem Cettiner und Kniner Grafen Nilipitsch angegriffen und geschla-

gen, wanderte er als Gefangener nach Spalatro. Nilipitſch hatte ſich in ihm nur eines Nebenbuhlers entledigen wollen, ohne Rückſicht auf den König von Ungarn. Von ſeiner Raubfeſte Kliucich herab, ängſtigte und plackte er die Kaufleute von Sebenico und Nona, bis dieſe Städte ſich dem Schutze Venedigs unterwarfen und, von dort unterſtützt, jenes Schloß brachen. Im nächſten Jahre (1326) ſendete der König den Grafen Michael als neuen Ban nach Kroatien und Dalmatien. Mit Hilfe der Truppen des Stephan Kotromanowitſch und des Friedrich Frangepani bezwang er die Feſten der Babonitſcher und ſetzte ſeine Anerkennung als Ban durch; aber ſämmtliche Raubſchlöſſer zu zerſtören, reichten ſeine Streitkräfte nicht aus und er mußte damit ſich begnügen, einen Theil ſeiner Mannſchaft nach Bihacs zu verlegen, während er mit dem Reſte nach Ungarn zurück ging. Durch ſeinen Abzug ſahen die dalmatiſchen Seeſtädte ſich abermals der Willkür der mächtigen Räuber preis gegeben, und unterwarfen in ihrer Bedrängniß ſich der Oberherrſchaft Venedigs. Doch auch dieſe half den Städten wenig, und ſie wendeten ſich daher wieder mit Klagen und Bitten an den König Karl, der, um mindeſt den Schein der ungariſchen Oberherrlichkeit in jener Provinz zu retten, den Grafen Paul von Brebir zum Ban von Dalmatien ernannte. Die Fehden und Unruhen dauerten dabei fort, bis durch Venedigs Vermittelung ein Bund der Seeſtädte mit den Brebirer und Guſſitſcher Grafen zu Stande kam und die Sicherheit herſtellte. Eine natürliche Folge dieſes auf venetiſches Anſtiften geſchloſſenen Bündniſſes war, daß das Anſehen Ungarns in jenen Gebieten merklich verfiel und bald die Oberherrlichkeit des Königs beinahe zu einem bloßen Schalle herab geſunken war.

In den Angelegenheiten der Nachbarſtaaten hatte während dieſer Zeit Ungarn einen nicht unwichtigen Einfluß ausgeübt. König Karl unterſtützte Friedrich den Schönen von Oeſterreich in ſeinen, freilich unglücklichen Bewerbungen um die deutſche Krone, und bei Mühldorf fochten für Dieſen wider den Gegenkönig Ludwig über zwei tauſend Ungarn und vier tauſend Kumanen. Friedrich wurde auch in ſeinem Unglücke von Karl nicht verlaſſen, und durch Letzteren ſpäter der Böhmenkönig Johann von dem Bündniſſe mit Ludwig abgezogen. Als nachmals der jüngſte der öſterreichiſchen Brüder, Herzog Otto, wegen der Theilung der Erblande mit ſeinen Brüdern, Friedrich und Albrecht, in Zwieſpalt gerieth, trat Karl entſchieden

für Denselben auf und erzwang mit Waffengewalt eine für Otto vortheilhafte Auseinandersetzung.

Bald darauf wäre König Karl, der damals den schnell hinter einander erfolgten Tod seiner beiden älteren Söhne, Karl und Ladislaw, zu beklagen hatte, beinahe das Opfer eines verruchten Mordanschlages geworden. Der Anstifter desselben war ein bejahrter Ritter, Felician Záh, der früher dem Matthäus von Trencsin angehangen, dann aber zur Partei des Königs übergegangen war und durch Treue und Tapferkeit sich bei demselben in Gunst und Ansehen gesetzt hatte. König Karl befand sich mit seiner Gemalin Elisabeth, Tochter des Krakauer Herzogs Wladislaw Lokietek, auf seiner Burg zu Wissegrad bei dem Mittagsmahle, als Felician, den ihm zustehenden freien Zutritt benutzend, mit gezogenem Säbel in den Saal stürzte, auf die Königin einhieb und ihr, als sie mit bloßem Arme den Streich abwenden wollte, vier Finger von der rechten Hand abschlug. Auch den dazwischen springenden König verwundete der Mordstahl an der Hand, und jetzt wendet Felician seine Waffe gegen die königlichen Knaben Ludwig und Andreas. Diese entfliehen unter dem Schutze ihrer Wärter, welche Letzteren dafür der Säbel des Mörders tödtlich trifft. Endlich wird Derselbe von dem Vicetruchseß der Königin, dem jungen Grafen Johannes Cselén, gepackt, niedergeworfen, verwundet, und im nächsten Augenblicke von den herbei eilenden Wachen in Stücke gehauen (17. April 1330). Die zerstückten Glieder des Ruchlosen wurden in mehren Städten warnend aufgesteckt. Schrecklich wüthete die Blutrache gegen seine, wahrscheinlich schuldlosen Hinterlassenen. Sein einziger Sohn wurde auf der Flucht nebst seinem Diener eingeholt, Beide an Roßschweifen durch die Straßen zu Tode geschleift, die verstümmelten Leichen den Hunden vorgeworfen. Felician's jüngere Tochter, Klara, ein Mädchen von bezaubernder Schönheit, wurde, nachdem man ihr Nase, Lippen und Finger abgeschnitten, auf ein Roß gesetzt und durch die Straßen geführt, wobei die Sterbende selbst ausrufen mußte: Solches widerfahre Jedem, der sich an dem Könige vergreift. Die ältere Tochter, Seba, wurde enthauptet; ihr Gatte, Kobay, starb im Gefängnisse den Hungertod. Eine Versammlung des Adels sprach über alle Angehörigen Felician's Acht und Todesurtheil, über die entfernteren Verwandten Knechtschaft aus. — Was den Unglücklichen zu dem schrecklichen Verbrechen getrieben, ist nicht ganz klar geworden. Nach Einigen soll der

König durch, Felician's schöner Tochter Klara angethane Unehre die Wuth des Vaters erregt haben; nach Anderen hatte sich der Bruder der Königin Elisabeth, der junge Herzog Kasimir, jenes Vergehens gegen Klara schuldig gemacht, und die Königin stand im Verdachte, aus schwesterlicher Zärtlichkeit ihrem Bruder die Gelegenheit gegeben zu haben. Letztere Meinung scheint die gegründetere, da Felician's Grimm sich zuerst gegen die Königin richtete.

Dieses Wüthen gegen alle Glieder einer Familie wurde dem Könige von vielen Seiten übel ausgelegt, und mancherlei Unglücksfälle, die nachmals ihn betroffen, schrieb man auf Rechnung der göttlichen Strafe. Ueber die Walachen diesseits und jenseits der Aluta gebot damals Michael Bessarab als Fürst. Er hatte sich dem Ungarnkönige immer treu und anhänglich erwiesen, auch Diesem den zugestandenen Jahrestribut jederzeit pünktlich abgeführt. Weil aber dem siebenbürgischen Woiwoden, Thomas Farkas, und dem königlichen Truchseß, Dionys von Szécs, nach den Besitzungen des walachischen Fürsten gelüstete, beredeten sie den König, mit einem Heere gegen Bessarab zu ziehen und ihn aus seinem Lande zu verjagen. Der König setzte sich selbst an die Spitze des Heeres (September 1330), nahm mit leichter Mühe die Zewriner Burg und verlieh das Zewriner Banat an Dionys. Bessarab sendete ihm Boten entgegen, bot ihm sieben tausend Mark als Ersatz für den Kriegszug, wie auch den Besitz der Zewriner Burg, gelobte Fortentrichtung des Tributes, und wollte seine Söhne als Geiseln stellen. Der König aber, durch die Einflüsterungen nun einmal in Zorn gesetzt, entgegnete: Bessarab soll wissen, daß er nur der Hirt meiner Schafe ist, und ich will ihn an seinem Barte aus seinem Verstecke hervor ziehen. Vergebens redeten ihm Andere zur Güte. Er führte sein Heer weiter vorwärts durch die unwirthliche Ebene, denn Bessarab hatte zu seinem Schutze das flache Land veröden lassen, und die Einwohner waren mit Heerden und Habe in die Wälder geflüchtet. Der König verfing sich mit dem Heere zwischen Bergen und Schluchten, die Lebensmittel gingen aus, Hunger und Krankheiten begannen in dem Heere zu wüthen. Da verzagte der König; er gestand dem Bessarab die angetragenen Bedingungen zu, und verlangte nur, daß derselbe ihn und die Seinigen sicher nach Ungarn zurück geleiten lasse. Bessarab sagte dies zu; aber seine ergrimmten Bojaren hatten dem Ungarnheere den Untergang geschworen, sie besetzten mit ihren Leuten die Gebirgspässe, und als nun der König mit seinen Kriegern

durch eine sich mehr und mehr verengende Thalschlucht zog, da schlugen von den Höhen herab die Pfeile und Steinwürfe der lauernden Walachen schrecklich in die dichtgedrängten Massen der Ungarn. Kein Entkommen war möglich; den Eingang wie das Ende der Schlucht sperrten die blutgierigen Feinde, und von den Bergen nieder wälzten sich ihre Geschosse zermalmend auf das eingeschlossene Heer, das, eingekeilt in diese fürchterliche Enge, keine Stellung fassen, keine Waffen gebrauchen konnte gegen die durch steile Felswände geschützten Dränger. Durch vier Tage währte das Morden mit Pfeilen und Schleudern aus der Höhe und der Ferne, und als jetzt das königliche Heer auf ermattete Trümmer zusammen geschmolzen war, brachen die Walachen mit Schwertern und Keulen hervor, um das Werk des Mordes zu vollenden. Unter ihren grausamen Streichen erlag die Blüte der Ritter, die Mehrzahl der begleitenden Priester. Der König entrann dem schrecklichen Gewürge nur durch die Tapferkeit seiner Ritter, welche ihn gleich einem ehernen Walle umstanden, und durch die aufopfernde Treue des Desö, welcher mit dem Könige die Rüstung tauschte, für diesen gehalten wurde und an seiner Statt blutete. Das reiche Lager der Ungarn lenkte endlich die raubgierigen Feinde vom weiteren Morden ab; eine ungeheuere Beute fiel in ihre Hände; die Gefangenen mußten ihnen den Raub davon tragen helfen. Während des Plünderns gelang es dem Könige und einigen seiner Begleiter, zu entkommen. Von dem großen, stattlichen Heere, an dessen Spitze er ausgezogen, brachte er kaum so viele nach Temesvár zurück, als ihm sonst auf seinen Lustjagden zu folgen pflegten.

Andere Hoffnungen und Unternehmungen verdrängten allmälig den Eindruck jener unheilvollen Heerfahrt aus des Königs Gedächtnisse. Bereits nach dem Tode seines Großvaters, König Karl's II. des Lahmen von Sicilien (1309), hatte er, als einziger Sohn des Erstgeborenen Karl Martell, die päpstliche Belehnung mit dem Königreiche Neapel nachgesucht. Gleichzeitig aber bot sein Oheim, Robert, dritter Sohn des verstorbenen Königs, bei dem Papste Clemens V. in Avignon alle Mittel auf, um diese Belehnung für sich zu erhalten, indem zu des Letzteren Gunsten zwar nicht das Recht der natürlichen Erbfolge, wohl aber eine willkürliche Verordnung des Papstes Bonifacius VIII. sprach, nach welcher dem Könige Karl II. auf dem Throne Neapels derjenige seiner Söhne folgen sollte, welcher ihm bei seinem Tode dem Grade nach der nächste sein würde. Dies berücksichtigend,

hatte Karl II. verordnet, daß Robert sein Nachfolger im Königreiche Neapel seyn, der König von Ungarn aber mit zwei tausend Unzen Goldes abgefunden werden sollte. Papst Clemens, um seines Vorgängers Verfügung in Ehren zu halten und zugleich den in Italien einflußreichen Robert an sein Interesse zu ketten, entschied sich für den Letztgenannten; König Karl von Ungarn aber, um des zu Befestigung seiner Herrschaft ihm wichtigen päpstlichen Schutzes nicht verlustig zu gehen, ergab sich in diesen Ausspruch, fuhr jedoch, um seine Ansprüche für eine gelegenere Zeit sich zu wahren, fort, sich in Urkunden auch den Namen eines Fürsten von Salerno und Herrn von Sant' Angelo beizulegen. Aber seinen Hoffnungen für die Zukunft standen mehre blutsverwandte Mitbewerber entgegen. Zwar besaß Robert einen einzigen Sohn, Karl Herzog von Calabrien, aber außerdem noch vier Brüder mit mehrfacher Nachkommenschaft. Robert's Sohn, der genannte Herzog von Calabrien, starb (1328) in der Blüte seiner Jahre, überlebt von zwei Töchtern, der unmündigen Johanna und der nachgeborenen Maria. In Folge der vom Papste Bonifacius aufgestellten und von Clemens V. bestätigten Erbfolgeordnung mußte also Johanna als Robert's Thronfolgerin angesehen werden. Der Ungarnkönig forderte jetzt mit doppeltem Eifer den wirklichen Besitz des Fürstenthums Salerno und der Herrschaft von Monte Sant' Angelo, als sein, bisher ihm vorenthaltenes väterliches Erbe. Als Robert gleichwohl die Herausgabe verweigerte, bat König Karl den Papst Johannes XXII. um seine Fürsprache. Dieser wendete sich mit Vorstellungen an Robert, wobei er die Sache durch eine Heirat auszugleichen empfahl und für den Fall verwandtschaftlicher Ehehindernisse den päpstlichen Dispens zu ertheilen sich erbot. Robert fühlte sich sowohl durch den bald darauf erfolgten Tod seines Bruders Philipp, Fürsten von Tarento und Titularkaisers von Konstantinopel, als durch die zweideutigen Sitten seiner übrigen Verwandten bewogen, auf jenen Vorschlag einzugehen. Er lud den Ungarnkönig und dessen jüngeren Sohn Andreas nach Neapel ein. Beide kamen (1333), wurden mit großen Ehren aufgenommen, und Prinz Andreas mit Robert's sechsjähriger Enkelin Johanna, mit deren jüngerer Schwester Maria aber König Karl's abwesender älterer Sohn Ludwig verlobt. Bei dieser Gelegenheit wurde Andreas vom Könige Robert an Sohnes Statt angenommen, zum Herzoge von Calabrien ernannt, und in Gemeinschaft mit Johanna zum Reichsnachfolger erklärt.

Andreas blieb, in Folge dieses Verlobungsbündnisses, jetzt in Neapel zurück, während König Karl, nach Feststellung dieser Familien- und Staatsangelegenheiten, nach Ungarn eilte, um von da aus den Gang der Dinge in Polen zu beobachten und zugleich seines Reiches Nordgränzen gegen die Streifzüge der Tataren und Russen zu sichern. Sein Schwiegervater, der König Wladislaw Loktick von Polen, war in diesem Jahre (1333) gestorben, und der Mangel einer festgesetzten Erbfolgeordnung drohte nun auch in jenem Reiche zu großen Irrungen zu führen. König Karl brachte es durch seine Gesandten in Polen dahin, daß der Bruder seiner Gemahlin, Kasimir, Wladislaw's einziger Sohn, zu dessen Nachfolger erwählt und zu Krakau gekrönt wurde. Durch ihn gewann Karl sofort einen entschiedenen Einfluß in den Angelegenheiten Polens. Kasimir bedurfte eines Vermittlers für seine, ihm von seinem Vater hinterlassenen Gebietsstreitigkeiten mit dem deutschen Ritterorden, und wählte hiezu den König Karl, während König Johann von Böhmen sich zum Schiedsrichter für den Orden herbei ließ. Die Vertheidigungsmaßregeln gegen die tatarischen und russischen Streifhorden gaben dem Könige Karl Gelegenheit, unvermerkt seine Streitkräfte zu vermehren und nöthigenfalls seinem Mittlergeschäfte mehr Nachdruck verleihen zu können. Die Verhandlungen wurden, im Beiseyn des Böhmenkönigs, zu Wissegrad vorgenommen, und hier dem Könige Kasimir Cujavien und das Dobrziner Gebiet sammt Zubehör, dem Orden aber das Land Pomerellen und das Kulmer und Thorner Gebiet zugesprochen. Von da an trat jedoch auch König Karl's eifriges Bestreben, die Krone Polens für sein Haus zu erwerben, deutlicher hervor. Kasimir, der männlichen Nachkommenschaft entbehrend, und von Zärtlichkeit für seine Schwester wie für deren Söhne geleitet, mag hierbei selbst die Hand geboten haben, und es lag jetzt Alles daran, auch den kriegerischen und unternehmenden Böhmenkönig Johann für diesen Plan zu gewinnen. Keine Geschenke wurden gespart, um dem immer geldbedürftigen Johann zu schmeicheln; jetzt wurde auch noch zu einer Familienverbindung geschritten, um sich seiner Gesinnungen noch besser zu versichern. Karl ließ durch seine Gesandten in Prag für seinen Thronfolger Ludwig, auf dessen frühere Verlobung mit Maria von Neapel nicht weiter Rücksicht genommen wurde, um die Hand Margarethens, der ältesten Tochter des Markgrafen Karl von Mähren (König Johanns Erstgeborenen) werben, und der Ehevertrag kam glücklich zu Stande. Die Frucht desselben war ein

anderweiter, auf der Wiſſegrader Burg (1. März 1338) geſchloſſener Vertrag, nach welchem der Markgraf Karl ſich eidlich verbindlich machte, ſeinem künftigen Eidam Ludwig oder deſſen Erben, falls König Kaſimir ohne männliche Erben verſtürbe, zu der Krone Polens behilflich zu ſeyn, wogegen der Ungarnkönig gelobte, dem Könige Kaſimir in keinem Unternehmen beizuſtehen, das die Rechte Böhmens in Polen gefährden könnte. Weder Ludwig noch ſeine Erben ſollten, wenn ſie ſpäter in den wirklichen Beſitz Polens gelangt ſeyn würden, böhmiſche Vaſallen an ſich ziehen oder deren freiwillige Huldigung annehmen dürfen.

Dieſe wichtigen Beſtrebungen wurden zeitweiſe von kleinen Sorgen und Störungen durchkreuzt. Dem Waffenbunde wider den Kaiſer Ludwig den Baiern, deſſen Seele König Johann von Böhmen, hatte König Karl bisher ſich nur beiläufig angeſchloſſen. Auch nachdem der Kaiſer durch Weiterverleihung Kärntens an die öſterreichiſchen Herzoge den Böhmenkönig auf das Aeußerſte erbittert, und Dieſer jenem Bündniſſe neue Kraft gegeben hatte, zögerte König Karl noch immer, denſelben in ſeinem ganzen Umfange beizutreten, indem ſein früher (1331) mit Oeſterreich eingegangenes Freundſchaftsbündniß ihm dies verbot. Als aber Kaiſer Ludwig die alte Chimäre, Ungarn als dem Reiche unterthan zu betrachten, wieder aufgriff, und den öſterreichiſchen Herzogen Vollmacht ertheilte, in Ungarn Lehen in des Kaiſers Namen zu vergeben, die Herzoge auch bereits landesflüchtige ungariſche Mißvergnügte bei ſich aufzunehmen begannen: da ſchritt Karl zum Ernſte und ſeine Kriegsſchaaren fielen verwüſtend in die ſüdlichen Gebiete Oeſterreichs ein (1336). Bald darauf wurde jedoch die kärntniſch-tiroliſche Streitfrage zwiſchen dem Böhmenkönige und den öſterreichiſchen Herzogen beigelegt, und Erſterer bewog nun auch den König Karl zu Einſtellung der Feindſeligkeiten. Die Gefangenen wurden wechſelſeitig ausgelöſet, den vornehmen Flüchtlingen die Wiederaufnahme in Ungarn und der ruhige Beſitz ihrer Güter geſichert, die zerſtörten Handelsverhältniſſe zwiſchen Ungarn und Oeſterreich wieder auf früheren Fuß gebracht.

In Polen arbeiteten die Ereigniſſe König Karl's Wünſchen vor. Kaſimir's Gemahlin verſchied (28. Juni 1339), und ihr Gatte, einer zweiten Heirat abgeneigt, mithin um ſo weniger befähigt, auf männliche Nachkommenſchaft zu hoffen, hatte noch vor Anna's Tode einen großen Reichstag zu Krakau verſammelt, um hier zu ermitteln, wer ihm nach

ſeinem Hintritte auf dem Throne Polens folgen ſollte. Anfangs erhoben ſich mehre Stimmen theils für die maſowiſchen Fürſten Szamowicz oder Johannes, theils für den piaſtiſchen Herzog Wladislaw von Oppeln; aber der Beredſamkeit des Königs Kaſimir und ſeiner, durch ungariſches Gold bereits geblendeten Räthe gelang es, die Verſammlung für Kaſimir's Neffen, den Prinzen Ludwig von Ungarn, zu ſtimmen, und ſo wurde Letzterer, mittelſt Reichstagsbeſchluſſes, zum künftigen Erben und Herrn der Krone Polen ernannt. Da König Kaſimir kurze Zeit ſpäter (1341), durch das Glück ſeiner Waffen und nachfolgenden Theilungsvertrag mit den lithauiſchen Fürſten, ſein Reich mit dem Lemberger Gebiete und dem Halitſcher Lande vergrößerte, ſo ſtellte ſich jene Anwartſchaft noch wichtiger heraus.

König Karl hatte alſo noch die Erfüllung ſeines theuerſten Wunſches erlebt. Er verſchied zu Wiſſegrad den 16. Juli 1342, in ſeinem vier und fünfzigſten Lebensjahre, und im zwei und vierzigſten ſeiner Regierung, wovon jedoch die erſten zehn Jahre Anfangs unter einer angemaßten, dann unter einer theils angefochtenen, theils getheilten Regierung verfloſſen. Viermal hatte er ſich vermält. Seine Gemalinnen waren: Katharina, Tochter Kaſimir's, Herzogs von Bidſchow und Teſchen; Maria, Tochter Kaſimir's von Polen; Maria, Tochter Kaiſer Heinrich's VII., und Eliſabeth, Tochter des Polenkönigs Wladislaw Loktiek. Seine drei erſten Ehen blieben kinderlos; mit Eliſabeth zeugte er fünf Söhne: Karl, Ladislaw, Ludwig, Andreas und Stephan, von denen die beiden erſten ſchon in zarter Kindheit (1329 und 1331) entſchlummerten. Sein Tod erweckte große Trauer im Volke, dem er durch ſeine Milde und Gerechtigkeit ſich theuer gemacht hatte. Die königliche Leiche wurde zu Wiſſegrad öffentlich aufgeſtellt, mit der Krone auf dem Haupte und im reich mit Edelſteinen gezierten Scharlachkleide. Nach gehaltenen Erequien wurde der Leichnam nach Ofen geführt und die Erequien erneuert. Während dieſer heiligen Handlung hielten drei Krieger auf des Königs mit Purpur und Silber gezäumten Leibroſſen und im Waffenſchmucke des Königs vor der Kirche; von dieſen drei, verſchiedenartig gekleideten Kriegern trug der eine des Königs Pfeile, der zweite war mit Turnierrüſtung, der dritte mit vollſtändiger Kriegsrüſtung angethan. Sodann wurde die Leiche nach Stuhlweißenburg gebracht und hier feierlich begraben. König Kaſimir leitete das Trauergepränge. Auch im Auslande ehrte man das Andenken des Königs Karl; zu Avignon widmete ihm

der Papſt Clemens V., in Kärnten der Herzog Albrecht eine würdige Todtenfeier.

König Karl beſaß nicht ſowohl große, als ehrenwerthe Eigenſchaften, und die Erreichung ſeiner Zwecke, die mannigfachen Segnungen ſeiner Regierung floſſen weniger aus einem kühnen und entſchloſſenen, als aus einem beharrlichen und wachſamen Gemüthe, das, ſelbſt bei augenblicklicher ſcheinbarer Verzichtleiſtung, ſeine Plane nicht aufgab, ſondern, was auf dem einen Wege nicht zu erreichen, mit Geduld und Umſicht auf einem anderen ſuchte und erlangte. Dieſer ſchonenden, nachgebenden und gleichwohl ihr Ziel unverrückt feſthaltenden Politik verdankte er ſeine wichtigen Erfolge in Neapel und Polen, die ſchon mehr als einmal auf dem Spiele ſtanden und von ihm dennoch, ohne das Wagniß eines Krieges, durch unblutige Mittel der Beredſamkeit ſo ſiegreich erkämpft wurden. Seine Beſtimmung war der Frieden, und er wurde ihr nur einmal, und zwar nicht ungeſtraft, abwendig, damals, als fremder Uebermuth ihn in den Kampf gegen den Fürſten der Walachen trieb. Der Vorwurf der Grauſamkeit gegen die unglückliche Familie des Königsmörders Felician Záh trifft weniger ihn, als ſeine Zeit; denn der Gedanke der Blutrache war damals ein geheiligter, und ſelbſt ſanftere Gemüther, fromme weibliche Seelen bebten, wie des ermordeten König Albrecht's Hinterlaſſene bewieſen, vor dieſer vermeinten Pflicht nicht zurück, wie blutig ſie ſich auch geſtalten mochte. Als er den Thron uſurpirte, war er ein Kind, ein Werkzeug in fremden Händen und über ſeine angeblichen Rechte gefliſſentlich im anmaßenden Irrthume erhalten; — nachdem er aber mit Recht und Giltigkeit jenen Thron erworben, hat er ſich desſelben durchgehends würdig gezeigt. Das Reich, welches er in Anarchie und Auflöſung übernommen, hinterließ er beruhigt, geordnet, in blühendem Zuſtande und in geſteigerter Kraft und Fülle. Ohne Krieg zu führen, verſtand er zu erobern, und der gehobene Schwung des Handels, der geſteigerte Wohlſtand der Städte, das geordnete Gerichts- und Münzweſen waren Siege, die nicht um den Preis von Wunden erkauft worden, Siege, doppelt herrlich in ſo blutvergeudender, ſtreitſüchtiger Zeit.

Am fünften Tage nach König Karl's Hintritte wurde deſſen älteſter Sohn, der ſiebzehnjährige Ludwig, zu Stuhlweißenburg gekrönt. Große Hoffnungen ſetzte die Nation auf den herrlich begabten Jüngling, und ſie wurden nicht getäuſcht. Gleich an ſeinem Krönungstage verſprach er, Alles, was der

ungarischen Krone an Einkünften oder Ländereien bisher entäußert worden sey, mit größtem Eifer zurück zu bringen, und bald darauf zeigte sich, daß der junge König mit eigenen Augen sehen und prüfen wollte. Der habsüchtige Woiwod in Siebenbürgen, Thomas Farkas, Derselbe, welcher aus ähnlichem Geize den verstorbenen König zu dem unglücklichen Feldzuge gegen die Walachen verleitet hatte, bedrückte die dortigen Deutschen und muthete ihnen Abgaben und Lasten zu, die er von ihnen zu fordern nicht berechtigt war. Als sie sich derselben weigerten, berichtete er dem Könige, sie sännen auf Widersetzlichkeit, Aufruhr und Abfall. Um sich von der Wahrheit dieser Anklage zu überzeugen, zog der König, unter dem Vorwande einer Wallfahrt, in Person mit einem Heere nach Siebenbürgen, stieß aber nirgends auf Widerstand und Unruhen, sondern fand überall Treue und Gehorsam. Die Deutschen klagten über die Bedrückungen des Woiwoden; daher versetzte der König den Thomas Farkas und gab ihm Herrn Niklas Pecseith aus dem Geschlechte von Konth zum Nachfolger. Der Ruf von des jungen Königs Weisheit und Milde verbreitete sich so schnell, daß der neue Fürst der Walachen, Alexander Bessarab, nachdem sein Vorgänger durch neun Jahre gar keine fremde Lehenshoheit oder Schutzherrschaft anerkannt hatte, freiwillig dem Ungarnkönige huldigte und ihm seine Unterwerfung darbrachte, in welcher er auch bis an seinen Tod treulich aushielt.

Das stammverwandte Neapel nahm alsbald des Königs Aufmerksamkeit und Sorge in Anspruch. Dort hatte König Robert als achtzigjähriger Greis endlich sein ruhmvolles Leben beschlossen (16. Januar 1343). Er hatte verordnet, daß auf dem Throne Neapels Johanna ihm als einzige Erbin, und Dieser, wenn sie ohne Leibeserben stürbe, ihre jüngere Schwester Maria folgen sollte. Letzterer wurde, falls Ludwig's Verlobung mit der Tochter des Markgrafen Karl von Mähren vollzogen würde, Ludwig's jüngster Bruder, Stephan, zum Gemahle bestimmt, dem Gemahle Johannens aber das Fürstenthum Salerno mit dem Jahresertrage von zwei tausend Unzen Goldes zuerkannt. Johanna und Andreas, Beide damals erst sechzehnjährig, sollten bis zu ihrem erfüllten fünf und zwanzigsten Jahre von der Regierung ausgeschlossen bleiben und dieselbe bis dahin durch eine Regentschaft ausgeübt werden.

Die damals am Hofe von Neapel eingerissene Sittenverderbniß hatte nur zu bald auch die schönen Schwestern Johanna und Maria in ihre

Strudel hineingezogen, da jenes geistige Verderben arglistig von Denen genährt und unterhalten wurde, welche Diejenigen leichter zu beherrschen vermeinten, die schon das Laster unterjocht hatte. Die Fäden des dunklen Gewebes der Verführung und Herrschsucht hielt die, von der gemeinen Amme bis zur Großmarschallsgemalin emporgestiegene Philippa la Catanese, sammt ihrem Sohne, Robert Grafen von Eboli, ihrer Schwiegertochter Margaretha von Ceccano und ihrer Enkelin Sancia, in ihrer Hand. Durch die Künste dieser am Hofe mächtigen Personen und ihres Anhangs wurde das Verderben der ungarischen Partei vorbereitet, die feurige Johanna zu diesem Zwecke im Taumel der Wollust und Zerstreuung umhergewiegt und dadurch mit ihrem Gemahle entzweiet, übrigens Alles aufgeboten, um Letzteren in der Meinung des Hofes und des Volkes herab zu setzen.

Es kamen nun verschiedene Fractionen zum Vorscheine, die theils einander mit allen Waffen der Intrigue bekämpften, theils zu selbstsüchtigen Zwecken sich vorüber gehend verbündeten. Die jungen Fürsten von Tarento und Durazzo glaubten durch Johanna's Vermälung mit einem Enkel ihres ältesten Oheims, Karl Martell, sich in ihren Ansprüchen gefährdet; die Uebrigen, besonders Philippa mit ihrem entarteten Anhange, nährten tiefen Haß gegen die Regentschaft, die ihren Einfluß bedrohte, und Andreas endlich erklärte König Robert's Testament für ungerecht, weil dasselbe ihm auf so langehin die Selbstregierung verwehrte und seine Ansprüche auf die Krone Neapels nur von seiner Verbindung mit Johanna, nicht aber von seinem, durch Karl Martell und seinen Vater auf ihn übergegangenen Rechte der Erstgeburt herleitete; dazu kamen noch die Einwendungen des Papstes Clemens VI. gegen die Giltigkeit des Robert'schen Testamentes, indem nämlich nach dem ursprünglichen Lehensvertrag zwischen dem Papste Clemens IV. und dem Könige Karl I., bei Minderjährigkeit des Thronfolgers die Reichsverwaltung dem päpstlichen Stuhle vorbehalten bleiben sollte und der Papst daher dem Könige Robert das Recht bestritt, eine vormundschaftliche Regierung zu ernennen. Um hiergegen Verwahrung einzulegen und den Gang der Dinge an Ort und Stelle zu beobachten, wurde von dem heiligen Vater der gekrönte Dichter und Gelehrte, Francesco Petrarca, nach Neapel gesendet.

Mit Unruhe und Bekümmerniß überblickte indessen der König Ludwig die bedrohliche Lage seines Bruders Andreas in Neapel, wohin er, um nicht

ſowohl durch auffallende diplomatiſche Maßregeln, als vielmehr durch zarte weibliche Klugheit dort einzuſchreiten, ſeine Mutter, die ſieben und dreißigjährige, anmuthvolle und lebenskluge königliche Witwe Eliſabeth, ſendete. Daſelbſt angekommen, veranſtaltete Eliſabeth eine große Verſammlung der königlichen Familie und der Würdenträger, um über die Mittel zur Herſtellung der Ruhe zu berathen. Allen ſchien, wenn auch aus ſehr verſchiedenen Beweggründen, vonnöthen, daß Andreas und Johanna mündig erklärt würden und die Regierung anträten. Die ungariſche Partei glaubte auf dieſem Wege am ſicherſten das Erbrecht ihres Fürſtenſohnes zu retten, während die Gegner durch dieſelbe Maßregel zwiſchen Andreas und ſeiner Gemalin den Zankapfel um die Alleinregierung des einen wie des anderen Theils zu ſchleudern, und ſo die Verwirrung zu ſteigern hofften. Es wurden daher von ungariſcher, wie von neapolitaniſcher Seite Geſandte an den heiligen Vater nach Avignon abgeſchickt, um ſeine Einwilligung zu jenem Beſchluſſe zu erbitten.

Mittlerweile zog König Robert's Witwe, die fromme Sancha, der weltlichen Gährungen müde, ſich von der Regentſchaft, deren Mitglied ſie geweſen, in das Kloſter zurück. Durch ihren Rücktritt fühlte ſich Johanna einer läſtigen Wächterin ledig, und hing jetzt ihrer ſchrankenloſen Genußſucht um ſo freier nach, wobei ihre Neigung für Andreas mehr und mehr erkaltete. Dieſe Stimmung der jungen Königin benutzte die Witwe Philipp's von Tarento (des jüngſten Bruders Karl Martell's), Katharina von Valois, Titularkaiſerin von Konſtantinopel, um ihrem Sohne Ludwig Johanna's leichtbethörtes Herz zuzuwenden.

Während dieſe ihren geheimen Lüſten, die Anderen ihrer Unzufriedenheit oder ihren ehrgeizigen Umtrieben ſich hingaben, hatte des Andreas Lehrer, der ungariſche Franciscanermönch Robert, alles Anſehen bei Hofe und im Staatsrathe, kurz die ausübende Regierung ſelbſt, in ſeine Hände geſpielt, und war entſchloſſen, dieſe errungene Stellung ſich ſelbſt durch den Papſt nicht entwinden zu laſſen, welcher König Robert's Teſtament, die vormundſchaftliche Regierung, und ſomit den ganzen Stand der Dinge in Neapel für ungiltig erklärte, den Kardinal Aymerich zu ſeinem Legaten und Reichsverweſer ernannte und der Königin Johanna eine Jahresfriſt anſetzte, binnen welcher ſie dem apoſtoliſchen Stuhle den Lehenseid leiſten und den Zins von acht tauſend Unzen Goldes abführen ſollte. Zwar war durch des

Mönches Robert kraftvolles Auftreten der Einfluß der ungarischen Partei vorläufig der überwiegende geworden; dennoch zogen unter so verworrenen Umständen und bei so widersprechenden Interessen sich von allen Seiten drohende Gewitter zusammen, deren Ausbruch die Königin Elisabeth durch vorsichtige, wenn auch feige Entsagung beschwören wollte. Die besorgte Mutter erklärte daher dem Hofe ihren Entschluß, ihren Sohn Andreas nach Ungarn zurück kehren zu lassen, aber sie wurde sowohl durch die Einreden der Anhänger ihres Sohnes, wie durch Johanna's erheuchelten Schmerz bewogen, jenen Entschluß wieder aufzugeben.

Ohne daß er es ahnete, stiegen neue, dringendere Gefahren über des Andreas Haupte auf. Er hatte, durch Petrarca's Bitten, und seines Lehrers Robert Zureden bewogen, mehre vornehme Staatsgefangene, welchen seines Vorgängers Zorn ihre Freiheit und ihr Eigenthum abgesprochen, losgegeben und in ihre Güter wieder eingesetzt. Aber Diese hatten mächtige Feinde, denen sie obendrein mit Uebermuth begegneten, und die, weil der König die Befreiten begünstigte, jetzt ihren ganzen Haß auch gegen ihn kehrten. So kam es, daß nunmehr der Reichskämmerer Karl Artus und die Grafen Sanseverino, von Melazzo und von Terlizzi mit Johanna in einen förmlichen geheimen Bund traten, um jene Günstlinge des Königs zu verderben, ihm selbst aber alle wirkliche Macht zu entreißen. Die ungarische und die neapolitanische Partei standen somit, obgleich in unsichtbarem Kampfe begriffen, doch auf den Tod gerüstet einander gegenüber; denn während diese des Andreas königliches Ansehen auf einen bloßen Namen beschränkt wissen wollte, hatte jene in Avignon geradewegs die Forderung gestellt, Andreas solle nicht als Johanna's Gemal, sondern als Enkel und Erbe des rechtmäßigsten Thronfolgers, Karl Martell, gekrönt und als König angesehen werden, wobei sie sich auf den ursprünglichen Lehensbrief des Papstes Clemens IV. stützten, dessen Bestimmung der Erbfolgeordnung Papst Bonifacius VIII. zu verletzen nicht befugt gewesen, und nach welchem schon Robert unrechtmäßiger König war. Aber obgleich die ungarischen Gesandten ihr Anliegen durch das Versprechen, vierzig tausend Mark Silbers an die päpstliche Kammer abzuführen, unterstützten, so gestand Papst Clemens dem Andreas doch nur den Königstitel und die Ehre der Krönung als Johanna's Gemal zu, wobei Derselbe natürlich ohne alles Erbrecht blieb und Neapel, im Falle Johanna ohne Leibeserben starb, an ihre Schwester und deren Erben übergehen mußte.

Die päpſtliche Politik ſcheute Nichts ſo ſehr, als die Vereinigung der Kronen Ungarns und Neapels auf Einem Haupte.

Unter dieſen Verhältniſſen, die von ſo vielen Seiten die Hebel des Ehrgeizes in Bewegung ſetzten, entwarf auch Agnes von Perigord, verwittwete Herzogin von Durazzo, einen kühnen Plan zur Erhebung ihrer Familie, indem ſie ihren Sohn, Karl von Durazzo, mit Johanna's Schweſter, der bereits mit dem Könige Ludwig, und nach ihm mit deſſen Bruder, dem Herzoge Stephan, verlobten Maria, zu vermälen beſchloß. Ihr Bruder, der Kardinal Talleyrand, erwirkte ihr des Papſtes Einwilligung und Dispens zu dieſer Heirat, und da dieſer verwegene Entwurf, der übrigen Parteien wegen, nicht offen betrieben werden konnte, ſo entführte Karl zu nächtlicher Stunde die Prinzeſſin Maria aus dem Schloſſe in ſeinen Palaſt und ließ ſich hier mit ihr trauen. Andreas war ſchwach oder großmüthig genug, dieſen Eingriff in die Rechte ſeines Hauſes zu verzeihen, und Karl's einflußreiche Freunde brachten ſogar die Königin Johanna dahin, ihrer Schweſter die Grafſchaft Alba mit zwei und dreißig tauſend Unzen Goldes als Morgengabe darzubringen. Damals reichte auch Karl's von Durazzo jüngerer Bruder der Tochter des Grafen Robert von Sanſeverino, Margaretha, die Hand. Agnes hatte durch dieſe Verbindungen ihrem Hauſe das Uebergewicht über jenes von Tarento errungen; aber ſie ſelbſt fiel ein Opfer ihrer rachgierigen Verwandten; auf Katharina's Anſtiften ſtarb ſie an Gift. Agneſens eigener Sohn, Karl von Durazzo, ſoll darum gewußt und es haben geſchehen laſſen.

Johanna, nicht geſonnen, Rückſicht auf die Rechte ihres Gemals zu nehmen, erkannte den Kardinal Aymerich als Reichsverweſer an (28. Auguſt 1344) und ließ ſich von Demſelben im Namen des Papſtes belehnen. Andreas hatte dabei nichts Anderes zu thun, als die hierüber ausgeſetzten Urkunden unter dem Titel: König von Jeruſalem und Sicilien, zu unterſchreiben. Er befand ſich jetzt in der Mitte zweier Parteien, denn Johanna trachtete, durch Demuth gegen den Papſt ſich die Alleinherrſchaft zu verſchaffen, Karl von Durazzo aber ſeiner Gemalin das nächſte Erbrecht zu ſichern, aus welchem Grunde Letzterer auch die Ausfertigung der Krönungsbulle für Andreas ſo lange als möglich zu verzögern, zugleich auch Johanna in ihren argen Ausſchweifungen zu beſtärken ſuchte, um zwiſchen ihr und ihrem Gemale jedes Band der Liebe gänzlich zu zerreißen und

dadurch um so gewisser die Hoffnung auf eine königliche Nachkommenschaft zu vereiteln.

Endlich erreichte Johanna durch Talleyrand ihren vornehmsten Zweck, indem der heilige Vater (18. November 1344) sie mündig erklärte und den Reichsverweser abrief. Sofort richtete sie ihre Augen auf gänzliche Vernichtung des ungarischen Einflusses, der ihrem Gemale eine entschiedenere Stellung hätte verleihen können, und besetzte in dieser Absicht die höchsten Reichswürden mit erklärten Gegnern des Andreas, der in der schimpflichsten Abhängigkeit und Unthätigkeit erhalten, ja sogar unwürdigem Mangel preis gegeben wurde. König Ludwig, um seinen Bruder aus dieser schmählichen Lage zu befreien, brachte mit schweren Opfern die der päpstlichen Kammer für des Andreas Krönung zugesagten vierzig tausend Mark Silbers zusammen, und so fertigte denn der Papst (20. September 1345) die betreffenden Bullen aus, obwohl mit dem schon gedachten Vorbehalte, daß durch Krönung und Salbung dem Andreas kein Recht zur Nachfolge erwachsen solle.

Doch selbst unter diesen Beschränkungen war des Andreas Krönung für seine Gemalin und für die Durazzische, wie für die tarentinische Partei ein Ereigniß, das ihre selbstsüchtigen Plane auf das Unbequemste durchkreuzte. Eine grausige Katastrophe war im Anzuge, denn Johanna trug ein Pfand wahrscheinlich verbotener Liebe unter ihrem Herzen, und Andreas, düster und schweigsam in seine Schande blickend, erschien bei dem nächsten Turniere mit einer Fahne, die unter dem königlichen Wapen einen Block und ein Beil zeigte. Die blutige Drohung, welche dieses Fahnenbild symbolisch aussprach, ließ des Andreas Gegner und die Königin selbst für ihre Sicherheit fürchten. Ihr Entschluß war schnell gefaßt; ihre Rettung schien den Untergang des Andreas zu bedingen, und so ward das Verbrechen reif. Eine Lustfahrt nach Aversa diente zum Vorwande, da die Verschworenen ihren Anschlag in der Hauptstadt nicht auszuführen wagten. Andreas war dabei, und nahm, nichts Schlimmes ahnend, Theil an der fröhlichen Jagd, so wie später an dem Nachtmahle in dem, unweit der Stadt gelegenen Cölestinerkloster San Piedro di Morrono. Nach Mitternacht weckte man den König Andreas, vorgebend, daß wichtige Botschaft aus Neapel ihn erwarte. Arglos ging er im Nachtkleide in den Saal, wo die Verschworenen ihn schnell umringten. Er schrie nach Hilfe und rang so mannhaft gegen die, durch Gewissensangst entnervten Mörder, daß er sich aus dem Saale flüchten konnte.

Er eilte nach seinem Schlafgemache, um seine Waffen zu holen; aber ein Mitverschworner, der Notar Niklas von Milazzo, hatte es bereits abgeschlossen. Zurück kehrend, fand Andreas auch die Saalthüre verriegelt, und sein Hilferuf hallte schrecklich durch die öden Gänge, die nur der Mord bewachte. Seine einstige Amme, Ysold, hörte ihn um Hilfe rufen, und ihr entsetzliches Geschrei raubte den Mördern auf Augenblicke den Muth. Auch die Königin vernahm in ihrem Gemache den Angstruf des Gatten; doch sie hatte mit im Rathe des Mordes gesessen und stellte sich, Nichts zu hören. Die entmuthigten Verschworenen standen unschlüssig, aber sie erkannten, daß es jetzt um sie geschehen sey, wenn König Andreas am Leben bliebe, und so von Angst und Wuth gleichsehr gestachelt, stürzte sich der Ritter Bertrand, des Reichskämmerers Karl Artus Sohn, auf den Wehrlosen, rang mit ihm und riß ihn zu Boden nieder. Ehe der König sich seines Drängers erwehren konnte, warfen die herbei springenden Mörder ihm eine mit Gold durchflochtene seidene Schnur — wie es heißt, ein Gewebe, von der Hand der Königin zu diesem Zwecke bereitet — um den Hals, zerrten ihn auf den Balcon des Saales hinaus und erdrosselten ihn. Als er zu athmen aufgehört, stürzten sie den Leichnam in den Garten hinab (18. September 1345). Nach vollbrachter Gräuelthat verliefen sich die Mörder. Die alte Ysold kam mit Licht herbei, weckte die Mönche und durchsuchte das Gebäude. Sie fanden den königlichen Leichnam im Garten unter dem Balcon, trugen ihn bestürzt und jammernd in die Kirche und wachten neben ihm, bis der Morgen anbrach.

Schnell verbreitete sich die Kunde der verruchten That und lärmte das Volk von Aversa auf, das schaarenweise nach dem Kloster von San Piedro zog und voll Abscheu nach den Thätern forschte. Die Königin Johanna vergoß heuchlerische Thränen und stellte sich unwissend. Aber fürchtend, daß ihre Verstellung sie nicht auf lange sichern möchte, hielt sie, Schrecken und Schmerz vorschützend, sich in einer anderen Wohnung wohlverschlossen. Die Leiche des ermordeten Königs wurde nach Neapel in die Hauptkirche des heiligen Januarius gebracht und, da der Hof keine Schritte zu ihrer würdigen Beerdigung that, durch den Domherrn Ursil Minutolo und dessen Freunde in der Kapelle des heiligen Ludwig beigesetzt.

So endete der neunzehnjährige König Andreas, Sohn und Bruder eines Königs, von seinem Zeitgenossen Petrarca als „ein höchst milder und unschuldiger Mensch, als ein Jüngling von seltenen Anlagen und hoffnungs-

voller König" gerühmt, und ſo mußte zuerſt an ſeinem ſchuldloſen Haupte ſich der Fluch erfüllen, den die Ermordung des erlauchten letzten hohenſtaufiſchen Sprößlings, des nicht minder ſchuldloſen Konradin von Schwaben, über das geſammte Haus Anjou herauf beſchworen hatte.

Der Hof von Neapel ſuchte den Eindruck der Schreckensthat in ſeinem Gewiſſen, wie in der Vorſtellung des Volkes, durch Feſtlichkeiten und Schaugepränge zu erſticken; aber der Großrichter, von der allgemeinen Stimme gedrängt, ſchritt ernſt und ſtreng an ſein Werk, die Mörder zu verfolgen. Karl von Durazzo, vielleicht zum Theil aus ſchuldigem Dankgefühle gegen das Andenken des Andreas, mehr aber wohl noch aus Bitterkeit gegen die Königin, die ſich geweigert hatte, ihn, als den Gemal der Prinzeſſin Maria, zum Herzoge von Calabrien zu ernennen, nicht minder aus Beſorgniß, daß Katharina von Valois einen ihrer Söhne mit der Witwe des Andreas zu vermälen eilen werde — bot hiebei thätig die Hand. Auf ſeinen Betrieb erwirkte ſein Oheim, der Kardinal Talleyrand, ein päpſtliches Sendſchreiben, welches der Königin Johanna verbot, ohne Wiſſen und Genehmigung des heiligen Vaters eine neue Heirat zu ſchließen. Zugleich ſendete Karl Boten an den Ungarnkönig, ſchilderte Dieſem die Königin Johanna als Mitanſtifterin der Ermordung ſeines Bruders, und forderte ihn, unter der Zuſage kräftiger Unterſtützung, auf, Neapel mit Waffengewalt in ſeinen Beſitz zu bringen.

Johanna, ſo ſchwer bedroht, konnte nur in der Gunſt und dem Schutze des heiligen Vaters ihre Rettung finden. An ihm erſchöpfte ſie daher all' ihre Demuth. Als die Zeit ihrer Entbindung heran nahte, erging an den Papſt Clemens ihre Bitte, Pathe und Vater des noch vor ſeiner Geburt verwaiſ'ten Kindes zu ſeyn. Der Papſt willigte ein und bevollmächtigte ſie, unter den Baronen und Prälaten ihres Reiches einen Stellvertreter für ihn zu wählen. Ihre Wahl traf den, mit ihrem Benehmen unzufriedenen Biſchof von Cavaillon, ihren Großkanzler, der zwar der heiligen Handlung beiwohnte, dann aber, ſeinem Unwillen folgend, das Reich verließ, nachdem er ſein Amt ſchon früher niedergelegt. Der neugeborene Sohn der Königin, deſſen eheliche Geburt von vielen Seiten beſtritten wurde, erhielt in der Taufe den Namen Karl Martell.

Noch war die Rache für das vergoſſene königliche Blut nicht befriedigt. Die Bürger von Marſeille forderten den heiligen Vater laut auf, den unver-

hörten Frevel zu strafen. König Ludwig von Ungarn aber, obwohl zu vorsichtig, um den leidenschaftlichen, vielleicht nur heuchlerischen Aufforderungen Karl's von Durazzo Folge zu leisten, wendete sich dennoch mit bitteren, nur zu gegründeten Klagen an den Papst, bezeichnete die Königin Johanna ausdrücklich als Anstifterin, die Titularkaiserin Katharina aber und deren Söhne, wie auch den Kardinal Talleyrand und dessen Neffen als Beförderer jenes Meuchelmordes, und verlangte, daß Johanna der Krone verlustig erklärt, die Angeschuldigten dem peinlichen Gerichte überwiesen, der neugeborene Prinz, Karl Martell, aber der Königin Elisabeth zur Erziehung übergeben, und bis zu dessen Mündigkeit die Verwaltung des Reiches ihm und seinem Bruder, dem Herzoge Stephan von Slavonien, übertragen werden sollte. Der heilige Vater, welcher theils aus persönlicher Gunst an Johanna's Mitwissenschaft um das Verbrechen nicht glauben mochte, theils das Aergerniß scheuete, welches dem Reiche und dem Volke nothwendig gegeben wurde, wenn Johanna als Gattenmörderin dastand, erklärte in einer Bulle vom 2. Februar 1346 jenen Mord für ein, seiner Gerichtsbarkeit unterworfenes Verbrechen, und sprach Excommunication, Güterverlust und bürgerlichen Tod über die Schuldigen aus, indem er zugleich eine Untersuchungscommission nach Neapel zu senden versprach; aber ziemlich gleichzeitig schrieb er auch dem Könige von Ungarn, daß er unmöglich die weder verhörte noch überführte Königin einer Krone berauben könne, welche ihr rechtmäßig gebühre. Sollte sie jedoch der Mitschuld überwiesen werden, so sollten der König von Ungarn und sein Bruder, als Sprößlinge des Hauses Anjou, auf seine besondere Theilnahme rechnen können. Dabei nahm er den Kardinal Talleyrand gegen den ausgesprochenen Verdacht eifrig in Schutz.

Der Papst hoffte, den bösen Verdacht am besten dadurch von Johanna wegzuwälzen, wenn er sie, dem Anscheine nach, einer Untersuchung preis gäbe, und seine Legaten, welche er als Untersuchungsrichter nach Neapel sendete, und die zugleich die königliche Waise einstweilen in Obhut nehmen sollten, angeblich um sie später der Königin Elisabeth zu übergeben, hatten von ihm schon die nöthigen Weisungen erhalten, um die Untersuchung auf eine Weise zu leiten, daß Johanna Nichts dabei befürchten durfte. Doch Johanna's böses Gewissen scheuete selbst diesen, ihr so günstig gestimmten päpstlichen Gerichtshof, und den Legaten wurde daher, bei ihrer Ankunft in Neapel, die Vollführung ihres Auftrages streng verboten.

Nicht so konnte die von dem gewissenhaften Großrichter des Reiches, Bertrand von Baux, Grafen von Montescaglioso, bereits eingeleitete Untersuchung aufgehalten werden. Die des Mordes zuerst Verdächtigen, der königliche Kammerherr Tommasi und der Notar Niklas von Milazzo, wurden eingezogen und, in Gegenwart vieler Zuschauer aus dem Adel und dem Volke, der peinlichen Frage unterworfen. Als die Angeklagten, vor der Qual der Folter erbebend, umständlich zu bekennen gelobten, stürzte aus dem Zuschauerhaufen der Graf Terlizzi auf Tommasi hin, riß ihm die Zunge aus und entfloh im Getümmel. Tommasi, dadurch sprachlos und der Besinnung beraubt, konnte keine Eröffnungen machen. Aber um so mehr bekannte Milazzo, welcher den Grafen Terlizzi als das Haupt der Verschwörung, als Anstifter der Unthat die Philippa nebst ihrer Tochter Margaretha und ihrer Enkelin Sancia, als Hauptthäter aber den Ritter Bertrand bezeichnete. Sofort wurden Tommasi und Milazzo vom Großrichter zum Tode verurtheilt, an Roßschweifen durch die Stadt geschleift und zuletzt aufgeknüpft.

Die Untersuchung gegen die übrigen bezichtigten Personen hatte große Schwierigkeiten, da sie Leute von Familie, Rang und Einfluß waren, überdies die päpstliche Vorschrift — Nichts zu berühren, was die Königin bloßstellen könnte — den Verfolg der richterlichen Mittel beschränkte. Der Großrichter entledigte sich seiner schwierigen Pflicht mit Klugheit und Umsicht. Ohne alles Aufsehen wurden der Graf Terlizzi, dann die verworfene Philippa sammt Tochter und Enkelin verhaftet und auf die Folter gebracht. Johanna, die Eröffnungen der Angeschuldigten fürchtend, bot Alles auf, sie zu retten, obschon sie keine offenen Schritte dazu thun konnte. Mit oder ohne ihr Wissen verlangte der Staatsrath Raimund von Catanea mit Heftigkeit die Freilassung der Verhafteten. Sein Eifer erregte Verdacht; er wurde festgehalten, gefoltert und bekannte unter der Marter, daß der Großseneschall, Robert von Cabanis, an des Königs Ermordung die größte Schuld trage. Diesen zu verhaften fiel den Richtern schwer, schon wegen der starken Leibwache, mit welcher er sich zu umgeben pflegte. Aber das erbitterte Volk löste diese Zweifel durch eine Gewaltthat, indem es den Palast des Seneschals stürmte und Diesen vor die Richter schleppte. Seine Aussagen enthüllten nun den Richtern das grause Gewebe des Königsmordes in allen seinen Fäden; aber Niemand, außer dem Papste, erfuhr von den Richtern die geheimnißvollen Ergebnisse der Untersuchung. Gegen des heiligen Vaters

Willen wurde jedoch durch den Großrichter auch der König von Ungarn von den Hauptpunkten unterrichtet. Karl Artus und sein Sohn Bertrand waren durch frühzeitige Flucht der Untersuchung entronnen, und hielten sich auf dem festen Bergschlosse Sant' Agata eingeschlossen; Philippa hatten die Qualen der Folter getödtet; Sancia, gesegneten Leibes von ihrem Buhlen Terlizzi, wurde bis zu ihrer Niederkunft im Gefängnisse gehalten. Die übrigen Schuldigen wurden mit aufgespreiztem Munde — damit sie Nichts, was man geheim halten wollte, an das Volk verrathen könnten — zum Tode geführt und ohne Unterschied des Ranges lebendig verbrannt.

Andere frühere Gegner des Königs Andreas, um den Verdacht der Theilnahme von sich zu entfernen, trugen selbst zur Habhaftwerdung der Schuldigen bei. So Katharina von Valois, welche, theils um sich in den Augen des Ungarnkönigs zu reinigen, theils aus geiziger Gier nach des entflohenen Karl Artus ungeheueren Schätzen, mit einer Schaar deutscher und böhmischer Söldner vor Sant' Agata zog, durch List sich Eingang verschaffte, Karl Artus und dessen Sohn Bertrand festnahm und die Reichthümer der Ueberlisteten an sich riß. Bertrand verschmachtete im Kerker zu Melfi, Artus wurde umgebracht und sein in Leder eingenähter Leichnam durch Katharina den päpstlichen Beamten in Benevento überliefert. Triumphirend und mit des Artus Schätzen beladen, kehrte Katharina nach Neapel zurück, wo die Königin Johanna, im elften Monate nach ihres Gemals Ermordung und ohne die ihr zur Pflicht gemachte Einwilligung des heiligen Vaters abzuwarten, sich mit Katharina's Sohne, Ludwig von Tarento, vermälte.

Wir kehren nun zu den Ereignissen in Ungarn zurück, wo mancherlei Vorfälle und Verwickelungen den König Ludwig bisher gehindert hatten, thatkräftiger in die Angelegenheiten Neapels einzugreifen. Der Aufruf des Hochmeisters zum Heerzuge wider die heidnischen Lithauer und Samländer, durch welche die Ordenslande so häufigen Einfällen ausgesetzt waren; der große Ablaß, welchen Papst Clemens VI. allen Streitern gegen jene Ungläubigen feierlich verkündete, wirkten mächtig auf den religiös-kriegerischen Sinn der Zeit. Viele deutsche Fürsten gehorchten dem päpstlichen Gebote, und auch der jugendliche Ungarnkönig wollte hinter den Uebrigen nicht zurück bleiben. Darum zog er (1344) ebenfalls mit einer ausgewählten Ungarnschaar nach Preußen, wo der kriegsfreudige Böhmenkönig Johann und sein Sohn, der mährische Markgraf Karl, dann der Markgraf von

Brandenburg, die Grafen von Holland und von Holstein, sammt vielen deutschen edlen Herren sich bereits unter das Ordensbanner gereiht hatten. Der zweck- und ruhmlose Ausgang dieses Kreuzzuges ist schon erzählt worden (s. Band III. S. 288).

Bei dem, zwischen dem Könige Johann von Böhmen und Kazimierz von Polen ausgebrochenen Kampfe trat König Ludwig, dazu aufgefordert, auf des Letzteren Seite. Die von ihm unter Anführung des Niklas von Széch und des Peter Pokarnok abgesendeten ungarischen Hilfsvölker nöthigten den König Johann, von der Belagerung Krakau's abzustehen, und ließen dann seinen Rückzug nur unter bedeutenden Verlusten an Mannschaft Statt finden (1345).

In Kroatien und Dalmatien hatte sich, weil man von des Königs Jugend keine kraftvolle Ahndung besorgte, wieder der Geist der Widerspänstigkeit und des Abfalls geregt. Mehre der dortigen Herren hatten dem Könige die Huldigung geweigert. Wider sie zog schon im Herbste 1344 der Ban Niklas mit vier tausend schwergerüsteten Fußgängern, und erzwang Ruhe und Gehorsam im Lande bis an die Kniner Burg. Aber hier trotzte auf unzugänglicher Felsenhöhe Wladislawa, des Grafen Nilipitsch Witwe, sammt ihrem Sohne Johannes, verwegen dem Könige und seinen Machthabern. Die Festigkeit des Platzes schreckte den tapferen Ban nicht; er umzingelte die Burg, schlug alle Ausfälle zurück, und beugte den Trotz der Besatzung durch Hunger und Mangel. Die stolze Burgfrau legte sich auf Unterhandlungen; aber der Ban bestand auf unbedingter Unterwerfung, bis der König das Geschehene verzieh, worauf der Ban einige Mannschaft in die Burg legte und dann mit seinen Kriegern abzog. Doch kaum hatte er die Save überschritten, so wendete sich Wladislawa wieder zum Unfrieden, und vertrieb, mit Unterstützung des Corbaver Grafen Cyriak Gussitsch, die ungarische Besatzung aus der Feste und der Umgegend von Knin. Da zog der erzürnte König im Juli 1344 an der Spitze von zwanzig tausend Mann Fußvolk nach Kroatien und stellte sich bei Bihacz drohend auf. Dies schreckte und warnte. Die meisten der Landherren, unter ihnen auch der übermüthige Johannes auf Knin und Graf Gussitsch, eilten in das Lager des Königs, leisteten dem Könige die Huldigung und nahmen ungarische Besatzung in ihre Schlösser. Nach einigem Bedenken, vorzüglich durch die Furcht vor der Macht der mit den Venetern verbündeten Brebirer Grafen erweckt, folgten auch die Städte Cliffa, Ostrowicza und Scardona dem Beispiele der Unterwerfung.

Die Bewohner von Jadra, wie so oft schon, abermals mit ihrer Oberherrin, der Republik Venedig, zerfallen, wollten ebenfalls diese Gelegenheit benutzen und dem Ungarnkönige ihre Unterwerfung anbieten. Ihre Gesandten suchten den König im Lager zu Vihacs, und, da er dasselbe schon verlassen, zu Wissegrad auf. König Ludwig nahm, im Sinne seiner Vorgänger, diese Unterwerfung an.

Auf die Kunde davon erschienen sogleich fünf venetische Galeeren unter des Piedro Canale Anführung vor Jadra, und übten, Anfangs die Maske der Freundschaft vorhaltend, alsbald arge Grausamkeiten, obschon die Bürger von Jadra in ihrer Noth sich auf den alten Schutzvertrag mit Venedig beriefen. Die Republik bestand darauf, daß Jadra seine Festungswerke schleifen und dem venetischen Grafen sich unbedingt unterwerfen sollte, bei Gefahr noch schlimmerer Behandlung. Da kam ein karthagischer Muth über die Bürger Jadra's, Alles ergriff die Waffen und half die Festungswerke ausbessern; Mundvorrath war vorhanden auf achtzehn Monate. Zugleich ging eine Gesandtschaft an den König Ludwig ab, um seinen kräftigen Schutz für die ihm freiwillig unterworfene Stadt zu erbitten. Der König versprach ihnen beizustehen mit seiner ganzen Macht, und befahl den Banen von Bosnien und Slavonien, alsogleich mit ihren Bannern der bedrängten Stadt zu Hilfe zu eilen. Aber Diese ließen sich durch venetisches Gold blenden und rückten mit ihren Schaaren so langsam vorwärts, daß die Republik Zeit behielt, zwanzig tausend Mann auszuschiffen. Vergebens suchten die Gesandten Jadra's die säumigen Bane anzutreiben; der König selbst aber war durch die neapolitanischen und andere Händel so sehr in Anspruch genommen, daß die Jadratiner mit ihren wiederholten Klagen nur leere Vertröstungen von ihm erzweckten. Die Veneter benutzten ihre Zeit eifrig; sie sprengten die den Hafen von Jadra sperrende Kette, nahmen das Castell von St. Cosmas und Damian, schlossen die Stadt enger ein, und deckten sich nicht nur durch aufgeworfene Verschanzungen, sondern errichteten auch östlich von der Stadt eine feste Citadelle.

In April 1346 stand endlich das für Jadra bestimmte Heer von hundert tausend Mann schlagfertig da; es bestand zum größeren Theile aus Reiterei, mit welcher freilich auf jenem Kampfplatze weniger auszurichten war. Bei Similicz, sieben Meilen vor Jadra, unterbrach der König seinen Zug; sein Lager reichte von da bis Vrana. Dann näherte sich Ludwig

mit zwei tauſend ausgewählten Rittern der Stadt, beſichtigte die Werke der Veneter und übertrug die Belagerung der mit ſechzehn tauſend Mann beſetzten Citadelle, ohne deren Eroberung kein Entſatz der Stadt denkbar war, dem Ban von Bosnien. Die Tapferkeit, mit welcher die Jadratiner einen Hauptſturm der Feinde zurück geſchlagen, erfreute den König dergeſtalt, daß er ſchwur, entweder die Stadt zu befreien oder für ſie zu fallen. Aus dieſem Grunde wies er auch die von den Venetern angetragenen Unterhandlungen zurück, und ſetzte der Citadelle durch eilf ungeheuere Wurfmaſchinen zu. Aber bald verſcherzten die Jadratiner des Königs Gunſt durch die wucheriſche Habgier, womit ſie ihre ungariſchen Befreier bei'm Verkaufe der Lebensmittel drückten und übertheuerten; die ganze Unternehmung ward ihm zuwider und er trachtete jetzt nur, den Kampf mit Ehre, und ſeinem Worte getreu, ſo bald als möglich zu Ende zu bringen. Darum ordnete er auf den 1. Juli einen Hauptſturm an; aber der Verrath des beſtochenen Ban's von Bosnien, welcher die Landung von dreißig venetiſchen Galeeren abſichtlich nicht hinderte, vereitelte den Erfolg. Während jener Landung unternahm Canale einen heftigen Ausfall, und jagte die Jadratiner in die Stadt zurück. Die Ungarn, jetzt in der Fronte wie im Rücken angegriffen, konnten nicht länger Stand halten und warfen, Kriegsmaſchinen und Gepäck zurück laſſend, ſich flüchtend in die Burg von Brana. Die aufgegebenen Jadratiner konnten nach dieſer Wendung der Dinge den Ungarnkönig nur noch um ſeine Verwendung bei dem Senate der Republik wegen milder Behandlung bitten; aber dieſe Verwendung ward fruchtlos, da die ſiegreichen Veneter jetzt von dem Könige Nichts mehr zu beſorgen hatten, denn die durch Zuthun des bosniſchen Ban's ebenfalls von der Republik beſtochenen ungariſchen Magnaten drängten den König unaufhaltſam zum Abzuge, der ſofort angetreten wurde und das unglückliche Jadra gänzlich ſchutzlos in den Händen der erzürnten Republik ließ.

König Ludwig würde ſeine Hand minder ſchnell von Jadra abgezogen haben, hätte nicht ſeines Bruders Andreas verruchte Ermordung ihn mit aller Macht gegen Neapel hingetrieben, um dort als Rächer aufzutreten und zugleich als Eroberer die Krone von Johanna's ſchuldigem Haupte zu reißen. Ehe er noch zu einem Hauptſtreiche gegen Neapel ausholen konnte, ward ſein Gold ihm dort eine Partei, welche durch innere Empörung ihm den Kampfplatz vorbereiten ſollte. Am früheſten und thätigſten

wirkte dort für ihn der Graf zu Fondi, Nikolaus Cajetani, indem er plötzlich Terracina und die Burg Itri überfiel und für den König von Ungarn in Beſitz nahm. Dieſe Plane wurden von den gleichzeitigen Vorgängen in Deutſchland und Italien vielfach durchkreuzt. Dort war der mähriſche Markgraf Karl, nach einſeitiger Wahl, als Gegenkaiſer Ludwig's des Baiern aufgetreten, ohne jedoch zur Zeit von der Mehrzahl der Reichsſtände, noch von den Städten am Rhein, in Schwaben und Franken anerkannt zu werden. König Ludwig, obgleich Karl's Schwiegerſohn, verſagte Demſelben ebenfalls ſeine Anerkennung, theils weil er Ludwig den Baiern als des Reiches rechtmäßiges Oberhaupt anſah, theils weil die italieniſche Politik der Luxemburger ihm in ſeinen Abſichten auf Neapel hinderlich zu werden drohte. Nachdem Kaiſer Ludwig und der Ungarnkönig den friedliebenden und vorſichtigen Herzog Albrecht von Oeſterreich zwar nicht zur bewaffneten Theilnahme, wohl aber dazu bewogen hatten, daß er ihnen Werbung und freien Durchzug durch ſeine Lande zu geſtatten verſprach, reiſeten beide Ludwige nach Tirol, wo ſie mit Maſtino della Scala, Herrn von Verona und Vicenza, zuſammen trafen, der ſich durch ſie gegen ſeine Feinde, die Visconti von Mailand und die Gonzaga von Mantua, feſtzuſtellen hoffte und daher dem, von ihnen für das Spätjahr beſtimmten Einfalle in Italien allen möglichen Vorſchub zu leiſten ſich verbindlich machte.

Der Landtag beſchloß das erforderliche Aufgebot in Ungarn und bewilligte die Ausſchreibung einer außerordentlichen Abgabe zur Beſtreitung der Kriegskoſten, wobei die freien und königlichen Städte von beglaubigten Kammerbeamten geſchätzt und, nach Maßgabe ihres Vermögens, eine jede mit vier hundert Mark in guten Groſchen oder in Goldgulden beſteuert wurden. So vorbereitet, ſendete König Ludwig (1. April 1346) einen verläßlichen Edlen, Herrn Niklas Toth, genannt Konth, mit großen Geldſummen nach Italien, um die dort herrſchenden Geſinnungen zu erforſchen und dieſelben für den König zu bearbeiten. Einer der Erſten unter den Machthabern Italiens, welcher ſich für den Ungarnkönig erklärte, war Obizzo Eſte, Herr von Ferrara. Als dann die ungariſchen Geſandten die Gränzen Neapels betraten, unterwarf auch die Stadt Aquila, auf Betrieb des dortigen Grafen Lalli, ſich der ungariſchen Krone. Zwar zog Cavalcante, der Feldherr Katharinens von Valois, gegen die abgefallene Stadt, um ſie

zu züchtigen und wieder zu unterjochen; aber seine Niederlage befestigte die Stadt in ihrer angenommenen Stellung.

Die drohende Gefahr nöthigte sowohl die Königin Johanna, als die ränkevolle Katharina, sich scheinbar mit Karl von Durazzo auszusöhnen, indem Jene ihm das bisher verweigerte Herzogthum Calabrien zusagte. Er führte ein zahlreiches Heer gegen Aquileja; aber der Muth der Belagerten vereitelte drei Monate lang alle seine Angriffe. Noch glücklicher, als Ludwig's übrige Emissaire, war der von ihm mit stattlichem Gefolge und klingender Münze ebenfalls nach Italien geschickte Nikolaus Henrici, Bischof von Fünfkirchen. Seine Beredsamkeit und sein Gold warben dem Könige neue mächtige Verbündete, obenan den Herrn von Foligno, Ugolino de' Trinci, und die einflußreichen Malatesti, Herren von Pesaro, Fani und Rimini. Durch ihre Mannschaften ansehnlich verstärkt, rückte Nikolaus vor Aquileja und zwang Karl von Durazzo, die Belagerung des Platzes gänzlich aufzugeben. Der kriegerische Bischof aber unterwarf nach einander Sulmona (des Ovidius Wiege), Venafro, Tiano, Sarno, und somit einen beträchtlichen Theil des Landes seinem Könige.

Noch einmal versuchte Ludwig den Weg gütlicher Entscheidung, indem er dem damals auf der Höhe des Ruhmes und der Volksgunst stehenden Tribun Rienzi seine Streitsache mit der Königin Johanna vorlegen und seinen schiedsrichterlichen Spruch verlangen ließ. Rienzi aber wies die Entscheidung an den Papst, dessen Gunst König Ludwig durch seine enge Verbindung mit dem, von dem Banne der Kirche verfolgten Kaiser Ludwig dem Baiern längst verscherzt hatte. Da der König auf diesem Wege auf kein unparteiliches Urtheil rechnen durfte, so beschloß er, muthig auf der Bahn der Eroberung weiter zu schreiten, und brach, an der Spitze einer kleinen, doch auserlesenen Schaar nach Italien auf (November 1347).

Die Kunde seiner persönlichen Annäherung erregte, nach den bereits voran gegangenen Erfolgen der ungarischen Sache, in Italien Bestürzung und Unruhe. Papst Clemens ordnete sogleich einen Legaten ab, um erstlich für den Fall, daß Johanna ihr Reich verließe oder aus dem Leben schiede, dem unmündigen Sohne derselben, Karl Martell, die Huldigung der Glieder des königlichen Hauses und der Stände zu erwirken, dann aber schleunigst dem Ungarnkönige entgegen zu ziehen und ihm Papst Johann's XXII. Bannbullen wider alle Befehder Neapels vorzuhalten. Auch Johanna säumte in ihrer

Gewiſſensangſt nicht, dem Könige Ludwig den Biſchof von Tropea entgegen zu ſenden, um ihm ihre Unſchuld an der Ermordung ihres geliebten Gemals zu betheuern, worauf Ludwig jedoch eben ſo ungläubig, als zürnend und drohend antwortete, und ungeſtört ſeinen Zug gegen die Brenta fortſetzte.

In Padua verweilte er einige Tage bei dem Herrn dieſes Gebietes, dem ihm ergebenen Jakob von Carrara, welcher ihm acht hundert Reiter zuführte; drei hundert erwarteten ihn zu Verona unter den dortigen Herren Albert und Maſtino della Scala. Auch Philipp Gonzaga zu Mailand, und die Pepolo zu Romagna, ſchloſſen ſich mit ihren Schaaren ihm an und verſtärkten ſeine Kriegsmacht. Der Graf von Romagna, welcher, auf päpſtliches Geheiß, einen Verſuch machte, zu Imola und Faenza dem Könige den Durchzug zu verwehren, ſtand ſehr bald von dem unausführbaren Vorhaben ab. In Forli erwarteten ihn Geſandte der Florentiner mit reichen Geſchenken und begrüßten ihn als Erretter Italiens; alſo gab es ihnen ihr Haß gegen das Haus Anjou-Neapel ein, auch glaubten ſie den König im Einvernehmen mit Rienzi. Der Herr von Corti, Franz von Odelaſſo, ſtieß mit drei hundert Rittern zu ihm. In Rimini ſtellten die Malateſti ihm zu Ehren prächtige Feſte an, und er ſchlug hier einige vornehme italiſche Jünglinge zu Rittern, darunter einen jungen Malateſta, der ſich, um dem Könige zu ſchmeicheln, den Beinamen Ungar zulegte.

Als der päpſtliche Legat vor den König trat, ihm die Schreckniſſe des kirchlichen Bannes androhend, wenn er weiter gegen Neapel zöge und die Herrſchaft dieſes Reiches an ſich riſſe, entgegnete Ludwig mit Feſtigkeit: die Krone von Neapel gebühre ihm nach dem Rechte ſeiner Väter, das man zu Avignon verletzt habe. Seine Lehenspflichten wolle er redlich gegen die Kirche erfüllen, aber ungerechten Bann nicht fürchten. Alle fernern Verhandlungen mit dem Legaten abbrechend, zog er (24. December 1347) in Aquileja ein; vorgetragen wurde ihm eine ſchwarze Fahne mit dem Bildniſſe des ermordeten Andreas, um zu zeigen, daß er komme als ein Rächer blutiger Schuld. Nirgends wagte man ihm Widerſtand zu leiſten; nur der Königin Johanna Gemal, Ludwig von Tarento, und ſein Anhänger Nikolaus Acciajoli, legten ſich mit einigen Truppen vor Capua, um die Brücke und den die Stadt beſpülenden Volturno zu beſetzen. Karl von Durazzo, in ſeinem Gewiſſen nicht rein, ſetzte ſeine Burgen in Vertheidigungszuſtand und brachte ſeine Vorräthe nach Monte St. Angelo in Ver-

wahrung. Der wegen seiner Anhänglichkeit an König Ludwig in Neapel als Verräther geächtete Nikolaus Cajetani, Graf von Fondi, ging beherzt über den Volturno, verjagte Ludwig von Tarent und dessen Truppen, und nahm Capua für den Ungarnkönig in Besitz.

Diese Vorgänge raubten der Königin Johanna dergestalt allen Muth, daß sie jeden Widerstand aufzugeben, dem siegreichen Könige Ludwig die Schlüssel der Städte freiwillig entgegen zu bringen befahl und, ihrem Reiche den Rücken kehrend, mit ihren Schätzen nach der Provence flüchtete. Ihr bei Capua geschlagener Gemal wollte ihr dorthin folgen; aber die Provençalen, beunruhigt durch das Gerücht, Johanna wolle die Provence gegen ein anderes Gebiet in Frankreich vertauschen, nahmen sie gefangen und setzten sie auf die Burg Arnaud zu Aix fest.

Inzwischen war König Ludwig (11. Januar 1348) in Benevent eingetroffen, wo er seine Heeresmacht sammelte, die sich jetzt auf zahlreiches Fußvolk und mehr als sechs tausend Reiter belief. Er führte sie über den Volturno und zog fünf Tage später in Aversa ein, hier im Kloster San Piedro di Morrono dieselben königlichen Gemächer beziehend, deren Boden das Blut seines Bruders getrunken. Die Mehrzahl der neapolitanischen Großen suchte ihn hier auf, um durch ihre dargebrachte Huldigung seinem Zorne zuvor zu kommen; auch die Stadt Neapel und die Provinzen sendeten ihm Boten, um ihn ihrer Unterwerfung zu versichern und ihn zum festlichen Einzuge in die Hauptstadt einzuladen. Der König entbot seine Huld Allen, die keinen Antheil an der Ermordung seines Bruders gehabt. Auf diese Versicherung hin verfügten sich des Titularkaisers Bruder, Philipp, und die Brüder Karl, Ludwig und Robert von Durazzo in das Lager des Königs. Den Karl von Durazzo aber hatte der vom Könige mit großem Vertrauen beehrte Erzbischof von Neapel bei Ludwig in das gehässigste Licht gestellt, ihn als Mitwisser und Mitanstifter der Ränke Talleyrand's geschildert und zu beweisen gesucht, daß, so lange Karl von Durazzo lebe, dem Ungarnkönige in Neapel keine Sicherheit und kein Heil blühe. Die Aufhetzungen weckten in König Ludwig's sonst offenem Herzen einen finsteren Argwohn und tödtlichen Haß gegen Karl von Durazzo; er hielt einen Rath, was man mit Letzterem beginnen sollte, und es wurden Diejenigen, welche Milde und Schonung riethen, von Denen überstimmt, welche Karl's Untergang wollten. Die Wage sank mit Karl's Todeslose herab. Einige

Gutgesinnte warnten den Prinzen vor dem Anschlage auf sein Leben; aber er hatte bei dem Könige bei seinem Kommen eine scheinbar so wohlwollende Aufnahme gefunden, daß er nichts Schlimmes glauben wollte. Arglos erschien er bei dem Nachtmahle, zu welchem der König ihn geladen. Noch während der Tafel wurde er von einigen Seiten gewarnt und zum Fliehen aufgefordert; doch seine Stunde war gekommen und sein Verhängniß machte ihn taub gegen die Stimme der Rettung. Als nun die Tafel aufgehoben wurde, wendete sich der König zornschnaubend an Karl, warf ihm vor, daß er in Gemeinschaft mit Talleyrand Ränke gegen König Andreas gesponnen, dessen Krönung gefliſſentlich verzögert, die Prinzessin Maria, die verlobte Braut des Königs oder seines Bruders, zur Heirat bethört, dann des Andreas Mörder nicht aus reinem Willen, sondern aus Haß gegen die Königin, verfolgt; endlich ihn, den König, trügerisch in das Land gerufen habe und dann doch bei Aquileja ihm mit den Waffen in der Hand entgegen getreten sey. Karl entschuldigte sich und betheuerte seine Ergebenheit; doch der König eilte ergrimmt hinweg, und der Woiwod von Siebenbürgen, Stephan Apór, nahm den Prinzen gefangen. Am anderen Morgen hielt der König noch einmal Rath, welches Schicksal über den Herzog Karl von Durazzo zu verhängen sey. Die Magnaten wiederholten den blutigen Spruch, und sofort wurden zwei Ritter mit ihren Knappen zu Karl gesendet, um das Urtheil an ihm zu vollstrecken. Ein Priester des Klosters bereitete ihn zum Tode; dann wurde er auf denselben Balcon geführt, wo Andreas seinen Geist hatte aufgeben müssen, und hier enthauptet, sein Leichnam, wie damals jener des ermordeten Königs, in den Garten hinab geschleudert, wo er durch drei Tage unbeerdigt lag. Milder, als der unglückliche Herzog, dessen Hinrichtung unter den vorhandenen Umständen ein unaustilgbarer Flecken im Leben König Ludwig's bleibt, wurden die übrigen Prinzen behandelt. Der Titularkaiser Robert, dessen Bruder, der Herzog Philipp von Tarento, dann des Enthaupteten Brüder, Ludwig und Robert, wurden nach Ungarn gesendet und in anständiger Haft auf der Wissegrader Burg gehalten. Karl's trauernde Witwe, die neunzehnjährige Maria, entfloh unter dem Schutze und in Begleitung des Bischofs von Caserta, mit ihren vier unmündigen Töchtern nach der Provence, nachdem nicht nur der Pöbel von Neapel, sondern auch der Johanniter Moriale, auf die Kunde von dem Lose der Prinzen, deren Paläste geplündert hatten.

Nach jenem, wenn nicht ungerechten, doch übertriebenen und grausamen Strafgerichte hielt der wieder beſänftigte König ſeinen Einzug in Neapel, die Feierlichkeiten ſtolz verſchmähend, welche Furcht und Heuchelei ihm zu bereiten trachteten. Er beruhigte das Volk, das eine Plünderung der Stadt befürchtet hatte, und beeilte ſich dann, aus der Staatsverwaltung Neapels jene Uebel zu entfernen, die wie ein Krebsſchaden ſo lange daran genagt hatten. Die Rechtspflege wurde in beſſeren Stand geſetzt, und der Willkür wie der Räuberei ſtreng' entgegen gearbeitet. Gegen die Mörder des Königs Andreas währte die Unterſuchung fort, und Keiner wurde begnadigt, den man der Mitſchuld überwies. Die verworfene Sancia, welche früher ihre Schwangerſchaft vor der Hinrichtung gerettet, wurde, nachdem ſie entbunden hatte, auf den Scheiterhaufen geführt; der Graf Konrad von Catanzaro, welcher überwieſen worden, zur Erdroſſelung des Andreas unmittelbar ſeine eigene Hand geboten zu haben, wurde unter ſo ſchrecklichen Martern hingerichtet, als die grauſame Erfindungsgabe des Zeitalters nur erſinnen konnte.

Die Unterwerfung des Landes Neapel war, mit geringen Ausnahmen, auf gütlichem Wege geſchehen. Um ſo mehr eilte König Ludwig, die Freibeuterbanden, mit welchen er zum Theil den Krieg begonnen hatte und die, nach hergeſtelltem Frieden, dem Lande eine Laſt und ein Schrecken waren, zu entlaſſen. So verbannte er den räuberiſchen Johannes Pipin, Grafen von Minervino, dem er, nach ſeiner Vertreibung aus Rom, eine Weile Zuflucht gewährt hatte, aus dem Reiche. Eben ſo verabſchiedete er den ſogenannten Herzog Werner, Condottiere der unter dem Namen der Compagnie des heiligen Georg berüchtigten Freibeuterbande, welche er eine Zeitlang in ſeinem Solde gehabt hatte, und verwies ihn aus dem neapolitaniſchen Gebiete. Die Verbannten warteten, wie voraus zu ſehen, ihre Gelegenheit ab, um dem Könige zu ſchaden.

Nach ſeiner Ankunft in Neapel trachtete der König, ſich in dauernden und geſetzlichen Beſitz des Landes zu bringen. Er nahm die Huldigungen der Reichsbaronen hin, die, mit Ausnahme des flüchtig gewordenen Grafen von Mileto, ſämmtlich zu dieſer Handlung erſchienen, und ſendete den zweijährigen Karl Martell, den er, ungeachtet ſeiner zweifelhaften Abkunft, als ſeines Bruders Andreas Sohn anerkannte und ihm die Würde eines Herzogs von Calabrien ertheilte, der Königin Eliſabeth nach Ungarn zur Pflege

und Erziehung. Von dem Papſte aber forderte er, nach geſchehener Huldigung, die Krönung als König von Neapel, ſo wie Unterſuchung und Urtheil gegen die des Gattenmordes offenkundig ſchuldige Johanna in der Provence. Der Kardinal-Legat Bertrand überbrachte ihm die Antwort des Papſtes, welche freilich mit ſeinen Wünſchen und Entwürfen ſehr im Widerſpruche ſtand. Hätte der Papſt nicht die Prinzen von Neapel in des Königs Händen gewußt, ſo würde er vielleicht noch entſchiedener und feindſeliger gegen ihn aufgetreten ſeyn; ſo aber begnügte er ſich, um das Schickſal der Gefangenen nicht zu verſchlimmern, mit Verweiſen und Ausflüchten. Johanna — ſo lautete die Erklärung des heiligen Vaters — beſitze den Thron Neapels kraft des Teſtaments ihres Großvaters, und der Papſt könne ſie desſelben, ohne überführende Beweiſe des ihr zur Laſt gelegten Verbrechens, nicht verluſtig erklären. Bereits ſeyen drei Kardinäle zur Unterſuchung der wider die Königin erhobenen Anklage ernannt, und der König möge zu gleichem Zwecke auch die Unterſuchungsakten des Großrichters einſenden. Immer aber bleibe es, ſelbſt wenn Johanna ſchuldig befunden würde, zweifelhaft, ob daraus ein Erbfolgerecht für den König von Ungarn oder den Herzog von Calabrien erwachſen werde, und ob nicht vielmehr dann das Reich Neapel dem apoſtoliſchen Stuhle anheim fallen müſſe. Aus dieſem Grunde hätte auch der König ſich dieſes Reiches niemals bemächtigen ſollen, und der heilige Vater werde auch nimmer es genehmigen. Die Hinrichtung des Herzogs von Durazzo ohne rechtliche Form ſey eine Gewaltthat und Ungerechtigkeit; auch habe der König, der doch den Papſt als Oberlehnsherrn von Neapel anſehen müſſe, nicht die Befugniß gehabt, ohne päpſtliche Einwilligung den unmündigen Herzog von Calabrien nach Ungarn zu ſenden. Die Gefangennahme der übrigen Prinzen des Hauſes ſey als offenbare Beleidigung des päpſtlichen Stuhles anzuſehen und verdiene als ſolche geahndet zu werden.

Wie ſehr der Papſt für Johanna und deren Anhang eingenommen war, ging aus dem glänzenden Empfange hervor, den er jener Königin, wie auch ihrem Gemale und ihrer Schweſter Maria, bei deren Einzuge in Avignon bereitete, und es ließ ſich voraus ſehen, daß unter ſolchen Umſtänden Johanna durch die, nur zum Scheine aufgeſtellten geiſtlichen Unterſuchungsrichter von jeder Schuld frei geſprochen werden würde. Da König Ludwig, obſchon die Folgerungen beſtreitend, doch die vermeinte Ober-

lehnsherrlichkeit des apostolischen Stuhles über Neapel als Thatsache gelten ließ, so war schwer abzusehen, wie er von diesem angenommenen Gesichtspunkte aus dennoch seine doppelte Absicht: den Besitz Neapels zu behaupten und Johanna als Verbrecherin gerichtlich zu verfolgen, durchführen werde können. Noch zweifelhafter gestalteten sich die Aussichten, als Ludwig durch die allgemeine große Pest sich bewogen fand, Italien zu verlassen und, den Woiwoden Stephan Apór als Statthalter in Neapel einsetzend, nach Ungarn zurück kehrte (1348).

Aber auch nach seiner Heimkehr war des Königs Blick fortwährend auf Neapel gerichtet. Es kam ihm daher nicht unerwünscht, daß Venedig die Hand zum Frieden bot. Die Republik stellte ihm die Wahl, ihr entweder seine Ansprüche auf die Seestädte Spalatro, Sebenico, Traw und Nona gegen eine verhältnißmäßige Summe abzutreten, oder, wenn er seine Oberherrlichkeit nicht aufgeben wollte, den Senat Venedigs mit jenen Städten zu belehnen. Zwar ging König Ludwig weder auf den einen, noch den anderen Vorschlag ein; wohl aber gestand er einen Waffenstillstand auf acht Jahre zu, der ihm nun für seine andere Angelegenheiten die Hände wieder doppelt frei ließ.

Gleichzeitig ließ König Ludwig seine Unterhandlungen mit dem Papste fortsetzen, zu welchem Zwecke er den Neutraer Bischof Nikolaus und den Eisenburger Grafen Georg nach Avignon sendete. Er ließ dem heiligen Vater seine Bitte um Belehnung mit Neapel und um gerechtes Urtheil über Johanna wiederholen, dabei vorstellen, daß sein Zug nach Neapel nicht einem ausdrücklichen päpstlichen Verbote zuwider, und nur aus dem Grunde geschehen sey, um an den, bisher der Strafe entzogenen Mördern des Königs Andreas Vergeltung zu üben, keineswegs aber die Rechte der römischen Kirche zu verletzen. Er erbot sich, Karl's von Durazzo Mitschuld an dem Königsmorde, ja selbst dessen Anschläge auf sein, König Ludwig's, Leben zu erweisen, die gefangenen Prinzen aber sogleich in Freiheit zu setzen, wenn der Papst ihr friedliches Verhalten in Neapel verbürgen wolle. Würde ihm der Papst die Belehnung mit Neapel durchaus verweigern, so sey er bereit, sich seiner Ansprüche auf dieses Reich zu begeben und seine Heeresmacht von dort zurück zu ziehen; doch nur unter der Bedingung, daß der Gerechtigkeit gegen Johanna vollständiger Lauf gestattet würde.

Gar bald zeigte ſich, wie viel Zeit und Vortheil der König durch ſeine Verhandlungen mit dem päpſtlichen Stuhle bereits verloren hatte, und dies Alles wegen eines Reiches, in deſſen thatſächlichen Beſitz ihn bereits die Gewalt der Waffen und die Gunſt der Umſtände gebracht hatte. Seit ſeiner Abreiſe war in Neapel ſchon Vieles zum Wiederabfalle von ihm vorbereitet worden, da der Unterhalt der ungariſchen Truppen den Neapolitanern ein Gegenſtand des Mißvergnügens war, und manche der vom Könige dort eingeſetzten Beamten die entſtehende Unzufriedenheit durch Uebermuth und Bedrückungen vermehrten. Johanna aber ließ durch den gewandten Acciajoli die Gemüther für ihre Zwecke bearbeiten und traf alle Maßregeln zur Rückkehr in ihr Reich. Da es ihr an Geld gebrach, verkaufte ſie ihre Juwelen an reiche Frauen, und an die römiſche Kirche ſogar die Stadt Avignon nebſt dem dazu gehörigen Gebiete. Um ihre Plane zu erleichtern, verlieh der Papſt ihrem Gemale den Königstitel. Zugleich verwilligten Baronen, Prälaten und Städte freiwillige Steuern; die Genueſer liehen auf vier Monate zehn Galeeren her; in der Provence und in Piemont wurde die Werbtrommel gerührt.

Ehe noch der vom Papſte zur Vornahme des Verhörs angeſetzte Tag erſchienen war, ging Johanna, in tiefer Heimlichkeit und anſcheinend ohne Wiſſen der Curie, in Marſeille an Bord und landete (im Auguſt 1348) vor Neapel. Der ſchon gedachte Condottiere Werner, ſeiner Verbannung wegen nicht wenig auf König Ludwig erzürnt, trat jetzt mit zwölf hundert Freibeutern in Johanna's Sold, und die Neapolitaner ließen ſich der Mehrzahl nach ſchnell für ihre ſchöne, jugendliche Königin begeiſtern, die mit dem Scheine unverſchuldeten Unglückes die Herzen zu rühren verſtand. Alsbald eroberten ihre Anhänger die, die Stadt Neapel beherrſchenden Caſtelle di Capua, Sant Elmo und dell' Uovo, dann die Stadt Acerra, deren Burg jedoch erſt nach längerer Belagerung den Ungarn abgenommen wurde; mit leichterer Mühe wurden Averſa und Capua, Arizzi jedoch erſt nach dem tapferſten Widerſtande genommen. Aber immer war Johanna der Beſitz der Hauptſtadt nicht geſichert, da die Ungarn unter dem tapferen Grafen Ulrich von Wolfhard noch im Beſitze des Caſtello nuovo waren, und von hier aus der Stadt heftig zuſetzten. Alle Angriffe ſchlug der Graf ſtandhaft zurück, und weder die verführeriſche Zuvorkommenheit der Königin, noch die durch ihre Umtriebe unter ſeiner Beſatzung angezettelten Meute-

reien, machten ihn in der Vertheidigung des Platzes irre. Erſt als die Lebensmittel aufgezehrt waren und nirgends eine Ausſicht auf Entſatz ſich zeigte, räumte der Graf das Caſtell und führte ſeine Schaar in der Nacht mit ſolcher Stille und Ordnung hinweg, daß ſein Abzug den Belagerern erſt nach ſechs Tagen kund wurde. In ungariſchen Händen war jetzt Nichts mehr, als Goglioniſi, Ortona, Trivento, Manfredonia, Monte Sant Angelo, das Caſtell von Lucera und einige Burgen in Calabrien, von denen jedoch, nachdem Aſtili durch Verrath übergegangen, Monteleone, Seminara und Nicotera ebenfalls verloren wurden.

Vortheilhafter ließ ſich der Feldzug des folgenden Jahres (1349) für die Ungarn an. Ludwig von Tarento holte vor Lucera in einer ſechsmonatlichen Belagerung ſich nur Schimpf und Wunden, ohne den Platz zur Uebergabe zu bringen; eben ſo ungünſtig fiel ein verſuchter Sturm auf Manfredonia aus. Glücklicher waren die Ungarn. Konrad Wolf nahm mit ſeinen Deutſchen Foggia weg, überfiel dann, in Gemeinſchaft mit Stephan Apór, das von dem Condottiere Werner vertheidigte Corneto, und nahm Dieſen ſelbſt gefangen. Die zu ſpät zum Entſatze eintreffenden Lombarden wurden, eben ſo wie Werner's deutſche Freibeuter, gezwungen, in ungariſche Dienſte zu treten. In der Provinz Capitanata hatte Johanna Nichts mehr im Beſitze; Ludwig von Tarento war genöthigt, ſich nach Neapel zurück zu ziehen, wohin ſeine vornehmen Anhänger ihm beſtürzt folgten.

Der Woiwode Stephan Apór übte, wohin er kam, ſtrenge, ja grauſame Rechtspflege. Zu Barletta ließ er den früheren Statthalter Jakob Cavalcante, wegen damals von ihm verſchuldeter Bedrückungen, aufknüpfen. Die Freude, Bedrücker des Volkes auf ſolche Weiſe beſtraft zu ſehen, bewog auch die Städte der Landſchaft Bari, ſich der ungariſchen Herrſchaft zu unterwerfen. Da Johanna und ihr Gemal dem tapferen Woiwoden mit Waffengewalt nicht beizukommen wußten, nahmen ſie ihre Zuflucht zur Liſt. Es wurden ihm gefälſchte Schreiben überbracht, die ihn aufforderten, alſogleich aufzubrechen und die Unterwerfung der ganzen Terra di Lavoro anzunehmen. Der Zweck dieſer Liſt war, den Woiwoden und ſeine Kriegsſchaaren aus Bari und Capitanata wegzulocken und nach ſeinem Abzuge die Wiedereroberung dieſer Provinzen vorzunehmen. Zwar ging Stephan auf die Täuſchung ein, doch ohne daß die Anſtifter etwas dabei

gewannen. Er zog gegen die Terra di Lavoro, verwüſtete und plünderte unterwegs alle Städte, welche ſeinem Zuge ſich widerſetzen wollten, zerſtörte Capua faſt auf den Grund und ſchlug in Averſa, das, durch jene Beiſpiele gewarnt, ſich auf die erſte Aufforderung ergab, ſein Hauptquartier auf. Hier bot ihm Ludwig von Tarento die Schlacht, hoffend, ihn durch einen zum Scheine angetragenen Aufſchub zu täuſchen. Die Schlacht endete mit einer gänzlichen Niederlage der Neapolitaner, deren Heerestrümmer bis unter die Mauern Neapels verfolgt wurden; die neapolitaniſchen Feldherren, Raimund von Baux, Robert von Sanſeverino, Rogerone von Trixarico und Adam Visconte, fielen in ungariſche Gefangenſchaft. Sie wurden von den deutſchen Söldnern, denen der Woiwode für den Augenblick ihren rückſtändigen Sold nicht zu zahlen fähig war, ſo lange grauſam gemartert, bis ſie ſich hundert tauſend Goldgulden abpreſſen ließen, worauf Stephan, gerührt durch ihre Leiden, ſie gegen das Verſprechen künftiger treuer Anhänglichkeit an den König von Ungarn in Freiheit ſetzte und den deutſchen Truppen ſeinen eigenen Sohn als Geiſel für die rückſtändige Löhnung übergab. Aber der Geiſt der Empörung war nun einmal unter die deutſchen Söldner gekommen; ſie hegten ſogar die Abſicht, den Woiwoden gefangen zu nehmen und gegen reichen Lohn an Neapel zu verkaufen. Um ſich zu retten, zog Stephan mit ſeinen Ungarn und denjenigen deutſchen Truppen, die ihm treu geblieben, mitten in der Nacht nach Manfredonia ab, und ſchiffte ſich hier nach Dalmatien ein.

Ein widriger Zufall, durch keine Feigheit verſchuldet und durch keine Tapferkeit wegzuräumen, hatte den Fortgang der ungariſchen Waffen im entſcheidendſten Augenblicke aufgehalten, und machte die früheren Siege beinahe fruchtlos. Verhandlungen traten wieder an die Stelle der kriegeriſchen Wagniſſe, und der Kampf zuckte nur an vereinzelten Punkten noch ſchwach fort. Konrad Wolf ſchloß mit den Neapolitanern eine Uebereinkunft, und mit Ludwig von Tarento einen Waffenſtillſtand. Jene erkauften ſich mit zwanzig tauſend Goldgulden die ungeſtörte Weinleſe; Dieſe mit hundert tauſend Gulden Waffenruhe bis zum nächſten Frühjahre. Käme bis dahin der Ungarnkönig in das neapolitaniſche Gebiet zurück, ſo ſollten die Deutſchen die Freiheit haben, wieder zu ſeiner Fahne zu ſtoßen; käme er nicht, ſo würden ſie dem Könige von Neapel für hundert tauſend Goldgulden alle eroberten Plätze in Terra di Lavoro einräumen und in ſeine

Dienſte übergehen. Der Mangel, welcher ſich in dem ausgeſaugten und verödeten Lande fühlbar machte, nöthigte auch den Condottiere Werner, mit dem Reſte ſeiner Freibeuterbande ſich nach der Romagna zurück zu ziehen. Konrad Wolf legte ſchwache Beſatzungen nach Averſa und Tiano, und zog mit ſeinen übrigen Kriegern in das Thal von Benevento hinab, wo andere ungariſche Schaaren ſich ihm anſchloſſen. Averſa ging bald darauf durch Hunger an die Truppen Ludwig's von Tarento verloren und wurde ſtark befeſtigt. Konrad Wolf's Erkrankung in Goglioniſi löſete noch mehr das Band der Ordnung. Die Mehrzahl ſeiner zügelloſen deutſchen Freibeuter zog ab, um unter eigens erwählten Führern Kampf und Raub auf eigene Fauſt fortzuſetzen. Sie trieben arge Gräuel im Lande, ſchonten keiner Partei, und ängſtigten Städte und Volk ſo ſchwer, daß gewiſſermaßen Freunde und Feinde ſich getröſtet fühlten, als Stephan Apór zurück kehrend mit drei hundert ungariſchen Reitern vor Manfredonia landete, um ſeines Königs baldige Ankunft mit erneuerter Heeresmacht zu verkündigen. War doch der offene Krieg dem Lande minder ſchrecklich, als die Gräuel jener räuberiſchen Freibeuter!

Vergebens hatte Papſt Clemens VI. kein Mittel unverſucht gelaſſen, um den Ungarnkönig an einem zweiten Zuge nach Neapel zu hindern. Alle ſeine Schritte, den Frieden mit Johanna zu vermitteln, ſcheiterten an Ludwig's Beharrlichkeit, der, nachdem der nachgeborene Karl Martell in Ofen verſtorben war, ſeine früheren Erbanſprüche auf das Königreich Neapel erneuerte, dieſelben auf ſeinen jüngeren Bruder Stephan übertrug und dabei vorſchlug, Letzteren nach König Robert's letztwilliger Verfügung mit der Prinzeſſin Maria, der Witwe Karl's von Durazzo, zu vermälen, wobei er jedoch nicht unterließ, ſtrengere Unterſuchung und Urtheilsſpruch wider Johanna zur abermaligen Bedingung zu machen. Die Antworten des Papſtes blieben die früheren: er könne Johanna vor ihrer rechtmäßigen Verurtheilung nicht des Reiches berauben, und nur wenn dieſelbe auf die letzte Vorladung nicht erſchiene, könnte über ſie, als eine Hartnäckige, abgeurtheilt und der richterliche Spruch an ihr vollſtreckt werden; für die Dauer der Unterſuchung laſſe ſich übrigens keine Friſt beſtimmen.

Solche Erklärungen machten weitere Verhandlungen unnütz; daher verließ der Legat im Februar 1350 Ungarn, und faſt gleichzeitig landete König Ludwig, von Ständen und Städten mit Truppen und Geld wohl

unterſtützt, vor Manfredonia. Die in Neapel zerſtreuten ungariſchen Streitkräfte ſtießen bei Barletta zu des Königs neu angekommenen Truppen. Die Stadt Trani unterwarf ſich auf einmalige Aufforderung dem Könige, desgleichen Bari nach wöchentlicher Belagerung; die Städte Polignano, Monopoli und Villanova ſchwuren den Eid der Treue. Des Königs Heer verſtärkte ſich durch die Fähnlein vieler neapolitaniſchen Landherren, ſo wie durch zahlreiche Freibeuterhaufen, welche unter ſeinen Bannern auf Lohn und Beute zählten. Der König beſchloß, zuvörderſt einen Theil ſeines Heeres nach Otranto zu führen, den anderen nach Baſilicata zu ſenden, und erſt wenn hier und in Calabrien ſeine Herrſchaft feſt ſtünde, ſich gegen Terra di Lavoro zu wenden. Aber bevor es noch zum Auszuge aus Barletta kam, brach unter dem ungleichartig zuſammen geſetzten Heere Empörung aus, indem die Deutſchen den Ort nicht eher verlaſſen wollten, bis ſie denſelben ausgeplündert hätten. Als der König ſeinen Befehl drohend wiederholte, gehorchte ein Theil der Deutſchen; die zurück bleibenden Meuterer griff der Woiwode Stephan Apór an der Spitze von zwei tauſend Ungarn mit dem Säbel in der Fauſt an. Sie wichen zwar für den Augenblick, ſammelten ſich aber bald wieder und zogen auf anderen Wegen in die Stadt zurück. Da ließ der erzürnte König heftig auf ſie einhauen, ſo daß die Mehrzahl der Empörer erſchlagen wurde und nur ein kleiner Reſt entkam.

Nach ſolcher Beſtrafung der ungehorſamen Freibeuter und Wiederherſtellung der Sicherheit, zog Ludwig vor Canoſa, nahm die Stadt mit Sturm, die ſtandhaft vertheidigte Burg zuletzt durch Capitulation, und kämpfte ſelbſt mit wie ein gemeiner Krieger, wo die Gefahr am größten war. Boten überbrachten ihm im Lager vor Canoſa die Huldigung der Städte Venoſa, Spinacciola, Corneto, Candela, Melfi, Atelle, Rapolla, Aſcoli und Minervino; nur die Burg der letztgenannten Stadt und jene von Melfi zeigten ſich zum Widerſtande bereit.

Auf die Nachricht, daß der wichtige Platz Averſa ſich zur nachdrücklichſten Vertheidigung rüſte, ſendete der König ein Heer von Ungarn und Deutſchen dorthin, und lagerte ſich mit der Hauptmacht vor Melfi, um von dieſem Mittelpunkte aus die Fäden des Kampfes zu lenken. Hier kam ihm eine Ausforderung Ludwig's von Tarento zum Zweikampfe zu, um durch dieſes ritterliche Mittel den Ausgang des Krieges zu entſcheiden und

das Leben tapferer Krieger zu ſchonen; als Kampfplatz ſchlug der Ausforderer Paris, Perugia, Avignon oder Neapel vor. Der Ungarnkönig antwortete, er nehme den Zweikampf an; nur die genannten vier Plätze ſeyen ihm nicht genehm, weil ſie mehr oder minder unter dem Einfluſſe des Königs von Neapel ſtünden. Vielmehr trug er darauf an, den Zweikampf entweder vor dem über beiden Kämpfern erhabenen deutſchen Kaiſer, oder vor ihrem gemeinſamen Freunde, dem Könige von England, oder vor dem parteiloſen Patriarchen von Aquileja auszufechten. Sey Ludwig von Tarento mit dieſem Antrage einverſtanden, oder halte er ihn für eine bloße Ausflucht, ſo werde der Ungarnkönig nächſtens mit ſeiner ganzen Heeresmacht zu ihm kommen, und es könne dann über Ort und Umſtände des Zweikampfes nähere Berathung gepflogen werden.

Vor Melfi hielt den König die Feſtigkeit des Platzes und der Muth der Vertheidiger auf; darum brach er die Belagerung ab, und zog mit ſeinen verſtärkten Streitkräften in das jenſeitige Principato. Stadt und Gebiet von Conza ergaben ſich freiwillig; Conturſi verſuchte Widerſtand und büßte es mit allgemeiner Plünderung, welche der König ſeinen gereizten Soldaten nicht zu wehren vermochte. Als er über den Tanager (Negro) zog, befahl er einem Jünglinge, die Furt zu verſuchen, und als dieſer in einen Strudel gerieth und unterſank, ſtürzte ſich der König ſelbſt in die Flut und rettete den Sinkenden.

Der Plünderungswuth ſeiner Krieger that der König Einhalt ſo gut er konnte, und um ihnen die Gelegenheit zu rauben, führte er ſie durch keine Städte mehr. Salerno, das halb zu ihm, halb zu Neapel hielt und darüber im Bürgerſtreite lebte, brachte er durch ſein ſchnelles Erſcheinen ganz auf ſeine Seite. Die Treue ihm ergebener Magnaten belohnte er durch Belehnung mit Ländereien und Gütern, welche er ihm abwendig gewordenen neapolitaniſchen Herren entriß. Nachdem Somma in einem blutigen Sturme genommen und für ſeinen erbitterten Widerſtand durch Gemetzel und Plünderung beſtraft worden war, ſammelte der König ſein Heer vor Averſa, welches durch drei Monate der Belagerung Trotz bot. Der König ſelbſt wurde bei einem Sturme hart am Fuße verwundet. Später, als auf keinen Entſatz zu hoffen war, ergab ſich der Platz auf ehrenvolle Bedingungen.

Johanna und ihr Gemal ſahen ſich in Neapel nicht mehr ſicher; ſie flüchteten nach Gaeta, und da jetzt die Hauptſtadt ſich nicht länger gegen die

ſiegreichen Waffen des Ungarnkönigs halten konnte, ſo war Derſelbe als Herr des ganzen Reiches anzuſehen. Er ſicherte ſich die eroberten Provinzen und Städte durch Beſatzungen und verläßliche Befehlshaber, führte dann ſein Heer nach Neapel und nahm Caſtello nuovo in Beſitz.

Nachdem ſchon ſo viel verloren war, glaubte der Papſt mit größerer Entſchiedenheit handeln zu müſſen. Er gab ſeinen zwei Legaten in Neapel den Auftrag, den Ungarnkönig, wenn Derſelbe die Friedensanträge verſchmähe, mit dem Banne zu belegen. Hiermit in Verbindung ſtand eine unter dem Adel und dem Volke von Neapel ausbrechende Empörung, welche den, auf plötzlichen Angriff nicht vorbereiteten Ungarn den Untergang gebracht haben würde, hätte nicht ihrer Anführer Wachſamkeit ſie gerettet. Mit Mühe hielt der König die Wuth ſeiner Krieger zurück, die er, um ſie künftig beſſer zu ſichern und die Hauptſtadt im Zaume zu erhalten, in die vier befeſtigten Caſtelle Neapels vertheilte, den Grafen Niklas Drugeth zum oberſten Befehlshaber der Stadt, den tapferen Woiwoden Stephan Apór zum General-Capitano des Reiches ernannte, dann aber, aufgebracht gegen die Hauptſtadt und deren Bewohner, nach Capua ging.

Hieher folgten ihm die päpſtlichen Legaten, um abermals zum Frieden zu rathen. Der König, ſowohl durch den ihm drohenden, vielleicht ſchon ausgeſprochenen Kirchenbann, als auch durch die in Neapel beſtandene Gefahr nachgiebiger geſtimmt; endlich auch von dem Wunſche beſeelt, bald nach Ungarn zurück zu kehren, was nur bei völliger Beendigung des Krieges ſich ohne Nachtheil ausführen ließ, ſchenkte diesmal den Vorſchlägen der Legaten ein williges Gehör. Seine Bevollmächtigten ſchloſſen zu Gaeta Waffenſtillſtand bis zum erſten April des folgenden Jahres. Inzwiſchen ſollte der Prozeß gegen Johanna ſeinen Fortgang haben und, würde ſie ſchuldig befunden, der Ungarnkönig mit dem Reiche belehnt werden; dagegen verpflichtete ſich derſelbe, wenn Johanna frei geſprochen würde, ihr alle eroberten Plätze zurück zu ſtellen und ſich mit dreimal hundert tauſend Goldgulden, als Erſatz der Kriegskoſten, zu beruhigen. Unterdeſſen ſollten beide Theile im Beſitze des ihnen zugefallenen Landes bleiben, Johanna aber und ihr Gemal ſo gut als der Ungarnkönig ſich bis zur gänzlichen Beilegung der Sache aus dem Reiche entfernen.

Die letztere Bedingung erfüllte nur der Ungarnkönig, welcher ſofort eine Wallfahrt nach Rom unternahm, dort dem zweiten kirchlichen Jubel-

feste beiwohnte und, auf Anordnung des heiligen Vaters, von dem Banne losgezählt wurde. Seine Hoheit und sein Geistesadel sprachen daselbst so sehr an, daß ihm feierlich die Würde eines Herrn der Römer angetragen wurde. Doch war er zu weise, um diese gefahrvolle und unsichere Ehre anzunehmen, und kehrte, mit Hinterlassung reicher Opfergaben, über Verona in seine ungarische Heimat zurück.

Nicht so gewissenhaft, wie er, zeigten sich Johanna und ihr Gemal in Erfüllung ihres Versprechens. Die Königin verließ Gaeta nicht; Ludwig von Tarent aber durchstreifte, dem Vertrage zum Hohne, das Land mit den Waffen in der Hand. Zwar wurden seine versuchten Angriffe auf die von Ungarn besetzten Plätze durchgehends zurück geschlagen; dagegen brachte er den ungarischen Parteigänger Konrad Wolf dahin, ihm für fünfunddreißig tausend Goldgulden Lucera und Goglionisi zu räumen und mit seinen deutschen Söldner aus dem Lande zu ziehen.

Der Prozeß Johanna's wurde, wie sich voraus sehen ließ, von der Curie weiter und weiter hinaus gezögert. Zu sehr fürchtete das päpstliche Interesse eine Vereinigung Ungarns und Neapels, als daß Johanna, trotz aller gegen sie vorliegenden Belastungen, hätte schuldig befunden werden dürfen. Ja, als die ungarischen Gesandten unwiderstehlich auf Beendigung der Sache drangen, wurde zu einer Ausflucht der elendesten Art geschritten, deren Möglichkeit freilich nur in den verworrenen Begriffen des Zeitalters einen Stützpunkt finden konnte. Johanna erklärte nämlich: sie sey bezaubert und durch übernatürliche böse Künste mit Widerwillen gegen Andreas erfüllt worden. In diesem außerordentlichen und unzurechnungsfähigen Zustande sey die Hinrichtung ihres Gemals zur Reife und Ausführung gediehen. Diese erbärmliche Vertheidigung, durch erkaufte Zeugen bestätigt, wurde von den Richtern als giltig angenommen, alle Schuld auf die Wirkung des fraglichen Zaubers gewälzt, und auf diesen Grund hin die Königin für unschuldig an der That und deren Folgen erkannt. Leider ließ sich in jener Zeit, wo der Zweifel an die Möglichkeit der Verzauberung bereits der Ketzerei gleich geachtet zu werden begann, gegen ähnliche Entscheidungsgründe nichts einwenden, und die ungarischen Gesandten, außer Stande, das Urtheil in seiner Rechtsform anzufechten, sahen sich, zufolge ihrer Vollmachten, in die bittere Nothwendigkeit versetzt, den auf Johanna's ausgesprochene Unschuld begründeten Frieden im Namen ihres Königs zu unterzeichnen (11. October 1351). Zu

ſtolz, Gold zu nehmen in einer Sache, wo es gegolten hatte, die Manen eines ſchmählich hingewürgten Bruders zu rächen und zugleich ein heiliges Erbrecht zu verfechten, erließ der Ungarnkönig Johannen die als Erſatz der Kriegskoſten bedungenen dreimal hundert tauſend Goldgulden, überlieferte, mit Vorbehalt ſeiner Erbanſprüche an das Fürſtenthum Salerno, alle in Neapel eroberten Plätze, rief ſeine Statthalter und Beſatzungen von dort zurück, und ſetzte die auf Wiſſegrad gefangenen Prinzen in Freiheit. Die jahrelangen Anſtrengungen, die ſchmerzlichen Opfer an Menſchen und Geld hatten alſo für König Ludwig auch nicht die kleinſte Frucht getragen, und was er mit Blut und Mühe in längerer Zeit allmälig gewonnen, gab er, wie man ſagen kann, in einem Augenblick zurück.

Was der König durch freiwillige Großmuth auf dieſer Seite verlor, ſchien ihm die Gunſt des Zufalls auf einer anderen Seite erſetzen zu wollen. Der Polenkönig Kaſimir lag mit Welt und Kirche im Hader, hatte durch mancherlei Vergehungen den Bann auf ſich geladen und, von ſeinen erbitterten Unterthanen ſchlecht unterſtützt, Brzeſt, Chelm und Wladimir an die heidniſchen Lithauer verloren, ſo daß ihm nichts übrig blieb, als das Fürſtenthum Halitſch. Da ermannte er ſich, verwendete ſich um Löſung des Bannes und bat den Ungarnkönig um Beiſtand wider die Lithauer. Dieſer führte ihm (1351) ungeſäumt Hilfsvölker über die Karpathen zu, warf ſich mit ihm bei Wladimir auf die Lithauer und nahm deren Fürſten Kjeyſtut gefangen, der, nach dem Verluſte Wladimir's, dem Ungarnkönige als Oberherrn huldigen mußte und die Taufe anzunehmen verſprach.

Kaum war jedoch, nach jenem ſiegreichen Erfolge, König Ludwig mit ſeinen Schaaren heimgekehrt, ſo brach der, aus der Haft entronnene Kjeyſtut wieder in Rothrußland ein, überrumpelte Wladimir und verheerte das Land bis nach Halitſch hin. Im nächſten Frühjahre (1352) überfiel derſelbe, von ſeinen Brüdern unterſtützt, Sandomir, ließ Podolien verwüſten und die ihm verbündete Tatarenhorde aus den Steppen am Dnjepr gegen die Moldau und das öſtliche Siebenbürgen vordringen. Wieder ſuchte der bedrängte Kaſimir Hilfe bei dem Ungarnkönige, welcher im vorjährigen Feldzuge Rothrußland als Eigenthum der ungariſchen Krone erklärt hatte. Ludwig, der ſeine Streitkräfte ſelbſt bedurfte, um Siebenbürgen gegen die andrängenden Tataren zu ſchützen, konnte für den Augenblick keine Hilfsvölker ſenden. Wohl aber ſchloß er einen Vertrag mit Kaſimir, welchem er Rothrußland gegen eine

angemeſſene Summe übergab. Würde Letzterem ſpäter noch ein männlicher Leibeserbe geboren, ſo ſollte das Land, gegen Erlag von hundert tauſend Goldgulden, an Ungarn zurück fallen; verſtürbe dagegen Kaſimir ohne männliche Nachkommenſchaft, ſo ſollte Rothrußland eben ſo, wie Polens nach früheren Verträgen, an Ungarn heimfallen. Blos hinſichtlich Polen dürfte die Bedingung der Erbfolge erlöſchen, wenn weder Ludwig noch ſeines Bruders Stephan Sohn, Johannes, einen männlichen Leibeserben hinterließe, in welchem Falle die Stände jene fünf tauſend breiten Prager Groſchen, welche Kaſimir, bei Vermälung ſeiner Tochter Eliſabeth mit dem Herzoge Johann von Baiern, zur Beſtreitung der Mitgift von König Ludwig's Vorgänger darlehensweiſe erhalten, an Ungarn zurück zahlen müßten. Für Ungarn war durch dieſen Vertrag in jedem Falle die Erwerbung Rothrußlands nach Kaſimir's Tode geſichert.

Während dieſe Vortheile für die Zukunft begründet wurden, ſiegte der von dem Könige wider die Tataren geſendete ſiebenbürger Woiwod Andreas Latzkóſi von Apór in mehren Treffen über dieſe Horden, deren Khan Athlamos in Gefechte erſchlagen wurde. Der heilige Vater, welchen König Ludwig von ſeinem Zuge gegen die Ungläubigen benachrichtigt hatte, zeigte ſich darüber hocherfreut und verlieh dem Könige alles eroberte oder künftig den Tataren noch zu entreißende Land, in ſo weit keinem Rechtgläubigen von dem apoſtoliſchen Stuhle frühere Anſprüche darauf eingeräumt worden wären.

Dadurch aufgemuntert und die Sicherung Rothrußlands im Auge, beſchloß der König, ſeine Siege über die Lithauer und Tataren weiter zu verfolgen. Um bei dieſem Unternehmen keine Anfechtung zu erleiden, knüpfte er die freundſchaftlichen Verhältniſſe mit dem Herzoge von Oeſterreich und mit Kaiſer Karl IV., Böhmens Könige, noch enger. Mit Jenem erneuerte er die älteren Bündniſſe; dieſem trat er ſeine Anſprüche auf die ſchleſiſchen Fürſtenthümer Schweidnitz und Jauer ab, welche ihm für den Brautſchatz ſeiner verſtorbenen Gemalin Margaretha, Kaiſer Karl's Tochter, verpfändet worden waren. Dagegen entſagte der Kaiſer allen Anſprüchen auf die polniſchen Herzogthümer Ploczk und Maſowien, wofür ihm König Ludwig, mit Kaſimir's Genehmigung und Vollmacht, die ſchleſiſchen Herrſchaften Beuthen und Kreuzburg überlieferte. Ludwig verſprach dem Kaiſer und deſſen Erben Beiſtand wider alle Feinde, mit Ausnahme des Polenkönigs und des Herzogs

Albrecht von Oeſterreich; auch verpflichtete er ſich, ſeine noch zu hoffenden Kinder nur mit Karl's Söhnen oder Töchtern zu vermälen.

In dieſer Zeit (Juni 1353) vermälte ſich König Ludwig zum zweiten Male, und zwar mit Eliſabeth, der reizenden Tochter des bosniſchen Ban's Stephan Kotromanowitſch, welcher auf der Reiſe zu dieſer Hochzeit plötzlich verſtarb.

Zu dem Zuge gegen die Ungläubigen hatten ſich auch viele Herren aus Italien, Böhmen, Oeſterreich und Deutſchland mit ihren Mannen eingefunden, und des Königs Heer, welches er über die Karpathen führte, ſoll durch die Verſtärkungen auf zweimal hundert tauſend Mann angewachſen ſeyn. Der Kampf hatte Statt zwiſchen dem Dnjeſter und dem Bog; die Lithauer wurden zurückgedrängt und gaben Wladimir, Volhynien und Podolien frei. Mehr wollte der König nicht.

Als mit den Lithauern Friede war, zogen die Könige Ludwig und Kaſimir mit ihren vereinigten Heeren über den Bog, um alles Land zwiſchen dieſes Stromes linkem und des Dnjepr's rechtem Ufer, von Kiew bis Oczakow hinab, von den Tataren zu ſäubern. Die Tataren wurden geworfen und zerſprengt (1354); ihre Flüchtlinge ließen ſich theils zwiſchen dem Dnjepr und dem Don, theils jenſeits der Donau auf den Ebenen nieder, welche ſpäter das Dobruczer Land benannt wurden. Der Khan jener tatariſchen Horde, welche vor zwei Jahren der ſiebenbürger Woiwode geſchlagen hatte, erkannte die Schutzhoheit des Ungarnkönigs an, gelobte Tribut und ließ ſich mit den Seinigen taufen.

Die Polen, welche, nach den getroffenen Verträgen, in Ludwig ihren künftigen König erblickten, legten ihm ſchon gewiſſe Bedingungen vor, welche den mißtrauiſchen und kargen Sinn Derer verriethen, von welchen ſie ausgegangen. Eine Geſandtſchaft polniſcher Reichsboten kam nach Ofen, und ließ ſich urkundlich von Ludwig verſprechen: daß er, im Falle nach Kaſimir's Tode die Regierung Polens an ihn käme, ſich mit denjenigen Einkünften, welche ſchon vor Wladislaw Loktiek der Krone angewieſen worden, begnügen, daher auch auf jene freiwilligen Gaben, welche ihm im Nothfalle etwa einige Stände, den Adel ausgenommen, bewilligen dürften, kein Recht bauen, ferner ohne der Stände Genehmigung nicht durch das Land ziehen, und, wenn es geſchehen müßte, keine Bewirthung fordern, ſondern auf eigene Koſten reiſen wolle.

Ungeduldig hatte der König dem Ablaufe des achtjährigen Waffenſtillſtandes mit Venedig entgegen geſehen, da er feſt entſchloſſen war, den Beſitz Dalmatiens von dieſer Republik zu erzwingen. Die Veneter, darauf gefaßt, hatten ſchon ſeit einiger Zeit mit den Städten Sebenico, Traw, Spalatro, Cliſſa und Scardona, desgleichen mit dem bosniſchen Ban, Stephan Twartko, des Stephan Kotromanowitſch Neffen, und mit dem ſerbiſchen Könige Stephan Duſchan, Schutz- und Trutzbündniſſe geſchloſſen, gleichwohl aber, da ſie dem Ausgange des Kampfes mißtraueten, bei dem Könige Ludwig um Verlängerung des Waffenſtillſtandes angeſucht und ihm für völlige Abtretung Dalmatiens beträchtliche Summen geboten. Der König, welcher nach kriegeriſcher Entſcheidung ſich ſehnte, ſtellte die unannehmbare Forderung eines jährlichen Tributs und verlangte noch überdies die Abführung eines weißen Pferdes. Als die venetiſchen Geſandten dies abſchlugen, gab er ihnen die Drohung auf den Weg, daß er eheſtens das Landgebiet der Republik feindlich überfallen werde. Venedigs Gold und des Kaiſers Vermittelung ließen ihn jedoch wenigſtens das Ende des Stillſtandes abwarten. Die Zeit bis dahin benutzte der König zu kraftvollen Rüſtungen, wobei er jedoch die Meinung verbreitete, er habe es auf die abtrünnigen Serbier abgeſehen, deren König, der Titularkaiſer Duſchan, dem Papſte den Uebertritt von der griechiſchen zur römiſchen Kirche verſprochen, und dann jene Zuſage gebrochen hatte. Selbſt Papſt Innocenz VI. ließ ſich durch dieſes Vorgeben täuſchen, lobte des Königs Glaubenseifer, ſchickte ihm eine geweihte Fahne zu und ließ ihm im Conſiſtorium den Ehrentitel eines Bannerherrn der Kirche beilegen. Um die Täuſchung zu vollenden, forderte Ludwig von Duſchan wirklich ſeinen und ſeiner Unterthanen wiederholt verſprochenen kirchlichen Uebertritt, zugleich auch völlige Räumung der ſogenannten Terra regis Stephani! Anerkennung der ungariſchen Oberherrlichkeit und Ueberlieferung ſeines Sohnes Uroſch als Geiſel, von welchen Zumuthungen jedoch Duſchan durch neue Verheißungen und Beſtechungen in Avignon ſich loszumachen hoffte.

Zu Anfang des Monats Juni 1356 ſtand König Ludwig mit einem aus Ungarn, Kumanen, Tataren und deutſchen Söldnern gebildeten, hundert tauſend Mann ſtarken Heere bereits in Kroatien, von Agram aus durch offene Rundſchreiben noch immer Serbien als das Ziel des Kampfes bezeichnend. Durch dieſes Vorgeben verlockte er, wie es ſeine Abſicht war, die Veneter, dem ſerbiſchen Könige Hilfsvölker zu ſenden, wodurch ſie nicht allein

ihre Streitkräfte schwächten, sondern dem Ungarnkönige auch den Vorwand an die Hand gaben, sie feindlicher Gesinnungen zu beschuldigen und dieserhalb anzugreifen, ohne daß sie, hierdurch zu mittelbaren Gegnern der Kirche gestämpelt, auf die Unterstützung des heiligen Vaters zählen konnten. Zu diesem Zwecke schickte der darauf vorbereitete König den Ban von Slavonien, Johannes Chuz, mit einem Theile des Heeres — wozu er, durch frühere Beispiele gewarnt, größtentheils Fußvolk, als für jenen Schauplatz am passendsten, ausgewählt hatte — nach Dalmatien zur Belagerung Jadra's ab, während er selbst, gemeinschaftlich mit dem Herzoge Albrecht, in die Treviser Mark einfiel. Seinen Anschlag begünstigten die von ihm geschlossenen geheimen Bündnisse mit Albrecht und Mainhard, Grafen von Görz, mit Nikolaus, dem Patriarchen zu Aquileja und Herrn von Friaul, ferner mit Franz Carrara, Herrn von Padua, mit dem Grafen von Collalto, Vonigo und anderen Burgherren der Umgegend. Nach Einnahme der Städte Asolo, Ceneda und Conegliano gab Franz Carrara sich öffentlich als Gegner der Republik zu erkennen und räumte Padua als Waffenplatz dem Könige ein, welcher sofort zur Belagerung der festen Stadt Treviso schritt. Umsonst klagte der Legat des heiligen Vaters über die veränderte Richtung des Zuges; Ludwig wälzte alle Schuld auf die Veneter, denen er nun erst Dalmatien wieder entreißen müsse, bevor er ohne eigene Gefahr den abtrünnigen Duschan mit Krieg überziehen könne.

Schon hatte der König Treviso von allen Seiten eingeschlossen, als der Befehlshaber dieses Platzes, Johannes Delfino, zum Dogen von Venedig erwählt wurde. Großmüthig gestattete der König demselben, auf der Venetianer Bitte, freien Abzug. Die Republik erbot sich nun zu weiteren Verwilligungen; sie wollte die Stadt Jadra in ihre ehemalige Freiheit wieder einsetzen, von ihren übrigen Städten Dalmatiens nur mäßiges Jahrgeld erheben, einige derselben völlig an Ungarn abtreten, und wenn ihnen nur die Schutzhoheit über Jadra verbliebe, selbst die Kriegskosten bezahlen. Doch unbeugsam blieb der König bei seiner Forderung: Räumung des ganzen Landes, stehen, und keine noch so große Schwierigkeit schreckte ihn ab, seinen Plan zu verfolgen. Die deutschen Söldner, unter welchen wegen rückständiger Löhnung Meutereien ausbrochen waren, beruhigte er durch Zahlung und schickte sie, um durch sie nicht den Geist des Heeres zu verschlimmern, in ihre Heimat zurück. Um aber die Verpflegung der übrigen Truppen zu

erleichtern, theilte er dieselben in vier Haufen, die einander von drei zu drei Monaten dergestalt ablöseten, daß immer nur einer im Felde stehen blieb. Die Belagerung von Treviso wurde eifrig fortgesetzt.

Der Herzog Albrecht von Oesterreich, welcher für des Königs persönliche Sicherheit bangte, bewog Denselben endlich, den Kriegsschauplatz zu verlassen und nach Ungarn zurück zu kehren. Durch seine Abwesenheit ermuthigt, versuchten die Veneter Conegliano zu überwältigen, wurden aber zurück geschlagen und verloren bald darauf auch Serravalle und Musestre. Die erlittenen Nachtheile ließen die Republik abermals zu Friedensanträgen schreiten, wozu sie auch der Papst Innocenz ermahnte, nachdem er ihnen ihr Bündniß mit Duschan von Serbien zum schweren Vorwurfe gemacht. Da jedoch die Republik bei ihren früheren Vorschlägen stehen blieb, welche der König jetzt, wie damals, verwarf, so kam man zu keinem Ziele.

Damals hatte ein vornehmer Veneter, Julian Baldichino, sich dem Senate der Republik erboten, den König lebendig oder todt einzuliefern. Der Senat wies den Antrag von sich, ließ aber diese seine Edelthat durch seine Gesandten dem Könige hinterbringen, um diesen günstiger für sich zu stimmen. Der König, welcher dies vielleicht für eine bloße Verabredung hielt, verlangte den kühnen Mann, welcher den Anschlag wider ihn ersonnen, zu sprechen und sicherte ihm auf sein königliches Wort sicheres Geleite. Baldichino stellte sich dem Könige und erzählte ihm offen, wie der Plan ersonnen gewesen. Er habe beobachtet, wie der König, während seines Aufenthaltes vor Treviso, Abends häufig ganz allein in das Dorf Quinto luſtwandeln gegangen sey, und bis in die Nacht an den Ufern des Sile verweilt habe. Da habe er den Gedanken gefaßt, zur Nachtzeit über den Fluß zu setzen, sich im Gebüsch und Röhricht zu verbergen, dann den König plötzlich zu überfallen, zu binden und mit Hilfe zweier Genossen entweder lebend über den Fluß zu tragen oder im Wasser zu ertränken. Von dem Senate habe er sich zwölf tausend Ducaten und dazu Castell' franco ausbedungen, ohne jedoch zu verrathen, auf welche Weise er den Anschlag auszuführen gedächte. Der Senat aber habe ihm nur seinen Plan entlocken, die Belohnung jedoch zurück halten wollen, und so sey die Ausführung unterblieben. Der König beschenkte den Verwegenen mit schönen Pferden und entließ ihn gnädig.

Ehrerbietung für den zum Frieden mahnenden Gesandten des heiligen Vaters, den frommen Bischof von Batti, Peter Thomas, bewog den König,

der Republik einen fünfmonatlichen Waffenstillstand, von Mitte Novembers 1356 bis Mitte Aprils des künftigen Jahres, zu bewilligen, überdies auch noch binnen zehn Jahren eine bewaffnete Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande zu verheißen. Dennoch hatte er im Herzen fest die Demüthigung der stolzen Republik beschlossen, von welcher er entweder Dalmatiens völlige Räumung, oder jährliche Ablieferung eines weißen Pferdes verlangte, was ganz das Gepräge eines schimpflichen Tributes trug. Wie voraus zu sehen, wurde der Antrag mit Entrüstung zurück gewiesen, und nach abgelaufener Waffenruhe der Kampf, jedoch fast durchgängig zum entschiedenen Vortheile der Ungarn, fortgesetzt. Ein Ausfall der venetischen Besatzung von Treviso wurde mit großem Verluste zurück geschlagen, bald darauf dem der Stadt zu Hilfe eilenden Dogen Delfino bei Narvese beinahe seine ganze Mannschaft aufgerieben und alles Gepäcke geraubt. Auch die deutschen Söldner der Republik erlitten am linken Brentaufer eine schwere Niederlage; Castelfranco und die meisten Städte und Burgen der Trevíser Mark fielen in der Ungarn Gewalt.

Noch schlimmer gestalteten sich die Dinge für Venedig; als die Bürger von Spalatro und Traù, erzürnt darüber, daß die Republik sie ohne ihr Wissen dem Ungarnkönige für Jadra hingeben wollten, plötzlich sich ebenfalls gegen Venedig wendeten und sich freiwillig dem Könige Ludwig zu unterwerfen beschlossen, um der erzwungenen Unterwerfung zu entgehen. Die Spalater nahmen die venetische Besatzung gefangen und vertrieben ihren venetischen Podesta. Aehnliches geschah in Traù. Niklas von Széch nahm beide Städte für seinen König in Besitz. Mit Hilfe des, von Franz Carrara gesendeten, mit den Oertlichkeiten genau vertrauten deutschen Hilfscorps wurden die Ungarn in einem kühnen Ueberfalle Meister der Stadt Jadra, und hielten die dortige Burg, in welche die Besatzung sich zurück gezogen, eng eingeschlossen. Jadra's Fall gab auch den Städten Brazza, Almissa, Lesina und Sebenico die Losung zur Unterwerfung, und es blieben den Venetern nur noch Scardona und Nona als Zufluchtsorte, die jedoch ebenfalls sich nicht lange mehr zu halten drohten.

Dies und Treviso's dringende Gefahr brach den Trotz der Republik. Sie schickte Abgeordnete an den König, mit der Vollmacht, die Bedingungen des Friedens seiner Großmuth zu überlassen. Den Unterhandlungen gemäß verzichteten die Veneter für immer auf alle Ansprüche auf Dalmatien jenseits des quarnerischen Meerbusens von dem östlichen Istrien bis an die Gränzen

des Gebietes von Durazzo, und es blieben sonach den Ungarn an der Küste: Novi, Zeng, Nona, Jadra, Scardona, Sebenico, Traù, Spalatro, Almissa und Ragusa; auf dem Meere die Inseln Cherso, Veglia, Arbe, Pazo, Brazza, Lesina und Curzola. Der Doge entsagte dem bisher gebrauchten Titel eines Herzogs von Dalmatien und Kroatien. Venedig machte sich verbindlich, auf jedesmaliges Verlangen des Königs und auf seine Kosten vier und zwanzig Galeeren auszurüsten, wogegen Derselbe sämmtliche Eroberungen in der Trevíser Mark, in Friaul und im Cenedeer Gebiete, der Republik abtrat. Allen politischen Parteien wurde Verzeihung ausgemacht; die Gefangenen erhielten ihre Freiheit. Beide Theile wollten in ihren Häfen keine Seeräuberei dulden. Franz Carrara wurde in den Frieden mit eingeschlossen, und des Letzteren Gewährleistung dem heiligen Vater übertragen. Der Vertrag wurde zu Venedig und zu Jadra feierlich beschworen (Februar 1358).

Ohne Herstellung einer passenden Seemacht war Dalmatiens Besitz nicht zu behaupten; darum hatte der König im Friedensvertrage sich die Ausrüstung der gedachten vier und zwanzig Galeeren von Venedig bedungen und den edlen Jadratiner, Jakob von Cessano, vorläufig zu seinem Admirale ernannt. Die Hindernisse, welche hiebei die Veneter, als des Meeres eifersüchtige Hüter, ihm fortwährend zu bereiten wußten, versprachen jenem Frieden keine lange Dauer. Einstweilen trachtete der König, die eroberte Provinz möglichst eng' mit seinem Reiche zu verbinden und von ihrer Verwaltung gebührenden Nutzen zu ziehen. Da sein jüngerer Bruder, Stephan, Herzog von Slavonien, Kroatien und Dalmatien, bereits seit vier Jahren im Grabe ruhte und dessen einziger Sohn Johannes noch minderjährig war, so setzte er Herrn Leustach zum Statthalter über Slavonien, den Johannes Chuz aber zum Ban von Kroatien und Dalmatien; Beide nicht auf lange Zeit.

Nach Schlichtung dieser wichtigen Angelegenheit mußte König Ludwig auch an sein Versprechen denken, welches er dem heiligen Vater in Bezug auf die abtrünnigen Serbier gegeben. Gleichzeitig galt es, den von Ludwig in der bosnischen Banwürde bestätigten Neffen des Stephan Kotromanowitsch, Twartko, gegen eine mächtige mißvergnügte Partei zu schützen, welche sich bewaffnet wider ihn erhoben. Ludwig sendete (1359) ein Heer nach Bosnien, welches die Meuterer theils verjagte, theils gefangen nahm, die von Aufständischen vertheidigte feste Burg Sztrebernik aber nicht bewältigen konnte,

und daher über den Drino ging, um zu des Königs Hauptmacht in Oberserbien zu stoßen. In Serbien erleichterte innerer Krieg und Aufruhr den Einfall der Ungarn. Der König Ludwig, über die Donau kommend, bemeisterte sich des ganzen sirmier Landes, des vom Machower Banate abgerissenen Gebietes und der serbischen Ebenen. Der schwache junge Kaiser Serbiens, Uroſch, des verstorbenen ränkevollen Duschan Sohn, flüchtete sich auf die Gebirgshöhen, wohin Ludwig ihn nicht verfolgen konnte. Aber Lázár, der Statthalter des serbischen Donaugebietes, wurde genöthigt, sich der ungarischen Oberherrlichkeit zu unterwerfen.

Von den, unter König Ladislaw IV. im Gefolge der Nogajer Tataren in die Mármaroser Gespanschaft aufgenommenen Walachen hatten, aus Abneigung gegen das ihnen aufgedrungene Kirchenwesen, sich zahlreiche Familien in das von Tataren verlassene Schwarz-Kumanien, von nun an Moldau genannt, geflüchtet, wo zwischen der Moldau, dem Sireth und dem Pruth der Walache Bogdan Dragosch einen kleinen unabhängigen Staat gegründet hatte. Um die noch immer fortwährenden Auswanderungen aus dem Mármaroser Gebiete zu hemmen, und die bereits Ausgewanderten zur Rückkehr zu nöthigen, beschloß König Ludwig einen Zug in das kleine Walachenreich. Im Frühjahre 1360 führte er sein Heer über Bisztritz durch den Borgoer Paß in die Moldau. Als er jedoch die Beschaffenheit dieses Landes sah, das, durch Bergschluchten, Wälder und natürliche Bollwerke geschützt, einem eindringenden feindlichen Heere leicht den Untergang bringen konnte, mochte ihm der unglückliche walachische Feldzug seines Vaters vor Augen schweben, und er suchte in friedliche Unterhandlungen mit dem Woiwoden zu treten, in deren Folge Dieser und seine Nachfolger Ungarns Oberherrlichkeit anzuerkennen, einen jährlichen Schutzzins zu entrichten und bei ergehendem Aufgebote Waffendienste zu leisten versprachen. In allen anderen Beziehungen sollte er mit seinem Volke sich einer vollständigen Freiheit und Unabhängigkeit erfreuen. Um aber das durch den Abzug der Walachen menschenleer gewordene Mármaroser Gebiet wieder zu bevölkern, ernannte der König seinen Schutzgenossen, den lithauischen Fürsten Theodor Koriatowitsch, zum Herzoge von Munkács, und forderte ihn auf, seine über die Karpathen ihm gefolgten Nowgoroder Russen in jenes verlassene Gebiet zu führen.

In Italien erhob, unter dem ernsten Papste Innocenz VI., die römische Kirche wieder mächtig ihr Haupt, um jene Gebietstheile, welche die kleinen

Tyrannen jenes Landes nach und nach von dem Erbe des heiligen Petrus abgerissen hatten, mit den ihr zu Gebote stehenden geistlichen und weltlichen Waffen zurück zu erkämpfen. Die meisten jener Dynasten hatten, durch Innocenzens und des Cardinals Egidio d' Albornoz gewaltige Kraftentwickelung eingeschüchtert, ihren Raub wieder fahren lassen. Nur die Macht der Visconti war noch stark und ungebrochen, und ihre Demüthigung war des kühnen Papstes unwandelbarer Entschluß. Der älteste der Visconti, Matteo, war von seinen Brüdern hingerichtet worden, die sich nun dergestalt in seine Ländereien theilten, daß der jüngere, Galeazzo, die Städte Piacenza, Bobbio, Monza, Vigevano und Abbiate, der ältere aber, der listige und grausame Bernabo, Marignano, Pandino und Vaurio in Besitz nahm. Ein unechter Verwandter der Brüder, Johannes von Oleggio, sollte, nach einer mit Bernabo geschlossenen Uebereinkunft, Bologna unter des Letzteren Oberherrschaft lebenslänglich verwalten. Heimlich aber trachtete Bernabo, den Oleggio gänzlich zu verdrängen und Bologna seiner unmittelbaren Herrschaft zu unterwerfen, und nachdem es ihm gelungen, den lombardischen Bund zu trennen, schritt er zur Ausführung seines Planes, und ließ durch den aus Ferrara vertriebenen Markgrafen Franz von Este die Blockirung Bologna's beginnen. Oleggio wehrte sich tapfer, unterstützt von dem Cardinallegaten Albornoz, mit welchem er schon früher darüber einig geworden war, Bologna dem Papste zu überlassen und dafür die lebenslängliche Herrschaft über die Stadt Fermo zu übernehmen. Um Bernabo doppelt zu schrecken, hatte der Papst Innocenz den König von Ungarn, als Bannerherrn der Kirche, zum Beistande aufgefordert. Dieser ließ den Bernabo, unter Androhung des Krieges, gegen alle Angriffe auf das Gebiet der Kirche verwarnen, und Letzterer versprach die Einschließung Bologna's aufzugeben, jedoch ohne Wort zu halten. Selbst nachdem der Papst Bologna ausdrücklich in Besitz genommen, ließ Bernabo durch seine Truppen die Feindseligkeiten fortsetzen. Erst die Ankunft der ungarischen Vorhut bewog des Bernabo Söldner zum Rückzug auf dem Wege von Parma.

Unter Niklas Latzkósi von Apór erschienen über vier tausend ungarische Reiter sammt vielen kumanischen und Szekler Bogenschützen, welche der Cardinallegat Albornoz theils nach Parma und Modena abordnete, um dort den Visconti Schaden zuzufügen, theils den Bolognesern an die Seite gab, welchen sie die Schanzen zu Castenaso und Casalechio erobern halfen.

Kaum aber hatten die zu Hilfe herbei gerufenen Ungarn auf einigen Punkten Fuß gefaßt, als von Seite ihrer eigenen Bundesgenossen Mißtrauen und Eifersucht gegen sie entstand. Sie begehrten Casalechio, das besonders durch ihre Anstrengung den Truppen Bernabo's entrissen worden war, inne zu behalten; aber die Bologneser machten ihnen den Platz streitig. Albornoz entschied zum Nachtheile der Ungarn, und erwirkte sich vom Könige Ludwig Vollmachten, welche dessen Leute zu unbedingtem Gehorsam gegen den Kardinal verpflichteten. Hierüber mißvergnügt, schlossen sich mehre ungarische Ritter dem Condottiere Anichino di Mongardo an, welcher, von Albornoz durch eine Geldsumme beschwichtigt, Romagna verließ und mit seinem beute- und verheerungslustigen Volke sich gegen Abruzzo wendete.

Die zwischen den verbündeten Ungarn und Bologneser ausbrechenden Mißhälligkeiten erfüllten Bernabo mit neuen Hoffnungen, und seine Thatkraft steigerte sich. Durch Bedrückungen brachte er sich in den Besitz ansehnlicher Summen, erkaufte sich damit die Dienste des schwäbischen Abenteurers Landi und seiner Freibeuter, und ließ selbst in Deutschland Söldner anwerben. Auch manche, von den Bologneser beleidigte Ungarn traten in Bernabo's Dienste über, dessen Mailänder Truppen sich noch immer in Castelfranco, Serravalle und anderen festen Plätzen des Bologneser Gebiets behaupteten und von da aus die Hauptstadt von Romagna neuerdings bedrohten. Albornoz ging den König von Ungarn um neue Hilfstruppen an, welche Dieser, nach den letzten Erfahrungen, nicht so leicht zusagen konnte. Alles, was Ludwig für den Augenblick zu thun vermochte, war, daß er jene seiner Unterthanen, welche bei Bernabo und anderen italienischen Herren in Dienste getreten, abrief, um sich unter dem ungarischen Hauptbanner in Italien zu versammeln. Bernabo that keine Schritte, sie zurück zu halten, aber er brachte sie, ehe sie ihn verließen, durch Bestechungen dergestalt auf seine Seite, daß sie ihm in den Reihen der Feinde noch weit nützlicher werden mußten, als in seinen eigenen. Der Erfolg entsprach seinen Erwartungen. Das Schloß Monteveglio ging durch Verrath an seine Leute über, und nach der Eroberung Piumazzo's ließ er Bologna von drei Seiten einschließen.

König Ludwig, unzufrieden mit den Fortschritten seines bisherigen Feldherrn in Italien, rief ihn zurück und gab ihm den kriegserfahrenen Peter Csudár zum Nachfolger, unter dessen Banner bald auch diejenigen Ungarn zurück kehrten, welche vorher unter dem Condottiere Mongardo, und dann in

neapolitanischen Diensten gefochten hatten. Es wurde jetzt von den vereinigten Ungarn und Bolognesern ein muthiger Ausfall unternommen, Bernabo's Bollwerke gebrochen und das so schwer bedrohte Bologna siegreich befreit (Juni 1361). Die Visconti verschlossen sich geschreckt in ihren Hauptplätzen; zugleich brach eine wüthende Pest über Italien herein und schlug Sieger und Besiegte mit Furcht und Angst. Auch in anderer Beziehung wurden diese Jahre verhängnißvoll für das Haus Anjou; denn Johanna's Gemal, der unkönigliche König Ludwig von Neapel, starb, von einer Wallfahrt zurück kehrend (16. Mai 1362), und seine Witwe, in ihrem fünf und dreißigsten Jahre noch immer schön und liebebedürftig, schloß, sieben Monate nach seinem Tode, die dritte Heirat mit Jakob von Aragonien, Titularkönige von Malorca. Im nämlichen Jahre schied auch Papst Innocenz, unter dessen Regierung die Kirche ihre seit länger verläugnete Würde und Kraft wieder zu entwickeln begonnen hatte, aus dem Leben. Ihm folgte auf dem apostolischen Stuhle der sittenstrenge, schnell und entscheidend eingreifende Urban V., von welchem selbst der in den Händeln der Welt erfahrene Kardinal Talleyrand sagte: jetzt haben wir endlich einen Papst.

Die entweichende Pest lockte auch den Bernabo aus seinem Verstecke, wo er so lange ohne öffentliche Lebensäußerung verweilt hatte, wieder hervor, indem er mit ungebeugtem Muthe abermals zur Eroberung Bologna's sich rüstete. Aber Papst Urban schleuderte ihm den Bann entgegen, und der unermüdliche Albornez eilte, den Markgrafen Nikolaus von Ferrara, Franz von Carrara, Herrn von Padua, und den Herrn von Reggio, Feltrino da Gonzaga, in das Bündniß wider die Visconti zu ziehen. Bernabo, alle Friedensanträge vermessen von sich weisend, büßte diesen Trotz in der blutigen Schlacht bei Solara, welche ihm den Kern seines Heeres entriß und die vornehmsten seiner Bundesgenossen zum Abfalle bewog. Strenge kriegerische Drohungen des Ungarnkönigs kamen dazu, Bernabo's Zuversicht zu entkräften; er begab sich aller Ansprüche auf Bologna, räumte mehre Plätze und stellte sich mit einer Summe von einer halben Million Goldgulden zufrieden, welche der Papst ihm auszahlte. Letzterer dankte in einem überaus liebevollen Briefe dem Ungarnkönige, als dem „geliebtesten Sohne der Kirche Gottes," für seine Verdienste um jene Erfolge und um diesen Frieden.

Als Bernabo's herrschsüchtige Umtriebe gleichwohl ein bewaffnetes Zusammenhalten nöthig machten, traten Kaiser Karl IV. und König Ludwig an

die Spitze des Bundes (1366), welchen gleichwohl Bernabo's Bestechungen und des Kaisers Goldgier völlig wirkungslos machten, bis (1369) ein neuer Friede zwischen den Verbündeten und Bernabo Visconte die Besorgnisse ferneren Kampfes zu heben schien. Ludwig war mit dem kläglichen Auftreten des Bundes höchst unzufrieden, und sein ganzer Haß warf sich auf Bernabo, dessen Gold und List den Kaiser bis zur Vernachlässigung seiner Würde verblendet hatte. Als daher zwischen den Florentinern und Bernabo sich neuer Krieg entzünden wollte, sagte Ludwig den Ersteren seinen kräftigsten Beistand zu. Bernabo aber wußte wieder diesen Schlag abzuwenden, indem er durch verstellte Nachgiebigkeit den Argwohn der Italiener gegen den König Ludwig erweckte, so daß der Heerfahrt der Ungarn nach Italien von hier aus Schwierigkeiten entgegen gesetzt wurden. Voll bitteren Unmuths über den Sieg der Arglist verließ Papst Urban Rom, und verlegte den päpstlichen Sitz wieder nach Avignon, wo er, einer Prophezeiung gemäß, noch im nämlichen Jahre (19. December 1370) starb.

Kurze Zeit vor dem Papste hatte auch König Kasimir von Polen der Natur den Tribut entrichtet (5. November 1370). Sein großer Sinn, gepaart mit vielen menschlichen Schwächen, hatte, nebst mancher segenreichen Schöpfung, zugleich alle Wehen eines schnellen Ueberganges über sein Reich gebracht, die, als nun die Hand des Gründers und Lenkers erstarrte, in gefährlichen Widersprüchen sich offenbarten. Große Verwirrung stand zu fürchten. Daher eilten der Krakauer Bischof Florian von Mokrsko und der Reichskanzler Johannes Suchiwilk nach Wissegrad, um den König Ludwig auf den erledigten Thron Polens einzuladen, auf welchen Demselben die gedachten älteren Verträge ein unmittelbares Anrecht gaben. Der König zögerte mit seinem Entschlusse, denn die Erfahrungen seiner neun und zwanzigjährigen Regierung belehrten ihn hinlänglich, welche schwere und ungewohnte neue Bürde er nothwendig mit jenem Reiche übernähme, dessen Verhältnisse so abweichend von jenen Ungarns, dessen Bewohner schon dem Stamme nach, noch mehr aber durch Charakter, Sitten und Denkungsweise von dem magyarischen Volke verschieden waren. „Zwei ganz verschiedene, von einander getrennte Heerden — sagte der weise König — werden schwer von Einem Hirten gehütet; darum darf auch ein Bischof nicht zweien Bisthümern zugleich vorstehen. Waren für Rom, als dasselbe noch aus wenigen Hütten bestand, zwei Könige zu viel, so wird, fürchte ich, für zwei große Reiche Ein König zu wenig seyn."

Doch von den Polen, wie von den Ungarn gleichsehr überredet, willigte er zuletzt ein, sendete seine Mutter Elisabeth, des verstorbenen Königs Kasimir Schwester, nach Polen voraus, um seine Ankunft bei der Nation vorzubereiten, folgte dann persönlich mit stattlichem Gefolge nach, und wurde von den Großen des Reiches wie von den Abgeordneten des Volkes glänzend eingeholt.

Nach seiner Ankunft in Krakau wurde ihm König Kasimir's Testament zur Genehmigung vorgelegt. Dasselbe bestimmte unter anderen, daß des verstorbenen Königs Tochtersohn, der junge Kasimir von Stettin, die Herzogthümer Cujavien, Siradz, Lancicz und Dobrzin, nebst den Schlössern Krußvich, Bidgost, Wlatow und Walcz; des Königs mit der schönen Jüdin Esther erzeugte natürliche Söhne, Nyemierze und Johannes Bagudza, aber die Landgüter Kuthlaw, Jurczincz und Drugnya erhalten sollten. Da jedoch einige berühmte polnische Rechtsverständige diesen Verfügungen des verstorbenen Königs, weil sie das Eigenthum der Krone schmälerten und die Integrität des Reiches verletzten, die Rechtsgiltigkeit bestritten, so weigerte sich Ludwig, jene Punkte zu erfüllen, ließ die Söhne der Esther leer ausgehen und veranlaßte den Herzog von Stettin, für Belehnung mit Dobrzin, Bidgost, Wlatow und Walcz, auf Siradz, Lancicz, Cujavien und Krußvich Verzicht zu leisten.

Nachdem eine Partei heftig für Gnesen gestritten, wurde endlich Krakau, als von dem apostolischen Stuhle dazu bestimmt, zur Krönungsstadt ausersehen, und hier Ludwig in der Domkirche durch den Gnesener Erzbischof Jaroslaw Bogora von Skotnicki feierlich zum Könige von Polen gekrönt und gesalbt. Doch blieb eine mächtige Fraction, zumal auch Kasimir von Stettin viele Anhänger zählte, dem neuen Könige abgeneigt, da voraus zu sehen war, daß er dem Reiche nur eine getheilte Aufmerksamkeit widmen würde, und er, mit der offenen Erklärung: daß Polen nie auf längere Zeit sein Aufenthalt werden könne, seine Mutter Elisabeth zur Statthalterin mit unbedingter Vollmacht einsetzte.

Elisabeth, obgleich schon hochbejahrt, hatte dennoch auf die Freuden und Vergnügungen der Welt nicht verzichtet, und ihr genußbedürftiger Sinn drängte sie zu immer neuen Zerstreuungen. Dies wurde ihr von manchen Seiten übel ausgelegt, und selbst der Kaiser Karl IV. hatte früher einmal (1362) in einem Anfalle von Spottsucht sich nicht enthalten können, der

rüstigen Matrone unehrsame Dinge nachzusagen. Die ungarischen Gesandten, die Ehre der Mutter ihres Königs heilig haltend, hatten alsogleich den Kaiser Lügen gestraft, ja im ritterlichen Zorne ihn sogar zum Zweikampfe gefordert. Weil er sich weder persönlich, noch durch Kämpfer stellte, so sagten König Ludwig, Herzog Rudolf von Oesterreich und der damals noch lebende König Kasimir, als Bruder der Gekränkten, dem Kaiser Fehde an, und schon standen die Heere einander schlagfertig gegenüber, als der päpstliche Legat Aufschub der Feindseligkeiten vermittelte und der Kaiser, durch genügende Ehrenerklärung für Elisabeth, die Ursache des Kampfes aus dem Wege räumte.

Auch als Statthalterin Polens entsagte Elisabeth ihrem zerstreuungsvollen Leben nicht, und ihr Hof wurde ein Sitz der Galanterie und des Lebensgenusses. Einige ältere Räthe begannen dagegen zu eifern, wurden aber von der Königin, welche keinen Geschmack an solchen Einwürfen fand, aus ihren Diensten entlassen und erhielten jüngere, der Lust des Lebens günstiger gesinnte Männer zu Nachfolgern. Dergleichen Maßregeln nährten in Großpolen den Sinn der Unzufriedenheit, der endlich zu staatsverrätherischen Anschlägen seine Zuflucht nahm.

Die Mißvergnügten richteten ihre Augen auf einen Enkel des Bruders Königs Wladislaw Loktiek, den einstigen Herzog von Gniewkow, Wladislaw den Weißhaarigen, welcher, nachdem er in Anfällen von Andacht und Lebensmüdigkeit sein Land an König Kasimir verkauft, zuletzt als Laienbruder in den Benediktinerorden zu Dijon getreten war. Durch Hoffnungen auf die polnische Krone wurde Wladislaw's erloschene Liebe für irdische Angelegenheiten schnell wieder entzündet. Er reisete nach Avignon, um den Papst Gregor XI. zur Aufhebung seiner Ordensgelübde zu vermögen, und da ihm Dieses nicht gelang, wußte er sogar den König Ludwig, dem er freilich bloße Heiratsabsichten vorspiegelte, dahin zu bringen, daß Derselbe sich bei dem heiligen Vater für ihn verwendete. Der Papst verweigerte ihm auch diesmal sein Begehren, und nun beschloß Wladislaw, sich mit Gewalt zu helfen. Er ging mit einigen Vertrauten nach Großpolen, ließ zwar in Gnesen Gefahr, festgenommen und ausgeliefert zu werden, entkam aber glücklich, und brachte schnell nach einander Stadt und Schloß Wladislaw, dann die Schlösser Gniewkow, Szlotery und Scharley in seine Gewalt. Als aber viele mächtige polnische Magnaten sich wider ihn erhoben und die Mehrzahl seiner Anhänger, durch König Ludwig's Drohungen geschreckt, von ihm abfiel,

verzagte er an dem Gelingen seines Unternehmens, übergab die eroberten Plätze an den Statthalter Sandivog von Szubin und empfahl sich der Gnade des Königs, welcher ihn für Abtretung des Gniewkower Landes und Verzichtleistung auf alle seine Ansprüche mit zehn tausend Gulden abfand, worauf Wladislaw, dem Irdischen zum zweiten Male Lebewohl sagend, friedlich in sein Kloster zu Dijon zurück kehrte.

Während jener Aufstände ernannte König Ludwig seinen Vetter, den Herzog Wladislaw von Oppeln und Wielun, zum Statthalter in Rothrußland, wobei er den doppelten Zweck vor Augen hatte, die Polen auf die, in dem oben gedachten Vertrage mit König Kasimir begründete Einverleibung dieser Provinz in das ungarische Reich vorzubereiten und zugleich einen erfahrenen Rathgeber in die Nähe seiner Mutter zu bringen, mit deren Verwaltung man nun einmal sich nicht befreunden konnte und welche gleichwohl der König, aus kindlicher Pietät, ihrer Stellung nicht berauben wollte. Zugleich nahm er jene Unzufriedenheit und die Begebenheiten in Großpolen zum Vorwande, den Reichstag, wie es sein Wunsch war, nicht in Polen, sondern in Ungarn zu versammeln. Die polnischen Stände wurden nach Kaschau beschieden und durch Huldbezeigungen mancherlei Art für des Königs Plane gestimmt. Dagegen, daß der König dem Adel für immer zwei Drittheile der allgemeinen Landsteuer, Poradlne genannt, nachzulassen sich bereit erklärte, verlangte er von den Baronen das Zugeständniß, daß die früher festgesetzte Beschränkung der Thronfolge auf männliche Leibeserben aufgehoben, und in Ermangelung der Letzteren das Erbfolgerecht auf des Königs Töchter, und zwar auf Diejenige, welche er, seine Mutter oder Gemalin dazu bestimmen würde, vertragsweise ausgedehnt wurde. Der König verpflichtete sich nur noch, sowohl die polnischen Herren, als deren Unterthanen mit keiner weiteren Steuer zu belegen, ferner die Reichswürden in ihrer bisherigen Art fortbestehen zu lassen, und weder diese noch andere, mit Gerichtsbarkeit verbundene Aemter an Ausländer oder an Männer von herzoglicher Abkunft zu verleihen (1374).

Ludwig hatte eingreifende Reformen in Polen vor; aber um nicht auf Mißtrauen und Widerstand zu stoßen, hütete er sich wohl, zu schnell und auffallend zu Werke zu gehen. Vielmehr ließ er manche Uebelstände absichtlich fortdauern, damit man die Mangelhaftigkeit der dermaligen Verfassung um so sicherer empfinden und seiner Zeit selbst zu Umgestaltungen die Hand bieten möge.

Aus dieſem Grunde rief der König jetzt auch ſeine Mutter aus Polen zurück, überzeugt, daß ihr Abgang dort nur zu dem einhälligen Wunſche führen werde, ſie wieder zu beſitzen, wie viel man auch während ihres Dortſeyns an ihr zu tadeln gehabt hatte. Der König hatte ſich hierin nicht getäuſcht. Kaum war Eliſabeth aus Krakau fort, als ihr glänzender Hof, der Zauber der Feſte und Freuden, den ſie über die Stadt verbreitet hatte, empfindlich vermißt wurde. Von allen Seiten wurde ſie zur Rückkehr aufgefordert. Voreilig und gegen ihres Sohnes Wunſch ſchenkte ſie dieſen Einladungen Gehör, indem ſie nach Krakau zurück kehrte, wo ſie mit ungeheuerem Pomp empfangen wurde. Aber einige Tage ſpäter vermaßen ſich einige ungariſche Heiduken, die Getreidewagen eines polniſchen Edelmanns zu plündern. Seine Leute, die dies verhindern wollten, wurden mißhandelt, und zum Theil erſchlagen. Darüber brach ein allgemeines Scharmützel zwiſchen Ungarn und Polen aus. Der Stadthauptmann von Krakau, Johannes Kmitha, welchen die Königin hinſendete, um Ruhe zu gebieten, wurde von einem ungariſchen Wurfſpieße getödtet, und das Gemetzel nahm immer mehr überhand; die ergrimmten Polen erſchlugen über hundert und ſechzig Ungarn, und ſogar zwei Edelknaben aus der Leibwache der Königin. Dieſe hielt ſich durch drei Tage in ihrer Burg eingeſchloſſen, und kehrte dann nach Ungarn zurück, um die Statthalterſchaft auf immer niederzulegen. Seitdem ſetzte der König in Kleinpolen den Sandivog von Szubin, in Großpolen dem Domarat von Pyerchno, in Cujavien den Petraſch Malocha von Malochowo als Statthalter ein.

In dieſer Zeit waren Kjeyſtut, Fürſt von Podlachien, Lubart, wieder eingeſetzter Fürſt von Wladimir, und der polniſche Lehensmann Georg zu Belz, mit ihren Kriegshorden über den San gerückt und hatten das Gebiet längs den beiden Weichſelufern bis gegen Tarnow hin ausgeplündert. Der König erließ ein Aufgebot in Polen, und zog mit ungariſcher Kriegsmacht über das Sanoker Gebirge nach Sandomir, wo der polniſche Heerbann zu ihm ſtieß. Den letzteren ſendete er in das Chelmer Land, um die dortigen Schlöſſer den Lithauern abzujagen. Nachdem die Polen ſich der Schlöſſer von Chelm, Horodlo, Wſewoloſch und Hrabowl bemächtigt, kehrten ſie längs dem Bug zu dem Könige zurück, welcher belagernd vor dem, durch Georg hartnäckig vertheidigten Belz ſtand. Als der Platz zu fallen drohte, bat Kjeyſtut für ſeinen Neffen um Schonung. Der König gewährte nicht nur großmüthig den

Frieden, nach welchem das Chelmer und das Belzer Gebiet für immer an ihn abgetreten wurde, sondern gewann auch durch Huld und freigebige Verleihungen die Gemüther jener streitbaren Herren.

Der Tod des Herzogs Kasimir von Stettin und der Heimfall seiner polnischen Besitzungen Dobrzin, Bidgost, Wlatow und Walcz an die Krone, beschleunigte die Ausführung eines Planes, welcher dem Könige sehr am Herzen lag, nämlich die der völligen Trennung Rothrußlands von Polen, um es als Provinz dem ungarischen Reiche wieder einzuverleiben. Der Herzog Wladislaw von Oppeln unterstützte ihn dabei, indem er bereitwillig Rothrußland räumte und nach Cujavien ging, wo ihn der König mit Kasimir's erledigten Ländereien und mit dem Herzogthume Gniewkow entschädigte. Rothrußland wurde seitdem durch ungarische Baronen, als Bane oder Woiwoden, verwaltet, ohne daß die Polen, des alten Vertrags zwischen den Königen Ludwig und Kasimir eingedenk, sich dieser Maßregel zu widersetzen getrauten.

Nach dem Weggange des Königs brach in Polen ein Zustand allgemeiner Rechtlosigkeit aus; Parteien stießen und zerschellten sich an Parteien, der Uebermuth tobte oben, das Elend wüthete unten im Volke. Auf die Stimme des biederen Herzogs Wladislaw von Oppeln, welchen der König als Statthalter eingesetzt, wurde nicht gehört; ja die Unzufriedenen drangen sogar auf seine Abberufung, da der König auf dem Reichstage zu Kaschau ausdrücklich versprochen habe, keinen Statthalter herzoglicher Abkunft einzusetzen. Der König mußte nachgeben, und gerne verließ der friedliebende Wladislaw das unruhige Land. Bestürmt von den Klagen der polnischen Prälaten, welche von den Rittern und Edlen unaufhörlich die gröbsten Räubereien zu erdulden hatten, schrieb der König den nächsten polnischen Reichstag (1381) nach Ofen aus und zwang den Polen den Krakauer Bischof Zawisza von Kurozwaki, dessen Vater Dobieslaw von Kurozwaki, und den Kalischer Palatin und Krakauer Stadthauptmann Sandivog von Szubin als Statthalter und oberste Richter mit unbeschränkter Vollmacht auf, ohne dadurch die Ruhe herzustellen.

Während jener Vorgänge in Polen waren die südlichen Provinzen des ungarischen Reiches wiederholt der Schauplatz von König Ludwig's Thaten. Von dort aus empfand auch der Westen Europa's die ersten Stöße jenes großen Zerstörungs- und Unterjochungswerkes, womit der erobernde Stamm

der Osmanen dem erschreckten Welttheile seine Ankunft verkündigte. Dieses Volk, bestimmt in Ungarn später eine so verhängnißvolle Rolle zu spielen, und, daselbst Fuß fassend, dieses Reich durch längere Zeit in die bangen Zweifelfragen zwischen Civilisation und Barbarei, Christenthum und Islam zu stürzen, kann hier in seinem Ursprunge nicht ganz unerwähnt bleiben.

Ein Häuptling des hochasiatischen Stammes der Oghusen, Salur, ein Abkömmling von Tak-Khan (dem Herrn des Berges), nahm, vierthalb hundert Jahre nach Mohammed (960), mit zwei tausend Familien den Islam an, und nannte sich seitdem Tschanak oder Kara-Khan, sein gläubiges Volk aber, zum Unterschiede von den noch im Heidenthume befangenen übrigen türkischen Stämmen, Turkmanen, angeblich zusammen gezogen aus Türke und Iman, d. i. Glauben. Die Seldschuken, ein Zweig des oghusischen Stammes, saßen zu Ende des zehnten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung um Buchara, wo Boghra-Khan Harun, der Sohn Suleiman's, ein Nachkomme Tschanak's, herrschte. Ueber dreißig Jahre später führte sie Mahmud, der große Herrscher von Ghasna, der Eroberer Indiens, über den Orus nach Chorasan. Suleiman-Schah, der Sohn Kaialp's aus dem Geschlechte Kaji (den Hoeihe der Chinesen, und einem der edelsten Stämme der Oghusen), welches seit seiner Auswanderung von der chinesischen Gränze (in der Hälfte des siebenten Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung) am Amur und der Selenga und um den Baikalsee gesessen, herrschte über das eigentliche Turkistan, und verbreitete sich dann bis nach Transorana und Chorasan. Aus dieser Landschaft durch die Einfälle der Mongolen Tschengis-Khan's vertrieben, ertrank er bei seiner Wanderung nach Vorderasien bei dem Schlosse Dschaaber in den Fluten des Euphrat, worauf drei seiner Söhne: Surkuntekin, Güntoghdi und Dündar, nach Chorasan zurück kehrten, der vierte aber, Namens Ertoghrul, d. i. der gerade Mann, sich in den Alpen von Karadschatag (Schwarzenberg), an der westlichen Gränze des Gebietes von Angora, im Dienste des seldschukischen Sultans Alaeddin ansiedelte. Hier wurde ihm im Jahre 1258 sein ältester Sohn Osman (d. i. der Beinbrecher, welchen Namen im Morgenlande der Königsgeier mit ihm theilt) geboren. Schon Ertoghrul träumte im Hause eines frommen Mannes von der künftigen Größe seines Hauses, denn eine Stimme prophezeite ihm, daß seine Kinder und Kindskinder hochgeehrt seyn sollen durch kommende Geschlechter und Zeiten. Aber einen noch weit glänzenderen Traum ähnlicher Bedeutung hatte Osman im Hause des

frommen Scheichs Edebali aus Adana, welcher ihm seine Tochter, die schöne Malchatun, d. i. Schatzfrau, vermälte. Vor seinem schlummernden Auge stieg aus Edebali's Brust der wachsende Mond auf, der als Vollmond in Osman's Busen versank. Aus Osman's Lenden aber sproßte ein Riesenbaum empor, der seine Zweige und schwertförmig gebildeten Blätter über alle bekannten drei Theile der Erde verbreitete; ein Traum, der nachmals zum Verderben Europa's sich schrecklich erfüllte. Osman, nach seiner dunklen Gesichtsfarbe der Schwarze genannt, war der Gränzhauptmann des Sultans der Seldschuken wider die Streifereien der Tataren zu Melangeia, auf türkisch Karadschahissar, dessen griechischer und türkischer Name eines und dasselbe, nämlich das schwärzliche Schloß, bedeutet und mit dessen Gebiete er mittels Fahne, Pauke und Roßschweifes im Jahre 1289 belehnt wurde. Als Beg des schwärzlichen Schlosses und der alten Stadt (Eskischehr, das Doryläum der Kreuzfahrer) streifte Osman mit seinem Freunde, dem griechischen Renegaten Köse Michel, d. i. Michael dem Spitzbart, bis jenseits des Sangaris, eroberte Biledschik (Belokoma) durch List, raubte die schöne Griechin Lotosblume (auf griechisch Nenuphar, auf türkisch Nilufer genannt), die er seinem zwölfjährigen Sohne Urchan zur Gemalin bestimmte, sammt dem Schlosse ihres Vaters, schlug seinen Sitz zur Jenischehr (Neustadt) auf und herrschte in Inöni, heutzutage einem der siebzehn Sandschake Kleinasiens. Mörder seines alten Oheims Dündar vor der Eroberung von Köprihissar, d. i. Brückenschloß, erklärte sich Osman im vorletzten Jahre des dreizehnten Jahrhunderts zum unabhängigen Herrscher durch die Anordnung des Kanzelgebetes auf seinen Namen und durch die Bestellung eines Marktvogtes; schon zwei Jahre hernach schlug er bei Kojunhissar (dem Bapheum des Pachimeres) den Hetäriarchen, d. i. Befehlshaber der byzantinischen Leibwachen — ein Vorspiel der künftigen Unterjochung des östlichen Kaiserthums durch Osman's Enkel; er vertrug sich mit dem Befehlshaber von Ulubad (Lopadion), unterwarf sich die Schlösser am Olympos und Sangaris, und starb (1326) nach sieben und zwanzigjähriger Regierung an demselben Tage, wo Brusa fiel und seinem Sohne und Nachfolger Urchan der Sohn und Nachfolger Murad geboren wurde, wie ihm Urchan am Tage der Eroberung von Karadschahissar geboren worden war.

Urchan, der seinen Namen einem Kropfe danken mag, denn Ur heißt auf türkisch ein Kropf, der Numa Pompilius des osmanischen Reiches, dessen

Romulus sein Vater Osman gewesen, ward der Gesetzgeber desselben durch seinen Bruder Alaeddin, den ersten Wesir, d. i. Lastträger der Geschäfte. Nach ihm und Urchan's erstgeborenem Sohne Suleiman, der 1358 am Platanenbaume des Cid umkam, begleiteten vier Dschendereli diese oberste Würde des Reiches, ein Beispiel der Erblichkeit der höchsten Machtvollkommenheit, das sich im Laufe der ganzen osmanischen Geschichte nur einmal, nämlich in den fünf Großwesiren Köprili, wiederholt hat. Urchan eroberte Semendra und Aidos, die im Angesichte Konstantinopels genommen wurden, und die bithynischen Hauptstädte Nikomedien und Nikäa. Die Münze wurde auf Urchan's Namen geschlagen (ob Osman dieses Majestätsrecht des Islams schon ausgeübt, ist zweifelhaft); er richtete eine Kleiderordnung ein und regelte das Heer. Die verschiedenen Arten von Mützen waren die Hauptunterschiede zwischen den Beamten des Lehr- und Wehrstandes; die merkwürdigste Einrichtung die der Janitscharen (Jenitscheri, d. i. neue Truppe), deren Vernichtung unserer Zeit vorbehalten blieb. Nebst ihnen wurden die Sipahi (Reiter), die Silihdare (Waffenträger), Ulufedschi (Söldlinge) und Ghureba (Fremdlinge) in vier Rotten zur berittenen Schutzwache des Herrschers, und in der Folge zu der in's Feld ziehenden heiligen Fahne (der Adlerstandarte des Propheten) bestellt. Die Sipahi wurden mit großen und kleinen Lehen (Siamet und Timar) belehnt. Das Fußvolk bestand zum Theil in den Jaja, d. i. den Fußgängern, welche später, so wie ein Theil der Reiterei, den Namen der Moselleman, d. i. der von Auflagen Befreiten, erhielten; ein anderer Theil des Fußvolkes waren die Asab, d. i. die Ledigen; die auf Raubzügen streifenden Reiter hießen Akindschi (Renner und Streifer), die Sachegiatori der Italiener, die unter dem von dem letzten Worte hergeleiten deutschen Namen des Sackmans noch drei Jahrhunderte der Schrecken Ungarns und Oesterreichs als Renner und Brenner. Urchan stiftete die erste hohe Schule des Reiches in der, in eine Moschee verwandelten Kirche der in der Kirchengeschichte so wichtigen ökumenischen Synode; am Fuße des Olympos, auf dessen Gipfel ehemals die Zelten christlicher Mönche, von denen der Berg noch heute der Mönchsberg heißt, erhoben sich die Klöster und Zelten von Dschelischen und Abdalen (Santonen). Das am Fuße des Olympos gelegene Brusa, schon in der ältesten Geschichte nach dem Namen des ältesten bithynischen Königs Prusias genannt, eine der schönstgelegenen und wasserreichsten Binnenstädte der Welt, die Hauptstadt des Reiches und die Grabstätte

der Sultane bis zur Eroberung Konstantinopels, berühmt durch die Heilkraft seiner warmen Bäder, durch die Klarheit seiner reinen Quellen, durch seine Natur- und Kunsterzeugnisse, wie auch der Lieblingsaufenthalt von Gelehrten und Dichtern, von denen Scheichi, der erste romantische Dichter der Osmanen, hier sein Chosrew und Schirin inmitten des Gesangs der Bergquellen und des Geflüsters der Tannenwälder des Olympos sang; um die Mausoleen der sechs ersten Sultane gruppirt sich ein halbes Tausend berühmter Wesire, Paschen, Scheiche, Muderrise (Professoren), Redner, Aerzte, Dichter und Musiker.

Nachdem seit dem Jahre 1263 in dem Verlaufe eines Jahrhunderts die Türken neunzehnmal über den Hellespont gesetzt, beschloß Suleiman-Pascha, der Sohn und Wesir Urchan's, den zwanzigsten in einer schönen Mondnacht auf den Ruinen von Cycikus. Das kühne Unternehmen gelang; ein Erdbeben, unter welchem kurz vorher die Mauern von Kallipolis gelitten, hatte den Osmanen den Eingang zu dieser Stadt und zu mehren anderen thrakischen geöffnet. Ein Sturz vom Pferde beraubte Suleiman-Pascha mit dem Leben der Thronfolge, welche seinem Bruder Murad zu Theil ward, dessen Ehrentitel Ghasi, d. i. der Kämpe im heiligen Kriege, und Chudawendkiar, d. i. der Herr, das letzte hernach in Chunkiar zusammen gezogen, gleichbedeutend mit Sultan, dem Titel der osmanischen Herrscher. Den Sultanstitel führten aber weder Osman noch Urchan, sondern erst Bajesid, der vierte Herrscher, erhielt denselben mittels eines Diploms von dem Schattenchalifen aus dem Hause Abbas zu Kairo, welchen seit Bagdads Eroberung durch die Mongolen und dem Sturze des Chalifates die Sultane der Mameluken in Aegypten blos als einen Titular-Schatten-Gottes auf Erden aufgestellt, um sich von demselben die Titel der Herrschaft durch Diplome legitimiren zu lassen. Murad, der Frohnkämpe, der Herr, dämpfte die Unruhen in Kleinasien durch die Eroberung Angora's, und setzte durch jene Adrianopels sich in Europa fest.

Damals war es auch, wo zum ersten Male magyarische Schwerter sich mit osmanischen Säbeln maßen, die nachmals sich so oft, und unter so wechselnden Erfolgen, gekreuzt haben. Als Murad's eherner Halbmond tobend an die Pforten Europa's schlug, berührte er auch die Gränzen des Reiches der Serbier. Der serbische König Urosch V., aufgefordert von dem zu ihm geflüchteten griechischen Befehlshaber von Philippopolis und von dem

Papſte Urban V., verbündete ſich mit den Königen von Ungarn und Bosnien und dem Fürſten der Walachen gegen die furchtbaren Fremdlinge. In Eilmärſchen rückte das Heer der Verbündeten an die Marizza, den einſtigen Hebrus. Der osmaniſche Beglerbeg Lalaſchahin, fürchtend, mit ſeinen geringen Streitkräften der Uebermacht der Chriſten nicht Stand halten zu können, ſendete den kühnen Hadſchi Ilbeki auf Kundſchaft und Fehde aus. Auch Dieſer getraute ſich nicht, das Chriſtenheer in offener Schlacht anzugreifen, aber er wartete die Nacht ab, und vollführte dann, begünſtigt durch die Dunkelheit, einen Ueberfall gegen das in Schlummer und Sorgloſigkeit verſunkene feindliche Lager. Das Geheul und die wilde Kriegsmuſik ſeiner anſtürmenden Banden ſchlug die Chriſten mit tödtlichem Schrecken; ſie ergriffen, wie der osmaniſche Geſchichtſchreiber ſagt: „gleich aus ihrem Lager aufgeſchreckten wilden Thieren, eiligſt die Flucht, ſtürmten gegen die Marizza hin, ſchnell wie der Wind hergeht vor der Glut, und ſanken unter in der Flut“ (1363). Das Schlachtfeld wird noch jetzt Sbirf ßindüghi, d. i. der Serbier Niederlage, genannt. König Ludwig hatte dem wunderthätigen Marienbilde, welches er bei ſich trug und dem er ſeine Rettung beimaß, eine Kirche gelobt, und löſete ſein Wort durch die Erbauung Mariazells, des berühmteſten öſterreichiſchen Wallfahrtsortes, dem er auch jenes Wunderbild verehrte, welches früher ſeinen Hausaltar geſchmückt hatte. Dem Volke wurde wahrſcheinlich, um es nicht zu ſchrecken, die erlittene Niederlage verſchwiegen, und die bloße Rettung des Königs zu einem von Demſelben erfochtenen Siege gefabelt, und muthmaßlich verdankte dieſer Beſchönigung die Kircheninſchrift von Mariazell, welche beſagt, daß Ludwig den Bau zum Danke für einen über die Türken gewonnenen Sieg unternommen, ihren Urſprung.

Die Bedrängniß, in welche Sisman, der Kral der Bulgaren, durch den Einfall der Osmanen gerieth, glaubte König Ludwig benutzen zu müſſen, um die alten Rechte der ungariſchen Krone auf Bulgarien wieder aus der Vergeſſenheit zu ziehen. Im April 1365 verließ er mit ſeinem Heere Ofen, zog über Lippa, Lugos und Karanſebes an die Donau hinab, überſchritt dieſelbe bei Alt-Orſova, überwältigte Widdin durch Sturm und nahm den tapferen bulgariſchen Befehlshaber des Platzes, Stracimir, des walachiſchen Woiwoden Alexander Beſſarab Eidam und des bosniſchen Bans Twartko Schwiegervater, gefangen. Binnen drei Monaten war das ganze Widdiner Gebiet längs der Donau in König Ludwig's Händen, der die Verwaltung

desſelben dem ſiebenbürger Woiwoden Dionyſius von Apór, des Stephan Latzkóſi Sohne, übertrug.

Indeſſen hatte Sisman ſich dem Osmanen-Emir Murad, dem er nochmals ſogar ſeine Tochter zur Gattin gab, genähert, hoffend, durch den Beiſtand jenes gefürchteten Eroberers das Widdiner Land zurück zu erkämpfen. Im nächſten Frühjahre (1366) lagerte er mit zahlreichem Kriegsvolke vor Widdin. Aber die vereinigten Ungarn und Walachen, letztere durch ihren der ungariſchen Krone unterthänigen Woiwoden Wlaiko, des Alexander Beſſarab Sohn, dem Könige zugeführt, ſchlugen Sisman's Heer, das theils aus Bulgaren, theils aus Osmanen beſtand.

Bald darauf machte jedoch Wlaiko ſelbſt der Untreue ſich verdächtig, wüthete, als griechiſcher Eiferer, gegen die römiſchen Glaubensboten, welche der katholiſche Ludwig nach Kräften ſchützte und begünſtigte, vertrieb zuletzt die ungariſche Beſatzung aus Widdin und warf ſich zum Könige der Donau-Bulgarei auf. Der König zog eilig gegen Widdin, um dieſen Platz zurück zu erobern, und ſendete gleichzeitig, um den Gegner von zwei Seiten zu bedrängen, den Woiwoden Niklas von Apór mit den ſzekler und ſiebenbürger Banderien, unter Kronſtadt durch den Förcsburger Paß längs der Jalomitza hinab. Niklas ſchlug die ſich ihm entgegen ſtellenden Walachen, verfolgte ſie aber unvorſichtig in ihre Wälder und büßte dieſe Voreiligkeit durch ſeinen Tod und Vernichtung ſeines Heeres. Glücklicher war unterdeſſen der König Ludwig. Wie ſehr auch Wlaiko ſich bemühte, dem Könige den Donauübergang ſtreitig zu machen, ſo fiel Widdin doch in die Gewalt der Ungarn, welche ſich wohl hüteten, ſich von den fliehenden Walachen tiefer in das Land locken zu laſſen, vielmehr unter Anführung des Königs ſich längs dem linken Donauufer hinauf wendeten, um das Zewriner Banat und das umliegende unvertheidigte Land in Beſitz zu nehmen. Wlaiko ſuchte den Frieden, welchen der König, von dem Unfalle des Woiwoden Niklas erſchüttert, gern gewährte. Ludwig ſetzte Wlaiko's gefangenen Schwager Strascimir in Freiheit und übergab ihm die Statthalterſchaft über Widdin und die ungariſche Bulgarei; an Wlaiko aber verlieh er die neue Niederlaſſung im Fogaraſer Gebiete und das Zewriner Banat ſammt der gleichnamigen Burg.

Die Osmanengefahr, die zunächſt an dem längſt untergrabenen griechiſchen Reiche rüttelte und deſſen Fall unter wilden Zuckungen vorbereitete, ſchien dem Ungarnkönige reichliche Gelegenheit zu bieten, ſeine Macht und

seinen Einfluß in die sinkende Wage jenes Reiches zu legen. Der byzantinische Kaiser, Johannes Palälogus, hatte in seiner Angst dem Papste Innocenz VI. seine und seines Reiches Unterwerfung unter den apostolischen Stuhl angeboten und dagegen Hilfe zu Land und zur See wider die Osmanen verlangt. Schon zu oft hatte die byzantinische Staatslist in Augenblicken der Bedrängniß den heiligen Vater mit jenem Versprechen der Rückkehr zur kirchlichen Gemeinschaft getäuscht, als daß der jetzt erneuerte Vorschlag ernstlichen Glauben verdient hätte. Papst Innocenz kam zwar äußerlich dieser Annäherung entgegen; aber die angesprochene thätige Hilfe gewährte er nicht. In gesteigerter Besorgniß wendete der Kaiser Johannes sich nun (1365) an den König Ludwig und ließ abermals durch seine Gesandten Vereinigung mit der römischen Kirche geloben, wenn der König theils mit eigener Macht, theils durch seinen Einfluß bei befreundeten Fürsten, Byzanz von der schrecklichen Gefahr befreien wolle. Ludwig, für das Große und Christliche des Unternehmens erglühend, sprach seine Hilfe zu und trat in Bündniß mit dem Könige von Cypern, der, während Ludwig zu Lande, die Osmanen zur See angreifen sollte.

Der Papst Urban V., welchen der König Ludwig von diesen Verhandlungen in Kenntniß setzte, lobte zwar Ludwig's frommen Eifer, warnte ihn aber zugleich vor der Wortbrüchigkeit der Byzantiner und entband ihn, um deren Gesinnungen mittlerweile genauer zu erforschen, auf Jahr und Tag von dem Eide, denselben beizustehen. Der Kaiser Johannes, um diesem ungünstigen Einflusse zu begegnen, stattete persönlich dem Ungarnkönige einen Besuch ab und nahm diesen so lebhaft für sich ein, daß Ludwig selbst ihm des Papstes Gunst erwirkte. Der Kaiser versprach im folgenden Jahre nach Rom zu reisen, um dem apostolischen Stuhle seine und seines Volkes Unterwerfung zu bezeugen; doch verzögerten mancherlei Umstände die Ausführung des Vorsatzes bis zum Herbste 1369, wo Johannes wirklich in Rom eintraf, in der heiligen Geistkirche allen von dem römisch-katholischen Glauben abweichenden Lehren entsagte und sich in die Gemeinschaft der römischen Kirche aufnehmen ließ.

Johannes erlangte hiermit keineswegs, was er gehofft hatte; sein Volk blieb nach wie vor von der römischen Kirche getrennt, und der Eifer jener Fürsten, welche Anfangs sich zu seinem Schutze verbündet, war mittlerweile wieder abgekühlt. Ja auf seiner Heimkehr von Rom wagten die

Veneter, bei denen der Kaiser das Geld zu seiner Reise geliehen und Denen er für den Augenblick keine Deckung zu geben vermochte, ihn sogar in persönliche Schuldenhaft zu nehmen, und sein Sohn Andronikos, welchem er während seiner Abwesenheit die Regentschaft übergeben hatte, sendete aus Unvermögen oder bösem Willen kein Geld, um den Träger der östlichen Cäsarenkrone aus der schimpflichen Unfreiheit zu lösen, bis endlich sein jüngerer Sohn durch Veräußerung aller Kostbarkeiten und indem er für den unbezahlten Rest sich selbst zum Pfande gab, den Vater befreite.

Johannes hatte aus Scham die wahre Ursache seines langen Aufenthaltes in Venedig verschwiegen, und König Ludwig warf daher Verdacht auf ihn, er nehme Theil an geheimen Anschlägen der Veneter auf Dalmatien. Doch wurde dem Ungarnkönige bei näherer Untersuchung das Ungegründete dieses Argwohnes alsbald einleuchtend.

Nach Konstantinopel zurück gekehrt, erließ der Kaiser neue flehende Schreiben an den Papst, ihm schleunige Hilfe gegen die Osmanen zu ermitteln. Der heilige Papst ließ es auch an Vorstellungen und Aufforderungen bei den christlichen Höfen nicht fehlen; aber allenthalben stieß er auf Unlust und Gleichgiltigkeit. Nur den König von Ungarn bewog theils sein frommer Eifer, theils die Gefahr, welche er für seine eigenen Reiche voraus sah, — denn bereits ging das Gerücht von einer bevorstehenden Vereinigung der Osmanen und Tataren zu dem Zwecke eines gemeinsamen Einfalls in Ungarn und Polen — den Gegenstand ernster und gewissenhafter aufzunehmen. Er erwirkte (1373) von dem Papste für den Graner Erzbischof Thomas die Vollmacht, in Ungarn und Polen das Kreuz predigen zu lassen. Die Unthätigkeit der westlichen Fürsten nöthigte ihn jedoch selbst, die Ausführung seiner Unternehmungen zu verschieben.

Unterdessen versetzte weitere Ausbreitung der Osmanen diesseits des Meeres das Griechenreich in noch dringendere Gefahr, ohne daß sich ein schützender Arm für dasselbe bewaffnen wollte. Der Papst maß die Hauptschuld des Ausbleibens christlicher Hilfe der Hartnäckigkeit bei, womit die Griechen, selbst nach dem Uebertritte ihres Kaisers, in der Kirchentrennung beharrten. Der Kaiser Johannes und sein Sohn und Mitkaiser Manuel mußten unter diesen Umständen sich Glück wünschen, daß ein Zufall ihnen Anlaß gab, mit Murad Freundschaft, und hiemit auch Frieden und ein beständiges Hilfsbündniß zu schließen, wodurch sie sich wenig-

ſtens den ruhigen Beſitz des Gebietes von Konſtantinopel und Theſſalonich ſicherten. Dieſes war um ſo mehr an der Zeit, da die wirkliche Ausrüſtung einer Hilfsflotte durch die eben eingetretenen Mißhälligkeiten zwiſchen dem Papſte und dem Ungarnkönige abermals vereitelt wurde.

Ludwig hatte nämlich die päpſtlichen Zehnten von den ungariſchen Pfründen und Kirchengütern zur Unterſtützung ſeiner Rüſtungen wider die Osmanen verlangt; der Papſt aber hatte ſie verweigert, um ſie zu den Fehden wider Bernabo Visconte zu verwenden. Hierüber entrüſtet, ſagte der König Ludwig ſich von aller Theilnahme am Kriege wider jene Feinde der Chriſtenheit los, und je weniger er überhaupt für gut fand, die Osmanen anzugreifen, ſo lange ſie von ſeinem Reiche noch weit genug entfernt wären und, um eine eingebildete Gefahr zu verhindern, eine wirkliche herbei zu rufen, deſto beſtimmter blieb er bei ſeinem Vorſatze ſtehen, ungeachtet der dringenden und wiederholten Anſinnen des Papſtes, welcher jetzt der Byzantiner ſich mit dem regſten Eifer annahm. Des heiligen Vaters Stimme erſcholl für die Unabhängigkeit des griechiſchen Reiches zu ſpät. Schon war der Kaiſer des Oſtens zum zinspflichtigen Fürſten des ſiegreichen Osmanenherrſchers herab geſunken, während der grollende Ungarnkönig Nichts that, das rollende Rad islamitiſcher Eroberung aufzuhalten.

Andere Feinde, als die Osmanen, waren es, über deren Demüthigung der König Ludwig brütete. Auch nach dem letzten Friedensſchluſſe hütete Venedig eiferſüchtig ſeine Meeresherrſchaft, welche Ludwig, obgleich jetzt im Beſitze Dalmatiens, aus Mangel einer ſelbſtändigen Seemacht nicht zu behaupten vermochte. Umſonſt hatte Letzterer ſeinen dem Kaiſer Johannes zugeſagten Beiſtand zum Vorwande genommen, um von Venedig die Ausrüſtung der in jenem Friedensvertrage ihm ausbedungenen vier und zwanzig Galeeren zu verlangen. Die Veneter fanden Ausflüchte, den Bau der vier und zwanzig Galeeren zu verweigern. Statt dieſer boten ſie ihm bereits fünf, fertig ſtehende an, welche zu ſeinem frommen Vorhaben ausreichen würden, und hielten ſpäter auch dieſe zurück, vorſchützend, der König wolle ſich ſeiner Seemacht nicht gegen die Osmanen, ſondern gegen den griechiſchen Kaiſer und die rasciſchen Fürſten bedienen, mit welchen die Veneter in befreundetem Einvernehmen ſtünden und daher einen Anſchlag gegen dieſelben nicht unterſtützen dürften. Der König beſchloß daher, den Uebermuth der Republik früher oder ſpäter zu beſtrafen.

Kaum war nun des Königs Bundesgenosse, Franz von Carrara, Herr von Padua, in abermalige Gränzstreitigkeiten mit Venedig gerathen, als der König den siebenbürger Woiwoden Stephan Latzkósi von Apór mit zwölf tausend ungarischen Reitern nach der Trevíser Mark sendete. Die Republik beschwerte sich hierüber bitter als über Einen Friedensbruch; der König aber warf ihr vor, sie habe Carrara's billige Friedensverträge mit Hohn zurück gewiesen, drohte mit Krieg zu Wasser und zu Lande, und rief alle Völker zur Theilnahme an dem Kriege auf.

Schon hatte Carrara mehre Vortheile über die Veneter erfochten, rückte dann, mit dem Woiwoden vereinigt, an die Piave vor, nahm dort ein Beobachtungscorps der Veneter gefangen und brachte endlich bei Pieve di Sacco der Hauptmacht derselben eine völlige Niederlage bei (Mai 1373). Von beiden Seiten erschöpfte man sich jetzt in Verheerungen und Ueberfällen zur See und zu Lande, deren Zwecklosigkeit zuletzt den König Ludwig dergestalt ermüdete, daß er selbst in Venedig billige Friedensvorschläge thun ließ. Als aber die Republik dieselben verwarf, wurde der König heftig erbittert, und gestattete einem Jeden, den Venetern zu Lande, wie zur See Schaden zuzufügen. Venedigs Küsten wurden nunmehr besonders von Dalmatien aus schwer bedroht, wo der König seinen Vetter Karl, des Herzogs Ludwig von Durazzo einzigen Sohn, Gemal Margarethens, der Tochter des hingerichteten Karl von Durazzo, als Statthalter eingesetzt hatte. Die Republik wehrte sich verzweiflungsvoll und richtete zunächst ihr Augenmerk auf die Rettung Treviso's; sie nahm sogar fünf hundert osmanische Türken in ihren Sold, und des Dogen Andreas Sohn, Leonardo Dandolo, errichtete vor seinem verschanzten Lager bei Pievo di Sacco eine neue Linie, welche der Woiwode Stephan vergebens zu durchbrechen strebte. Bei einem wiederholten Angriffe auf jene Linien, fielen die Ungarn und Paduaner in einen von den türkischen Söldnern gelegten Hinterhalt und wurden schrecklich zusammen gemetzelt. Der Woiwode, mit ihm tausend Ungarn und viele italienische Edle, geriethen in die Gefangenschaft der Veneter (1. Juli 1373). Die Ungarn zogen sich auf paduanisches Gebiet zurück, das sie nicht eher zu verlassen drohten, bis Franz von Carrara den Woiwoden und ihre gefangenen Landsleute losgekauft hätte. König Ludwig bestätigte diese Forderung, und drängte seinen Bundesgenossen, Franz von Carrara, unter allen Bedingungen Frieden mit der Republik

zu schließen. Des Letzteren Verlegenheit wurde noch größer, als die Anwesenheit der Ungarn und deren Ansinnen gefährliche Meutereien unter den Paduanern zur Folge hatte, welche die Republik durch heimliche Einverständnisse förderte. So von allen Seiten bedrängt, mußte Franz von Carrara den harten und demüthigenden Frieden eingehen, welchen ihm die stolze Republik dictirte, während König Ludwig, diesmal durch die Gewalt der Umstände von dem Kampfplatze weggeschleudert, mit Ungeduld auf eine neue Gelegenheit harrte, um über seine Feinde Gericht mit dem Kriegsschwerte zu halten.

Seine Ansprüche auf Neapel nährte der König, wie sehr ihm auch die Verhältnisse den Weg dazu verstellten, als ein Ideal im Herzen, das er nie aufzugeben vermochte; immer umkreiseten seine geheimen Wünsche jenes schönes Land, von welchem der Glanz seines Hauses ausgegangen. Papst Urban's V. ernste Redlichkeit hatte den König schon vor einigen Jahren (1368) bewogen, Demselben seine Rechte auf Neapel vor das Gedächtniß zu führen. Schon damals waren wichtige Beweggründe hierzu vorhanden. Um den Herzog von Anjou, Bruder des Königs Karl V. von Frankreich, von seinem Vorhaben, die Provence an sich zu reißen, abzubringen, hatte die Königin Johanna erklärt, daß sie, kinderlos, wie sie sey, ohnehin keinen Anderen zu ihrem Erben einsetzen werde, als den Herzog von Anjou oder sonst einen von dem Könige von Frankreich zu bestimmenden Prinzen seines Hauses. Kaum hatte König Ludwig von diesen Unterhandlungen Kunde erhalten, als er bei dem Papste Verwahrung dagegen einlegen ließ, erklärend, er werde zwar Johanna, so lange sie lebe, ruhig im Besitze Neapels lassen, aber der Erbfolge in jenem Reiche und in der Grafschaft Provence nach Johanna's Tode werde er für sich und seine Erben unter keiner Bedingung entsagen. Der Papst antwortete in ziemlich unbefriedigenden Ausdrücken, und nicht lange dauerte es, so wurden Ludwig's Hoffnungen noch ernsthafter erschüttert.

Es schloß nämlich, vier Jahre später (1372), die Königin Johanna mit Friedrich von Aragonien einen, die Insel Sicilien betreffenden Vergleich, welchen der Papst Gregor XI. nicht nur bestätigte, sondern sogar noch ausdehnte, um die päpstliche Oberlehnsherrlichkeit über jenes Land besser zu befestigen. Dieser Vertrag, indem er zufolge der darin festgesetzten Erbordnung die Trennung Siciliens von Neapel verfügte, trat ebenfalls den Rechten des

Königs Ludwig auf das ungetheilte Reich beider Sicilien zu nahe, und Ludwig verlangte daher von dem heiligen Vater Aufhebung des Vergleichs und Widerrufung seiner Bestätigung. Da der Papst nicht darauf einging, wendete Ludwig's Politik sich auf eine andere Seite. Er schickte eine Gesandtschaft nach Frankreich und ließ dort wegen einer Vermälung des Grafen Ludwig von Valois, zweiten Sohnes des Königs Karl V., mit einer seiner Töchter unterhandeln. Von französischer Seite ging man darauf ein, und es wurde verabredet, daß beide Könige den Papst veranlassen sollten, die Erbfolge in beiden Sicilien dem Ungarnkönige und dessen Erben zuzusprechen, worauf Letzterer seine Rechte und Ansprüche auf jenes Reich seiner Tochter, des Grafen von Valois künftiger Gemalin, zur Morgengabe überlassen würde. Hierauf ging König Ludwig's Gesandtschaft nach Avignon, um seine Ansprüche auf das Fürstenthum Salerno, auf die Herrschaft Monte Sant Angelo, auf die Grafschaften Provence, Forcalquier und Piemont rechtlich durchzuführen. Es wurde darauf hingedeutet, die in ihrem sieben und vierzigsten Lebensjahre noch kinderlose Johanna sollte dem Könige von Ungarn urkundlich für ihren Erben erkennen, wogegen Derselbe, so lange sie lebe, ihr ein treuer Freund seyn, im Falle ihrer Weigerung aber streng auf seiner Forderung bestehen und jeder Vererbung des Reiches an Andere ernsthaft entgegentreten würde. Von Avignon gingen Ludwig's Gesandte nach Neapel, wo sie, gemeinschaftlich mit den Gesandten des Königs von Frankreich, der Königin Johanna die Verlobung des Grafen von Valois mit der ungarischen Prinzessin Katharina eröffneten, und sie baten, diese Beiden für ihre künftigen Erben anzuerkennen, wofür sie ihr den mächtigen Beistand beider Könige wider alle ihre Feinde versprachen.

Alle diese Verhandlungen zerfielen alsbald in Nichts durch den frühzeitigen Tod der Prinzessin Katharina (1374), welcher das Heiratsproject mit Frankreich auflöste, indem König Ludwig jetzt vor Allem darnach trachtete, seinen anderen beiden Töchtern, Maria und Hedwig, die Erbfolge in Ungarn und Polen zu sichern. Zudem erfuhr der König, daß Johanna im Begriffe stehe, den auch von ihm werth gehaltenen Gemal ihrer Nichte Margaretha, Karl von Durazzo, zu ihrem Erben und Nachfolger zu ernennen. Er ließ Letzteren zu diesem Zwecke sammt seiner Gemalin und seinen beiden Kindern, Johanna und Ladislaw, nach Neapel gehen, wo Johanna

eben ihre vierte Heirat mit dem Herzoge Otto von Braunſchweig ſchloß. Des Letzteren Einfluß in Deutſchland ließ fürchten, daß derſelbe nach Johanna's Tode ſich den Weg zur Königsgewalt bahnen könne; daher unterließ der ſchlaue und unternehmende Karl von Durazzo nicht, ſich in Neapel eine mächtige Partei zu gründen, zu welchem Grunde er dort, bei ſeiner Heimkehr nach Ungarn, ſeine Gemalin und ſeine Kinder zurück ließ, um an Ort und Stelle den Gang der Dinge zu beobachten und die Fäden ſeiner geheimen Einverſtändniſſe zu lenken.

Da die Angelegenheiten Neapels keine ſchnelle Wendung zu nehmen verſprachen, ſo arbeitete der König um ſo emſiger an neuen Anſchlägen gegen die, nach ihrem Siege über Franz von Carrara doppelt übermüthige Republik Venedig. In dieſer Abſicht ſchloß er, unter Bürgſchaft der Stände Ungarns, ein fünfzigjähriges Waffenbündniß mit dem Patriarchen von Aquileja, dem Franz von Carrara und dem Görzer Grafen Marquard. Als er nun zu Tyrnau die Verlobung ſeiner Tochter Maria mit Sigmund, dem Sohne Kaiſers Karl IV., feierte (1378), erſchienen Abgeordnete Genua's und boten ihm ein Waffenbündniß gegen die Veneter an, mit welchen ſie, wegen beiderſeitiger Einmiſchung in die Händel der byzantiniſchen Kaiſerfamilie, in Feindſchaft gerathen waren. Gleichzeitig übten die Veneter auch Feindſeligkeiten gegen Franz von Carrara, und beleidigten nebenbei auch den Ungarnkönig, indem ſie die Zufuhr des ungariſch-dalmatiſchen Salzes von der Inſel Pago nach Venedig unterſagten. Carrara ſtrafte ſie dafür, denn er ließ auf Schleichwegen Salz und andere Lebensmittel auf fünf Jahre aus Venedig ausführen. Zugleich lud er ſeine Bundesgenoſſen zu einem Kriegsrathe nach Padua ein, wo, in der Ausſicht auf freie Schiffahrt, auch die Gemeinden von Ancona und anderen Städten an der adriatiſchen Küſte dem Waffenbunde beitraten. Mehr zum Scheine, als in aufrichtiger Abſicht, wurden der Republik noch Friedensanträge gemacht. Als ſie ſtolze Antwort gab, ging der Woiwode Johannes Horváthi von Friaul aus ſchnell über die Piave, und ſtieß hier zu den doppelt ſo ſtarken Streitkräften des Franz von Carrara. Sie beſetzten zunächſt den Kanal von Merghera, um den Venetern die Zufuhr abzuſchneiden, aber ihre Stürme auf Meſtre wurden abgeſchlagen, wogegen ſie das Treviſer Land durch Streifzüge verheerten, eine von der Republik in Sold genommene Compagnie engliſcher Freibeuter aufrieben und dadurch den Bernabo

Visconte verhinderten, den Venetern zu Hilfe zu eilen. Bernabo erhielt auf sein Ersuchen einen dreimonatlichen Waffenstillstand.

Vortheilhafter, als zu Lande, behaupteten sich die Veneter zur See. Ihr Admiral Vittore Pisani brachte an der römischen Küste dem Befehlshaber der genuesischen Flotte, Lodovico Fiesco, eine Niederlage bei und nahm ihm fünf Galeeren. Durch diesen Erfolg ermuthigt, wagte er sich mit sechs und dreißig Galeeren gegen die dalmatische Küste und forderte Jadra zur Uebergabe auf, wurde zwar hier entschieden abgewiesen, brachte aber nach drei blutigen Stürmen Cattaro in seine Gewalt. Um die Veneter von [illegible] dalmatischen Seeplätzen abzuhalten, lief der genuesische Admiral Lucian Doria mit seiner Flotte in den Hafen von Traù ein, während andere genuesische Galeeren auf dem adriatischen Meere kreuzten und alle Schiffe, welche von Apulien Getreide nach Venedig führten, als gute Prise behandelten. Jadra schützte Niklas von Széch durch von Sebenico aus verstärkte Besatzung. Die letztere Stadt wurde dadurch blosgegeben, daher von Pisani gestürmt und geplündert. Derselbe wagte dann, ungern und nur auf Befehl der Provveditori Venedigs, einen Hauptsturm auf Traù und die im dortigen Hafen aufgestellte Flotte Doria's, wurde aber, nach erlittenen großen Verlusten, davon abzustehen gezwungen, versuchte dann noch einmal die Belagerung Jadra's und brachte, als dies abermals mißlungen, die Insel Arbe in seine Gewalt. Von hier aus unternahm er noch einen Angriff auf Doria's Flotte, welcher wieder mißglückte, und zog sich unverfolgt nach Pola zurück.

Der König Ludwig war mit dem planlosen Gange dieses Krieges nicht ganz zufrieden; zudem wußte er sein Unternehmen gegen Venedig durch hinreichende Bundesgenossen vertreten und verzichtete daher auf persönliche Theilnahme an dem zweiten Feldzuge, um anderen Angelegenheiten seine Fürsorge zu widmen. Verhängnißvolle Ereignisse für Kirche und Staat waren eingetreten durch den Tod des Kirchenoberhauptes, des Papstes Gregor, und des Reichsoberhauptes, Kaisers Karl IV. Der aus Neapel gebürtige Erzbischof von Bari, Bartolomeo von Prignano, ein Gegner Johanna's von Neapel, wurde durch die einhällige Wahl der Cardinäle unter dem Namen Urban VI. auf den Stuhl des heiligen Petrus erhoben, aber durch seine fromme Strenge und Sittenreinheit dem entarteten Clerus seiner Zeit bald ein Gegenstand des Hasses. Auch Johanna, die in dem neuen

Papſte einen unerbittlichen Feind ihrer Laſter kannte, und König Karl V. von Frankreich, der es nicht dulden mochte, daß die Wahl auf keinen Franzoſen gefallen und der päpſtliche Sitz von Avignon wieder nach Rom verlegt worden, ſchloſſen ſich alsbald der Zahl ſeiner Gegner an. Die nach Anagni entwichenen Cardinäle erklärten den Papſt Urban als einen Räuber des päpſtlichen Stuhles, für ausgeſchloſſen aus der kirchlichen Gemeinſchaft, ermahnten alle Gläubigen, ihm nicht mehr zu gehorchen, und riefen in Fondi den Biſchof von Cambray, Robert, Grafen von Genf, unter dem Namen Clemens VII. als Gegenpapſt aus. Die Loſung der großen Kirchenſpaltung, die für den ganzen chriſtlichen Weſten ſo [illegible] reiche Keime des Verderbens in ſich ſchloß, war hiermit gegeben.

Der politiſche Parteigeiſt bemächtigte ſich ſchnell dieſes Ereigniſſes, und was bisher weltlich getrennt geweſen, ſtürzte ſich begierig nun auch in die kirchliche Trennung hinein. Johanna gebot des Gegenpapſtes Clemens Anerkennung in ihrem Reiche durch ein Edict; auch Frankreich, Savoyen und Spanien erkannten denſelben an. Aber auf der Seite des rechtmäßigen Papſtes Urban ſtanden, nebſt dem übrigen Italien, auch Deutſchland, Böhmen, Ungarn, Polen, England und Portugal.

Papſt Urban's Unwille richtete ſich zunächſt gegen die Königin Johanna. Er ſendete ſeinen Kämmerer, Martin von Tarento, nach Ungarn, um dem Könige Ludwig die Krone von Neapel anzutragen, und falls Dieſer ſie nicht annehmen wollte, den Herzog Karl von Durazzo zu deren Eroberung aufzumuntern. Um ſich den König zu verbinden, ernannte Papſt Urban den Erzbiſchof Demetrius von Gran zum Cardinalprieſter zu dem Titel der vier gekrönten Märtirer. Ludwig, durch die eingetretenen Jahre beſonnener gemacht und mit der Laſt zweier Kronen ohnehin genugſam beſchwert, ſcheute ſich jetzt, nach jener dritten Krone zu greifen, welche er noch vor Kurzem ſo inbrünſtig begehrt, deren Beſitz ihm aber durch eine ſolche Erlangung nicht hinlänglich geſichert ſchien. Der unternehmende Karl von Durazzo wagte zwar, weil er ſeine Gemalin und ſeine Kinder in den Händen der Königin Johanna wußte, ebenfalls nicht ſogleich der Aufforderung des Papſtes zu folgen; indeſſen ließ er darum ſeine Hoffnungen nicht fahren, und gab deshalb um ſo williger die vom Könige Ludwig bei dieſer Gelegenheit ihm abgeforderte Erklärung: auf jedwede Erbſchaft im ungariſchen und polniſchen Reiche Verzicht zu leiſten, nie gegen Ludwig's Töchter

und deren Ehemänner und Erben eine Feindſeligkeit zu üben, noch in ein Bündniß gegen Dieſelben zu treten. Durch dieſe Vorſicht glaubte der König Karl's von Durazzo ehrgeizige Abſichten mindeſt von dem Erbe ſeiner Töchter, den Kronen Ungarns und Polens, abzuwenden.

Nach dieſen Vorgängen und inmitten jener durchkreuzenden Fragen wurde der Krieg gegen Venedig mit dem früheren Eifer fortgeſetzt, und Karl von Durazzo zog mit der ungariſchen Heeresmacht in die Treviſer Mark. Bernabo Visconte entwickelte, als Bundesgenoſſe der Veneter, die an ihm gewohnte Thätigkeit. Seine engliſchen und deutſchen Söldner gingen über die Etſch und verheerten Verona, das den Herren von Scala, als Verbündeten des Franz von Carrara, gehörige Gebiet. Aber das glückliche und beutereiche Vordringen der Ungarn in dem Gebiete der Visconti, nöthigte jene Rotte zum Rückzuge, und Bernabo ſelbſt zum Friedensſchluſſe mit den Herren von Scala. Vergebens bemühten ſich die anderen Freibeuterhaufen der Venetianer, in das Gebiet von Modena und Bologna einzudringen; überall wurden ſie von den Ungarn mit Verluſt zurück gedrängt. Karl von Durazzo nahm auch in der Treviſer Mark mehre Städte und Schlöſſer, und ſchritt ſodann zur Belagerung von Treviſo ſelbſt. Lucian Doria lockte durch eine Kriegsliſt den Piſani mit ſeiner Flotte aus dem ſicheren Hafen von Pola auf die offene See hinaus, überfiel ihn hier mit ſeiner, vorher zum Theil hinter einem Vorgebirge verſteckt gehaltenen Hauptmacht, und erfocht einen vollſtändigen Sieg über ihn, den der Sieger ſelbſt mit ſeinem Leben erkaufte, welcher aber den Venetern fünfzehn Galeeren, gegen dritthalbtauſend Gefangene und große Geld- und Kriegsvorräthe entriß (7. Mai 1379).

Nachtheile reihten ſich an Nachtheile für die Veneter, und ſchon ging Genua, gemeinſchaftlich mit Franz von Carrara, mit dem kühnen Plane um, Venedig ſelbſt anzugreifen. Piedro Doria, Genua's neu ernannter Admiral, führte Verſtärkungen an Schiffen, Mannſchaft und Vorräthen herbei, und die Genueſer drangen in Klein-Chiozza ein, wo ſie zur Eroberung der Hauptinſel Chiozza auf den zugeſagten Beiſtand des Franz von Carrara warteten, welche Dieſer auch in reichlichem Maße brachte. Hierauf wurde, wieder mit ungeheuerem Verluſte für die Veneter, die Stadt Groß-Chiozza erſtürmt und ausgeplündert, gleich darauf Loreo und Torre delle Bebbe genommen; die feindlichen Schiffe ſtreiften bis zu dem,

von den Venetern verlaſſenen Malamocco hin. In Chiozza wurde die veneſiſche Fahne zerriſſen, dafür die Fahnen Ungarns, Genua's und Padua's aufgeſteckt und Franz von Carrara durch Piedro Doria zum Herrn der Inſel erklärt.

Völlig entmuthigt durch ſo viele Unfälle, bat Venedig um Frieden, im voraus jede Bedingung genehmigend, welche nur mit der Freiheit der Stadt Venedig beſtehen könne. Franz von Carrara, die Lage der, auch in ihrem Unglücke noch furchtbaren Republik richtig beurtheilend, rieth, ihr einen billigen Frieden zu gewähren. Aber Genua, nur ſeinem durch den Uebermuth des Sieges geſchärften Haſſe gegen Venedig folgend, ließ durch Piedro Doria den veneſiſchen Geſandten antworten: „erſt wollen wir Eure unbändigen Roſſe vom Thore St. Marcus zügeln und aufzäumen, und dann über Euer Schickſal nach unſerer Großmuth entſcheiden.“

Dieſer vernichtende Stolz des Feindes gab der verzagenden Republik den Muth der Verzweiflung zurück. Alle Kräfte und Hilfsmittel Venedigs wurden aufgeboten, der ganze Patriotismus ſeiner Bürger in Anſpruch genommen, um die erlittene Schmach zu rächen, die Nachtheile der bisherigen Feldzüge wett zu machen. Piſani, ſeit ſeiner Niederlage gegen Doria in Haft und Unterſuchung gehalten, wurde freigegeben, in ſeinen Ehren und zum Admiral der Flotte unter dem Oberbefehle des Dogen Contarini wieder eingeſetzt. Zu Lande war der Republik nichts mehr übrig geblieben, als die Stadt Treviſo und der Fluß Sile; dabei litt ſie drückenden Mangel an Lebensbedarf. Aber zwiſchen Franz von Carrara und Piedro Doria entſtand Zwieſpalt wegen des Beſitzes der Inſel Chiozza; dies hatte zur Folge, daß Jener unmuthig nach Padua zurück kehrte, Doria's vereinzelter Angriff auf Venedig aber von Piſani nachdrücklich zurück geſchlagen wurde.

Durch die Mißverſtändniſſe der beiden feindlichen Hauptführer athmeten die Veneter wieder etwas leichter; aber es kamen auch noch andere Umſtände hinzu, um die faſt ſchon verlorene Sache der Republik aufzurichten. Der Papſt Urban ließ nicht ab, den Herzog Karl von Durazzo zur Eroberung Neapels zu ermuntern, beſchwichtigte deſſen Beſorgniſſe wegen ſeiner, bei Johanna befindlichen Familie, und weckte dadurch Karl's eifrige Sehnſucht nach jener ſchönen Krone. Als nun eine abermalige Geſandtſchaft der Veneter in das ungariſche Lager kam, und, unter dem Vorwande anderweiter Friedensanträge, mit Karl von Durazzo geheime Unterhandlungen

wegen Gestattung einiger Zufuhr anspann, fand sie ihn dazu geneigt. Gegen einen verhältnißmäßigen Zoll von allem Einzuführenden erlaubte Karl den Venetern, sowohl ihre Hauptstadt, wie auch die belagerte Festung Treviso und sämmtliche Plätze der Treviser Mark reichlich mit Lebensmitteln zu versehen. Zwar ließ, auf des Franz von Carrara Klage, König Ludwig dem Herzoge jene Ueberschreitung seiner Befugnisse verweisen; aber dieser ließ sich dadurch nicht irr' machen, und war, um ungestört seine Absichten auf Neapel verfolgen zu können, vielmehr eifrig bemüht, sowohl den mit den Genuesern zerfallenen Carrara, wie den Ungarnkönig zum Frieden mit Venedig zu stimmen. Dazu kam es jedoch wegen der Ueberschwänglichkeit der gestellten Bedingungen vor der Hand noch nicht; denn König Ludwig verlangte nichts Geringeres, als daß Venedig an allen Festtagen die Hauptfahne des Königs von Ungarn auf dem St. Marcusplatze aufstellen lassen, zum Ersatze der Kriegskosten sogleich fünfzig tausend, als Tribut jährlich fünf tausend Ducaten entrichten, die Wahl der Dogen aber jederzeit dem Könige zur Bestätigung vorlegen sollte. In ihrer Art eben so schwierig waren die Bedingungen des Franz von Carrara.

Der Krieg nahm daher einstweilen seinen Fortgang. Zwar war Venedig schon durch zwei Monate von den Genuesern eingeschlossen; aber Pisani machte den Belagerten Luft durch wiederholte gelungene Ausfälle. Andere vorüber gehende Nachtheile wurden durch die vom Glücke gekrönten Unternehmungen des Veneters Carlo Zeno aufgewogen, welcher die Küsten der Genueser verheerte, ihnen viele Kauffahrteischiffe wegnahm, sie ganz aus Konstantinopel verdrängte, ihre Handelsplätze in der Levante zu Grunde richtete und jetzt mit Beute und Schiffen in Venedig ankam, so daß die Republik nun wieder über zwei und fünfzig Segel in bestem Stande zu verfügen hatte.

Das Waffenglück hatte sich gewendet und lächelte in dem dritten Feldzuge, welcher von Franz von Carrara und dem ungarischen Befehlshaber (1380) mit der wiederholten Belagerung Treviso's eröffnet wurde, den vorher so oft unterliegenden Venetern. Pisani bedrängte zur See die Genueser in Brondolo, und vertrieb sie, nachdem Piedro Doria im Kampfe gefallen, aus diesem Platze nach Chiozza hin. Dem mit drei und zwanzig Galeeren eintreffenden neuen genuesischen Admirale Maruffo verlegten die Veneter alle Zugänge, so daß er nirgends landen konnte, sondern planlos im Golfe umher zu kreuzen genöthigt war. Endlich mußten die von Allem entblößten Genueser

in Chiozza sich dem Dogen Contarini auf Gnade und Ungnade ergeben, und wurden gefangen nach Venedig gesendet; dabei fielen neunzehn Galeeren, viele Fahrzeuge mit Kriegsvorrath und Salz in der Veneter Hände. Die Stadt Capo d'Istria wurde von den Genuesern nur erobert, um einen Monat später wieder an die Veneter verloren zu gehen.

Alle Theile begehrten den Frieden, zu welchem nicht nur Papst Urban VI., sondern selbst der König Ludwig ernsthaft ermahnte. In Cittadella hielten die Bevollmächtigten der kriegführenden Parteien eine Zusammenkunft; aber die friedliche Einigung scheiterte auch diesmal an den übertriebenen Forderungen aller Parteien. Das Volk von Venedig schrie jedoch so laut nach Frieden, daß der dortige Senat im Winter die zu Cittadella abgebrochenen Verhandlungen wieder anknüpfte und fast alle Forderungen König Ludwig's bewilligte. Aber Franz von Carrara vereitelte abermals den Abschluß eines Friedens, und so nahm im nächsten Frühjahre (1381) der neue Feldzug seinen Anfang. Die streitenden Parteien waren ermüdet, und nur der besondere Haß zwischen Venedig und Genua brachte fortan Bewegung und Anstrengung in den Kampf. Der Generalcapitän der venetischen Flotte, Carlo Zeno, beunruhigte die Genueser zur See bis an ihre eigenen Küsten, wogegen diese an den Küsten ihrer Feinde argen Seeraub trieben. Treviso wurde von den Paduanern so heftig bedrängt, daß Venedig, unfähig den Platz zu behaupten, die Stadt dem Herzoge Leopold von Oesterreich schenkte, um sie nur nicht in des Franz von Carrara Hände fallen zu lassen. Mit Zustimmung des Königs Ludwig, der jedoch strenge Neutralität gegen Franz von Carrara dem Herzoge Leopold zur Pflicht machte, nahm dieser das Geschenk an, und Carrara hob aus Rücksicht für den König die Belagerung der Stadt auf, in welche jetzt Herzog Leopold einzog und sein und Ungarns Banner aufpflanzte.

Endlich bot sich der, von Allen hochgeachtete Graf Amadeus VI. von Savoyen den kriegführenden Mächten zum Vermittler an und schlug Turin als Ort der Zusammenkunft vor. Hier erschienen die Bevollmächtigten aller Parteien und stellten ihre Angelegenheit der Entscheidung des Grafen anheim, bei welcher Gelegenheit der König Ludwig in seiner Frömmigkeit die Republik Venedig um den Leichnam des heiligen Paulus, ersten Einsiedlers, ersuchen ließ. Am 8. August entschied der Graf Amadeus dahin: Alle Parteien sollten die Gefangenen freigeben, aber ihre Beute behalten; der Herr von Padua die eroberten Plätze Cavarzera, Moranza und den Thurm Curani der Repu-

blik einräumen; Gränzstreitigkeiten durch Schiedsspruch des Grafen von Savoyen und des Legaten der Florentiner geschlichtet, das Patriarchat Aquileja, die Herren und Städtegemeinden Friauls in eben den Zustand, in welchem sie vor dem Kriege sich befunden, wieder eingesetzt werden. Venedig sollte dem Ungarnkönige durch fünf Jahre jährlich sieben tausend Ducaten entrichten, der König in Dalmatien und Slavonien keine Salzämter gründen, und seinem vermeinten Rechte auf die Stadt Pago entsagen. Die ungarischen Unterthanen sollten den adriatischen Meerbusen von Capo d'Istria bis Rimini nicht befahren, ihre Waaren in dieser Strecke nicht verführen, gleichergestalt auch die Veneter nicht in einem mit Ketten gesperrten Hafen des ungarischen Dalmatiens einlaufen dürfen. Cattaro sollte an Ungarn zurück fallen, aber der Werthesbetrag der von den Venetern dort errichteten Befestigungen nach anzustellender Schätzung von der nächsten Rate der sieben tausend Ducaten in Abzug kommen. Das Schloß von Tenedos, welchem hauptsächlich der Streit zwischen Venedig und Genua galt, sollte, bis über seinen Besitz entschieden wäre, einstweilen der Graf von Savoyen übernehmen. Zu Beseitigung aller Anlässe zu neuem Kriege sollten sowohl Venedig wie Genua dem Handel an der Mündung des Don und im azowischen Meere entsagen, einander gegenseitig Geiseln stellen, und Florenz die Bürgschaft des Friedens übernehmen. Zwar unterzeichneten die ungarischen Bevollmächtigten am 16. August diese Friedensurkunde, aber König Ludwig stand an, den Vertrag zu bestätigen, indem er nicht nur auf Pago Verzicht zu leisten sich weigerte, sondern auch in Errichtung der Salzämter sich nicht beschränken wollte, überdies, statt der durch fünf Jahre zu erhaltenden sieben tausend Ducaten, deren einmalhundert tausend forderte. Man einigte sich dahin, daß Venedig zwar diesen ganzen Schuldbetrag anerkannte, aber immer nur die Zinsen davon mit jährlich sieben tausend Ducaten an den König und dessen Nachfolger zu zahlen sich verpflichtete. Nach diesen Zusätzen wurde der Friedensvertrag von beiden Theilen eidlich bekräftigt und dabei ausgemacht, daß denselben sowohl die Könige Ungarns, wie die Dogen von Venedig jährlich wiederholen und bestätigen sollten.

Die neapolitanischen Angelegenheiten hatte inzwischen der König Ludwig gänzlich aus dem Auge verloren; desto ernsthafter nahm dieselben der Papst Urban VI. und durch ihn der Herzog Karl von Durazzo auf. Schon im April 1380 hatte Urban durch päpstliche Bulle die Königin Johanna, als der Ketzerei, der beleidigten Majestät und der Verschwörung gegen seine

Person schuldig, ihres Reiches und ihrer Würden verlustig erklärt und ihre Unterthanen von dem Eide der Treue losgezählt. Johanna rief den König Karl V. von Frankreich zu ihrem Schutze auf und, wissend, daß Papst Urban ihren Vetter, Karl von Durazzo, mit ihrem Reiche belehnen wolle, nahm sie, durch förmliche Urkunde und mit Genehmigung des Gegenpapstes Clemens, den Herzog Ludwig von Anjou, des Königs von Frankreich Bruder, an Sohnesstatt an, erklärte ihn für ihren Erben im Königreiche und in den Grafschaften Provence, Forcalquier und Piemont, setzte für den Fall seines Todes seine rechtmäßigen Kinder nach der Ordnung der Geburt und dem Vorzuge des Geschlechtes ein, erhob ihn sofort zum Herzoge von Calabrien und wies ihre Unterthanen an, ihm als künftigen Erben des Reiches zu huldigen.

Zum Vortheile für Karl von Durazzo verlor Ludwig von Anjou, statt schleunig nach Neapel aufzubrechen und hier die Huldigung entgegen zu nehmen, seine Zeit unter Verhandlungen mit dem Gegenpapste Clemens zu Avignon, und als er hiermit zu Stande war, starb sein Bruder, der König Karl von Frankreich, und Ludwig, zum Regenten für den minderjährigen Thronfolger ernannt, durfte in dieser verhängnißvollen Zeit Frankreich nicht verlassen. Auch waren Karl's von Durazzo Schritte jetzt um so weniger gehemmt, da seine Gemahlin Margaretha zur rechten Stunde sich mit ihren Kindern auf das Schloß Isernia in der Grafschaft Molise zurück gezogen hatte, wo die Königin Johanna ihr nichts anhaben konnte. Der Papst Urban unterstützte ihn, auf Kosten der römischen und anderer Kirchen, mit Geld, König Ludwig mit tausend Mann Reiterei und fünf hundert Schützen unter Anführung des Johannes Horvathi. An der Spitze dieser kleinen Heermacht zog Karl im August 1380 von Verona und durch das Gebiet von Este nach Bologna, wo Giannozzo von Salerno mit einigen Söldnerhaufen zu ihm stieß. Günstig für ihn waren die vorangegangenen inneren Spaltungen in Florenz, denn die von dort verbannten Edlen gingen zu Karl über, welcher dieserhalb sich nach Rimini verfügt hatte, und forderten ihn auf, seinen Weg durch Toscana zu nehmen. Die Stadt Eusebio unterwarf sich ihm freiwillig und steuerte ihm reiche Beiträge. In Arezzo, welche Stadt ihm vertrauensvoll ihre Thore öffnete, riß er die unumschränkte Herrschaft an sich, und erhob dann von Siena, durch angedrohte Feindseligkeiten, zwei tausend Goldgulden und reichliche Mundvorräthe für sein Heer. Florenz nöthigte er auf ähnliche Weise zu dem Versprechen, der Königin Johanna keinen Beistand

zu leiſten, und zur Entrichtung von vierzig tauſend ungariſchen Ducaten. So ausgerüſtet, zog er nach Rom, wo er durch mehre Monate Unterhandlungen mit dem Papſte Urban pflog und endlich das Verſprechen gab: jederzeit ein treuer Vaſall des päpſtlichen Stuhles zu bleiben, Alles gut zu heißen und zu fördern, was Urban VI. wider den Gegenpapſt Clemens und die geweſene Königin Johanna verhängen würde, auch des Papſtes Neffen Franz Prignano im Beſitze ſeiner, vom heiligen Vater ihm verliehenen Gebiete zu laſſen. Nachdem er zu dieſem Allen ſich urkundlich verbindlich gemacht, wurde er zum Senator von Rom ernannt, mit dem Königreiche Neapel belehnt, und von dem heiligen Vater ſelbſt zum Könige gekrönt (Juni 1381).

Sechs Wochen ſpäter ſtand Karl mit ſeinem Heere und ſeinen Anhängern vor Neapel, deſſen Thore der Herzog Otto von Braunſchweig, Johanna's Gemal, an der Spitze eines Heeres und mehrer, der Königin treu gebliebenen Baronen bewachte. Im Inneren der Stadt wüthete der Aufruhr, denn das Volk erhob ſich theils für die Königin, theils für Karl; noch Andere begehrten den Papſt zu ihrem Herrn. Die Königin hatte vor dem wilden Aufſtande ſich in das feſte Caſtello nuovo gerettet. Von den Vorgängen in der Stadt unterrichtet, ließ Karl einige ſeiner Reiter an Neapel heran eilen und Eingang ſuchen. Sie fanden eines der Thore geöffnet, ritten auf den Markt und ſtimmten hier ein Lebehoch für Karl an. Das aufgeregte Volk pflichtete ihnen bei, und der Tumult wurde ſo unwiderſtehlich, daß der Befehlshaber der Stadt ſich zu der Königin in das Caſtell flüchten mußte. Das Thor del Mercato wurde geöffnet, und am Abende des 16. Juli hielt Karl unter dem tobenden Freudengeſchrei des Volkes ſeinen Einzug in die Stadt. Als Herzog Otto ihn aufzuhalten verſuchte, war es ſchon zu ſpät; umſonſt ſuchte Derſelbe, durch irgend ein Thor in die Stadt zu dringen; gegen ihn, als Ausländer, waren alle Parteien gleich ſehr erbittert, und er mußte ſich nach Averſa zurück ziehen. Von hier brach er (25. Aug.) mit vermehrten Streitkräften hervor, um das von Karl belagerte Caſtello nuovo zu entſetzen. Karl rückte ihm entgegen, und es entbrannte ein mörderiſches Gefecht, das lange unentſchieden blieb, aber zuletzt mit Herzog Otto's Gefangennahme und der Flucht ſeiner Truppen endete. Am anderen Tage übergab Johanna das Caſtell und ihre Perſon an die Sieger. Karl behandelte ſie mit Auszeichnung, und befahl, daß ſie in dem Caſtelle nicht als Gefangene, ſondern als Königin gehalten werden ſollte.

Wenige Tage ſpäter langte jedoch der Graf von Caſerta mit zehn Galeeren voll provençaliſcher Truppen im Hafen von Neapel an, und drohte dem Sieger den Beſitz der Eroberung wieder ſtreitig zu machen. Karl wünſchte, was das Glück in ſeine Hand gegeben, möglichſt ohne blutige Gewalt zu behaupten. Er eilte zur Königin, beſchwor ſie, ihn in Frieden zu ihrem Erben zu erklären, ihm die Krone Neapels und die Grafſchaften in Frankreich abzutreten und den gekommenen Provençalen friedlichen Einzug zu gebieten. Sie verſprach dies, und Karl ſendete daher die Anführer der provençaliſchen Truppen zu ihr, um jene Befehle aus ihrem Munde zu vernehmen. Statt aber ihre Zuſage zu erfüllen, forderte ſie die Provençalen vielmehr auf, ſtets nur Ludwig von Anjou, nie aber Karl von Durazzo, als ihrem Erben zu huldigen und für ihn zu fechten. Erbittert über dieſe Doppelzüngigkeit, ließ Karl die Provençalen mit Waffengewalt aus dem Hafen verjagen, die Königin aber zuerſt auf das Schloß Muro in Baſilicata, ſpäter auf das Schloß Monte Sant' Angelo in ſchärfere Haft abführen.

Um ſeinem Gönner, dem Papſte Urban VI., ſich gefällig zu zeigen, hielt Karl ein ſtrenges Strafgerecht über jene Kardinäle und Prälaten, welche der Partei des Gegenpapſtes anhingen. Gleichwohl weigerte er ſich, dem Neffen Urban's, Franz von Prignano, die Belehnung mit den zugeſicherten Ländereien zu ertheilen, erklärend, daß ſein Gewiſſen ihm jenen Eid zu erfüllen verbiete, welchen Papſt Urban ihm abgedrungen. Eben ſo dämpfte er durch entſchloſſene Verweigerung die maßloſen Anſprüche der Baronen, deren viele dieſerhalb von ihm abfielen und ſich der Partei Ludwig's von Anjou zuwendeten.

König Karl's Lage wurde bedenklich, denn Ludwig von Anjou begann jetzt ſeine Anſprüche mit Ernſt zu verfolgen. Er ließ ſich in Avignon von dem Gegenpapſte mit Neapel belehnen und als König krönen, erwarb ſich durch die Abtretung Piemont's von dem Grafen Amadeus Unterſtützung an Geld und Truppen, und erhielt von Bernabo Visconte die Zuſicherung freien Durchzuges durch deſſen Gebiet, wie auch eines Beiſtandes von zwei tauſend Lanzen. Die Nachricht von Ludwig's Rüſtungen bewog noch manche Baronen, Karl's Partei zu verlaſſen. Am meiſten Gefahr aber brachte es dem Letztgenannten, daß, durch ſein Benehmen gegen Franz von Prignano entrüſtet, auch der Papſt Urban in ſeiner Gunſt für Karl wankend wurde, ja ſogar den Plan laut werden ließ, Neapels Krone einem anderen Fürſten zuzuwen-

den, wo dann, wie man allgemein vermuthete, die Wahl des heiligen Vaters entweder auf den Grafen Robert von Artois, Gemal Johanna's von Durazzo, oder auf Jakob von Baur, Fürsten von Tarento, Agnesens Gemal, fallen konnte. Beide Fürstinnen, Maria's ältere Töchter, hatten vor ihrer jüngsten Schwester Margaretha, der Gemalin König Karl's, ein näheres Recht anzusprechen.

So von allen Seiten bedroht, suchte Karl, sonst milderen Maßregeln nicht abgeneigt, seine Zuflucht in einem Systeme des Schreckens. Er ließ seine Schwägerinnen Johanna und Agnes verhaften und verbergen, wo Niemand von ihrem Aufenthalte wußte, den gefangenen Herzog Otto auf der Burg Melforte streng' verwahren, und endlich durch vier ungarische Ritter, unter dem Vorwande der Rache für ihren Gattenmord, die Königin Johanna im Castell Sant Angelo erdrosseln (22. Mai 1382), nachdem sie fünf und vierzig Jahre gelebt, neun und dreißig geherrscht hatte, unter allen Wechseln des Schicksals. So endete die einst schöne und hochgefeierte Königin, deren zauberischer Leibreiz selbst die Strenge der Kirche gegen ihre Vergehungen entwaffnet, die, abwechselnd ein Gegenstand begeisterter Verehrung und grausen Abscheu's, Kleinliches und Großartiges, Verbrecherisches und Hohes in ihrem Wesen und Thun vereinigt und in ihren letzten Jahren nicht ohne Ruhm regiert hatte. Blutig büßte, für die Verirrungen eines heißen Blutes und einer verwahrloseten Erziehung, Johanna, die Maria Stuart Neapels, wie Diese hingemordet durch Menschen, die kein Recht hatten sie zu richten, durch Feinde, die nicht strafen, sondern nur vertilgen wollten. — Den Leichnam der Königin ließ Karl in der Kirche Santa Chiara zu Neapel acht Tage lang öffentlich ausstellen, damit Jeder von ihrem Tode sich überzeugen und auf ihr vermeintes Daseyn keine factiosen Hoffnungen mehr gesetzt werden könnten.

Ziemlich gleichzeitig zog Ludwig von Anjou mit großer Pracht aus Avignon ab, um, wie er sagte, die Kirche von dem Antichristen Urban, und die Königin Johanna aus der Gefangenschaft zu befreien. Viele neapolitanische Große zogen ihm entgegen, um ihm als ihrem Könige zu huldigen. In seiner Bedrängniß wendete sich Karl an den König von Ungarn mit der Bitte um schleunigen Waffenbeistand, welchen zu leisten Dieser auch ungesäumt diejenigen Schritte that, welche in seiner Macht standen. Doch auch mit dieser Hilfe vermochte Karl nicht, den Einfall Ludwig's in Abruzzo zu

verhindern, bis Dieſen der einreißende Mangel an Lebensmitteln nach Apulien zurück zu kehren zwang, und endlich Ludwig's von Anjou Tod zu Bari (10. October 1384) den König Karl von dieſer Gefahr befreite.

König Ludwig war nicht mehr Zeuge jener ſpäteren Vorgänge. In den letzten Tagen ſeines Lebens entledigte er ſich noch einer ernſten Sorge für die Größe ſeines Hauſes, das ihn freilich nur in weiblichen Sprößlingen beerben ſollte. Er beſchied die Magnaten Polens am 25. Juli 1382 nach Altſohl auf ſein Jagdſchloß, und bewog ſie, unter Mitwirkung des Gneſener Erzbiſchofs Bodzanta, ſeiner Tochter, Maria, als ihrer künftigen Königin, und deren Bräutigam, dem Markgrafen Sigmund von Brandenburg, Kaiſer Karl's IV. hinterlaſſenem Sohne, als ihrem künftigen Könige, zu huldigen.

Kurze Zeit nach Erreichung dieſes Seelenwunſches ſtarb König Ludwig zu Tyrnau, den 11. September 1382, im ſieben und fünfzigſten Jahre ſeines Alters, und nachdem er vierzig Jahre, einen Monat und zwei und zwanzig Tage regiert hatte. Er war zweimal vermält geweſen Seine erſte Gemalin, Margaretha, eine Tochter Kaiſer Karl's IV. und Blanca's von Frankreich, ſtarb, nach ſiebenjähriger Ehe, kinderlos (1349); ſeine zweite Gemalin war Eliſabeth, Tochter des bosniſchen Herzogs Stephan. Sie gebar ihm drei Töchter: Katharina, Maria und Hedwig. Katharina ſtarb 1374 als Braut Ludwig's, Grafen von Artois, des zweitgeborenen Sohnes Königs Karl V. von Frankreich. Maria war die Verlobte des jungen Markgrafen Sigmund von Brandenburg, nachmaligen deutſchen Kaiſers; Hedwig jene des Herzogs Wilhelm von Oeſterreich. Die Leiche des heimgegangenen Königs wurde nach Stuhlweißenburg gebracht und in der von ihm erbauten Kapelle an der Domkirche beigeſetzt.

König Ludwig's Aeußeres war nicht hervorſtechend, doch edel und einnehmend. Er war mittelgroß, ſeine Augen offen und lebhaft, ſeine Haar gelockt und ſein Bart kraus; er hatte etwas hohe Schultern und aufgeworfene Lippen. In ſeinem Weſen vereinigte ſich italieniſche Bildung mit ungariſcher Kraft. Seine Geiſtesgaben waren bedeutend, und wenn er auch den ſchöpferiſchen Sinn mehrer ſeiner großen arpädiſchen Vorgänger nicht erreichte, ſo mangelte es ihm doch nicht an hoher Umſicht und weiſer Beſonnenheit, welcher nur eine größere Feſtigkeit in ſeinen Entſchlüſſen und im Gange ſeiner Politik zu wünſchen geweſen wären. Zur Frömmig-

keit geneigt, doch ohne Beschränktheit, hat er sein Leben durch viele wahrhaft königliche Züge der Großmuth und Milde verherrlicht. Vielleicht nur Einmal in seinem Leben, nämlich im Verfahren gegen den unglücklichen älteren Karl von Durazzo, rissen Arglist und Verläumdung, verbunden mit dem betäubenden, keine Wahl gestattenden Drange des Augenblickes, ihn zur Grausamkeit hin, und nur der Uebermuth und Trotz des Senates von Venedig vermochte ihn einige Male zur Härte zu verleiten. Seine Politik trug merklich die Spuren seiner Jahre und seines eigenen Lebensalters; in der Jugend unternehmend, erwerbungslustig und beharrlich, gab er in späteren Jahren manchen lange gehegten und verfolgten Plan auf und beschränkte sich auf Behauptung Dessen, was er besaß. Glänzender, als nach außen, war, wie wir im folgenden Culturabschnitte sehen werden, sein Wirken im Inneren des Reiches. Seine zeitgemäßen, den Sitten der Nation und den Bedürfnissen des Landes entsprechenden Gesetze, seine segensreichen Bemühungen für das Aufblühen der Städte, seine Verdienste um die Wissenschaften, denen durch ihn in Ungarn eine neue Aera anbrach, haben sein Andenken unvergeßlich gemacht und ihm mit Recht den Beinamen des „Großen" erworben.

Innere Verhältnisse und Culturzustände während des dritten Zeitraumes.

Die Berufung des französisch-italienischen Königsstammes Anjou auf den Thron Ungarns gab der Politik dieses Reiches zum Theile eine veränderte Richtung. Statt entschieden gegen den Süden vorzudringen, in Bulgarien und Serbien den anstürmenden Osmanen einen Schild entgegen zu halten und von da die Geschicke des Ostens zu lenken, wurde eben so fruchtlos als beharrlich an Neapels Erwerbung gearbeitet, und mit verhältnißmäßig geringen Opfern die leichter zu erringende, als zu behauptende Krone Polens den Umständen abgetrotzt. Nur gegen Venedig wurde das Ringen um den Mitbesitz der Herrschaft auf dem adriatischen Meere fortgesetzt; doch ohne hiebei die Stätigkeit und Beharrlichkeit der Arpáden zu entwickeln, ließ man jetzt hastige Anstrengungen häufig mit lauem Hinzaudern wechseln.

Der aristokratische Einfluß war im fortwährenden Steigen. Durch übertriebene Freigebigkeit dankbarer, aber nicht immer vorsichtiger Könige, mehr noch durch die Ausdehnung des Reiches, welche nöthig machte, daß zur Verwaltung und Behauptung entfernter Provinzen Männer aus berühmten Familien als Statthalter mit mächtigen Mitteln und fast unbeschränkten Vollmachten eingesetzt wurden, hatte sich auf verschiedenen Punkten eine Classe gewaltiger Satrapen gebildet, die in ihrem Kreise die Herren spielten und oftmals selbst dort Gesetze gaben, von wo sie Gesetze empfangen sollten. Die verwegene Kühnheit mancher hohen Geschlechter, der Brebirer, Güssinger und Trencsiner Grafen, die bedrohliche rücksichtlose Macht mehrer Bane, Woiwoden und Palatine, haben wir im Laufe der Geschichte kennen gelernt; mehr als Einmal begannen diese trotzigen Vasallen und Ministerialen einen Kampf, welcher das Königthum vorübergehend in seinen Grundfesten erschütterte. Der Ausgang des einheimischen Herrscherstammes hatte diese aristokratischen Bestrebungen noch durch die Frage der Königswahl bereichert, und wir haben gesehen, wie verschiedene Parteien gleichzeitig sich ihre Könige und Gegenkönige erschufen. Doch eben diese widerstrebenden Wahlen arbeiteten, weil in ihnen keine Dauer lag und Laune oder Waffenglück willkürlich an ihnen modelten, in gewissem Sinne für die Legitimität, als deren Gegner sie auftraten, und die endlich um so glorreicher über sie siegen mußte. Die Krone Stephan's I., dieses geheiligte Symbol der ungarischen Königswürde, führte zuletzt immer zu dem Begriffe der Einheit und Rechtmäßigkeit zurück; denn wenn auch die Hierarchie, unter den weltlichen Parteien Platz ergreifend, aus geistlicher Machtvollkommenheit die Weihe jenes Diadems zeitweise zu widerrufen und auf nachgebildete Kronen zu übertragen versuchte: der fromme Glaube der Nation blieb doch unbeirrt bei jener ächten, ursprünglichen apostolischen Krone stehen, mit welcher die Kirche das Haupt des heiligen Stephan's geziert hatte, und erkannte nur Denjenigen als wahren König Ungarns an, der im Besitze dieses unverfälschten Kronenheiligthums war. Der dreimal gekrönte Karl Robert galt nur seiner Partei, nicht der Gesammtheit als König; erst als, bei'm vierten Male, die wahre Krone Stephan's auf seiner Stirn glänzte, begrüßte ihn die Nation einhällig als ihren von Gott eingesetzten Herrn, und die lange, heftige Spaltung erlosch im Strahle des geheiligten Kleinodes.

Es wucherte, obgleich gemildert durch die Zeit und durch manche herrliche Tugend verdeckt, an dem Stamme Anjou jener Zug der Eigenmächtigkeit und stolzen Willkür fort, welcher einst den Thron Neapels mit dem Blute des rechtmäßigen Erben erkauft hatte. Fremden Ursprungs, waren die Könige jenes Hauses auch nicht aufgewachsen und erzogen in der frommen Ehrfurcht vor dem Grundvertrage Alom's, von welcher die Arpáden in ihrem innersten Leben durchdrungen gewesen. Karl Robert kannte nur den Wortlaut jenes Vertrags; aber der Geist desselben blieb ihm fremd, und der Gegenstand selbst daher gleichgiltig und überflüssig. Deshalb hielt er sich auch weder an dessen unmittelbare Verfügungen, welche des Volkes Stammhäuptern eine stäte Theilnahme an dem Rathe des Fürsten und an der Regierung selbst zusicherten, noch an dessen Folgerungen gebunden, wie sie, freilich mit willkürlicher und zum Nachtheile der Königsgewalt erweiterter Deutung, in der goldenen Bulle des Königs Andreas II. und deren Nachträgen zum Vorscheine gekommen waren. Ein Glück für die Nation war es, daß diese Uebergriffe gleichwohl in der Weisheit, Mäßigung und Gerechtigkeit Karl Robert's und seines Nachfolgers Ludwig ihre natürlichen Beschränkungen fanden und nur zum Guten und Edlen hingelenkt wurden.

Die Landtage hatten sich unter den letzten Arpaden als zu ungestüme Nebenbuhler der Souverainetät gezeigt, als daß die Könige vom Stamme Anjou, bei ihrem Streben nach möglichster Machtvollkommenheit, sich denselben hätten befreunden können. Ihr Bestreben war daher, es möglichst selten zu allgemeinen Landtagen kommen zu lassen, wahrscheinlich mit der Absicht, sie dadurch der Gewohnheit der Nation zu entfremden und, wenn nicht ganz aufzuheben, doch allmälig in ihrer Natur und Zusammensetzung zu ändern. Als Vorwand gegen Einzelne galt dabei vielleicht, daß, wie ein deutscher Geschichtschreiber sagt, die Versammelten rauh und oft, leicht und schnell die Schärfe des Säbels, statt der Schärfe der Gründe brauchten. Kleinere, lenkbarere und ruhigere Versammlungen aufgeklärter Prälaten und ergebener Baronen, woraus sich mit der Zeit ein Concilium, mächtiger als die Landtage, zu entwickeln versprach, waren, bei solchen Absichten, den Königen willkommener und bequemer. Es gelang der Klugheit Karl Robert's, während der ersten sieben Jahre seiner Regierung die Abhaltung eines Landtages zu hintertreiben. Aber die Bischöfe

mahnten ihn noch ernster daran, als die weltlichen Stände, und der König sah sich genöthigt, ihnen so sehr nachzugeben, daß er in offenen Briefen sich selbst und alle treuen Reichssassen, bei Strafe des Kirchenbannes, verpflichtete, auf dem Landtage zu erscheinen, welcher, zur Prüfung und Bestätigung der Rechte der Kirche Gottes, des Königs, des Adels und aller anderen Stände, auf dem Rakoser Felde versammelt werden sollte. Der Zufall aber, oder König Karl Robert's Maßregeln fügten es, daß dieser Landtag durch die Ankunft seiner verlobten Braut, Beatrix von Luxemburg, aus Böhmen unterbrochen wurde, wobei alle Versammelten, theils aus ritterlicher Aufmerksamkeit, theils aus Neugier, der nahen Kaiserstochter entgegen zogen und darüber den Zweck, der sie hergeführt, vergaßen. Des Königs Abneigung gegen die Landtage machte sich so auffallend, daß die ungarischen Bischöfe sich sogar bei dem Papste Benedikt XII. darüber beschwerten und jenem Umstande den Verfall der Kirche und die Beeinträchtigung der Rechte und Freiheiten der ungarischen Stände zuschrieben. — Dadurch, daß der König auch kleinere Versammlungen des Adels einzelner Gespanschaften oder einer Anzahl Reichsbaronen, von seiner Erlaubniß abhängig machte, vermehrte er seinen Einfluß nicht wenig, und bevormundete auf diese Weise den Geist und die Zwecke solcher Zusammenkünfte zu seinem besonderen Vortheile.

Dieses System, von Karl Robert gegründet, und von seinem Nachfolger, Ludwig I., im Wesentlichen beibehalten, steigerte die unter den letzten Arpáden so sehr beengte königliche Gewalt, wenn nicht dem Namen, doch der That nach, beinahe zur Unumschränktheit. Karl Robert, nur in engerer Versammlung mit ihm anhänglichen Bischöfen und Magnaten sich berathend, erließ nach deren unmaßgeblichem Gutachten Verordnungen, vergab Würden, Aemter, Güter, Adelsrechte und Privilegien, vollzog Bündnisse und Verträge, und beschloß Krieg oder Frieden, je wie er es seinem Vortheile angemessen fand. Weder er noch Ludwig verliehen Reichsämter oder Provinzen auf lebenslängliche Dauer, und indem sie nach Willkür wechselten und entsetzten, machten sie die Würdenträger und Statthalter um so mehr von sich abhängig und nöthigten sie, durch Diensteifer und Anhänglichkeit an des Königs Person sich ihrer Stellung zu versichern. Doch durften Palatine, Bane, Woiwoden und Grafen ihren Titel auch nach ihrem Rücktritte von dem Amte noch fortführen. Karl Robert ging

sogar über das frühere Reichsgesetz hinaus, welches die Verleihung mehrer Aemter an Eine Person untersagte, und belohnte seine Anhänger mit mehr als Einem Amte zugleich; aber Ludwig kehrte zu der Vorschrift jenes Gesetzes zurück und brachte die nachtheilige Vereinigung mehrer Aemter in Einer Person, in Wegfall. Auch Ludwig strebte, wie sein Vorgänger, nach möglichster Unabhängigkeit; aber er bewies dabei größere Achtung für Gesetz, Herkommen und Verfassung. Der amtliche Styl beider anjouischen Könige warf sich in einen gebieterischeren Ton; Karl hing seinen Verordnungen oft die, den Curialien orientalischer Herrscher ähnliche Schlußphrase an: „Wenn dir an Unserer Gnade gelegen ist, wirst du nicht anders thun;" Ludwig: „Welcher Unserer Reichssassen gegenwärtige Verordnung nicht in Erfüllung bringt, soll unausbleiblich empfinden, daß er in Unsere königliche Ungnade verfallen sey." Ludwig verlegte den königlichen Sitz, zu welchem sein Vater Wissegrad ausgewählt hatte, auf die Ofener Burg. Das früher übliche Umherreisen der Könige im Lande gaben sie auf; von ihrer Hofhaltung machten sie ihre Befehle durch Rundschreiben bekannt, und ließen sich durch vertraute Männer in den verschiedenen Kreisen und Provinzen Alles, was ihnen zu wissen nöthig, melden, so daß sie, auch bei stätigem Aufenthalte, doch immer in gehöriger Kenntniß der Angelegenheiten ihres gesammten Reiches blieben. Auf einem 1351 zu Ofen versammelten Landtage, dem einzigen, von welchem man Gewißheit hat, daß er unter Ludwig I. Statt gefunden, bestätigte dieser König des Andreas II. goldene Bulle als Reichsgesetz und vermehrte sie mit fünf und zwanzig Artikeln; aber er erkannte sich auch das Recht zu, in besonderen Fällen von den allgemeinen Gesetzen eine Ausnahme zu machen.

Karl diente seinem eigenen Vortheile dadurch, daß er seinen Krönungseid: was von den königlichen Einkünften ungesetzlicher Weise weggekommen, wieder zurück zu bringen, mit allem Eifer wahr zu machen trachtete, nachdem während einer zehnjährigen Anarchie mächtige Edle durch Raub und Erpressung sich unerhört bereichert hatten. Er ging hierin so weit, daß er sogar alle Vergabungen des Königs Andreas III., der doch nie einer zwecklosen oder übertriebenen Freigebigkeit sich schuldig gemacht hatte, durch Machtspruch widerrief. Ludwig ahmte ihm hierin nach, und der geschmälerten königlichen Kammer wurden dadurch wichtige Güter und Gefälle zurück gewonnen, freilich auch nicht immer ohne Grund der Keim

zu manchem Mißvergnügen gelegt, die Losung zu mancher Ungerechtigkeit gegeben.

Die königlichen Freistädte waren seit ihrer Entstehung Eigenthum des Königs; als nachmals ihr Wohlstand ihre Wichtigkeit vergrößerte, wurden sie der Oberaufsicht und Obergerichtsbarkeit des königlichen Schatzmeisters unterworfen. Als Karl zur Regierung kam, hatten in Ungarn den Rang und die Vortheile königlicher Freistädte: Stuhlweißenburg, Preßburg, Gran, Ofen, Pesth, Karpfen, Kremnitz, Schemnitz, Kaschau, Käsmark, Leutschau, Zeben, Eperies, Alt- und Neusohl, Skalitz, Sáros-Patak; die königlichen Freimärkte im Zipserlande und in Kroatien: Warasdin, Agram, Kreuz, Petrina, Posega und Szamobor. Unter König Karl kamen hinzu: Sáros, Tyrnau, Oedenburg, Bath in der Honter Gespanschaft, O-Bars, Tapoltsán und Trencsin. Ueberdies wurden, wegen ihrer einträglichen Salzquellen, fünf Marktflecken in der Märmaroser Gespanschaft: Huszt, Visk, Tecsö, Hoszumezö und Szigeth mit besonderen Privilegien begabt, in deren Folge sie, zum Gute der heiligen Krone erhoben, ihren Magistrat frei wählten, keine Frohndienste leisteten, mäßigen Grundzins zahlten, freien Weinschank trieben, peinliche Gerichtsbarkeit ausüben und in gemeinschaftlichen Angelegenheiten unter Vorsitz eines aus ihrem Mittel gewählten Oberrichters Berathschlagungen und Gerichte halten durften. In dem Freibriefe war bemerkt worden, daß durch die Anfangsbuchstaben der vier Marktflecken H(oszumezö), V(isk), Sz(igeth) und T(ecsö) der fünfte, Huszt, dessen Schloß als Mittelpunkt der Kronherrschaft galt, ausgesprochen würde. Ludwig machte frei und königlich in Ungarn: Szent Márton in der Thuroczer, Libeth in der Sohler Gespanschaft; in Kroatien: Kapronza. Später zeichnete er auf dieselbe Weise auch Bartfeld (Bartpha) aus, nachdem früher König Karl diese deutsche Pflanzung zu einer Stadt erhoben hatte.

Unter den Reichswürden strebte hauptsächlich das Palatinat, den Kreis seines Einflusses zu erweitern. Graf Matthäus von Trencsin machte, als Palatin, Anspruch auf das Recht, in Zeiten der Thronerledigung das Reich zu verwalten, und den Landtag auszuschreiben. Auch erbloße oder durch richterliche Strafurtheile erledigte Bauernhöfe bis auf zwei und dreißig an der Zahl zu vergaben, wurde dem Palatin zugestanden. Die Obliegenheiten des Hofrichters (Judex curiae) und des königlichen Oberschatzmeisters blieben während dieses Zeitraumes im Wesentlichen unver-

ändert. Das angesehenste und wichtigste Amt, zufolge seines Einflusses in die allgemeine Reichsverwaltung, war jenes des königlichen Kanzlers, gemeiniglich entweder dem Graner oder dem Coloczer Erzbischofe übertragen. Derselbe war Vorgesetzter der nun schon aus mehren Beamten gebildeten Hof- und Reichskanzlei. Bis zum Jahre 1336 stand ihm zunächst der Vicekanzler, wenn gewöhnlich ein Propst berufen wurde. Dann aber wurde das Amt eines Grafen der königlichen Kapelle und Kanzlei-Sekretärs (Comes capellae regiae et secretarius cancellarius) gegründet, um die Geschäfte und Arbeiten in der Reichskanzlei zu ordnen, dem königlichen Archive vorzustehen, von Urkunden glaubwürdige Abschriften zu nehmen und mit dem königlichen Siegel zu versehen. Derselbe ging im Range dem Vicekanzler vor, falls Letzterer kein Bischof war. Jenen drei obersten Vorgesetzten der Hof- und Reichskanzlei waren untergeben: der regiorum secretorum Notarius, der Protonotarius, der Conservator Styli (Registrator), der Specialis Notarius sigilli annularis regii, und eine Anzahl Notarien, gemeiniglich Geistliche, königliche Kapellane, zuweilen jedoch auch Männer aus dem Laienstande. Der Kanzler diente nur der Ehre wegen; der Vicekanzler und die Notarien aber wurden aus der königlichen Kammer besoldet. Jener mit dreißig Mark oder hundert und zwanzig Goldgulden jährlich; auch erhielten ihnen noch zufällige Einkünfte von den gesetzlichen Taxen. Unter Ludwig's Regierung erhielt nämlich für die Ausmünzung einer Besitzung von zehn Mark der Vicekanzler eine Mark, der Notar einen Fierting, und so fort in steigendem Verhältnisse.

Der Kanzler oder der Vicekanzler, welcher von Beiden den König gerade auf seinen Reisen begleitete, führte die Stämpel des großen königlichen und des Reichssiegels mit sich. Das in die eine Seite der Stämpel eingegrabene Reichswappen bestand unter dem Könige Emerich blos in einem von vier silbernen Querbalken durchlaufenen rothen Schilde, in die andere Seite des Stämpels war des Königs Bild gegraben. König Andreas II. bediente sich im Wappen bald des Querbalkens, bald eines doppelten oder patriarchalischen Kreuzes, durch letzteres auf seine Kreuzfahrt nach dem heiligen Lande hindeutend. In dem großen Doppelsiegel König Bela's IV. hatte das Kreuz noch keinen Unterſatz; aber in dem Siegel König Stephan's V. und in jenem der Zipser Sachsen-Gesammtheit (von 1319) stand es schon auf drei Hügeln. König Karl hatte drei Siegel,

von denen er zwei für ungiltig erklärte, nachdem in dem unglücklichen walachiſchen Feldzuge die Feinde dem erſchlagenen Vicekanzler die Stämpel abgenommen hatten. Das dritte, mit welchem nun alle früheren Urkunden von Neuem beglaubigt werden mußten, führte in dem von zwei Drachen gehaltenen Schilde das doppelte Kreuz. König Ludwig vereinigte die vier Querbalken und das Doppelkreuz in einem, nach der Länge getheilten Schilde; jene ſtanden in des Schildes rechten, dieſes in dem linken Felde. Als die Stämpel davon bei Belagerung der Streberniker Burg in Verluſt geriethen, wurden weder Ludwig's, noch ſeines Vaters Karl ältere Urkunden vor Gericht für giltig erkannt, wenn nicht durch Hinzufügung des neuen Siegels ihre Echtheit dargethan war; denn die Glaubwürdigkeit der Urkunden mußte vornehmlich durch die Siegel bezeugt werden, indem dieſe für des Königs eigenhändige Unterſchrift galten.

Die Comitatseinrichtung, deren Trefflichkeit wir weiter oben (S. 81) geſehen haben, drohte unter König Karl, welcher nach Laune und eigenem Vortheile oft drei bis ſechs Geſpanſchaften an Einen Grafen verlieh, ihren heilſamen Zwecken gänzlich entfremdet zu werden; doch Ludwig's Weisheit, die ihm das Aufhäufen mehrer Amtslaſten auf Ein Haupt vermeiden hieß, ſteuerte jenem Mißgriffe und ſeinen nachtheiligen Folgen. Die Obliegenheit der Geſpanſchaftsgrafen war, nach König Ludwig's ausdrücklichem Willen: den Adel und die übrigen Inſaſſen eines Comitates in ihren Rechten und Freiheiten zu bewahren und zu vertheidigen, über getreuer Verwaltung der aus der Geſpanſchaft fließenden Einkünfte des Fiscus und der königlichen Kammer, ebenſo über genauer Erfüllung der königlichen Befehle und Anordnungen in dem Comitate zu wachen, endlich die freie Salzverſilberung, den Umlauf der königlichen Münze und die Verrichtungen der königlichen Beamten thätig zu befördern und zu beſchützen. In Rang, Rechten und Verpflichtungen ſtanden die Geſpanſchaftsgrafen einander völlig gleich; nur die Grafen von Preßburg, ſo wie ſpäter auch jene von Temesvár, genoſſen, als Beſchützer der Reichsgränzen, den Vorzug, unter die höheren Reichsbaronen gezählt zu werden und den Woiwoden und Banen im Range zu folgen. Die Geſpanſchaftsgrafen wurden, gleich den übrigen Hofbeamten, mit einer verhältnißmäßigen Quantität Salz beſoldet, das ſie verkaufen durften. Die Geſpanſchaften waren je nach ihrem Umfange und ihrer Bevölkerung in mehr oder weniger Bezirke (Processus), am häufigſten in vier,

getheilt, deren jeder seinen eigenen Stuhlrichter (Judex Nobilium) hatte; alle Stuhlrichter eines Comitates unterstanden einem Oberrichter (Supremus Judex), wo dies nicht zugleich der Obergespan war; beigegeben war eine Anzahl Stuhlgeschworener (Jurassores, Jurati assessores) und Fiscalprocuratoren. Sämmtliche Comitatsbeamte mußten edle Herren, in der Gespanschaft begütert und, mit Ausnahme des Ober- und Vicegespans, von dem Comitatsadel gewählt seyn, dessen General-Congregationen der Obergespan, unter König Karl nur mit königlicher Erlaubniß, unter Ludwig aber ohne Anfrage und so oft die Angelegenheiten des Comitates es nöthig machten, ausschrieb; wer von den edlen Herren weder persönlich erschien, noch sich durch einen gesetzlichen Anwalt vertreten ließ, zahlte eine Geldbuße von drei Mark. Es wurden daselbst Polizei-, Rechts- und Landescultur-Sachen verhandelt, die Urkunden unter dem Siegel des Ober- und Vicegespans oder des öffentlichen Notarius ausgefertigt. Der Dienst öffentlicher Notarien ward in diesem, die Führung eigenthümlicher Comitatswapen und Siegel im folgenden Zeitraume üblich; wo sie fehlten, wurden öffentliche Urkunden durch Kapitel, Abteien, Propsteien und Klöster, denen als glaubwürdigen Orten diese Befugniß zustand, urkundlich beglaubigt. Diese, wie auch mehre Städte, wie Stuhlweißenburg, Ofen, Preßburg, Gran, Kaschau, Bartfeld, führten schon früher, als die Gespanschaften, ihre eigenen Siegel; aber den Siegeln der kleineren Klöster und Convente sprach König Ludwig die Glaubwürdigkeit vor Gerichtshöfen für alle Zeiten ab.

Die ungarische Kriegsmacht bestand bis gegen das Ende des vorigen Zeitraumes, außer der Ritterschaft unter des Königs Banner, nach der Zahl der Gespanschaften aus zwei und siebzig Haufen, welche für den Besitz ihrer Ländereien die Verpflichtung auf sich genommen hatten, in Zeiten der Gefahr auf eigene Kosten ausgerüstet und verpflegt sich unter den Bannern ihrer Gespanschaftsgrafen zu sammeln und das Reich gegen innere und äußere Feinde zu vertheidigen. Aber von jeher hatten sie sich entschieden geweigert, auf ihre Kosten, oder unfreiwillig auch für königlichen Sold, dem Könige Heerfolge über des Reiches Gränzen hinaus zu leisten, bis Andreas II. und Bela IV. sie urkundlich von dieser Verbindlichkeit loszählten. Dieser Uebelstand hatte sich in der letzten Zeit, namentlich den Mongolen gegenüber, höchst verderblich bewährt, zumal durch verschwenderische Vergabungen der Könige auch die Comitatsverfassung in Verfall gerathen war, und König

Karl ſah daher die dringende Nothwendigkeit ein, zu einer umfaſſenden Reform der Kriegsverfaſſung zu ſchreiten, wenn anders das Reich in ſeiner Blüte und Kraft erhalten werden ſollte. Die ſeit früher auf den Burg-Jobagyen und anderen unadeligen Landbeſitzern in den Geſpanſchaften laſtende Verpflichtung, bei erfolgendem Aufgebote gerüſtet aufzubrechen, wurde beibehalten; aber dieſe Comitatsmiliz war kaum hinreichend zu des Reiches Vertheidigung, geſchweige zu Angriffen gegen Außen. Da gab die aus Italien ſtammende neue Benennung Bandiera, Banderium, und der glänzende Sinn reicher Prälaten und ſtolzer Baronen dem Könige Gelegenheit, die ungariſche Kriegsverfaſſung unvermerkt, und zwar ausſchließend auf Koſten der edlen Herren, umzugeſtalten. Vaterlandsliebe, Ehrgeiz und kriegeriſcher Sinn hatten ſchon ſeit längerer Zeit die Biſchöfe, Baronen und Herren veranlaßt, bei ergehendem Aufgebote mit ungleich zahlreicheren Haufen, als ſie verbunden geweſen wären, in's Feld zu rücken. Sie ſelbſt mußten ſich unter das Banner des Königs reihen, ihre mitgebrachten Mannſchaften aber wurden der Fahne jenes Grafen zugewieſen, unter deſſen Geſpanſchaft ſie gehörten. Noch eifriger geſchah dies in König Karl's Feldzügen wider den Grafen Matthäus von Trencſin von Denen, welche dem neuen Gebieter ihre beſondere Ergebenheit an den Tag zu legen wetteiferten, und Karl, dieſen Anlaß klug erfaſſend, gab ſich die Miene, nur ihr Verdienſt um ihn anzuerkennen und zu belohnen, indem er Jedem, welcher mindeſt mit tauſend Bewaffneten erſchienen war, den Vorzug einräumte, als beſondere Banderie zu beſtehen und ſeine Mannſchaft unter ſeinem eigenen Befehle und unter eigener Fahne in's Feld zu führen. Seitdem ſuchten Prälaten und Baronen einander gegenſeitig in zahlreicher und prachtvoller Ausrüſtung ihrer Banderien zu überbieten, deren Stellung Karl ihnen ſpäter, den Prälaten wegen ihrer Zehenten, den Baronen wegen ihrer Aemter und Salzeinkünfte, zur förmlichen Pflicht machte. Der Graner Erzbiſchof und der Erlauer Biſchof mußten jeder zwei Banderien, die übrigen Prälaten, Hofbeamten, Bane, Woiwoden und anderen Baronen jeder eine ſtellen; der König ſelbſt unterhielt von dem Ertrage des Kammergewinnes aus dem Münzregal nur eine für ſich, eine für die Königin. Obgleich auch unter Karl's Regierung die Biſchöfe ſich bei dem Papſte darüber beſchwert hatten, daß man ihnen jetzt zur Pflicht mache, was ſie früher freiwillig gethan, ſo blieb es doch auch unter Ludwig dabei. Um jedoch ſowohl ihnen, als den Baronen, dafür, daß ſie ihre Ban-

derien zu den italienischen Feldzügen gestellt hatten, einen Ersatz zu gewähren, und sie dazu auch bei künftigen Aufgeboten über des Reiches Gränzen zu verpflichten, setzte dieser König fest, daß die Prälaten von ihren Unterthanen, nach Empfang der Zehenten, künftig auch noch den Neunten aller Früchte; die Baronen und edlen Herren von ihren Jobagyen und Bauern, so wie er und die Königin von den ihrigen in allen Freidörfern und Freimärkten, von sämmtlichen Ackerfrüchten und Weinbergen überhaupt den Neunten für sich einfordern sollten. Wollten Prälaten, Baronen oder Herren, im Widerspruche mit dieser Verordnung, jene Abgabe ihren Unterthanen erlassen, so drohte der König, den verordneten Neunten von ihren Ländereien ohne Nachlaß für sich selbst einzuziehen. So war die Last des Krieges von den Schultern des Königs hinweg auf jene seiner Großen, und endlich besonders noch des fleißigen Nährstandes gewälzt.

Eine wichtige Verbesserung im Kriegswesen war es, daß Karl die Kumanen, welche bisher, gleich den Szeklern, in Kriegen ordnungslos zur Seite des Comitatsadels gefochten hatten, zu zweckmäßigerem Waffendienste in zwei Haufen theilte; der eine bestand aus lauter Pfeilschützen (Jasziger, Jaszoner), von dem ungarischen Ijasz (Pfeilschütze); der andere aus Ballistariern (Steinschleuderern), was später durch falsche Aussprache in Philistäer verstümmelt wurde. In der Dienstpflicht des Comitatsadels innerhalb der Gränzen des Reiches fiel keine Veränderung vor; er mußte unter Karl und Ludwig, vereinigt mit dem königlichen Banderium, in des Königs Heerschaar dienen. Ernste Aufmerksamkeit widmete Karl auch dem Dienste der Gränzwächter, deren Miliz (Spiculatores, Eörállok) durch Bela IV. nach dem Mongoleneinfalle gegründet worden war. Sie waren an den Gränzen in passenden Entfernungen von einander vertheilt, besaßen daselbst, gleich den Burg-Jobagyen, Kronländereien mit der Verpflichtung des Waffendienstes, gehörten nicht dem Adel an und standen unter einem Hauptmanne (Eör-Nagy). Das Aufgebot zum Vertheidigungskampfe geschah noch oft nach alter Sitte durch Herumtragung eines blutigen Säbels, oft aber auch durch schriftlichen Befehl, worin dem Ausbleibenden mit Verlust des Kopfes gedroht wurde.

Die Einkünfte des Königs waren in diesem Zeitraume durch keine neuen bereichert worden, aber die alten wurden mit größerer Kunst ausgebeutet und daher ergiebiger gemacht. Nicht nur leistete hiebei, wie wir schon

oben gesehen, die Einziehung geraubter Krongüter und Gefälle gute Dienste, sondern Karl half sich auch dadurch, daß er die Güter erledigter Bisthümer und Pfründen über die herkömmliche Zeit hinaus für den Fiscus verwalten ließ, und von den Erzbischöfen und Bischöfen beträchtliche Geschenke zum Neujahrstage (dies Strenarum) einforderte, indem zu dieser Zeit jährlich die Erzbischöfe von Gran und Colocza jeder zwei hundert, die Bischöfe jeder fünfzig Mark Silber darbringen mußten. Auch das dem Könige zufallende Drittel von den päpstlichen Zehenten, welche zeitweise durch römische Sammler von sämmtlichen Kirchen, Klöstern und Pfründen Ungarns eingesammelt wurden, war nicht unerheblich. Ueberdies wurde der Bergbau auf Gold und Silber emsiger betrieben und den Schätzen des Bodens mit größerem Eifer nachgespürt. Nicht minder ward die Vermehrung der königlichen Freistädte, welche neben den regelmäßigen Steuern sich häufig noch außerordentlichen Auflagen fügen mußten, für die königliche Kammer einträglich.

Die schon früher übliche Verrufung des bisherigen Gepräges von fünf zu fünf Jahren ließ Karl fortbestehen; aber er wußte zugleich den Kammergewinn durch zweckmäßigere Einrichtung des Münz- und Steuerwesens merklich zu erhöhen. Unter den Königen Ungarns war er der erste, welcher ungarisches Gold ausprägen und auch breite Silbergroschen schlagen ließ. Seine Ducaten von reinstem Golde, im Gewicht um zwei Gran schwerer, als die heutigen Kremnitzer, trugen ganz florentinisches Gepräge, auf der Vorderseite das Bild Johannes des Täufers, stehend, in Rock und Mantel gekleidet, in der linken Hand das Scepter in Kreuzesform an die Schulter gelehnt, mit der rechten segnend, am Ende der Umschrift — S. Joannes B. — eine offene Krone. Auf der Kehrseite die florentinische Lilie mit der Unterschrift: Karolv Rex. König Ludwig behielt anfänglich das florentinische Gepräge bei, und ließ nur zu den Füßen des Heiligen einen kleinen Menschenkopf, mit der Stirnbinde umwunden, beiprägen. Dann wurde, anstatt des Täufers Johannes, das Bildniß des Königs Ladislaw; auf der Kehrseite ein getheiltes Schild mit den ungarischen vier Querbalken und den anjouischen fünf Lilien gesetzt, nachmals auch an diesem Gepräge noch Manches verändert. Ludwig ließ später auch Ducaten und Banalsilbergroschen mit seinem eigenen Bildniß prägen. Der Werth alles in Ungarn theils einheimischen, theils ausländischen Goldes wurde, entweder nach der Mark als

Gewicht, oder nach der Währung, jene nach ihrem Verhältniſſe zu dem Florentiner, oder nach dem ihm völlig gleichen ungariſchen Goldgulden (Ducaten) berechnet. Die Mark reinen Silbers, nach Ofener Gewicht, galt unwandelbar vier ungariſche Ducaten; die Mark legirten Silbers, wie es von Goldſchmieden verarbeitet wurde, nach dem wechſelnden Gehalt der Silberpfennige, bald drei und einen halben Ducaten, bald weniger. Dem Gewichte nach war eine Mark feinen Silbers, von vier und ſechzig breiten Prager Groſchen Ofener Gewichts, gleich vier; eine Mark legirten Silbers von vier hundert Wiener Denaren, oder von ſechs und fünfzig breiten Prager Groſchen gleich drei und einen halben; eine Mark desſelben Silbers, von hundert ſechs und ſiebzig Graner, oder von zwei hundert vierzig Fünfkirchner Banalpfennigen, gleich drei Ducaten. Nach dem Numeralwerthe machten ſechs und fünfzig breite Groſchen Eine Mark Ofener Währung; die Mark nach Raaber, Stuhlweißenburger, Siebenbürger Währung galt vierzig, nach Fünfkirchner Währung acht und vierzig, nach der Erlauer fünfzig, nach der Coloczer und Bacſer ſechzig, nach der Großwardeiner Währung ſechs und ſechzig breite Groſchen. — Ein breiter Groſchen war früher gleich ſechs Wiener oder acht kleinen Siebenbürger Denaren; in der Folge änderte ſich dies Verhältniß. Eine Penſe kleiner Stuhlweißenburger Pfennige machte vierzig Denare; ein ungariſcher Groſchen eine halbe Penſe oder zwanzig kleine Stuhlweißenburger Pfennige; achtzehn Karls-Schildgroſchen einen Ducaten; zwölf Penſen breite Groſchen eine Mark und vier und zwanzig Groſchen. Zwei hundert Agramer Pfennige, Misban genannt, galten nach Agramer Währung eine Mark, und dieſe war gleich zwei Ducaten. Der Numeralwerth des Groſchens nach Banalpfennigen war ungleich; bisweilen galt er vier, ein anderes Mal ſechs, zu Zeiten auch ſieben Banalpfennige. Der Ferting feinen Silbers war das Viertel einer Mark; ſein Werth richtete ſich nach der Geltung des Groſchens in Banalen; er galt vierzig, ſechzig, auch ſiebzig Banalpfennige. Ein Pfund war der acht und vierzigſte Theil einer Mark. Ein Kuntinus glich einem Quintel oder Groſchen. Ein Sectinus machte ein und ein halbes Pfund, oder zwei Kuntinus, oder zwei Groſchen, wovon vier und ſechzig einer Mark feinen Silbers gleich waren. Ein Lotto (Loth, halbe Unze) Silber galt eilf alte, auch zwei und zwanzig kleine Banalpfennige, oder zwei und zwanzig, vier und zwanzig, zwei und dreißig bis vier und dreißig kleine Denare. Eine

Mark reinen Goldes war gleich zwei und ſiebzig, eine Unze Goldes gleich einer Penſe Goldes, und dieſe gleich einem Ducaten.

Dieſe verwirrende Verſchiedenheit des Gewichtes, der Währung, des Numeralwerthes und der Münzſorten legte dem Könige Karl die Nothwendigkeit auf, den ungariſchen Münzfuß durch ein bleibendes Geſetz zu beſtimmen (1338), wenn er auch den Vortheil der königlichen Kammer zunächſt dabei im Auge hatte. Er theilte alſo das Reich, in Bezug auf das Münzweſen, nach Anzahl der Münzſtädte, in mehre Münzkammern, theilte einer jeden eine Anzahl Geſpanſchaften zu, und beſtellte darüber einen eigenen Kammergrafen, mit welchem er einen förmlichen Pachtvertrag einging. Ein ſolcher Kammergraf hatte dem Könige jährlich acht hundert Mark zu zahlen; dafür wurde ihm der ganze Kammergewinn von dem ſeit vier Jahren in Umlauf geſetzten, und auch von dem künftig auszuprägenden Gelde mit allen Einkünften ſeiner Münzkammer verpachtet und überlaſſen, wozu gewöhnlich auch noch andere Vortheile und Erleichterungen kamen. In Folge dieſes Vertrages mußte der Kammergraf aus zehn und zwei Drittel löthigem Silber, die Mark reinen Silbers zu zwölf Penſen, d. i. zu vier hundert achtzig ganzen Pfennigen, ausprägen. Davon mußte die Penſe oder vierzig Pfennige eine Unze wiegen, vier Penſen blieben Kammergewinn; acht Penſen oder drei hundert zwanzig Pfennige wurden für eine Mark Ofener Gewichtes ausgegeben und damit auch die Mark feinen Silbers in den Bergwerken von der Kammer eingelöſet. So hatte die Kammer von jeder Mark feinen Silbers ein Drittel Gewinn. — Gegen dieſe neuen Pfennige mußte nun alles ältere einheimiſche und ausländiſche Geld ausgewechſelt werden. Die Wechſelung geſchah von dem Kammergrafen oder von deſſen Kammerbeamten an Markttagen an öffentlichen Tiſchen, in Anweſenheit der verordneten Zeugen, des einen von dem Graner Erzbiſchofe, des anderen von dem königlichen Oberſchatzmeiſter, des dritten von dem Obergeſpan des Comitates, des vierten von dem Stuhlrichter des Bezirkes, des fünften von dem nächſten Kapitel. Wechſelplätze waren die Freiſtädte und Freimärkte des Königs und der Königin. Vier breite Wiener, oder auch fünfjährige und ältere ungariſche Pfennige von Wiener Beſchickung wurden gegen drei von neuem Schrot und Korn ausgewechſelt; ſechs von dieſen galten einen Silbergroſchen. Im Handel und Wandel wurden dreierlei Marken unterſchieden; die Mark nach Ofener

Gewicht, gerade acht Penſen; die Mark nach Ofener Währung, acht Penſen und ſechzehn Pfennigen; die Mark ſchweren Gewichtes, drei hundert ſechzig Pfennigen oder vier ungariſchen Ducaten gleich. Wenn bei irgend Jemanden, wäre es auch bei den Kammergrafen und deren Beamten geweſen, Pfennige von ſchlechterem Schrot und Korn, und Marken von geringerem oder ſchwererem Gewichte, als acht Penſen und drei bis vier Pfennige mehr oder weniger, gefunden wurden, ſo verfiel er in die Strafe der Münzverfälſchung. Es mußte daher in allen Städten und bei jedem Gerichtsſtuhl eine Wage mit beglaubigtem Gewichte gehalten werden, um dem überhand nehmenden Unfuge der Kaufleute, Bürger und Gäſte in Ausleſung zufällig ſchwererer Pfennige, oder in Beſchneidung derſelben zu begegnen. Zur Verhinderung aller Stockung im öffentlichen Verkehre wurde einem ſolchen Kammergrafen bei dem Abſchluſſe des Vertrages zur ſtrengſten Pflicht gemacht, bei jeder Münzkammer ſeines Bezirkes wenigſtens tauſend Mark Pfennige in Vorrath zu ſchaffen, wogegen ſämmtlichen Landherren Haltung ihrer eigenen Privatwechsler, unter Strafe an dem Vermögen und an der Ehre des Herrn, wie ſeines Wechslers, verboten wurde. — Der ungariſche Kammerducaten mußte im ganzen Reiche zu neunzig neugeprägten ganzen Pfennigen angenommen und ausgewechſelt werden. Sechs ſolcher Pfennige machten einen breiten Karlsgroſchen, deren fünfzehn jetzt einem Ducaten gleich, folglich von beſſerem Gehalte waren, als die älteren Groſchen, deren achtzehn auf einen Ducaten gingen. Für eine Mark Goldes nach Ofener Gewicht von zwölf Karat wurden ſieben Mark Pfennige desſelben Ofener Gewichtes aufgewogen. Solche Mark Goldes enthielt nur vier Unzen reines Gold, das übrige war Beimiſchung anderen Metalles. Für eine Mark reinen Goldes hätten alſo vierzehn Mark Silberpfennige gegeben werden müſſen; da jedoch auch die Mark Silberpfennige nur zwei Drittel reines Silber hatte, ſo war das Verhältniß reinen Goldes zu reinem Silber um dieſe Zeit nicht wie eines zu vierzehn, ſondern wie eines zu eilf und zwei Drittel. Einwechslung gemünzten Goldes für rohes Gold und Silber irgend anderswo, als bei königlichen Kammern, aller Handel mit älteren Münzſorten, beſonders mit kleinen und mittleren (breiten) Wiener Denaren, welche durchaus außer Umlauf geſetzt werden ſollten, auch mit reinem Golde oder Silber, ohne Mitwiſſenſchaft des Kammergrafen und der Beamten des Graner Erzbiſchofes und des

königlichen Schatzmeiſters, endlich Ausfuhr des rohen Goldes oder Silbers, war bei Verluſt der Waaren, des Vermögens und der Ehre verboten. Nur den Kammergrafen, wenn ſie Blei und andere zur Münze unentbehrliche Zuthat nicht anders erhalten konnten, war es erlaubt, im Einverſtändniſſe mit den Beamten des Erzbiſchofs, Schatzmeiſters, Comitats-Obergeſpans, Stuhlrichters und nächſten Kapitels, rohes Gold und Silber außer Land zu ſenden. Erſcheinung und Umlauf verfälſchten Goldes wurde dem Kammergrafen ſo zugerechnet, als wäre es aus ſeiner Münzkammer hervor gegangen. Darum ſollte er über Münzverfälſcher wachen, und die Schuldigen unter dem Zeugniſſe der fünf verordneten Beamten dem Könige namentlich angegeben.

Von jedem Thorwege (Porta, Bauernhof), durch welchen ein Heu- oder Erntewagen ein- und ausfuhr, er mochte drei, vier oder mehren Wirthen angehören, mußten durch das ganze Reich, als Kammergewinn für den jährlichen Geldumſatz, achtzehn Pfennige oder drei breite Groſchen an den Kammergrafen entrichtet werden. Befreit von dieſer Abgabe auf das Zeugniß der fünf abgeordneten Beamten, oder auf die eidliche Verſicherung des Grundherrn, waren wirklich Arme, Unvermögende, Knechte, Kriegsleute von königlichen oder von herrſchaftlichen Ländereien, Kirchen, Städte und andere privilegirte Reichsſaſſen. Dagegen aber waren königliche Städte, Freimärkte und begünſtigte Leute für ſich und ihre Jobagyen verpflichtet, die neue Münze den Wechſelverordnungen gemäß zu ihrem Gebrauche einzuwechſeln, anzunehmen und auszugeben, wobei den Kammergrafen oblag, Sorge zu tragen, daß auf allen Wechſelplätzen ihrer Geſpanſchaften die neue Münze zur Auswechslung in hinlänglicher Menge vorräthig war; denn überall, wo Mangel derſelben durch ihre Schuld erwieſen wurde, verloren ſie ihre Rechte und die Befugniß, den Kammergewinn für den Geldumſatz einzufordern. — In der Regel mußte die Zahlung des Kammergewinnes in neuen Pfennigen geleiſtet werden; geſchah ſie jedoch durch Ausgleichung in älterer oder in böhmiſcher, wieneriſcher, pacher (vielleicht ſerbiſcher, in Pechia geprägter) Münze, ſo waren die Kammergrafen gehalten, dieſes verrufene Geld einzuſchmelzen und es zu neuen Pfennigen auszuprägen. Wenn Jemand zur Zeit dieſer Steuererhebung mit Entrichtung derſelben im Rückſtande blieb, ſo waren die fünf verordneten Beamten angewieſen, ſich in die zahlungspflichtige Beſitzung einzulegen und, ohne derſelben Verwüſtung oder Plünderung, mit gemäßigtem Aufwande ſo lange daſelbſt zu verweilen, bis

die drei Groſchen Kammergewinn mit der Buße von drei Mark bezahlt wurden. Den Grafen der Geſpanſchaften und den Stuhlrichtern war verboten, ſie daran zu hindern oder die vorſätzlich ſchlechten Zahler gegen die Kammerbeamten zu beſchützen. In der Steuereinhebung war der Kammergraf an die gemeinſchaftliche Theilnahme und Mitwirkung der fünf verordneten Beamten ſo unbedingt gebunden, daß ihm bei eigenmächtigem und einſeitigem Verfahren, wider Gewalt oder andere üble Begegnung Schutz und Genugthuung abgeſprochen wurde. — In jedem Kammerbezirke waren die königlichen Freiſtädte mit einer beſtimmten Summe Marken neuer Pfennige angeſetzt, welche ſie jährlich mit eben ſo viel Marken reinen Silbers ſchlechterdings einwechſeln mußten. Um jedoch der Agiotage mit reinem Silber zu begegnen, ſtand ihnen frei, anſtatt der Einwechslung, ſo viel Marken neuer Pfennige, als ſie ganze Marken reinen Silbers für ganze Marken neuer Pfennige geben ſollten, an die Kammer zu bezahlen. In dem Kremnitzer Kammerbezirke waren die königlichen Freiſtädte Trencſin mit zehn, O-Bárs mit fünfzehn, Tapolcſan mit zwanzig, Báth und Karpfen mit fünf und dreißig, Tyrnau mit hundert Mark angeſetzt, woraus ſich auf dieſer Städte höheren oder minderen Wohlſtand ſchließen läßt. Ihre Nachläſſigkeit in der Zahlung wurde mit Einlegung der Kammerbeamten und zwölf Mark Buße beſtraft. Edelleute mußten ſich über geſchehene Zahlung des Kammergewinns von ihren Beſitzungen mit ſchriftlichem Zeugniſſe von dem Kammergrafen verſehen, wofür ſie einen Groſchen zu entrichten hatten. — In jeder Stadt war ein königliches Haus beſtimmt, von Jedermann Gold und Silber zu Kauf, zum Schmelzen oder zum Wechſeln einzunehmen. Wer heimlich Gold und Silber verkaufte, ſchmelzte oder einwechſelte, wurde mit Einziehung ſeines Vermögens als Verräther beſtraft. Derſelben Strafe unterlag, wer die Goldprobe nachmachte. Alles Gold mußte in dem königlichen Hauſe von dem Kammerbeamten probirt, von ihm die Zahl der Karate darauf gepräget, mit dem königlichen Zeichen geſtämpelt und alſo zur Kammer gebracht werden. Kaufleuten und anderen Reiſenden war verboten, zu nothwendigen Ausgaben mehr als zwei Mark Pfennige in die Bergſtädte einzuführen. — Den Kammergrafen war zur Pflicht gemacht, den in ihrem Bezirke geſchlagenen Münzen das Zeichen ihres Namens aufzuprägen; ſie waren berechtigt, ihre treuloſen Münzbeamten überall, wo ſie ihrer habhaft werden konnten, einzufangen, die Richter, Geſchworenen, Städte- und Dorfgemeinden

verpflichtet, ihnen beizuſtehen, auf ihr Anſuchen die Verbrecher feſtzunehmen und ihnen auszuliefern. In allen Münzſtädten waren zwei Schränke, in deren einem die Münzſtämpel, in dem anderen die zugerichteten Gold- und Silberzainen, jene, wie dieſe, unter dreifachem Schlüſſel und Siegel des Graner Erzbiſchofs, des königlichen Schatzmeiſters und des Kammergrafen, aufbewahrt wurden und nicht anders, als in Gegenwart ihrer Beamten, eröffnet werden durften. Der Kammergraf, welcher in Beider, oder auch nur des Einen Abweſenheit Geld prägen ließ, war des Verbrechens der Falſchmünzer ſchuldig. Sie mußten bei Schmelzung und Beſchickung des Silbers gegenwärtig ſein und von jedem Münzſchlage hinterher noch eine Penſe oder vierzig Pfennige ſchmelzen, um auszumitteln, ob der Münzmeiſter nicht heimlich die Beſchickung vermehrt oder vermindert habe. — Sämmtliche Prälaten, Baronen, Herren und Reichsſaſſen waren verbunden, ihre Einkünfte an Zehenten, Zöllen, Abgaben, Zinſen und Kapitalszahlungen von ihren Jobagyen, Beamten, Unterthanen, Schuldnern, in den neuen Pfennigen oder in Ducaten einzufordern und anzunehmen, wozu ſich auch ſelbſt der König in Anſehung aller Steuern, Zölle und Dreißigſt-Einhebung verpflichtet hatte. So lange gemünzt wurde, hatten die Beamten des Graner Erzbiſchofs und des königlichen Schatzmeiſters täglich für die ausgeprägte Mark Pfennige, Erſterer ein Pfund (ſechs Pfennige), Letzterer einen halben Ferting (ſieben Groſchen), für die Mark eingehobenen Kammergewinnes, der Eine wie der Andere ein Pfund oder einen Groſchen von dem Kammergrafen zu empfangen; verweigerte oder verzögerte er dieſe Zahlung, ſo waren ſie berechtigt, ihm die Münzſtämpel zu verſchließen. Für den Markt, auf welchem der Münzwechſel in der Geſpanſchaft geſchehen mußte, gebührten dem Obergeſpan nicht mehr, nicht weniger, als drei Mark von acht Penſen neuer Pfennige. Herren und anderen mit Marktgerechtigkeit begabten Reichsſaſſen war verboten, für den Markt von dem Kammergrafen irgend Etwas zu fordern oder anzunehmen. Eben ſo wenig war es den Beamten des Graner Erzbiſchofs und des königlichen Schatzmeiſters erlaubt, ihre Gebühr von einem Pfund und von einem halben Ferting zu verkaufen oder zu verpachten. Der Graner Erzbiſchof und der königliche Schatzmeiſter waren angewieſen, anſäſſige und begüterte Männer, an welche man ſich halten konnte, wenn ſie ſtraffällig wurden, zu Kammerbeamten einzuſetzen. Die, von was immer für Uebertretern der Münzordnung eingetriebenen Strafgelder wurden

getheilt; zwei Drittel davon waren dem Kammergrafen, eines dem abgeordneten Beamten zuerkannt. Die Münzkammern wurden jährlich am Neujahrstage verpachtet, das Pachtgeld von acht hundert Mark in den Octaven: Johannis, Maria Geburt, Martini und Neujahr, jedes Mal mit zwei hundert Mark abgeführt, der nicht eingehaltene Termin mit verdoppelter Summe des Rückstands gebüßt.

König Ludwig bestätigte im Ganzen diese Münzordnung seines Vaters und Vorgängers; nur die Wiener Denare ließ er wieder im Umlaufe gelten, und selbst neue Pfennige nach Wiener Währung, ferner Ducaten aus der Mark von sechzehn Karat, Banalgroschen und halbe Pfennige von zehn zwei Drittel-, und von zwölf vier Fünftellöthigem Silber, jene, wie diese, mit seinem Bildnisse ausprägen; in allem Uebrigen blieben Münzfuß und Kammergewinn-Steuer unverändert. Die Münzkammern der nordöstlichen Gespanschaften waren in der Zeit des königlichen Oberschatzmeisters Oliver an Meister Niklas Churz übertragen; die Münzkammer von ganz Slavonien an Jakob, Ulfard's Sohn, vom Grätzberge (königlich Agram), für drei hundert Mark neuer Pfennige jährlich, die Mark für das Jahr 1344 zu fünf Pensen berechnet, in Pacht gegeben. Damals wurden an Slavonien, als Kammergewinn-Steuer, sieben Banalpfennige; anstatt der Abgabe von Marderfellen zwölf solcher Pfennige eingefordert. Von ersterer Steuer war der slavonische Adel frei; die letztere mußte er bezahlen (Vgl. Feßler's Geschichte der Ungarn, III. S. 655 u. f.).

In der Rechtspflege schritten die Verbesserungen eifrig vorwärts. Die Ungebühr der Feuer- und Wasserprobe war, in Uebereinstimmung mit den päpstlichen Vorschriften, schon früher allgemach in Wegfall gekommen und hatte, bei zunehmender Gelehrsamkeit, würdigeren Prozeßformen weichen müssen. Nicht so leicht war unter einem kriegerischen Volke, wie die Ungarn, der gerichtliche Zweikampf aus dem Gebrauche zu bringen, obschon auch gegen diesen schon seit lange die Stimme der Kirche sich eifernd erhob. Er fand vor dem bürgerlichen Richterstuhle Statt, jedoch ohne Waffenweihe, Einsegnung der Priester oder andere priesterliche Mitwirkung. Die Könige Karl und Ludwig behielten ihn nicht nur bei, sondern der Erstere erkannte ihn, im Widerspruche mit dem kanonischen Verbote, sogar Bischöfen zu, daher Dieselben auch bei dem Papste Benedikt XII. Beschwerde hierüber führten. Selten fochten die streitenden Parteien den gerichtlichen Zweikampf in eigener

Person aus, sondern gewöhnlich ließen sie sich durch Fürfechter vertreten, und namentlich geschah dies bei Bischöfen, Aebten und Pröpsten in allen Fällen. Wer seine Rechtssache, seines Gegners Schuld oder seine eigene Unschuld durch Zweikampf darthun wollte, brachte einen hölzernen Keil vor den Richterstuhl und überreichte ihn, als Zeichen der Ausforderung, mit feindseliger Miene dem Gegner. Dieser, wenn anders kein Rechtsgrund ihm die Ablehnung gestattete, mußte die Ausforderung annehmen, und die Richter bestimmten nun in offenem Briefe Tag, Ort und Waffen, auch ob die Streitenden in Person oder durch Fürfechter, zu Rosse oder zu Fuße den Kampf bestehen sollten. Es blieb ihnen gestattet, unmittelbar vor dem Kampfe sich gütlich mit einander zu vertragen; doch mußten sie die Geldbuße (Birság) vor dem Richterstuhle erlegen. Ein des Hochverraths gegen den König, oder der Treulosigkeit gegen seinen Herrn und Vorgesetzten Beschuldigter, der weder zum Geständnisse gebracht, noch durch Zeugen überführt werden konnte, mußte sich dem königlichen oder oberherrlichen, wohlgerüsteten und geübten Fürfechter persönlich in bloßem Hemde und mit schlechtem Schwerte auf Leben und Tod zum Kampfe stellen. Sonst pflegte auch mit anderen Waffen, z. B. mit Lanzen und sogenannten bulgarischen Keulen (Clavae bulgaricales), gekämpft zu werden.

Die Gerichtsbehörden blieben in demselben Zustande, wie im vorigen Zeitraume. In Dörfern der Schultheiß und die Aeltesten, bei weiterem Rechtszuge der edle Grundherr, Bischof, Kapitel, Abt, Propst oder Prior (Sedes dominalis); in königlichen Freistädten und Freimärkten der Richter mit sechs oder zwölf Schöppen (Scabini, Jurati) und Bürgern, bei weiterem Rechtszuge entweder der königliche Oberschatzmeister mit einigen Stadtverordneten (Sedes tavernicalis), oder der Personalis praesentiae regiae mit willkürlich von ihm gewählten Beisitzern; in den Gespanschaften für den Adel der Vicegespan mit vier Stuhlrichtern (Judices nobilium), bei weiterem Rechtszuge die Versammlung der Comitatsbeamten unter des Obergespans (Sedes judiciaria), oder die Generalversammlung des Comitatsadels unter des Palatins oder königlichen Hofrichters Vorsitz; die Octavalgerichte, das wandernde, dreimal im Jahre verordnete Palatinalgericht, und endlich der Thron des Königs verwalteten die Gerechtigkeit bei dem ungarischen Volke. Auch das öffentliche, feierliche, durch des Königs Andreas II. dreimal bestätigte Grundgesetz jährlich auf St. Stephan's Fest zu

Stuhlweißenburg verordnete Gericht, von welchem König Karl's Zeit keine sichere Spur aufweiset, wurde unter König Ludwig wieder regelmäßiger abgehalten. — Für den rechtsförmigen Verfolg der Prozesse aller Art bestand bereits eine schriftliche Gerichtsordnung, die jedoch, aus Unkenntniß der lateinischen Sprache, oder auch aus Willkür, von den Richtern nicht immer streng befolgt wurde. Wahrscheinlich machten die Verhandlungen des großen Pesther Landtags unter Andreas III. einen Hauptbestandtheil dieser Gerichtsordnung aus, welche dann mit einigen Verordnungen König Karl's bereichert worden waren. Ludwig erneuerte die Vorschrift, welche den Kläger bei Verfolgung seiner Rechtssache an die Gerichtsbehörden des Beklagten wies. Wer seine Sache vor irgend einem Gerichtshofe nicht selbst verfechten konnte oder wollte, mußte einen oder mehre, mit gerichtlicher Vollmacht (Literae procuratoriae) versehene Anwalte für sich stellen. Solche Vollmachten wurden unter des Königs Namen vollzogen von dem Kanzler, von dem Comes capellae regiae, von dem Vicekanzler, von dem Oberschatzmeister; eben so unter dem Namen der Königin von ihren Hofbaronen; unter ihrem eigenen Namen von dem Reichspalatin und dem Judex curiae. Auch allen Bischöfen, Aebten, Pröpsten, Kapiteln und Stadtrichtern stand die Befugniß zu, dergleichen rechtskräftige Vollmachten für eigene und fremde Angelegenheiten auszufertigen; Comitatsgrafen, Vicegrafen und Stuhlrichter durften dies nur für fremde Angelegenheiten thun. Immer aber mußten sich Ertheiler wie Empfänger der Vollmacht in Person vor der ausfertigenden Behörde gestellt und ihren Willen hinsichtlich der zu gebenden oder zu empfangenden Vollmacht deutlich ausgesprochen haben. Der Notarius hatte dabei jeden Mangel in der Form, jeden Schreibfehler in den Eigennamen der Personen und Ortschaften, jede Ausschabung und Durchstreichung (Rasura, Cancellatio) in Buchstaben oder Worten auf das Sorgfältigste zu vermeiden, weil dies die Vollmacht ungiltig machte und den Rechtsführer in Gefahr setzte, nicht nur sachfällig, sondern auch zur Genugthuung verurtheilt zu werden.

War der Rechtshandel wegen eines Besitzes, oder wegen des Eigenthumes, oder wegen Gewaltthätigkeit, durch Einreichung der Klageschrift bei dem gehörigen Gerichtshofe anhängig gemacht worden, so wurde die Vorladung, die Untersuchung der Sache, das Zeugenverhör und, wo es erforderlich schien, die Abnehmung des Eides, in Händeln der Städter von dem Stadtmagistrate selbst vorgenommen, in Sachen des Adels und der begüterten Cle-

riſei aber von dem Palatin oder dem Judex curiae dem nächſten Kapitel oder Propſteiconvente im Beiſeyn abgeordneter königlicher Beamten ſchriftlich übertragen und Bericht gefordert. Ludwig verordnete, daß zu ſolchen königlichen Männern nur adelige Inſaſſen des Comitates oder Bezirkes, welchem auch der Beklagte angehörte, und zu Verordneten des Kapitels oder Convents keine anderen, als bewürdete Männer, gewählt werden durften. Unternahmen Dieſe die nöthigen Reiſen mit den Pferden des Kapitels, ſo gebührten ihnen für den Tag zwei, mit den Pferden des Beklagten oder Klägers für den Tag ein Groſchen. Zu der Unterſuchung, die immer ſehr genau und ſorgfältig geſchah, mußte der geſammte Adel des Comitates oder Bezirkes verſammelt werden. Zu dem Zeugenverhöre mußten Kläger und Beklagter vor dem Kapitel oder Convent erſcheinen. Der Beweisführer ließ von den mitgebrachten Zeugen die drei redekundigſten vortreten und einem nach dem anderen das Zeugniß ablegen; nach der Ausſage des dritten erhoben die übrigen ihre Hände, ſtreckten die Finger aus und riefen einzeln und insgeſammt, daß auch ſie die Sache gerade nur ſo wüßten, geſehen oder gehört hätten, wie ſie von den erſten drei Zeugen angegeben worden. Dies geſchah in Uebereinſtimmung mit dem Landsherkommen, deſſen Nachtheile ſchon damals erkannt und gerügt wurden. In dem über das Verhör ausgefertigten Berichte des Kapitels oder Convents an den Richter mußten, außer den drei Zeugen, auch die übrigen, und überhaupt zwölf von den anweſenden Edelleuten nach ihren und ihres Vaters Namen, mit Angabe ihrer Beſitzung, aufgeführt werden. Der geringſte Mangel in dieſer Form machte den Bericht ungiltig, den Zeugenſteller ſachfällig.

Wie ſchon bemerkt, mußte Jeder, der eine Sache rechtlich anhängig machen wollte, dieſelbe vor den gehörigen Gerichtshof ſeines Gegners bringen. Dem Kläger ſowohl, als dem Beklagten, war rechtliche Schutzwehr wider den ordentlichen Richter (Recusatio judicis) geſtattet, wenn Dieſer, wegen Verwandtſchaft mit dem Kläger, der Parteilichkeit gegen den Verklagten verdächtig war. In ſolchem Falle geſchah die Einrede wider ihn öffentlich vor den Beiſitzern des Gerichtes oder vor anderen glaubwürdigen Zeugen, mit deutlicher und beſtimmter Angabe der Gründe des Verdachtes. Ueber die Angaben des Einreders wurde eine Urkunde angefertigt, welche die Notarien und Beiſitzer mit Siegel und Unterſchrift beglaubigten. Eben dies wurde beobachtet, wenn der Gefährdete ſeine Einrede vor einem Kapitel oder vor

einer Klostergemeinde angemeldet hatte. Trat der Verdächtige und Verschmähte freiwillig zurück, die gerichtliche Verhandlung zur Zufriedenheit des Einreders einem Anderen übertragend, so bedurfte es keiner weiteren Maßregeln; wo nicht, so war der Gefährdete befugt, bei des Richters Obrigkeit, mit Beibringung der Urkunde über Gesetzmäßigkeit seiner Einrede, die rechtliche Schutzwehr nachzusuchen. Gedieh die gerichtliche Verhandlung ohne Einrede wider den Richter bis zum Endurtheile (Sententia definitiva), und die eine oder andere Partei war damit unzufrieden, so mußte die Appellation in Frist von zehn Tagen eingelegt und eben so, wie die Einrede, von Notarien, Beisitzern, Kapiteln oder Klostergemeinden, urkundlich bezeugt werden; außerdem ging, nach schriftlicher Gerichtsordnung, das Endurtheil in unwiderruflich entschiedene Sache über, wogegen keine weitere Berufung mehr Statt fand. Der früher häufig versuchten unpassenden Anwendung kirchlicher Gewalt von Seite der Bischöfe, welche mit edlen Herren vor weltlichen Richtern in Streit befangen waren, steuerte Ludwig durch das Verbot, im Laufe der Verhandlungen, ohne Wissen und Genehmigung des Königs, Interdict oder Kirchenbann über die Gegenpartei zu verhängen, wobei bestimmt war, daß, wenn sie vor dem weltlichen Richter sachfällig wurden, sie in eben die Strafe oder Buße verfielen, welche sie ihren Gegnern zuzuziehen getrachtet hatten.

Wenn Jemand in gerichtlichem Zweikampfe besiegt, oder einer Gewaltthat, einer falschen Anklage, falschen Zeugnisses, oder der Vorlegung falscher Urkunden gerichtlich überführt und halspeinlich verurtheilt war, so lag dem Richter ob, ihn für drei Tage wieder in Stand zu setzen und die Ermittelung eines friedlichen Vergleiches zwischen ihm und seinem Gegner zu versuchen; wenn der Versuch gelang, so war der Richter befugt, von dem Verurtheilten zu angeordneter Tagsatzung fünfzig Mark (zwei hundert Ducaten) zu fordern, bei nicht erfolgter Zahlung so viel, als die Schuld betrug, von dessen Habe und Gut in Beschlag zu nehmen, und es bis zur Auslösung mit fünfzig Mark zu besitzen. Blieb der Versuch zur Einigung der Parteien unwirksam, so mußte der Schuldige und Verurtheilte seinem Gegner überliefert werden, und wenn Dieser an ihm die Todes- oder sonstige landesübliche Strafe rechtlich vollzog, hatte weder der Richter noch die Gegenpartei irgend einen giltigen Anspruch auf des Getödteten Vermögen und Güter, in deren ruhigem Besitze die Witwe, Söhne, Brüder, Schwestern und Ver-

wandten desselben Niemand anfechten oder beläſtigen durfte. So hatte König Ludwig verordnet. Ueberhaupt durften Kinder für ihrer Eltern Vergehen weder an ihrer Person, noch an Habe und Gut gestraft werden; aber den eigentlichen Verbrecher konnte selbst die Kirche der gesetzlichen Strafe nicht überall mehr entziehen. Der Richter, die Geschworenen und die Bürgergesammtheit von Preßburg, wie wahrscheinlich von mehren königlichen Freistädten, hatten durch Ludwig die Befugniß erhalten, Räuber und Mörder aus Kirchen, Kirchhöfen und Klöstern, wohin sie etwa sich geflüchtet hätten, ungeachtet aller Einsprüche und Verbote der Priesterschaft, mit Gewalt heraus zu ziehen, zu verurtheilen und gesetzlich zu bestrafen. Mörder wurden durch das Schwert hingerichtet, Falschmünzer und Urheber falscher Urkunden nach alter Reichsgewohnheit lebendig verbrannt. Die Könige Karl und Ludwig, um die Anwendung des Rechtes in ihrem Reiche zu befördern, verliehen nicht nur Magistraten königlicher Freistädte, sondern häufig auch einzelnen edlen Herren auf ihren Gütern die halspeinliche Gerichtsbarkeit.

Hinsichtlich der Eintreibung der Geldbußen (Judiciorum, Birság) hatte König Karl ausdrückliche Vorschriften erlassen. Der Abgeordnete des Richters erschien mit einem königlichen Schreiben und mit dem Zeugnisse des Convents einer glaubwürdigen Propstei, begab sich, in Begleitung eines königlichen und eines Capitularbeamten, vor das Stuhlgericht der Gespanschaft, vermeldete daselbst das königliche Schreiben und das Verzeichniß sämmtlicher Straffälligen, ließ Beides dem versammelten Adel in der Landessprache kundmachen, und bestimmte die Tagsatzung, auf welcher die Schuldigen mit Erlegung der Geldbuße dem Judex curiae, dem Palatin oder dem Obergespan und den Stuhlrichtern gerecht werden müßten. Wer noch vor derselben die Geldbuße entrichtete, wurde in Gegenwart des königlichen und des Capitularbeamten aus dem Verzeichnisse gestrichen, und erhielt eine Quittung, welche er, zu größerer Sicherheit, bei dem nächsten Kapitel oder Convent beglaubigen ließ. Blieben aber die Straffälligen von anberaumter Tagsatzung mit der Zahlung zurück, so zogen der Gerichtsbote, der königliche und der Capitularbeamte an den Wohnort der Schuldigen, steckten vor dem Dorfe, zum Zeichen des Friedens und der Gerechtigkeit, einen Spieß mit der eisernen Spitze in die Erde, verweilten daselbst noch drei Tage, zur Zahlung ermahnend und Nichts weiter, als ihre nothdürftige Verpflegung fordernd. Geleistete Zahlung wurde dem Schuldner mit Streichung seines

Namens und mit schriftlichem Zeugnisse bestätiget; verweigerte, nach dem dritten Tage durch Pfändung an Habe und Gut im Verhältnisse zur Schuld erzwungen.

Unter König Ludwig hörte die bisherige Standessonderung der Adelsclassen unter einander auf, indem jener König, zum Danke für die von den edlen Herren wider Neapel ihm geleistete Hilfe, den gesammten ungarischen Adel an persönlichen Rechten und Vorzügen gleichstellte (11. Dec. 1351), womit freilich dem älteren und höheren Adel weniger gedient war, als dem neueren und niedrigeren. Dadurch fiel fortan der Unterschied hinweg, welcher zwischen den, von den heiligen Königen Stephan und Ladislaw und den übrigen von ihren Nachfolgern erhobenen Geschlechtern, zwischen Reichs-Jobagyen, Rittern, Hofvertrauten und Servienten bisher bestanden hatte, und der von den mächtigen Herren so oft zu Bedrückung des ärmeren Adels benutzt worden war. Es wurde daher nur auf dieses Unterschieds Aufhebung hingedeutet, wenn in der Folge durch adelnde Handfesten dem erhöhten Verdienste ganz dieselben Rechte und Vorzüge, deren der älteste Reichsadel durch die Gnade jener Könige und ihrer Nachfolger sich freute, zuerkannt wurden, und die in Uebung gebliebenen Benennungen Barones, Proceres, Nobiles, bezeichneten nicht mehr Abstufungen in adelicher Standschaft, sondern nur verschiedene Amtsverhältnisse, hohe Hof- und Reichswürden, Gespanschaftsgrafen und Comitatsadel. Bereits unter des Königs Karl Regierung wurde die Anzahl edler Herren in Ungarn beträchtlich vermehrt, nicht immer aus Belohnung des Verdienstes, sondern oft ohne Weiteres durch begünstigte Einwanderung ausländischer Familien, besonders aus den Stammländern der Anjou, aus Neapel und der Provence, oft auch durch des Königs glänzenden Sinn. So wird berichtet, daß er häufig Männer, welche mit ungewöhnlichem Pomp an seinem Hofe auftraten, Grafen genannt habe, ohne Rücksicht auf Dauer der Besitzung, und weil des Königs Wort für heilig und unwiderruflich galt, so fanden dergleichen Neuadelige ohne Verwandtschaft oder Amt bald auch Gelegenheit, sich in dem mächtig erlangten Range zu behaupten. Jedoch diese fremde Verbindung wurde im Laufe dieses Jahrhunderts und Niemand in den Stand der alten Herren erhoben, ohne Vorzug an Stamm oder Besitz mit dem Adel Eins zu denken, und wenn an einen Fremden dann höhere Ansprüche Kauf oder Erbschaft begründet hatten, so wurden diese Sonderungen auch alle Benennungen wenigstens Sinn.

Indem nach altem Herkommen die ungariſchen Prälaten, Baronen und Herren ihre Güter nicht willkürlich veräußern, ohne königliche Genehmigung weder unter den Lebendigen noch für den Fall ihres Abſterbens Schenkungen machen, auch bei unbeerbtem Ausgange nicht letztwillig darüber verfügen durften, ſo betrachteten ſich die Könige von Ungarn ſtets als Obereigenthümer der von ihnen und ihren Vorfahren verliehenen Güter, dergeſtalt, daß ſie den adeligen Empfängern nur Beſitz und Nutznießung, nicht aber auch die Oberherrlichkeit gewährt hatten. Aus dieſem Grunde war es gekommen, daß die Könige, trotz der Giltigkeit früherer Vergabungen und des rechtmäßigen Beſitzes, blos nach Willkür ganze Herrſchaften des Adels zu ihrem Gebrauche verwendeten, und die eingezogenen Güter nur unter dem Titel der Gnade, nicht der Pflicht und des Rechtes, mit anderen Ländereien erſetzten. Aus gleicher Ueberzeugung königlicher Oberherrlichkeit über die Güter des Adels glaubte König Ludwig ſich berechtigt, die gutsherrlichen Rechte und die Verpflichtungen der Bauern zu ordnen, und zum Vortheile der Letzteren zu beſtimmen. Für dieſe ſowohl, als für ihre Herren, wurde die herkömmliche Abgabe einer Mark an königliche oder herrſchaftliche Zollämter, wenn ſie außer ihrem Wohnorte ſich verehelichten, und ihre Frauen heimführten, aufgehoben. Die Verordnung des großen Peſther Landtags, kraft welcher Bauern und Jobagyen (Servi domiciliati und Servi conditionarii) völlige Freiheit, ihre Grundherren zu verlaſſen, und auf den Gütern Anderer ſich anzuſiedeln, erhielten, und von allem Abſchoß freigeſprochen wurden, kam unter Ludwig in völlige Kraft und Wirkſamkeit. Viele erhielten, Andere erſchlichen, Mehre erzwangen von den Herren die Erlaubniß zu ſolchen Abzügen; Wohlhabendere ſtellten ſich unter die Banderien ihrer Herren, zum königlichen Waffendienſte, und erhielten dadurch nicht nur Freiheit, ſondern auch des älteren und angeborenen Adels gleiche Rechte und Vorzüge. Dadurch wurde der Stand der Knechtſchaft mehr und mehr verringert, und Freie wurden nur noch aus Kriegsgefangenen, die unvermögend waren, ſich mit Geld auszulöſen, aus Theilnehmern an Aufruhr wider den König, wegen todtſchuldigen Verbrechen zu Knechten gemacht. Aber ſtreng wurde noch darauf gehalten, daß entlaufene Knechte excommunicirt blieben, noch weit weniger durften ſie ohne Bewilligung ihrer Herren in die Kirchen oder Klöſter aufgenommen werden.

König Ludwig ſicherte durch mehre Verordnungen dem Adel die Freiheit der Perſon; er befreite ihn von den Ueberhebungen mächtiger Herren,

welche auf ihren ausgebreiteten Herrſchaften willkürlich Zölle angelegt, und reiſende Edle zu deren Entrichtung angehalten hatten. Weder Edelleute noch Jobagyen, wem dieſe auch angehören mochten, durften begangener Verbrechen wegen außer dem Gerichtshofe ihres Wohnſitzes oder ihrer Herren verhaftet, gerichtet und an Vermögen oder Leib beſtraft werden. Es hielt nicht ſchwer, gegen Verletzung der Rechte alsbald den Schutz der Gerechtigkeit zu erlangen. Auch die Landſtandſchaft der königlichen Freiſtädte wurde im Laufe dieſes Zeitraums durch königliche Begünſtigungen, mehr noch durch eigene Freimüthigkeit, womit ſie Eingriffen in ihre Rechte begegneten, wirkſam vorbereitet. Unter dem Schutze des Königs, deſſen gerechter Sinn ſolche Vermehrungen geſetzlicher Freiheit gern unterſtützte, beförderte den Wohlſtand der Städte auch die Befugniß, Gäſte bei ſich aufzunehmen und ihnen Theilnahme an allen bürgerlichen Rechten und Vortheilen zu verleihen. Die von Richtern, Geſchworenen und der Geſammtheit darüber ausgefertigten Urkunden verbrieften gewöhnlich folgende Vortheile: Der Gaſt war auf eine Anzahl Jahre frei von Grundzins und von Beiträgen zu den Abgaben der Stadt an den König. Es wurde ihm erlaubt, auf dem Stadtgebiete, nach dem Verhältniſſe ſeines Vermögens, trotz jedem Widerſpruche, wüſte Ländereien urbar zu machen, Obſt- und Weingärten anzulegen, ſeine Erzeugniſſe und Waaren auf den Wochen- und Jahrmärkten der Stadt feil zu bieten. Hatte er ein halspeinliches Verbrechen begangen und die Flucht genommen, ſo durfte kein Gerichtsbeamter ſein Haus überfallen und ſeines Vermögens ſich bemächtigen, vielmehr wurde letzteres gerichtlich unter die Familie getheilt, und nur der dem Verbrecher zufallende Theil von dem Richter eingezogen. Nach dreijährigem Aufenthalte trat der eingebürgerte Gaſt in alle übrigen Rechte der älteren oder eingeborenen Bürger; wollte er aber mit der Zeit ſeinen Wohnſitz verändern, ſo war ihm nach Entrichtung des Grundzinſes geſtattet, ſeine Grundſtücke zu verkaufen, und mit ſeinem Vermögen ohne Abſchoß wegzuziehen. Eben ſo wie die Rechte und Vortheile, waren auch die Laſten unter ſämmtliche Bewohner der königlichen Freiſtädte, unter Gäſte und eingeborene Ungarn gleichmäßig vertheilt, und wenn Letztere ſich denſelben entziehen wollten, wurden ſie von den Königen unnachſichtlich dazu angehalten.

Bei Unterſuchung von Gränzſtreitigkeiten des Grundes erſchienen die Zeugen oder Gränzſcheider nach altem Brauche mit bloßen Füßen und aufgelöſ'ten Gürteln, legten einen Klumpen Erde auf ihr Haupt und ſchwuren:

ſo wahr ſie von der Erde nicht verſchlungen werden wollten, gehöre das von ihnen abgeſchrittene und abgemarkte Gebiet zu der angefochtenen Beſitzung. Sollte der beſtrittene Beſitz liegender Gründe auf dem Wege des Rechts durchgeführt werden, ſo wurde vor der allgemeinen Verſammlung des Comitatsadels unter dem Vorſitze des Palatins oder des Judex curiae der Beſitztitel nach Maßgabe der ihn erweiſenden Urkunden geprüft, dann wegen der Gränzen die anſäßige Nachbarſchaft verhört, das Grundſtück abgeſchritten, und von Neuem abgemarkt, worauf das richterliche Erkenntniß, die königliche Beſtätigung und Niederlegung der Urkunde bei einem glaubwürdigen Orte, Kapitel oder Convente erfolgte. Kein Beſitz liegender Gründe war ſicher ohne feierliche, rechtskräftige Einſetzung (Statutio), welche an Ort und Stelle von einem königlichen Beamten, in Begleitung eines verordneten Zeugen aus dem nächſten Kapitel oder Convente, an Käufer, Erbnehmer, königliche Donatarien oder ihre gerichtlich bevollmächtigten Anwälte durch Abſchreitung, Abmarkung und Uebergabe des Grundſtückes geſchah. Die benachbarten Eigenthümer wurden zur Anmeldung ihrer möglichen und erweislichen Einſprüche eingeladen, und wenn dergleichen ſich hören ließen, mußte die Einſetzung unterbleiben, und den Parteien eine Tagſatzung zur Durchführung ihrer Rechte vor dem ordentlichen Gerichtshofe beſtimmt werden. Bei rechtlich anerkannter Giltigkeit ſolcher Einſprüche verloren ſelbſt königliche Schenkungen ihre Kraft; der Empfänger war durch Ludwig's Verordnung angewieſen, den Prozeß gegen ſeine Widerſacher ganz allein, ohne Berufung auf königliche Gnade oder Macht, durchzuführen; nicht einmal die gerichtliche Vollmacht dazu wurde von dem Könige vollzogen, deſſen Name in der ganzen Verhandlung der Sache gar nicht genannt werden durfte.

Wenn ein Grundeigenthümer auf ſeiner Beſitzung Gold-, Silber- oder andere Erzminen entdeckt hatte, ſo war der König berechtigt, dieſelben gegen vollgiltige Entſchädigung mit anderen Gütern für ſeine Kammer einzuziehen; ohne ſolchen geſetzlichen Tauſch blieb der Eigenthümer in dem ungeſtörten Beſitze der Minen, und entrichtete an den König nur den Zehenten (Urburas) von ihrem Ertrage. Seit den Zeiten des Königs Andreas II. waren edle Herren durch mehre königliche Erklärungen befugt, im Mangel männlicher Leibeserben ihre Güter an Kirchen, Klöſter oder an wen ſie wollten, zu veräußern oder zu vermachen. König Ludwig hob dieſe Befugniß auf, und ſetzte feſt, daß in Zukunft die Verlaſſenſchaft des erblos Hingeſchiedenen ſeinen

Brüdern, Vettern und Verwandten von Rechtswegen geradezu und ohne allen Widerſpruch anheim fallen müſſe.

Die Kumanen, als ſchon ſeit länger in Ungarn eingebürgert, erfuhren in ihrer ſtaatsbürgerlichen Stellung keine Veränderung. Nur jener Theil dieſes Volkes, welcher von ſeiner Gewandtheit im Pfeilſchießen Jaſzoner, und im Steinſchleudern Baleſtarier hieß, wie wir ſchon oben bei der Schilderung der Kriegsverfaſſung geſehen haben, wurde durch König Karl mit Beibehaltung ſeiner adelichen Vorzüge in häuslichen und bürgerlichen Angelegenheiten von der Geſammtheit der edlen Kumanen abgeſondert. Die Wohnſitze der Jaſzoner lagen diesſeits der Theiß, gegen Norden und Oſten von der Heveſer und äußern Szolnoker, gegen Süden und Weſten von der Peſther Geſpanſchaft im Umfange von achtzehn Quadratmeilen eingeſchloſſen, und eingetheilt in mehre Gerichtsſtühle, deren jedem eine Anzahl Szálláſe, (Herbergen) mit ihren Kapitanen, wie dieſe dem Woiwoden der Jaſzoner Geſammtheit, unterordnet waren. Belén-Szállás, jetzt Jáſzbereny, war der Hauptſtuhl, woſelbſt der Jaſzoner Woiwod ſaß. Auch Jáſz-Apáthi, Kiſſér, Négy-Szállás, Arok-Szállás am Czörſzer Walle, und Fénſzaru an der Zagyva, wo ſie der Kis-Aroker Wall durchſchneidet, waren damals ſchon wohlbeſetzte Stühle und Herbergen, in welchen die Jaſzoner, freie Eigenthümer ihrer Ländereien, durchaus eigenen freien Gerichtsſtandes und zollfreien Handels im Lande genoſſen. Ludwig beſtätigte die Freiheiten der Kumanen und Jaſzoner; der Erſteren Hauptſtühle waren Miſze (Majſa), Ketskemet, Kalbáß und Hallás.

Die Sachſen in Siebenbürgen waren jene Landſaſſen, welche durch ihre Verdienſte um ihr neues ungariſches Vaterland und königlichen Dank, in Begründung und Ausbildung ihres ſtaatsbürgerlichen Zuſtandes während jenes Zeitraumes am weiteſten vorgeſchritten waren. Der Mongolen Wuth hatte die ungariſchen Geſpanſchaften Siebenbürgens weit heftiger verheert, als die dortigen Gebiete der Sachſen, wo feſte Städte und Kirchen mit Ringmauern den Verderbern häufig Trotz boten. Es wurden daher von den edlen Herren an den Flüſſen Maros und Aranyos, beſonders in der Kükülläer Geſpanſchaft, aus den benachbarten ſächſiſchen Stühlen Ackersleute in großer Anzahl eingeladen, ſich bei ihnen niederzulaſſen, ihre wüſtliegenden Felder anzubauen, und dafür auch ſo viel Land, als ſie Luſt hätten und beſtreiten könnten, für ſich ſelbſt urbar zu machen. Auf dieſe Weiſe waren eine Menge

Sachsen auf adeligem Grund und Boden ansässig, Erbauer volkreicher deutschen Dörfer, in der Folge aber durch den Druck der Mächtigen Leibeigene geworden, so wie auch die auf dem Gebiete der sächsischen Gesammtheit Zurückgebliebenen durch die Willkür der Woiwoden öfter in ihrer Freiheit und in ihren Rechten bedroht wurden. König Karl machte diesen Uebelständen ein Ende, indem er den Sachsen (1317) feierlich den von Andreas II. verliehenen Freibrief bestätigte. Er nannte das Volk nicht mehr Gäste, sondern „Gesammtheit der Sachsen von Hermannstadt," und sie wurden seitdem gegen alle Bedrückungsversuche der Woiwoden kräftig geschützt, zu welchem Behufe König Ludwig den rechtserfahrenen Fünfkirchner Bischof Wilhelm unter dem Titel eines königl. Generalstatthalters einsetzte. — Den Kronstädtern, welche während der Kriegsdrangsale ihre Urkunden verloren hatten, bestätigte König Ludwig ebenfalls ihre alten Freiheiten, wofür sie jedoch, wenn er gegen Osten zu Felde zöge, insgesammt, jeder nach seinem Vermögen, beritten oder zu Fuße auf eigene Kosten ihm Heerfolge leisten, und wenn er in Person gegen Westen in's Feld rücke, fünfzig gerüstete und bewaffnete Reiter ihm stellen sollten. Später, als die Deutschen in Nösen über Kränkung ihrer alten Freiheiten, über Zwang bei jährlichen Wahlen ihrer Richter und Rathsmänner klagten, erhielten sie von Ludwig (1366) einen Freibrief, vermöge dessen künftig Nichts mehr sie hindern sollte, ihre Richter und Geschworenen jährlich aus ihrer Mitte zu wählen. Gleiche Freiheit sollten die Dorfgemeinden, jedoch mit Beistimmung des Nösener Richters und Rathes, in der Wahl ihrer Vögte und Herren genießen. Mehre siebenbürgische Städte erfuhren die Gnade des Königs. Die Bürger von Zalathna (Kleinschlatten) erhielten die Freiheiten der übrigen Bergstädte; Kronstadt gewann die Marktgerechtigkeit und wurde später (1377) für die Anhänglichkeit und den Fleiß seiner Bewohner zum Haupte des ganzen Burzenlandes erhoben. Eben so verlieh Ludwig den Hermannstädtern, die durch Erbauung der Burg Landskron neuerdings seine Zufriedenheit erworben, das neue Siegel, drei Schilder unter offener Krone, mit der Umschrift: Sigillum Cibiniensis Provinciae ad retinendam Coronam. Im Jahre 1376 wurde auf königlichen Befehl durch die Vertreter der sieben Stühle der sächsischen Gesammtheit den dortigen Handwerkszünften eine bessere Einrichtung gegeben, und als drei Jahre später in den Gemeinden der Siebenbürger Sachsen Zwiespalt ausgebrochen war, verordnete Ludwig zur Wiederherstellung und Befestigung der Einigkeit, daß

Richter, Aelteste, Geschworene, Zunftmeister mit einem Theile des gemeinen Volkes unverzüglich nach ihrer alten Gewohnheit auf freiem Felde zu einem Landtage sich versammeln, vor den königlichen Stellvertretern aus dem Mittel der Prälaten und Baronen ihre älteren und neueren Freibriefe und Handvesten beibringen und vorlesen, dann durch ihre Abgeordneten Bericht über den Inhalt sämmtlicher Urkunden an ihn erstatten sollten, wogegen er ihnen versprach, alles ihren alten Vorrechten und Freiheiten Widerstreitende nach Möglichkeit zu entfernen, und zu ihren Gunsten einzurichten.

Nicht minder hatten durch Anhänglichkeit, Treue und muthigen Beistand wider den aufrührischen Grafen Matthäus von Trencsin die Deutschen von der Gesammtheit der vier und zwanzig königlichen Ortschaften im Zipserlande sich die Gnade des Königs Karl erworben. Daher bestätigte ihnen Derselbe die von seinen Vorfahren verliehenen Rechte. Zwar wurde, in Folge ihrer vermehrten Bevölkerung und ihres vergrößerten Wohlstandes, ihr jährlicher Zins von drei hundert auf vier hundert Mark erhöht; dafür aber wurden sie von allen anderen Abgaben und Lasten, selbst von des Königs Bewirthung und von der Pflicht zur Heerfolge in und aus dem Lande befreit; nur das Zipserland und dessen Gränzen sollten sie schützen und vertheidigen. In keinem Rechtshandel durften sie aus ihrem Gebiete vor des Königs Gerichtshof gefordert werden; der Obergespan oder sein Stellvertreter, und der Graf der Zipser Burg waren angewiesen, in Gemeinschaft mit dem Grafen der deutschen Gesammtheit zu Leutschau in allerlei Sachen nach ihres Landes Freithum und ihrer alten Gewohnheit Recht zu sprechen. Von den Gerichtsgebühren und Geldbußen waren zwei Drittel dem Obergespan, eines dem Landgrafen und den deutschen Beisitzern zuerkannt. Um ihnen ihr Grundeigenthum gehörig zu sichern, bestimmte der König ausdrücklich sämmtliche Städte, Marktflecken, Dörfer, Vorwerke und Meierhöfe, welche ihnen eigenthümlich zugehören sollten. Es waren: Die Hauptstadt Leutschau mit ihren Vorwerken und Höfen, Käsmark, Rißdorf, Eisdorf, Mathsdorf, Felk, Michelsdorf, Mühlenbach, Deutschendorf, Leibitz, Durlsdorf, Bela, Menhardsdorf, Georgenberg, Schlagendorf, Donnersmark, Kabsdorf, Odorin, Kirchdorf, Sperndorf, St. Kirn, Wallendorf, Eulenbach und Neudorf mit seinen Meierhöfen und Bergwerken. In mehren streitigen Fällen und so oft die Rechte der Zipser Gesammtheit auf irgend eine Weise angetastet wurden, unterließ der König nicht, ihre Freiheiten zu bestätigen, näher zu bestimmen,

und vor deren Verletzung zu verwahren. Mit königlicher Genehmigung versammelten sich endlich (1370) die Richter, Geschworenen und Aeltesten der Zipser Gesammtheit, um die ihnen seit Stiftung der Provinz überlieferten Gebräuche und Satzungen ihrer Väter zu einer schriftlichen und bleibenden „Willkür der Sachsen in der Zips" zu sammeln, damit hinfort einem Jeden unter ihnen gleiches Recht widerfahren könne. In drei und neunzig Abschnitten bestimmt die Willkür, was die Gesammtheit in ehelichen, älterlichen und kindlichen Verhältnissen, bei letztwilligen Verfügungen und Theilungen des Vermögens, in Bürgschaften, Schuld- und Geldsachen, Gewerb und Handel, Maß und Gewicht, Zeugnissen und Eiden, Herr- und Dienerschaft, in Verbrechen gegen öffentliche Sicherheit und Eigenthum, bei Klagen, gerichtlichen Zweikämpfen, richterlichen Gebühren und Geldbußen, für Recht erkannt hatte. Als Grundlage des ganzen „Leutschauer Rechtsbuches" — denn auch diesen Titel führte die Willkür — stand oben an der Zipser Sachsen Recht durch königliche Gnade von Anbeginn: daß Niemand befugt wäre, in irgend einer Sache sie vor Hof zu laden, sondern Jeder Recht wider sie suchen müßte vor des Königs Grafen, Burgherrn in der Zips, vor dem Landgrafen, den Richtern und Aeltesten, welche zu den Rechten geschworen hätten, Jedermann sonstiges Recht zu thun, ohne Gefährde nach ihrem Landrechte, welches ihnen überliefert wäre von der Zeit, als der Zipser Bund gestiftet worden, und womit ihn die Könige von Alters her bis auf den heutigen Tag begnadigt hätten. Ueber die Wahl des Landgrafen war verordnet, daß derselbe zu festgesetzter Zeit sein Amt in dem Rathe niederlegen und abtreten solle. Wollte er dennoch in dem Rathe bleiben, so verlor er für immer die Wahlfähigkeit. Die hundert vier und zwanzig Richter sollten in dem Versammlungsorte das Grafenamt in Ruhe und Frieden vergeben, bei drei Mark Buße unbewaffnet erscheinen, nicht mit einander raufen, oder sich bei den Kleidern reißen (dergleichen mochte also doch zu Zeiten vorkommen), und auf wen die Mehrheit der Stimmen fiele, der sollte Landgraf seyn.

Ohne Beziehung zu den vier und zwanzig königlichen Städten, doch unter ähnlichen Freiheiten des eigenthümlichen Gerichtsstandes, trieben in den vom Könige angelegten und begünstigten Zipser Marktflecken Gölnitz, Schmölnitz, Wagendrüssel und Stilbach sächsische Pflanzbürger den Bergbau, nicht ohne mancherlei Anfechtungen an ihrem Recht und Eigenthum von Seite ungarischer Prälaten und Herren. Den Schmölnitzern ließ König Karl (1332)

ein Gebiet von zwei Meilen im Umfange abmarken und zu bleibendem Besitze übergeben. Wer dagegen Einspruch machen wollte, war von den königlichen Abgeordneten angewiesen, seine Rechte auf das vergabte Land zu angeordneter Tagsatzung vor dem Könige zu erweisen, und zum Ersatze nach Beschaffenheit seiner Rechtsansprüche Verleihung besserer oder gleicher Ländereien in anderen Gegenden zu erwarten. Auch Schwedler und Einsiedel zog Karl ein, vergab sie an jene deutschen Gäste zu Gölnitz und Schmölnitz, und versprach, die adelichen Besitzer gesetzlicher Weise anderswo mit Gütern zu entschädigen. — Wenn ungarische Edelleute ebenfalls ihre weitläufigen Herrschaften zerstückeln, und besserer Einkünfte wegen an deutsche Gäste veräußern wollten, so bedingten sich Letztere stets vorzugsweise Zusicherung der Freiheiten und Rechte nach Weise der Zipser Sachsen. Unter gleichen Zugeständnissen ließ sich z. B. Konrad, Sohn des Schlagendorfer Schultheißen Hermann, von dem Zipser Burgherrn, Meister Thomas von Sempse, einen großen Wald bei Schlagendorf zum Anbau eines Dorfes verleihen. Hiemit erhielt er zugleich zwei freie Ackerhufen, und sowohl für sich als seine Erben die Schultheißerei-Gerechtigkeit über die Pflanzbürger. In Rechtssachen über Besitz und Eigenthum erkannte er ganz allein, Gebühren und Geldbußen blieben ungetheilt ihm; nur über Räuber, Mörder und Todtschläger sprach er mit des Meisters Thomas Beamten gemeinschaftlich Recht, und von den Gebühren gehörten zwei Drittel dem Meister Thomas, Eines dem Schultheißen. Mühlen an dem Rohrbache konnte er auf eigene Kosten anlegen so viel er wollte, und sie durch zwölf Jahre ohne alle Abgabe benutzen; aber nach Ablauf derselben fiel die eine Hälfte derselben mit allen Nutzungen dem Edelmanne, die andere dem Konrad und seinen Erben zu. Die daselbst sich anbauenden Pflanzbürger waren durch zwölf Jahre von allen Abgaben und Leistungen frei; nach dieser Zeit aber hatten sie jährlich am St. Martinstage für eine ganze Hufe an Meister Thomas einen Ferting als Grundzins zu entrichten, wovon ein Sechstel dem Schultheißen und dessen Erben zufloß. Anstatt der Bewirthung des Herrn mußten sie jährlich zu Maria Geburt eine Tonne Bier und ein Schwein, an Werth einem Ferting gleich, Namens der Dorfgemeinde, einen Kübel Hafer, zwei Kuchen und ein Huhn für jegliches Joch (Laneus) Acker liefern. Dafür hatten sie unbedingtes Recht, im Dorfe eine Kirche zu bauen, ihren Pfarrer sich zu wählen, und freie Zehenten ihm zu reichen, in Gewässern zu fischen, im Forste auf die

Jagd ziehen, Bräuerei, Bäckerei und Schank zu treiben, außer den Mühlen ihre Gebäude und Grundſtücke zu veräußern, wenn ſie wegziehen wollten; auch bei fehlenden Leibeserben und Verwandten, zu welchen Gunſten ſie immer wollten, letztwillig zu verfügen, wenn ſie blieben. So war der Urſprung von Klein-Schlagendorf; unter ähnlichen Rechten und Pflichten entſtand auch die deutſche Pflanzung Kunchdorf (Helczmanocz); welche der Groß-Schlagendorfer Schultheiß Kunchmann auf dem Gebiete des Meiſter Thomas im Thale längs dem Gölnitzer Bache gründete. Viele andere Orte wurden unter ähnlichen Verhältniſſen angelegt, oder zu größerer Blüte gebracht.

In der Gömörer Geſpanſchaft waren damals Corono-Banya am Fuße des Szineczer Berges, Berzéthe bei Roſenau im Thale, Bettler auf einem Hügel des Ochſenberges, Cſetnek und Ochtina mit reichem Eiſenerze von dem Hradeker Berge, Jelſchau und Pelſócz in der Nähe ergiebiger Marmorbrüche, wohlhabende und bevölkerte Marktflecken, von betriebſamen Deutſchen bewohnt, welche ſich mit Bergbau auf Gold und Eiſen beſchäftigten, und für ihren Fleiß erſprießlichen Lohn fanden. König Karl verlieh ihnen (1326) dieſelben Freiheiten, welche Bela IV. der deutſchen Geſammtheit von Karpfen geſchenkt hatte; den Marktflecken Cſetnek und Pelſócz auch das Recht, über Verbrecher ihres Gebietes die Todesſtrafe zu verhängen.

Die Aufnahme des aus ruthenischem Geſchlechte ſtammenden Herzogs Wladislaw von Oppeln und des lithauiſchen Fürſten Theodor Koriatowitſch und ihres zahlreichen Gefolges in Ungarn bewirkte, daß auch die ruthenischen Colonien im nordöſtlichen Ungarn anſehnlich vermehrt wurden. Ihre vorzüglichſten Wohnſitze waren in den Thälern des Bezkéder Gebirges, in der Unghvárer und Zempliner Geſpanſchaft. Nicht ſo frei, wie die deutſchen Gäſte, von dieſen durch kirchliche Gebräuche und Sitten unterſchieden, auch an Fleiß und Geſchicklichkeit ihnen nachſtehend, hatten ſie dennoch ihren eigenen Gerichtsſtand unter freigewählten Richtern aus ihrer Mitte, welche von den Gränzen (Kranjnya), zu deren Bewachung ſie angewieſen waren, Krajnik genannt wurden. Ihre zinsfreien Beſitzungen, beſonders Mühlen, hießen Schultheißereien (Scultetiales); dafür leiſteten ſie den Grundherren Meierdienſte, und vollzogen die gerichtlichen Aufträge der Comitatsbeamten.

Unter den beiden anjouiſchen Königen Karl und Ludwig waren auch viele Italiener eingewandert, die jedoch ihrer nationalen Gewohnheit folg-

ten, weniger dem Bodenbau, wie die Deutschen, sondern mehr dem Handel nachhingen. Mehre ihrer Häupter genossen zu Gran volles Bürgerrecht, und ihre Gesammtheit beglaubigte rechtliche Urkunden durch ihr eigenes Siegel mit der Umschrift auf der einen Seite: Sigillum Latinorum civitatis Strigoniensis, auf der andern: Secretum Latinorum civitatis Strigoniensis.

Die Juden, jetzt zwar nicht mehr Kammer-, Salz- und Münzgrafen, wie ehedem, doch durch Bela's IV. Freibrief noch immer hinlänglich begünstigt, mochten theils durch Wucher, theils durch ihr beharrliches Widerstreben gegen christliches Kirchenwesen, Ludwig's Ungnade sich zugezogen haben. Als daher viele Versuche ihrer Bekehrung gescheitert waren, verbannte er sie in großen Haufen mit unerbittlicher Strenge aus dem Reiche. Sie fanden um so günstigere Aufnahme in Polen bei dem Könige Kasimir, dessen Liebesverhältnisse mit der schönen Jüdin Esther ihn doppelt gnädig für dieses Volk stimmten.

Die von dem letztgenannten Könige nach Galizien eingeladenen, und bei Przeworsk, Przemysl, Sanok, Jaroslaw angesiedelten deutschen Pflanzbürger genossen gleiche Freiheiten mit den Zipser Deutschen. Die Bürgerschaft Lembergs hatte von Kasimir die Befugniß erhalten, ihren eigenen Vorsteher unter dem Titel Schirmvogt aus ihrem Mittel zu wählen, und in allen Angelegenheiten nur vor ihm zu rechten. Durch des Königs Verleihung besaß sie siebzig Hufen Land als Grundeigenthum, wovon zehn, von Abgaben frei, zur Gemeinweide bestimmt waren; für jede der übrigen wurden jährlich vier und zwanzig russische Groschen an die königliche Kammer entrichtet. Ausschließender Schank des Weines, Methes, Bieres und Getreidebranntweines sicherte ihr die Kosten der Stadtverwaltung; im Umkreise einer Meile um die Stadt war Anlegung einer Schänke, außer der Lemberger Bürgerschaft, Jedermann verboten. Die Kunst, aus Korn Branntwein zu brennen, war in Polen, Ungarn und Galizien zuerst von Juden gelehrt und getrieben worden. Zu Beförderung des Handels war den Armeniern, Russen, Juden und Tataren freier Aufenthalt und Ansässigkeit in der Stadt gewährt, ja ihnen sogar, je nachdem ihr Vortheil es erheischte, gestattet, entweder nach russischer oder nach neuer Magdeburgischer Weise Recht zu nehmen; doch mußte ihren gerichtlichen Verhandlungen jederzeit der Schirmvogt der Stadt beiwohnen. Galizien hatte seinen eigenen Kanzler, und die Lemberger

Landschaft leistete dem Könige Heerfolge, gleich der Krakauer und Sandomirer unter eigenem Banner, dessen Zeichen ein aus einer Krone hervor springender Löwe war. Nachdem jedoch Ludwig, als König von Polen, in Folge früherer Verträge Galizien dem ungarischen Reiche einverleibt und ungarische Baronen zu Verwaltern dieser Provinz eingesetzt hatte, wurden alle jene Verhältnisse gänzlich umgestaltet.

Der Adel Slavoniens, Kroatiens und Dalmatiens war durch König Ludwig's Verfügung im Allgemeinen dem Adel Ungarns völlig gleichgestellt, daher wie dieser von künftiger Entrichtung der Marderſteuer losgezählt, wenn er das jährliche Schlagschatzgeld entrichten wollte. Den edlen Herren des Turopolyer Feldes bei Kroatien bestätigten Karl und Ludwig die besonderen Freiheiten, welche sie von Bela IV. erhalten hatten. Ihre Gesammtheit verwaltete ein Landgraf (Comes terrestris) aus ihrem Mittel mit zwölf Beisitzern, deren einer zum Untergrafen, der andere zum Notar, ein dritter zum Rentmeister bestellt war, und jährlich in allgemeiner Landesversammlung zu Ober-Lukawecz gewählt wurden. Die Gesammtheit vertraten vier und zwanzig Vicebeisitzer, und die Richter von den zwei und zwanzig Ortschaften dieses Gebietes. Die Bürgergemeinden der königlichen Freistädte hatten mit den ungarischen gleiche Vorrechte. Die Stadt Zengh, durch Handel und den Muth ihrer Bürger berühmt, wurde von Ludwig zur Hauptmannschaft erhoben, und die Statthalter der drei Provinzen rechneten sich den Titel, Capitän von Zengh, zur Ehre an. Fiume, welches durch den Friedensschluß mit Venedig (1358) ebenfalls zu dem ungarischen Reiche gehörte, genoß mit den übrigen königlichen Freistädten gleiche Rechte und Vortheile; die übrigen Städte Dalmatiens behaupteten nach dem Frieden noch auf kurze Zeit ihre Freiheiten und ihre Municipalverfassung. Aber gar bald traten sie, als die Provinz inniger mit dem ungarischen Reiche verknüpft wurde, aus dieser Selbständigkeit heraus, ohne Rücksicht auf ihre Freibriefe, die mehr und mehr außer Anwendung kamen. Die Freiheit der Bürgergemeinden, ihre Grafen zu wählen, erlitt Beschränkung; Vorrechte, welche die königliche Gewalt beeinträchtigen konnten, wurden aufgehoben, der Salzhandel und die Zölle des dreißigsten Pfennigs, bisher den Landeigenthümern und Stadtgemeinden gehörig, zu des Königs Einkünften geschlagen, die genaue Verwaltung derselben zwei Kammern übertragen. Die Gerichtsverfassung der Städte im ersten Rechtsstande ließ man im Ganzen unangefochten; aber die

Berufung von ſeinen Ausſprüchen an den König durfte nicht mehr zurück gewieſen werden; dieſer erlaubte hernach den Parteien, ihre Streitſachen vor die Gerichtshöfe zu Padua, Bologna und Perugia zu bringen, und, ohne Rückſicht auf dalmatiſche Stadtordnungen, nach dem römiſchen Rechte entſcheiden zu laſſen. Nicht ſelten wurden einzelne Bürger aller Gerichtsbarkeit des Magiſtrates entnommen, und von dieſem Verwieſene durch königlichen Machtſpruch in ihre Gewerbe eingeſetzt und in ihrer Anſäſſigkeit geſchützt.

Raguſa, das ſein Stadtgebiet durch Ankauf der Halbinſel Punta mit dem Hafen und der feſten Stadt Stagno von dem Ban von Bosnien erweitert hatte, ſchloß, der venetianiſchen Oberherrſchaft müde, (1357) mit Ludwig einen Vertrag, nach welchem es künftig gegen ein jährliches Schutzgeld von fünf hundert Ducaten unter der Hoheit der ungariſchen Krone ſtehen, doch von ungariſcher Beſatzung und ungariſchen Grafen befreit bleiben, und in dem ganzen Reiche unbeſchränkte Handelsfreiheit genießen ſollte; aus Vorſicht lehnte es die zur Sicherung ſeines Handels angebotene ungariſche Flagge ab. Raguſa's Verfaſſung blieb unter der ungariſchen Herrſchaft größtentheils unverändert; nur das Rectorat wechſelte und wurde in ſeinen Befugniſſen von dem großen Rathe mehr eingeſchränkt. Die von dem Senate beſoldete Beſatzung beſtand meiſt aus ungariſchen und bosniſchen Söldnern unter raguſaniſchen Befehlshabern. Im zweiten Jahre der ungariſchen Herrſchaft (1358) wurde für Raguſa ein neues Buch, grün gebunden, und darum das „grüne Buch" genannt, eröffnet, zur Eintragung künftiger Rathsbeſchlüſſe und Geſetze, unter welchen das denkwürdigſte war, daß kein einzelner Patrizier oder Bürger für ſich, ſondern nur die Republik im Ganzen, Ländereien von Fremden erwerben dürfe.

Die ernſten Kämpfe der Zeit und ſteigender Luxus in anderen Dingen hatten theils den Sinn, theils die Mittel für koſtſpieligere geiſtliche Stiftungen geſchmälert; darum war in dieſem Zeitraume der Zuwachs an Benediktiner-, Prämonſtratenſer- und Ciſterzienſer-Abteien, weil dieſelben eine beträchtliche Ausſteuer an Ländereien erforderten, verhältnißmäßig nicht groß. Im Zipſerlande ſtifteten (1314) Eberlaw von Georgenberg, Graf zu Stupany, und Mainhard, Pfarrer von Sionsdorf, zwiſchen Groß-Schlagendorf und Stollen, die Benediktinerabtei zur heiligen Jungfrau von Stohla. Unter den Prämonſtratenſer-Abteien ragten hervor: die Propſteien St. Stephan auf dem Großwardeiner Vorgebirge, und die zum heiligen Kreuze auf dem

Leleszer Felde. Der Ciſterzienſerorden, von den anjouiſchen Königen beſonders geachtet, weil die Mitglieder desſelben während der Thronkämpfe Partei für Karl Robert ergriffen, und ihm in der Belefontaner-Abtei im Weßprimer Sprengel durch mehre Jahre Zuflucht gewährt hatten, wurde (1303) bereichert mit der Abtei der heiligen Dreieinigkeit bei Siklós in der Baranyer Geſpanſchaft, bisher ein Sitz von Benediktinermönchen, welche aber, weil ſie in Andacht und Sitte nachgelaſſen, durch den Erben der Stifter, den Grafen Peter von Siklós, weggewieſen und durch Ciſterzienſer aus der Abtei zum heiligen Kreuz erſetzt wurden. Neben ihrer geiſtlichen Beſtimmung, ja häufig wohl auch auf Koſten derſelben, nahmen auch weltliche Angelegenheiten mancher Art die Thätigkeit dieſer Orden in Anſpruch. Sie dienten dem Staate als Archivare in Aufbewahrung der Rechts-, Comitats- und Familienurkunden; als beglaubigende Notäre bei Ausſtellung gerichtlicher Vollmachten, bei Auslieferung rechtskräftiger Documente, bei Schließung und Eintragung von allerlei Kauf-, Tauſch- und Schenkungsverträgen, bei Aufnahme anzubringender Einreden, als Zeugen bei Ausmeſſung und Abmarkung vergabter oder ſtreitiger Ländereien.

Von Eingriffen in weltliche Fragen ausgeſchloſſen, beſonders nachdem Ludwig den kleineren Conventen die Befugniß, glaubwürdige Urkunden auszuſtellen, und ihren Siegeln die Rechtskräftigkeit entzogen hatte, mithin mehr auf ihre kirchlichen Zwecke beſchränkt, blieben die Bettelorden der Franciskaner und Dominikaner, deren Gemeinden mit geringeren Koſten zu gründen waren, und daher während dieſes Zeitraumes beträchtlich vermehrt wurden. König Karl erbaute (1325) zu Ehren ſeines durch Papſt Johann XXII. heilig geſprochenen Oheims, des Biſchofs Ludwig von Toulouſe, Sohnes der ungariſchen Maria, Königin von Neapel, den Franciskanern Kloſter und Kirche bei der feſten Burg Lippa, am linken Márosufer in der Temeſer Geſpanſchaft. Die Königin Eliſabeth verpflanzte dieſe Ordensmänner nach Arad, nach Szathmár-Némethi, nach Száz-Város, nach Verőcze und nach Bereghszász. Zu Nösen erbaute der ſiebenbürgiſche Biſchof Andreas den Franciskanern eine Kirche ſammt Zellen. Von dem Biſchofe Nikolaus wurden ſie in die ihm gehörige Stadt Neutra, von dem Graner Erzbiſchofe Stephan Csánady nach Thelegd, von dem Raaber Biſchof Coloman, Karl's natürlichem Sohne, zu Stein am Anger eingeführt. Johannes Chuz ſtiftete ihnen das Kloſter zu Ludberg; der Zipſer Graf und königliche Truchſeß, Niklas

von Perén, das Kloſter Szent-Kereſzt in der Sároſer Geſpanſchaft; die Edlen von Berényi das Kloſter zu Kaſchau; die Familie von Cſerody das Kloſter zu Fünfkirchen.

Die Wilhelmiten und der Einſiedlerorden des heiligen Auguſtinus hatten ſchon unter Bela's IV. Regierung Aufnahme in Ungarn gefunden; jene hatten zu Körmend in der Eiſenburger Geſpanſchaft ein vom Palatin Dionyſius von Oklitſch geſtiftetes Priorat; dieſe waren anſäßig zu Dées in Siebenbürgen, zu Sáros, zu Bartfeld, zu Kirchdorf im Zipſerlande, und zu Chrabko; hatten aber bei ihrer Ausbreitung heftige Anfechtungen von Seite der Dominikaner und Franciskaner zu beſtehen. Auch die größere Verbreitung der Carmeliten ſtieß auf Hinderniſſe, und von ihrem einzigen Kloſter zu Ofen aus vermochten ſie nur noch in Fünfkirchen ſich einen Sitz zu gründen. Der Fleiß der königlichen Pfarrer im Zipſerlande ſetzte die Karthauſe des heiligen Johann auf dem Zufluchtsfelſen (Lapis refugii) in bewohnbaren Zuſtand. Die (1307) dort einziehenden Karthäuſer blieben anfänglich auf den Umfang ihres Felſenberges beſchränkt, bis König Karl ihnen ſo viel Land ſchenkte, als ſie mit drei Pfeilſchüſſen erreichen konnten, und fromme Schenkungen ſpäter die Einkünfte des Ordens bis zum Ueberfluſſe ſteigerten. Zwölf Jahre ſpäter (1319) entſtand durch Stiftung des Meiſters Kakaſz eine zweite, dem heil. Abte Antonius geweihte Karthauſe am Dunajetz; eine dritte endlich durch König Ludwig bei Leweld im Bakonyer Walde. Dem ungariſchen Eremitenorden des h. Paulus, erſten Einſiedlers, erwirkte König Karl (1328) die päpſtliche Beſtätigung. Ludwig, welcher dieſen vaterländiſchen Orden vorzugsweiſe begünſtigte, erbaute demſelben zwei ſchöne Eremitorien, das eine in der Nähe ſeines Hoflagers auf Wiſſegrád in dem Thale bei Noſztre, zwiſchen den Pilſener Bergen in der Groß-Honter Geſpanſchaft (1352), das zweite zu Mariathal bei Preßburg (1377). Des Königs Beiſpiel veranlaßte auch Andere, den frommen Orden zu begünſtigen, und ſo entſtanden im Laufe dieſes Zeitraumes noch achtzehn Eremitorien in Ungarn, von denen das letzte, St. Lorenz, auf dem Berge bei Ofen, durch den König Ludwig mit dem Leichname des heiligen Paulus (1381), den er im Friedensſchluſſe ſich von den Venetern bedingt hatte, beſchenkt wurde. Seitdem vertauſchte der Orden die ſchwarze Farbe des Kleides mit der weißen, und nur der ſchwarze Mantel wurde beibehalten. Der Templerorden, deſſen Hauptſitz für Ungarn zu Vrana in Dalmatien war, erlitt hier nicht jene

grauſamen Verfolgungen, mit welchen er, ſeit ſeiner kirchlichen Ungnade, in anderen Ländern heimgeſucht wurde. Ludwig willigte war in die Aufhebung dieſes Ordens, doch ohne Unterſuchung oder Kränkung über die einzelnen Ritter zu verhängen. Ihre Häuſer und Güter wurden, nach Vorſchrift der päpſtlichen Auflöſungsbulle, zum Theil an Klöſter, die wenigſten an die St. Johannes-Ritter verliehen.

Das Wahlrecht zu Bisthümern und Propſteien übten, obſchon unter manchem Einwurfe von Seite der Päpſte, wie bisweilen auch der Könige, in der Regel noch immer die Domkapitel aus. So lange König Karl ſich der Cleriſei zu Befeſtigung ſeiner Herrſchaft benöthigt wußte, geſtattete er ſich hierin keine Eingriffe; ſeitdem aber ſein Thron geſichert war, ließ er auch in kirchlichen Dingen ſeine Majeſtätsrechte fühlen. So ließ er z. B. bisweilen erledigte Bisthümer länger, als ihm nach kanoniſchem Rechte geſtattet war, unbeſetzt, um mit ihren Einkünften ſeine Kammer zu bereichern; noch häufiger vergab er ſie ſchon lange vor ihrer Erledigung, und es pflegten, ſtatt kanoniſcher Wahlen, königliche Befehle zu entſcheiden. Die Klagen, welche dieſerhalb einige ungariſche Kirchenfürſten an den Papſt Benedikt XII. richteten, hatten keinen Erfolg. König Ludwig, gemäßigter, als ſein Vater, ließ in Ungarn die Wahlbefugniß der Kapitel unangetaſtet, behauptete aber dafür in Polen das königliche Patronatrecht bisweilen mit Strenge.

In der Walachei, in der Moldau und in Galizien, Provinzen des ungariſchen Reiches, entſtanden in dieſem Zeitraume neue Bisthümer. Der walachiſche Woiwode Wlaiko, obgleich zum griechiſchen Kirchenweſen ſich bekennend, bewilligte, aus Rückſicht und Furcht vor Ludwig, den Franciskanern Niederlaſſung in ſeinem Lande, und die Stadt Milkow zum Wohnſitze eines lateiniſchen Biſchofs. Die ſpäteren Biſchöfe hatten ihren Sitz bald in Ardſchiſch (Argis), bald in Milkow, und waren Vicarien des Graner Erzbiſchofs. Theils ebenfalls aus Furcht vor Ludwig, theils auf eine erleichterte Scheidung von ſeiner Gemahlin hoffend, trat der walachiſche Woiwode Laczko in der Moldau, Wlaiko's Nachbar, zur römiſchen Kirche über, und ließ durch den Papſt einen lateiniſchen Biſchof von der Kathedralkirche des heil. Täufers Johannes zu Sereth einſetzen (1370), von wo ſpäterhin der Biſchofsſitz nach Bakow verlegt wurde.

In Polen, wie in Rothrußland, nachdem ihm letzteres von Ludwig überlaſſen worden, ſtrebte Kaſimir das griechiſche Kirchenweſen einzuſchränken,

und das römiſche zu heben. Doch ein lateiniſches Bisthum zu gründen, gelang ihm nur in Lemberg, wo auf ſeinen Betrieb der Gneſener Erzbiſchof die Einſetzung der Metropolitankirche vollzog, und den erſten Erzbiſchof von Lemberg weihte (1361). Sechs Jahre darauf wurde dieſe Stadt auch dem armeniſchen Biſchofe zum Mittelpunkte ſeines Kirchenweſens in Galizien angewieſen. Nachdem Ludwig, als König von Polen, Galizien dem ungariſchen Reiche einverleibt hatte, war er bedacht, auch die kirchlichen Verhältniſſe dieſer Provinzen von Polen gänzlich abzuſondern. Er verlangte daher von dem Papſte Gregor XI. (1376) die Befugniß, zu Halicz ein Erzbisthum, und trotz der Einreden des Biſchofs von Leubus, zu deſſen Sprengel Rothrußland gehörte, zu Wladimir, Przemisl und Kaminiek die von Kaſimir nicht zu Stande gebrachten Bisthümer zu errichten, und dieſelben dem Haliczer Metropolitan zu unterordnen. Der Papſt willigte freudig ein, und vollzog die Weihen. Die Metropolitankirchen von Lemberg und Halicz wurden nachmals (1414) zu Einer vereinigt. Die Kirche des ungariſchen Reiches, Dalmatien und Bosnien mit eingeſchloſſen, wurde während dieſes Zeitraumes von dreißig Erzbiſchöfen und hundert acht Biſchöfen verwaltet.

Zu nahe an Ungarns Gränzen klaffte der Riß der großen Kirchenſpaltung, als daß ſie nicht auch in dieſem Reiche mächtige Einflüſſe geübt haben ſollte. Das griechiſche Kirchenweſen war durch das ungariſche Bulgarien, Nieder-Serbien, Bosnien, durch Ungarn diesſeits und jenſeits der Theiß, durch Siebenbürgen, durch das Zewriner Banat, durch die Moldau und Walachei, durch Galizien und Polen, theils vorlängſt von eingewanderten Ruſſen, theils in ſpäterer Zeit von aufgenommenen Walachen, Bulgaren und Lithauern in großer Anzahl verbreitet, wiewohl es im ganzen ungariſchen Reiche noch nirgends einen eigenen Biſchof beſaß. Die lateiniſchen Biſchöfe hatten dafür zu ſorgen, daß den Genoſſen der griechiſchen Kirche von rechtgläubigen Prieſtern derſelben in ihrer Sprache und nach ihren Gebräuchen die Sacramente ausgeſpendet würden. Weil ſie aber ſolche Prieſter aus den benachbarten, von der römiſchen Kirche getrennten Provinzen berufen mußten, ſo kam es häufig vor, daß, ungeachtet aller Wachſamkeit der ungariſchen Biſchöfe, geheime Schismatiker ſich einſchlichen und die kirchliche Spaltung im ungariſchen Reiche bald im Verborgenen unterhielten, bald offen ſich dazu bekannten, beſonders wenn ſie vor biſchöfliche Synoden gefordert, oder ihre Gemeinden zur Entrichtung der vorenthaltenen Zehenten an

Biſchöfe und Klöſter ſtrenger angehalten wurden. Ludwig gebot den Abtrünnigen Vereinigung, und ließ kein Mittel, ſelbſt der Gewalt, unverſucht, ſie zu bewirken. So wurden die zahlreichen Gemeinden der Slaven in dem Lippaer Bezirke gezwungen, ihre ſchismatiſchen Popen zu verlaſſen, und von griechiſch-unirten Prieſtern Seelenpflege anzunehmen. Als ſie gleichwohl nach einiger Zeit zur Spaltung zurück kehrten, ließ Ludwig in den Geſpanſchaften von Kraſſowa und Kevi ſämmtliche Prieſter der griechiſch-gläubigen Slaven aufgreifen, dem Obergeſpane zur Unterſuchung übergeben, und Diejenigen, welche dem Lehrbegriffe der römiſchen Kirche zuwider gelehrt hatten, aus dem Reiche verbannen (1366). Der bisher fühlbare Mangel an griechiſch-unirten Pfarrern ward zum Theil gehoben, als der eingewanderte lithauiſche Fürſt Theodor Koriatowitſch auf dem Eſerneker Berge bei Munkács, zu Ehren des heiligen Nikolaus, ein griechiſch-unirtes Kloſter ſtiftete, und es mit Ordensmännern nach der Regel des heiligen Baſilius beſetzte. Dieſer Orden verbreitete ſich in kurzer Zeit durch die Marmaroſer und Zempliner Geſpanſchaften; dort hatte er zu Körtvélyes am rechten Ufer der Theiß, zu Uglya im Thale und bei Berezna am rechten Ufer der Nagyágy; hier auf dem Berge Sinai bei Szinna und in dem Walde zwiſchen Kraßnibród und in Eſebin Klöſter, in welchen Mönche zu Pfarrern, und junge Männer, wenn ſie ihrer Kirche nur als verehelichte Prieſter dienen wollten, zu Popen erzogen und unterrichtet wurden. Die Weihen empfingen ſie in Galizien von dem griechiſch-unirten Biſchofe zu Przemyſl, welcher dem gleichfalls unirten Kiewer Metropoliten mit den übrigen unirten Biſchöfen von Halicz, Wladimir, Lutzk, Turow, Chelm und Smolensk in Roth- und Kleinrußland unterordnet war. Nur der Haliczer hatte ſich gegen das Ende des vorigen Zeitraumes dieſer Unterordnung entzogen, und für ſeine Anhänglichkeit an die griechiſche Spaltung von dem Konſtantinopler Patriarchen unter deſſen Obergewalt die Vorrechte eines Metropoliten erhalten.

Mehre günſtige Umſtände wirkten zuſammen, um in dieſer Zeit den Werth des Grundeigenthums zu erhöhen, die Aufmerkſamkeit und Achtung dafür zu ſteigern und zugleich demſelben eine immer größere Menge thätiger Hände zuzuwenden. Durch Abnahme der Leibeigenſchaft, Vermehrung der Städte, häufige, aber kleinere Vergabungen der Könige, und ſteigenden Zuwachs neuer, theils freier, theils adeliger Familien, wurde das nutzbare Grundeigenthum unter mehre Beſitzer vertheilt, und ſo deſſen Bewirthſchaftung

erleichtert. Die zunehmende Zahl der Klöſter wirkte ebenfalls ſehr für dieſen Zweck; beſonders ließen die begüterten Abteien der Benediktiner, Ciſterzienſer und Prämonſtratenſer es ſich angelegen ſeyn, ihre wüſt liegenden Ländereien zu Anlegung neuer Dörfer unter fleißige Pflanzbürger für erträgliche Leiſtungen erb- und eigenthümlich zu vertheilen. Der erhöhte Ertrag des Bodens ſteigerte auch die Gütergründe mit jedem Jahre.

Den Handel begünſtigte König Ludwig mit ausnehmender Huld, und gewährte ihm die möglichſte Freiheit; es gab nur mäßige Zölle und keine Prohibitivgeſetze. Die Erwerbung Dalmatiens und Neapels, letztere an der Ungunſt der Umſtände und des Königs Mäßigung geſcheitert, ſollte dem Handel neue große Bahnen eröffnen. Die unbefugt eingeführten Land- und Waſſerzölle wurden von Ludwig abgeſchafft; nur Brücken- und Fährgelder durften gefordert werden. Darunter gehörten auch diejenigen Zölle, welche von Königen an edle Herren zur Belohnung geleiſteter Dienſte verliehen worden waren. Da das Vorgebirge der guten Hoffnung noch nicht entdeckt war, und die Türken auch erſt im achten Decennium des vierzehnten Jahrhunderts in Europa um ſich zu greifen begannen, die Veneter in häufige Kriege verwickelt waren, ſo ging der Zug faſt des geſammten morgenländiſchen Handels über Ungarn. Von der anderen Seite brachten es die freundſchaftlichen Verhältniſſe mit Oeſterreich, Böhmen und Polen mit ſich, daß der König den Tauſchhandel, den die Kaufleute dieſer Länder in Ungarn zum großen Vortheile des Reiches trieben, nach Kräften begünſtigte. Die Kaufleute von Breslau, Prag und Nürnberg nahm der König (1365) unter beſonderes königliches Geleite, und ſie durften im ganzen Lande frei kaufen und verkaufen, wenn ſie nur den Dreißigſt und die Mauth entrichteten. Gleiche Vortheile genoſſen die ungariſchen Handelsleute in Böhmen und Oeſterreich. Die Breslauer und andere Kaufleute brachten nach Ungarn Pelzwerke, Strigauer und Görlitzer Tuch, und nahmen dafür Kupfer, Salz, Wein und Pfeffer. Nebenvortheil für ſie war die ſichere Straße durch Ungarn, Kroatien und Dalmatien nach Venedig, von wo ſie alle aus Indien durch Aegypten dahingebrachten Waaren holten, und zum Theile auf dem Rückwege an die Ungarn mit beträchtlichem Gewinne wieder abſetzten. Für den polniſchen und rothruſſiſchen Handel wurden die Städte Leutſchau, Zeben, Bartfeld, Eperies und Kaſchau Legſtädte. Kaſchau erlangte dieſe Gnade 1368 vorzüglich wegen ſeiner Anhänglichkeit an Karl Robert, und ſie ward bald den nördlicher,

als Kaſchau, liegenden Städten gemein. Die polniſchen und rothruſſiſchen Kaufleute durften mit ihren Waaren nicht weiter, als bis Kaſchau, und jenen nordungariſchen Städten kam daher der geſammte Speditionshandel zwiſchen dem Norden und Süden zu Statten. Darum bauten ſie ihre Häuſer ſo, daß vor den Fenſtern des unteren Wohnzimmers Bogengänge (Löben, Lauben) angebracht wurden, die damals mit Waaren reichlich gefüllt waren. Welchen Ueberfluß auch Ungarn und Siebenbürgen an Salz hatten, ſo erlaubte doch Ludwig polniſchen Handelsleuten, ihr Salz bis Sáros und Liptó einzuführen, weil die Bearbeitung der einheimiſchen Salzwerke mehr Anſtrengung und Koſten erforderte, als der Werth des Weines und anderer Erzeugniſſe, welche die Polen für ihr Salz in Tauſch nahmen, betrug. Oedenburg und Güns wetteiferten mit einander in Ausführung der Weine nach Deutſchland. Durch Verlegung der königlichen Reſidenz von Stuhlweißenburg und Wiſſegrád nach Neu-Ofen, ward Ofens und Peſths Größe gegründet. Agram war ein Haupthandelsort gegen das Littorale. Aber am lebhafteſten war der Handel von Hermannſtadt und Kronſtadt gegen die Walachei, und von Biſtritz gegen die Moldau. Ueber dieſe, zum Theil der Krone unterworfenen Länder ging der orientaliſche Handel. Hermannſtadt war ſeit 1382 die Legſtadt für alle Waaren, die weiter nach der Walachei über den rothen Thurmpaß gehen ſollten. Kronſtadt war damals ein vorzüglicher Handelsplatz; man ſah Siebenbürger Sachſen mit ihren Waaren nach Wien, Prag, Venedig, Zara, Krakau und Bukareſt ziehen. Producte der Siebenbürger Sachſen, beſonders die hölzernen Flaſchen und andere Holz- und Hanfwaaren der Kronſtädter, gingen nach Smyrna, Arabien und Aegypten. Die Armenier, welche nach Siebenbürgen und dem dortigen großen Marktplatze Hermannſtadt handelten, wollten ſich am Ende nicht mehr mit der ihnen gegebenen Erlaubniß, ihre Waaren: Safran, Pfeffer, und andere Gewürze und Specereien, im Großen abzuſetzen begnügen; ſie trieben, zum Nachtheile ſtädtiſcher Kaufleute, den Kleinhandel, nicht ſelten mit betrügeriſchem Maße und Gewichte, und wenn man ihnen dies verwehren wollte, ſo zogen ſie mit ihren bereits unentbehrlich gewordenen Waaren in die Walachei ab. Als die ſächſiſche Geſammtheit ſich hierüber bei dem Könige Ludwig beſchwerte, unterſagte dieſer (1382), bei Strafe des Waarenverluſtes, den Kleinhandel und die Wegführung der einmal hingebrachten Waaren; nur der Verkauf im Großen auf ordentlichen Jahrmärkten blieb den Armeniern geſtattet.

Bei solcher Regsamkeit des Unternehmungsgeistes fehlte es auch nicht an Handwerken und anderen Gewerben, welche für die damaligen Bedürfnisse der Zeit arbeiteten. Die Handwerker waren fast überall freie Stadtbürger, zu Grundbesitz und öffentlichen Aemtern berechtigt, zünftig nach eingeführten Innungsgesetzen, wie in Siebenbürgen. Daselbst kostete die Aufnahme zehn Hermannstädter Gulden bei der Fleischhauer-, sechs bei der Bäcker-, eben so viel bei der Weißgärber-, Schuster- und Schmiedezunft, worunter Nadler, Kupferschmiede, Wagner, Gürtler, Schwertfeger und Schlosser gehörten; bei der Kürschner-, Wollweber- und Messerschmiedezunft einen; bei der Handschuhmacher-, Leinweber-, Faßbinder-, Töpfer-, Bogenmacher-, Schneider- und Beutelmacherzunft zwei; bei der Seilerzunft einen Gulden; überdies bei jeder zwei Pfund Wachs, zwei Eimer Wein und eine Mittagsmahlzeit; nur die Lebererzunft forderte, außer der Mahlzeit und acht Gulden, vier Pfund Wachs und einen Eimer Wein. Auf Kauf und Schlachtung gestohlenen Viehes stand ein Gulden Buße und Verbot des Verkaufes durch vier Wochen. Willkürlich unterlassenes Brotbacken wurde mit einem Gulden, mit eben so viel und mit Einstellung der Backgerechtigkeit auf acht Wochen Verkauf des schwarzen Brotes für weißes gebüßt. Schlecht ausgearbeitete Felle wurden vom Zunftmeister weggenommen. Verletzte der Schmied ein Pferd im Beschlagen oder Aderöffnen, so mußte er es unentgeltlich heilen; das Futter zahlte der Besitzer. Verfälschte Kürschnerarbeit wurde zum Vortheile des heiligen Erzengels Michael, dessen Altar sich in Hermannstadt befand, eingezogen. Handschuhmacher durften weder weißgegerbte Felle zum Verkauf bringen, noch deren mehr gerben, als sie zu ihrem Gewerbe bedurften. Wer zu kurzes oder zu schmales Tuch verkaufte, verlor das Stück; wer verfälschtes machte, seine gesammte bewegliche Habe. Wahrscheinlich waren diese Innungsverordnungen auch von der Gesammtheit der Sachsen angenommen worden, und von da allmälig auf die übrigen ungarischen Städte übergegangen. Jene Nachrichten lehren uns zugleich die damals in Ungarn gangbaren Gewerbe kennen. Außerdem kommen seit 1329 in Ungarn auch Glaser vor. Wagen und Fuhrwesen hatten die Ungarn von jeher mit andern Völkern gemein, aber die Erfindung der Kutschen — deren Namen man bekanntlich von dem Marktflecken Kittsee in der Wieselburger Gespanschaft ableitet — wird nicht ohne Wahrscheinlichkeit den Ungarn beigeschrieben. Mit Ausnahme Deutschlands, wo fürstliche Personen sich schon im fünfzehnten Jahrhunderte der

Kutſchen bedienten, waren dieſelben, außer in Ungarn, vor dem ſechzehnten Jahrhunderte in keinem Lande Europa's gebräuchlich, und ſelbſt das betriebſame England lernte ſie erſt um 1580 von Deutſchland aus kennen. In Ungarn dagegen fuhr man bereits zu Karl Robert's Zeiten in Kutſchen, und dem Leichenbegängniſſe dieſes Königs folgte die königliche Staatskutſche (Sartaneus currus), wahrſcheinlich ſchon in Riemen hangend (mobilis). Eliſabeth, König Ludwig's Mutter, hatte mehre Staatskutſchen, und zu jeder eigene ſechs Zugpferde. Gar bald wurden die Kutſchen zugleich Gegenſtände der höchſten Pracht; denn ſchon drei Jahre nach Ludwig's Tode fuhr die königliche Witwe mit ihrer Tochter bei feſtlichem Anlaſſe in einer vergoldeten Staatskutſche.

Gleicher Luxus waltete auch bei anderen Gegenſtänden des Gebrauches und Bedürfniſſes, oder der Mode, und von koſtbaren Kunſtwerken, Putz- und Schmuckſachen iſt häufig die Rede. Beſonders wurde in Ausſchmückung von Kirchen kein Aufwand geſcheut, und Bildhauer, Goldarbeiter und andere geſchickte Männer erhielten hier vollauf Gelegenheit, ihre Kunſt zu zeigen. Zu den bemerkenswerthen Gebäuden gehörte der fünfzig Ellen hohe Glockenthurm über der Leleſzer Prämonſtratenſer-Abtei, welchen ein Ofener Steinmetz (1355) für zwei hundert Goldgulden aufgeführt hatte. Um dieſelbe Zeit waren die Meiſter Martin und Georg, Söhne des Malers Niklas zu Klauſenburg, weit und breit berühmte Künſtler in der Bilder- und Rothgießerei; von ihnen rührten die ehernen Bildſäulen des heiligen Stephan, Emerich und Ladislaw an der Großwardeiner Burg her. Die Kunſtfertigkeit war ſchon ſo ausgebildet, daß ſie ſich bereits auch auf unlöbliche Seiten wendete. So z. B. verſtanden Manche, Urkunden und Siegel auf das Täuſchendſte nachzuahmen, und dadurch nicht ſelten gefährlichen Betrug zu üben.

Unter den Anjou's, welche mit dem ſanfteren Italien und dem verfeinerten Frankreich bluts- und wahlverwandt waren, wuchs auch die Geſchmacksrichtung voller auf, und mit ihr der gelehrte Trieb. Die Turniere, die Wappenbriefe, die Chevalerie, die Ritterorden, die Galanterie, erhielten einen neuen Schwung, wenigſtens bei Hofe. Die Wiſſenſchaften, obgleich hauptſächlich in den Klöſtern gepflegt, begannen doch allmälig auch in das Leben hervor zu treten, beſonders unter dem hochgebildeten Könige Ludwig, welcher ſelbſt mehre Sprachen, beſonders auch die deutſche — wie er denn überhaupt die Deutſchen vorzugsweiſe begünſtigte und auszeichnete — ſprach und die

Astronomie eifrig schätzte. In Großwardein bestand bereits eine Schule; aber Ludwig's großer Sinn drängte ihn, seinem Reiche den Ruhm zuzuwenden, den Prag und Wien durch Gründung ihrer Hochschulen schon erworben hatten, und er verlangte daher von dem Papste Urban V. (1367) die Genehmigung zur Errichtung einer hohen Schule in Ungarn; zum Sitze derselben bestimmte er Fünfkirchen. Am 1. September vollzog der Papst die verlangte Bulle, kraft welcher von nun an zu Fünfkirchen ein Generalstudium in kirchlicher und bürgerlicher Rechtswissenschaft, auch jeder anderen üblichen Facultät, mit Ausnahme der theologischen, bestehen; Lehrer und Schüler daselbst, mit den Doctoren, Lehrern und Schülern aller andern Generalstudien, gleicher Rechte, Freiheiten und Vorzüge, genießen, zu Doctoren oder Magistern von dem Fünfkirchner Bischofe oder dessen Vicar Beförderte befugt seyn sollten, dort, wie auf jeder anderen hohen Schule, frei von neuer Prüfung, ohne weitere Genehmigung zu lehren. Bedingt in der Bulle war ein angemessener Sold der Magister und Doctoren, wofür der König zu sorgen hatte. Der Fünfkirchner Bischof, Wilhelm Hamer, kam der neuen Stiftung mit eigener großmüthiger Bereitwilligkeit entgegen, indem er den ersten Rector und Rechtslehrer der ungarischen hohen Schule, Galvano Betini von Bologna, aus seinen Tafeleinkünften lebenslänglich sechs hundert Ducaten anwies, dazu noch das Haus, welches er in der Stadt bewohnte, und das Dorf Irugh, beides zur bischöflichen Tafel gehörig, mit den Zehenten, siebzig Ducaten werth, und allen übrigen Gerechtigkeiten erb- und eigenthümlich schenkte. Papst Gregor XI. genehmigte Anweisung und Schenkung, doch Letztere nur auf Betini's Lebenszeit. Derselbe Papst bewilligte Domherren, Archidiakonen, Pfarrern und Priestern, welche auf der hohen Schule zu Fünfkirchen entweder als Lehrer oder als Hörer auftraten, fünfjährige Abwesenheit von ihren Pfründen und, mit Ausnahme der täglichen Spenden, den ungeschmälerten Genuß ihrer Früchte. So von den einflußreichsten Seiten unterstützt und bevorrechtet, zählte diese hohe Schule von da an bis zu dem verderbenvollen Tage von Mohács oft gegen vier tausend, nie aber unter zwei tausend Schüler.

Die um sich greifende Gelehrsamkeit befestigte freilich die Herrschaft der lateinischen Sprache in den einmal von ihr eroberten Gebieten der Diplomatie und Wissenschaft noch mehr; doch wurde darüber die Uebung und Veredlung der Landessprache nicht gänzlich vernachlässigt; wie denn bereits im Jahre 1382 eine, auf Befehl der Königin Maria, von einem Franciska-

ner angefangene, ziemlich correcte Bibelüberſetzung in ungariſcher Sprache erſchien.

Wie König Ludwig durch Stiftung der Fünfkirchner Hochſchule überhaupt eine neue Morgenröthe der Wiſſenſchaften über Ungarn herauf rief, ſo wurde durch ihn auch der Sinn für Geſchichte und Geſchichtſchreibung, zumal vaterländiſche, geweckt, und man fing an, die wenigen alten Chroniken der Nation hervor zu ſuchen, ſie im Geſchmacke der Zeit aufzuſchmücken, fortzuſetzen und ſogar in Verſe zu bringen. Unter Karl Robert war in dieſer Hinſicht wenig geleiſtet worden; denn die Verfaſſer des Chronicon sub Carlo Roberto confectum, deſſen Manuſcript aus dem Beſitze des ungariſchen Livius, Georg Pray, in jenen der Bibliothek des Preßburger Collegiatkapitels übergegangen iſt, und des Chronicon M. S. der Hofbibliothek vom Jahre 1358 (Schwandtner I. Vorr. XII.), das bis zum Bazarathiſchen Feldzuge Karl Robert's geht und wahrſcheinlich unter dieſem Könige begonnen wurde, ſind nur als Abſchreiber und Fortſetzer des zu den Zeiten Ladislaw's III. des Kumanen verfaßten Werkes von Simon Kéza zu betrachten. Weiter gehören in dieſen Zeitraum: der handſchriftliche Nachlaß des Johannes, Archidiakons zu Guerche in der Agramer Diöceſe († 1354); das Werk des Johannes von Kiküllew, königlichen geheimen Notärs, welcher von König Ludwig's Thaten verzeichnete, was ihm davon als Augenzeugen oder durch Erzählungen Anderer kund geworden war, freilich im ganz ſcholaſtiſchen Geiſt und ohne chronologiſchen Zuſammenhang; die im Jahre 1358 von einem Ungenannten begonnene, aus älteren Quellen geſchöpfte „Chronica de gestis Hungarorum antiquis et novissimis, ortu et progressu, victoria eorundem et audacia" etc. und eine lateiniſche Reimchronik ungariſcher Geſchichten von der Hunnen Urſprung bis auf König Salomon, Werk eines ungenannten deutſchen Hofkaplans König Ludwig's und eigentlich nur eine Verſification des Werkes Kéza's. Paulus de Paulo, Verfaſſer der Denkwürdigkeiten (Memoriale) ſeiner Zeit (1371—1408), und Michas Madius, Erzähler dalmatiſcher Begebenheiten im Laufe von vierzig Jahren (1290—1330), gehören Dalmatien an.

Die Geſchichte Ungarns hatte, wie die Begebenheiten uns belehrt haben, während dieſes Zeitraumes einen von den früheren weſentlich veränderten Charakter angenommen; ſie war durch die ſelbſtherrſchende und weit ausgreifende Politik der beiden Könige aus dem Hauſe Anjou mehr zu einer

Regenten-, als zu einer Volksgeſchichte geworden, und erſt unter nachfolgenden, an Geiſt und Einfluß minder mächtigen Herrſchern trat die berathende und mitwirkende Theilnahme der Volksvertretung wieder in ihre alte Stellung neben dem Throne, und drückte dadurch auch der Geſchichte Ungarns wieder ein nationales Gepräge auf.

Vierter Zeitraum.

Ungarn nach dem Ausgange des Mannsſtammes Anjou unter Königen aus verſchiedenen Häuſern, bis zum Tode König Ladislaw's des Nachgeborenen; von 1382 bis 1457.

Ehrwürdig war den Ungarn König Ludwig's des Großen Andenken, doppelt heilig, bei noch ſo friſchem Schmerze um ſeinen Verluſt, ſein letzter Wille. Einhellig wurde ſeine zwölfjährige Tochter Maria als Nachfolgerin ihres Vaters anerkannt, im hohen Dome zu Stuhlweißenburg (17. Sept. 1382) von dem Graner Erzbiſchofe Demetrius mit der heiligen Krone gekrönt, von dem Weſzprimer Biſchofe Benedikt geſalbt, und von geiſtlichen und weltlichen Ständen als „König" begrüßt. Maria's Mutter, Eliſabeth, eine Frau von Leidenſchaft und Verſtellung, führte, nach des verſtorbenen Königs Willen, die Regentſchaft für die minderjährige Tochter; ihr zur Seite ſtand der Palatin Niklas Gara, ein Slavonier von Geburt, kraftvoll, muthig und rechtlich, aber auch übereilt und rachſüchtig, und daher oft mit, oft ohne ſeinen Willen verletzend und Feindſchaft weckend. Eliſabeth's ehrgeizige Umtriebe, des Palatins Strenge und Uebermuth, machten gar bald Viele dem weiblichen Regimente abgeneigt; es erhob ſich eine Partei mächtiger Mißvergnügten, an ihrer Spitze die Gebrüder Horváthy: Paul, Biſchof von Agram, Johannes, Ladislaus und Stephan, ſammt dem Johannesritter und Prior von Brana, Johannes von Paliſzna, Alle durch Ludwig's Gunſt aus Niedrigkeit oder Dunkelheit hervor gehoben. Mit verderblicher Klugheit und Vorſicht betrieben die Unzufriedenen ihre Plane, die nichts Anderes bezweckten, als die weibliche Thronfolge umzuſtoßen und die Krone Ungarns auf das Haupt Karl's von Durazzo, Königs von Neapel, zu ſetzen, welcher — und dies ſollte den Verſchworenen als Vorwand gelten — der Tochter Stephan's V., Maria, der arpádiſchen Stammfrau der anjouiſchen Dynaſtie in Ungarn, um

einen Grad der Verwandtschaft näher stand, als Ludwig's Tochter. Die Königinnen sowohl, als der Palatin, ahnten so wenig Etwas von der leise durch das Reich hinschleichenden Verschwörung, daß, als Karl von Durazzo, von seinem Bruder, Ludwig von Anjou, im Besitze Neapels angefochten, von der Königin Maria und ihrer Mutter sich ungarische Hilfsvölker erbat, Diese ihm auf Gara's arglose Zustimmung gewährt und unter Anführung des Johannes Horváthy ihm nach Apulien hingesendet wurden.

Die Lage der jungen Königin war um so verhängnißvoller, da in Dalmatien und Kroatien bedenkliche Gährungen sich regten, unterhalten und gefördert durch den bosnischen König Stephan Twartko, welcher nicht nur sogleich nach Ludwig's Tode das Chulmer Gebiet, Erbgut der Königin Witwe, an sich gerissen hatte, sondern nun auch, in Gemeinschaft mit dem Braner Bischofe Johannes Palissna, mehre Städte Dalmatiens zum Abfalle von Ungarn einlud. Schon glaubte der zur Beschwörung dieser Gefahr hingesendete Wesprimer Obergespan, Johannes Bessenyei, dem Ausbruche der Unruhe vorgebeugt zu haben, als plötzlich auf der Braner Burg die Fahne der Empörung, als Losung für ganz Dalmatien, aufgepflanzt wurde. Doch gelang es, die mächtige Gesammtheit von Jadra der Königin treu zu erhalten und dort eine Stütze gegen den vorschreitenden Aufstand zu gewinnen, und um diesen kräftig zu überwachen, wurde auf Gara's Betrieb der Siebenbürger Woiwode, Stephan Latzkósi, als Ban nach Dalmatien gesendet. Aber dieser, insgeheim des Palatins Feind, trat, bald nach seiner Ankunft in Jadra, in Verbindung mit dem Braner Prior, und förderte die Sache der Empörung, statt sie zu unterdrücken. Die Königin eilte mit ihrer Mutter und ihrer jüngeren Schwester Hedwig in Person nach Jadra, und die Anwesenheit der königlichen Frauen schien alle Gemüther zu beruhigen, denn die Braner Burg kehrte zum Gehorsam zurück und vertrieb den treulosen Prior. Kaum waren jedoch die Königinnen wieder abgereiset, als die Unruhen sich erneuerten, zu deren Unterdrückung Gara den Ban Laczkósi seines Amtes enthob, und ihn durch Thomas Templin ersetzte. Dieser dämpfte für den Augenblick die bereits ermattende Gährung, und um wenigstens in Ungarn die Gemüther für sich zu gewinnen, bestätigte, durch Gara dazu veranlaßt, die Königin Maria (23. Juli 1384) unaufgefordert des Andreas II. goldene Bulle.

Gleichzeitig nahmen die Angelegenheiten Polens einen drohenden Charakter an. Maria's Verlobter, Sigmund von Böhmen, bei Ludwig's Tode

erſt fünfzehnjährig, war gleich bei ſeiner Ankunft in Polen mit den damaligen Baronen in heftigen Zwieſpalt gerathen. Als er, auf die Nachricht vom Hintritte König Ludwig's, nach Poſen eilte, um ſich daſelbſt als König von Polen huldigen zu laſſen, hatte man ihm zur Bedingung gemacht, den von Vielen gehaßten Domarath von Pierzchno der Statthalterſchaft zu entſetzen, und ſein Hoflager in Polen zu wählen. In jugendlicher Unbedachtſamkeit ſchlug er dieſe Forderung entſchieden ab und beſtand auf unbedingter Huldigung. Schon vorher waren die Polen in großen Zorn darüber gerathen, daß einige ungariſche Befehlshaber in Rothrußland die mächtigen Burgen Olesko, Przemyſl, Horodlo, Lopatin, Sujatin und Kaminiecz an den lithauiſchen Fürſten Lubart verkauft hatten, ihre Treuloſigkeit durch den Vorwand beſchönigend, dieſe ſchwer zu behauptenden Plätze den Polen zu entziehen. Die ſtrenge Beſtrafung der Schuldigen durch Gara vermochte den argwöhniſchen Groll nicht zu beſchwichtigen, und um ſo mehr goß jetzt Sigmund's Benehmen Oel in die ſchon vorhandene Flamme. Die aufgebrachten polniſchen Magnaten hielten einen Reichstag zu Radom, wo man Anfangs damit umging, den maſoviſchen Herzog Szemowit zum Könige auszurufen, dann aber den Beſchluß faßte, Ludwig's Töchtern zwar den Eid der Treue zu halten, die polniſche Krone aber nur Derjenigen zu verleihen, deren Gemal ſeinen Wohnſitz in Polen aufzuſchlagen ſich verbindlich machen werde.

Dieſer Beſchluß, durch welchen Sigmund mit Einemmale ſeine Ausſicht auf den Thron Polens verſchloſſen ſah, wurde auf einem ſpäteren Reichstage zu Wislicza (6. Dec. 1382) beſtätigt. Die königliche Witwe Eliſabeth, welche bei ſolchem Drange der Umſtände nur durch möglichſte Nachgiebigkeit ihren Töchtern den Beſitz Polens ſichern zu können glaubte, gab durch ihre Geſandten auf dieſem Reichstage den Polen zu erkennen: ſie wolle denſelben nicht zumuthen, irgend einem Fürſten zu huldigen, bevor ſie nicht über die künftige Beſtimmung ihrer Töchter völlig im Klaren ſey, und drückte dadurch den Beſchlüſſen dieſer Verſammlung, zum Nachtheile Sigmund's, gleichſam das Siegel der Geſetzlichkeit auf. Die Polen, durch dieſe Nachgiebigkeit geſchmeichelt, räumte dafür der Königin Eliſabeth jenen Einfluß ein, welchen Letztere durch dieſes Benehmen wahrſcheinlich hatte erlangen wollen; denn durch eine polniſche Geſandtſchaft wurde ſie erſucht, die eine oder die andere ihrer Töchter zur Krönung und zur Verlobung mit einem anderen, den Polen anſtändigen Fürſten auf den künftigen Landtag nach Sieradz zu ſenden. Ihre

eigentlichen Plane klug verhüllend und vor Allem darauf bedacht, Zeit zu gewinnen, beschickte die Königin jenen Sieradzer Reichstag durch den Bischof Benedikt von Wesprim, und ließ hier die polnischen Stände aller eidlichen Verpflichtung gegen ihre Tochter Maria und deren Bräutigam, den Markgrafen Sigmund von Brandenburg, entbinden. Statt Marien sollte am nächsten Osterfeste (1383) deren jüngere Schwester Hedwig, Verlobte des Herzogs Wilhelm von Oesterreich, als Königin nach Polen kommen, unter der Bedingung, daß die Stände dieses Reiches sich sogleich eidlich verbindlich machten, die Prinzessin unverzüglich zu krönen und dann nach Ungarn zurück kehren zu lassen, um dort noch drei Jahre der mütterlichen Obhut und Erziehung anvertraut zu bleiben. Dieser Antrag drohte, statt die Gemüther zu vereinigen, nur neuen Zwiespalt unter die Polen zu schleudern. Die Meisten verlangten stürmisch, daß der masovische Szemovit sogleich als König ausgerufen und gekrönt, und dann mit Hedwig vermält würde. Endlich aber drang der Woyniczer Kastellan, Jaschko von Tanczin, mit seiner Meinung durch, die Königswahl bis zum nächsten Pfingstfeste auszusetzen; an diesem Termine sollte Hedwig entweder nach Polen kommen und mit dem von ihr erwählten, der Nation gefälligen Gemale dort ihren immerwährenden Aufenthalt nehmen, oder des Thrones verlustig gehen. Unter nichtigen Ausreden ließ jedoch Elisabeth zur bestimmten Zeit ihre Tochter Hedwig nur bis Kaschau reisen, wo eine polnische Gesandtschaft ihr entgegen kam. Mittlerweile wurde die Nachricht hinterbracht, Szemovit wolle den vom Sieradzer Reichstage ihm bestimmten Thron Polens an sich reißen, und lauere in den Gebirgspässen, um Hedwig mit Gewalt zu entführen und sich anzutrauen. Auf dieses Gerücht hin schlossen die polnischen Abgeordneten mit der Königin Elisabeth folgenden Vertrag: Die Prinzessin Hedwig sollte am nächsten Martinstage nach Krakau kommen, und mit demjenigen Fürsten, welchen die Stände Polens aus Staatsgründen ihr zuführen würden, vermält werden. Stürbe sie ohne Leibeserben, so sollte das Königreich Polen ihrer Schwester Maria zufallen; eben so, wenn diese kinderlos verschiede, Ungarn das Erbtheil Hedwig's und ihrer Kinder seyn. Beide Reiche sollten so lange vereinigt bleiben, bis ein Erbe der einen oder der anderen Königin in jedem folgen könne.

Szemovit bezeigte keine Lust, den Thron Polens, mit dessen Erwerbung er sich nun einmal geschmeichelt hatte, so leicht aufzugeben. Er bemächtigte sich Kujaviens, und schrieb einen neuen Reichstag nach Sieradz aus, den zwar

nur wenige polnische Herren besuchten, wo aber gleichwohl der Gnesener Erzbischof Bodzanta ihn zum Könige ausrief, und nur mit Mühe sich abhalten ließ, ihn auch sogleich zu krönen. Jetzt brach zwischen den Anhängern Szemovit's und der entgegen gesetzten Partei ein erbitterter Kampf im Kleinen los, welcher der Königin Elisabeth neuen Anlaß zu geben schien, ihre sorgfältig verheimlichten Plane zu verfolgen, die dahin zweckten, den Polen den ihr lästigen Sigmund dennoch aufzudringen, und dagegen die vorzugsweise ihr theure Hedwig in Ungarn zu behalten. Sie hoffte, Sigmund sollte durch tapfere Besiegung Szemovit's sich den Dank und die Liebe der kriegerischen Polen erwecken und jene Ungunst vergessen machen, die sein früheres Benehmen bei ihnen erworben. Daher stellte sie jetzt Sigmund an die Spitze eines Heeres von zwölf tausend Mann, das bei Neu-Sandecz durch die Banner der Krakauer und Sandomirer Ritterschaft verstärkt wurde, und mit welchem der junge Markgraf Szemovit's masovisches Gebiet überfiel, und dasselbe, da Letzterer nirgends Stand hielt, schrecklich verheerte. Nicht minder übel erging es den Besitzungen der Anhänger Szemovit's. Schon schritten die Ungarn zur Belagerung der befestigten Stadt Brsestz; da vermittelte Wladislaw, Herzog von Oppeln und Dobrzin (7. October 1383) einen Waffenstillstand zwischen Sigmund und Szemovit bis zum nächsten Osterfeste womit der Palatin Gara sehr unzufrieden war.

Diese kriegerischen Unruhen nahm Elisabeth zum Vorwande, Hedwig's versprochene Reise nach Polen noch immer zu verzögern. Als aber der polnische Abgeordnete, Sandiwoy von Subin, jetzt auch Befehlshaber von Krakau, in Jadra der Königin Mutter ernsthaft zusetzte, ihr Versprechen endlich zu erfüllen und die Polen nicht länger mit leeren Ausflüchten und Täuschungen hinzuhalten, fiel sie, in ihrer vermeinten Klugheit zu weit gehend, aus der Rolle. Sie ließ einen Versuch machen, sich der Krakauer Burg zu bemächtigen, welcher vereitelt wurde; eben so mißlang ihr der Anschlag, den Sandiwoy mit Gewalt in Jadra zurück zu halten; nur die von ihm mitgebrachten Geiseln, welche für Hedwig's ungehinderte Abreise aus Polen nach geschehener Krönung einstehen sollten, blieben in Elisabeth's Händen.

Als der nach Polen zurück gekehrte Sandiwoy dort das Vorgefallene erzählte, war unter allen Parteien nur Eine Stimme des Unwillens gegen die Königin Elisabeth; man beschloß, eine letzte Botschaft an sie zu senden, wozu diesmal kein Magnat, sondern, um die allgemeine Mißbilligung zu

erkennen zu geben, ein gemeiner Ritter ausersehen wurde, welcher der Königin Witwe in entschiedener Sprache das Unangemessene ihres Betragens vorhielt, und sie bedeutete, daß, wenn Hedwig nicht unausbleiblich bis zum 8. Mai (1384) in Krakau eintreffe, die Polen sich sofort einen anderen König wählen würden. Aller weiteren Ausflüchte baar, und doch hartnäckig an ihrem Plane hangend, wollte Elisabeth jetzt mit Gewalt durchsetzen, wozu die List ihr keine Mittel mehr bot. Sigmund, von ihr mit Truppen und Geld versehen, sollte unerwartet in Polen einbrechen, um angeblich als Statthalter bis zu Hedwig's Volljährigkeit dieses Reich zu beherrschen. Aber in Polen war dieser Anschlag noch zu rechter Zeit kund geworden, und Sigmund gelangte daher mit seinem Kriegsvolke nur bis Lublau im Zipserlande, wohin ihm die bei Sandecz gelagerten Krakauer Landherren die Drohung entgegen sandten, daß er nicht wagen möchte, ihr Gebiet zu betreten, weil sie ihm weder als König noch als Statthalter den Eingang gestatten, sondern ihn mit Waffengewalt zurück treiben würden. Sigmund, dadurch eingeschüchtert, beschränkte sich auf Unterhandlungen, erwirkte für Hedwig's Eintreffen eine Verlängerung der Frist bis zum nächsten Pfingstfeste, und versprach dafür die schleunige Entlassung der von Elisabeth zurück gehaltenen polnischen Geiseln. Diese Königin erschöpfte sich dafür in Vorwürfen gegen Sigmund, dessen Lage in Ungarn so peinlich wurde, daß er froh war, nach Böhmen zurück kehren zu können, um vorgeblich die Angelegenheiten seines Erblandes zu ordnen.

Inzwischen währten die Parteiungen in Polen fort, noch gesteigert durch einen verwüstenden Einfall des tapferen lithauischen Großfürsten Jagiel in Masovien. Diese Bedrängniß von innen und außen war auch Ursache, daß man von polnischer Seite noch immer anstand, mit Elisabeth völlig zu brechen, und daß Sandiwoy noch einmal nach Ungarn kam, um mit der Königin zu unterhandeln. Seine Rede, noch mehr aber seine unabweisbaren Gründe der Nothwendigkeit, überzeugten Elisabeth endlich, daß für Sigmund nie mehr etwas in Polen zu hoffen sey, und daß, wenn dieses Reich ihren Kindern nicht gänzlich verloren gehen sollte, Hedwig den Polen nicht länger vorenthalten werden dürfe.

Die Ankunft der jungen schönen Königin wirkte begeisternd auf die Polen, und in der ersten Zeit hatte alle Parteiung ein Ende. Nur wurde Hedwig's Krönung um sechzehn Monate hinaus geschoben, wiewohl aus keinem anderen Grunde, als um das ihrer Mutter geleistete Versprechen zu

umgehen, Hedwig nach geſchehener Krönung wieder auf einige Zeit nach Ungarn zurück kehren zu laſſen. Um ſich hiefür eine Genugthuung zu verſchaffen, beſtätigte Eliſabeth (29. Juli 1385) zu Ofen im Beiſeyn des Herzogs Leopold von Oeſterreich das ſchon früher geſchloſſene Verlöbniß ſeines Sohnes Wilhelm mit ihrer Tochter Hedwig. Aber die Polen hielten ſich an dieſen Vertrag, bei welchem man ihre Genehmigung übergangen hatte, nicht gebunden, und ließen noch im nämlichen Jahre, am Namensfeſte der Königin, dem Feſte der heiligen Hedwig, Schutzpatronin des Reiches (15. October), ihre junge Herrin im hohen Dome zu Krakau durch den Erzbiſchof Bodzanta von Gneſen als Königin krönen.

Kurze Zeit darauf ſchickte der gefürchtete lithauiſche Großfürſt Jagiel eine glänzende Geſandtſchaft nach Krakau und ließ für ſich um die Hand der neugekrönten Königin werben, dabei gelobend, noch vor der Vermählung mit ſeinem Volke den chriſtlichen Glauben anzunehmen, alle ſeine Länder dem polniſchen Reiche einzuverleiben, allen chriſtlichen Gefangenen die Freiheit zu ſchenken, die von Polen losgeriſſenen Länder, Schleſien, Pommern und Preußen, zurück zu erobern, ſeine Reichthümer für Polens Wohlfahrt zu opfern, und dem Herzoge Wilhelm von Oeſterreich für ſeinen Rücktritt von der Verlobung mit der Königin zweimal hundert tauſend Goldgulden auszuzahlen. Einhällig wünſchten die Polen die Verwirklichung jenes Planes, der den furchtbaren Nachbarn Jagiel in einen Freund und mächtigen Beſchützer umzuwandeln verſprach. Hedwig, ihre eigenen Gefühle dem Drange der Umſtände unterordnend, ſtellte die Entſcheidung ihrer Mutter anheim, an welche zu dieſem Zwecke eine polniſch-lithauiſche Geſandtſchaft abging. Eliſabeth, in Uebereinſtimmung mit ihren Räthen, diesmal ebenfalls der Nothwendigkeit weichend, erklärte ſich mit Allem einverſtanden, was Polens Heil fördern könne. Herzog Wilhelm's Reiſe nach Polen, durch welche er ſeine Hoffnungen auf Hedwig's Hand noch durchzuſetzen hoffte, blieb bei ſolcher Bewandtniß ohne Erfolg, und, tiefes Weh im Herzen, trennte er ſich von der ihm verlorenen theuren Braut. Jagiel aber hielt (Februar 1386) ſeinen feierlichen Einzug in Krakau, und wurde hier ſammt ſeinen Brüdern und Vettern getauft, wobei er den Namen Wladislaw annahm, und die übrigen lithauiſchen Fürſten, bisher zum griechiſchen Kirchenthume ſich bekennend, zum römiſchen übertraten. Dann wurde er mit der Königin Hedwig vermält und als ihr Mitregent und König gekrönt.

Eliſabeth, nachdem ihr Plan, den ihr mißfälligen Sigmund nach Polen zu entfernen, geſcheitert war, wünſchte nunmehr auch deſſen Anſprüche auf Maria's Hand und Ungarns Beſitz zu beſeitigen, und machte deshalb dem Könige Karl VI. von Frankreich den Antrag, ſeinen Bruder, den Herzog Ludwig von Orleans, mit Maria zu vermälen, und demſelben die Krone Ungarns als Brautſchatz zuzuwenden. Aber dieſer hatte ſich kurz vorher mit Valentina, der Tochter des Galeazzo Visconte, Herrn von Mailand, verlobt, und ſo blieb auch dieſe Hoffnung der Königin Mutter unerfüllt.

Während jener Vorfälle waren die Anſchläge der Verſchworenen in Kroatien, Dalmatien und Bosnien immer mehr zur Reife gediehen, und auch viele ungariſche Magnaten für ihr Unternehmen gewonnen worden. Der Agramer Biſchof, Paul Horváthy, ging, eine Wallfahrt nach Rom vorſchützend, als Bevollmächtigter der Verſchworenen nach Neapel, und bot, vorgeblich im Namen der Stände, dem dortigen Könige, Karl von Durazzo, die ungariſche Krone an. Anfangs zögerte derſelbe, ſie anzunehmen, denn er gedachte ſeines, dem Könige Ludwig geleiſteten Verſprechens, jene Krone niemals zum Nachtheile der königlichen Kinder an ſich zu reißen; auch rieth ſeine Gemalin Margaretha dringend davon ab. Als aber der Biſchof ſeine Gewiſſensſcrupel klug zu beſchwichtigen wußte, und ihm das glänzende Ziel in allerhand verführeriſchen Farben malte, konnte Karl der Verſuchung nicht länger widerſtehen, ging mit geringer Begleitung bei Barletta an Bord, und gelangte in den Hafen vor Zengh (September 1385), wo er jedoch, weil man ſowohl in Jadra, als in den anderen Städten Dalmatiens ihm die Anerkennung weigerte, nur kurze Zeit verweilte, und von da nach Agram, dem Hauptſitze des Bundes, vorrückte. Von hier aus wurden Vornehme und Geringe im Reiche durch ausgeſendete Geheimboten bearbeitet, wobei man den Anhängern der rechtmäßigen Königin vorſpiegelte, Karl ſey nur gekommen, um Marien der Willkür und Tyrannei des Palatins Gara zu entreißen.

Der kühne Gara nahm die Gefahr zu leicht; er begnügte ſich einen Landtag nach Ofen auszuſchreiben, wo Maria, um den ungariſchen Adel in ſeiner Anhänglichkeit an den Thron zu befeſtigen, nicht nur zum zweiten Male die goldene Bulle des Andreas II., ſondern auch ſämmtliche Rechte, Freiheiten und Beſitzungen, wie ſie die heiligen Könige und ihre Nachfolger bis auf Ludwig verliehen, beſtätigte. Dieſer Act, der, weil er keine neuen Vortheile gewährte, einer bloßen Förmlichkeit gleichſah, machte geringe Wirkung, und

wurde durch die mit Worten freigebigen Verheißungen Karl's weit überwogen.

Bei dem drohenden Abfalle vieler ihrer Anhänger mußten die Königinnen sich nach einer neuen Stütze umsehen, und willkommen waren ihnen daher die annähernden Schritte des deutschen und böhmischen Königs Wenzel, der alles Mögliche aufbot, um die Königin mit seinen Bruder Sigmund auszusöhnen, und sie zu vermögen, Letzteren als Tutor des Reiches nach Ungarn zurück zu rufen. Es geschah; Sigmund traf in Ungarn ein und wurde, wiewohl ohne öffentliche Feierlichkeiten, sogleich mit der Königin Maria verheiratet. Aber Sigmund war in Ungarn nicht beliebt, und so hatte auch jener in der Angst geschehene Schritt keineswegs den gehofften Erfolg; ja viele Magnaten wurden vielmehr dadurch der Sache der Königin entfremdet.

Karl's Partei erhob jetzt zuversichtlicher, als vorher, ihr Haupt, und von allen Seiten wurde Derselbe aufgefordert, die Zügel der Herrschaft in Ungarn wirklich als König zu ergreifen. Da auch Karl die Zeit dazu gekommen glaubte, brach er nach dreimonatlichem Verweilen von Agram auf, um an der Spitze seiner durch Zulauf ansehnlich verstärkten Heeresmacht in Ungarn einzufallen. Als er drohend an der Drave stand, eilte Sigmund, ohne seine Gemalin mitzunehmen, nach Böhmen, um dort ein Heer zu sammeln. Zwischen den Hauptpersonen der zum Kampfe gerüsteten Parteien entspann sich nun ein Wechselspiel gegenseitiger Verstellung, und ehe man zu der Entscheidung durch die Waffen zu schreiten wagte, suchte man einander durch Ueberlistung den Vortheil abzugewinnen. Elisabeth gab sich die Miene, in Karl's bewaffneter Ankunft nur friedliche und wohlwollende Zwecke zu erblicken; Karl, nur seine Base auf ihrem Throne beschützen und dem Reiche den Frieden gegen die Gährungen der Factionen verschaffen zu wollen. Die Königinnen holten ihren Verwandten Karl in einer vergoldeten Staatskutsche pomphaft ein, und boten ihm die Burg als Wohnung an, welche er nicht minder artig ablehnte und bescheiden ein Bürgerhaus bezog. Gleichwohl verschmähte er bald darauf nicht, den Titel eines Reichsgubernators, und als solcher auch die Wohnung in der Burg anzunehmen. Seine Sendlinge versäumten inzwischen kein Mittel, alle Gemüther für ihn zu stimmen, und die Folgen davon zeigten sich auf dem zu Weihnachten durch ihn versammelten Landtage, wo Stände und Volk, bittere Schmähungen gegen den „weiblichen König" ausstoßend, Karl stürmisch als König Ungarns ausriefen. Marien

wurde durch Abgeordnete des Landtags verkündigt, sie sey durch gemeinsamen Beschluß der Stände des Thrones entsetzt worden und habe demselben zu entsagen. Aber die jugendliche Königin erklärte mit würdevoller Bestimmtheit, daß Nichts sie vermögen werde, eine rechtmäßig gebührende Krone und unbestreitbare Erbrechte aufzugeben; zugleich verlangte sie sicheren und freien Abzug nach Böhmen zu ihrem Gemale. Elisabeth, die in einer solchen Antwort nur Gefahr, aber keinen Zweck sah, und in allen verhängnißvollen Lagen am liebsten nach List und Verstellung griff, widerrief die Worte ihrer Tochter; sie gestand vielmehr zu, daß eine weibliche Hand zu schwach sey, die schweren Zügel der Herrschaft zu lenken, und entsagte, ohne Aufrichtigkeit im Herzen, für sich und ihre Tochter dem Throne zu Gunsten des theuren Verwandten Karl. Dieser nahm die erheuchelte Nachgiebigkeit mit erheucheltem Vertrauen auf; es wurde öffentlich verkündigt, Maria habe Krone und Scepter freiwillig zu Gunsten Karl's niedergelegt; die Königinnen folgten demselben sogar nach Stuhlweißenburg, wo in ihrer Gegenwart der Graner Erzbischof, Kardinal Demetrius, an ihm die Krönung vollzog. Der Anblick der trauernden königlichen Frauen, die ihrer eigenen, zu einer feierlichen Ceremonie verzerrten Beraubung beizuwohnen verurtheilt waren, rührte das abtrünnige Volk, das nur schwach seine Stimme für den Prätendenten erschallen ließ. Als Karl im prunkvollen Zuge die Krönungskirche wieder verließ, blieb die ihm vorgetragene Fahne des heiligen Stephan an dem Thorpfosten hängen und zerriß in mehre Stücke. Noch in anderen üblen Vorzeichen glaubte das Volk die Drohung des zürnenden Himmels zu erkennen. Sturm und Erdbeben erschütterten zwei Tage nach Karl's königlichem Einzuge in der Ofener Burg die Gebäude und richteten grause Verheerung an, und Schwärme todverkündender Raben umschwirrten kreischend die königliche Wohnung. Mehr, als solche bange Zufälle, beunruhigte den eingedrungenen König die Umstimmung des Volkes, das bereits den Undank erkannte, welchen es den Manen seines Wohlthäters, des großen Königs Ludwig, durch Mißhandlung seiner Witwe und seines Kindes zugefügt, und in der Bethätigung seiner Reue nicht weniger schnell seyn wollte, als im Ausbruche seiner Thorheit und Leidenschaft. Karl verstärkte seine italienischen Leibwachen; aber seine heran nahende böse Stunde konnten die Lanzen der Söldlinge nicht abwehren.

Seit neun und dreißig Tagen saß Karl auf dem geraubten Throne Ungarns; da ließ ihn eines Abends (6. Febr. 1386) die Königin Elisabeth

zu ſich bitten, vorwendend, es ſeyen Briefe von Sigmund eingegangen, die ſchleunige Beſprechung wegen eines Vergleichs zwiſchen dem Könige und dem Briefſteller nöthig machten. Karl ging hin, in Begleitung des Oberſten ſeiner Leibwache, Grafen Alberich. Gleich nach ihm erſchienen der Obermundſchenk der Königin, Blaſius Forgács, und der Palatin Niklas Gara, Letzterer einen Urlaub zur Vermälungsfeier ſeiner Tochter erbittend, zu deren angeblicher Verherrlichung er ſeine Banderie vor den Thoren der Burg verſammelt hatte. Als nun die Verhandlungen mit der Königin Eliſabeth begannen, ließ Karl den Grafen Alberich mit den Wachen abtreten, und dieſe zerſtreuten ſich in den Gängen und in den benachbarten Straßen. Da gab Gara dem Obermundſchenken Forgács ein Zeichen, und raſch zog derſelbe den unter ſeinem Kleide verborgenen Cſákán hervor, und verſetzte damit dem Könige mehre Schläge über den Kopf. Karl, obgleich hart verletzt, wehrte ſich verzweiflungsvoll, verwundete ſogar den Mörder und ſchwankte blutend in ſeine Gemächer. Die italieniſchen Wachen eilten herbei, aber der verwegene Forgács hieb ſo wüthend um ſich, daß er ſich durch alle Wachen bis zu Gara's Banderie hindrängte, und mit derſelben den Burghof beſetzte. Die italieniſchen Wachen, vom Schrecken noch mehr, als von den Schwertern der Gegner geſchlagen, flohen aus der Burg, und als Alberich mit verſtärkter Mannſchaft wieder heran zu bringen verſuchte, war es ſchon zu ſpät, und Burg wie Stadt für ihn verloren. Er mußte ſich Glück wünſchen, mit ſeinen Söldnern aus der Stadt zu entkommen, wo Alles Partei und Waffen für die Königin ergriff. Auch der Ban Johannes Horváthy mußte mit ſeinen Kroaten ſich flüchten, und mit dem Schwerte ſich den Weg in die Heimat bahnen. Der todtwunde Karl wurde aus Ofen auf die Wiſſegráder Burg in ſtrenge Haft geführt. Hier beſchloß er, achtzehn Tage nach dem Attentate, vielleicht an den Folgen ſeiner Verwundung, vielleicht durch Gara's Anſtiften erdroſſelt, ſein Leben (24. Februar). Seine Leiche blieb, weil er im Kirchenbanne verſtorben, durch mehre Jahre im St. Andreaskloſter unweit Wiſſegrád unbeerdigt. Er zählte erſt vierzig Jahre, als die Vergeltung für den Mord einer Königin in Neapel, für Eidbruch und Thronraub in Ungarn, ihn alſo blutig ereilte. Von Geſtalt war König Karl klein, ſein Haar blond, ſeine Züge angenehm, ſeine Haltung edel; ſeiner franzöſiſch-italieniſchen Abkunft angemeſſen, kannte und liebte er die Dichtkunſt und die Wiſſenſchaft der Geſchichte. Sein Mörder, der verwegene Forgács, wurde durch reiche Schenkungen belohnt.

Die Verſchworenen in Kroatien, deren Haupt mit Karl gefallen, wollten ihn nicht ungerächt laſſen, und warfen ſich vorerſt auf die, Marien treugebliebenen, dalmatiſchen Städte. Der Palatin Gara, kraftvoll, aber auch ſorglos, achtete die Gefahr ſo gering, daß er ſich ſchmeichelte, die bloße Gegenwart der Königin werde hinreichen, die Ruhe in jenen Gebieten herzuſtellen. In dieſer Ueberzeugung lud er die königlichen Frauen zu einer Luſtfahrt nach ſeinem ſlavoniſchen Stammſchloſſe Gara (Gorian) ein. Nur einige Söhne und Verwandte Gara's, auch der Obermundſchenk Forgács mit mehren vornehmen Herren und Frauen, begleiteten die Reiſenden; doch jede bewaffnete Bedeckung fehlte. So gelangten ſie (25. Juli) vor Diakovár, eine kleine Meile von Burg Gara. Hier aber wurden ſie von Johannes Horváthy, der, von glühender Rachſucht geſtachelt, ihnen aufgelauert hatte, mit einem Haufen Kroaten umzingelt. Die unbewaffneten Begleiter der Königin, die Uebermacht vor ſich ſehend, entflohen dem ungleichen Kampfe. Nur Forgács und Gara hielten muthig aus, und vertheidigten den Wagen, der die Königinnen führte. Beiden ward Gelegenheit, die Blutſchuld, die auf ihrem Leben laſtete, durch mannhaft edlen Tod zu ſühnen, und wie ſie vorher für die Königin gefrevelt, nun auch ſtandhaft für Dieſelbe zu fallen. Den Forgács warf, als er tapfer gegen die Menge kämpfte, ein Lanzenſtoß vom Pferde; er wurde übermannt und ſogleich im Angeſichte der zitternden Frauen enthauptet. Der Palatin focht, auf den Tritt des Wagens tretend, unerſchrocken fort mit übermenſchlicher Kraft und Anſtrengung. Keiner der Angreifenden wagte ſich in die Nähe des greiſen Helden; aus der Ferne ſchoſſen ſie mit Pfeilen nach ihm; mehre davon trafen, doch er achtete des Schmerzes nicht, ſondern brach die Pfeile in ſeiner Wunde ab, damit ſie ihm nicht im Fechten hinderlich wären. Zuletzt kroch ein Kroate ungeſehen unter dem Wagen heran, umklammerte die Füße des tapferen Palatins und riß ihn zu Boden, wo man ihm, ehe er ſich wieder aufraffen konnte, den Kopf abſchlug. Die hilfloſen Königinnen wurden aus dem Wagen geriſſen, und von Horváthy auf die zum Vraner Priorate gehörige Burg Kruppa, im Liczaer Gebirge, in enge Haft geſendet.

Der Mitverſchworene Paliſzna brachte die Köpfe Gara's und des Forgács zu Margarethen, der Witwe König Karl's, nach Apulien, forderte Waffenhilfe von ihr, und verſprach dagegen, das ungariſche Reich für ihren und König Karl's Sohn, Ladislaw, zu erobern. Margarethe, nur ihrem Rache-

durfte folgend, verhieß Beistand, wenn die gefangenen Königinnen ihr lebend überliefert würden. Um dies zu bewerkstelligen, wurden Maria und ihre Mutter näher zu der Küste, auf das Bergschloß bei Novigrád geführt, von wo man sie dann nach Apulien einzuschiffen gedachte. Zum Glücke für die Gefangenen mischten, freilich zugleich aus selbstsüchtigen Gründen und in der Hoffnung, bei diesem Anlasse das verlorene Dalmatien wieder zu gewinnen, die Veneter sich ein, indem sie durch ihre Flotte Alles, was in den dalmatischen Häfen an Bord gebracht wurde, beobachten, und Novigrád sodann belagern ließen.

Während so die Veneter den treulosen Prior Palisna in Novigrád eingeschlossen hielten und die Entführung der Königinnen nach Apulien hintertrieben, der Zewriner Ban und Generalkapitän von Kroatien, Dalmatien und Slavonien, Ladislaw von Loszoncz, aber, in Gemeinschaft mit mehren treugebliebenen Magnaten, die Horváth'sche Partei in Kroatien und Slavonien heftig bedrängte, versammelten sich die übrigen ungarischen Magnaten in Ofen; zunächst darauf bedacht, dem verwais'ten Reiche ein leitendes Oberhaupt aufzufinden. Zu diesem Zwecke ernannten sie den Gemal ihrer Königin, den Markgrafen Sigmund von Brandenburg, zum Kapitän von Ungarn und forderten ihn zu schleuniger Herreise auf. Er aber, zunächst die Befreiung seiner Gemalin vor Augen, zog mit einem in Böhmen zusammen geworbenen Heere nach Kroatien. Seine Ankunft machte den Venetern Muth, der Burg von Novigrád noch heftiger zuzusetzen. Sie wurden zurück getrieben, und der grausame Braner Prior, Palisna, ließ in seinem Grimme die Königin Elisabeth erdrosseln (Januar 1387). Der Leichnam der unglücklichen Fürstin, die durch List und Verstellung erst das Grab ihres Feindes, dann ihr eigenes gehöhlt hatte, wurde nach Jadra gebracht und in der Abtei St. Chrysogonus beigesetzt.

Fürchtend, durch voreiliges Handeln auch seine Gemalin zu verderben, trat der ohnedies zu thatkräftigem Walten nicht berufene Sigmund von Kapronca aus seinen Rückzug an. Indem er Mariens Befreiung, wenn nicht dem Zufalle, doch einer gelegenen Zeit überließ, gab er für den Augenblick sich jenen Angelegenheiten hin, die mehr seinem persönlichen Vortheile galten; denn es hatten bereits mehre edle Herren aus dem Sümegher, Szalader und Eisenburger Comitate sich an ihn angeschlossen, und in ihm die Hoffnung erweckt, die ungarische Krone unmittelbar auf sein Haupt zu setzen. In dieser Aussicht ging er nach Ofen, wo man ihn ungehindert in die königliche Burg

einziehen ließ. Auf seine Veranstaltung versammelte sich hier eine Anzahl Landherren, deren größten Theil er durch Verheißungen gewonnen hatte. Alle erkannten die Nothwendigkeit eines Oberherrn, denn von allen Seiten wütheten Kampf und Unruhe, und man wußte nicht einmal, ob Maria, die rechtmäßige Königin, noch am Leben sey. Der Rechte ihrer Schwester Hedwig auf die Nachfolge in Ungarn wurde vergessen; Sigmund's Anhang drang durch, und, vorzüglich durch die Beredsamkeit des venetischen Gesandten, wurde der zwanzigjährige Fürst, ohne allgemeinen Landtag und ohne daß, für den Fall der Wiederkehr der Königin, ein seine Macht beschränkender Rückhalt in Vorschlag kam, als selbständiger König in Ungarn ausgerufen, und, in Erledigung des Graner Erzbisthums, mit Umgehung des Coloczer Erzbischofs, durch den Wesprimer Bischof Benedikt in Stuhlweißenburg feierlich gekrönt (31. März 1387).

Der neugewählte König strebte sofort eifrig, seine Partei zu verstärken und seinen Einfluß zu befestigen, zu welchem Ende er die wichtigsten geistlichen und weltlichen Würden des Reiches an seine Anhänger vergab. Sein nächstes Ziel war die Besiegung der Horváthy'schen Partei, gegen welche er den Machover Ban, Niklas Gara, gleichnamigen Sohn des ermordeten Palatins, mit böhmischen Kriegsvolke sendete. Er selbst schloß sich dem Zuge an, reinigte das Temeser Gebiet von Feinden, setzte über die Donau, verjagte den Rebellenhäuptling Johannes Horváthy aus Sirmien, erstürmte die Burg Ujszak, wo mehre vornehme Aufrührer in seine Hände fielen, und rückte dann vor Posega, den Zufluchtsort des Johannes Horváthy. Der Platz fiel, aber Horváthy selbst entkam, durch die Unachtsamkeit oder die Verrätherei einiger Leute Sigmund's, nach Bosnien zu dem Könige Twartko, der, immer feindselig gegen Ungarn, ihn freundlich aufnahm. Als er mit bosnischer Hilfe auf den Kampfplatz zurück zu kehren wagte, wurde er bei Pachitel, drei Meilen von Novigrád, von Anhängern des Königs angegriffen, geschlagen und gefangen, aber nach Novigrád entlassen, um bei dem Braner Exprior Palisna die Befreiung der Königin zu ermitteln. Palisna, in Novigrád durch die Veneter immer heftiger bedrängt, sah sich endlich genöthigt, sowohl den Platz, als die gefangene Königin (4. Juni) an den Führer der venetischen Flotte, Johannes Barbadico, zu übergeben, und Maria begrüßte, nach mehr als zehnmonatlicher Haft, wieder die Freiheit. Von den Venetern auf das Ehrenvollste geleitet, gelangte sie über Nova und Zengh nach Agram, wohin ihr Gemal

Sigmund ihr entgegen kam und sie unter dem Jubel der Menge nach Ofen führte.

Aus Zartgefühl oder Schwäche überließ Sigmund, obgleich bei seiner Erwählung mit voller königlicher Macht bekleidet, doch seiner Gemalin die uneingeschränkte Ausübung der Regierungsgewalt, und begnügte sich, ihren Verfügungen seinen Namen als Mitregent beizufügen. Nachdem so viel errungen worden, galt es jetzt, die letzte Stütze der Horváthy'schen Faction zu brechen. Mehre ihrer Hauptplätze, darunter die feste Medverburg, die Schlösser Churugh, Dyako, Kőzvár und Sumneth, wurden erobert; der aufrührerische kroatische Landherr, Johann Korpád, gefangen genommen, nach Ofen gebracht, hier am Schweife eines Rosses durch die Straßen geschleift, enthauptet und geviertheilt. Sein Schicksal erfuhren auch andere gefangene vornehme Aufrührer. Ein ähnliches Los fürchtend, flohen viele der Verschworenen nach Bosnien zu Twartko, der unterdessen mit aller Kraft an der Eroberung Dalmatiens arbeitete. Schon hatte er sich Cattaro's bemächtigt; Spalatro, Sebenico, Scardona und Traù wurden von ihm zur See, von den kroatischen Empörern zu Lande bedrängt. Von Sigmund ohne Beistand gelassen, schlossen die Spalater mit den übrigen Seestädten ein Waffenbündniß wider ihre gemeinsamen Feinde, das jedoch gegen die angreifende Uebermacht nicht ausreichend war.

Diesmal verwehrten dem nie thatkräftigen Sigmund vollends die Umstände, mit seiner Hilfe bei der Hand zu seyn; denn, obgleich dem Namen nach König von Ungarn, waren ihm doch von den meisten Seiten die Hände gebunden. Theils durch üble Wirthschaft, theils durch seine früheren kostspieligen Truppenwerbungen, hatte er seine Vermögensumstände gänzlich zerrüttet, ja endlich alle seine Geldquellen verstopft. Nachdem er seinen Brüdern nicht nur die ganze Mark Brandenburg, sondern selbst seinen Antheil an der Kuttenberger Ausbeute, zuletzt sogar sein Erbnäherrecht an Böhmen verpfändet hatte, war er ohne Land und Einkünfte, während die Umstände fortwährend Geld von ihm forderten. Ungarn aber vermochte unter den waltenden Verhältnissen ihm keinen Ersatz für seine veräußerten Stammgüter und die hingegebene Hausmacht zu gewähren, denn er war weder von dem Volke, noch von seiner Gemalin geliebt, und seit der Letzteren Rückkehr zu einer bloßen Schattenherrschaft verurtheilt. Auch seine Schwägerin, die Königin Hedwig von Polen, war ihm nicht hold; sie hatte den moldauischen Woiwoden, Peter,

beredet, ſich der ungariſchen Oberherrſchaft zu entziehen und ſich der Krone Polens zu unterwerfen, und ein Gleiches war jetzt mit Myrtſche, dem Woiwoden der Walachei, im Werke. Zugleich drängte die Osmanengefahr mächtiger, als jemals, heran. Die auch von ungariſchen Hilfsvölkern mitgefochtene blutige Schlacht auf dem Koſſover Felde in Oberſerbien (15. Juni 1389), wo, nach des morgenländiſchen Geſchichtſchreibers Worten, „durch Ströme von Blut die diamantenen Klingen in hyazinthene, der Speere ſpiegelnder Stahl in Rubin, und durch die Menge der abgeſchlagenen Köpfe und rollenden Turbane das Schlachtfeld in ein vielfärbiges Tulpenbeet verwandelt wurden“ — brachte zwar dem Emir der Osmanen, Murad I., den Tod durch den Mordſtahl des Serbiers Miloſch Kobilovitſch, aber ſie koſtete auch dem Kral der Serbier, Lazar, Freiheit und Leben, und zwang deſſen Sohn und Nachfolger, Stephan, ſich den Osmanen zur Heeresfolge und zum Tribute zu verpflichten. Auch der bosniſche Twartko, obgleich gegen die Traùer ſich des Sieges über Murad rühmend, und Dalmatien zum Abfalle von Ungarn auffordernd, eilte nach der Koſſover Schlacht, ſich dem Nachfolger Murad's, Bajeſid I., als Vaſall zu unterwerfen, und wurde dafür von Letzterem mit Truppen gegen Dalmatien unterſtützt.

Sigmund ſchien aus ſeiner Unthätigkeit erwachen zu wollen. Er ſendete Truppen in das Machover Banat, um es gegen Angriffe von osmaniſcher oder walachiſcher Seite zu vertheidigen, und gegen Vrana, wo Johannes von Paliſzna ſich abermals feſtgeſetzt hatte. Er ſelbſt zog an der Spitze der übrigen Heeresmacht über die Save nach Bosnien, und kam durch den Muth ſeiner Feldherren in den Beſitz der feſten Schlöſſer Borith und Zettin. Als aber eine ſeiner Heeresabtheilungen, vor Vrana durch Twartko geſchlagen, ſich nach Nona hatte zurück ziehen müſſen, war auch Sigmund's Muth dahin, und ſtatt ſich auf den bis Jadra ſtreifenden Feind zu werfen, ging er eilig über die Save zurück, wodurch Twartko Meiſter des Feldes wurde, und nicht nur Cliſſa, Oſtrowitza und Almiſſa ſchnell hinter einander eroberte, ſondern auch zu Anfang des folgenden Jahres (1390) die durch Sigmund unbeſchützt gelaſſenen Städte Spalatro, Sebenico und Traù, nebſt den Inſeln Leſina und Brazza, zur Unterwerfung zwang. Nur Jadra hielt mit unverbrüchlicher Treue zu Ungarn. Ein neuer größerer Verluſt kam dazu; denn als Sigmund Anſtalten traf, um den moldauiſchen Woiwoden für ſeinen Uebertritt zu Polen zu beſtrafen, fiel die junge polniſche Königin Hedwig mit einem Heere in Gallizien

ein und vertrieb die ungarischen Besatzungen. Seitdem blieb Galizien durch drei hundert zwei und achtzig Jahre für die ungarische Krone verloren. Zwar gelang dem Könige Sigmund die Demüthigung des moldauischen Woiwoden Stephan, so, daß derselbe sammt seinen Bojaren ihm den Huldigungseid schwören mußte; aber zwei Jahre später verlor Stephan durch eine Empörung die Herrschaft, und die Stellung der Moldau zu Ungarn blieb, nach wie vor, schwankend und verworren.

Mit reißender Schnelligkeit breitete sich die Macht der osmanischen Türken an den östlichen Nachbarländern Ungarns aus. Die Bulgarei war, mit Ausnahme weniger Plätze, in den Händen der islamitischen Sieger; der bulgarische Kral, Sisman, hatte, vom Schrecken gelähmt, seine Person den Osmanen übergeben und endete im Gefängnisse zu Philippopolis, während sein gleichnamiger älterer Sohn sich das Leben und die Freiheit durch Uebertritt zum Islam erkaufte und in Asien sich mit einer türkischen Statthalterschaft begnügte. Nach Bulgariens Unterjochung streiften die Türken gegen Sirmien, und bedrohten das Machover Banat. Aber in Sirmien unterlagen sie zu wiederholten Malen den Waffen der Ungarn; eben so wurden sie aus dem bereits von ihnen eingenommenen Bergschlosse Kolumbatz am rechten Donauufer, zugleich auch aus dem Machover Gebiete und aus der slavonischen Klein-Walachei wieder vertrieben. Auch auf anderer Seite schienen sich die Aussichten für Sigmund lichten zu wollen; denn zwei seiner gefürchtetsten Feinde, der Braner Exprior, Johannes von Palisna, und der bosnische Despot, Stephan Twartko, starben kurz nach einander (1392). Die durch diesen Todesfall in Bosnien, wo der zum Könige ausgerufene Stephan Dabischia und Twartko's unehelicher Sohn, Twartkoschura, einander die Herrschaft streitig machten, verursachten innere Gährungen, beseitigten vor der Hand dort jede Gefahr für Ungarn, und auch die versuchte türkische Einmischung wurde mit ungarischer Hilfe zurück gewiesen.

Nach Twartko's Tode war Sigmund bedacht, die von dem Verstorbenen eingenommenen dalmatischen Städte zurück zu erobern, und die kroatischen Verschworenen, die an Jenem ihren streitfertigen Arm verloren hatten, zu Paaren zu treiben. Niklas Gara, zum Ban von Dalmatien, Kroatien und Slavonien ernannt, siegte über den bosnischen Woiwoden Wruk Hrana, und brachte Knin, sammt einigen Seestädten, in seine Gewalt. Die jetzt ernsthaft bedrohten Häupter der Verschworenen warfen sich in die feste Burg Dobor

am linken Ufer der Bosna in der Landschaft Uszora, gegen welche sofort die Brüder Niklas und Johannes Gara mit ihren Mannschaften sich in Bewegung setzten, und, nachdem auch der König bei ihnen eingetroffen, zur Belagerung des Platzes schritten. Ehe derselbe noch völlig eingeschlossen war, entkam Johannes Horváthy, die Seele der Verschwörung, aus der Burg, wurde aber im Gebirge aufgefangen und gefesselt zu dem Könige gebracht. Bald darauf ergab sich der Platz; aber die Häupter des Bundes, unter ihnen auch der Bischof Paul Horváthy, hatten sich noch zu rechter Zeit geflüchtet. Dieser Sieg des Königs setzte ganz Bosnien in Furcht; der dortige Herrscher, Dabischia, kam persönlich zu Sigmund, huldigte demselben als Oberherrn und wurde von ihm im lebenslänglichen Besitze bestätigt; nach seinem Tode sollte jedoch Bosnien an Ungarn zurück fallen. Es gelang auch, die entflohenen Anführer der Rebellen aufzugreifen. Sie wurden insgesammt nach Fünfkirchen geführt und daselbst enthauptet; Johannes Horváthy aber, nach Reichsgewohnheit und dem Ausspruche der Baronen gemäß, mit glühenden Zangen gezwickt, am Pferdeschweife durch die Straßen geschleppt, zuletzt geviertheilt und die Stücke des Leichnams an den Thoren der Stadt festgenagelt. Noch andere zwei und dreißig edle Herren, Theilnehmer des Aufstandes, wurden von Georg Waydasy überfallen und ergaben sich ohne Widerstand gegen das Versprechen königlicher Gnade. Zu Karom aber erklärte er sie für Majestätsverbrecher und ließ sie in Ketten legen. Empört über solchen Wortbruch, nahmen sie einander das Gelübde ab, daß Keiner durch Bitten oder Unterwerfung sich vor dem Könige demüthigen wolle. Stumm, trotzig, ohne Gruß und Kniebeugung, erschienen sie vor dem zürnenden Sigmund, der sie ohne Ausnahme zum Tode verurtheilte. Sie erlitten ihr Schicksal mit großer Standhaftigkeit, einer besseren Sache würdig; Stephan Konth legte, statt mit dem Gesicht, sich mit dem Nacken auf den Block, weil er gewohnt sey, dem Tode in's Angesicht zu blicken; sein Edelknabe, Csowka, dem der König Gnade anbieten ließ, gab die fanatische Antwort: er wolle lieber sterben, denn einem Böhmen dienstbar seyn, und wählte den Tod statt des Lebens (1393). So bluttriefend endete das Trauerspiel der Horváthy'schen Verschwörung, welches Ungarn allen Gräueln des Bürgerkrieges preis gegeben, Provinzen losgerissen, des Reiches Feinden Triumphe bereitet, zwei Königinnen gefesselt und eine gemordet hatte. Zu beklagen war nur, daß Wortbruch und Grausamkeit den Sieg der gerechten Sache befleckte.

Die Gemüther gewann ſich Sigmund mit dieſer Strenge nicht; die Empörung war nicht ſowohl gedämpft, als zum Schweigen gebracht, und, ſtatt auf offenen Kampf, auf Schleichwege und Heimlichkeit angewieſen. Ein von Sigmund vorgeſchlagener Erbvertrag mit ſeinem Bruder Wenzel, durch welchen dieſer bei Sigmund's unbeerbtem Tode die Nachfolge in Ungarn haben ſollte, erbitterte die Ungarn, welche nicht ſo ungefragt über ſich verfügen laſſen wollten, noch mehr; mehre Magnaten ſchloſſen ſich insgeheim an Hedwig und deren Gemal, Wladislaw Jagiel, an; Andere ſetzten ſich in Einvernehmen mit dem jungen Könige Ladislaw von Neapel, Sohn des ermordeten Karl von Durazzo, und forderten ihn auf, Ungarn als ſein väterliches Erbe in Beſitz zu nehmen, welchen Anſchlag der Papſt Bonifacius IX. ſo ſehr begünſtigte, daß er ſogar in Dalmatien, Kroatien und Slavonien wider Ladislaw's Feinde das Kreuz zu predigen gebot, was Sigmund nur durch ſeine perſönliche Hinkunft zu hindern vermochte.

Neben dieſen verwickelten Sorgen nahmen die immer drohenderen Fortſchritte der Türken des Königs ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Noch während er den Todesſtreich gegen die Trümmer der Horváthy in Dobor vorbereitete, war er, begleitet von dem Herzoge Bolko von Oppeln, dem böhmiſchen Edlen von Sternberg, dem polniſchen Magnaten und Preßburger Grafen Stibor von Stiborzicz und dem Grafen Wilhelm von Cilly, an das linke Donauufer bei Kewi gezogen, um die gegenüber bei Semendra gelagerten Türken vom Uebergange über den Strom abzuhalten. Als die türkiſche Hauptmacht unter Sultan Bajeſid ſich nach Thrakien zurück zog, ſetzten die Ungarn über die Donau und verjagten die einzelnen türkiſchen Streifparteien aus dem Machover Banate. König Sigmund wurde bei ſolcher Gelegenheit einmal von ſeinen Begleitern getrennt. Ein Türke fiel ihn wüthend an, und würde ihn niedergehauen haben, hätte nicht der herbei eilende Ritter Blaſius Eſerey von Baroth den Streich aufgefangen und den Türken getödtet. Blaſius brachte ſodann in einem Nachen den König über den Strom zurück und ſtillte deſſen Hunger mit Getreidekörnern. Ehe die Ungarn nach Bosnien zur Belagerung der Feſte Dobor abzogen, verheerten ſie das den Türken zinsbar gewordene Serbien bis in die Gegend von Izdril.

Nachdem die Macht der Horváthy gebrochen, verfolgte Sigmund ſeine Unternehmungen gegen die Türken mit größerem Nachdrucke. Im Februar 1395 ſtand er mit ſeinem Heere in Siebenbürgen, Willens, die Bulgarei

von den Türken zu säubern und ihre gefährliche Nähe zurück zu werfen. Zu diesem Zwecke hatte er mit dem byzantinischen Kaiser Manuel Paläologus ein Bündniß geschlossen, auch den König Karl VI. von Frankreich zur Theilnahme einladen lassen. Eben so war es nöthig, sich der Treue des walachischen Woiwoden Myrtsche zu versichern, und wirklich wurde derselbe dahin vermocht, daß er dem Könige Beistand wider die Türken, freien Durchzug durch sein Land und Versorgung der Truppen gelobte. Während nun das ungarische Heer durch den Türczburger Paß zog und in der Walachei längs der Aluta vorrückte, hatten die Türken sich schon am linken Donauufer in einem verschanzten Lager vor dem von ihnen besetzten festen Platze Klein-Nikopolis (jetzt Turnul) aufgestellt, und verwüsteten von da aus die Umgegend bis Zewrin hin. Als aber die Ungarn mit überlegener Macht gegen sie anrückten, flohen sie in Verwirrung über den Strom zurück und verloren auf der Flucht eine Menge Leute durch die Schwerter der heftig nachsetzenden Ungarn. Nach hartnäckiger Vertheidigung fiel auch Klein-Nikopolis in die Gewalt der stürmenden Christen. Die Siegesfreude wurde bitter getrübt durch die eintreffende Trauerkunde von dem Tode der Königin Maria, welche in der Blüte ihrer Tage, sechs und zwanzig Jahre alt, ihr an schweren Erfahrungen reiches Leben beschlossen hatte (17. Mai 1395). Sigmund sendete den Graner Erzbischof zurück, um die Leiche Mariens in der Gruft des heiligen Ladislaw in Großwardein zu bestatten, und in dieser entscheidenden Krisis für ihn zu wirken.

Für Sigmund stand jetzt Alles auf dem Spiele; denn das Hinscheiden der kinderlosen Königin munterte die Prätendenten der verschiedenen Parteien zu neuen Unternehmungen auf. Am schnellsten handelten Hedwig von Polen und ihr königlicher Gemal Wladislaw; sie eilten mit hinlänglicher Heeresmacht über die Gränze, um das ungarische Reich, welches sie erledigt nannten, als ein der Krone Polen anheimgefallenes Erbtheil in Besitz zu nehmen. Für Beide hatten sich, aus Widerwillen gegen Sigmund, die meisten ungarischen Herren in den nördlichen Comitaten erklärt; aber das Glück entschied diesmal für Sigmund. Der Graner Erzbischof, Johannes Kanisay, verwehrte mit einigen schnell zusammen gerafften Truppen den Polen, tiefer im Reiche vorzudringen, und schüchterte durch angedrohten Kirchenbann die Königin Hedwig und deren Gemal dergestalt ein, daß sie von allen Ansprüchen auf die ungarische Krone abstanden. Ladislaw aber fühlte sich in Neapel selbst noch so wenig fest, daß er nicht daran denken mochte, auch noch die schwierige

Frage für Ungarn aufzunehmen. Sigmund zog nach Ungarn zurück; die Gebrüder Gara und Graf Peter von Perén zogen mit einer auserlesenen Schaar dem Heere voran. Der treulose Myrtsche hatte, um Sultan Bajesid's Gunst zu erwerben, in den Belgrader Bergpässen walachische Scharfschützen in Hinterhalt gelegt, welche, als der König jene Straße zog, ihn mit vergifteten Pfeilen begrüßten. Aber die Ritter deckten den König mit ihren Schildern, und die Grafen drangen mit ihren Leuten in die besetzten Schluchten hinein und verjagten die walachischen Wegelagerer.

Der Zufall hatte in Ungarn so viel für Sigmund gethan, daß derselbe noch hinlängliche Zeit zu gehässigen Umtrieben gegen seinen Bruder, den deutschen und böhmischen König Wenzel, behielt, gegen welchen er mit dem Herzoge Albrecht III. von Oesterreich, dem Markgrafen Jodok von Mähren und dem Markgrafen Wilhelm dem Einäugigen von Meißen ein heimliches Schutz- und Trutzbündniß errichtete, auch die Unruhen unter den böhmischen Landherren selbst unterhielt und Wenzel's erste Gefangenschaft veranlaßte. Durch dieses trübe Spiel nöthigte er zuletzt den König Wenzel, sich ihm, seinem arglistigen Feinde, in die Arme zu werfen und seine Vermittlung anzurufen. Sigmund ging nach Böhmen, stiftete hier nothdürftig Ruhe, und erwirkte Erneuerung des schon vor drei Jahren mit seinem Bruder geschlossenen Erbvertrags, nach welchem, im Ueberlebungsfalle, Wenzel in Ungarn, Sigmund in Böhmen nachfolgen sollte. Namentlich erreichte der bereits eifrig der römischen Krone nachstrebende Sigmund, daß Wenzel ihm (1396) das Vicariat über den ganzen Umfang des römischen Reiches auf Lebenszeit und mit fast unumschränkter Gewalt übertrug.

In Böhmen wie im deutschen Reiche hatte Sigmund also glücklich die Unterlagen seines ehrgeizigen Gebäudes gegründet; jetzt aber rief ihn die Nothwendigkeit wieder auf das Schlachtfeld wider die Schaaren Bajesid's. Des Königs Aufruf an andere Fürsten und Herren hatte auf vielen Seiten Anklang gefunden, besonders in Frankreich, Burgund und England. Im Hafen von Nona landeten des burgundischen Herzogs Philipp des Kühnen Sohn, der Graf von Nevers, der Connetable Graf d'Eu, Heinrich und Philipp de Bar, Guy de la Tremouille, der Admiral Jean de Vienne, der Marschall Boucicault welcher auf seiner Rückreise aus dem Oriente durch Ungarn den König Sigmund zu neuen Unternehmungen gegen die Türken ermuthigt hatte, der berühmte Feldherr Graf von Coucy und andere edle Herren mit tausend französischen

Rittern, eben so vielen Knappen und sechs tausend Söldnern. Ihnen hatte sich am Wege angeschlossen: Graf Friedrich von Hohenzollern, Großprior in Deutschland, an der Spitze deutscher Herren, und von Rhodos kam in das Lager zu Sigmund der Großmeister der Johanniter, Phillibert von Naillac, mit vielen seiner Ritter. Auch baierische Ritter kamen herbei gezogen unter der Anführung des Kurfürsten von der Pfalz, des Grafen von Mümpelgard, Burgvogtes zu Nürnberg; steyermärkische unter dem Befehle Hermann's II., Grafen von Cilli, und walachische Truppen, von ihrem Woiwoden Myrtsche befehligt. Gegen die Pfingstzeit hatte eine Zusammentretung in Wien Statt, von wo siebzig große Schiffe, mit Wein, Mehl und Hafer befrachtet, die Donau hinab fuhren. Plündernd zog das ungarische Heer durch Serbien; die französischen Hilfsvölker nahmen ihren Weg über Siebenbürgen und die Walachei. König Sigmund rückte durch den Paß des eisernen Thores und besetzte Widdin und Orsova, jenes mit drei hundert, dieses mit zwei hundert Mann. Das erste hatte sich freiwillig ergeben; das zweite fünf Tage lang sich gewehrt, worauf die christlichen Einwohner die türkische Besatzung mit Gewalt vertrieben. Raco wurde berennt, und die Besatzung, nachdem sie sich ergeben, niedergemetzelt; denn der Fanatismus der Christen kannte keine Schonung und keine Worttreue gegen die Ungläubigen. Das gesammte, an sechzig tausend Mann starke, verbündete Heer vereinigte sich zu Nikopolis, welches sechs Tage lang zu Wasser und zu Lande belagert, aber von Toghanbeg, der mit Bestimmtheit auf nahen Entsatz rechnete, beharrlich vertheidigt wurde. Die Verbündeten, namentlich die Franzosen, durch das Bewußtseyn ihrer Stärke in thörichte Sicherheit gewiegt, fröhnten sorglos ihrer Lust im Weine und in der Liebe, denn sie führten Schaaren leichtfertiger Dirnen bei sich. Von ihrem Gegner, Bajesid, sprachen sie mit Hohn und Geringschätzung, bezweifelten, daß er den Muth haben werde, über den Bosporos zu setzen, und maßen der von Streifern eingebrachten Botschaft, daß das türkische Heer nur noch sechs Stunden weit entfernt wäre, keinen Glauben bei. Der Marschall Boucicault drohte sogar den Männern, welche jene Nachricht brachten, als falschen Lärmmachern die Ohren abschneiden zu lassen, und seine Ritter rühmten sich, den Himmel, wenn er einfiele, mit ihren Speeren aufhalten zu wollen; während auf türkischer Seite Bajesid, eben so vermessen, doch seiner Uebermacht bewußt, prahlte, daß sein Roß nächstens auf dem Hochaltare der Peterskirche zu Rom Hafer fressen sollte.

Als man der ersten türkischen Streifer, der Asaben, in der Ebene ansichtig wurde, bestand der Graf von Nevers darauf, daß die französische Reiterei die Ehre des ersten Angriffes haben müßte. Umsonst stellte der König Sigmund, mit der Türken Kriegsweise bereits aus eigener Erfahrung vertraut, ihm vor, daß gegen dieses schlechtbewaffnete Volk nur leichte Truppen nöthig wären, die christlichen Kerntruppen aber gegen jene des Feindes, gegen die Janitscharen und Sipahi, aufgespart werden müßten. Seinem Einwurfe pflichteten der Graf von Coucy und der Admiral de Vienne bei; aber der Connetable und der Marschall von Frankreich, gereizt, daß Sigmund jene Beiden früher um ihre Meinung gefragt habe, als sie, widerstritten ihm mit Heftigkeit, und bemerkten beißend, daß französische Reiterei unmöglich ungarischem Fußvolke nachstehen dürfe, und daß auf den Ehrenplatz des Treffens die Franzosen Anspruch hätten. Der König mußte nachgeben, zum Verdrusse seiner Ungarn, deren kriegerischer Ehrgeiz diese Zurücksetzung beleidigte. Als Einleitung der Schlacht hieben die Franzosen die auf Treue und Glauben übernommenen türkischen Gefangenen nieder. Alsbald entbrannte nun die Schlacht, welche den Christen so verderblich werden sollte (28. Sept. 1396). Der Anfang war besser, als das Ende. Die asabische Vorhut der Türken wurde von den Franzosen auseinander gestäubt; selbst die Janitscharen mußten der ungestümen Tapferkeit der Franken weichen, und nachdem sie zehn tausend Mann verloren hatten, rettete sich der Rest hinter die Sipahi. Wüthend hieben die französischen Reiter jetzt auf die türkischen ein, und tödteten ihnen fünf tausend Mann. Wenn die Franzosen der Meinung Coucy's oder des Admirals gefolgt wären, Halt gemacht, ihre Geschwader frisch geordnet hätten, das ungarische Fußvolk erwartet hätten, so wäre der Sieg den Christen nicht zu entwinden gewesen. Aber in unbedachter Hitze sprengten die französischen Reiter, in Verfolgung der fliehenden Sipahi, eine Anhöhe hinan, wo unerwartet der Kern des türkischen Heeres, von Bajesid selbst geführt, ihnen mit vierzig tausend Lanzen entgegen starrte. Sie wollten umlenken und in das Lager zurück fliehen; aber die türkische Reiterei schnitt ihnen den Rückweg ab. Schon wollte der Admiral de Vienne sich zur Flucht wenden, als er, der Ehre seiner Nation sich opfernd, den ihn umgebenden zwölf Rittern zurief: das Leben dürfe nicht erkauft werden um den Preis der Ehre; es gelte sich zu vertheidigen oder auf dem Felde des Ruhmes zu sterben! Sie warfen sich den Speeren der Türken entgegen und fielen als Helden. Der Graf von Nevers

und vier und zwanzig seiner vornehmsten Waffengefährten wurden gefangen; darunter des Königs von Frankreich Vetter, Prinz Heinrich de Bar, der edle Coucy und de la Tremouille. Nur tausend Schritte hinter den Franzosen stand das ungarische Heer, auf dem rechten Flügel die Ungarn, von Stephan Latzkovich, auf dem linken die Walachen, von ihrem Woiwoden Myrtsche angeführt; im Centrum Hermann von Cilli mit den Steyermärkern und Baiern, die Brüder Gara und König Sigmund selbst. Als man den kläglichen Untergang der französischen Ritter sah, kam Bestürzung und Schrecken über das Heer, und der rechte und linke Flügel desselben suchte sein Heil in der Flucht. Stephan Latzkovich, ein geheimer Feind, floh mit den Ungarn, der wiederholt treulose Myrtsche mit den Walachen. Nur das Mitteltreffen, des Königs auserlesene Ritter unter Gara, die Steyermärker unter Hermann von Cilli, und die Baiern unter dem Kurfürsten von der Pfalz, hielten muthig aus, boten den Trümmern der zersprengten französischen Schaar einen Stützpunkt, und gingen, zwölf tausend Mann stark, auf die Türken los. Es gelang den Tapferen, die Janitscharen zurück zu schlagen, und sie waren nahe daran, auch die Sipahi zu werfen; da flog der Fürst von Serbien, zum türkischen Vasallen herab gesunken, mit seinen Kriegern zu Bajesid's Rettung herbei und erkämpfte für seinen Tyrannen den Sieg. Das Banner Sigmund's wurde geworfen; die steyermärkischen und baierischen Ritter weihten sich hochherzig dem Tode, um den König zu retten. Hermann von Cilli und der Graf von Mümpelgard nahmen ihn in ihre Mitte und führten ihn aus dem Gemetzel der Schlacht auf ein Schiff, das er mit dem treuen Erzbischof von Gran und dessen Bruder Stephan von Kanisay bestieg. Sie erreichten mit dem Großmeister der Johanniter glücklich die vereinigte venetianische und rhodische Flotte der Kreuzfahrer, welche an der Mündung des Isters lag, und sie über Konstantinopel und Rhodos nach Dalmatien brachte. Als sie bei Gallipoli vorbei fuhren, wo Bajesid die von dem allgemeinen Gefangenenmorde ausgenommenen französischen Prinzen und Herren verwahren ließ, stellten die Türken, deren kleine Fahrzeuge der Flotte der Kreuzfahrer nichts Ernstliches anhaben konnten, jene Gefangenen am Ufer des Meeres zur Schau aus und riefen dem vorbei segelnden Könige spottend zu: er möge sie auswechseln. Sigmund lenkte bald darauf diesen Spott von sich ab, indem er die von dem Subsidienvertrage mit Venedig ihm entfallende nächste Zahlung von sieben tausend Ducaten zur Auslösung der französischen Ritter anwies. Die Gefangenen wurden

endlich zu Brusa ausgelöset; der Admiral von Frankreich war im Kampfe bei Nikopolis gefallen, der Connetable und der Graf von Coucy in der Haft zu Brusa gestorben; aber die Uebrigen, unter ihnen der Marschall Boucicault und Guy de la Tremouille, begrüßten glücklich den Tag ihrer Freiheit.

Des Königs Niederlage und Feldflucht hatte natürlich nicht dazu gedient, sein Ansehen in Ungarn zu heben. Auch die Verzögerung seiner Heimkehr in so verhängnißvollem Augenblicke, wo Bajesid Ungarn — das nach dem blutigen Tage von Nikopolis nunmehr durch drei hundert fünf und neunzig Jahre ein Ziel türkischer Eroberung blieb — mit einem Einfalle bedrohte, wurde ihm übel ausgelegt. Wiederum drohten ihm auf vielen Seiten Abfall und Angriff. Bosnien riß sich, nach König Dabischia's Tode, gänzlich von Ungarn los, indem die beiden Nebenbuhler der bosnischen Krone, Twartkoschura und der Bojar Ostojo, Jener unter Bajesid's, Dieser unter Neapels Schutz sich begaben. An Ostojo schlossen sich die zahlreichen mißvergnügten ungarischen Herren, verstärkt durch die Familien der hingerichteten Mitverschworenen der Horváthy, an, indem sie ausſprengten, Sigmund sey bei Nikopolis entweder umgekommen oder in Gefangenschaft gerathen; in jedem Falle aber sey Derselbe nur durch einseitige Wahl, nicht nach verfassungsmäßigem Hergange auf den Thron erhoben worden, und nach Maria's Tode sein Recht erloschen; zudem habe Sigmund ungarisches Gebiet ohne Genehmigung der Stände an seine Verwandten verpfändet, die Ausländer bevorzugt, und sich unvermögend gezeigt, das Vaterland in Zeiten der Gefahr zu beschützen. In solcher Voraussetzung erklärten sie den Thron für erledigt, und den König Ladislaw von Neapel als dessen gesetzlichen Erben.

Ladislaw aber, von Ludwig von Anjou fortwährend bedrängt, fühlte sich noch immer nicht sicher auf dem Throne von Neapel, und konnte sich daher nicht so schnell entschließen, sein Reich zu verlassen. Er gab den Abgeordneten der Mißvergnügten vertröstende Antwort, ließ aber gleichwohl die Unterhandlungen fortsetzen, und ernannte endlich die beiden Häupter jener Partei, den Woiwoden Stephan Laczkósi und Herrn Stephan von Simontornya, auf ihr Verlangen zu seinen bevollmächtigten Statthaltern und Feldherren in Ungarn, mit der urkundlichen Erklärung, daß er künftig als König der Ungarn Alles, was jene Beiden in seinem Namen verfügen würden, bestätigen wolle.

Hierauf wurde ein Tag nach Knin ausgeschrieben, welchen Ostojo, die meisten Landherren Kroatiens und des südlichen Bosniens, die Führer der

ungarischen Mißvergnügten und die Bevollmächtigten der dalmatischen Seestädte besuchten. Einstimmig erklärte sich die Versammlung für Ladislaw; am schnellsten wurde derselbe anerkannt von den Bewohnern der Stadt Jadra, weil Sigmund bei einem Streite zwischen dieser Stadt und der Insel Pago zum Nachtheile der ersteren entschieden hatte; auch Ostojo kündigte den Bevollmächtigten Ladislaw's seine Unterwerfung an, und mit aller Macht wurden nun in Ungarn Anhänger für den Neapolitaner geworben. Myrtsche sagte sich von aller Lehensverbindung mit Ungarn los, obgleich er seinen Sohn Wlad dem Könige als Geisel seiner Treue gestellt hatte.

Als Sigmund, der Gefahr türkischer Gefangenschaft glücklich entronnen, nach Dalmatien kam, schrieb er einen allgemeinen Landtag nach Temesvár aus, und blieb so lange in Knin, bis Niklas Gara und Johannes von Mároth einen Theil Bosniens zurück erobert und ihm dadurch einen sicheren Weg nach Ungarn geöffnet hatten, worauf er aus dem eingenommenen Bezirke am Bosnaflusse ein Banat errichtete. Wider Erwarten wurde der ausgeschriebene Landtag zu Temesvár zahlreich besucht und am 25. October 1397 eröffnet. Doch wurde wenig ausgerichtet; denn der König und die Stände forderten gegenseitig von einander, was Keiner gewähren konnte oder wollte: er Geld, sie die schleunige Einlösung aller von ihm verpfändeten Burgen, Städte und Krongüter von seinen Kammereinkünften.

Von hier wollte der König nach Zengg gehen, um dort einen Congreß für die Abgeordneten sämmtlicher dalmatischer Städte zu halten. Aber während dessen hatte sich in Dalmatien Alles zu Gunsten Ladislaw's erhoben, und das Vordringen der Bosnier machte dort die Straße nach Ungarn unsicher. Schon war der König auf dem Wege nach Zengg; da kam ihm die trostlose Botschaft entgegen, Johannes Hervoja sey zur Partei des Ostojo für König Ladislaw übergegangen, und habe sich zu Jaicza durch türkische Truppen verstärkt; zahlreiche türkische Rotten hätten bei Zwornik den Drino überschritten und wären theils, mit Twartkoschura's Banden vereinigt, in das Gebiet von Posega, theils unter Latzkófi's und Simontornya's Anführung in Sirmien eingefallen; Matko von Szent-Márton, königlicher Befehlshaber zu St. Demeter (Mitrovicz) an der Save, habe die Stadt an die Feinde verrathen und alles Land zwischen der Donau, der Save und der Drave sey von den vereinigten Türken und Aufständischen furchtbar verwüstet worden.

Schnell widerrief, nach dieſen Vorgängen, Sigmund den Zengger Landtag und verlegte ihn nach Kreutz in Kroatien (Februar 1398). Hier wagten ſogar Latzkóſi und Simontornya, Erſterer bewaffnet, zu erſcheinen; aber mitten unter den Verhandlungen ließ Sigmund Beide ergreifen und ſogleich enthaupten, und ihre Leichname aus den Fenſtern hinab ſtürzen. Dieſe Blutthat hatte unter den Anweſenden die Erſtarrung des Schreckens, aber keine Sinnesänderung zur Folge. Die Anhänger und Söldner der Ermordeten wagten keine augenblickliche Rache zu nehmen, aber ſie gaben ſie nicht auf.

Nach vielen Schwierigkeiten konnte der König endlich mit einiger Heeresmacht über die Drave gehen, die Bosnier bedrohen und ſpäter, nachdem Mároth den Twartkoſchura über die Save zurück getrieben hatte, bei Poſega ſich lagern. Von hier aus erſuchte er die Bewohner von Traù um Belagerungsgeſchütz, um die bosniſchen feſten Plätze zu bewältigen; aber die Forderung wurde unter mancherlei Vorwänden verweigert. Für den König war hier alſo vor der Hand Nichts weiter zu thun, und auch von den Türken für den Augenblick Nichts zu befürchten, indem dieſelben eben die Walachen bedrohten und den erſchrockenen Myrtſche nöthigten, den Beiſtand des oft getäuſchten Königs anzuflehen. Dieſer benützte daher die Zeit zu einem Ausfluge nach Polen, um ſich der Königin Hedwig und deren Gemal Wladislaw geneigter zu machen.

Sigmund hatte auf dieſer Reiſe, von welcher er noch geldarmer zurück kehrte, als er hingegangen, und daher abermals ſeine Zuflucht zu Veräußerung von Krongütern nahm, die ſchöne jugendliche Königin Hedwig zum letzten Male geſehen; denn dieſe verſchied am 17. Juli 1399 an der Folge ihrer Entbindung mit einer, kurz nach der Geburt wieder verſtorbenen Tochter, und ſo war denn der ungariſche Zweig des Hauſes Anjou, wie mit König Ludwig in der männlichen, nun auch in der weiblichen Linie erloſchen. Ihr Gemal Wladislaw, Anfangs die Miene annehmend, als halte er durch den Tod der kinderloſen Hedwig ſeine Anſprüche an Polen für vernichtet, und wolle dieſem Throne entſagen, ließ ſich, auf den Wunſch der Nation, herbei, des Grafen Wilhelm von Cilli verwaiſete Tochter Anna, König Kaſimir's Enkelin, zu heiraten und die Krone zu behalten.

Die einſeitige Erwählung eines deutſchen Gegenkönigs in der Perſon des Kurfürſten Ruprecht von der Pfalz durchkreuzte Sigmund's Hoffnungen auf die römiſche Krone; noch näher aber ſtand ihm die Sorge ſeiner Geldnoth,

der er vorläufig dadurch abhalf, daß er, gegen beträchtliche Geldsummen, seinem Vetter, dem Markgrafen Jodok von Brandenburg und Mähren, die Erbfolge in Ungarn zusicherte. Als dieser Vertrag in Ungarn laut wurde, mehrte sich die Erbitterung gegen den König, dem man zu seinen übrigen Fehlern auch noch den Vorwurf machte, daß er den schönen Töchtern der Landesedlen unziemlich nachstelle. Der allgemeine Groll, bisher nur in Umtrieben und Parteikämpfen aufathmend, brach jetzt offen gegen ihn los. Am 28. April 1401 versammelte sich ein großer Theil der Prälaten und Baronen bewaffnet vor der Ofener Burg, angeführt von dem Palatin Dietrich Bebek und dem Braner Prior Emerich Bebek. Plötzlich standen sie in den königlichen Gemächern vor dem darauf nicht gefaßten Sigmund, und verlangten mit ihm zu sprechen. In der Hoffnung, sie zu beschwichtigen, und auf seine Beredsamkeit wie auf den Adel seiner Erscheinung zählend, trat er unbefangen unter sie, den bloßen Säbel in der Faust. Auch sie zogen ihre Säbel und deuteten auf ihre Uebermacht. Den Menschen gegenüber besser entschlossen, als gegenüber den Umständen, sprach Sigmund furchtlos: Wer von Euch will wagen, mich, seinen König, anzutasten? Glaubt Einer sich von mir gekränkt, der trete hervor und biete mir allein den Kampf nach dem Gesetze der Ehre! Keiner regte sich; nur der greise Emerich Bebek redete ihn ernst und vorwurfsvoll an, schilderte ihm die Verletzung seiner königlichen Pflichten und warum man ihn des Thrones unwürdig erkenne. Da entbrannte der König in Zorn, rief seine umstehenden Anhänger herbei und wollte den Sprecher niederhauen. Doch nicht Ein Arm erhob sich zu seinem Beistande; nur auf Bitten um Schonung des Königs verlegten sich seine Freunde. Diese Theilnahmlosigkeit lähmte den Muth des Königs; er gab sich gefangen, und wurde, ohne daß Etwas zu seiner Rettung geschehen wäre, in feste Verwahrung auf die Wissegrader Burg gebracht, um hier abzuwarten, was im Rathe der Empörung über ihn beschlossen werden würde.

Sigmund's Absetzung war einhällig von Allen beschlossen; aber darüber, wer nach ihm König seyn sollte, theilten sich die Meinungen, und an dieser Frage zersplitterte die furchtbare Eintracht des Aufstandes. Es schieden sich endlich vier Parteien aus, eine die andere bekämpfend, und somit alle feindlich gegen alle. Die Clerisei und der Adel der nördlichen Comitate erhoben sich für König Wladislaw von Polen und ließen ihm die Krone Ungarns antragen; die westlichen Gespanschaften stimmten für den Herzog

Albrecht IV. von Oeſterreich; im Süden des Reiches blickte man verlangend auf Ladislaw von Neapel hin, deſſen Anhang der Mordſtreich von Kreutz gelichtet hatte; die vierte Partei endlich, die kleinſte und beſonnenſte, warf Anfangs ihre Augen auf die alten einheimiſchen Stammgeſchlechter, und als ſie dieſelben theils erloſchen, theils an Einfluß und Reichthum herab gekommen fand, und den von einer ſolchen Wahl unzertrennlichen Bürgerkrieg erwog, kehrte ſie zu demſelben Punkte zurück, von welchem ſie ausgegangen, und arbeitete insgeheim an Sigmund's Befreiung und Wiedereinſetzung. Indem die Theilnehmer der letzteren Partei ihre wahren Abſichten klug verhehlten und äußerlich ſich als erbitterte Gegner Sigmund's geberdeten, gelang es ihnen, die Perſon des gefangenen Königs unter ihre Obhut zu bekommen; denn als der Polenkönig die nördlichen Gränzen des Reiches bedrohte, Jodok und Prokop von Mähren, Sigmund's Vettern, in das Land zwiſchen der Donau und der Waag, Albrecht von Oeſterreich in die Wieſelburger und Oedenburger Geſpanſchaften eingefallen waren, achtete man den hohen Gefangenen auf Wiſſegrád nicht mehr ſicher genug, und übergab ihn ſeinem vermeintlichen Gegner, Niklas Gara, zu ſtrenger Verwahrung auf der Felſenfeſte Siklós, wogegen dieſer ſeinen Sohn und ſeinen Bruder als Geiſeln ſtellte. Der losſtobende Parteikampf übertäubte die geheimen Anſchläge, welche mittlerweile zu Sigmund's Gunſten unternommen wurden, und ließ Nichts davon laut werden. Johannes Hervoja, mit dem Titel eines oberſten Woiwoden von Bosnien und Generalſtatthalters der Könige Ladislaw und Oſtojo ſich bekleidend, hatte mit der Stadt Jadra ein Bündniß wechſelſeitiger Vertheidigung geſchloſſen; letztere Stadt die Fahne Ladislaw's, als Königs von Ungarn, aufgepflanzt; Ladislaw ſelbſt aber, in ſeiner Herrſchaft über Neapel jetzt beſſer befeſtigt, ſich, auf Zureden ſeiner Anhänger, zur Annahme der ungariſchen Krone entſchloſſen und, um ſich freie Ueberfahrt nach Dalmatien zu verſchaffen, den Venetern die Inſel Corfu verkauft. Während nun die übrigen Parteien einander heftig befehdeten, that Niklas Gara ſeine Schritte zu des Königs Befreiung. Dieſem wurden ſeine bisherigen Mißgriffe noch einmal vorgehalten; er gelobte Beſſerung und Verzichtleiſtung auf alle Rache, und Gara kündigte ihm im Namen der Uebrigen Verſöhnung und Vergeſſen des Geſchehenen an. Nach achtzehnwöchentlichem Aufenthalte in der Siklóſer Haft wurde Sigmund frei gegeben und nach Pápa im Weſzprimer Comitate geführt, um im Beiſeyn der Prälaten und Barone die Urkunde gegenſeitiger

Verzeihung und unverletzlichen Friedens zu vollziehen. Hier gelobte er (27. October), mit Berührung des heiligen Kreuzes, wegen vor und während ſeiner Gefangenſchaft vorgefallener Fehden und Angriffe wider Niemand feindlich zu verfahren oder Vorwürfe darüber zu machen. Nur wer ohne Genehmigung der Prälaten und Baronen während jener Zeit königliche Beſitzungen oder Einkünfte an ſich geriſſen hätte, müſſe ſie zurückſtellen oder verhältnißmäßigen Erſatz dafür leiſten.

Einflußreiche Verbindungen nach außen ſollten, wie der König meinte, ſein herab gewürdigtes Anſehen wieder befeſtigen, und eine zweite Heirat die Ungarn über den ihm vorgeworfenen Hang zu Liebesabenteuern beruhigen. In dieſer Abſicht verlobte er ſich mit Barbara, der ſchönen, aber nachmals ſittenloſen Tochter des reichen Grafen Hermann von Cilli, deren Schweſter Anna mit Niklas Gara, und deren Baſe mit Wladislaw von Polen verheiratet war. Die Vermälung kam jedoch erſt ſieben Jahre ſpäter (1408) zu Stande.

Hatte bisher, aus ſelbſtſüchtigen Gründen, Sigmund an dem Anſehen ſeines Bruders, Königs Wenzel, gerüttelt, ſo nöthigte ihn jetzt der Trieb der Selbſterhaltung, für denſelben aufzutreten, als in Folge der angeſchürten Gährungen in Böhmen wie im deutſchen Reiche, und durch die Gegenwahl Ruprecht's, das luxemburgiſche Haus der Kaiſerkrone verluſtig zu gehen drohte. Nachdem Wenzel durch den Herrenfrieden ſich ſpärliche Ruhe im Innern ſeines Landes verſchafft hatte, eilte Sigmund mit einigem kriegeriſchen Gefolge nach Kuttenberg, um hier das Nöthige wegen Wenzel's Romfahrt zu ordnen. Bei dieſer Gelegenheit ließ Sigmund ſich das Reichsvicariat diesſeits und jenſeits der Alpen beſtätigen; zugleich wurde ihm die unbeſchränkte Statthalterſchaft in Böhmen eingeräumt und Wenzel dadurch gänzlich von ihm abhängig gemacht (ſ. die Geſchichte Böhmens). Von ſeiner Vollmacht über Böhmen machte Sigmund alsbald vollen Gebrauch, indem er ſeine widerſpänſtigen Vettern, die mähriſchen Markgrafen Jodok und Prokop, Jenen zur Flucht zwang, Dieſem ſeine Schlöſſer abnahm und ihn gefangen ſetzte. Ja, König Wenzel ſelbſt mußte am ſchwerſten die Hand des brüderlichen Gubernators empfinden, denn Sigmund hielt ihn auf einem Prager Thurme in Haft und gab ihm dann nur eine Scheinfreiheit wieder, um ſich ſeiner zur Unterzeichnung ihm abgezwungener Urkunden zu bedienen. Dann wollte er ſeinen gefangenen und aller Macht entkleideten Bruder ſogar in Rom als Kaiſer krönen laſſen, um ſein eigenes deſpotiſches Handeln mit dem Glanze der Kaiſerkrone

zu verhüllen; aber die Reise stieß auf Hindernisse und so begnügte er sich, den gefangenen Böhmenkönig den österreichischen Herzogen Wilhelm, Albrecht und Ernst zur Verwahrung in Wien zu übergeben, während er den ebenfalls gefangenen Markgrafen Prokop in Preßburg festsetzte. Zugleich erpreßte Sigmund dadurch, daß er von den, dem Markgrafen Jodok gehörigen brandenburgischen Besitzungen die Neumark jenseits der Oder an den deutschen Orden verpfändete, Geld zu seinen Rüstungen wider Wenzel's und Jodok's Anhänger und wider den deutschen Gegenkönig Ruprecht. Je mehr Sigmund in Ungarn durch die Macht der Barone seine Hände gebunden wußte, desto willkürlicher und habgieriger waltete er in Böhmen, wo er nicht müde wurde, durch Confiscationen, Verpfändungen und Veruntreuung königlichen Gutes seinen Säckel zu füllen. Eine Stütze für seine gewaltsamen Maßregeln sollte ihm das habsburgische Haus gewähren, welchem er fortan auf alle Weise schmeichelte, indem er den Herzogen von Oesterreich nicht nur, ohne Rücksicht auf die früheren Verträge mit Jodok, die Nachfolge in Ungarn und die Verwaltung der Mark Brandenburg versprach, sondern auch später den Herzog Albrecht zu seinem Vicar für Ungarn ernannte.

Nach Ungarn zurück gekehrt, theilte Sigmund sein Vorhaben nur seinen vertrautesten und zuverlässigsten Anhängern mit; dann aber legte er auf dem Landtage zu Preßburg den versammelten Prälaten und Baronen folgende Urkunde vor: Daß, im Falle Sigmund ohne rechtmäßige Leibeserben männlichen Geschlechtes verstürbe, das ungarische Reich mit allem Zubehör seinem Schwestermanne, Herzog Albrecht IV. von Oesterreich, als rechtmäßigem Erben und Thronfolger, zufallen solle. Würde aber Sigmund bei seinem Tode eine oder mehre Töchter hinterlassen, so sollte der Herzog und Reichserbe verpflichtet seyn, dieselben durch standesgemäße Heiraten zu versorgen, und einer Jeden hundert tausend ungarische Ducaten zur Aussteuer zu geben. Indem Sigmund hierdurch die weibliche Erbfolge in Ungarn aufhob, hoffte er am sichersten Ladislaw's Ansprüche auf dieses Reich, welche auf das Recht der weiblichen Nachfolge sich gründeten, zu vernichten; obschon er dabei vergaß, daß seine eigene Berufung zu dem ungarischen Throne sich auf eben jenes Recht stützte, welches er jetzt außer Kraft setzte. Es gelang dem Könige, die Unterschriften der Stände, hundert und zwölf an der Zahl, für diese Urkunde zu gewinnen (21. September 1402), und so war mit Einemmale das Reichsherkommen in seinen Grundlagen verändert.

Sigmund verfügte für seinen Todesfall über ein Reich, das ihm, dem Lebenden, noch keineswegs sicher war; denn in Dalmatien faßte Ladislaw's Einfluß mit jedem Tage festeren Fuß, und vor Jadra landete sogar Luigi Aldemarisco, Marschall des Reiches Sicilien, Admiral und Ladislaws bevollmächtigter Statthalter in Ungarn, Dalmatien und Kroatien, mit fünf Galeeren und einer Brigantine, und empfing von den Bürgern Jadra's den Eid der Treue für Ladislaw, der von nun an dort in allen Urkunden als König von Ungarn, Sicilien und Jerusalem aufgeführt wurde. Ueberdies wurde Böhmen durch den Markgrafen Wilhelm von Meißen, den Burggrafen Friedrich von Nürnberg und den Herzog Stephan von Baiern, als Verbündete Ruprecht's, mit feindlichem Anfalle bedroht.

Wahrscheinlich aus Gefälligkeit für Ersteren und um denselben sich geneigter zu machen, opferte damals Sigmund den zu ihm geflüchteten, unruhigen meißnischen Vasallen, Burggrafen Jeschke von Dohna, einen kühnen, ritterlichen Mann, der, auf den Grund eines früheren Vertrages der dohnaschen Burggrafen mit dem Böhmenkönige Johann, sich, dem Markgrafen Wilhelm zum Trotze, als Vasallen der Krone Böhmen anzusehen pflegte. Die Veranlassung zum völligen Bruche hatte ein sogenannter Adelstanz auf dem Alt-Dresdener Rathhause (1401) gegeben, wo Burggraf Jeschke an dem ihm feindlichen Ritter Rudolph von Körbitz, der ihm im Tanze ein Bein gestellt hatte, mit einer Ohrfeige sich rächte. Die daraus entstandene verwüstende Fehde benutzte der Markgraf, den widerspänstigen Burggrafen, unter dem Vorwande der Felonie, zu vertreiben. Jeschke, nachdem er dem Markgrafen abgesagt und sich tapfer gegen ihn gewehrt hatte, mußte zuletzt der Uebermacht weichen und floh nach Böhmen, von da nach Ofen zu Sigmund. Markgraf Wilhelm drang auf Bestrafung des Flüchtlings, welchen Sigmund Anfangs zu schonen suchte und deshalb durch Albrecht von Anhalt mit dem Markgrafen unterhandeln ließ. Aber Dieser blieb unerbittlich, und um ihm seinen Willen zu thun, ließ Sigmund den unglücklichen Burggrafen als Landfriedensbrecher zu Ofen enthaupten. (Vergl. Bartsch's Historie der alten Burg und des Städtchens Dohna; Dresden und Leipzig, 1735.)

Ueber den Angelegenheiten Böhmens lief Sigmund Gefahr, seinen Erbthron in Ungarn zu verlieren. Um seinem gefangenen Bruder Wenzel neue Zugeständnisse zu entlocken, ging er nach Wien, von da aber mit Heeresmacht nach Böhmen zur Bekämpfung der Anhänger Ruprecht's. Kaum

hatte er Ungarn verlassen, so brach daselbst der bisher verhaltene Unwille über seine Verletzung des Reichsgrundgesetzes los. Die Stände traten zusammen und erklärten: da Sigmund das königliche Erbrecht, der Grundverfassung des Reiches entgegen, ohne gesetzliche Berathung mit den Ständen und ohne deren rechtsförmige Zustimmung, willkürlich an einen Fremden vergeben hätte, so sey der Thron erledigt und ihnen die Befugniß gegeben, einen neuen König zu erwählen. Diejenigen, welche vorher am standhaftesten zu Sigmund gehalten, traten jetzt am heftigsten gegen ihn auf, und gingen zu Ladislaw's Partei über. Der Prior Emerich Bebek übergab die Vraner Burg an Ladislaw's Statthalter; in Traù, wie in Sebenico und Spalatro, wurde Ladislaw's Banner aufgepflanzt; Gran, Erlau und Ofen wurden für Ladislaw zu Waffenplätzen eingerichtet und mit Besatzungen versehen. Im ganzen Reiche erging der Ruf zum Abfalle von Sigmund, und die Besitzungen seiner wenigen Treugebliebenen mußten arge Verheerungen erdulden. Das Unglück zu vollenden, erlitten die durch den Ban Paul Bessenyei von Ezghede befehligten Banderien der Anhänger Sigmund's bei Bihács (4. Februar 1403) eine gänzliche Niederlage gegen Emerich Bebek's Johannesritter und Johannes Hervoja's Schaaren, und der Ban selbst wurde gefangen genommen. Nur Ladislaw's Gegenwart fehlte, um Sigmund's Sache gänzlich verloren zu machen. Auf einem zu Zalatnak in Kroatien veranstalteten Tage der ungarischen Herren, welchem auch polnische Bevollmächtigte beiwohnten, wurde Sigmund's Erbverschreibung an Herzog Albrecht, und die, wie man behauptete, widerrechtlich geschehene Unterzeichnung der hundert und zwölf Baronen und Abgeordneten für ungiltig erklärt, der alte Vertrag des Königs Ludwig mit dem Könige Kasimir erneuert, hinsichtlich dessen treuer Erfüllung für den neuen König der Ungarn Bürgschaft geleistet, von den polnischen Landboten Bürgschaft für ihren König angenommen und dabei ausgemacht, daß keine der beiden Nationen, wenn ihr König dawider handelte, demselben mit Geld oder Waffendienst beistehen wolle. Die Aussicht auf Ladislaw's nahe Ankunft lieh der Empörung größere Zuversicht und mehrte ihren Anhang; die im Lager bei Posegavár versammelten ungarischen Magnaten nannten ihn bereits ihren Herrn und König, und sprachen urkundlich von seiner baldigsten feierlichen Krönung, zu welcher jedoch der, in seiner Wahl schwankende Papst Bonifacius erst um eine Woche später (1. Juni 1403) dem Cardinale Angelo Acciajoli, Legaten für sämmtliche Provinzen des ungarischen Reiches,

Befehl ertheilte. Nur Ladislaw's Zaudern schien die völlige Entscheidung der Dinge und Sigmund's gänzliches Verschwinden aus dem Bereiche des Herrscherthumes noch hinzuhalten. Zwei Monate verstrichen noch, ehe Ladislaw im Hafen vor Jadra einlief, wo ihn der Erzbischof von Gran und der Prior von Vrana mit den ersten Magnaten Ungarns empfingen und ihn dringend einluden, auf der Stelle mit ihnen nach Stuhlweißenburg zur Krönung zu ziehen. Er sagte es zu, wünschte aber vorher in der Hauptstadt Dalmatiens jene feierliche Handlung zu begehen. Er ließ sich also zu Jadra (5. August 1403), in Gegenwart des Cardinallegaten Angelo und des Graner Erzbischofs Johannes von Kanisa mit einer gemeinen — die heilige Reichskrone war nicht zur Hand — Krone schmücken. So weit war der entscheidende Schritt zur Herrschaft über Ungarn gethan; aber der blutige Schatten seines Vaters, den der bethörende Glanz desselben Thrones in die Arme des Meuchelmordes geführt, ängstigte und verwirrte Ladislaw's Gemüth, und sein Muth gewann es nicht über sich, der Gefahr näher in's Auge zu schauen. So kam es, daß er nicht weiter in seinem neuen Reiche vorzudringen sich getrauete, sondern unter dem Vorwande, daß die noch nicht ganz hergestellte Ruhe Neapels ihm eine weitere Entfernung von jenem Erbreiche unräthlich mache, beurlaubte er die ungarischen Magnaten, indem er ihnen den Tommaso Sanseverino als Vicekönig mitgab, um Besitz von den Krongütern zu nehmen und die Huldigung des Adels für ihn zu empfangen. Kaum aber war Sanseverino bis Raab gelangt, so rief ihn Ladislaw nach Jadra zurück, weil die Familie des Vicekönigs in Verdacht gekommen war, in Apulien sich zum Abfalle von Ladislaw's Partei hinzuneigen.

Ein so befangenes, verlegenes und unschlüssiges Benehmen des neuen Königs, der an persönlicher Anmuth es mit Sigmund nicht aufnahm, erkaltete und entfremdete ihm die Gemüther Derer, die nur erst so eifrig gewesen waren, ihn zu erheben. Zwar gaben sie ihre streitfertige Stellung nicht auf, doch weniger um Ladislaw, als um sich selbst zu schützen, und dem Könige Sigmund, an dessen Wiedererhebung kaum mehr zu zweifeln war, die Bedingungen ihrer eigenen Sicherheit vorzuschreiben. Sigmund selbst begann sich zu ermannen. Er ließ in Ungarn seine baldige Rückkehr aus Böhmen mit starker Heeresmacht verkündigen und die ihm treugebliebenen Herren aufrufen, sich unter des Grafen Peter von Perén Banner zu schaaren. Dem Johannes von Mároth trug er auf, den Emerich Bebek zu Paaren zu treiben; dem Simon von Rozgon

Erlau zu erobern; dem Woiwoden Stibor von Stiborzicz die Hauptſtadt zurück zu gewinnen. Er ſelbſt behielt ſich vor, die Graner Burg zu nehmen.

Muthig erhoben nun wieder Sigmund's Anhänger ihre Banner: Peter von Perén ſiegte bei Nagy-Patak über Stephan von Petrew; Simon von Rozgon brachte, da ſeine bewaffnete Macht hierzu nicht ausreichte, durch ſeine Beredſamkeit Erlau zur Uebergabe. Mehre von der Partei des Gegenkönigs flüchteten. Im September 1403 kehrte Sigmund nach Ungarn zurück, unterwarf die Landherren in den Preßburger, Wieſelburger, Raaber und Komorner Comitaten, und rückte, durch die Dienſtmannen derſelben verſtärkt, vor Gran, im Falle der Uebergabe Gnade bietend, außerdem mit Sturm und Verheerung drohend. Zwar widerſtand der Platz allen Angriffen; aber zuletzt unterwarf ſich der Erzbiſchof, einſt des Königs treuer Freund, freiwillig, wogegen der König ihm gelobte, an keine Rache zu denken, und Frieden und Sicherheit feierlich für die Anhänger Ladislaw's zu verkündigen. Auf dem Landtage zu Ofen (8. October 1403) ſchloß König Sigmund, den Vorſtellungen und Bitten ſeiner Anhänger gemäß, mit ſämmtlichen Feinden und Empörern Frieden und Eintracht. Allen, weß' Standes ſie wären, wurde verziehen, was ſie unter dem Banner Ladislaw's wider den rechtmäßigen König und deſſen Getreue verübt hatten; weder vor dem Könige, noch vor irgend einem Gerichtshofe ſollten ſie jemals darüber Rede ſtehen dürfen, und keine dieſerhalb erhobene Rechtsklage gehört werden. Reichsgenoſſen, welche königliche Feſtungen und Schlöſſer freiwillig oder gezwungen übergeben, von königlichen Freiſtädten, Marktflecken und Dörfern Steuern, Zölle, Kammergewinn, Salz- und Bergwerksgefälle für ſich eingezogen, ſollten ſtraf- und ſchuldlos ausgehen, das hiervon an Andere Verpfändete nicht anders, als gegen Entrichtung der Pfandſumme, zurück gefordert werden. Auf Landtagen, ſey es von dem Könige oder von Prälaten, Baronen, Herren, hierüber Frage oder Klage anzubringen, wurde verboten. Eingezogene Bisthümer, Würden, kirchliche Pfründen, Schlöſſer und Ländereien ſollten ihre ehemaligen Beſitzer, in Siebenbürgen nur Diejenigen, für deren künftige Treue die Woiwoden Bürgen ſtellen würden, zurück erhalten. Prälaten, Barone, Herren und Leute anderer Stände in Siebenbürgen müßten von dem Tage der vollzogenen Friedensurkunde innerhalb dreißig Tagen des Königs Gnade nachſuchen; Magnaten vom erſten Range und ihre Verbündeten längſtens bis zum Weihnachtsfeſte; alle übrigen in Ungarn, Slavonien und Siebenbürgen begüterten

Edelleute und Parteigänger binnen Jahr und Tag ſich in Perſon vor dem Könige ſtellen, ihre Rückkehr zur Pflicht beweiſen und um einen Gnadenbrief anhalten. Parteigänger, welche in dem Gebiete zwiſchen Siebenbürgen und der Drave nach acht, jenſeits der Drave nach fünfzehn, in Siebenbürgen nach zwanzig Tagen nach Bekanntmachung der Urkunde, noch des Raubes, Mordes, der Gewalt oder anderen Unfuges ſich ſchuldig machten, ſollten an der königlichen Gnade keinen Theil haben, ſondern nach ſtrenger Rechtsſatzung verurtheilt werden. Alle während der Empörung geſchehenen Vergabungen des Königs von Gütern und Beſitzungen der abtrünnig gewordenen Prälaten, Barone, Herren, Ritter und anderen Reichsſaſſen wurden widerrufen, die darüber vollzogenen Handfeſten für nichtig erklärt und die Güter ihren früheren, zur Treue zurück gekehrten Beſitzern zuerkannt. Würden fernerhin ſich noch Einzelne gegen Sigmund auflehnen, ſo ſollte der König nicht für ſich allein, ſondern gemeinſam mit den Prälaten und Baronen ſeines jedesmaligen Staatsrathes über ihre Schuld erkennen und nach Geſetz und Herkommen ſie beſtrafen.

Nach dieſem ſchönen Acte der Verſöhnung zwiſchen Herrſcher und Volk vermochte der eingedrungene Gegenkönig ſich nicht länger zu halten; denn nicht nur Ungarn war wieder von ihm abgefallen, ſondern auch in Dalmatien, wo er ſich befand, wurden die Geſinnungen gegen ihn ſchwierig; namentlich widerſetzten ſich die Städte Sebenico und Traù ſeinem Vorhaben, ſie mit feſten Burgen zu verſehen. Für die Sicherheit ſeiner Perſon beſorgt, ſchiffte Ladislaw ſich nach ſeinem Erbreiche, Neapel, ein (Anfangs November).

Einzelne Landherren in Ungarn und den Provinzen wollten jedoch, ſelbſt nach Ladislaw's Abzuge, deſſen Partei nicht aufgeben, und ſetzten, Sigmund's Gnade verſchmähend, in Verbindung mit Twartkoſchura und deſſen türkiſchen Hilfsvölkern die innere Fehde fort. Doch des Königs Anhänger waren beharrlich in der Bekämpfung der Unruheſtifter, eroberten das feſte Schloß Sztrebernik und deckten dadurch Sirmien gegen feindliche Angriffe. Sigmund vergab die eingezogenen Güter Derjenigen, welche nach Ablauf der Gnadenfriſt von dem Aufſtande nicht abließen, an ſeine Getreuen. Dieſe, vielleicht zu freigebigen, Verleihungen weckten auf einigen Seiten neues Mißvergnügen und drohten abermalige Unruhen zu veranlaſſen, deren Ausbruch jedoch Sigmund durch einen, nach Ofen ausgeſchriebenen allgemeinen Landtag (Februar 1404) begegnete, auf welchem er, mit Uebereinſtimmung der Stände,

die Art und Weise bestimmte, nach welcher die Angeschuldigten ihre Treue beweisen, die Begnadigten ihre Güter wieder erhalten, die verstockten Abtrünnigen derselben verlustig gehen sollten. Auf demselben Landtage wurde der Anfangs durch einseitige Wahl erhobene König Sigmund von allen versammelten Ständen als rechtmäßiger Herrscher anerkannt, und es fiel nun der Vorwand weg, dessen die Empörung sich bisher bedient hatte, um ihn zu verfolgen und zu entsetzen.

Unterdessen war es dem Könige Wenzel gelungen (11. Nov. 1408), aus seiner Wiener Haft in sein Erbreich Böhmen zu entkommen, wo er in Kuttenberg sich mit dem ebenfalls aus seinem Gefängnisse in Preßburg entflohenen Markgrafen Jodok in Einvernehmen setzte und den König Sigmund wegen seiner willkürlichen Handlungen in Böhmen zur Verantwortung lud, dessen dortige Statthalterschaft aber für aufgehoben erklärte. Verwegene Freibeuter und Räuber erhoben sich, bei Auflösung aller Verhältnisse, in Böhmen und Mähren, darunter auch heimliche Parteigänger des Königs Wenzel und der mährischen Markgrafen, unterstützt von polnischen Söldnern. Unter dem Vorwande, die öffentliche Sicherheit in Böhmen und Mähren herzustellen, brach Sigmund, verbündet mit den österreichischen Herzogen Albrecht IV. und Ernst, in Mähren ein, ließ Znaim durch die Herzoge belagern, und zog nach Böhmen, vor das reiche Kuttenberg. Hier zurück gewiesen, wendete er sich wieder gegen Znaim, wo inzwischen die Belagerung sehr wirkungslos geblieben war. Ehe noch etwas Entscheidendes unternommen werden konnte, erkrankten König Sigmund und Herzog Albrecht an Gift. Ersteren rettete eine barbarische Cur; aber Albrecht, der vielbeneidete und angefochtene Thronerbe Ungarns, erlag der Krankheit in der Blüte der Jahre (14. September 1404). Znaim blieb unerobert und alle Hoffnungen Sigmund's auf Böhmen und Mähren gingen für den Augenblick verloren; denn nicht nur fielen die österreichischen Herzoge von ihm ab und schlossen mit König Wenzel ein Schutz- und Trutzbündniß gegen Jedermann, sondern es wurde auch, bei der Erneuerung der alten Erbeinigung zwischen Böhmen und Oesterreich, Sigmund ausdrücklich ausgeschlossen.

Für Ungarn war es vortheilhaft, daß, wegen der getrübten Aussichten, Sigmund's Blick vor der Hand von Böhmen abgelenkt wurde, denn er wendete nun dafür seine Aufmerksamkeit und Thätigkeit um so mehr dem erstgenannten Reiche zu. Eifrig versammelte er jetzt die Landtage, um Ungarns

Angelegenheiten zu berathen und dessen Bedürfnissen abzuhelfen. Ueber öffentliche Sicherheit, staatsbürgerlichen Zustand der Landbauer, Handelsverkehr, Maß, Gewicht, Zölle, Berg- und Münzwesen, Abgaben und Rechtsverwaltung ergingen nützliche Verordnungen, und mancherlei Uebelstände kamen in Wegfall. Die dringendste Abhilfe erheischte der verworrene Zustand der südlichen Provinzen des Reiches. Die Moldau hatte sich gänzlich von Ungarn losgerissen und unter polnische Oberherrschaft begeben; die Walachei unter Myrtsche neigte sich, je nachdem der Vortheil des Augenblickes es gebot, bald zu ungarischer, bald zu polnischer Schutzherrschaft hin; die Bulgarei war von den Türken unterjocht, und Serbien ein Vasallenland jener Barbaren geworden. Alle ließen den günstigen Augenblick, wo in der Schlacht von Angora (12. Juli 1402) des mongolischen Welteroberers Timur eiserner Arm das osmanische Reich aus seinen Fugen gerissen hatte, und des letzteren völlige Zerbröckelung Denen, die unter seinem Joche seufzten, ein Leichtes gewesen wäre, unbenutzt vorüber gehen. Bosnien war noch immer zerrissen durch die Doppelherrschaft der beiden Thronnebenbuhler Twartkoschura und Ostojo, von denen Jener, im Vereine mit Johannes Hervoja, für Ladislaw gegen Sigmund stand; Ostojo aber sich dem Ungarnkönige unterworfen hatte.

Bosniens Bezwingung war daher Sigmund's nächstes Augenmerk, und er sendete zu diesem Zwecke ein, sechzig tausend Mann starkes Heer über die Save (1406); ließ auch den Papst Gregor XII. um Hilfe bei seinem heißen Kampfe gegen die Mohammedaner und Ketzer in Bosnien bitten, worauf der heilige Vater Allen, welche sich unter König Sigmund's Kreuzbanner sammeln würden, Ablaß gewährte. Tapfer fochten des Königs Hauptleute in Bosnien; mehre feste Plätze, unter andern auch die schwer zugängliche Felsenburg Branics, wurden erobert, Sztrebernik entsetzt, endlich (1408) bei Doboy der König Twartkoschura mit sechs und zwanzig seiner vornehmsten bosnischen Anhänger gefangen genommen, diese enthauptet, er selbst nach Ofen geführt, wo er der Oberherrlichkeit des Königs von Neapel entsagte, sich dem Ungarnkönige unterwarf und einige Jahre an des Letzteren Hoflager zubrachte. Dem Beispiele dieser Unterwerfung folgten, nach jenen warnenden Vorgängen, die meisten bosnischen Landherren, zuletzt auch die Häupter des Aufstandes: Johannes Hervoja und Sandal Hranics. Dem Ersteren bestätigte der versöhnte König den erschlichenen Spalater Herzogstitel und ließ durch ihn seine Tochter Elisabeth zur Taufe halten. Bosnien wurde getheilt; das nördliche mit der un-

ungrischen Krone vereinigt, und Johannes von Maroth als Ban, der alsbald wieder abtrünnige Sandal Hranics als Oberwoiwode eingesetzt. Der westliche Theil wurde unter den Befehl des Grafen Hermann von Cilli, Ban's von Kroatien und Dalmatien, gestellt; der östliche Strich an den Beherrscher von Serbien, Stephan Lazarewitsch, vergeben; den südlichen hatte der, bereits wieder von Ungarn abgefallene Ostojo inne, welcher sich in des türkischen Sultans Suleiman Schutz und Zinspflichtigkeit begab.

Nachdem nun in dem größten Theile Bosniens die ungarische Herrschaft wieder hergestellt war, kehrten auch die meisten Städte Dalmatiens zum Gehorsam zurück. Jadra hätte gern ein Gleiches gethan, aber es wurde durch eine starke neapolitanische Besatzung an diesem Schritte gehindert. Weil jedoch Ladislaw diese Stadt nicht auf die Dauer behaupten zu können fürchtete und seine Hoffnungen auf ganz Dalmatien dahin waren, so verkaufte er (9. Juni 1409) nicht nur Jadra mit den dazu gehörigen Inseln Arbe, Pago, Cherso und Ossero, sondern auch Brana mit Schloß und Gebiet, und überhaupt alle seine Rechte und Ansprüche auf ganz Dalmatien, für einmal hundert tausend Ducaten an die Republik Venedig, welche, zu ähnlichen Geschäften immer bereit, und unbekümmert um ihren, dem Könige Ludwig geleisteten Eid, sogleich vier Provveditori und zwei Kastellane mit sechs hundert Mann nach Jadra sendete. So kehrte Dalmatiens Hauptstadt zum neunten Male unter die Botmäßigkeit Venedigs zurück.

Nachdem Sigmund, noch immer als Generalvicar des römischen Reiches sich betrachtend, in die erbitterten Streitigkeiten zwischen Polen und dem deutschen Orden sich auf eine nicht ganz rühmliche Weise eingemischt hatte, lenkte der Tod des Gegenkönigs Ruprecht (18. Mai 1419) seinen Blick wieder auf die Angelegenheiten Deutschlands. Wie dann durch zwiespaltige Wahl König Sigmund und Markgraf Jodok von Mähren als deutsche Könige begrüßt wurden (20. und 30. September 1410), wie ferner, nach Jodok's alsbald darauf erfolgtem Tode (8. Januar 1411), und nach Einigung mit dem, für Deutschland zum Schattenkönige herabgesunkenen Wenzel, Sigmund allein sich auf dem deutschen Throne behauptete, ist im dritten Bande unserer Geschichte bereits erzählt worden. Aus Jodok's Erbe erhielt Sigmund Brandenburg für sich. Zugleich glich Sigmund seine, durch die Einmengung in den Streit mit dem deutschen Orden veranlaßten Mißhälligkeiten mit dem Polenkönige Wladislaw aus, mit welchem in gutem Einver-

nehmen zu ſtehen er jetzt um ſo dringender wünſchen mußte, da Venedig hinſichtlich ſeiner Behauptung der dalmatiſchen Gebiete bereits auf Polens Beiſtand Rechnung machte. Es galt jetzt nur noch das geſpannte Verhältniß zu den Habsburgern zu löſen, und auch hierzu that Sigmund den entſcheidendſten Schritt, indem er, treu ſeinem Freundſchaftsbunde mit dem verſtorbenen Herzoge Albrecht IV. von Oeſterreich, deſſen minderjährigen Sohn, Herzog Albrecht V., zum künftigen Gemale ſeiner zweijährigen Tochter Eliſabeth erklärte. Die verſammelten Stände hießen, in ihrer Freude über die Vereinigung der römiſchen Königswürde mit der ungariſchen, nicht nur jenen Ehevertrag gut, ſondern verpflichteten ſich auch urkundlich, daß ſie, im Falle König Sigmund ohne Hinterlaſſung männlicher Leibeserben aus dem Leben ſchiede, ſeine Tochter Eliſabeth als Reichserbin und Herrſcherin anerkennen wollten (4. October 1411).

Die Krönungsfeierlichkeit in Aachen, zu welcher der neuerwählte römiſche König durch Abgeordnete des Reichstages eingeladen wurde, mußte für den Augenblick noch verſchoben bleiben, weil Sigmund zunächſt mit den Angelegenheiten Dalmatiens beſchäftigt war. Ernſthaft hatte er von den Venetern ſowohl Jadra mit den dazu gehörigen Inſeln, als auch die kroatiſche Herrſchaft Oſtrovitza zurück verlangt. Als die Forderung abgeſchlagen wurde, ließ der König den Temeſer Grafen, Philipp von Ozora, mit ſechs tauſend Ungarn in Friaul einfallen, welchem, nachdem die Städte Muglia in Iſtrien und Marano in Friaul freiwillig der venetiſchen Herrſchaft ſich entzogen und die ungariſche Fahne aufgepflanzt hatten, ſehr bald das ganze Land ſich ergab, mit alleiniger Ausnahme von Sacile und Bruneglia. Die Ungarn drangen ſodann gegen das Gebiet von Treviſo vor, durchbrachen die Linien des venetiſchen Feldherrn Carlo Malateſta, und eroberten Cividal di Belluno, Feltro und Serravalle. Hier ließen ſie ſich jedoch durch das Beutemachen zu lange aufhalten, und die Veneter gewannen darüber Zeit, Treviſo, Caſtelfranco, Conegliano und andere feſte Plätze in Vertheidigungsſtand zu ſetzen, ohne jedoch den Ungarn die Einnahme der Städte Sacile, Brugneja, Cordegnano, Valdemarino, Caſtelnuovo, Covolo, Scala und der Burg Meta wehren zu können. Bei der Erſtürmung der letztgenannten fiel der tapfere Woiwod Niklas von Marczaly, welchen zu rächen Graf Philipp mit kalter Grauſamkeit den gefangenen Armbruſtſchützen die rechte Hand ſammt Naſe und Ohren abhauen ließ und die alſo Verſtümmelten nach Venedig zurück ſendete. Dennoch

ließ der Unbarmherzige sich durch venetianisches Geld von weiteren Bedrängen abhalten, und die Venetier machten neue Fortschritte, eroberten Serravalle zurück und nahmen Udine durch List ein. Das übrige, bereits eroberte Gebiet hielt Albrecht von Nagy-Mihály für den König von Ungarn besetzt, während die Grafen von Görz den Venetern Görz durch Ueberrumpelung entrissen. Im Uebrigen waren in der letzteren Zeit die Ungarn im Nachtheile gewesen, denn Malatesta, neue Truppen gegen sie führend, hatte sie aus Massa und Porcia vertrieben. Dazwischen wurden von Zeit zu Zeit, unter Vermittlung des Polenkönigs Wladislaw, Verhandlungen angeknüpft, die aber zu Nichts führten, da die Venetier für Istrien zu wenig Ersatz anboten und dadurch den König Sigmund nur erbitterten, der in seinem Unwillen fünf eroberte venetianische Fahnen vor den Augen der Abgeordneten der Republik durch die Straßen schleifen und in den Staub treten ließ. Da es zu keiner Uebereinkunft kam, fuhren die Venetier fort, den Ungarn, die sich auf die Vertheidigung Udine's beschränkten, in Dalmatien zuzusetzen. Sebenico, das sich ihnen nicht freiwillig ergeben wollte, wurde endlich mit Waffengewalt gezwungen, den Truppen der Republik seine Thore zu öffnen.

Dem Könige Sigmund fehlten, zu kräftiger Betreibung des Krieges, die nöthigen Geldmittel, und er erwartete, mit vierzig tausend Mann bereits bei Agram lagernd, Subsidiengelder aus Polen, während der genuesische Admiral Ugolino d'Auria mit einer Flotte im ungarischen Solde Trau und das übrige Dalmatien deckte. Endlich sendete Wladislaw von Polen sieben und dreißig tausend Schock böhmischer breiter Groschen; aber Sigmund mußte ihm dafür Schloß und Stadt Lublau, Burg und Stadt Pudlen, dazu dreizehn Städte oder Flecken, nämlich Kniesen, Bela, Laibitz, Manhardsdorf, Deutschendorf, Michelsdorf, Igló, Rißdorf, Wallendorf, Fölk, Kirchdorf, Georgenberg und Durlsdorf, mit allen dazu gehörigen Ländereien, Forsten, Jagden, Gewässern, Fischereien, Zinsen, Abgaben, Einkünften und Gerichtsbarkeiten, ohne allen Vorbehalt, verpfänden, wobei Sigmund noch die Verbindlichkeit übernahm, den Polenkönig im Besitze des verpfändeten Landes gegen Jedermann zu beschirmen. Das Land blieb seitdem durch drei hundert und sechzig Jahre unter polnischer Herrschaft.

Nachdem König Sigmund mit so unverhältnißmäßig schweren Opfern sich die Mittel zur Kriegführung verschafft hatte, schickte er den Grafen Friedrich von Ortenburg mit drei tausend Mann nach Friaul voraus, und übertrug

die Reichsverwaltung der Königin in Gemeinſchaft mit dem Erzbiſchofe von Gran, der jetzt in Urkunden des römiſchen Königs oberſter Hofkanzler, Generalſtatthalter von Ungarn und Kroatien hieß. Der König ſelbſt bewegte ſich mit der übrigen Heeresmacht langſam durch Krain vorwärts und langte erſt in der zweiten Hälfte des Decembermonates (1412) vor Udine an, wo er die Ungarn keineswegs im Vortheile, Portogruaro, Scala, Caſtelnuovo, Guero in den Händen der Veneter, die Burg Feltri von ihnen zerſtört fand, und die Feinde bis in das Görzer Gebiet ſtreifen ſah. Die Verſuche Hermanns von Cilli, einen Frieden zu vermitteln, ſcheiterten; denn Sigmund verſtärkt ein Friaul ſein Heer und ſchloß zugleich ein Waffenbündniß mit den Herzogen von Oeſterreich; die Veneter aber luden den König Ladislaw von Neapel zur Theilnahme am Kriege wider Sigmund ein. Philipp von Ozora wurde bei Udine von den Venetern überfallen und viele ungariſche und böhmiſche Herren gefangen genommen, wofür Philipp mit gewohnter Grauſamkeit wieder vierzig gefangenen Venetern die Arme abhauen ließ. Die Veneter drohten dagegen mit Enthauptung der ungariſchen Gefangenen, und ſo mußte Philipp für die Folge von ähnlichen Barbareien abſtehen. Im nächſten Frühjahre (1413) brach Sigmund, nachdem er in Udine zwölf tauſend Ducaten erpreßt und hier, wie in Feltri, ſtarke Beſatzungen zurück gelaſſen hatte, gegen Iſtrien auf, nahm Muglia, wurde jedoch vor Capodiſtria mit Verluſt zurück gewieſen und ließ dafür zur Vergeltung alle Mühlen des Stadtgebietes niederbrennen, die Oelbäume und Weinreben vertilgen. Die Städte Parenzo und Pola widerſtanden ihm mit Erfolg. Der unbefriedigende Fortgang des Kampfes, der Verluſt an Mannſchaft und Geld verleidete ihm den ganzen Krieg, und er ſann auf Frieden. Der Papſt Johann XXIII. lehnte die erbetene Vermittlung ab; Hermann von Cilli aber übernahm dieſelbe, und ſo wurde (23. April) ein fünfjähriger Waffenſtillſtand geſchloſſen. Die Veneter ſollten dem Könige Sigmund zweimal hundert tauſend Ducaten bezahlen, und beide kriegführende Theile im Beſitze ihrer Eroberungen bleiben. Der König ernannte den Grafen Friedrich von Ortenburg zum Statthalter über Friaul, ließ den größten Theil des Heeres heimkehren und ging mit dem Kerne der ungariſchen Mannſchaft nach Botzen in Tirol.

Ehe noch der Krieg mit Venedig jenen, im Verhältniſſe zu den gebrachten Opfern, ſo wenig genügenden Ausgang nahm, waren auch die Spannungen mit Polen, jedoch ebenfalls auf eine für Ungarn nicht eben vortheilhafte Weiſe,

beigelegt worden. Der Grund der Unzufriedenheit hatte darin beſtanden: daß die verſtorbene polniſche Königin Hedwig Rothrußland, ihr Gemal Wladislaw Podolien, ein ungariſches Lehen, der ungariſchen Krone entriſſen, und der Moldauer Woiwode Alexander aus ungariſcher unter polniſche Landeshoheit übergetreten war. Die Könige von Ungarn und Polen kamen nun überein, die Entſcheidung über ihre beiderſeitigen Anſprüche auf Rothrußland, Podolien und Moldau ihren Nachkommen zu überlaſſen. Erſt fünf Jahre nach dem Abſterben des Einen oder des Anderen ſollte von beiderſeitigen Prälaten oder Baronen, nach den zu Igló feſtgeſetzten Grundſätzen, ausgemacht werden, ob die drei Provinzen rechtlich bei der polniſchen Krone verbleiben, oder unter die Hoheit der ungariſchen zurück kehren müßten. Bis dahin ſollte Wladislaw in dem ruhigen Beſitze derſelben, von Ungarn nicht angefochten werden. Nur wenn bei türkiſchen Einfällen in das ungariſche Gebiet Sigmund wider dieſe Feinde in's Feld rückte, ſollte Wladislaw dem Woiwoden der Moldau auftragen, mit ſeiner ganzen Macht dem Ungarnkönige Heerfolge zu leiſten. Weigerte der Woiwode ſich deſſen, ſo wollten beide Könige demſelben ſeine Herrſchaft entreißen und ſein Land zu gleichen Hälften unter einander theilen; in ſolchem Falle ſollte das nordöſtliche Gebiet, Jaskitarg und Belegrod (Akjerman) mit eingeſchloſſen, an Polen; das ſüdöſtliche mit Burlad und Kilia an Ungarn fallen. Dieſer Vertrag wurde bei einer Zuſammenkunft der beiden Könige zu Neu-Sandecz von ihnen feierlich beſchworen (16. März 1412), und prächtige Jagden in verſchiedenen Gegenden Ungarns beſchloſſen dieſen Staatsact.

Der blutige Bruderkrieg der Söhne Bajeſid's um den Alleinbeſitz des osmaniſchen Thrones machte auch die Verhältniſſe Serbiens immer verworrener, indem hier bald der eine, bald der andere der ſtreitenden Brüder Unterſtützung fand. Muſa hatte die Söhne des ſerbiſchen Fürſten Lázár, Wuk und Lázár Brankovich, weil ſie für ſeinen Bruder Suleiman Partei ergriffen, enthaupten laſſen, und nur den Georg Brankovich, den Feind des ſerbiſchen Machthabers Stephan Lazarevich, am Leben gelaſſen. Zum Danke leiſtete ihm Georg Brankovich Waffenbeiſtand gegen Suleiman, der, geſchlagen, auf ſeiner Flucht nach Konſtantinopel von turkmaniſchen Schützen getödtet wurde. Weil aber Georg's Wunſch, den von Lázár und Wuk innegehabten Theil Serbiens zu erhalten, von Muſa unerfüllt gelaſſen wurde, ging Erſterer nach Serbien und verſöhnte ſich mit Stephan Lazarevich. Muſa, im Kampfe mit ſeinem zweiten Bruder Mohammed, überfiel Serbien, ſiegte bei Wirbitza über

Stephan Lazarevich, bezwang Semendra und breitete ſich im Lande aus. König Sigmund ſendete dem Stephan Lazarevich, als Vaſallenfürſten der ungariſchen Krone, Hilfstruppen, welche jedoch durch die Umtriebe des Spalater Titularherzogs Johannes Hervoja verhindert wurden, Entſcheidendes zu unternehmen. Dieſer, im heimlichen Abfalle von Ungarn begriffen, forderte den Sultan Muſa, während derſelbe noch Serbien verheerte, brieflich zu einem Einfalle auch in Bosnien auf. Die Briefe wurden aufgefangen und dem Könige Sigmund überbracht, welcher den Hervoja als einen Verräther und Rebellen ächtete, ihn aller ſeiner Güter und Herrſchaften, Ehrenämter und Titel, namentlich auch der Würde eines Herzogs von Spalatro, verluſtig erklärte (1413).

Die bedrohlich überhand nehmenden kirchlichen Wirren zogen König Sigmund's Blicke von den Angelegenheiten Ungarns wieder zu jenen des römiſch-deutſchen Reiches hin. Ehe er hierin entſcheidende Schritte unternähme, wollte er aber erſt ſein, dem Mainzer Erzbiſchofe geleiſtetes Gelübde erfüllen, nämlich den Herzog Filippo Maria Visconti zur Lehenspflichtigkeit bewegen, das Herzogthum Mailand der Hoheit des deutſchen Reiches unterwerfen, und in der Hauptſtadt der Lombardei ſich die eiſerne Krone auf das Haupt ſetzen. Ohne Nachdruck der Waffen war, wie der König einſah, von dem ſtolzen Herzoge Nichts zu erlangen; auf ungariſche Heerfolge aber bei ähnlichem Anlaſſe nicht zu rechnen, eben ſo wenig ein wirkſamer Beiſtand von Deutſchland aus zu hoffen. In dieſer Verlegenheit wendete er ſich an die ſchweizeriſche Eidgenoſſenſchaft, die zwar keine unmittelbare Hilfe zuſagte, doch den Zuzug ſchweizeriſcher Söldner nicht hindern wollte. Nachdem der König das hierzu nöthige Geld theils vom Herrn Andreas von Chap, theils von dem Nürnberger Burggrafen Friedrich von Hohenzollern geliehen hatte, zog er über Chur nach Bellinzona, wo die angeworbenen ſechzehn hundert ſchweizeriſchen Söldner zu ihm ſtießen, und der Hauptmann von Wallis, Freiherr Wiſchard von Raron, ſich mit hundert Reitern und ſechs hundert Fußgängern an ihn anſchloß. Sie begleiteten ihn bis Trezzo an der Adda. Hier aber war die Caſſe des Königs, der mit dem Gelde nie hauszuhalten wußte, bereits dergeſtalt zuſammen geſchmolzen, daß er den Schweizern ihren Sold nicht zahlen konnte, und dieſe murrend umkehrten. Ihrem Beiſpiele folgte, da unter ſolchen Umſtänden nichts Ernſthaftes mehr auszurichten war, auch der Walliſer Hauptmann mit ſeinen, auf eigene Koſten ausgerüſteten Leuten. Dadurch

unvermögend, mit den Waffen zu fordern, konnte der König ſich nur noch auf Unterhandlungen verlegen. Von Como aus ging er nach Centurio, und hatte hier eine perſönliche Beſprechung mit dem Herzoge Filippo Maria, welcher Mailand als ein Eigenthum des deutſchen Reiches anerkennen, den König mit ſeinem Gefolge in Mailand zur Krönung einziehen laſſen, und dafür in der herzoglichen Würde beſtätigt werden ſollte. Der Herzog zeigte ſich dazu geneigt, ſtellte aber dabei die Bedingung, der König ſolle ſeinen Einzug nur mit einer Anzahl Bewaffneter halten und jeden Gegner der Visconti von dieſem Krönungsgefolge ausſchließen. Dieſe Einſchränkung vertrug ſich ſo wenig mit der Würde des Reichsoberhauptes, daß Sigmund ſie verwarf, und, ohne ſeinen Zweck erreicht zu haben, nach Como zurück kehrte.

Des Königs Aufenthalt in Italien brachte ihn zugleich dem Schauplatze der verhängnißvollen großen Kirchenſpaltung näher, und nöthigte ihn zur Mitwirkung bei dieſem unabſehbaren Kampfe der Geiſter, wie der kirchlichen und weltlichen Machtträger. Die kirchlichen Vorgänge dieſer merkwürdigen Epoche ſind bereits in den vorangehenden Bänden dieſes Geſchichtwerkes ausführlich beleuchtet worden, und wir brauchen daher hier nur auf die Hauptpunkte zurück zu kommen, ſoweit ſie den Gang der äußeren Ereigniſſe in und für Ungarn berühren.

Papſt Johannes XXIII., wegen ſeiner Begünſtigung des neapolitaniſchen Gegenkönigs, Ludwig von Anjou, von Ladislaw aus Rom verjagt, eilte ſich in die Arme Sigmund's zu werfen, gegen welchen er, um ſeines Beiſtands gewiß zu ſeyn, ſich bereit erklärte, ſein ganzes Bemühen auf die Wiederherſtellung der Kircheneinheit zu richten, und zu dieſem Zwecke die Verſammlung einer Generalſynode zu betreiben. Der König, nicht nur von ſeinem Gewiſſen, ſondern auch von den Stimmen der Zeit, die ihn, als der Kirche oberſten Schutzherrn, gleichſam für alle verderblichen Folgen der beſtehenden Spaltung verantwortlich machten, zu thätigem Einſchreiten aufgefordert, bot in dieſer Beziehung die Hand mit einem Eifer, der dem Papſte keineswegs erfreulich war, da Letzterem die kirchliche Seite des Unternehmens beinahe nur als Vorwand galt. Indeſſen bedurfte Johannes XXIII. gegen ſeinen Feind Ladislaw der Hilfe des Königs zu ſehr, als daß er nicht auf jede Bedingung hätte eingehen müſſen. Aber ſchrecklich ſchlug ihn die Nachricht nieder, daß der König die allgemeine Synode nicht in einer Stadt Italiens, wo des Papſtes unmittelbarer Einfluß entſcheidend geweſen wäre, ſondern in der

Reichsſtadt Conſtanz (Koſtnitz) zu verſammeln beſchloſſen, und ſomit ein neutrales Gebiet zu Durchführung des großen Kampfes auserſehen hatte. Seine Verſuche, des Königs Entſchluß zu ändern, ſcheiterten; Sigmund wich, bevor er das Nöthige unwiderruflich verfügt hatte, ſogar einer Zuſammenkunft mit dem Papſte aus, und ließ von der Villa Viglud bei Lodi ſeine Einladung zu der bevorſtehenden Kirchenverſammlung ergehen. Als ſpäter der Papſt in Lodi mit dem Könige zuſammen traf, beſtürmte er denſelben abermals, ſtatt Conſtanz eine Stadt in der Lombardei zum Verſammlungsorte zu wählen; aber Sigmund beharrte ſtandhaft bei ſeinem Spruche, und ſo gab der Papſt nothgedrungen nach und vollzog die Einladungsbulle zur allgemeinen Kirchenverſammlung nach Conſtanz. Der König begleitete den heiligen Vater bis Cremona, und ernannte von hier aus für die Zeit ſeiner Abweſenheit den Grauer Erzbiſchof Johannes von Kaniſa und den Palatin Niklas Gara zu Reichsverweſern in Ungarn. Hätte der Papſt Johannes ahnen können, daß ſein gefürchteter Gegner, Ladislaw, ſo bald darauf ſterben werde (6. Auguſt 1414), ſo würde er ſich bei weitem nicht ſo nachgiebig gegen König Sigmund bewieſen haben; denn nur der Groll gegen den Neapolitaner und die Nothwendigkeit, deſſen Nachſtellungen durch ein Bündniß mit Sigmund zu begegnen, hatte ihn zu dem ſchweren Schritte vermocht, eine Kirchenverſammlung auf deutſchem Boden zu geſtatten, von welcher er die ernſthafteſte Gefahr für ſich voraus ſah. Sein Trachten mußte nun dahin gehen, die Aufmerkſamkeit des Concils vor der Hand auf einen anderen Gegenſtand hin zu lenken, und dieſer bot ſich zunächſt in den Glaubensſpaltungen Böhmens, deren Abhilfe den verſammelten Vätern am dringlichſten erſchien.

König Sigmund hatte unterdeſſen, nachdem er durch die Schweiz nach Deutſchland gereiſet war, in Koblenz die Anſtalten zu ſeiner Krönung getroffen; hatte hier durch mehre Wochen vergeblich auf die Ankunft der Fürſten gewartet; hielt dann in Nürnberg einen Hoftag, wo ein dreijähriger Landfriede für Franken errichtet wurde; ſtellte in Speyer den bekannten Geleitsſchein für den böhmiſchen Reformator Johannes Huß nach Conſtanz aus und begab ſich dann in die Krönungsſtadt Aachen, wo der Erzbiſchof Dietrich von Köln (8. November 1414) an ihm und ſeiner Gemalin, der Königin Barbara, die römiſche Königskrönung vollzog.

Die Thätigkeit des Koſtnitzer Concils haben wir bereits in der Geſchichte Böhmens kennen gelernt. Am verhängnißvollſten für Deutſchlands Ruhe

ward die Verurtheilung und Hinrichtung der böhmiſchen Reformatoren Huß und Hieronymus von Prag, welche mit ſchwärmeriſcher Unerſchrockenheit ſich voran in den brennenden Krater des unter den gewaltſamen Löſchungsverſuchen immer furchtbarer ſich erweiternden Glaubensſtreites ſtürzten. Den König trieb ſeine Ungeduld alsbald wieder von Koſtnitz fort; er wartete nicht mehr das grelle Schauſpiel des zweiten Ketzerbrandes ab, ſondern trat mit zahlreicher und prachtvoller Begleitung die Reiſe nach Narbonne an, um den Afterpapſt Pedro de Luna (Benedikt XIII.) zur Abdankung, Spanien zur Beſchickung des Concils zu bewegen. Um die Reiſekoſten zu decken, entlieh der König zweimal hundert tauſend Ducaten von dem Nürnberger Burggrafen Friedrich VI. von Hohenzollern, welchem er bereits eine gleiche Summe ſchuldete. Für die geſammte Schuld verkaufte er ihm die Mark Brandenburg mit der Kur- und Erzkämmererwürde, wiewohl mit Vorbehalt der Wiedereinlöſung. So fiel Brandenburg von der luxemburgiſchen Hausmacht ab, und die Grafen von Hohenzollern, Väter der Könige von Preußen, traten nunmehr als Kurfürſten von Brandenburg ihre höhere Beſtimmung an.

Sigmund's und des aragoniſchen Königs Ferdinand vereinte Beredſamkeit ſcheiterte an dem eiſernen Willen des Afterpapſtes Benedikt, von welchem nun, nebſt Ferdinand von Aragonien, auch die Könige von Portugal, Navarra, Caſtilien und Schottland ſich feierlich losſagten. Hierauf ging Sigmund über Vienne, Lyon, Chambery und Paris nach England, um, wenn nicht Frieden, doch Waffenſtillſtand zwiſchen den Höfen von Frankreich und England zu vermitteln. Nach fruchtloſen Bemühungen kehrte er durch die Niederlande über Aachen nach Koſtnitz zurück (im Januar 1417), war hier Zeuge der weiteren, mehr auf Scheinwirkungen gerichteten Thätigkeit der großen Synode, ſo wie ſpäter ihrer Auflöſung, und begleitete den ſcheidenden Papſt Martin V. bis Gottlieben. Der König, von manchem Plane erfüllt, zog dann noch eine Zeit lang am Rheine umher, und gelangte endlich durch Schwaben, Baiern und Oeſterreich nach Ungarn zurück, wo er am 3. Februar 1419 in Preßburg ſeinen Einzug hielt.

Daheim warteten ſeiner mancherlei Unannehmlichkeiten und traurige Erfahrungen. Sein oftmals eifernder, doch immer treu befundener Anhänger, der Graner Erzbiſchof Johannes von Kaniſa, war geſtorben; die ſchöne, jugendliche, aber ſittenloſe Königin Barbara hatte ungeziemenden Umgang mit Herrn Wallmoden, wofür der beleidigte Gemal ſie ſammt ihrer zehnjährigen

Tochter Elisabeth nach Großwardein verwies. Der geächtete Johannes Hervoja hatte, mit türkischer Hilfe, Bosnien überfallen, die ihm entgegen gesendeten Ungarn durch eine Kriegslist zum Weichen gebracht, ihre Anführer, Johannes Gara, Johann von Mároth und Paul Csupor gefangen, Letzteren, aus Rache für früheren Spott, grausam hinrichten lassen. Hervoja sollte die Früchte seines Sieges nicht genießen; denn Ikah, der Führer der türkischen Hilfstruppen, errichtete aus Ober-Bosnien ein türkisches Sandschak, und ließ Unter-Bosnien verwüsten. Bald darauf starb Hervoja; seine Witwe heiratete Ostojo, welcher mit Königstitel über das Land Primorje am Strande und die Woiwodschaften Gliubina, Gazka und Rudina gebot. Auf die Kunde von der Niederlage der Ungarn forderte das noch versammelte Kostnitzer Concil den Polenkönig Wladislaw Jagiel zur Unterstützung Ungarns, die ungarischen Magnaten zu standhafter Treue für ihren König auf. Weil aber der Temeser Graf, Philipp von Ozora, sich stellte, den polnischen Gesandten für einen Kundschafter anzusehen, und unter diesem Vorwande denselben ausplünderte, gab der erzürnte Polenkönig seine wirksam begonnene Vermittlung bei dem Sultan Mohammed wieder auf, und Ikah setzte, von den Venetern mit Wurfschleuderern, Geschütz und Mundvorrath unterstützt, die Feindseligkeiten gegen Ungarn fort. Zwar schlugen ihn die Ungarn zurück; aber sein Unterfeldherr Eur-Beg eroberte Sokko, Wissegrád und Kliucs. Zugleich erfuhren die dalmatischen Städte, besonders Traù und Spalatro, häufige Beunruhigungen durch die Veneter, mit denen der bestehende fünfjährige Waffenstillstand mit 28. April 1418 ablief. Die Veneter suchten bei Sigmund um eine Verlängerung der Waffenruhe an, und boten hundert tausend Ducaten für die Belehnung mit den Reichslehen Padua, Vicenza und Verona; aber der König, ihre Absichten auf Dalmatien durchblickend, lehnte ihr Begehren entschieden ab, ja er ließ sogar ihre Gesandten, welche seinen Räthen sechs tausend Ducaten abgeschlagen hatten, wider das Völkerrecht in Oesterreich anhalten und eine Weile festsetzen.

Zwar machten die bedenklichen Gährungen in dem böhmischen Stammlande, so wie die feindseligen Rüstungen der Republik Venedig, den König zweifelhaft, ob er seine Waffen zunächst gegen die weiter und weiter um sich greifenden Türken kehren sollte, aber der in den orientalischen Kriegen bewährte Niklas Szentpály von Gorecz, der Saracene genannt, bestimmte ihn zu dem Letzteren. Wider die Veneter, welche sich durch acht tausend türkische Söldner

verſtärkt, und mit ihrer Hilfe Almiſſa, Cattaro, desgleichen die Inſeln Brazza, Leſina und Curzola erobert hatten, ſendete er ſeinen Statthalter, den Grafen Friedrich von Ortenburg, und den neuen Patriarchen von Aquileja, Ludwig von Teck, und gab ihnen nur acht tauſend Ungarn mit. Die Veneter machten inzwiſchen unter ihren beiden Feldherren, Triſtan von Savorgnano und Filippo Arcelli, beträchtliche Fortſchritte; Letzterer entriß Feltri, Cividal di Belluno, Prata, Serravalla und Sacile, Jener Udine und das übrige Friaul den Ungarn.

Glücklicher kämpften die Ungarn gegen die Rotten Mohammed's. Ikah, der türkiſche Beg von Bosnien, wagte, in das Temeſer Gebiet einzufallen. Da ſammelte der kühne Vicegeſpan, Niklas Péterfy, von makedoniſcher Herkunft, ſchleunigſt die Comitatsbanderien um ſich, ſuchte im Gefechte den Ikahbeg ſelbſt zum Zweikampfe auf, ſtürzte ihn mit der Lanze ſchwer verwundet vom Roſſe, ſprang ihm dann auf den Nacken und gab ihm den Todesſtoß im Angeſichte der erſchreckten Türken, welche bei dem Falle ihres Führers die Flucht ergriffen und Lager und Fahnen dem Sieger überließen. Bald darauf ſchlug Niklas Péterfy die Türken zum zweiten Male, indem er alle Bauern aufſitzen ließ, und im nächtlichen Angriffe, mit nur wenigen Kriegern, aber auf beiden Seiten von den berittenen Bauern umflügelt, den durch die ſcheinbare Menge der Truppen und durch lärmendes Geſchrei und Paukenwirbel beſtürzten Feind in die Flucht jagte und mit reicher Beute nach Hauſe zurück kehrte. Nach dieſen Siegen war das nördliche Bosnien von der türkiſchen Herrſchaft befreit, und Twartkoſchura wurde daſelbſt wieder als König eingeſetzt. Der König Sigmund ſtand unterdeſſen am linken Ufer der unteren Donau und war hier freudiger Zeuge der Siege ſeiner Ungarn über die Türken. Die Letzteren hatten ſich, achtzig tauſend Mann ſtark, zwiſchen Nikopolis und Niſſa gelagert. Hier wurden ſie (4. October 1419) von den Ungarn angegriffen und erlitten eine ſchreckliche Niederlage, aus welcher eine verhältnißmäßig nur geringe Anzahl ſich rettete.

In der Walachei war jedoch die Oberherrſchaft der Türken unerſchüttert. Der dortige Woiwod, Myrtſche, hatte ſich nur dadurch in ſeiner Scheinwürde erhalten können, daß er ſeinen leiblichen Sohn als Geißel in das türkiſche Lager ſchickte. Um dem unzuverläſſigen Myrtſche noch mehr die Hände zu binden, hatte Sultan Mohammed in der Walachei ſelbſt, jenſeits der Donau, gerade gegenüber von Rusduk, eine Gränzfeſtung erbaut, welche er Jerköi,

d. i. Erdwurzel, nannte, und deren walachiſch verſtümmelter Name Dſchurdſchowa in den jüngſten Türkenkriegen häufig genannt worden iſt. Gleichwohl hatte Myrtſche ſpäter den Muth, den Dösme (d. i. den falſchen) Muſtafa, welcher ſich als den in der Schlacht von Angora verſchollenen Sohn Bajeſid's ankündigte und Anſprüche auf den osmaniſchen Thron erhob, wider den Sultan Mohammed zu unterſtützen. Dieſer rächte ſich dafür durch ſchreckliche Verwüſtung der Walachei, wobei auch Ungarn bedroht wurde, daher König Sigmund ſich im Haczeker Thale vor dem eiſernen Thore lagerte und in Meſopotamien wie in der Mongolei Bundesgenoſſen wider die Türken warb. Bald darauf ſtarb der ältere Myrtſche, und ſein gleichnamiger unehelicher Sohn wurde, nachdem er ſich nur einige Monate in der Woiwodſchaft behauptet, durch ſeinen Verwandten Dan mit türkiſcher Hilfe vertrieben. König Sigmund, zu Breslau eben mit der Streitſache zwiſchen dem deutſchen Ritterorden und dem Könige von Polen beſchäftigt, die er zu des Letzteren Mißfallen entſchied, ließ Myrtſche ohne Hilfe; dagegen leiſtete demſelben der Siebenbürger Woiwod, Stephan von Losconcz, Beiſtand, indem er mit ſeinem Aufgebote durch den Rothenthurmer-Paß in die Walachei zog. Voreilig ließ er ſich mit den überlegenen Türken in ein Gefecht ein, wurde geſchlagen und getödtet; die Meiſten ſeiner Leute, und Myrtſche ſelbſt, fielen im Kampfe (1420). Ermuntert durch dieſen Sieg, ſtreiften die Türken in das Burzenland, zerſtörten die reiche Ciſtercienſer-Abtei Kerz, und überfielen Kronſtadt, wo jedoch der muthige Widerſtand des Bergſchloſſes Zinne und die Annäherung König Sigmund's mit beträchtlicher Heeresmacht ſie zum Rückzuge, und den Woiwoden dann zur Anerkennung der ungariſchen Landeshoheit nöthigte.

Sultan Mohammed's Nachfolger, der achtzehnjährige Murad II., unternahm (1422) die vierte türkiſche Belagerung Konſtantinopels. Der byzantiniſche Kaiſer, Johannes Paläologus, ſuchte Beiſtand bei Sigmund, den dieſer, durch die hußitiſchen Unruhen hinlänglich beſchäftigt, verſagte. Williger ging derſelbe auf Murad's friedliche Anträge ein und bewilligte (1424) einen zweijährigen Waffenſtillſtand. Kurz vor dem Ablaufe desſelben übergab der ſerbiſche Fürſt, Stephan Lazarewics, die Herrſchaft ſeinem Neffen Georg Brankovics. Der König Sigmund ließ dies geſchehen, und nur einige ſerbiſche Schlöſſer und Städte für an die ungariſche Krone heimgefallen erklären; nach Georg's unbeerbtem Tode ſollte jedoch ganz Serbien an Ungarn heimfallen. Sultan Murad nahm ein Aergerniß an dieſem Vertrage, und würde

gegen Stephan Feindseligkeiten geübt haben, hätten nicht die Heere Sigmund's in Siebenbürgen, und des Johannes von Mároth in der Walachei, ihm Mäßigung geboten. Letzterer schlug während des Winters (1426) die Türken aus dem Lande, und im nächsten Frühjahre setzte der König den vertriebenen Dan wieder in seine Herrschaft ein. Murad rächte sich durch verheerende Einfälle in Serbien, und die wichtige Festung Galambocz oder Kolumbaz, auf türkisch Gögerdschinlik, d. i. Taubenschlag, zwischen Semendra und Orsova am rechten Ufer der Donau, welche Stephan einem seiner Bojaren um zwölf tausend Ducaten verpfändet hatte, und wofür der König das Lösegeld zu zahlen sich weigerte, überlieferte dieser Bojar aus Ingrimm den Türken (1427). Sigmund gab sich alle Mühe, den Platz wieder zu bekommen. Er hatte Galambocz gegenüber die Burg Laszlóvár aufführen lassen, und ließ das Heer unter Anführung des Grafen Stephan von Roczgon dahin aufbrechen; er selbst folgte nach. Unter dem Schutze der Laszlóvárer Besatzung wurden die zahlreichen Schiffe auf der Donau gesammelt und nicht nur die aus der Morava in die Donau einlaufenden türkischen Fahrzeuge angezündet, sondern auch Galambocz unaufhörlich aus schwerem Geschütze beschossen. Stephan Roczgon's hochsinnige Gemalin, Cäcilia, entfaltete den Muth und die Umsicht eines Feldherrn. Als Befehlshaberin einer Galeere bohrte sie mehre feindliche Schiffe in Grund, steckte andere in Brand und ließ das schwere Geschütz verderblich gegen die Burg arbeiten, während ihr Gatte aus einer anderen Richtung mit einer in Ungarn gegossenen gewaltigen Kanone einige Thürme der Burg zerschmetterte. Die Landmacht hielt, von König Sigmund befehligt, den Platz von serbischer Seite eingeschlossen, und die Nachhut wehrte die Entsatz versuchenden Türken in mehren glücklichen Gefechten ab. Als aber Murad mit der türkischen Hauptmacht herbei eilte, welcher Sigmund sich nicht gewachsen glaubte, wurde zu Unterhandlungen geschritten. Murad gewährte Waffenstillstand; die Burg von Galambocz sollte den Türken verbleiben, die Ungarn unangefochten über die Donau zurück gehen. Als jedoch der größere Theil der Ungarn den Strom überschritten hatte, griffen die Türken wortbrüchig die kleinere Anzahl diesseits des Stromes an. Der König, welcher sich bei der letzteren befand, gerieth in die äußerste Gefahr; aber Stephan von Roczgon rettete ihn mit eigener Lebensgefahr in einem Nachen über die Donau. Die zurück gebliebenen Ungarn wehrten sich verzweiflungsvoll, ihnen voran der löwenkühne Zawissa Niger von Garbow, Hauptmann von der Zips. Vergebens

ſendete ihm der König ſein eigenes Fahrzeug zur Rettung; Zawiſſa verſchmähte es, die Waffengefährten in der Stunde des Todes zu verlaſſen, und ſo fielen ſie Alle heldenmüthig bis auf den letzten Mann.

Des Sultans Wegzug wollte Georg Brankovics benutzen, ſich nach ſeines Oheims und Vorgängers, Stephan, Tode in der Herrſchaft Serbiens zu befeſtigen. Zugleich fiel Wlad, des älteren Myrtſche unehelicher Sohn, in die Walachei ein, ſchlug und fing den Woiwoden Dan, und ließ ihn hinrichten; er erſchlich ſogar vom Könige Sigmund die feierliche Belehnung als Woiwod der Walachei, Herzog von Fogaras und Omlás, und trieb mit ungariſcher Hilfe die Türken und deren Vaſallenfürſten aus der Walachei. Minder glücklich war Georg Brankovics, der vergebens durch Liſt und Zugeſtändniſſe die Türken von ſich abzuhalten ſuchte. Murad zog gegen ihn, eroberte Kruſſovaz oder Aladſchahiſſar, verſtärkte die Beſatzung von Galambocz, und belagerte Strebernik bis zum Eintritte des Winters (1432), der ihn zum Abzuge nöthigte. Georg ſchritt zu neuen Unterhandlungen, trug dem Sultan ſeine Tochter Mara zur Gemalin an, verſprach erhöhten Tribut, und erhielt dagegen Zuſicherung von Frieden und Freundſchaft, nebſt der Erlaubniß, am Donauufer bei Semendra eine Citadelle erbauen zu dürfen, als Schutzwehr wider Ungarn, von welchem hierdurch Serbien ſcheinbar gänzlich losgeriſſen wurde.

Um dieſe Zeit ſandte Murad ein Heer durch die Walachei nach Siebenbürgen. Wlad, genannt Drakul, entweder nach dem vom Könige Sigmund ihm verliehenen Drachenorden, oder nach ſeiner teufliſchen Grauſamkeit (denn Drakul heißt auf walachiſch Teufel), wußte ſich nicht anders zu retten, als daß er ſich dem Sultan unterwarf, und den Türken als Führer diente, welche ſofort das Kronſtädter Gebiet, den Repſer Bezirk und einen Theil des Szekler Landes grauſam verwüſteten. Im nächſten Jahre (1433) zeigte ihnen Wlad den Weg in das Burzenland, wodurch die ſächſiſche Geſammtheit ſich genöthigt ſah, künftighin beſtändig drei tauſend Bewaffnete und eine Anzahl Späher an ihren Gränzen gegen die Walachei zu unterhalten.

Georg Brankovics, des drückenden türkiſchen Joches müde und ſeine gänzliche Unterjochung fürchtend, näherte ſich abermals Ungarn an. Er erbot ſich, Belgrad der ungariſchen Krone zu überliefern, wogegen er ſich die Verleihung angemeſſener Güter in Ungarn bedingte, auf welchen er, falls er durch die Türken aus Serbien vertrieben würde, mit ſeiner Familie eine Zuflucht

finden wollte. Der König war abwesend; aber die eingesetzten drei Statthalter Ungarns, nämlich der Graner Erzbischof Georg von Palocz, der Palatin Niklas Gara und der Oedenburger Obergespan Ladislaw von Kanisa, nahmen Georg's Antrag an, und räumten ihm eine Anzahl beträchtlicher Burgen, Herrschaften, Städte und ein Wohnhaus zu Ofen ein. In Belgrad wurde ein ungarischer Befehlshaber eingesetzt. Dies stachelte den Sultan zu neuer Feindschaft gegen Ungarn; Wlad Drakul versprach ihm dabei seinen eifrigen Beistand. Nach dem Unfalle vor Galambocz hatte König Sigmund das Zewriner Banat und das Land weiter hinauf, längs dem linken Donauufer bis Laszlóvár und Belgrad, mit allen festen Plätzen, den deutschen Ordensrittern aus Preußen, die er selbst bei ihren Streitigkeiten mit der Krone Polen immer so lebhaft begünstigt, einräumen lassen, um als lebendiges Bollwerk wider die Türken zu dienen. Wlad Drakul, im Dienste des Sultans, warf sich mit zahlreichen Rotten auf die deutschen Ritter im Zewriner Banate, schlug den Ban und Ordensritter Niklas Radnich und tödtete sämmtliche Ritter, welche, statt zu fliehen, sich dem Heldentode weihten, zum großen Schmerze des Königs (1435). Ein Einfall der Türken in Bosnien wurde durch Twartko's Muth abgetrieben. Georg Brankovics beugte dem Zorne und der Rache des Sultans vor, indem er seine, dem Letzteren verlobte Tochter Mara ihm wirklich übergab und vermälte, und zugleich seinen Sohn Gregor als Geißel künftiger Treue stellte (1436). Im nächsten Jahre überschritt Sultan Murad mit einem großen Heere bei Nikopolis die Donau. Wlad Drakul leistete ihm mit walachischen Truppen Heeresfolge und führte ihn durch den Rothenthurmer-Paß nach Siebenbürgen. Die Einwohner hatten sich mit ihren Heerden und Habseligkeiten in die hohen Gebirge geflüchtet, und so zogen die Türken vier Tage lang durch eine künstliche Einöde, bis Hermannstadt vordringend, wo die sächsische Gesammtheit, angeführt von ihrem Königsrichter Anton Trautenberger, sie kampfgerüstet erwartete. Die türkische Vorhut wurde, als sie den Angriff wagte, mit blutigem Verluste geworfen. Murad hegte Argwohn gegen Drakul's Aufrichtigkeit, zog sich aus Siebenbürgen durch die Walachei über die Donau zurück, und ließ seinen Schwiegervater, Georg Brankovics, auffordern, ihm Semendra einzuräumen. Als dieser Einwendungen machte, brach Murad in Serbien ein und rückte gegen Semendra vor. Dort boten ihm Mathias von Thallocz und Johannes von Hunyad an der Spitze des ungarischen Heeres die Schlacht, welche mit einer schrecklichen Niederlage der

Türken endete. Murad floh; vier seiner Heerführer wurden gefangen dem Könige nach Prag zugesendet.

Die Veneter hatten, während sie den König theils durch die Türken, theils gegen die böhmischen Hußiten beschäftigt wußten, ihres Vortheils wahrgenommen. Traù eroberten sie mit Sturm; Spalatro ergab sich ihnen freiwillig (1420). Hiermit war das damalige Dalmatien, oder das Küstenland, von Nona bis Cattaro, auf lange Zeit für Ungarn verloren. Ragusa, die Halbinsel Stagno, die Landspitze Diako und die benachbarten Inseln blieben unabhängig; zu Duvno, Makarska und Narento gebot Stephan Cosaccia, Matko's Enkel. Die Gebiete diesseits des Gebirges Velebics, und jenseits desselben Bukari, Novi, Zengg, Carlopago und Novigrad, waren damals zu Kroatien gehörig und blieben bei Ungarn. Acht Jahre später (1428) schickten die Veneter einen Abgeordneten, der den König Sigmund zu völliger Verzichtleistung auf Dalmatien bewegen sollte; aber Letzterer verstand sich nur zu einem zweijährigen Waffenstillstande. Nach dessen Ablaufe ließ der König fünf tausend Ungarn in Friaul einbrechen, und schloß mit dem Herzoge von Mailand, Filippo Visconti, ein Bündniß gegen Venedig (1430). Aber dieser hielt die versprochene Hilfe zurück, und die Ungarn erlitten dadurch bei ihrem Abzuge aus Friaul große Verluste.

Sigmund befand sich damals zu Siena, mit dem Papste wegen seiner Kaiserkrönung unterhandelnd, und suchte die Ungarn glauben zu machen, sein Aufenthalt in Italien gelte der Wiedereroberung Dalmatiens, unter welchem Vorwande er auf ihre Unterstützung mit Geld und Mannschaft rechnete, um damit die Kosten der Krönung zu bestreiten und die Hußiten zu unterwerfen. Seine Geldnoth bewog ihn, unter päpstlicher Vermittlung, wieder einen fünfjährigen Waffenstillstand mit der Republik Venedig einzugehen, wogegen dieselbe ihm sogleich zehn tausend Ducaten übersendete, und sich verpflichtete, die Kosten seiner Krönungsreise zu bestreiten. Sigmund erlebte den Ablauf dieser Waffenruhe nicht mehr, und die Veneter behielten Dalmatien unangefochten.

Durch alle die eben geschilderten Vorgänge, zu welchen noch des Königs häufig gespannte Stellung zu Polen, seine Parteilichkeit für den deutschen Orden gegen dieses Reich, seine fruchtlosen Bemühungen, dem Großfürsten Alexander Witold ein von Polen unabhängiges Königreich in Lithauen zu gründen, gerechnet werden müssen, zieht sich der schwarze Faden der Hußitenkämpfe in Böhmen. Ihr Ausbruch fiel mit König Wenzel's letztem Athem-

zuge (18. Auguſt 1419) ſo ziemlich zuſammen. Trotz ſeiner zahlreichen Fehler hatte dieſer König doch, namentlich in der letzten Zeit ſeines Lebens, einen redlichen Willen für Böhmen gezeigt, hatte den wilden Brand des Fanatismus mit Mäßigung und Beſonnenheit zurück gehalten, und ſeine guten Abſichten — indem er geſchickt die Miene annahm, an die Spitze der Umwälzung zu treten, als einziges Mittel, ſich ihrer zu bemeiſtern — wurde ſelbſt in den Augenblicken der höchſten Aufregung von dem wüthenden Volke dankbar anerkannt. Hatte er auch nicht jederzeit zum Heile Böhmens leben können, ſo war ſein Tod doch, in jener ſchrecklichen Kriſis, wo er erfolgte, ein Nationalunglück, und durch Verkettung der Umſtände war mit ihm der gute Geiſt von jenem Lande gewichen, da die Popularität, welche theils der Zufall, theils ſein Handeln und ſeine Stellung ihm erworben hatte, der einzige Leitſtern der beginnenden Revolution hätte werden können. Sein Bruder und erbberechtigter Nachfolger, Sigmund, entbehrte dieſer Popularität in Böhmen gänzlich. Nicht nur erinnerte man ſich mit Groll und Bitterkeit der Erpreſſungen, welche er einſt als Gubernator in Böhmen ſich erlaubt, ſondern man rechnete ihm, wiewohl mit Unrecht, noch immer das dem Meiſter Huß ertheilte freie Geleit, und ſeine formelle Mitwirkung bei deſſen Verurtheilung, als einen Wortbruch an. Bei ſolchem Bewenden mußte freilich Sigmund's Regierungsübernahme in Böhmen ſich zu einem fünfzehnjährigen Kampfe geſtalten, der alle Schrecken ſchauriger Großartigkeit, alle Wildheit religiöſer Schwärmerei und unverſöhnlichen Sectenhaſſes erſchöpfte, und deſſen Einzelheiten im vorhergehenden Bande dieſes Werkes bereits ausführlich geſchildert worden ſind.

Sigmund, durch ſeines Bruders Wenzel Hintritt dem Namen nach König geworden, bekämpfte den durch die Hußiten dort entzündeten allgemeinen Aufruhr aus der Ferne mit Worten und leeren Drohungen, ſtatt mit einem kühnen Ueberfalle ihn in ſeinem Beginne zu erdrücken. Um fünf Monate zu ſpät, nachdem des wilden Republikaners Zizka Eiſenkeule bereits zur Standarte für ganz Böhmen geworden war, zog Sigmund mit einem gewaltigen Heere von Ungarn, Mährern und Schleſiern, und unterſtützt von den Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg, den Herzogen von Oeſterreich und Baiern, den Markgrafen von Meißen und mehren deutſchen Biſchöfen, Grafen und Herren, gegen Prag, wo das ſtolze, aber bunt gemiſchte Heer der furchtbaren Einheit der hußitiſchen Schwärmer und dem Feldherrngenie des

gewaltigen Zizka erlag (14. Juli 1420). Ein Lagerbrand, das Mißvergnügen seiner Verbündeten und seiner Truppen, machten dem Könige die Fortsetzung der Belagerung Prags unmöglich. Gütliche Schritte wurden gethan; die beiderseitigen Unterhandlungen über die vier Prager Artikel gewährten eine natürliche Pause, und diese benützte der noch im Besitze des Prager Schlosses befindliche Sigmund, sich im dortigen Dome (28. Juli) durch den Erzbischof Konrad von Vechte als König von Böhmen krönen zu lassen, womit freilich mehr einer Ceremonie, als einer Thatsache Genüge geleistet war. Schon die nächsten Ereignisse zeigten das Unwirksame dieser Maßregel. Die Taboriten, zur Schreckensherrschaft in Prag und den Umgebungen gelangt, blieben bei den Prager Artikeln nicht stehen, sondern schufen sich, Willens, den Krieg in die Länge zu ziehen, zwölf besondere Artikel, noch weit fanatischer, hoffärtiger, als jene ersten, die dem Könige schon zu viel gewesen waren. Auch zum Entsatze des Wyschehrad kam der König zu spät, und dieser ging nach blutigen Gefechten (1. November) an die Prager und Orebiten verloren. In wie viele Fractionen sich auch alsbald die Hußiten theilten, in der Widersetzlichkeit gegen König Sigmund waren Alle einig, wenn auch nicht in der Wahl seines Ersatzmannes. In Prag decretirte die Empörung: das Haus Luxemburg habe zu regieren aufgehört, und man vereinigte sich, nach heftigen Debatten, dahin, die böhmische Krone dem Polenkönige Wladislaw Jagiel anzutragen, der sie jedoch zurück wies. Immer mehr Städte traten dem Aufstande bei; Sigmund mußte, um sich nicht abschneiden zu lassen, nach Mähren sich zurück ziehen, und ging endlich nach Ungarn heim, nachdem Böhmen factisch für ihn verloren war. Zizka schwang allgebietend in dem gewaltsam republikanisirten Lande, wo auf einem Czaslauer Landtage die Entsetzung König Sigmund's bestätigt wurde, sein blutiges Schwert.

In seiner Bedrängniß stützte der König sich vorzugsweise auf Oesterreich, zu welchem Ende er dem Herzog Albrecht eine unmittelbare Rolle in dem Kampfe gegen die böhmische Empörung zutheilte und ihn mit dem königlichen Interesse auf das Engste verknüpfte. Er verpfändete dem jungen Herzoge für die aufzubietenden Kriegskosten fünf mährische Städte und ertheilte ihm die Anwartschaft auf den lehenbaren Besitz aller von ihm in dem empörten Lande zu machenden Eroberungen. Seine einzige Tochter, Elisabeth, setzte König Sigmund, mit Genehmigung der ungarischen Stände, zur Erbin von Ungarn, Böhmen, Mähren und allen ihm gehörigen Gebieten ein; würden

ihm, in Ermanglung eines lebendigen Leibeserben, noch andere Töchter geboren, so sollte Elisabeth zwischen den Reichen von Ungarn und Böhmen mit Mähren frei wählen dürfen. Die reiche Erbin Elisabeth wurde hierauf mit dem Herzoge von Oesterreich vermält.

Nach mancherlei Verhandlungen mit den deutschen Reichsständen, die Hilfe gegen die hussitischen Ketzer bald zusagten, bald verweigerten, nie aber in der gewünschten Art, noch zu rechter Zeit halfen; nicht minder auch nach manchen Streitigkeiten mit seinen Ungarn, welche den Krieg gegen Böhmen immer als eine ihnen fremdartige Angelegenheit betrachteten und den König dabei in Nichts unterstützen wollten, konnte dieser endlich im November 1421 seinen zweiten Zug nach Böhmen antreten. Aber gleichzeitig eilte Zizka herbei, durchbrach von den Anhöhen bei Gang aus die ihn einschließenden Linien des Königs, nöthigte denselben dann, von Kuttenberg abzuziehen, und beunruhigte ihn auf seinem Rückzuge bis über Deutschbrod hinaus, das von den Taboriten gestürmt und dem Boden gleich gemacht wurde.

Nachdem Wladislaw von Polen die böhmische Krone abgelehnt hatte, warfen die Hußiten ihre Augen auf einen anderen Jagellonen, den Großfürsten Witold von Lithauen, der zwar ebenfalls für seine Person nach Böhmen zu kommen sich nicht entschließen wollte, dagegen ihnen seinen Neffen, den Prinzen Sigmund Korybut, als Reichsverweser zusendete (1422), welcher jedoch vor Karlstein seinen Kriegsruhm und bald auch das Vertrauen des Volkes einbüßte, und schon im April 1423 das „Ketzerland" verließ.

In Mähren hielt der Herzog Albrecht noch die meisten Festungen für den König besetzt; aber auch hier wurde er von den Hußiten heftig bedrängt. Um seinen Muth zu heben und ihm schon jetzt Vortheile zu gewähren, stellte ihm der König einen förmlichen Lehenbrief über Mähren aus und gab ihm von da an den Markgrafentitel. Mittlerweile erschien Sigmund Korybut (im Juni 1424) zum zweiten Male in Böhmen, wo sich schnell ein hinlänglicher Anhang um ihn bildete, und drückte, indem er sich jetzt einen „erwählten böhmischen König" nannte, der Entsetzung Sigmund's scheinbar das Siegel auf. Seine Versöhnung mit Zizka verstärkte seine Macht, und die gleichzeitige Einigung der vorher getrennten Parteien verlieh dem Aufstande eine neue schreckliche Gewalt. Als aber Korybut heimlich damit umging, Böhmen mit der römischen Kirche auszusöhnen, kehrte sich die Wuth der Hußiten gegen ihn selbst, und er wurde aus Böhmen vertrieben, um nie wieder zurück zu kehren.

König Sigmund zog aus der Entfernung Korybut's keinen Vortheil; vielmehr wurde der Abfall von ihm immer allgemeiner, die Hilfe aber, welche ihm nach langen Anſtänden das deutſche Reich gewährte, kam im Gefolge ſo verfehlter Maßregeln, daß ſie ſich nur in einer Reihe neuer blutiger Niederlagen für ihn und ſeine Verbündeten offenbarte, welche die Siegeszuverſicht, wie den Haß der Hußiten, gegen ihn ſteigerten. Einigemal eröffnete der König, ſeinen kriegeriſchen Anſtalten mit Recht mißtrauend, und überzeugt, daß Böhmen nur durch Böhmen überwältigt werden könne, gütliche Unterhandlungen mit ſeinen empörten Unterthanen; aber dergleichen Schritte ſcheiterten zumeiſt, wenn nicht an politiſchen, doch an religiöſen Fragen, indem auf einer Seite der Fanatismus Forderungen ſtellte; auf der anderen Gewiſſensſcrupel und Rückſichten für den römiſchen Oberhirten ſich einmengten, welche unmöglich ſich vereinigen ließen. Die Kirchenverſammlung zu Baſel, vom Papſte Eugen IV. heftig beſtritten, erzielte vor der Hand ebenfalls keine dauernde Einigung der Hußiten mit der römiſchen Kirche, und lieh dem religiöſen Abfalle der Böhmen vielmehr einen neuen Anhalt und Vorwand, den man in Rom nicht anerkennen wollte.

Mitten unter dem Getöſe der Waffen und dem Stimmengeſchwirre theologiſcher Streite verfolgte König Sigmund ſeine endliche Kaiſerkrönung. Am 25. November 1431 ließ er ſich im Dome zu Mailand durch den Erzbiſchof Bartolomeo Capra die eiſerne Krone der Lombardei aufſetzen, hielt ſich während des Winters dort auf, obſchon er von dem Uebermuthe des Herzogs Filippo Visconti Manches erleiden mußte, und zog dann im nächſten Frühjahre (1432) über Piacenza, Parma und Lucca nach Siena; wie ſehr ihm auch auf Betrieb des mißtrauiſchen Papſtes dieſer Zug erſchwert wurde. Hier verbrachte er eilf Monate in Unterhandlungen mit dem Papſte Eugen, der, als Bedingung der Kaiſerkrönung, die Auflöſung des Baſeler Concils verlangte, ein Punkt, welchen wiederum Sigmund mit aller Macht verweigerte. Nachdem endlich die Ausſöhnung zwiſchen König Sigmund und dem Papſte, unter der Bedingung der Annahme des Concils, erwirkt worden war, hielt Erſterer ſeinen Einzug in Rom und wurde am 31. Mai 1433 als Kaiſer gekrönt. Während ſeines dreimonatlichen Aufenthaltes in Rom gelang es ihm auch, den Widerwillen des heiligen Vaters gegen die Baſeler Kirchenverſammlung zu beſchwören, und als ſpäter neue Spaltung eintrat, bewog der Kaiſer den Papſt, nachzugeben und die ihm vorgelegte Formel zu unterſchreiben, durch

welche er alle früheren verdammenden Bullen gegen das Concil widerrief und deſſen Verfügungen in Allem beſtätigte. Die gemäßigten Calixtiner in Böhmen, überdrüßig der endloſen Fehde, welche ihr Vaterland zerriß und ihre Nation in Verruf brachte, ſtellten ſich mit den Compactaten, welchen die vier Prager Artikel zu Grunde lagen, zufrieden und unterwarfen ſich der Kirche. Zwar währte noch eine Weile der Widerſtand der exaltirten Partei, der Taboriten und Waiſen, welche durchaus von keiner Einigung mit Rom hören wollten, fort; aber der Untergang der beiden Prokope (30. Mai 1434) brach die Kraft dieſer Ruheloſen, und Böhmen begrüßte, nach den Schreckniſſen eines fünfzehnjährigen inneren und äußeren Kampfes, endlich ſehnſuchtsvoll den Frieden. Kaiſer Sigmund beſtätigte die Compactate, genehmigte die von den Böhmen ihm vorgelegte Wahlcapitulation, und hielt am 23. Auguſt 1436 ſeinen Einzug in Prag, um jetzt endlich einen Thron einzunehmen, um welchen er ſo lange gekämpft, und den er jetzt, am Ziele ſeiner Tage ſtehend, nicht lange mehr beſitzen ſollte.

Im Juli 1437 hielt der bejahrte Kaiſer ſeinen letzten deutſchen Reichstag zu Eger. Seine Gemalin, die ſittenloſe Barbara, ging inzwiſchen damit um, nach Sigmund's anſcheinend baldigem Tode ſich, mit Uebergehung ihrer Tochter Eliſabeth, die Herrſchaft in Ungarn und Böhmen anzumaßen. In Böhmen glaubte ſie um ſo leichter durchzudringen, da Herzog Albrecht von Oeſterreich, Eliſabeth's Gemal, den Kelchnern wegen ſeines glühenden Eifers für die römiſche Kirche verhaßt war. Ihre Vertrauten bei dieſem Anſchlage waren ihr Brüder, Graf Heinrich von Cilli und deſſen Sohn Ulrich; und unter ihren Anhängern befanden ſich Heinrich Ptaczek und Georg Podiebrad. Die in ihrem vier und vierzigſten Jahre noch immer der Liebe bedürftige Frau hegte dabei die Abſicht, ſich mit dem vierzehnjährigen Polenkönige Wladislaw zu vermälen und ſo die Reiche Ungarn, Böhmen und Polen zu vereinigen. Das Geheimniß wurde jedoch dem Kaiſer noch zu rechter Zeit verrathen. Er ſtellte ſich, Nichts zu wiſſen noch zu argwöhnen, und traf, unter dem Vorwande, ſeine Tochter noch einmal ſehen zu wollen, Anſtalten zu einer Reiſe nach Znaim, auf welcher ihn, nebſt mehren ihm treuen ungariſchen und böhmiſchen Baronen, die Kaiſerin und die beiden Cilli begleiten ſollten. Er ſelbſt ließ ſich, einen Lorbeerkranz auf ſeinem ſchönen Greiſenkopfe, im kaiſerlichen Ornate aus Prag tragen, gefolgt von tauſend ungariſchen Rittern und einigem Fußvolke. In Znaim aber, wo ihn ſeine Tochter Eliſabeth und der Herzog Albrecht

empfingen, gab er Befehl, die Kaiſerin und die beiden Cillier Grafen feſtzunehmen; die Letzteren entkamen. Dann die Nähe ſeines Todes fühlend, berief er die ungariſchen und böhmiſchen Magnaten an ſein Lager und forderte ſie auf, ſeine Tochter Eliſabeth und deren Gemal als ſeine Erben und Nachfolger anzuerkennen. Beide wurden in die Verſammlung geführt, und Herzog Albrecht von den Großen beider Nationen zum Könige ausgerufen. Der ſterbende Kaiſer warnte ihn vor den Ränken ſeiner Gemalin Barbara und rieth ihm, ſie nie mehr ihrer Haft zu entlaſſen.

Mehr und mehr ſchwanden des Kaiſers Kräfte, und ſo erloſch er endlich gleich einer Flamme, welche keine Nahrung mehr hat (4. December 1437). Seinem letzten Willen gemäß, wurde ſein Leichnam nach Großwardein abgeführt und unter dem Altare des heiligen Ladislaw an der Seite ſeiner erſten Gemalin beigeſetzt. Seinem Leichenwagen folgte, ein erſchütterndes Schauſpiel, ſeine Gemalin Barbara als Staatsgefangene unter bewaffneter Bedeckung, und hier zeigte ſich, wie Aeneas Sylvius ſagt, ein merkwürdiges Denkmal des menſchlichen Weltlaufes. Die gefangene Kaiſerin und der entſeelte Kaiſer wurden neben einander fortgeführt. Die Ungarn nahten ſich trauernd, die Augen mit Thränen gefüllt, welche der Leiche ihres Königs und den Feſſeln ihrer Königin galten.

Kaiſer Sigmund hatte an ſiebzig Jahre gelebt, durch ein und fünfzig Jahre die ungariſche, durch ſieben und zwanzig die römiſche, durch ſiebzehn die böhmiſche, durch fünf Jahre die kaiſerliche Krone getragen. Er war zweimal vermält, hinterließ aber nur Eine Tochter zweiter Ehe, die Kronerbin Eliſabeth. Mit ihm erloſch der Mannsſtamm der Luxemburger, der, Wenzel mitgerechnet, vier deutſche Kaiſer, vier böhmiſche und einen König Ungarns gezeugt hatte.

Schwer würde es ſeyn, ein treues Bild von Sigmund zu entwerfen; denn ſein ganzes Weſen, lückenhaft und zerſplittert, der Grundſtützen der Mannhaftigkeit entbehrend, einigte ſich nirgends zu einer feſten Charaktergeſtaltung, und es wäre leichter, die Eigenſchaften zu verzeichnen, welche ihm fehlten, als jene, welche er beſaß. Von Natur vielleicht zur Aufrichtigkeit und zum Wohlwollen geneigt, — ſo ſchilderten ihn wenigſtens diejenigen ſeiner Zeitgenoſſen, welche ihm äußerlich näher ſtanden und ſomit den reinen Eindruck ſeiner Perſönlichkeit empfingen, ohne in die Motive ſeiner Politik einzugehen — war es wohl weniger Ränkeſucht und ſchlimmer Wille, als vielmehr

Wankelmuth und Unfeſtigkeit, was ihn oft falſch und hinterliſtig erſcheinen ließ. Durch ſein ganzes Leben zieht ſich der ſtäte Widerſpruch der Schwäche, welche, indem ſie Sigmund nicht zur Wahrheit gegen ſich ſelbſt gelangen ließ, auch Andere täuſchen mußte, ſie mochte wollen oder nicht. Daher ſein ganzes Wirken und Regieren eine Kette von Inconſequenzen; ein ſtäter Abfall von der eben vorgezeichneten Beſtimmung; daher jene nachläſſige Behauptung des ſcheinbar Gewiſſen über dem Jagen nach ſcheinbar Möglichem. In Ungarn vergeudete er ſeine Kraft über Planen auf Böhmen, und hier brach er durch Gegeneinanderhetzen der Luxemburger die Macht und Einheit ſeines eigenen Stammes, was an ihm durch einen fünfzehnjährigen Kampf ſich am bitterſten rächte. Mit Wenzel's Thron untergrub er ſeinen eigenen. Keiner verſtand ſo gut den König zu ſpielen, keiner ſo wenig es wirklich zu ſeyn, wie Sigmund. Den Werth des Geldes kannte er nur im Erringen, nicht in der Anwendung; tauſend Hebel, oft gewiſſenloſer Art, ſetzte er in Bewegung, um ſich ſeiner ſtäten Geldnoth zu entreißen, und ſtürzte dann um einer Laune willen ſich in dieſelbe Geldnoth wieder hinein, gegen welche er eben erſt ſo krampfhaft gerungen. Er ſpielte mit ſeinen Finanzen, arglos, wie ein Kind mit einer gefährlichen Waffe, und verſtreute Schätze, ohne einen Gegeneinſatz dafür zu ſuchen. Er war fromm und andächtig; doch fehlte ihm jene Kraft des höheren religiöſen Glaubens, welche Großes wirket und über Kleines ſchonend hinweg geht; er blieb mehr bei dogmatiſcher Gewiſſenhaftigkeit ſtehen, als daß er von dem lebendigen, gern verſöhnenden und einigenden, ſtatt trennenden, Gottesſinne ſich leiten ließ, und während die ehrwürdigen Väter zu Baſel den böhmiſchen Kelchnern willig den Friedensgruß entgegen trugen, erblickte Sigmund in ſeinen neuen Unterthanen nur eine Nation von Ketzern, mit welchen er nur im Frieden, nicht im Kriege zu ſtehen verabſcheuete. Als deutſches Reichsoberhaupt hatte er dieſelben widerſpänſtigen Elemente vor ſich, welche ſchon kräftigeren Kaiſern die Hände gebunden hatten; jeder Verſuch, Ruhe und Sicherheit im Reiche herzuſtellen, wurde von den Fürſten als eine Gefahr für ihre Freiheit angeſehen und, wenn nicht offen, doch deſto beharrlicher insgeheim bekämpft. Für den deutſchen Thron mußte die Zeit ihren Ritter ſchaffen; aus den Händen der Menſchheit allein konnte er nicht hervor gehen. Sonſt war Sigmund von majeſtätiſchem Weſen; ehrfurchtgebietend und zugleich von verführeriſcher Anmuth und Heiterkeit. Er liebte, wie er ſelbſt geſtand, den Wein und ſchöne Frauen, und durch ſeine zahlreichen Abenteuer

der Liebe erinnerte er, wenn auch ſonſt in Nichts, an die Hohenſtaufen. Er beſaß Geſchmack, und wußte der Pracht auch den Ausdruck der Schönheit zu verleihen; er ſchätzte Wiſſenſchaft und Kunſt, und pflegte zu ſagen: er könne in Einem Tage Tauſende zu Rittern ſchlagen, doch ſein ganzes Leben hindurch keinen Gelehrten machen.

Am 19. December 1437 ernannten in Preßburg die verſammelten Stände, in Folge ihres früheren wiederholten Verſprechens, den vierzigjährigen Herzog Albrecht von Oeſterreich zu ihrem Könige, huldigten ihm als einem ſolchen, und zugleich ſeiner Gemalin Eliſabeth als ihrer Königin und Frau. Am Neujahrstage 1438 wurde das königliche Paar feierlich gekrönt, und König Albrecht verſprach bei dieſer Gelegenheit eidlich, daß, wenn er zum römiſchen Könige erwählt werden ſollte, er die Wahl nicht ohne Beiſtimmung der Stände Ungarns annehmen werde. Schwieriger wurde ihm ſeine Anerkennung in Böhmen gemacht, zwar nicht von Seite der katholiſchen Landherren, welche auf dem Prager Landtage ſich einhällig für ihn erklärten, wohl aber der Kelchnerpartei, welche den dreizehnjährigen Kazimierz, Bruder des Polenkönigs Wladislaw VI., zu ihrem Könige ausrief und dadurch einen neuen Bürgerkrieg entzündete. Mittlerweile wurde Albrecht, wie voraus zu ſehen, (18. März) in Frankfurt auch zum römiſchen Könige erwählt, nahm jedoch, ſeinem Gelübde treu, dieſe Krone erſt an, nachdem die ungariſchen Stände ihre Einwilligung hiezu ertheilt hatten. Sodann zog er, allen Hinderniſſen trotzend, mit einem kleinen Heere nach Prag und ließ ſich hier (29. Juli) als König krönen. Er gab die gefangene Kaiſerin Barbara frei, wies ihr jährlich zwölf tauſend Ducaten zu ihrem Unterhalte an, verzieh auch ihrem Neffen, dem Grafen Ulrich von Cilli, und verlieh ihm ſogar die Statthalterſchaft über Böhmen, nahm ihm jedoch dieſelbe wieder ab, als Ulrich verrätheriſche Abſichten offenbarte, und gab ſie in die Hände der Herren Ulrich von Roſenberg und Mainhard von Neuhaus. Seine weiteren Kämpfe gegen Polen um die Krone Böhmens, welches Reich er nach ſeiner Krönung nicht wieder ſah, ſind bereits (Band II., Seite 323 u. f. f.) geſchildert worden.

Nach Ungarn zurück gekehrt, hielt König Albrecht einen Landtag zu Lublau, wo unter Anderen auch eine Heerfahrt wider die Türken beſchloſſen wurde, welche das Land durch Einfälle heimſuchten. Unter Anführung des Ali, Sohnes des Ewrenos, welcher an der Spitze der Renner ſtand, und mit Hilfe ſerbiſcher und walachiſcher Truppen unter Georg Brankovics und Drakul,

war das türkiſche Heer in der Gegend von Semendra über die Donau geſetzt und über das eiſerne Thor in Siebenbürgen eingefallen. Die Türken belagerten acht Tage lang Hermannſtadt vergeblich, verwüſteten Mediaſch, überrumpelten Schößburg, verbrannten die Vorſtädte von Kronſtadt, verheerten durch fünf und vierzig Tage das Land und ſchleppten ſiebzig tauſend Gefangene als Sklaven durch den Törzburgerpaß fort. Als ſie aber heimzogen, ereilte ſie in den Bergſchluchten der Siebenbürger Woiwod Deſö von Loſzoncz mit einigen ſchnell geſammelten Schaaren, ſchlug ſie und jagte ihnen ihre Beute an Menſchen und Sachen wieder ab.

Im nächſten Frühjahre (1439) rüſtete Sultan Murad zu neuem Kriege gegen ſeinen Schwiegervater, den Fürſten Georg Brankovics von Serbien, weil ihn Iſhakbeg, der Sohn des Ewrenos, der ihm die Treue des ſerbiſchen wie des walachiſchen Zinsfürſten verdächtig machte, unaufhörlich zu Feindſeligkeiten gegen Beide, und beſonders zur Forderung der neuerbauten Feſtung Semendra regte. Georg und Drakul wurden mit ihren Söhnen zum Pfortendienſt vorgeladen. Erſterer ſetzte Semendra in Vertheidigungszuſtand und übertrug die Beſchützung des Platzes ſeinem älteren Sohne Gregor und deſſen Oheim Kantakuzenos, während er mit dem jüngeren Sohne Lazar nach Ungarn floh, um hier auf ſeinen Gütern Mannſchaften zu ſammeln. Wlad Drakul, der entweder nicht mehr fliehen konnte oder des Sultans Zorn zu beſänftigen hoffte, wurde in den Thurm von Kallipolis geworfen; ſeine, ihm als Geißeln abgeforderten beiden Söhne als Staatsgefangene nach Aſien geſendet; er ſelbſt, nachdem er abermals unwandelbare Treue gelobt, wieder nach der Walachei entlaſſen. Murad zog vor Semendra, das, durch Gregor und Kantakuzenos tapfer vertheidigt, nach dreimonatlicher Belagerung endlich fiel. Gregor und ſein unterdeſſen in Adrianopel als Geißel verwahrter Bruder wurden geblendet nach Amaſchra und Tokat in's Gefängniß geſendet. Iſhakbeg und Osman Tſchelebi ſtanden eben im Begriffe, nach Semendra's Falle gegen Nikopolis zu rücken, als die Nachricht von dem Anmarſche des ſerbiſchen Heeres ſie zunächſt auf dieſes los zu gehen zwang. Die Serbier wurden geſchlagen, und ſo beiſpiellos war die Beute der Türken, daß die ſchönſte Sklavin für einen Stiefel eingetauſcht wurde und Sklaven einen Spottpreis koſteten. Nach Semendra's Eroberung wendete ſich Sultan Murad nach Südſerbien und eroberte die feſte Stadt Novoberdo, welche, durch ihren Bergſegen reich, die Mutter der Städte hieß; das übrige Land unterwarf ſich frei-

willig. Der Sultan bedrohte Bosnien und zwang den dortigen Fürsten Twartko zu Erhöhung des Tributes von zwanzig tausend auf fünf und zwanzig tausend Ducaten.

König Albrecht, der in Ungarn nicht mehr als vier und zwanzig tausend Bewaffnete aufgebracht und diese an den Zusammenfluß der Theiß und Donau hinunter geführt hatte, um im Lager vor der Titteler Furt auf Verstärkungen aus Ungarn und Oesterreich zu warten, konnte mit dieser geringen Schaar den Fall Semendra's nicht hindern. Nach dem Abzuge des Sultans aber wollte er mit seinem Heere über die Donau setzen, um Semendra den Türken wieder zu entreißen; aber das Heer wurde nicht minder durch die Ruhr, als durch Ausreißerei und Widerspänstigkeit entkräftet; unter dem, seit Coloman's Zeiten von dem Kumanensiege her üblichen Fluchtgeschrei: der Wolf! der Wolf! liefen des Königs Schaaren aus einander. Ihn selbst schützte nur ein kleiner treu gebliebener Haufe, mit welchem er nach Gran zog und alsbald zu Neßmil starb (27. October 1439).

König Albrecht's Testament verfügte, daß, im Falle seine im gesegneten Zustande hinterlassene Witwe einen Knaben zur Welt bringen würde, ungarische, böhmische, österreichische und mährische Baronen, nämlich zwei aus jedem Lande, mit ihr die Vormundschaft führen sollten. Viele erkannten Elisabeth's durch wiederholte Erklärungen der Stände verbürgtes Recht auf Ungarn ohne Widerspruch an; aber es standen auch zugleich mächtige Feinde gegen sie auf, unter diesen der Palatin Lorenz von Hedérvár, und der frühere Weßprimer, jetzt Erlauer Bischof Simon von Rozgon, welcher der Königin zürnte, daß sie, statt seiner, den Dionysius von Szécz zum Erzbischof von Gran erhoben hatte. Das Gefahrvolle ihrer Lage durchblickend, setzte Elisabeth sich zuvörderst in den Besitz der Reichskrone und der Krönungsinsignien, und ließ sie durch ihren Vetter Ladislaw Gara auf der Wissegráder Burg verwahren. Auf einem zu Ofen gehaltenen Landtage eröffnete sie den Ständen ihre nahe Entbindung, und forderte sie auf, über die Reichsverwaltung für diesen Fall das Nöthige zu berathen. Da trat der Siebenbürger Woiwod und Ban von Zewrin, Johannes Hunyad, berufen, seinem Vaterlande später mit seinem Arme mehr zu nützen, als jetzt mit seinem Rathe, auf, wies auf die Gefahr von Osmanen und Polen hin, und rieth, dem fünfzehnjährigen Polenkönige Wladislaw sowohl die Hand der königlichen Witwe Elisabeth, als auch den ungarischen Thron anzutragen, unter der Bedingung, daß der nachgeborene männliche

Sprößling König Albrecht's Böhmen und Oesterreich, der zu hoffende Erstgeborene Wladislaw's aber Ungarn erben solle. Die Mehrzahl stimmte ihm bei, und allgemein bestürmte man die Königin um ihre Einwilligung. Die königliche Frau, bereits über dreißig Jahre alt, widerstrebte der Vermälung mit einem Jünglinge; aber dem einhälligen Wunsche der Magnaten nachgebend, willigte sie zuletzt in die Absendung von Abgeordneten nach Polen ein, doch nur unter der Bedingung, daß die Gesandten sogleich die Unterhandlungen abbrechen und nach Ungarn zurück kehren sollten, sobald sie eines männlichen Reichserben genesen seyn würde. Der letztere Fall trat ein am 22. Februar 1440, wo Elisabeth bei offenen Thüren in Anwesenheit mehrer Prälaten und Baronen einen Prinzen gebar, welcher in der Taufe durch den Graner Erzbischof den Namen Ladislaw erhielt. Sogleich wurden Boten nach Krakau gesendet, um die Geburt eines ungarischen Thronfolgers zu melden und die Vollmachten der früheren Gesandtschaft zu widerrufen. Aber die ersten Abgeordneten — es waren der Zengger Bischof Johannes de Dominis, der dalmatische und kroatische Ban Mathias von Pálócz, der Oberschatzmeister Johannes von Perén, der Hofmarschall Ladislaw von Pálócz und der Obertruchseß Emerich von Marczaly — kehrten sich nicht daran, sondern erklärten, daß ihre Vollmachten sie selbst für diesen Fall zur Betreibung der Wahl berechtigten, und so geschah es, daß Wladislaw dem Rufe zum ungarischen Throne zu folgen sich erklärte, ohne daß in der Wahlurkunde einer Vermälung zwischen Wladislaw und Elisabeth Erwähnung geschah. Die Ständeversammlung in Ofen, das Unrechtliche des Vorganges geflissentlich übersehend, bestätigte das Geschehene und forderte den Gegenkönig auf, schleunig in sein neues Reich zu kommen. Einige der ungarischen Gesandten eilten ihm mit der Wahlurkunde voraus; die Königin ließ diese Männer, wegen frevelhafter Ueberschreitung ihrer Vollmachten, ergreifen, in Oedenburg festsetzen, und riß die Siegel von der Urkunde herab; während sie, statt des im Testamente ihres Gemals dazu bestimmten Herzogs Friedrich von Oesterreich, dessen Bruder, Herzog Albrecht, zum Vormunde ihres Sohnes einsetzte. Dann eilte Elisabeth, ehe noch Wladislaw in Ungarn eintreffen konnte, mit ihrem Neugeborenen nach Stuhlweißenburg und ließ ihn hier (15. Mai 1440) durch den Erzbischof von Gran mit der heiligen Reichskrone krönen. Zugleich behielt sie die Reichskrone an sich, indem sie, statt derselben, ein untergeschobenes Geschirr auf Wissegrád verwahren ließ.

Inzwiſchen kam König Wladislaw aus Polen an, und wurde von mehren Magnaten ehrenvoll empfangen. Auch traf man ſogleich Anſtalt zu ſeiner Krönung; indem man durch argliſtigen Wortbruch den Erzbiſchof von Gran zu dem Verſprechen der Krönung Wladislaw's, den Ladislaw Gara zur Uebergabe der Wiſſegräder Burg und der dort verwahrten Reichskleinodien zwang. Bei dieſer Gelegenheit offenbarte ſich die Liſt der Königin, welche die ächte Krone unterſchlagen hatte. Da die letztere nicht zu erlangen war, ſo ließ ſich Wladislaw (17. Juli) mit jener Krone krönen, welche zu Stuhlweißenburg das Reliquienbehältniß des heiligen Stephan zierte. Die Krönung des Kindes Ladislaw wurde von dem Polenkönige und ſeiner Partei für ungiltig erklärt.

Obgleich Wladislaw jetzt König von Ungarn hieß, und unter den Magnaten einen mächtigen Anhang für ſich hatte, ſo blieben doch der Königin und ihrem gekrönten Kinde die Geſpanſchaften von Preßburg, Zolyom, Liptau, Zips, Gömör, Sáros, Aba-Ujvár und der nördliche Theil von Zemplin getreu; auch ſtanden ihr der Graner Erzbiſchof und Ladislaw Gara helfend zur Seite. Sie ließ durch ihre Vertheidiger mehre feſte Plätze mit hinreichender Beſatzung verſehen, und nahm zugleich böhmiſche Truppen unter calixtiniſchen Führern in ihren Sold. Um die Koſten zu beſtreiten, verſetzte ſie endlich die werthvolle ungariſche Reichskrone für dritthalb tauſend Ducaten bei ihrem Vetter, dem inzwiſchen zum römiſchen Könige gewählten Herzog Friedrich von Oeſterreich, vermehrte dann dieſe Schuld gegen koſtbare Unterpfänder, und nahm dem Herzoge Albrecht die Vormundſchaft über Ladislaw ab, um ſie ihrem Gläubiger zu übertragen, welchem ſie zugleich den jungen Ladislaw zur Erziehung anheim gab. Endlich verpfändete ſie, gegen neue Summen, dem Könige Friedrich auch die von ihrem Gemale ihr verſchriebenen ungariſchen Herrſchaften, ſo wie bald darauf (25. Februar 1441) die Stadt und Herrſchaft Oedenburg, womit der römiſche König zwar in Ungarn Fuß faßte, aber zugleich auch in jenen Pfändern die Saat verderblicher und ihm gefahrvoller Kämpfe übernahm.

Die Loſung zum Bürgerkriege in Ungarn war jetzt gegeben. Nach kleineren Vorgefechten lieferten die Anführer der durch polniſche Truppen verſtärkten Heeresmacht Wladislaw's, Johannes Hunyad und Niklas von Ujlak, in der Tolnaer Geſpanſchaft den Anhängern der Königin eine blutige Schlacht, in welcher die Letzteren unterlagen. Dieſe, fliehend, warfen ſich in die Schlöſſer

Siklos und Simontorna, und behaupteten dieſe Plätze gegen alle Angriffe der Sieger. Die feindlichen Parteien ſuchten einander durch gegenſeitige Verwüſtung ihrer Gebiete heim; aber die Wage der Entſcheidung ſchwankte hin und her; denn auch die Anhänger Eliſabeth's entwickelten einen hohen Muth und ſeltene Standhaftigkeit. Thomas von Szécs verheerte von der feſten Graner Burg aus die Ländereien der Wladislaw'ſchen Partei, und war kühn genug, zur Belagerung Ofens zu ſchreiten, während Wladislaw vor Gran zog und den Thomasberg zu belagern begann. Den Graner Erzbiſchof rührte die Verwüſtung des Vaterlandes; er ſchloß mit Wladislaw einen Waffenſtillſtand, in deſſen Folge auch die Belagerung Ofens aufgehoben werden mußte. Ulrich von Cilli, welcher die Raaber Burg zu einem feſten Waffenplatze für die Königin eingerichtet und mit öſterreichiſcher und böhmiſcher Beſatzung verſehen hatte, rückte inzwiſchen mit beträchtlicher Heeresmacht über die Mur in die Szalader Geſpanſchaft ein. Zwar wurde ſeine Vorhut durch Wladislaw aus den Schlöſſern Paka und Kigyos vertrieben; als aber Ulrich's Haupttreffen, von Vitrovecz geführt, nachrückte, zog ſich Wladislaw in die Eiſenburger Geſpanſchaft zurück und überließ ſeine Truppen der Leitung des Paul Bánfi von Lindau, der vor Steinamanger ein verſchanztes Lager bezog, ſich aber durch Vitrovecz unbedacht heraus locken ließ, eine blutige Niederlage erlitt und in Gefangenſchaft fiel. König Wladislaw eilte herbei, um die Niederlage an Vitrovecz zu rächen; aber dieſer blieb ruhig in ſeinem feſten Lager ſtehen, von wo er alle Angriffe des Königs mit Verluſt zurück ſchlug. Endlich bot Wladislaw ſelbſt gütlichen Vergleich an, nach welchem die Cillier Grafen, Friedrich und Ulrich, von ihm zu Gnaden aufgenommen wurden und die Partei der Königin verließen.

Auf dieſer Seite geſichert, vermochte Wladislaw jetzt doppelte Kraft gegen den Norden Ungarns zu entfalten, wo Johannes Giskra von Brandeis die Banner der Königin von Sieg zu Siege trug, den Feldherrn Wladislaw's, Niklas Perény, mehrmals geſchlagen, nebſt Kaſchau alle feſten Plätze im Ober-Ujvárer, Zempliner, Sároſer, Gömörer und Sohler Comitate mit Böhmen beſetzt und die Anhänger des Polenkönigs bis an die Waag durch Verheerung ihrer Beſitzungen geſtraft hatte. Vergebens aber ſendete Wladislaw neue Heerhaufen gegen ihn; ſie mußten, von Giskra gedrängt, eiligſt die Belagerung von Kaſchau aufheben, und dieſer nahm auch noch Kesmark durch Ueberrumpelung. Dieſe Fortſchritte der Waffen der Königin führten ihr mehre

Baronen wieder zu, welche vorher auf Wladislaw's Seite gestanden. Diese riethen der Königin dringend, sowohl ihren Sohn — dessen Abwesenheit die Gegner benutzten, ihn für todt auszugeben — von dem römischen Könige Friedrich zurück zu fordern, als auch die versetzte Reichskrone einzulösen, durch deren Entäußerung sie die Ungarn so sehr gegen sich aufgebracht hatte. Elisabeth that auch durch eine Gesandtschaft Schritte zu diesem Zwecke; aber König Friedrich verweigerte entschieden die Herausgabe des jungen Ladislaw, über welchen ihm die Vormundschaft gebühre, und auch die ungarische Reichskrone erklärte er erst drei Monate nach Erlegung der Pfandsumme verabfolgen zu wollen. Ueberdies hielt König Friedrich den Vetter und Vertheidiger der Königin, Ladislaw Gara, der auf einem Streifzuge nach Steyermark in Gefangenschaft gerathen war, auf dem Grazer Bergschlosse fest. Von allen Seiten verdunkelte sich die Aussicht für die Königin. Wladislaw's Truppen, von Kaschau weggedrängt, hatten dafür Rosenau eingenommen und den größten Theil der böhmischen Besatzung umgebracht, in Tyrnau sich festgesetzt und bis gegen Preßburg hin Schrecken verbreitet. Zugleich erscholl das Gerücht, Wladislaw beabsichtige einen Hauptstreich gegen Preßburg selbst. In dieser Noth wendete sich Elisabeth an den Rath von Wien, welcher derselben auf eigene Kosten tausend bewaffnete Fußgänger, sammt Büchsen, Geschütz und Pulvervorräthen zuzusenden beschloß; auch sollte einem Jeden gestattet seyn, sich diesen Hilfstruppen anzuschließen und den Preßburgern auf der Donau Mundvorräthe zuzuführen. Wirklich zog Wladislaw vor Preßburg und ließ den Platz beschießen. Aber die Besatzung war mit Allem reichlich versehen und wehrte sich tapfer. Unverrichteter Sache und nicht ohne empfindlichen Verlust mußte er sich nach Ofen zurück ziehen. Mehre Raubzüge der Polen verunglückten, und Giskra, immer wachsam und unternehmend, brachte mehre Burgen in seine Gewalt.

Der Papst Eugen sah mit Betrübniß dem Bürgerkriege in Ungarn zu, der über kurz oder lang die Fortschritte der Türken, welche eben jetzt Hunyad's Heldenschwert schwer getroffen hatte, begünstigen mußte. Er sendete den Kardinal Cesarini als Vermittler an Wladislaw, und dieser erklärte sich gern bereit, mit Elisabeth und ihrem Sohne unter annehmbaren Bedingungen Frieden zu schließen. Die Königin, auf ihr unbestreitbares Recht gestützt und gleichwohl durch den Drang der Umstände auf das Aeußerste getrieben, setzte den Bemühungen des Kardinals größere Schwierigkeiten entgegen; doch end-

lich verstand sie sich dazu, daß dem Könige Wladislaw folgende Bedingungen vorgelegt würden: Er sollte der Königin ältere Tochter, Anna, sein Bruder, der lithauische Großherzog Kazimierz, die jüngere, Elisabeth, zur Gemalin nehmen; Dieser hundert und zwanzig tausend, Jener zweimal hundert tausend Ducaten als Brautschatz, und, bis zur Bezahlung dieser Summe, Schlesien als Unterpfand von ihr empfangen. Wladislaw sollte dem Königstitel entsagen, aber die Reichsverwaltung bis zur Volljährigkeit des Thronerben fortführen, bei deren Eintritte sie niederlegen. Stürbe Ladislaw ohne Leibeserben, so sollte ihm Wladislaw in der Königswürde folgen; zum Ersatze seiner Kosten sollten die verpfändeten Zipserstädte in völliges Eigenthum der polnischen Krone übergehen, und die Ungarn allen Rechten und Ansprüchen auf Podolien, auf die Moldau und Walachei für immer entsagen.

Wladislaw und seine polnischen Räthe waren mit diesen Bedingungen einverstanden; aber seine ungarische Partei, obenan der Woiwod Johannes Hunyad, stimmte entschieden dagegen, schon aus dem Grunde, weil durch diesen Vergleich beträchtliche Provinzen für immer von dem ungarischen Reichskörper losgerissen werden sollten. Man schritt daher zu neuen Unterhandlungen, und Wladislaw, aufrichtig eine Versöhnung herbei wünschend, kam in dieser Absicht persönlich zu der Königin nach Raab. Hier schlossen (25. November 1442) Beide mit einander Frieden und Freundschaft. Die Bedingungen dabei sind weder kund geworden, noch zur Erfüllung gekommen; denn der bald darauf erfolgte Tod der Königin Elisabeth (19. December) brach Alles ab.

Dieser Todesfall, weit entfernt, eine Einigung herbei zu führen, schien vielmehr die innere Spaltung noch schroffer gestalten zu wollen. Zwar fielen jetzt wieder mehre Barone, durch den Hintritt der Königin ihrer Pflicht und ihres Schwures sich entbunden achtend, dem Könige Wladislaw zu. Aber Viele hielten jetzt um so standhafter zu der Sache des rechtmäßigen, nun gänzlich verwaiseten Thronerben Ladislaw. Vor Allem setzte der durch seine verwegenen Räubereien gefürchtete Giskra, der im Kaschauer Gebiete und in den benachbarten Gespanschaften unumschränkt sein Wesen trieb, der polnischen Partei heftig zu. Doch nicht nur diese inneren Gefahren wühlten in Ungarns Mark; von außen drohten auch die Türken, und endlich mußte selbst König Friedrich's Stellung zu Ungarn, wo er als Pfandinhaber Boden gewonnen hatte, Befürchtungen erwecken. Der im Sommer 1443 zu Ofen versammelte Landtag hatte sich also die dreifache Aufgabe zu stellen: Heerfahrt wider

die Türken, deren Halbmond mit immer gekrümmteren Haken die Gränzen Ungarns zu umklammern begann; Sicherung der Reichsgränzen wider den römischen König, und der inneren Ruhe wider den Freibeuter Johannes Giskra. An König Friedrich erging eine Gesandtschaft, um Frieden zu unterhandeln. Anfangs stritt man sich heftig um Ausdrücke und Formen; besonders wollten die ungarischen Abgeordneten für Ladislaw nicht den ungarischen Königstitel gelten lassen. Zuletzt aber einigte man sich über eine zweijährige Waffenruhe, binnen welcher Ungarn und Oesterreicher sich gegenseitig nicht befehden, die Kaufleute beider Völker wechselweise in diesen Ländern ungestört Handel treiben, Verletzungen des Vertrags nach dem Ausspruche beider Theile bestraft werden sollten.

Mitten unter diesen inneren Gährungen und Kronenkämpfen öffnete sich der allverschlingende Krater türkischer Eroberung mehr als Einmal schnappend an des Reiches Gränzen, ja innerhalb dieser selbst, und zugleich erstand in Ungarn ein Held, welcher, den Ruhm des Alterthums erneuernd, unter den Bezwingern und Bändigern der Christenfeinde in den ersten Reihen steht — Johannes Hunyad. Dunklen Herkommens, schuf er sich mit dem Schwerte seinen Stammbaum, und was über seine Abkunft verlautet, gehört vielleicht mehr der Sage an, welche die Wiege des Türkensiegers mit romantischem Schmucke zu umgeben sich bemühte, als der Wirklichkeit. Es wird erzählt, König Sigmund, der Freund anziehender Liebesabenteuer, der, nach des Aeneas Sylvius Zeugniß, die Ausschweifungen seiner Gemalin Barbara nur darum nicht sehen wollte, weil er sich selbst zu oft ähnlicher Schuld zeihen mußte, habe im Jahre 1392 auf seinem bulgarischen Heereszuge durch Siebenbürgen, im Hatzegerthale, die schöne walachische Bojarin Elisabeth Morsinai kennen gelernt und deren Zuneigung gewonnen, angeblich ohne ihr seinen wahren Stand und Namen zu entdecken. Als er nach vier Monaten aus der Bulgarei zurück kehrte, gestand ihm Elisabeth, daß sie gesegneten Leibes sey, und drang in ihn, ihre Ehre zu retten. Sigmund übergab ihr einen goldenen Ring; diesen sollte sie ihm vorzeigen, so oft sie seiner Hilfe bedürfen werde. Dann vermälte er sie mit einem vertriebenen walachischen Bojaren, Woik Buthi, den er in seine Güter wieder einsetzte. Auf der Reise dorthin gebar Elisabeth den zu so großen Zwecken berufenen Knaben Johann. Als König Sigmund später einen zweiten Zug durch Siebenbürgen unternahm, sah er die einstige Geliebte wieder, und mit ihr den Sohn, die er Beide nach Ofen

berief, und bei einem Bürger dieſer Stadt unterbrachte. Dem Knaben ſchenkte er den Flecken Hunyad mit ſechzig dazu gehörigen Dörfern. Während der Reiſe nach Ofen, wohin Eliſabeth und ihr Sohn von der Erſteren Bruder, Kaſpar, begleitet wurden, entführte ein Rabe dem Kinde, das mit dem verhängnißvollen Ringe ſpielte, dieſes Kleinod. Doch Kaſpar tödtete den geflügelten Räuber mit einem Pfeilſchuſſe und brachte der Schweſter den Ring zurück. Daher der Beiname Corvinus (vom Raben) und der Rabe mit dem Ringe im Schnabel, im Wapenſchilde der Hunyaden. Dieſer abenteuerliche Sprößling der Liebe eines Königs war beſtimmt, dem überflutenden Schwalle der Osmanen einen Damm zu ſetzen und ſeinem Vaterlande in ſeinem Sohne einen König zu geben, deſſen Andenken den Magyaren noch jetzt ein heiliges iſt.

Immer gewaltiger ſtrengte ſich Sultan Murad an, die letzten lockeren Fäden zu zerreißen, welche Serbien noch mit Ungarn verknüpften. Als Wladislaw in Ungarn einzog, ſtand Murad ſchon ſeit drei Monaten vor Belgrad, hoffend, Wladislaw werde in Gemeinſchaft mit ihm den Norden Ungarns angreifen. Nachdem aber Wladislaw, von ſeiner Partei gekrönt, ſich ſelbſt als König von Ungarn betrachtete, ließ er durch den Polen Peter Lenzizky den Sultan auffordern, die Belagerung Belgrads aufzuheben und jeder Beunruhigung Ungarns ſich zu enthalten. Kalt erwiederte Murad: früher oder ſpäter werde er dennoch Belgrad erobern, und ließ durch Alibeg, den Sohn des Ewrenos, die Belagerung eifrig fortſetzen, während der Prior von Vrana, Johannes Zowan von Thálloczy, die Stadt eben ſo ſtandhaft vertheidigte. Die Türken umzingelten die Stadt von der Landſeite mit einem Walle, von welchem ſie gewaltige Steine in die Stadt ſchleuderten, und mehr als hundert Tſchaiken entleerten, auf dem Fluſſe kreuzend, ihre Wurfmaſchinen gegen den gedngſtigten Platz. Aber die Ungarn wurden nicht müde, zur Nachtzeit die gelegten Breſchen wieder auszufüllen; ihre Feuerſchlünde und Doppelhaken antworteten vernichtend auf die Steinwürfe der Feinde, und was ſich näherte, wurde mit einem Hagel von Pfeilen begrüßt. Schon hatten die Türken eine unterirdiſche Mine bis nahe an die Mauern der Stadt gelegt, als die Belagerten, heimlich davon benachrichtigt, den Anſchlag durch eine furchtbare Gegenmine vereitelten. Nach ſechsmonatlicher fruchtloſer Belagerung, welche dem Sultan ſiebzehn tauſend Mann koſtete, zog dieſer ab (1440).

Jetzt begann die Zeit des Ruhmes für Johannes Hunyad, der den Türken als Janko — denn Janko iſt der abgekürzte griechiſche Name Johan-

nes und heißt zugleich auf türkiſch Echo — ein „Wiederhall des Schreckens“ werden ſollte. Nach ſeinem Siege über Ladislaw Gara bei Batta war er von Wladislaw zum Grafen von Temesvár und Befehlshaber von Belgrad ernannt worden. Vor der letzteren Stadt hatte ſich Ishakbeg mit dem Reſte der türkiſchen Heeresmacht gelagert; aber Hunyad ſchlug ihn in einem kühnen Ausfalle bis vor die Thore von Semendra zurück. Nun galt es auch, ſich mit Meſidbeg, dem Oberſtſtallmeiſter des Sultans, zu meſſen, der über die Walachei in Siebenbürgen eingebrochen war, um dieſes Land für den Sultan zu erobern. Dorthin eilte Hunyad, um das bedrohte Gebiet zu beſchützen. Kurz nach ſeiner Ankunft in Weißenburg (jetzt Karlsburg) erſchien Meſidbeg mit einigen Schaaren am rechten Márosufer, oberhalb der Stadt. Von ſeiner Kampfbegierde hingeriſſen, wartete Hunyad nicht erſt auf die verſprochenen Verſtärkungen der Siebenbürger Landherren, ſondern rückte mit ſeiner und des Biſchofs Georg Lépes Mannſchaft kühn den Feinden entgegen, deren Stärke er nicht kannte. Meſidbeg hatte ſeine Hauptmacht bei Emrichsdorf am Márosufer aufgeſtellt, und hinter den benachbarten Hügeln ſtarke Hinterhalte gelegt. Als die Ungarn angriffen, wich er ſcheinbar zurück, lockte ſeine Gegner in die gelegte Schlinge, und plötzlich ſah der zu raſch einſtürmende Hunyad ſich von allen Seiten umzingelt. Aber mitten im Drange der Gefahr ordnete er den Rückzug und ſchlug ſich fechtend durch. Unverfolgt gelangte er über den Ompoly, wiewohl nicht ohne empfindlichen Verluſt. Unter den Erſchlagenen auf ungariſcher Seite war auch der Biſchof Georg Lépes.

Schnell wußte Hunyad ſeine Verluſte zu erſetzen, und als die Banderien der Klauſenburger, Torder, Kikülöer, Hunyader und Fogaraſer Comitate, wie auch die Szekler und ſächſiſchen Aufgebote von Weiſſenburg zu ihm geſtoßen waren, achtete er ſich ſtark genug, wieder angriffsweiſe zu verfahren. Meſidbeg, übermüthig auf ſeinen erſten Sieg und neuer Beute gewiß, wartete in hoffärtiger Ruhe in ſeinem Lager bei Emrichsdorf die Ankunft der Ungarn ab. Er hatte ſeinen kühnſten Sipahi Geſtalt und Rüſtung Hunyad's bezeichnet, damit ſie ihn lebend oder todt fangen ſollten. Hunyad, durch Kundſchafter davon benachrichtiget, vertauſchte ſeine Rüſtung mit Simon Kemény, dem er das Vortreffen der Szekler übergab. Dieſer ſtürzt ſich mit Ungeſtüm auf den rechten Flügel des Feindes, ſprengt ihn theils in das Thal hinab, theils auf den Oerer Berg hinauf, wird aber, als er ſich dann auf das ungariſche Centrum zurück zieht, überfallen und getödtet. In dem Wahne, der Erſchlagene ſey

Hunyad, träumten die Türken schon vom Siege. Aber plötzlich bricht der todtgeglaubte Hunyad mit dem Mitteltreffen über den Ompoly hervor, während gleichzeitig die siebenbürgischen Gefangenen sich befreien und den Feind im Rücken anfassen. Da sinkt den Türken der Muth, und in Flanken und Rücken angegriffen, werden sie haufenweise geschlachtet. Zwanzig tausend Mohammedaner bedeckten das Schlachtfeld, erkauft mit den Leichen von drei tausend Christen. Mesidbeg wurde auf der Flucht sammt seinem Sohne niedergehauen; nur wenige seiner Truppen retteten sich nach der Walachei. Siebenbürgen war befreit; das Lager und die Schätze der Feinde erbeutet. Hunyad, dem Höchsten für den verliehenen Sieg feierlich dankend, verfolgte die Fliehenden, welche haufenweise eingefangen und von den ergrimmten Ungarn oft vor den Augen ihres Feldherrn, während derselbe bei der Tafel saß, niedergesäbelt wurden, streifte über die Alpen, auf welchen er Trophäen errichtete, und über den Rothenthurmpaß hinaus in die Walachei und jenseits der Donau. An den Bundesgenossen der Ungarn, den Fürsten Georg Brankovics von Serbien, sendete er Trophäen und Beute auf einem Wagen, welchen kaum zehn Pferde zu ziehen vermochten; oben aufgesteckt waren die Köpfe Mesidbeg's und seines Sohnes, und zwischen beiden saß ein türkischer Gefangener, welcher dem Fürsten diese Zeichen der Niederlage seines Volkes übergeben und bevorworten mußte (März 1442).

Um die Vernichtung seiner Armee zu rächen, den wieder auf ungarische Seite getretenen Wlad Drakul zu züchtigen und die Eroberung Siebenbürgens zu erzwingen, sendete Murad ein Heer von achtzig tausend Mann, angeführt von Schehabeddin Pascha, der in seinem Uebermuthe sich rühmte, daß die Feinde, wenn sie nur seinen Turban sähen, schon mehre Tagreisen weit fliehen würden. Hunyad, obgleich nur über fünfzehn tausend Mann verfügend, zog dem Prahler entgegen, bereit, zu siegen oder zu sterben. Die Flügel seiner Schlachtordnung bildete er aus den Szeklern; hinter ihnen eine Doppelreihe geharnischter Reiter, und wieder im Rücken derselben berittene Schleuderer. Das Centrum bildeten ebenfalls geharnischte Reiter, zwischen deren engeschaarten Gliedern schwer bewaffnetes Fußvolk stand. Lanzenträger und Pfeilschützen machten die Nachhut aus. Die Flanken wurden durch die mit Leichtbewaffneten gefüllte Wagenburg gedeckt. Hunyad begeisterte die Seinigen durch eine feurige Anrede; Jesus! war das Feldgeschrei der Christen; der Ort bei Vasag. Keilförmig b[illegible]s gepanzerte Centrum der Ungarn sich in die

Feinde ein, während die Flügel sich erweiterten und der Türken durchbrochenes Vordertreffen, welches Raum begehrte, beängstigend einklammerten. Auch die zweite Linie der Türken wird durchbrochen, und nur auf den Flügeln kämpft ihre leichte Reiterei mit Glück gegen die an Zahl ihr weit nachstehende ungarische, die sich mit Verlust auf das Mitteltreffen zurück zieht. Die türkische Reiterei dringt ungestüm nach, spießt sich aber hier an den Lanzen und Dreizacken der ungarischen Schwerbewaffneten und wird fast gänzlich aufgerieben. Noch einige Male erneuern die Türken, hoffend die Ungarn durch ihre Uebermacht zu erdrücken und durch wiederholte Angriffe abzumüden, das Gefecht; aber Hunyad spart seine Truppen so weise, daß er den Feinden immer mit frischen Kräften begegnen kann, bis zuletzt die heran rasselnde Wagenburg die Türken überflügelt und sie seitwärts, wie im Rücken, den Schwertern der einhauenden Ungarn preis gibt. Fürchterlich war die Niederlage der Türken; nur ihr linker Flügel vermochte sich durch die Flucht zu retten. Aber er wurde mit Erbitterung verfolgt, unterwegs von ungarischen Hinterhalten angefallen und größtentheils vernichtet. Zwei hundert Fahnen wurden erbeutet, fünf tausend Gefangene gemacht; die Türken verloren mehre ihrer angesehensten Anführer durch Tod oder Gefangenschaft (Juli 1442). Der erschreckte Sultan schickte Gesandte nach Ofen und ließ den Frieden antragen; doch verlangte er, auch als Besiegter noch kühn, die Uebergabe Belgrads oder jährlichen Tribut. König Wladislaw lehnte den unwürdigen Antrag ab, und verwies die türkischen Abgeordneten an den Sieger Hunyad, der am besten wissen werde, welche Bedingungen zu stellen oder anzunehmen.

Hunyad's Siege entrissen den Türken den vermeinten Zauber der Unüberwindlichkeit, der bisher das Abendland geschreckt und gelähmt hatte. Papst Eugen's IV. Aufforderungen zum heiligen Kriege fanden wieder Gehör, und die Christenheit schien sich zu ermannen, um den eingedrungenen Feind aus Europa zu verjagen. Das nächste Jahr (1443) setzte Hunyad's Heldenruhme die Krone auf. König Wladislaw war im Juli mit dem ungarischen Heerbanne aus Ofen ausgezogen, verstärkt durch die Banner polnischer Landherren und durch eine Schaar, vom Kardinal Cesarini ihm zugeführter deutscher Kreuzfahrer. Bei Kevy (Kubin) zogen ihm Johannes Hunyad, dann der serbische Despot Georg Brankovics und der walachische Woiwod Wlad Drakul mit ihren Bannern zu, und das vereinigte Heer überschritt hier die Donau. Sofort zog sich Ishakbeg mit einem Theile der Besatzung aus Semendra längs

dem linken Ufer der Morava hin, wurde aber an der Einmündung der Slatiza in die Morava von Hunyad heftig angegriffen, geschlagen, und verlor zwei tausend Todte, vier tausend Gefangene und neun Fahnen (3. November). Wladislaw blieb mit der Hauptmacht an der Morava zurück. Hunyad verfolgte den Sieg mit zwölf tausend Mann Reiterei und der Vanderie des Siebenbürger Minoriten, Niklas von Ujlak. Nisa wurde bezwungen, geplündert und angezündet. Die zu spät zum Entsatze der Stadt heran rückenden türkischen Heerhaufen wurden einzeln angegriffen, in die Flucht gejagt und bis Sofia verfolgt, dann auch dieser Platz, wie Nisa, genommen, geplündert und in Asche verwandelt. Von da zog Hunyad in der Mitte des Winters und über die steilen Höhen des Hämus nach Philippopolis. Der in der Geschichte so berühmte Paß Succi, welcher, nach dem durch Trajan hier gebauten Thore, auch die Pforte Trajan's heißt, ist ein doppelter, wovon der eine westliche, durch Kunst mittels der Pforte Trajan's verschlossene, Stena derbend, d. i. der wüste enge, heißt (der eigentliche Paß Succi), der andere östliche, von dem hier gegen Norden fließenden Flüßchen Jskadi oder Slatiza genannt wird. Als Sultan Murad Kunde von dem Anzuge des ungarischen Heeres gegen jenen Paß erhielt, ließ er beide Zugänge, sowohl den durch die Pforte Trajan's führenden westlichen, wie auch den östlichen, mit Verhauen und Felsstücken verrammeln, obschon beide selbst in der schönen Jahreszeit schwer zugänglich, geschweige denn jetzt im Winter bei Eis und Frost. Um diese natürliche Unzugänglichkeit noch zu erhöhen, goßen die Türken während der Nacht Wasser über die Schneebahn herab, so daß am Morgen die Reiter eine spiegelglatte Eiswand, statt eines Weges, fanden. Durch den Muth ihres Führers begeistert, wagten die Ungarn dennoch die Eisbahn zu erklimmen; aber an der Pforte angelangt, zeigte sich ihnen dieselbe auf eine undurchdringliche Weise verschlossen und verrammelt. Nun kehrten sie um und versuchten den zweiten Durchgang, durch welchen das Flüßchen von Jskadi sich eine nicht ganz abzusperrende Bahn bricht. Mitten durch Schnee, Eis und Feindeswaffen schlugen die Ungarn (24. December) sich standhaft durch und standen nun auf der südlichen bulgarischen Seite des Hämus. Ohne Widerstand zu finden, bemeisterten sie sich der bulgarischen Dörfer, deren Bewohner sowohl durch die gemeinsamen Bande des Christenthums, wie durch die Verwandtschaft ihrer Sprache mit jener der Polen sich bewegen ließen, ihre Wohnorte freiwillig zu übergeben. Kasimbeg und Turachanbeg warfen sich

mit Uebermacht auf Hunyad; aber Dieſer ſchlug an der Spitze ſeiner Tapferen die überlegenen Feinde dergeſtalt, daß nur ein kleiner Reſt ſich zu dem Hauptheere des Sultans zurück rettete, der in ſeinem Zorne den Turachanbeg gefeſſelt nach Aſien ſendete. Ungehindert gelangte Hunyad zu der Hauptmacht König Wladislaw's bei Scarona, wo er, an das Bergſchloß Balran angelehnt, Murad's Ankunft erwartete. Statt des Letzteren kam Haſſanbeg, der Statthalter von Natolien, mit zahlreicher türkiſcher Heeresmacht das Kunobizer Gebirge herab, während der Sultan einige Märſche weit hinter den Bergen zurück blieb. Da erwählte Hunyad das Jalowezer Feld, um das ungariſche Heer in Schlachtordnung zu ſtellen, befeuerte den Muth ſeiner chriſtlichen Krieger durch Gebet und Zuruf, und führte ſie, von Wladislaw begleitet, gegen die Feinde. Der unwiderſtehliche Stoß ihrer Phalanx durchbrach ſchnell die Linien der Türken; bis in die Nacht währte das Gemetzel, denn die Ungarn gaben keinen Pardon und ſparten nur die Vornehmſten für die Gefangenſchaft auf (25. December). Unter dieſen vornehmeren Gefangenen befanden ſich Kaſimbeg, der Beglerbeg von Rumili, und Mahmud-Tſchelebi, der Beg von Boli, Bruder des Großweſirs, der Schwager des Sultans. Beide Bege führte Hunyad mit dem Heere im Triumphe nach Ofen zurück. — So glorreich endete der fünfmonatliche ſogenannte lange Feldzug, in welchem die Ungarn ſiegreich vier Treffen und zwei Hauptſchlachten ſchlugen, und die Türken gegen dreißig tauſend Mann verloren.

Gern hätte Georg Brankovics die Ungarn zu augenblicklicher weiteren Verfolgung ihrer Vortheile beredet, weil er unter ſolchen Umſtänden die Befreiung des geſammten Serbiens und Thraziens von den türkiſchen Heeren hoffte; er bot daher hundert tauſend Ducaten zur längeren Verpflegung des ungariſchen Heeres. Aber Wladislaw und Hunyad glaubten ihren erſchöpften Kriegern Ruhe gönnen zu müſſen und führten ſie im Siegesmarſche heim. Die chriſtlichen Mächte athmeten nach ſolcher Demüthigung der Ungläubigen wieder freier, und glaubten den günſtigen Zeitpunkt zu einer völligen Vertreibung der Türken aus Europa um ſo ſicherer gekommen, da der Sultan in Aſien durch den kühnen Fürſten von Karaman hinlänglich beſchäftigt wurde. Der Papſt, der Herzog Philipp von Burgund, die Republiken Genua und Venedig, endlich ſelbſt der byzantiniſche Kaiſer Johannes Paläologus, ſchickten glückwünſchende Geſandtſchaften nach Ofen, mit dem Erbieten, die Türken zu Waſſer und zu Lande anzugreifen, während die Ungarn ſie vom Weſten

her zurück drängen ſollten. Die Entſcheidung hierüber ſollte auf dem Ofener Landtage beſchloſſen werden, wo zugleich wegen Herſtellung der Ruhe im Inneren Maßregeln getroffen wurden. Hier erſchienen zu dieſem Zwecke, mit ſicherem Geleite verſehen, die Anhänger des rechtmäßigen Thronerben Ladislaw, nämlich Johannes Giskra von Brandeis, Pankraz von Szent-Mikloſſy und Andere. Giskra erklärte unabänderlich: er und die Seinigen würden keinerlei Verfügung gegen die Rechte und Anſprüche des unmündigen Königs genehmigen; nur zur Verlängerung der Waffenruhe auf zwei Jahre ſey er erbötig. Als man hierüber einig war, wurde dem Pankraz von Szent-Mikloſſy, unter dem Vorwande verübter Räubereien, das freie Geleite gebrochen und derſelbe eingekerkert. Wenig fehlte, ſo wäre auch Giskra der Wuth des Volkes preis gegeben worden; doch ſeiner nahm der König ſich an und ließ ihn während des Nachts verkleidet aus der Stadt entfliehen. Dann wurde, trotz des Einſpruches der anweſenden polniſchen Barone, welche, weil auch ihr Vaterland von den Türken bedroht werde, den König Wladislaw dorthin zurück zu kehren aufforderten, die Fortſetzung des Krieges wider die Türken beſchloſſen, der Kaiſer von Byzanz ermahnt, ſobald er den Marſch der Ungarn gegen Thraziens und Macedoniens Gränzen vernehmen würde, von der anderen Seite in's Feld zu rücken, der heilige Vater, der Herzog von Burgund, die Republiken Venedig und Genua gebeten, die zugeſagte Flotte ſchleunigſt auszurüſten und im rechten Augenblicke nach dem Helleſpont zu ſenden. Auch an den berühmten Georg Caſtriota, genannt Skanderbeg, der eben damals von Albanien aus den Türken kühn und ſiegreich Trotz bot, ließ König Wladislaw Kunde von der bevorſtehenden Heerfahrt wider die Türken ergehen und ihn zum Waffenbündniß auffordern.

Inzwiſchen hatte Sultan Murad, durch die Siege der Ungarn, den Aufſtand Skanderbeg's und die Vorfälle in Aſien gewarnt, ſein kriegeriſches Gelüſten bekämpft, und Herſtellung des Friedens mit der Walachei, mit Serbien und Ungarn beſchloſſen. Er gab dem Woiwoden der Walachei, Drakul, und dem Deſpoten Serbiens, Georg Brankovics, die geblendeten Söhne, dem Letzteren auch die ſerbiſchen Feſtungen Scherköi, Kruſſova (Alaſchehr) und Semendra zurück und bot ihm, unter der Bedingung gewiſſenhafter Treue und Freundſchaft, die Wiedereinräumung von ganz Serbien gegen die Hälfte des bisherigen Tributs. Dafür ſollte der Deſpot jedoch angelegentlich den Ungarnkönig für den Frieden mit dem Sultan ſtimmen. Georg erfüllte dieſen Auftrag

treulich, gewann durch Beredsamkeit und Geschenke unter dem Vorwande von Dankesspenden auch den Helden Hunyad für seine Wünsche, und hatte solchergestalt dem Sultan schon ersprießlich vorgearbeitet, als Dieser seinen Kanzler, einen griechischen Renegaten, mit einem Gefolge von hundert Mann und mit reichen Geschenken, als Botschafter nach Ungarn sendete, um den Frieden mit Hunyad zu unterhandeln. So groß war dieses Siegers Ansehen bei den Feinden, daß die Türken ihn für einen zweiten König Ungarns ansahen, bis derselbe ihnen den Irrthum benahm und den Botschafter mit der Erklärung, daß er nicht Herrscher, sondern Beherrschter sey, an den König und die Reichsbaronen verwies. Obgleich der Sommer schon begonnen hatte, so waren doch die großen Versprechungen jener christlichen Mächte, welche den Ofener Landtag beschickt, und den Kreuzzug wider die Osmanen zur See und zu Lande zu unterstützen versprochen hatten, zur Zeit noch unerfüllt geblieben. Dies erleichterte Hunyad's und Georg's Bemühungen, den König Wladislaw und den zu Szegedin versammelten Landtag für den Frieden zu gewinnen. Ungeachtet daher der Papst und der byzantinische Kaiser eifrig zum Kriege riethen, wurde im Juli 1444 zu Szegedin ein zehnmonatlicher Waffenstillstand mit dem Gesandten des Sultans abgeschlossen. Die Bedingungen dabei waren: daß Serbien und die Herzegowina an Georg Brankovics zurück gestellt werde, die Walachei unter ungarischer Oberherrschaft, und nur Bosnien unter türkischer Botmäßigkeit bleibe, und daß für den gefangenen Mahmud Tschelebi ein Lösegeld von siebzig tausend Ducaten gezahlt werde. Die Urkunde hierüber wurde in zwei Sprachen ausgefertigt und beiderseits feierlich beschworen. Der türkische Botschafter wollte, daß König Wladislaw auf die Hostie schwöre; aber von ungarischer Seite sträubte man sich gegen solche Entwelhung des Heiligsten, und so verglich man sich dahin, daß der König auf das Evangelium, der Türke auf den Koran schwur. Hierauf wurde Serbien, so schnell dies nur thunlich, in Frieden von den Türken geräumt.

Nicht lange währte es, so empfand König Wladislaw über jenen Frieden, zu welchem er im Widerspruche mit den befreundeten christlichen Mächten sich hatte bewegen lassen, heimliche Reue, besonders als ihm die Nachrichten von dem neuesten Erfolge christlicher Waffen gegen die Mohammedaner zukamen, und die Unthätigkeit, zu welcher er durch heiligen Eid sich verpflichtet hatte, und die ihm an dem Kriegsruhme der Anderen Theil zu nehmen verbot, ward ihm lästig. Kaum war nämlich der türkische Friedensbote abge-

reiſet, ſo langten Schreiben von dem Kardinale Francesco Condolmieri, Oberadmiral der päpſtlichen Flotte am Helleſpont, und von dem byzantiniſchen Kaiſer an, welche den Augenblick, wo der Sultan in Aſien, als den günſtigſten und nimmer wiederkehrenden ſchilderten, um in Europa jede Spur türkiſcher Herrſchaft zu vertilgen; die Möglichkeit der Rückfahrt des Sultans nach Europa werde die verbündete Flotte der Kreuzfahrer am Helleſpont verhindern. Unterdeſſen ſollten die Ungarn, zu denen nächſtens noch zahlreiche Hilfsſchaaren aus Italien ſtoßen würden, ihren Verheißungen gemäß wider die in Europa bedeutend verminderte Kriegsmacht der Türken ausziehen, ſie vertilgen und dann bei Gallipoli ſich mit dem Kardinale vereinigen.

Als dieſer Bericht in der Verſammlung zu Szegedin vorgeleſen wurde, erröteten die Ungarn, daß ſie durch voreiligen Friedensſchluß ſich die Hände gebunden hatten, und nun außer Stand ſeyn ſollten, ihre den chriſtlichen Mächten früher gegebenen Verſprechungen zu erfüllen. Der Kardinal Julian Ceſarini bemerkte dieſe Stimmung, und bot nun alle Kraft der Beredſamkeit auf, die Ungarn zur Nichthaltung des Friedensvertrages zu bewegen, indem er darthat, daß dieſer Vertrag dem Rechte und der Kirche, der Ehre Ungarns und den Pflichten ſeines chriſtlichen Königs widerſtritte, folglich an ſich gott- und ehrlos, verdammlich, unwirkſam, nichtig ſey, daher auch ohne Gewiſſensſchuld widerrufen werden könne, ja zum Heile der Kirche widerrufen werden müſſe. Zugleich entband er, als päpſtlicher Legat ſich dazu befugt erklärend, den König aus Gewiſſensrückſichten ſeines angeblich ohnehin nicht verbindenden Eides, nicht bedenkend, daß die kirchliche Löſung des Gelübdes wohl das Gewiſſen, nicht aber die Ehre des Königs beruhigen konnte. Genug, dieſer ergriff gern den Vorwand, der ihm erlaubte, ſeinem und ſeiner Ungarn kriegeriſchen Wunſche zu entſprechen; und ſo ſchwuren er und ſeine Räthe im Namen der heiligſten Dreieinigkeit und der glorreichſten Jungfrau Maria, der heiligen Stephan und Ladislaw, jenen den Türken geſchworenen Frieden zu brechen, und am 1. September (1444) mit dem Heere vor Orſova zu erſcheinen, ohne zu ahnen, wie ſchwer die Gottheit auch das den Ungläubigen gebrochene Gelübde ſtrafen werde. Hunyad war durch das Verſprechen, daß er zum Könige der den Türken zu entreißenden Bulgarei ernannt werden ſollte, für den Friedensbruch gewonnen worden.

Die Polen, den Gegenſtand mit weniger Schwärmerei betrachtend, erſchraken vor dem gebrochenen Schwure und warnten ihren König, der

gleichwohl bei seinem Entschlusse blieb und jetzt wohl auch nicht mehr zurück konnte, obschon die Worttreue seines Gegners Murad, der dem Vertrage gemäß alle Städte und Burgen Serbiens von seinen Truppen hatte räumen lassen, ihn mit Beschämung erfüllte. Doch erhob ihn wieder die Nachricht, daß der gefürchtete Türkenfeind Skanderbeg ehestens mit drei tausend Albanesen zu ihm stoßen werde. Mit etwa zwanzig tausend Mann, aber mit einer hemmenden Masse von Gepäck, zu welchem nicht weniger als zwei tausend Wagen erforderlich waren, zog der König in der zweiten Hälfte des Septembers aus Szegedin gegen Orsova hin. Um sich nicht den Schwierigkeiten eines Marsches über die Päsſe des Hämus auszusetzen, war beschlossen worden, zwischen diesem und der Donau an das Meer zu rücken. Ohne Widerstand zu finden, wurde die Donau überschritten, und ohne die schwach besetzten Festungen am rechten Ufer des Stromes anzugreifen, bis Widdin vorgerückt. Statt aber in vierzehn Tagen, wie es leicht hätte ermöglicht werden können, gelangte das Heer, durch den ungeheueren Troß gehindert, erst nach vier und dreißig Tagen (24. October) nach Nikopolis, und der Sultan gewann dadurch Zeit, seine Unternehmungen in Asien zu beendigen und dann seinen Feinden in Europa die Stirn zu bieten. Der König wollte sein Heer nicht noch durch eine Belagerung von Nikopolis schwächen. Hier erschien auch der wieder der ungarischen Krone unterworfene Woiwod der Walachei, Drakul, mit einem von seinem Sohne angeführten Heere, bestehend aus zehn tausend Reitern, welchem Hunyad über Siebenbürgen und die Walachei mit fünf tausend Mann zuzog. Drakul, wohl mehr das Ungenügende der ungarischen Streitkräfte, als die unglückverkündenden Erdbeben oder eine alte Prophezeiung fürchtend, welche angeblich den Fall des Ungarnkönigs vorhergesagt hatte, war voll trüber Ahnungen. Das kleine Christenheer mit den unübersehbaren Haufen Murad's vergleichend, versicherte er warnend, das Jagdgefolge des Sultans sey größer, als das ungarische Heer. Er beschwor den König und dessen Feldherren, das verderbliche Wagestück aufzugeben, den Rückzug anzutreten, so lange derselbe noch möglich sey, in Ungarn und in den Nachbarländern erst größere Massen anzuwerben, bevor man zum Angriffe schreite, und sich weder auf die Byzantiner, noch auf die Flotte im Hellespont zu verlassen, die, wenn nicht des Sultans Kriegsmacht, so doch sein Gold zur Unthätigkeit bewegen könne. Doch der ungeduldige Kardinal Cesarini, der mit kühner Zuversicht nur von Siegen träumte, ließ den wohlmeinenden Warner hart an; Hunyad

zieh ihn ſogar der Verrätherei, und als der darüber beleidigte Drakul, wie es heißt, den Säbel zog, wurde er ergriffen und hatte Mühe, ſeine perſönliche Freiheit zu retten. Voll düſterer Ahnung kehrte Drakul, ſeinen Sohn und ſeine Hilfstruppen bei den Ungarn laſſend, über den Strom zurück.

Bald folgte eine ſchlimme Botſchaft der anderen. Der ſerbiſche Deſpot Georg Brankovics, der den Frieden zwiſchen den Ungarn und den Türken hatte vermitteln helfen, verweigerte dem Könige die Heerfolge und prophezeiete einen verderblichen Ausgang des ungerechten Kampfes. Der byzantiniſche Kaiſer, Johannes Paläologos, den man, laut ſeiner Verſprechungen, mit ſeinen Legionen bereits bei Gallipolis glaubte, vergaß ſeines Wortes in Serbien über hochzeitlichen Freudenfeſten, und vertraute nur ſeinem Bruder Konſtantin die Bewachung der Dardanellen. Dem mit ſeinen Albaneſern zur Unterſtützung der Ungarn heran ziehenden Skanderbeg aber verwehrte Georg Brankovics den Durchzug durch Serbien.

Ungeachtet dieſer unheilvollen Ereigniſſe ließ der König ſich von ſeinem Schickſale weiterreißen. Er verfolgte den Marſch gegen Oſten und ließ durch voraus geſendete offene Briefe die Befehlshaber und Bewohner der thraziſchen Burgen auffordern, ihre Plätze ſeiner Herrſchaft zu unterwerfen und über Gallipolis nach Anatolien in ihre alten Wohnſitze zurück zu kehren, widrigenfalls ſie ihn als ihren Feind zu betrachten hätten. Das ungariſche Heer zog durch die Ebenen Bulgariens längs der Bergkette des Hämus, voraus Hunyad mit drei tauſend ungariſchen Reitern und den walachiſchen Hilfstruppen, dann der König mit den Kreuzfahrern, welche, ungeachtet des Kreuzes, womit ſie bezeichnet waren, die griechiſchen und bulgariſchen Kirchen mit Feuer und Schwert verheerten. Als ſie am Vorgebirge des Hämus das linke Ufer des Fluſſes Panis oder Kamdſchik erreichten, ſtießen ſie auf acht und zwanzig unbemannte türkiſche Galeeren, mit welchen Murad, bei verweigerter Waffenruhe, einen Theil ſeiner Kriegsmacht durch das ſchwarze Meer in die Donau und den Strom hinauf bis vor Ofen hatte führen wollen. Wladislaw ließ dieſe Fahrzeuge verbrennen. Mehre Städte und Schlöſſer waren von den Türken bereits verlaſſen worden; andere ergaben ſich freiwillig; nicht ſo die beiden hohen und ſtarken Felſenburgen Sumen (Sunnium) und Pezech (Petrez, jetzt Baldſchik). Sie wurden durch die Polen erſtürmt; fünf tauſend Türken fielen in der Vertheidigung; die übrigen wurden von den grauſamen Siegern über die Felſenwände hinab geſtürzt.

Unterdeſſen langte die Schreckenskunde an: Sultan Murad, durch den Deſpoten Serbiens von der Ungarn Zuge über die Donau unterrichtet, habe Karaman zu beruhigen geeilt, ſey ſchnell mit einem Heere von vierzig tauſend Mann aus Aſien aufgebrochen, und habe, ſtatt am Helleſpont, wo die päpſtliche Flotte ihm den Uebergang ſtreitig zu machen hoffte, am Bosporos mittels Beſtechung genueſiſcher Schiffer ſeine Ueberfahrt bewerkſtelligt. Der Kaiſer von Byzanz, erſchreckt durch dieſe Wendung der Dinge, überließ nun ebenfalls die Ungarn ihrem Schickſale. Noch immer wäre durch ſchleunigen Rückzug dem äußerſten Verderben vorzubeugen geweſen; aber man baute zu viel auf die bisherigen leichten Erfolge und das Glück früherer Siege, und ſo ſollte denn Wladislaw ſein Geſchick erfüllen, als Rache für den Meineid. Statt ſich auf die genommenen feſten Felſenburgen zu ſtützen, wagte ſich der König vorwärts in die Ebene, die ihm nirgends einen Schutz bot, und gelangte in die Gegend zwiſchen Kawarna und Warna. Der letztgenannte Platz liegt auf der nördlichen Seite einer Meeresbucht, welche in zwei Vorgebirge ausläuft; das linker Hand nördlich gelegene, eine Abdachung des Fußes des Hämus, war mit einem langen Flecken bedeckt, welcher Makropolis, d. i. die lange Stadt, hieß; auf dem rechten ſüdlichen Vorgebirge erhob ſich Galata, nur fünf hundert Schritte von der Stadt entfernt; zwiſchen Galata und Warna ſumpfiges Land. Alle dieſe Plätze wurden von den Ungarn ohne Mühe eingenommen. Hier lagerte ſich das Heer, weil ein ſchmerzhaftes Blutgeſchwür am Schenkel dem Könige weiteren Zug verbot.

Inzwiſchen war Sultan Murad mit furchtbarer Eile an der Spitze ſeines Heeres von Adrianopel aus binnen ſieben Tagen über den Hämus bei Nikopolis eingetroffen, von dort aus dem Zuge des ungariſchen Heeres gefolgt und lagerte am 9. November, in einer Entfernung von nur vier tauſend Schritten im Rücken der Ungarn, hinter den Hügeln in demſelben Thale, welches ſeine Gegner kurz vor ihm durchzogen hatten. Die Wachfeuer des türkiſchen Lagers erhellten ſchaurig die Nacht, und mahnten an die blutige Beſtimmung des kommenden Tages. Der Kardinal Julian Ceſarini, mit ihm der Erlauer Biſchof und der Ban Franz von Thallócz, ſtimmten dafür, eine Schlacht zu vermeiden, die Ankunft der im Helleſpont jetzt unnützen Flotte vor Warna zu erwarten und deren Mannſchaft an ſich zu ziehen, bis dahin aber mittels Graben und Wagenburg, und durch ein wirkſames Spielen der Geſchütze die Feinde von einem Angriffe auf das Lager abzuhalten. Doch der

feurige Hunyad, der sich bewußt war, daß er über Türken zu siegen verstehe, erklärte sich für offene Feldschlacht, und seine Stimme drang, zu Aller Verderben, durch.

Es war am Vorabend des St. Martinsfestes, den 10. November 1444. Mit Tagesgrauen ordnete Hunyad, auf des Königs Befehl, die Schlacht. Die schmalen Zugänge zu dem Dewiner Sumpfe ließ er durch Wagen und Karren verrammen, um das Heer im Rücken zu sichern, und den Platz auch noch durch aufgestellte Kriegsmaschinen unzugänglich machen. An diesen Sumpf lehnte er den linken Flügel des Ungarnheeres, aus den Walachen und nur fünf ungarischen Fähnlein bestehend, und angeführt von dem Großwardeiner Bischof, Johannes de Dominis, unter dem Paniere des heiligen Ladislaw; dort standen auch Johannes von Tarnow und Lasko Bobricz mit polnischen Reiterhaufen. Auf der ungefährlichsten Stelle, in dem Thale zwischen dem Sumpfe und Warna, hielt der König, umgeben von fünf hundert Rittern. Den rechten Flügel zwischen der Küste und dem Sumpfe, wo der Kampfplatz sich öffnete, und die Hauptmacht befehligten der Erlauer Bischof Simon von Rozgon, der Kardinallegat Cesarini, die Bane Mathias und Franz von Thallócz; im Rücken hatten sie Warna mit dem Lager daneben. Die große Reichsfahne trug ihnen der Hofmarschall Stephan Báthory vor. Hunyad selbst, Alles mit seinem Feldherrnblicke durchdringend und die Seele des Kampfes, nahm seinen Platz im Vordertreffen bei den übrigen Walachen, um den Sohn Drakul's, auf dessen Treue er nicht fest baute, im Auge zu behalten.

Gleichzeitig hatten auch die Türken ihre Schlachtordnung getroffen. Den rechten Flügel ihres Heeres befehligte — wie immer bei Kriegen in Europa — der Beglerbeg von Rumili, der seiner Haft wieder ledige Turachan, den linken Karadscha, der Beglerbeg von Anatoli, mit seinen Truppen. Murad mit den Janitscharen stand in der Mitte, vor ihm ein mit Pfählen befestigter Graben, und — um die Christen durch den Anblik ihres Unrechtes zu entmuthigen — auf einer Lanze die Urkunde des von Wladislaw auf das Evangelium beschworenen, dann gebrochenen Vertrages; hinter dem Sultan die Kameele und das Gepäck.

Als nun vor der prachtvoll aufsteigenden Morgensonne der Schein der abglimmenden Wachfeuer erlosch, legte König Wladislaw seine Rüstung an. Als ihm der Edelknabe seinen silbernen Helm reichen wollte, fiel derselbe zur Erde, eine nicht weniger schlimme Vorbedeutung, als der plötzlich losbrechende

Sturm, welcher die ungarischen Fahnen zerriß. Hunyad kehrte sich nicht an diese drohenden Zeichen. Muthig, unwiderstehlich stürzte er sich mit den Walachen auf den vorrückenden Beglerbeg von Asien und jagte ihn vor sich her, während die ungestümen Walachen bis zu des Sultans Zelt plündernd vordrangen. Da verlor Murad auf Augenblicke den Muth und wollte sich schon zur Flucht wenden. Aber der anatolische Beglerbeg Karadscha war so kühn, dem Pferde seines Sultans in die Zügel zu fallen, halb mit Bitten, halb mit Gewalt ihn von der Flucht zurück haltend. Der Janitscharen-Aga, Jasidschi Toghan, wollte dem Beglerbeg seine Vermessenheit verweisen, fiel aber im nämlichen Augenblicke durch den Säbel eines Ungarn, und so sah sich der Sultan genöthigt, Karadscha's Dringen nachzugeben und Stand zu halten. Hierauf ließ Murad sechs tausend auserlesene Sipahi gegen die Ungarn vorrücken; aber Hunyad und der Erlauer Bischof warfen sich ihnen mit Unerschrockenheit entgegen, stäubten sie auseinander und bahnten sich dadurch den Weg gegen das türkische Hintertreffen. Alles verkündete den Ungarn bereits den Sieg. Da konnte der jugendliche König Wladislaw kaum länger an sich halten, einen Antheil an dem Ruhme des Tages zu gewinnen. Wie dringend ihn auch Hunyad noch vor dem Beginne der Schlacht gebeten, seinen Platz, der in seiner Unangreifbarkeit als Stützpunkt des ganzen Treffens anzusehen, unter allen Umständen nicht eher zu verlassen, als bis er ihn ausdrücklich darum ersuche, so wollte Wladislaw dennoch in das Getümmel hinein sprengen; doch Hunyad's Vorstellungen bewogen ihn diesmal, noch in seiner Stellung zu bleiben. Neue Wechselfälle der Schlacht folgten, doch ohne Entscheidung zu bringen. Der Großwardeiner Bischof, begierig, es dem Erlauer nachzuthun, trennte sich mit seiner Banderie von dem linken Flügel, griff die Türken gerade bei ihrer Stärke an, wurde in einen Sumpf gesprengt, versank im Schlamme und büßte solchergestalt mit dem Leben seine Anhänglichkeit an den eingedrungenen Herrscher, seinen Abfall von der rechtmäßigen Königin und ihrem Sohne. Die Türken wendeten sich nun gegen den durch des Bischofs Trennung geschwächten linken Flügel der Ungarn, griffen ihn mit Uebermacht an, tödteten die muthigen Vertheidiger Johannes von Tarnow, Lasko Bobrics und Martin und Stanislaus von Roznow, Letztere Söhne des vor Galambocz ritterlich gefallenen Zawissa Niger, und drängten heftig auf Ladislaw's heiliges Panier. Da flogen Hunyad und der König mit frischen Schaaren herbei, hieben viele Türken nieder und jagten die Anderen theils in den Sumpf,

theils in das feindliche Lager zurück; dann stellten sie die Ordnung des erschütterten linken Flügels wieder her. Von da eilte Hunyad, jedes Schwanken des Kampfes überschauend und überall gegenwärtig mit seinem Geiste wie mit seinem Arme, dem Erlauer Bischofe zu Hilfe. Zwar fiel der Bischof, in ihm ein nicht minder heftiger Gegner des jungen rechtmäßigen Königs, als der getödtete Großwardeiner; aber die Linien der Ungarn wurden wieder hergestellt, die Angriffe der Türken abgeschlagen, und Karadschabeg über dem Versuche, Hunyad zu fällen, von einem Ungar erlegt. Die Ritter des Königs brannten vor Ungeduld, dem Siege ihre Arme zu leihen. Bitter verwünschten sie die Unthätigkeit, zu welcher Hunyad's Feldherrnwille sie in ihrer Stellung verurtheilte; der König, kampfbegierig, wie sie, gab ihnen nach, und sprengte an ihrer Spitze gegen die Feinde an. Im wildesten Getümmel wurden dem Rosse Wladislaw's die Vorderfüße mit einem Beile verwundet; es stürzte der königliche Reiter, und ehe er sich wieder aufraffen oder einer der Seinigen ihm zu Hilfe eilen konnte, hieb ihm ein alter Janitschar, Chodscha Chisr, den Kopf ab und zeigte ihn, auf eine hohe Lanze gesteckt, triumphirend Freunden und Feinden. Der schreckliche Anblick brach den Muth der Ungarn; sie flohen. Hunyad, von ihnen mit fortgerissen, entkam glücklich über die Donau; aber der Kardinal Julian Cesarini, die Ursache des Wortbruches und des unheilvollen Kampfes, wurde auf der Flucht getödtet. Stephan Báthory, der Träger der Reichsfahne, Niklas Perény und Heinrich Thámásy waren im Gefechte mannhaft an der Seite des erschlagenen Königs gefallen, dessen Leiche sie den Feinden nicht hatten lassen wollen. Die Nacht sank herab auf das blutige Gefild, und als der Morgen wieder dämmerte und in der Wagenburg, wo die Ungarn zuversichtlich auf Hunyad's Rückkehr warteten, Alles ruhig war, ließ Murad auf dieselbe einstürmen und die Vertheidiger bis auf Wenige zusammen hauen. Der Sieg war für Murad entschieden und der Meineid, um dessen Rächung der Sultan noch vor der Schlacht seinen und den Gott der Christen angefleht hatte, im Blute der Urheber bestraft. Als Murad mit seinem Vertrauten Asabbeg durch die Leichenhügel wandelte, wunderte er sich, daß die christlichen Erschlagenen lauter junge Leute und kein einziger Graubart unter ihnen sey; spottend entgegnete Asabbeg: „Hätten sie einen Graubart bei sich gehabt, so würden sie das tollkühne Unternehmen nicht angefangen haben.“ Zwei hundert und fünfzig Wagen mit Kostbarkeiten fielen in die Hände der Sieger. Murad sendete Siegesschreiben und Trophäen an die Statthalter

ſeiner Provinzen; dem Sultan von Aegypten ſchickte er fünf und zwanzig gefangene Küraſſiere, um ihm zu zeigen, welche Eiſenmänner er beſiegt habe. Den in Honig eingemachten Kopf des getödteten Königs Wladislaw ſendete er an Dſchübbe Ali, den Statthalter von Bruſa. Die Einwohner dieſer Stadt zogen jubelnd der Siegesbotſchaft entgegen, wuſchen den Kopf im Nilwaſſer und trugen ihn im Triumphzuge durch die Straßen, und ſo hallte am Fuße des Olympos das Freudengeſchrei des am Fuße des Hämus über das Kreuzheer ſiegenden Islam ſchrecklich wieder.

Der Umſtand, daß die türkiſche Reiterei ebenfalls zerſprengt, hinderte die lebhafte Verfolgung des fliehenden Ungarnheeres. Hunyad entkam mit den faſt vollzähligen walachiſchen Haufen über die Donau nach Ardſiſch, wo er Zuflucht zu finden hoffte. Aber Drakul, im Lager vor Nikopolis bitter von ihm beleidigt, und zugleich von der Hoffnung beſeelt, ſich dadurch wieder in Gunſt bei dem ſiegreichen und zürnenden Sultan zu ſetzen, nahm den edlen Flüchtling gefangen. Drohungen aus Ungarn nöthigten ihn jedoch, ſeinem Gefangenen bald wieder die Freiheit zu geben und ihn mit reichen Geſchenken in ſeine Heimat zu entlaſſen. Nach dem Falle des zwanzigjährigen Gegenkönigs, wo der rechtmäßige König ein verwaiſetes Kind und in fremden Händen war, und daher alle Parteiungen wieder frei und ungezügelt gegen einander aufzuſtehen drohten, während der Sieg bei Warna dem türkiſchen Erobererſchwerte die Pforten des Abendlandes wieder weit geöffnet hatte, war ein Mann der Kraft und der That, wie Hunyad, dem ungariſchen Reiche dringend vonnöthen, wenn daſſelbe nicht in inneren und äußeren Kämpfen erliegen ſollte. Seine Rückkehr wurde daher von den Beſſergeſinnten freudig begrüßt, und ſie geſchah in einem verhängnißvollen Augenblicke; denn ſchon ging eine mächtige Partei, an ihrer Spitze der Palatin Lorenz von Hedervár, damit um, durch Liſt und Ränke herrſchend zu werden. Um leichter zu ihrem Ziele zu gelangen und keinen anderen Einfluß neben ſich mächtig werden zu laſſen, ſtreute ſie aus: das von den Türken aufgezeigte Haupt ſey nicht Wladislaw's, ſondern eines jungen Ritters geweſen; vielmehr ſey der König glücklich nach Polen entkommen und werde eheſtens nach Ungarn zurück kehren. Nachgebildete Briefe und falſche Zeugen mit erdichteten Beweiſen für des Königs Rettung mußten die Täuſchung unterſtützen, an welche, bei der Menſchen angeborenem Sinn für das Wunderbare und Unwahrſcheinliche, gar Viele glaubten, trotz Hunyad's Betheuerungen des Gegentheils. Dennoch ſetzte Hunyad auf dem

Landtage zu Ofen (1445) durch, daß, bis auf weitere Verfügung, die Reichsverwaltung unter sieben Vicarien als General-Kapitäne, mit gleicher, von einander unabhängiger Macht getheilt wurde, womit freilich die Einheit der Regierung gänzlich zersplittert war. Für das Land zwischen dem rechten Theiß- und den beiden Donau-Ufern wurde Niklas von Ujlak, für das Gebiet vom linken Theißufer bis an Siebenbürgen Johannes von Hunyad, für die nördlichen Gespanschaften um Kaschau Georg von Rozgon, Johannes Giskra von Brandeis und Emerich Bebek von Pelsöcz, für die Gegend zwischen der Neutra, Waag, Donau und March (damals noch Matyus-Föld genannt) Michael Országh und Pankraz von Szent-Miklos, erwählt. In ihrer Verwaltung waren sie, um doch einen, freilich ungenügenden gemeinsamen Mittelpunkt herzustellen, an die Mittheilnahme der Landherren, des Adels und der Städtegemeinden ihres Bezirkes gebunden. Der Palatin war geflissentlich übergangen worden, um seinen Einfluß zu schwächen.

Wie Hunyad's Rath, so bedurfte das Vaterland auch schon jetzt wieder seinen Arm. Türkische Rotten waren, auf die Bestürzung der Niederlage von Warna rechnend, längs der Donau herauf gezogen, hatten bei Sarno, eine Meile von dem rechten Saveufer, sich festgesetzt und durchstreiften von da aus verwüstend und plündernd Sirmien und Slavonien. Hunyad brach mit seiner Banderie und einigen Söldnern gegen sie auf, stellte sich ihnen gegenüber am linken Saveufer auf, und erdachte, da offener Angriff gegen ihre Uebermacht unthunlich, eine glückliche Kriegslist. In derselben Nacht, welche er zum Ueberfalle bestimmte, ließ er eine Menge Wachfeuer anzünden, so daß die Türken ihn ruhig lagernd glaubten. Dann zog er, begünstigt von der Dunkelheit, über den Strom, überfiel, während die Feinde im tiefsten Schlafe lagen, ihre Stellung, und richtete ein furchtbares Gemetzel unter ihnen an, welchem nur Wenige entrannen. Es war eine Kühlung, aber noch lange keine Befriedigung der Rache für den Tag von Warna.

Während des Rückmarsches erhielt Hunyad die Nachricht, daß die Cillier Grafen verheerender Einfälle nach Kroatien sich vermessen hätten, aus Rache, weil man ihnen den mit dem verstorbenen Twartkoschura errichteten Erbvergleich, nach welchem ihnen Bosnien hätte zufallen sollen, in Ungarn nicht gelten ließ, vielmehr Ostojo's unehelichen Sohn, Stephan Thomasch, welchen die bosnischen Bojaren zu ihrem Könige erwählt, in dieser Wü bestätigt hatte. Hunyad wendete sich gegen sie, erzwang sich mit

gewalt den Durchzug durch das steyerische Gebiet, den die dortigen Burgherren ihm verwehren wollten, und fiel unter schrecklichen Verwüstungen in die Besitzungen der Cillier ein. Diese eilten Hunyad's Zorn zu beschwören, gelobten Treue gegen die ungarische Oberherrlichkeit, und erkauften sich dadurch, nach erlittenem schweren Verluste, den Frieden (1445).

Der Zustand der Dinge, wie er war, konnte und durfte kein bleibender seyn; ernsthaft trachtete man daher in die alten Verhältnisse zurück zu kehren, und ein gemeinsames Oberhaupt an die Spitze des verwaiseten Staates zu stellen, der zwar in Ladislaw dem Nachgeborenen einen rechtmäßigen König, aber einen unmündigen und von fremder Gewalt zurück gehaltenen, hatte. Weil der grollende Palatin die Ofener Burg, wohin der nächste Landtag ausgeschrieben war, verschlossen hielt, mußte derselbe auf dem Rákoser Felde bei Pesth Statt finden (April 1445). Hier kam jener Hauptgegenstand zur Sprache, aber mit vielen verschiedenen Meinungen. Sogar das Mährchen, daß Wladislaw noch lebe, wurde durch den Palatin wieder hervor gesucht, mit dem Bemerken, man müsse, bevor man zu einer neuen Wahl schreite, Wladislaw's Rückkehr abwarten, und erst, wenn derselbe dem ungarischen Throne entsagen würde, sollte man entweder einen König unter den ungarischen Magnaten suchen, oder zu dem alten magyarischen Herzogthume zurück kehren. Weder mit dem Einen, noch dem Anderen drang er nach seinem Wunsche durch; vielmehr vereinigten sich die Stände (7. Mal) zu dem Beschlusse: wenn der als todt anzunehmende Wladislaw nicht bis zum ersten Sonntage nach Trinitatis zurück kehre, oder bis dahin keine sichere Bürgschaft über sein Leben vorhanden sey, so solle Ladislaw, König Albrecht's nachgeborener Sohn, König seyn. Würde aber von Oesterreich Ladislaw's und der heiligen Reichskrone Auslieferung verweigert, — diese Klausel sollte den römischen König Friedrich zur sicheren Herausgabe Beider veranlassen — so wollten sie den Prinzen Ladislaw in Nichts verpflichtet seyn, sondern sich einen anderen König wählen; ein Vorbehalt, der im entschiedenen Widerspruche mit dem Herkommen und der bisher in Ungarn anerkannten gesetzlichen Erbfolge stand. Noch wurde, nebst anderen Gegenständen, auf diesem Landtage verfügt, daß bei wiederkehrender Türkengefahr sämmtliche begüterte Reichssassen und Stadtbürger zur persönlichen Heeresfolge, Prälaten und Barone ihre pflichtmäßigen Banderien zu rechter Zeit zu stellen, verbunden seyn sollten. Die provisorische Regierung der Siebenmänner in ihren Personen wurde bestätigt.

Nachdem mittlerweile aus Polen verbürgte Nachrichten über Ladislaw's wirklichen Tod eingegangen waren, wurde eine Gesandtschaft nach Wien an den römischen König Friedrich abgeordnet, um die Herausgabe Ladislaw's und der Reichskrone zu erwirken, damit derselbe in Stuhlweißenburg als König von Ungarn gekrönt werden könne. Friedrich schützte, nicht ohne triftigen Grund, vor: Ladislaw sey nicht nur unbestreitbar rechtmäßiger Erbe des ungarischen Reiches, sondern auch früher bereits gekrönt; daher bedürfe derselbe keiner nochmaligen Krönung. Auf Ladislaw's Person aber hätten auch andere Länder, als Ungarn, Anspruch. — Man stritt sich längere Zeit, ohne über die gegenseitigen Forderungen zu einer Einigung zu kommen. König Friedrich, der bei seiner Kargheit vor Allem sein Pfandrecht an die kostbare Reichskrone im Auge hatte, machte endlich den Antrag: er wolle die, an sich überflüssige, neue Krönung gestatten, doch ohne Salbung; auch müsse dabei ausdrücklich beurkundet werden, daß die Giltigkeit der ersten Krönung durch die zweite in Nichts erschüttert werden solle. Nach begangener Feierlichkeit sollte ihm Ladislaw sammt der Krone sogleich zurückgestellt werden. Wolle man ihm Preßburg übergeben, so sey er damit einverstanden, daß der königliche Knabe daselbst erzogen und auch die Krone ebendort aufbewahrt würde. Auch gelobte er, im Falle Ladislaw unter seiner Vormundschaft stürbe, weder Preßburg noch die Reichskrone den Ungarn vorenthalten zu wollen. Die ungarischen Bevollmächtigten verweigerten die Uebergabe Preßburgs; auf ihre anderweiten Vorschläge ging der römische König nicht ein, und so zogen Jene unverrichteter Dinge wieder ab.

Hatten die Ungarn sich früher von Ladislaw abgewendet, wo sie ihn haben konnten, so wendeten sie sich ihm jetzt zu, wo er ihnen versagt wurde. Der Palatin stand mit seinen gehässigen und selbstsüchtigen Planen völlig vereinsamt, und das Kind Ladislaw galt, wie es nie anders hätte seyn sollen, der Nation fast ohne Ausnahme als rechtmäßiger König. Hunyad und Ujlak, diesem allgemeinen Zuge folgend und doch für den Augenblick nach dem höchsten Einflusse begierig, ließen sich sogar in geheime Unterhandlungen mit dem Könige Friedrich ein, und ließen sich von ihm, als dem Vormunde des minderjährigen Königs, nicht nur in ihrem Vicariate bestätigen, sondern auch die Befugniß ertheilen, den Anhängern Ladislaw's Aemter und Würden zu verleihen, ohne dabei an die Zustimmung der anderen fünf Vicarien gebunden zu seyn. Dadurch gelangte die Macht, welche gemeinsam von den Siebenmä-

ausgeübt werden sollte, bald ausschließend in die Hände jener beiden Woiwoden, Hunyad's und Ujlak's.

Auf dem zu Stuhlweißenburg versammelten Landtage erregte indeß die mitgetheilte Erklärung König Friedrich's heftigen Unwillen; es wurde beschlossen, Demselben mit Waffengewalt abzufordern, was er in Güte heraus zu geben sich weigerte, und die Leitung des vorgenommenen Krieges dem kampferfahrenen Hunyad übertragen. Auch wurde, da die getrennte Verwaltung der Siebenmänner bereits nachtheilige Wirkungen zu äußern begann, schon da die Einsetzung eines einzigen Reichsverwesers eingeleitet. Zur Ausführung kam dieser Gedanke jedoch erst auf dem nächsten, wieder im Rákoser Felde abgehaltenen Landtage; hier wurde Johannes Hunyad (13. Juni 1446) zum Generalstatthalter ernannt. Es wurde ihm königliche Machtvollkommenheit verliehen, mit der Befugniß, der Krone heimgefallene Besitzungen zu vergeben, ohne Berathung mit den Ständen Hochverräther zu verbannen oder zu begnadigen, eben so Erzbisthümer, Bisthümer und größere Abteien zu verleihen. Er sollte sich, wo er wollte, in königlichen Burgen, Städten und Besitzungen niederlassen dürfen. Bei den Octavalgerichten sollten ihm zwei Prälaten, zwei Barone, der Judex Curiae und sechs dazu verordnete Landherren, außer den Octaven ein Prälat, ein Baron und zwei edle Landherren beisitzen; ob und wen er außerdem noch dazuziehen wollte, blieb seinem Ermessen überlassen. Wie viel er und sein Staatsrath von den königlichen Einkünften beziehen dürften, sollten zwei in die Sache eingeweihte Prälaten und Baronen bestimmen. Bei Feindesgefahr sollte der Generalstatthalter persönlich in's Feld ziehen. Von jenen Besitzungen, welche durch Mangel an Leibeserben, oder durch Staatsverbrechen gesetzlich der Krone anheim fielen, sollte er nur solche, die aus nicht mehr als zwei und dreißig Ackerhöfen beständen, eigenmächtig vergeben dürfen; Städte, Marktflecken und Besitzungen von mehr als zwei und dreißig Ackerhöfen dürfe er nicht abtheilen und vereinzelt verleihen, sondern diese sollten im Ganzen der Krone vorbehalten bleiben. Die Empfänger sollten mit der Zeit über die Vergabungen des Generalstatthalters die Bestätigung des Königs nachsuchen. Ueber dringende Fälle sollte der Generalstatthalter auch in Abwesenheit seiner Räthe entscheiden dürfen; hätte er jedoch wider Recht und Herkommen gesprochen, so sey sein [illegible] ordentlichen Reichsrichter zu berichtigen. [illegible] gaben sollte er befugt seyn, verpfändete königli[illegible] ungen auszulösen.

Nun begannen neue Verhandlungen, gütliche und feindliche Begegnisse mit dem römischen Könige Friedrich, der jedoch durch ein kluges Zaubersystem im Wesentlichen über die Kraft und Ungeduld Hunyad's den Sieg davon trug, indem er ihn durch Verzögerungen und Umschweife zu ermüden verstand. In Ungarn wurden zwanzig tausend Mann schlagfertig gemacht, und sogar der Wiener Rath, wiewohl vergeblich, aufgefordert, mit Ungarn gemeinschaftliche Sache zur Befreiung Ladislaw's zu machen. König Friedrich nahm seine Zuflucht zu dem Papste Eugen, und suchte, was jedoch Hunyad widerlegte, die Veneter gegen den Letzteren aufzubringen, indem er sie fürchten ließ, daß die Rüstungen Ungarns auf das venetische Gebiet abgesehen wären. Als der Wiener Rath nicht auf Hunyad's Anträge einging, fiel derselbe in Oesterreich ein, legte sich vor Wienerisch-Neustadt, und ließ das Land bis unter die Mauern Wiens verheeren. Doch zu ernsthafter Belagerung nicht gerüstet, verlegte er sein Lager nach Neunkirchen, und forderte, unter Androhung schwerer Feindseligkeiten, die Wiener nochmals auf, aller Verbindung mit dem römischen Könige zu entsagen. Darauf erschien eine österreichische Gesandtschaft im ungarischen Lager, und es wurde vorläufig ausgemacht, daß Friedrich die von ihm besetzte Raaber Burg den Ungarn sogleich heraus geben, über die anderen streitigen Punkte aber später an einem bestimmten Tage entschieden werden sollte. Vier Tage Frist gab Hunyad zur Genehmigung dieses Vergleiches. Friedrich wußte jedoch unter mancherlei Ausflüchten den Termin zu verlängern, und schlug dann vor, daß die Raaber Burg bis zur völligen Ausgleichung den kroatischen Landherren übergeben werden sollte. Hunyad, über diesen Vorschlag erzürnt, antwortete durch neue Verheerungen, wobei er jedoch den österreichischen Ständen und dem Wiener Rathe erklären ließ, daß seine Feindseligkeiten nicht ihnen, sondern lediglich dem römischen Könige gälten. Blieben sie diesem zugethan, so möchten sie den Schaden, der sie dabei beträfe, sich selbst zuschreiben. Die österreichischen Landherren gaben dagegen dem ungarischen Generalstatthalter zu bedenken, daß er das Erbland seines eigenen Königs verheere; gleichzeitig bat der Wiener Rath um Schonung. Hunyad, von der Fülle der Rücksichten erdrückt und mit seinen Streitkräften nicht im Stande, Entscheidendes zu unternehmen, auch durch den einbrechenden Winter in Allem gehindert, entließ seine Mannschaft, und ernannte [illegible] vollmächtigte, um die Sache zu ordnen. Zur Betreibung der Verhandlungen hatte der Papst den Kardinal Johannes Carvajal nach Wien gesandt.

welchem die ungariſchen Bevollmächtigten am 13. Februar 1447, dem Todestage des Papſtes Eugen, ihre erſte Zuſammenkunft hatten. Aber der römiſche König verſtand auch diesmal ſeine Zugeſtändniſſe ſo geſchickt hinzuhalten, daß die ungariſche Geſandtſchaft zuletzt voll Verdruß Wien verließ, und auf dem nächſten Landtage in Peſth der Beſchluß gefaßt wurde, in jener Sache gar keine Abgeordneten mehr irgendwo hin zu ſenden, ſondern in der Ständeverſammlung ſelbſt die weiteren Unterhandlungen zu pflegen. Zu dieſem Zwecke kam auch der Kardinallegat Carvajal nach Ungarn; aber der König Friedrich hatte ihm ſo wenig klare Vollmachten mitgegeben, daß er nichts Weſentliches zugeſtehen konnte, und ſich darauf beſchränkte, dringend zu einem Frieden, wenigſtens zu einem Waffenſtillſtande, zu rathen. Die Ungarn hegten denſelben Wunſch; es wurde eine nochmalige Zuſammenkunft zu Radkersburg in Steyermark, nahe an der ungariſchen Gränze, gehalten und hier (2. Juni 1447) ein zweijähriger Waffenſtillſtand, geſchloſſen, der ganz zu König Friedrich's Gunſten lautete; denn mit Ausnahme Raabs, das er bis nächſten Johannistag heraus zu geben hatte, ſollten, bis zu völliger Austragung der Streitſache, alle von ihm in Ungarn beſetzten Plätze in ſeinen Händen bleiben. Jede der Parteien ſollte bis zum nächſten Sanct Martins Vorabend acht Bevollmächtigte nach Wien ſenden und dort das ſchiedsrichterliche Urtheil des heiligen Vaters erwarten. Der auf der Grazer Burg gefangen gehaltene Ladislaw Gara, Ban von Slavonien, ſollte gegen den Leibbürgen Johannes Gara ſeiner Haft entlaſſen werden, aber nach einem Jahre ſich zu Graz wieder einſtellen und den Leibbürgen auslöſen. In der Hauptſache hatte alſo König Friedrich alle ſeine Abſichten, Ungarn wenig oder Nichts durchgeſetzt; denn nebſt den beſetzten Plätzen blieben auch Ladislaw und die verpfändete Reichskrone in des Erſteren Händen. Nur die Türkengefahr, welche von anderweitigen Feindſchaften abrieth, und vielleicht Hunyad's heimlicher Wunſch, den königlichen Knaben Ladislaw nicht ſo bald nach Ungarn gelangen zu laſſen, mochte zu Annahme ſolcher Bedingungen drängen.

Schon zwei Jahre früher hatte Ungarn, wo nicht die Türken ſelbſt, doch deren Einfluß in den Vaſallenländern abermals bekämpfen müſſen. Drakul, der Woiwod der Walachei, hatte aus Furcht und Eigennutz ſich wiederum unter die Schutzherrſchaft des Sultans Murad begeben. Gegen ihn zog Hunyad (1445) zu Felde, [illegible] ihn in die Flucht und ſetzte an die Stelle des Vertriebenen den [illegible] zum Woiwoden der Wala-

chei ein. Der beſiegte Drakul floh nach Adrianopel, kehrte, von ſeinem Schutzherrn, dem Sultan, mit Truppen unterſtützt, nach der Walachei zurück, nahm das Land wieder in Beſitz, verjagte ſeinen Nebenbuhler Dan nach Kronſtadt und ſtreifte verheerend bis in das Gebiet von Siebenbürgen. Neuerdings (Juli 1446) brach Hunyad mit einem Heere gegen ihn auf, zog, von Dan begleitet, durch den Tercburger Paß über den Berg Butſchatſch in das Thal hinab und lieferte hier dem Drakul eine Schlacht. Dieſer, von ſeinen Leuten verrathen, fiel, nebſt ſeinem Sohne, in Hunyad's Gefangenſchaft, der, dabei vielleicht auch alten Grolles eingedenk, Beide auf dem Tirgowiſchter Marktplatze enthaupten ließ. Dan wurde wieder in die walachiſche Woiwodſchaft eingeſetzt, und zugleich mit dem Woiwoden der Moldau, Stephan, dem Sohne Alexanders, ein Freundſchaftsbündniß geſchloſſen.

Der Generalſtatthalter, im Inneren durch manche Parteiungen angefochten, beſonders nachdem er den Oberbefehl über die Hauptſtadt Ofen, wie über die anderen Schlöſſer der Könige und der Königinnen, nach Lorenz Hebervary's Tode, aus des Palatins Hand in die ſeinige gebracht hatte, glaubte ſeine Stellung am beſten durch neue Kriegsthaten zu befeſtigen. Die Niederlage von Warna brannte empfindlich in dem Nationalgefühle der Ungarn fort; ſie durch einen glänzenden Sieg aufzuwiegen und ſich dadurch wieder zum Helden des Tages zu machen, war daher Hunyad's unabläſſiges Trachten. Der erfolgreiche Widerſtand, welchen Skanderbeg, Ungarns Bundesgenoſſe, in Albanien dem Heere des Sultans bot, ſchien von ſelbſt die Gelegenheit daher zu bringen, und in Gemeinſchaft mit jenem Helden zweifelte Hunyad nicht an einem ruhmvollen Gelingen. Er rüſtete mit Anſtrengung, mahnte die ungariſchen Bannerherren, eben ſo den Deſpoten von Serbien, Georg Brankovics, und den Woiwoden der Walachei, Dan, zur Heerfolge, bat den heiligen Vater um Unterſtützung und bewarb ſich bei Alfons, dem Könige von Aragon, um Flotte und Hilfsvölker. Alfons ſendete, ſtatt des Gebetenen, nutzloſe Geſchenke; der Papſt beſchränkte ſich darauf, den Generalſtatthalter durch Verleihung des Fürſtenranges aufzumuntern; Georg Brankovics ſchlug die Heerfolge kurz ab. Dan ſtellte ſich mit acht tauſend leichten Reitern, die ungariſchen Prälaten und Barone mit vier und zwanzig tauſend Mann ein. Außerdem warb Hunyad noch zwei tauſend deutſche und böhmiſche Büchſenmänner, zog mit dieſer Heeresmacht an der Stelle der Brücke Trajans bei St. Sevelin über die Donau, und fiel in Serbien ein, um den Deſpoten Georg Brank

für ſeinen Abfall von der ungariſchen Sache zu züchtigen. Dieſer aber hatte dem in Albanien kämpfenden Murad II., dem Sieger von Warna, ſchleunige Kunde von Hunyad's Zuge geben laſſen, worauf der Sultan ſchnell die Belagerung von Kroya aufhob und mit hundert und fünfzig tauſend Mann über Scutari nach Serbien eilte, um die Ungarn anzugreifen. In der Hälfte des Octobers (1448) verſchanzte ſich Hunyad auf der Ebene von Koſſova, d. i. dem Amſelfelde (ungariſch Rigo-Mezö), wo vor neun und fünfzig Jahren Murad I. als Bezwinger der Serbier durch den Dolch des Michael Kobilovich gefallen war. Murad's Heer brauchte drei Tage, um die, die Mitte der Ebene durchſtrömende Satnitza (Raſchka) zu überſchreiten. Statt in ſeinem verſchanzten Lager die durch Skanderbeg ihm zugeſagte Unterſtützung aus Albanien abzuwarten, ließ Hunyad ſich von ſeinem ungeſtümen Muthe hinreißen, aus ſeiner ſicheren Stellung heraus zu gehen und bei dem Dorfe Brod über die Satnitza den Türken entgegen zu rücken. Den Uebergang, zu welchem der Feind drei Tage bedurft hatte, bewerkſtelligte er in Einem Tage, und hieraus auf die Uebermacht der Türken ſchließend, prophezeite ihm eine alte Serbierin wehklagend ſeine Niederlage. Murad, wie immer, gemäßigt und beſonnen, ſchickte acht Geſandte, um noch einmal den Frieden anzubieten; aber Hunyad ſchenkte den Abgeordneten kein Gehör.

Es war am Vorabende vor St. Lucas (17. October), als beide Theile ſich zur Schlacht ordneten. Hunyad hatte ſein Heer auf jenen Hügeln aufgeſtellt, welche am linken Ufer der Satnitza ſich erheben. Hier ließ er die Kriegsmaſchinen und das ſchwere Geſchütz gegen die Fronte des Feindes aufführen; auf den durch die Ungarn und Szekler gebildeten rechten Flügel ſtellte er den Benedikt von Loſzoncz, auf den linken den Woiwoden Dan mit den Walachen, unter dem Oberbefehle des Stephan Bánfy, päpſtlichen Legaten und Titularbiſchofs von Kronſtadt. Die dichtgeſchaarte ſchwer bewaffnete Reiterei und das Mitteltreffen mit den deutſchen und böhmiſchen Büchſen und den Siebenbürgern übergab er ſeinem Neffen, Johannes Székely, während er ſelbſt mit Franz Thálloczi ſich mit an die Spitze des Mitteltreffens ſtellte.

Des türkiſchen Heeres Schlachtordnung war die gewöhnliche; rechts die europäiſchen, links die aſiatiſchen Truppen, in der Mitte die Janitſcharen, vor denen erſt ein Graben, dann die Kameele, endlich ihre in die Erde geſteckten Schilder eine dreifache [illegible] ſchanzten. Doch kam es an dieſem erſten Tage nur zu [illegible] leichten Truppen,

wobei keiner der beiden Theile ſeine Stellung veränderte. Die Hauptſchlacht entbrannte erſt in der Mittagsſtunde des Lucastages (18. October), wo Hunyad mit ſeinem in acht und dreißig Geſchwader geordneten Heere den Hügel hinab zog, während Murad in großen Maſſen heran rückte. Drei Stunden lang bekämpfte man ſich durch ein wohl unterhaltenes Gewehrfeuer; dann folgte auf beiden Flügeln ein wüthendes Handgemenge mit Säbeln und Lanzen, wobei gleichzeitig das grobe Geſchütz und die Kriegsmaſchinen der Ungarn verderblich gegen die dichten Glieder der Türken ſpielten. Auf beiden Seiten wurde die türkiſche Reiterei zum Weichen gebracht; auch die auf Murad's Befehl nachrückenden Verſtärkungen vermochten nicht Stand zu halten, bis über dem ſchrecklichen Würgen die Nacht herein brach und die Kämpfenden trennte. Die Türken zogen ſich auf ihre Stellungen zurück; die Ungarn behaupteten das Feld; Hunyad hoffte ſchon, daß während der Nacht ſich das türkiſche Heer zerſtreuen werde, und ließ ſelbſt des Nachts das ſchwere Geſchütz gegen das feindliche Lager arbeiten, weil ein im ungariſchen Heere dienender Türke, David, der Sohn Sawedſchi's, zu nächtlichem Angriffe gerathen hatte. Aber die Janitſcharen beantworteten das Feuer und ſtanden unbeweglich. Mit Tagesanbruch (19. October) erneuerte ſich der Kampf. Hatte an den vorhergehenden beiden Schlachtentagen der Muth und die Ausdauer der Ungarn ſich ſiegreich gegen die feindliche Uebermacht behauptet, ſo mußte, bei in die Länge gezogenem Kampfe, endlich dennoch die Stärke der Zahl den Ausſchlag geben. Auf ungariſcher Seite hatten bereits alle Abtheilungen gefochten und ſich gegen die feindlichen Maſſen abgemüdet, während Murad, den Ungarn mehr als dreifach an Anzahl überlegen, immer neue, friſche Truppen in das Gefecht führen konnte. Wirklich drangen die Janitſcharen ſo nahe an die Hügel heran, daß die auf der Höhe aufgeſtellten ungariſchen Geſchütze ihnen nicht mehr ſchaden konnten. Aber Hunyad drängte ſie in einem verzweifelten Angriffe wieder bis zu einer Entfernung zurück, wo ſein unabläſſig donnerndes Geſchütz ſie von Neuem erreichte. Der erfahrene Feldherr, mit ſeinen geringen Streitkräften geizend, hatte den Plan, daß Johannes Székely mit dem Mitteltreffen nur die Fronte der Janitſcharen beunruhigen ſollte, um dann die Wucht der Streitwagen zermalmend gegen die türkiſchen Flügel zu rollen und, die Verwirrung benutzend, endlich mit einem allgemeinen Angriffe die Reihen der Feinde aus einander zu ſprengen. Aber Székely, in ſeinem Eifer ſeinen Auftrag überſchreitend, bricht gegen die Janit-

mit übereilter Hitze ihnen auf ihrer verstellten Flucht nach, wird dabei von der anatolischen Reiterei überflügelt, von den Janitscharen umzingelt, und mit seinen Tapferen aufgerieben. Als die Walachen ihn fallen sehen, lassen sie treulos ihre Verbündeten im Stiche und gehen, durch den Großwesir Chalil die Bedingungen ihres Verrathes stellend, zu den Türken über. Noch einmal brachte Hunyad die wankenden Ungarn zum Stehen, ihm zur Seite fiel Franz von Thallócz, und jetzt vermochte Nichts mehr die Flucht der Seinigen aufzuhalten. Doch verschmähten viele der ungarischen Edlen die Rettung durch Flucht; der Siebenbürger Woiwod, Emerich Bebek von Pelzócz, dessen Bruder Ladislaw, Emerich von Marczaly, Thomas von Szécs, Stephan Bánfy, Benedikt von Loszoncz und noch manche hochsinnige Ritter suchten und fanden den Tod der Ehre. Hunyad, nicht minder todeskühn, als sie, fühlte gleichwohl die Pflicht, in so verhängnißvollem Augenblicke sich dem Vaterlande zu erhalten. Er ließ durch die Deutschen und das Geschütz noch einen Scheinangriff gegen den Feind unternehmen, und während sie vorrückten, folgte er dem Strome der Flucht. Alsbald fielen die Türken über die Wagen und das Geschütz her, welches die Deutschen und die Böhmen bis zum letzten Augenblicke tapfer vertheidigten. Siebzehn tausend Mann hatte Hunyad, der Sultan eine doppelte Anzahl verloren; die Schlacht hatte drei Tage lang — vom 17. bis 19. October, dieselben Tage, an welchen drei hundert fünf und sechzig Jahre später die Völkerschlacht bei Leipzig den Traum einer fränkischen Weltherrschaft zerstörte — gedauert; sie wäre für Ungarn gewonnen worden, hätte Hunyad den Anmarsch seines gefeierten Verbündeten Skanderbeg abgewartet. Den Verrath des Woiwoden Dan und seiner Walachen an den Ungarn belohnte Murad durch Anerkennung des Ersteren in seiner Herrschaft gegen die Pflicht der Heerfolge, welche den Woiwoden jährlich drei tausend Pfeilschützen und vier tausend Schildträger zu stellen verband.

Hunyad's Flucht war gefahrvoll und abenteuerlich; doch gelang sie nicht weniger, als jene frühere ähnliche von Warna. Allein und wehrlos in dem Karadagher Gebirge umher irrend, wurde er von zwei Türken überfallen und, ohne daß sie ihn erkannten, ausgeplündert. Ein goldenes Kreuz, das sie ihm abnahmen, reizte ihre Eifersucht gegen einander; sie fielen sich mit den Fäusten an, und während sie in wüthender Habgier mit einander rangen, erhaschte Hunyad ihre Säbel, hieb den Einen nieder und jagte den Anderen in die Flucht. In der Gegend von Kladova stieß er auf einen Landmann, der ihn

mit Speise und mit Trank erfrischte, ihn am anderen Tage gegen gute Belohnung nach Belgrad zu geleiten versprach, statt dessen aber nach Semendra führte, wo der Despot Georg Brankovics ihn festnahm. Dieser ließ, wie es heißt, den Sultan Murad fragen, ob er den gefangenen Generalstatthalter Ungarns tödten oder ausliefern solle. Murad's edler Stolz empörte sich gegen den niederträchtigen Antrag. Inzwischen hatte man in Ungarn Kunde von Hunyad's Schicksale erhalten, und die in Szegedin versammelten Prälaten und Barone schickten Abgeordnete an den Despoten, um des Generalstatthalters Freilassung zu fordern. Als der Despot diese auch jetzt noch verweigerte, rückte der bosnische Bojar, Georg Marnavics, mit Truppen vor Semendra. Dies machte den Despoten nachgiebiger; dennoch mußte Hunyad ihm, als Preis seiner Freiheit, eine Familienverbindung, ferner den ungeschmälerten Besitz seiner Herrschaften in Ungarn zugestehen und, als Bürge dessen, ihm seinen Sohn Ladislaw zurück lassen.

Am Weihnachtsabende wurde Hunyad von den versammelten Ständen zu Szegedin empfangen. Das gemeinsame Unglück, durch fremden Verrath und Feindesübermacht, nicht durch Mangel an Einigkeit und Tapferkeit verschuldet, erhob das Gefühl der Ungarn, statt es zu beugen, und die Kraft eines edlen Volkes zeigte sich in diesen Tagen der Prüfung doppelt glorreich. Der durch Vermittelung des serbischen Despoten von Murad angebotene Friede, welcher für die Türkei auf sieben Jahre den unangefochtenen Besitz der Walachei, Bosniens und Serbiens forderte, wurde von dem Pesther Landtage (Juni 1449) mit würdigem Stolze zurück gewiesen; die vom Papste Nikolaus V. den Ungarn übersendeten Schreiben, welche ihnen Parteigeist und Mangel an Eintracht vorwarfen und, bis zu erfolgter Besiegung der vermeintlichen inneren Feinde, sie vor äußeren Kriegen warnten, wurden ernst und freimüthig beantwortet und die unpassend befundenen Vorwürfe abgelehnt.

Zugleich wurden aber auch zur Bekämpfung der wirklichen inneren Feinde alle Anstalten getroffen; denn der verwegene Johannes Giskra, erzürnt, daß er sein Vicariat verloren, verheerte an der Spitze calixtinischer Freibeuterbanden aus Böhmen das nördliche Gebiet Ungarns, und hatte sich zum Meister der Burg Ujvár und der Schlösser Galszécs und Homonna gemacht. Hunyad schickte seinen Schwager Székely gegen diese Räuber; aber bei Kaschau wurde derselbe von Giskra geschlagen und getödtet, worauf der Letztere weiter streifte und plünderte. Jetzt zog Hunyad selbst aus, nahm

die unlängst von den Freibeutern aufgeführte Raubfeste Moldawa, und vergalt auf seinem Zuge durch die von den Gegnern besetzten Gömörer, Sohler und Barser Gespanschaften bis Kremnitz hin, Verheerung mit Verheerung. Im Begriffe, sich gegen das Zipserland zu wenden und auch hier die Stützpunkte der Freibeuter umzuwerfen, begegnete er einer polnischen Gesandtschaft, welche in ihres Königs Kazimierz Namen den Frieden zu vermitteln kam, wozu der heilige Vater den Krakauer Bischof Sbignew ausdrücklich bevollmächtigt hatte. Nach sechstägigen Unterhandlungen gedieh es zu einer Waffenruhe, welche zu Anfang des nächsten Jahres (1450) auch von dem Ofener Landtage bestätigt und wodurch dem Giskra ungestörter Besitz der Städte Kaschau, Leutschau, Bartfeld, Eperies, Kremnitz, Schemnitz und Neusohl zugesichert wurde. Die Verlegenheit des Augenblickes hatte den Generalstatthalter zu diesem unwürdigen Vertrage mit einem Freibeuter gedrängt, welcher den Waffenstillstand nur dazu benutzte, auch noch den größten Theil der Nograder Gespanschaft an sich zu reißen, bei Losonz ein Raubschloß aufzuführen und von hier alles Unheil der Gewalt und Plünderung gegen die Umgebungen zu entfesseln. Hunyad rief die Landherren der nördlichen Gespanschaften, weil diese durch Giskra's Raubzüge das Meiste zu leiden hatten, zur Stellung ihrer Banderien auf, stellte sich an ihre Spitze und rückte gegen das Raubschloß, welches er eng einschloß. Als es auf dem Punkte stand, sich zu ergeben, eilte Giskra zum Entsatze herbei, und lieferte, anscheinend der Schwächere, dem Generalstatthalter eine Schlacht, welche dieser verlor, weil die Landherren, aus persönlicher Eifersucht gegen ihn, gleich im Beginne des Gefechtes mit ihren Truppen sich auf die Flucht begaben, während gleichzeitig die ausfallende Besatzung des Schlosses seinen Heerhaufen im Rücken angriff. Hunyad mußte weichen, und entkam mit verhältnißmäßig geringem Verluste durch das Eypler Thal, worauf es ihm gelang, unter der Blauensteiner Burg wieder eine feste Stellung zu ergreifen. Giskra, hoffend, seinen durch Verrath erfochtenen Sieg noch weiter verfolgen zu können, führte seine Banden in die Gömörer Gespanschaft, um das dem Obergespan Georg Lorandfy zugehörige Felsenschloß Várgede zu bewältigen. Die Tapferkeit der Besatzung vereitelte seinen Anschlag, und er zog von da vor die Erlauer Burg, wo er jedoch auf eben so kräftigen Widerstand stieß. Umsonst war es, daß er den Vertheidigern ihren gefangenen Bischof in Fesseln zeigte, umsonst, daß dieser selbst, durch Drohungen geschreckt, sie anflehte, den Platz zu übergeben und

ihn hierdurch zu befreien; die Burg wehrte ſich nach wie vor, und Giskra mußte auch dieſe Belagerung aufheben.

Unterdeſſen hatte Hunyad neue und zuverläſſige Schaaren geſammelt, mit welchen er vor die Prämonſtratenſer-Abtei Ságh an der Eypel rückte und die von den böhmiſchen Freibeutern dort aufgeführten Befeſtigungen eroberte. Dann ging er hinauf gegen Altſohl, wo Giskra ſeinen Hauptwaffenplatz gegen Kaſchau hatte, verbrannte die Stadt und legte hinreichende Beſatzung in die Burg, überwältigte, weiter gegen Norden vordringend, das Zipſerhaus, ſo wie auf dem Rückzuge durch die Gömörer Geſpanſchaft Roſenau, Stadt und Burg, ſammt Giskra's Raubneſtern am linken Ufer des Sajo. Derencs, im Balogher Thale, einen der wichtigſten Plätze Giskra's in der Geſpanſchaft, welchem Hunyad durch eine Belagerung ſchwerlich hätte beikommen können, überſchwemmte er durch künſtliche Dämmung des Balogh und nöthigte dadurch die Beſatzung, ſich nebſt ihrem Befehlshaber Walgatha zu ergeben. Dieſe Verluſte beugten Giskra's trotzige Zuverſicht und bewogen ihn, den Friedensanträgen Hunyad's Gehör zu geben. Zu Rima-Szombath wurde eine Zuſammenkunft veranſtaltet und daſelbſt Friede geſchloſſen. Die eroberten Plätze blieben in den Händen der Ungarn; die Gefangenen wurden gegenſeitig frei gegeben, und Giskra erhielt, als Erſatz der Kriegskoſten, zehn tauſend und ſechs hundert Goldgulden (1451).

Schon den vorjährigen Waffenſtillſtand mit Giskra hatte Hunyad benutzt, um den Deſpoten von Serbien, den hochbejahrten Georg Brankovics, für ſeinen Abfall von Ungarn und ſeine mehrfache Treuloſigkeit zu beſtrafen. Zu dieſem Ende bewirkte er zunächſt ein Bündniß zwiſchen dem bosniſchen Könige, Stephan Thomaſchko, und dem Machover Ban, Johannes von Korogh, wider alle Feinde, namentlich die Türken. Gleiches Waffenbündniß ſagte der König von Bosnien auch dem Generalſtatthalter von Ungarn zu, und beſtätigte dabei ſeine unverletzliche Treue gegen die Krone dieſes Reiches. Hierauf erklärte die Reichsverſammlung zu Peſth alle Verbindlichkeiten, welche dem Generalſtatthalter von dem Deſpoten von Serbien durch Zwang und Argliſt abgedrungen worden, für ungiltig, ſprach die Einziehung der ungariſchen Güter und Herrſchaften des Letzteren aus und gebot den Krieg gegen Serbien. Hunyad leitete den Feldzug, nahm Beſitz von Munkács, Tokay, Szathmár-Némethi, Aſſzony-Patak, Debreczin, Böſzörmény und Thur, und drohte mit einem Einfalle in Serbien. Georg Brankovics, von dem Sultan ohne

Beistand gelassen, ja von demselben nicht ohne Grund feindselige Absichten befürchtend, sendete an Hunyad dessen bisher als Leibbürgen für den Vater verwahrten Sohn Ladislaw, den er unbedingt frei gegeben hatte, und bat um Schonung. Hunyad gewährte sie und ging über die Donau zurück; doch kam ein fester Vergleich erst im folgenden Jahre (7. August 1451) zu Stande, wobei die früher verabredete Familienverbindung, nämlich die künftige Vermälung der zehnjährigen Elisabeth von Cilli, Georg's Enkelin, mit Hunyad's jüngerem Sohne Mathias, bestätigt wurde. Wenn zu festgesetzter Zeit dem Mathias die Braut verweigert würde, so sollten, nebst den bereits eingezogenen ungarischen Gütern des Georg Brankovics, auch noch die übrigen an den Generalstatthalter fallen; alle diese Schlösser und Städte aber schon jetzt von dem Despoten nur mit ansässigen ungarischen Befehlshabern besetzt werden.

Mit dem römischen Könige Friedrich währten die Verhandlungen fort, und derselbe sah, da auch der Papst Nikolaus V. auf der Ungarn Beschwerde seine Vermittlung antrug, sich genöthigt, einen Landtag zu Preßburg zu verlangen, um hier durch seine Bevollmächtigten die Sache weiter zu betreiben (October 1450). Anfangs bestanden die Ungarn darauf, daß König Ladislaw und die Reichskrone ausgeliefert, die von den Oesterreichern besetzten ungarischen Gränzplätze geräumt und der gefangene Palatin frei gegeben werden sollte. Nur das Letztere wurde unbedingt zugegeben, das Zweite bis zu Austragung der ganzen Pfandsache verschoben, das Erste völlig verweigert, angeblich weil, wenn Ungarn auf Ladislaw's Person bestehe, dann auch Böhmen und Oesterreich, welche, als ebenfalls seine Erbtheile, auch gleiche Rechte an ihn hätten, dann dieselbe Forderung stellen würden. Zuletzt kam man überein, daß der Palatin sogleich seiner Haft entlassen, zwischen Ungarn und Oesterreich auf ein Jahr Waffenstillstand seyn, Ladislaw bis in sein achtzehntes Jahr unter Friedrich's Vormundschaft zu Wien, seinen drei Erbländern gleich nahe, verbleiben, und der Generalstatthalter vom Könige Friedrich nach Kräften unterstützt werden sollte. Hunyad, der zu Gunsten seines eigenen ungeschmälerten Einflusses selbst Ladislaw's längere Abwesenheit aus Ungarn wünschen mochte, konnte doch dem Drängen des Volkes, das ungestüm nach seinem Könige verlangte, nicht widerstehen. Im folgenden Jahre (1451) sendete er wiederum Abgeordnete an König Friedrich, um Auslieferung des jungen Königs und der Reichskrone zu fordern; aber auch diesmal wurde Beides verweigert, und die ungarischen Abgeordneten verlängerten, vermuthlich

nach des Generalſtatthalters geheimer Weiſung, ſogar die Waffenruhe auf wieder ein Jahr. Minder geduldig zeigten ſich die Böhmen und die Oeſterreicher, die, als Friedrich ſeinen königlichen Mündel auf die Römerfahrt mitzunehmen beſchloß, ſtarken Argwohn faßten, er wolle den jungen König in Italien noch weiter entfernen, und daher die Ungarn einluden, mit ihnen gemeinſchaftlich Ladislaw's Auslieferung durchzuſetzen. Während Friedrich ſeine Römerfahrt in's Werk ſetzte, in Rom die lombardiſche und die Kaiſerkrone empfing, brach in Oeſterreich durch Eyzinger und Ulrich von Cilli jene verwegene, in der Geſammtgeſchichte (Bd. II., S. 340) ausführlicher erzählte Empörung aus; der zurück gekehrte Kaiſer wurde in Neuſtadt von den Rebellen belagert, und mußte den königlichen Knaben dem Grafen Ulrich von Cilli übergeben, der denſelben im Triumphe nach Bertholdsdorf, wenige Tage ſpäter aber, gegen den Wortlaut des Vertrages, nach Wien führte, und nun im Namen des befreiten Ladislaw, den er durch ſinnliche Zerſtreuungen von allen Staatsangelegenheiten fern zu halten ſuchte, unumſchränkt zu herrſchen begann.

König Ladislaw, dem Namen nach nunmehr frei, gab alsbald ſeine entſchiedene Vorliebe für Ungarn zu erkennen, und als eine Geſandtſchaft dieſes Volkes ihn in Wien begrüßte, um ihm zu ſeiner Befreiung Glück zu wünſchen, bekannte er ſich, im Beiſeyn der öſterreichiſchen Landherren, offen als geborenen Ungarn, der auch in dieſem ſeinen Vaterlande wohnen werde. Weit weniger geneigt zeigte er ſich den Böhmen, deren Glaubensſpaltung ihn, bei ſeiner ſtreng religiöſen Erziehung am Kaiſerhofe, mit Abſcheu erfüllte; doch wurde ihnen, auf den Rath erfahrener Männer, die Giltigkeit der Compactate beſtätiget.

Inzwiſchen war es des Grafen Ulrich von Cilli eifriges Trachten, dieſelbe unumſchränkte Gewalt, welche er ſich in Oeſterreich verſchafft, auch auf Ungarn auszudehnen. Zu dieſem Ende ließ er nicht ab, dem jungen Könige mit gehäſſigen Einflüſterungen gegen Hunyad zuzuſetzen. Dieſer glaubte, ſolchen ſchnöden Anſchlägen am beſten durch ſeine perſönliche Gegenwart zu begegnen, und reiſete daher, nachdem er ſich durch ein ſehr umfaſſendes Schutz- und Trutzbündniß mit ſeinem früheren Gegner, Johann Giskra, geſichert hatte, zu den beſchloſſenen Verhandlungen nach Wien. Seine Abweſenheit benutzte der ränkevolle Graf Ulrich von Cilli zu einer Reiſe nach Ungarn, um dort unter den Magnaten einen Anhang gegen den Generalſtatthalter zu

werben. Der junge König aber war so sehr durch des Cilliers Einfluß befangen, daß er vor dessen Rückkehr nicht einmal die ihm vorgelegte und von dem Kaiser in seiner Bedrängniß bereits genehmigte Friedensurkunde zu bestätigen sich getrauete und der Friedensschluß, welcher auf Herausgabe der Reichskrone und der von dem Kaiser besetzten ungarischen Ortschaften lautete, auf diese Weise hintertrieben wurde. Um aber Hunyad für seinen hinfort sinkenden Einfluß zu entschädigen, erhob König Ladislaw das Bistritzer (Nösner) Land in Siebenbürgen zu einer Grafschaft, und verlieh dieselbe erblich an Hunyad und dessen Nachkommen. Derselbe begab sich von da an seines Titels als Generalstatthalter, indem er sich nur noch Erbgrafen von Bistritz, obersten Hauptmann des Königs in Ungarn, schrieb.

Ladislaw kam nach Preßburg, dessen durch die Herren von Roczgon standhaft für den jungen König behauptetes Schloß ihm (2. Februar 1453) feierlich übergeben wurde, und nahm hier, noch nicht dreizehn Jahre alt, die Huldigung der Stände entgegen. Doch machten sich auch hier des Cilliers Ränke bemerkbar, welcher zugleich seinen Gegner Hunyad durch ein freches Lügenspiel in sein Interesse zu ziehen suchte, um sich seiner zum Sturze des seiner Willkür unbequem und gefährlich gewordenen früheren Verbündeten, Eyzinger, zu bedienen. Den König selbst drängte der Graf von Cilli, fürchtend, daß in Ungarn ein fremder Einfluß sich seiner bemächtigen könnte, zur schleunigen Rückkehr nach Wien, wo er ihn ungestörter unter seiner Obhut zu haben hoffte, und wo ihn, statt dessen, gar bald Eyzinger's Anhang, mit des Königs erzwungener Genehmigung, vertrieb. Ladislaw, von dem in Auffindung von Mitteln unerschöpflichen Eyzinger mit dem Nöthigen unterstützt, ließ sich in Prag (28. October 1453) die böhmische Königskrone aufsetzen, brachte hier den Winter, und auch noch einen großen Theil des Sommers zu, ging dann nach Breslau, um auch hier die Huldigung einzunehmen, und kehrte erst im Februar 1455 nach Wien zurück.

Unterdessen war der lange vorbereitete, schrecklichste Schlag auf das Haupt der Christenheit gefallen. Unter Strömen von Blut hatte Sultan Mohammed II. (29. Mai 1453) Konstantinopel erobert, den ältesten christlichen Thron über der Leiche seines letzten Besitzers umgestürzt, das byzantinische Kaiserreich zertrümmert. Hunyad, durch innere Sorgen abgehalten, hatte das grause Geschick nicht wenden können, seine in König Ladislaw's Namen an Mohammed gesendete Warnung, bei Gefahr ungarischer Feindschaft von der

Verfolgung des griechischen Kaisers abzustehen, den Sultan im Sturmschritte seines Sieges nicht aufgehalten. Als Konstantinopel in Mohammed's Händen war, entließ er spottend die ungarischen Gesandten mit dem Bescheide: es stehe ihrem Könige frei, zwischen Krieg oder Frieden mit ihm zu wählen. Tief empörte der Hohn des barbarischen Siegers, doppelt darum, weil man selbst durch Zaudern und Unthätigkeit ihm den Weg der Eroberung hatte bahnen helfen. Daß der Halbmond nun alsbald auch gegen das westliche Europa sich wenden werde, war voraus zu sehen. Der Landtag zu Ofen, um dieser drohenden Gefahr zuvor zu kommen, verfügte, unter dem persönlichen Vorsitze des jungen Königs, Rüstung und Feldzug wider die Türken (Januar 1454).

Durch Serbiens Eroberung gedachte Mohammed jene des griechischen Reiches zu ergänzen und zu sichern. Zwar gelang es dem Despoten Georg Brankovics, durch schleunige Abführung des auferlegten Tributes das Gewitter für den ersten Augenblick zu beschwören; doch kaum war ein Jahr seit der Eroberung Konstantinopels verstrichen, so ließ Mohammed drohend ihm vermelden: Serbien gehöre nicht ihm, sondern dem Sultan Mohammed, dem es durch den Tod Stephan's, des Sohnes Lazar's, anheim gefallen. Nur seines Vaters Antheil und Sophia könne Georg haben; weigere er sich dessen, so werde ihn das Schwert des Sultans finden. Der Despot entfloh zu Hunyad, an welchem er sich früher so schwer vergangen, und flehte ihn um Beistand an. Von seinem Gesandten von den Rüstungen der Serbier und Ungarn benachrichtiget, brach Mohammed mit seinem Heere nach Philippopolis auf. Um ihn von Serbien abzuziehen, ging Hunyad mit ungarischen Heerschaaren bei Nikopolis über die Donau, fiel in Bulgarien ein, schlug die dort ihm begegnenden türkischen Rotten, plünderte und verheerte das Land bis Tarnova, und eilte, ehe noch Mohammed ihn erreichen konnte, mit großer Beute über den Strom zurück. Der Sultan rückte unterdessen von Philippopolis nach Sophia vor, wo er den größten Theil seines Heeres, der, freilich zu spät, Bulgarien gegen die Ungarn schützen sollte, und den Divan zurück ließ, und fiel an der Spitze von zwanzig tausend leichten Reitern in Serbien ein, wo er jedoch nirgends auf ein Heer stieß, weil Georg bei seinem Abzuge angeordnet hatte, daß die Truppen und das Landvolk, bis zu Ankunft der Hilfe aus Ungarn, sich in die festen Plätze und Städte ziehen sollten. Mohammed theilte sein Heer in zwei Säulen, deren eine sich vor Semendra, die andere vor Ostrovitza, den beiden Hauptschlüsseln des Landes, aufstellte. Die Reiterei durchstreifte ganz Ser-

bien, und trieb fünfzig tausend Gefangene zusammen, von denen vier tausend zur Bevölkerung der verödeten Dörfer um Konstantinopel fortgeschleppt wurden. Ostrovitza's Mauern wurden, trotz des tapferen Ausfalles seiner Besatzung, durch der Türken furchtbare Steinwürfe aus Mörsern zerschmettert, und die Besatzung übergab den Platz gegen die Zusage freien Abzuges, welche von den Türken schimpflich gebrochen wurde, indem sie die ganze Besatzung in die Sklaverei abführten. Die äußere Stadt Semendra mußte zwar, nach vergeblichem Widerstande, dem Sultan ihre Thore öffnen; aber die Burg widerstand allen seinen Angriffen, und die Nähe des ungarischen Entsatzes nöthigte ihn, die Belagerung aufzuheben. Mohammed, nach Sophia und Adrianopel zurück kehrend, ließ zu Kruschovatz an der Morava den Firusbeg mit zwei und dreißig tausend Mann türkischer Truppen, um dem unter Hunyad's und Georg Brankovics' Anführung vereinigten ungarischen und serbischen Heere die Spitze zu bieten. Letzteres hatte, am vierten Tage nach vollbrachtem Donauübergange, alles Land längs der Morava von Feinden gereinigt, Ostrovitza wieder eingenommen und sich am Zusammenflusse des Jber mit der Toplitza unter der Stolatzer Burg, zwei Meilen von Kruschovatz, gelagert. Von hier führte Hunyad sein Heer gegen die Feinde, welchen ein dichter Morgennebel seine Ankunft verbarg, griff sie mit Erfolg an, und schlug sie, als sie sich wieder zu sammeln suchten, trotz ihrer Uebermacht auf das Haupt. Die Flüchtigen wurden theils getödtet, theils gefangen; das letztere Schicksal theilte auch Firusbeg. Während die Serbier die eroberten Plätze besetzten, führte Hunyad die Ungarn in das südliche Bulgarien, zerstörte auf seinem Raubzuge Pirota, Melkovatz, Drinovatz und Widdin, und zog siegreich in Belgrad ein, wo er seinen zwölfjährigen Sohn, den zu noch weit höherem Ruhme bestimmten Mathias, zum Ritter von Ungarn schlug. Aber vergebens forderte er von hier aus den Kaiser Friedrich auf, die deutschen Waffen zur Benützung jenes Sieges in Bewegung zu setzen und die Gelegenheit zur Vertreibung der Ungläubigen aus Europa zu ergreifen. Unter nutzlosen Reichstagsverhandlungen verstrich die günstige Zeit, und die erfochtenen Siege rosteten wieder ein.

In Ungarn selbst wurde Hunyad's Stellung von immer mehr Seiten angefochten, und begierig suchte fremde Herrschgier sich zu dem Platze hin zu drängen, welchen er meist ruhmvoll und glücklich einnahm. Seine Abwesenheit hatte der Palatin Ladislaw Gara benutzt, um eigenmächtig einen neuen Staatsrath von sechs Prälaten, sechs Baronen und eben so vielen Landherren

in Ofen einzusetzen, welchem alle Angelegenheiten des Staates, der Finanzen und des Krieges ausschließend anvertraut waren, lediglich in der Absicht, um dadurch die Gewalt des Statthalters einzuschränken. Hunyad's Beschwerden darüber bei dem Könige fanden nur dem Scheine nach Gehör. Dazu kam, daß es den Ränken des vertriebenen Grafen Ulrich von Cilli gelang, seinen Feind Eyzinger zu stürzen und seinen früheren unbeschränkten Einfluß bei dem Könige zurück zu gewinnen. Des wieder befestigten Cillier's erstes Trachten war nun, seinem alten Grolle gegen Hunyad Luft zu machen, und diesen bei dem Könige als einen, seiner Macht hinderlichen und gefährlichen Mann zu verläumden. Es gelang ihm, den König mehr und mehr gegen den Statthalter einzunehmen; aber Diesen rettete seine Besonnenheit und Vorsicht vor den durch Ulrich von Cilli ihm gelegten arglistigen Schlingen, die sogar auf sein Leben und seine Freiheit gerichtet waren. Die Bessergesinnten öffneten endlich dem jungen Könige die Augen über die ungerechten Verläumdungen, welche Hunyad erdulden mußte, und söhnten ihn mit Diesem aus. Der König gelobte Hunyad Vertrauen und Schutz wider seine Feinde, und dieser räumte dafür dem Monarchen sämmtliche Schlösser und Festungen im Inneren des Reiches ein, indem er den Oberbefehl nur in denjenigen behielt, welche, an den Gränzen gelegen, am meisten von Türkeneinfällen bedroht waren.

Durch den neuen Papst, Calixtus III., wurde inzwischen eifrig für einen neuen Kreuzzug geworben. Der begeisterte Wortführer des heiligen Krieges, der Franziskanermönch Johannes von Capistrano, sprach auf dem Raaber Landtage mit der ganzen Kraft seiner Beredsamkeit zu den Ungarn, und ermahnte dringend zur Einigkeit und zum treuen Zusammenhalten wider den gemeinsamen Feind. Auch der Despot Serbiens, der hochbejahrte Georg Brankovics, sendete ängstlichen Bericht von Serbiens Bedrängniß durch Sultan Mohammed, bat um schleunige Hilfe und versprach, wenn diese erfolgte, sogleich zehn tausend Mann auf eigene Kosten gerüstet und bewehrt zu dem ungarischen Heerbanne stoßen zu lassen. Hunyad, seiner muthigen Begeisterung treu, machte sich ebenfalls verbindlich, zehn tausend Krieger aus eigenen Mitteln zu unterhalten; der König versprach deren zwanzig tausend. Die Sprache der Hoffnung wurde wieder laut. Die Stände wurden an ihr früheres Versprechen erinnert, und aufgefordert, ein Aufgebot von sechzig tausend Mann zu verfügen; ja man vermaß sich, wenn die übrigen befreundeten Fürsten ihre Zusagen erfüllen würden, die Türken gänzlich vom europäischen Boden hinweg zu

tilgen und selbst Jerusalem zu erobern. Doch Argwohn, Haß und Uneinigkeit stellten sich abermals dem heldenmüthigen Drange einzelner Edlen entgegen; zögernd wurde gewährt, mangelhaft erfüllt, so daß zuletzt der Erfolg jenen Hoffnungen, wie den geleisteten Versprechungen, durchaus unähnlich sah. Des Sultans rasche Entschlossenheit, die tigerartige Schnelligkeit seiner Horden, beschämten blutig das zögernde und zweifelhafte Benehmen der Christen.

Mit großer Verwunderung erfuhr die Versammlung zu Raab, daß, während sie noch berieth und stritt, Mohammed im Sturmschritte der Eroberung Prisren, Bichor, die Mehrzahl der Städte an der Sitnitza, darunter das silberreiche Novoberdo, eingenommen habe. Schnell wurde, um der Gefahr näher in das Auge blicken zu können, der Landtag nach Ofen verlegt und der heilige Vater dringend gebeten, seine Verheißungen wahr zu machen, ehe noch der günstige Augenblick verstriche.

Der Papst Calixtus verläugnete in feuriger Betriebsamkeit sein hohes Alter; schon kreuzte die von ihm ausgerüstete Flotte unter des Patriarchen von Aquileja Anführung im Archipelagus; an Skanderbeg vertheilte er freigebig Geld zur Werbung und Unterhaltung von Mannschaften, und selbst den Kaiser Friedrich bewog er, in Deutschland ein Heer zu sammeln. Aber Alles hintertrieb des Cillyers List und Falschheit, der, im voraus eifersüchtig auf den Ruhm und Einfluß, den sein Nebenbuhler Hunyad im neuen Türkenkampfe zu erwerben im Begriffe stand, Alles daran setzte, den Krieg zu vereiteln oder doch zu erschweren. Absichtlich verwickelte er in diesen entscheidenden Augenblicken den jungen König in Spannung mit dem Kurfürsten von Sachsen und in offene Feindschaft mit dem Kaiser, indem er ihn zu einem heimlichen Schutz- und Trutzbündniß mit dem Herzoge Sigmund von Oesterreich, Grafen von Tirol, wider den Letzteren bewog. Der Kaiser entzog in seinem Unwillen dem Ungarnkönige jene bewaffnete Hilfe aus Deutschland, welche er, auf des Papstes Betrieb, ihn vorher hatte hoffen lassen, und so war des Cillyers Anschlag gelungen, Hunyad um einige Bundesgenossen wider die Türken ärmer zu machen und seinen streitfertigen Arm zu lähmen. Vergebens beauftragte der Papst den Graner Erzbischof, Kardinal Dionysius von Szécs, die Eintracht zwischen dem Könige und den Ständen, wie zwischen den Magnaten unter einander, herzustellen; zu tief wurzelte die Zwietracht, zu schlau und verborgen schlich der böse Wille seine Wege, als daß die Ermahnungen des geistlichen Oberhirten gefruchtet hätten. Auch ein abermaliger

Landtag zu Pesth half dem Uebel nicht ab; in den Kreisschreiben wurde zwar viel von allgemeiner Bewaffnung gesprochen, aber Wenigen war es Ernst damit.

Unter Wortgepränge und Scheinmaßregeln nahmen die Vorbereitungen zum Türkenkriege ihren Fortgang. Der König Ladislaw traf endlich (im Februar 1456) in Ofen ein, wo Hunyad in feurigen Worten die eigene Begeisterung den Herzen der Versammlung mitzutheilen strebte, der Kardinallegat, Johannes Carvajal, allgemeinen Erlaß der Sündenstrafen verkündigte, Capistrano und seine Gefährten aus den Händen des Legaten das geweihte Kreuz empfingen und damit auszogen, um in allen Theilen Ungarns die Gemüther für den heiligen Kampf zu entflammen. Bei all' diesen feierlichen Vorkehrungen konnte man sich nicht einmal darüber vereinigen, ob der Krieg angriffs- oder nur vertheidigungsweise geführt werden sollte. Da scholl plötzlich der Schreckensruf in der Versammlung: Sultan Mohammed sey mit einer Landmacht von hundert und sechzig tausend Mann und mit einer gewaltigen Flotte auf der Donau im Anzuge, und bedrohe Belgrad, die starke Vormauer Ungarns. Alle waren erstaunt und betroffen; der König übertrug dem Graner und dem Großwardeiner Bischof die Verhandlung mit dem Kardinallegaten wegen schnellster Herbeiführung der auswärtigen Hilfsvölker, und Aller Blicke wendeten sich auf Hunyad, als den Einzigen, dessen Tapferkeit und Erfahrung dem Vaterlande Rettung bringen könne.

Hunyad unterzog sich willig der edlen Pflicht; doch stellte er die Bedingung, daß der König, um durch seine Gegenwart den Muth der Ungarn aufrecht zu erhalten, Ofen nicht verlassen sollte. Eilig und umsichtig bereitete er nun Vertheidigung und Angriff. Belgrad wurde von ihm mit Mundvorrath, Pulver und Geschütz, wie mit tüchtiger Besatzung versehen, sein Schwager Michael Szilágyi zum Oberbefehlshaber des Platzes erwählt.

Am 13. Juni (1456) erschien Mohammed mit mehr als anderthalb hundert tausend Mann vor Belgrad, begleitet von einem gewaltigen Artillerieparke von mehr als drei hundert Kanonen, die er zum Theil zu Kruffovatz an der Morava hatte gießen lassen, und worunter zwei und zwanzig von der ungeheueren Länge von sieben und zwanzig Fuß, nebst sieben Mörsern, um den Platz mit einem Hagel von Steinkugeln zu überschütten. Szilágyi sendete die Kund der Gefahr nach Ofen, worauf Hunyad zu schnellem Handeln mahnte. Doch wieder stand Cilly boshaft zwischen dem Könige und seiner Pflicht; er verhehlte demselben die Größe der Gefahr, lockte den vergnügungssüchtigen

Jüngling zu den Zerſtreuungen der Jagd, und hatte ihn, ehe Jemand es ſich verſah, plötzlich nach Wien entführt.

Des Königs Entweichen in ſo verhängnißvollem Augenblicke vermehrte die allgemeine Beſtürzung und entband zugleich alle Diejenigen, welchen nur des Monarchen Beiſpiel, nicht der eigene Wille, dem Kampfe zu begegnen geboten hatte, der läſtigen Rückſicht. Angſt, Feigheit oder Gleichgiltigkeit ſtäubte die Meiſten auseinander; nur die perſönliche Sicherheit, nicht die allgemeine Rettung vor Augen, eilten ſie ihren feſten Burgen zu, oder verbargen ſich in Wäldern und Höhlen. In wenigen Tagen waren Ofen, Peſth und die Umgegend verwaiſet an Magnaten, Rittern und ſtreitbaren Edlen. Nur den Kardinal Carvajal hielt ſein frommer Eifer zurück, und unabläſſig verſtreute er an Abläſſen und Sündenvergebung den Segen der Kirche, um zum Kampfe zu ermuntern. Hätte Mohammed für den Augenblick Belgrad aufgegeben und mit einem raſchen Entſchluſſe die Donau überſchritten, er würde ohne Widerſtand bis Ofen gedrungen ſeyn und ſein Halbmond alsbald ganz Ungarn überſchattet haben. Aber Hunyad, mit einer kleinen Heldenſchaar bei Karom lagernd, hielt die Kühnheit Mohammed's im Zügel und rettete faſt nur durch den Schrecken ſeines Namens das Abendland.

Der Sultan war feſt überzeugt, mit der Eroberung Belgrads ſich die Pforten des Occidents aufzuſprengen; darum behielt er feſt dieſen einen Punkt im Auge. Ihm, dem Bezwinger Konſtantinopels, erſchien jenes neue Unternehmen nur wie ein leichtes Nachſpiel; geringſchätzend rühmte er ſich, die Feſtung, welche ſein Vater ein halbes Jahr lang vergeblich angegriffen, in einem halben Monate zu erſiegen und dann zwei Monate ſpäter in Ofen Nachtmahl zu halten. Beinahe bis Szalankemen hin hielt er mit ſeiner, aus zwei hundert Schiffen beſtehenden Flotte die Donau beſetzt, um den Ungarn den Zug über den Strom ſtreitig zu machen; ein Theil des Heeres hielt ſie an der Save, ein anderer an der Donau eingeſchloſſen. Ohne Unterbrechung arbeitete das türkiſche Geſchütz gegen Belgrad; bis Szegedin hin, alſo über vier und zwanzig ungariſche Meilen weit, hallte dumpf und ſchrecklich der Donner der Verheerung. Die, eine italieniſche Meile von der Stadt entfernte Maria Magdalenenkirche diente zur Aufbewahrung des Pulvers und osmaniſcher Belagerungsgeſchütze, und täglich wurden ganze Heerden von Kameelen, Büffeln und Pferden in das türkiſche Lager getrieben, mit immer neuen Vorräthen an Kugeln, Pfeilen und Lebensbedarf.

Hunyad, voll bitteren Unmuthes, konnte der Verwüſtung nicht wehren, denn zu gering war bisher ſeine Mannſchaft, um ſich mit den unüberſehbaren Rotten der Türken zu meſſen. Endlich aber brachen Johannes von Korogh, Obergeſpan und Ban von Machow, Orban von Poſega, der Obergeſpan von Biſtray, Hauptmann Michael Zelághi, und der junge Edle, Ladislaw von Kaniſſa, mit ihren Banderien und zuſammen geworbenen Kriegern, im chriſtlichen Lager ein; ihnen folgte der Apoſtel des heiligen Krieges, Johannes von Capiſtrano, mit einigen tauſend Kreuzfahrern. Noch immer klein war die Anzahl im Vergleiche zu der ungeheueren Uebermacht der Feinde; aber von den Flügeln der Begeiſterung getragen, und von einem Heldenführer, wie Hunyad, geleitet, reichte ſie aus zu einem kühnen Streiche. Vor Allem mußte die Donau von der türkiſchen Flotte gereinigt werden, um ſodann Belgrads Beſatzung zu verſtärken und Vorräthe an Waffen und Lebensmitteln hinein zu werfen. Bereits lag vor Peterwardein eine ziemliche Anzahl ungariſcher, theils leerer, theils mit Geſchütz und Lebensmitteln befrachteter Fahrzeuge. Hunyad ließ dieſelben, auf Capiſtrano's Rath, nach Szalankemen hinabführen und dort mit dem Kerne der Kreuzfahrer nebſt Korogh's Fußvolke bemannen. Eine zum Schutze der Flotille auserſehene, mit ſchwerem Geſchütze ausgerüſtete größere Galeere hatte Hunyad's auserleſenſte Mannſchaft an Bord. Während nun die ungariſche Flotte der türkiſchen entgegen ſegelte, begleiteten ſie zu Lande an dem einen Ufer Capiſtrano mit den übrigen Kreuzfahrern, an dem anderen Hunyad mit der Reiterei, Jener Segenswünſche und Sündennachlaß, Dieſer Muth und Ausdauer ihr zurufend. Ermuthigt durch den heiligen Troſt Capiſtrano's und die Feuerworte des Helden Hunyad, ſtürmte die ungariſche Flotte tapfer auf die feindliche ein; es entbrannte ein wüthendes Gefecht, und als nun aus der Stadt her vierzig Schiffe zur Unterſtützung der Chriſten herbei ruderten, war es um die türkiſche Flotte, deren ſchwerfällige Schiffe ihre freie Bewegung lähmten, geſchehen. Drei ihrer Galeeren wurden in den Grund gebohrt, eine mit Geſchütz und Mannſchaft erbeutet, über fünf hundert Türken erſchlagen und ertränkt, die Mehrzahl der Uebrigen verwundet. Seine anderen entmannten und entmaſteten Schiffe ließ der ergrimmte Mohammed ſelbſt verbrennen. Die Verbindung mit der Stadt zu Waſſer war für die Chriſten gewonnen und ſichergeſtellt; nach fünfſtündigem Kampfe empfingen Belgrads tapfere Vertheidiger ihre ſiegreichen Befreier unter feierlichen Dankgeſängen und Jubelrufen. **Dieſer Sieg wurde erkämpft am 14. Juli 1456.**

Hierauf lagerten ſich Hunyad und Capiſtrano vor Semlin, um hier von einer Anhöhe aus die Bewegungen des Feindes, wie die Maßregeln der Vertheidigung zu überwachen, zugleich auch die Ankunft neuer Kreuzſchaaren zu erwarten. Dieſe kamen an, ſechzig tauſend Männer aus allerlei Ländern und Ständen, durch Capiſtrano's gottbegeiſterte Worte aufgerufen, Chorherren, Prieſter, Eremiten des heiligen Paulus, Bettelmönche, Einſiedler, Studenten, Handwerker und Landleute, des Krieges nicht gewöhnt, doch voll eifrigen Willens, für die Sache der Chriſtenheit ihren Arm zu erproben. Zum größeren Theile waren ſie nur mit Prügeln, Schleudern, Senſen, Dreſchflegeln und Feuerhaken bewaffnet; doch die fromme Zuverſicht verlieh auch dieſen ſchlichten Waffen Wucht und Nachdruck. Capiſtrano, ein wahrer, Hort der ſtreitbaren Kirche, Prophet und Feldherr zugleich, ſtellte dieſe bunten, abenteuerlichen Haufen unterhalb Semlin, am linken Saveufer dem türkiſchen Lager gegenüber auf, lehrte ſie mit muſterhafter Geduld die Handgriffe des Kriegers, und führte dann mit Hunyad die Gelehrigſten und Kühnſten hinein in die belagerte Stadt.

Unterdeſſen ließ Mohammed, ungeſchreckt durch den Fall ſeiner Flotte und den hochherzigen Widerſtand der Chriſten, nach wie vor das Feuer gegen Belgrad eröffnen. Seine Steinkugeln zerſchmettern und durchlöchern nach und nach die Mauern, und er ſelbſt führt ſeine Janitſcharen (21. Juli) zum Sturme, nachdem ſeinen Feldherrn Karabſcha, den Beglerbeg von Rumili, welcher ſeither die Belagerung mit Muth und Kenntniß geleitet, eine Kanonenkugel getödtet hatte. Unter beharrlichem Gewürge von beiden Seiten bringen die Janitſcharen endlich in die äußere Stadt vor. Im erſten Augenblicke wird der Muth der Chriſten erſchüttert; ſchon geben ſie in Gedanken auch die innere Stadt verloren und ſtehen im Begriff, den Platz, der nach ihrer Meinung jetzt nicht mehr zu halten iſt, zu verlaſſen und mit Familien und Eigenthum über die Save zu flüchten. Aber Capiſtrano's unerſchütterlicher Gottesmuth wirft ſich den Verzagenden entgegen, beſchwört ſie, tapfer auszuhalten, und führt durch das hintere Thor neue Schaaren in die Citadelle. Jetzt bringen die Janitſcharen fechtend gegen die Brücke vor, welche in die innere Stadt führt, und an dieſer Schwelle der Entſcheidung entbrennt ein abermaliges Gemetzel, das bis zum anderen Morgen währt. Unaufhörlich wimmeln friſche Türkenhaufen heran; die Brücke kann ſie nicht mehr faſſen, und die Verwegenſten von ihnen ſpringen in den Graben, an Wäl-

len und Mauern empor klimmend, doch von den Kolben und Speeren der Vertheidiger raſtlos niedergemäht, bis ihre Leichname die Gräben ausfüllen und ſich für die nachdringenden Stürmenden zu einer blutigen Brücke empor thürmen, von wo aus ihre Uebermacht die Vertheidiger zum Weichen zwingt. Doch Capiſtrano, auf dem höchſten Walle Allen ſichtbar, waltet wie ein Engel über ſeinen Streitern. Lauter und immer lauter läßt er den heiligen Schlachtruf: Jeſus! ertönen, und dieſer Name auf ſeinen Lippen wirkt neue Wunder. Die Seinigen drängen ſich herbei mit in Pech, Oehl und Schwefel getauchten brennenden Reisbündeln und ſchleudern ſie auf die empor klimmenden Türken und in den Graben. Verſengt von den raſtloſen Feuerwürfen, fliehen die Ungläubigen; die Kreuzfahrer und Ungarn in kühnem Ausfalle ihnen nach, zuſammen hauend und niederſtechend, was ihr Arm erreichen kann. Bis gegen Mittag (22. Juli) war kein lebender Türke mehr in der Stadt zu ſehen; deſto mehr ihrer verſtümmelten und verbrannten Leichen.

Hunyad's Feldherrnerfahrung und weiſe Vorſicht hielt auch jetzt noch nicht alle Gefahr vorüber; er erwartete einen wiederholten Sturmverſuch des Feindes, und beſetzte daher alle Breſchen an Wällen und Mauern mit auserleſenen Truppen, indem er zugleich jeden voreiligen Ausfall unterſagte. Aber der Türken Flucht aus der Stadt hatte die Chriſten ſo kühn gemacht, daß eine kleine Schaar derſelben mit Bogen und Pfeilen ſich heimlich aus der Stadt ſtahl und, auf einem Hügel gelagert, die Türken keck heraus forderte. Ein Trupp Sipahi's, der es mit ihnen wagen wollte, wurde mit Pfeilſchüſſen zurück getrieben. Dieſer Erfolg, von Jenen in der Stadt mit angeſehen, lockte noch mehre der Kreuzfahrer herbei; bald war der Haufe auf drei tauſend angewachſen und im offenen Handgemenge mit den Türken. Vergebens ſuchte Capiſtrano ſie zurück zu rufen. Da wirft er ſich in einen Kahn, rudert über die Save, begleitet von ſeinem Fahnenträger Peter und den beiden minderen Brüdern Ambroſius und Johannes von Tagliacozzo, ruft, trotz des Widerſtandes der Wachen, welche, eingedenk des Verbotes Hunyad's, Niemand aus der Stadt laſſen wollen, noch über zwei tauſend Kreuzfahrer heran, und ſtürmt mit ihnen unaufhaltſam das türkiſche Lager, alle Verhaue durchbrechend und kühn gegen das feindliche Belagerungsgeſchütz vordringend. Als Mohammed die Aſaben flüchtig und ſeine Artillerie in Gefahr ſah, zog er ſeinen Säbel, focht ſelbſt wie

ein gemeiner Krieger, und ſpaltete mit Einem Hiebe einen der Feinde, bis eine Wunde am Schenkel ihn vom Fechten abzuſtehen zwang. Auf ſeinen Befehl ſprengten ſechs tauſend türkiſche Reiter herbei und drängten die Kreuzfahrer wieder aus dem Lager heraus. Aber Hunyad, der jetzt den Augenblick der Entſcheidung gekommen ſah, ſchob ſich mit friſchen Truppen zwiſchen die Sipahi's und die Janitſcharen, und griff dieſe von vorn, jene im Rücken ſiegreich an. Bald war die Niederlage der Türken vollendet; ihre Leichen bedeckten das Lager, ihre Flüchtlinge das Feld; der Janitſcharenaga Hasan weihte ſich aus Gram über den Zorn ſeines Padiſchah dem Tode. Der beſiegte Beſieger des Griechenreiches flüchtete, mit hundert Wagen voll Verwundeten, nach Sophia, wo er ſein Heer durch Niedermetzelung der Fliehenden zum Stehen zwang und die zerſtückten Trümmer ſeines Heeres ſammelte. Drei hundert Kanonen alle Waffenvorräthe und Kriegsmaſchinen der Feinde hatten die Ungarn und Kreuzfahrer erbeutet; vier und zwanzig tauſend Türken hatten vor Belgrad ihr Leben gelaſſen. Der ſtolze Plan der Unterjochung Ungarns war vereitelt, der Tag von Warna wett gemacht. Auch in dem entmuthigten Serbien weckte Hunyad's und Capiſtrano's Sieg neue Thatkraft; die Einwohner von Nowoberdo empörten ſich gegen die türkiſche Beſatzung und erſchlugen ſie ſammt dem Paſcha und ſeiner Gemalin. Der Papſt Calixtus III., hocherfreut über den herrlichen Erfolg der chriſtlichen Waffen, ſetzte zum Andenken des Sieges und des Entſatzes von Belgrad, das Feſt der Verklärung Chriſti auf den ſechſten Auguſt.

Es war Hunyad's ſchönſter, doch auch ſein letzter irdiſcher Sieg, und der neue Lorberkranz, den er erkämpft, ward ihm alsbald zur Todtenkrone. In Semlin ergriff ihn die Lagerſeuche. Sein nahes Ende fühlend, ermahnte er ſeine Söhne, Ladislaw und Mathias, zur Gottesfurcht und Vaterlandsliebe, als das Erbtheil, das er ihnen hinterlaſſe, die anweſenden Magnaten zur Einigkeit und zu beharrlichem Fortkämpfen wider die Erbfeinde der Chriſtenheit. An geweihter Stätte empfing er die Tröſtungen der Religion und entſchlief, mit der Freudigkeit eines chriſtlichen Helden unter den Pſalmengeſängen der Prieſter in den Armen des heil. Capiſtrano, am 11. Auguſt 1456, etwa ſechzig Jahre alt, der Nebenbuhler Skanderbeg's an Kriegsruhm und Tapferkeit, doch ihn überſtrahlend an Staatsweisheit, Demuth und Gottesſinn, und nur von den allgemeinen menſchlichen Fehlern des Ehrgeizes und der Leidenſchaft nicht frei. Seine Ueberreſte

fanden, wie er es gewünſcht, in der Domkirche zu Weiſſenburg ihre Ruheſtätte. Papſt Calixtus feierte in der St. Peterskirche dem „Vertheidiger des Glaubens" ein hohes Todtenamt. Schon drei Monate ſpäter (23. October) folgte ihm auch ſein Freund und Mitkämpfer, der gottbegeiſterte Capiſtrano, unerreicht an Glaubensmuth und himmliſcher Beredſamkeit, in's Grab. Ihm verlieh in der Folgezeit (1622) die Kirche die verdiente Heiligenkrone.

Hunyad's Tod erhob die Hoffnungen des Ulrich von Cilly, der, ſeinen Haß gegen den edlen Todten auf deſſen Söhne vererbend, nur mit dem Untergange ſämmtlicher Hunyaden ſeine ſchlechte Sache zu krönen hoffte. Auf ſein Zureden ging jetzt der König, um die Begeiſterung des Sieges von Belgrad für Cilly's herrſchſüchtige Zwecke auszubeuten, nach Ungarn, gefolgt von einem Häuflein Kreuzfahrer, um ſich die Miene zu geben, als hätte ſein damaliges Verſchwinden die Werbung deutſcher Krieger zum Ziele gehabt.

Es wurde ein Landtag nach Futak in der Bácser Geſpanſchaft ausgeſchrieben, und hier erſchien auch des geſchiedenen Helden Sohn, Ladislaw Hunyad, vor dem Könige, ihm berichtend, daß er mit Michael Szilágyi die zerſchmetterten Wälle und Mauern Belgrad's auf eigene Koſten wieder hergeſtellt. Cilly ſtellte dies dem Könige als einen Eingriff in deſſen Rechte dar und ließ ihn argwöhnen, Ladislaw Hunyad hege eigene Plane auf Belgrad und ſtrebe insgeheim nach unerlaubter Höhe. Wohl wußte er, daß König Ladislaw's Unerfahrenheit dem Argwohne leicht geöffnet ſey, und baute darauf ſeine Anſchläge zu der Gegner Verderben. Sein Werk war es, daß auf dieſem Landtage er ſelbſt zum Statthalter des Reiches, Niklas von Ujlak, ein Feind der Hunyaden, zum Generalkapitän ernannt wurde; um aber ſein boshaftes Spiel unter der Maske der Freundlichkeit zu verbergen, nahm er Ladislaw von Hunyad feierlich an Sohnes Statt an; doch verrieth ſeine vorlaute Leidenſchaft, was ſeine Argliſt zu verhehlen ſtrebte. Seinem Schwiegervater, dem zu jeder Intrigue willig die Hand bietenden alten Deſpoten Serbiens, Georg Brankovics, ſchrieb er einen Brief, der den Sturz der Hunyaden in handgreiflichen Anſpielungen verkündete, und im Zechgelage prahlte er hochmüthig, die zwei Auswüchſe des walachiſchen Hundegeſchlechtes eheſtens vertilgen zu wollen. Ladislaw Hunyad bekam jenen Brief in ſeine Hände, und auch des Cillyers feindliche Aeußerungen wurden ihm hinterbracht. Er ging nach Belgrad, um dort die Vorbereitungen zu dem Empfange des Königs zu veranſtalten und zugleich für ſeine

eigene Sicherheit das Nöthige zu thun. Hier waren die Freunde der Hunyaden verſammelt, an ihrer Spitze Michael Szilágyi, Alle von tödtlichem Haſſe entbrannt wider Ulrich von Cilly und deſſen nichtswürdiges Betragen gegen den todten Helden Hunyad, wie gegen deſſen an Kraft und Seelenadel ihm nachblühenden Söhne. Einhällig beſchloſſen ſie den Tod des Cillyers, als Verführers des jungen Königs und Feindes des Vaterlandes. Mit einer Vorſicht, die der Argliſt des auserſehenen Opfers gleichkam, wurde das Todesnetz geſtellt.

König Ladislaw betrat Belgrad mit einigem Mißtrauen; da jedoch ſeine voraus geſendeten Kundſchafter nichts Bedrohliches gewahrten, ſo zog er ein. Ladislaw Hunyad überreichte ihm vor dem Burgthore kniend die Schlüſſel der Feſtung; das Andenken ſeines Vaters berührend und Schutz verhoffend wider die Umtriebe ſeiner Feinde. Der König gab ihm mit ermunternden Worten die Schlüſſel zurück, und zog in die Burg. Als aber ſein deutſches und böhmiſches Gefolge ihn dorthin begleiten wollte, wurden ihnen die Thore verſchloſſen, und Ladislaw Hunyad ſuchte den darüber betroffenen König durch die Ausflucht zu beſchwichtigen: daß Ungarns Geſetze Ausländern das Betreten der Gränzfeſtungen verböten und die Ungarn ſelbſt für die Sicherheit ihres Königs zu wachen verſtünden. König Ladislaw, durch Cilly frühzeitig in die Kunſt der Verſtellung eingeweiht, gab ſich die Miene, beruhigt zu ſeyn, und verbiß den inneren Zorn, den Ulrich von Cilly eifrig anzufachen nicht unterließ.

Nach dieſen Vorgängen und bei ſolcher Geſinnung ſeines Königs, glaubte Cilly ſchneller zu ſeinem Ziele ſchreiten zu dürfen, und ſetzte mit ſeinen Genoſſen die Ermordung der Hunyaden auf den St. Martinstag feſt. Aber dieſer Beſchluß reifte nur ſeinen eigenen Untergang, denn der Verrath brachte ſeinen blutigen Vorſatz ſogleich zu den Ohren der Gegner, und was dieſe vorher nur als ein Aeußerſtes mit halber Gewißheit beſtimmt hatten, ſchien ihnen nun durch die Pflicht der Selbſterhaltung geboten. Die Freunde der Hunyaden ließen ihn, unter dem Vorwande der Berathung wichtiger Reichsangelegenheiten, in ihre Verſammlung laden. Verwegen ſeinem Glücke trauend, erſchien er, obwohl bewaffnet und mit einem Panzer unter dem Kleide. Mit Wortwechſel wurde er empfangen; er erwiederte mit Anmaßung. Dann legte ihm Ladislaw Hunyad den Brief vor, den Cilly an den Deſpoten von Serbien geſchrieben. Cilly läugnete die Handſchrift

und als jetzt sein Gegner gebieterisch ihn aufforderte, den an sich gerissenen Aemtern und Würden zu entsagen und Ungarn auf immer zu verlassen, da konnte der stolze Cillyer seinem Grimme nicht länger gebieten, er zog das Schwert und verwundete die Hand Hunyad's, mit welcher dieser den Streich, der seinem Haupte gegolten, abgewehrt hatte. Indem sie mit einander rangen, stürzten sich Hunyad's Freunde auf den Grafen von Cilly und hieben ihn zusammen (11. November). So endete der kühne und unternehmende, aber auch grausame, gewissen- und treulose Cilly, dem jedes Mittel gleichgegolten, wenn es nur seiner unbändigen Herrschgier sich dienlich erwies. Der Mord wurde getadelt; doch seiner Früchte freuten sich Alle, und es erschien nur wie eine Gerechtigkeit der Fügung, daß den Mann, welchen das Verbrechen gehoben, auch ein Verbrechen geschlagen hatte.

In dieser künstlichen Beschönigung der Blutschuld vor dem Richterstuhle des eigenen Gewissens gingen die Thäter zu dem Könige, ihm Glückwünschend zu dem Falle des schnöden Rathgebers, der auch ihn tyrannisch gedrückt hatte. Unfähig, das Geschehene ungeschehen zu machen, in der Gewalt der Hunyaden, und, den erhitzten Gemüthern gegenüber, von unzeitigem Widerspruche nur Schlimmes fürchtend, griff der König abermals zur Verstellung, hieß die Hinrichtung seines Oheims durch die Umstände gerechtfertigt und verzieh den Thätern.

Der König blieb mit einer Kunst, welche endlich Alle täuschte, seiner Verstellung treu, und auf solche Weise mußte der Rachepfeil, den er insgeheim schnitzte, sein Opfer früher oder später mit Gewißheit finden. Als er Belgrad wieder verließ, lud er die beiden Söhne Hunyad's huldvoll ein, ihn zu begleiten, und nahm, um das trügerische Spiel zu krönen, seinen Weg über Temesvár, der Hunyaden Hauptfeste. Hier tröstete er mit zarten Worten die noch um den Tod des Gatten trauernde, und um das Schicksal ihrer Söhne besorgte Witwe Hunyad's, nahm mit scheinbarer Unbefangenheit Theil an den veranstalteten Festen, und verscheuchte Aller Mißtrauen durch seine königliche Huld und jugendliche Munterkeit. Um endlich jede Spur von Argwohn und heimlichem Grolle zu vertilgen, veranstaltete er an heiliger Stätte einen feierlichen Versöhnungsact, schwur, die Hand auf das Evangelium legend, zu Gott und seinen Heiligen: daß er den Hunyaden verzeihen und wegen Ulrich's von Cilly Ermordung niemals an eine Rache denken wolle; dabei erklärte er des großen Hunyad's Witwe, Elisabeth,

für ſeine Mutter, ihre Söhne für ſeine Brüder, und empfing mit ihnen das heilige Abendmahl.

Nach ſolchen königlichen Verſicherungen fühlten ſich die Hunyaden beruhigt. Als jedoch mehre kluge und wohlmeinende Männer auch jetzt noch den Ladislaw Hunyad vor Gefahr und Ueberliſtung warneten, dachte derſelbe darauf, das Hoflager in Ofen, wohin er dem Könige gefolgt war, heimlich zu verlaſſen, und verlegte daher Truppen in die Umgegend, die ſeine Flucht decken ſollten. Zu ſeinem Unglücke vertraute er ſein Vorhaben dem Palatin Gara, welcher, obſchon ſein Schwiegervater, doch noch immer der geheime Feind ſeines Hauſes war und der ihm davon abrieth, ſchnell dem Könige Nachricht von der Truppenmacht gab, die Hunyad um Ofen zuſammen ziehe, und dieſem Unternehmen verrätheriſche Zwecke unterlegte. Auch vor angeblichen Mordanſchlägen der Hunyaden gegen den König wurde Letzterer gewarnt. Der unglückliche königliche Jüngling verlor in dieſem Gewirre von Lüge und Verläumdung, womit der Haß der Feinde Hunyad's ihn künſtlich umgab, ſeine Beſonnenheit und ſein beſſeres Selbſt; Furcht und Argwohn ſiegten über ſein Gewiſſen und ſein feierlich gegebenes Verſprechen. Am 16. März 1457 ließ er die Brüder Ladislaw und Mathias Hunyad, als ſie, um ein angeſetztes Turnier zu melden, in die königliche Burg traten, feſtnehmen und den älteren, Ladislaw, ohne vorheriges Verhör zur Enthauptung verurtheilen. Das Bluturtheil wurde noch am nämlichen Abende auf dem Sanct Georgsplatze, vor Sigmund's Palaſte, vollzogen. Dreimal hieb der Scharfrichter fehl. Bei'm dritten Streiche ſprang der Schwerverwundete auf, wendete ſich gegen den König, und verlangte Sicherung ſeines Lebens; denn weil er drei Streiche ausgehalten, ſo dürfe er, nach alter Gewohnheit, den vierten nicht erleiden. Indem er aber fortwankte, verſtrickte er ſich in ſein langes Gewand, fiel zu Boden, und empfing, ehe er ſich wieder aufraffen konnte, den Todesſtreich. Der Leichnam, mit einem ſchwarzen Tuche umhüllt, wurde in die St. Magdalenenkirche gebracht, und dann auf dem Adlerberge in der Frohnleichnamskapelle unter Leichen von Staatsverbrechern eingeſenkt.

Die Feinde der Hunyaden blieben hierbei nicht ſtehen. Auf ihre Veranlaſſung mußte der König eine Urkunde vollziehen, in welcher der todte Held Johannes Hunyad noch im Grabe geläſtert, ſeine Söhne Ladislaw und Mathias ſammt ihren mitverhafteten Freunden als Verſchwörer gegen des

Königs Leben gebrandmarkt, ihre Feinde und Verderber als Vaſallen von bewährter Treue aufgeführt wurden. Mathias von Hunyad wurde, nach der Hinrichtung ſeines Bruders Ladislaw, in dem Thurme der Stephansburg, die Freunde der Hunyaden, von einander getrennt, in der Burg gefangen geſetzt. Doch weckte jenes gewaltſame Verfahren überall Mißvergnügen und Groll; die Magnaten ſahen die Behandlung der Hunyaden als eine Verletzung der Reichsgrundverfaſſung an, und ſtanden bereit, ein ähnliches Schickſal mit den Waffen in der Hand von ihren Häuptern abzulenken. Michael Szilágyi, der Oheim der Hunyady'ſchen Brüder, fiel mit bewaffneten Haufen in Siebenbürgen ein, unterwarb ſich die meiſten Städte und Marktflecken und erhob unangefochten die königlichen Einkünfte dieſer Provinz. In der Nacht des 16. Juni wüthete in Ofen ein ſchrecklicher Sturm, begleitet von ungeheuren Regengüſſen. Mitten in der Wuth der Elemente, welche alle Gemüther betäubte, zerbrachen die Gefangenen in der Burg die Eiſengitter ihrer Kerker, ließen ſich an ihren Gürteln und zuſammengeknüpften Betttüchern in die Waſſerſtadt herab und bewerkſtelligten glücklich ihre Flucht; nur Mathias Hunyad und Paul Modrár blieben zurück. Die Flucht mehrer mächtigen Magnaten führte dem Aufſtande neue Kräfte zu. Viele von ihnen warben zahlreiche Schaaren; Eliſabeth, die Mutter der Hunyaden, ließ Söldner in Ungarn, Böhmen und Polen ſammeln und kündigte dem Könige, der gegen ihre Söhne gewüthet, förmliche Fehde an. Ein fürchterlicher Bürgerkrieg war im Anzuge. Das Schlimmſte beſorgend und zu ſchwach, das Feuer der Empörung zu dämpfen, flüchtete König Ladislaw nach Wien. Unterwegs gab er in Gran dem dort von ihm gefangen gehaltenen Großwardeiner Biſchofe ſeine Freiheit wieder, vorwendend: nicht er, ſondern ſeine Baronen, hätten über den Biſchof die Haft verhängt. Mathias Hunyad und Paul Modrár mußten ihm als Gefangene nach Wien folgen.

Noch ehe des Königs Zorn und ſeiner Räthe Argliſt die Art an den Stamm der Hunyaden zu legen begonnen hatte, war ein anderer Gegner dieſes Hauſes, der alte Deſpot Serbiens, Georg Brankovics, von ſeinem Schickſale ſpät genug ereilt worden. Statt des Ladislaw Hunyad war Michael Szilágyi als Oberbefehlshaber in Belgrad geblieben. Georg Brankovics wußte nicht, oder ſtellte ſich nicht zu wiſſen, daß dies mit des Königs Genehmigung geſchehen; ihm war angeblich nur bekannt, daß, in

Gemäßheit des Futaker Vertrages, alle Gränzfeſtungen, mithin auch Belgrad, an königliche Beſatzungen übergeben werden ſollten. Es befremdete ihn, daß Szilágyi und ſein Bruder gegenüber von Semendra neue Feſtungswerke anlegten. Willens, den Bau zu hintertreiben und, wenn dieſes ihm gelänge, Belgrad ſelbſt an ſich zu reißen, ließ er durch ſerbiſche Reiter den Brüdern Szilágyi auflauern. Dieſe wurden bei Beſichtigung des Baues überfallen. Michael entkam; aber ſein Bruder, Ladislaw Szilagyi, wurde umgebracht, das aufgeführte Werk geſchleift. Michael Szilagyi fand bald Gelegenheit zu gerechter Vergeltung. Er überfiel den Deſpoten, als dieſer eben ſeine Schlöſſer an der Donau zu beſichtigen ausgezogen war, bei Kupinik an der Save, nahm dieſen, nachdem derſelbe im Gefechte zwei Finger ſeiner rechten Hand eingebüßt hatte, gefangen, und ließ ihn nur gegen ſchweres Löſegeld wieder frei. Doch ſeine Wunde und der Verdruß ob des ihm widerfahrenen Unfalls hatte die eiſerne Ausdauer des ein und neunzigjährigen Deſpoten gebrochen; er beſchloß zu Semendra im Januar 1457 ſein Leben, das alle Wechſelfälle des Glückes, Siege und Niederlagen betroffen, und das er durch ſeine Klugheit oft geehrt, durch ſeine Falſchheit öfter noch geſchändet hatte.

Der Bürgerkrieg in Ungarn wüthete nach des Königs Abreiſe nur noch heftiger fort. Vergebens zogen Giskra von Brandeis und Niklas von Ujlak mit unbegränzter Vollmacht wider die Empörer aus. Sie ſiegten in einzelnen Fehden; doch im Ganzen blieben ſie im Nachtheile mußten zurück weichen und riethen dem Könige zum Frieden. Man bot der Witwe Hunyad's die Freiheit ihres Sohnes Mathias, und ihrem Anhange Verzeihung an, wenn ſie dagegen alle Schlöſſer, die ſie weder erblich, noch durch Kauf beſäße, abtreten wollte. In ihrem Mutterſchmerze und ermuthigt durch die bisherigen Erfolge, wies ſie dieſe Bedingungen ſtolz zurück. Des Königs Lage war bedenklich. In Ungarn waren ihm nur wenige Anhänger geblieben. Eben ſo wenig konnte er auf Unterſtützung von Böhmen aus zählen; denn dort hatten die Kelchner die Oberhand, die ſich von ihm gehaßt wußten und daher jede Schilderhebung zu ſeinen Gunſten hintertrieben. Aber auch in Oeſterreich ſtand ihm die Feindſchaft mit dem Kaiſer Friedrich III. — entzündet durch den Streit über die zu Oeſterreich gehörigen, oder im Gebiete des deutſchen Reiches gelegenen, hinterlaſſenen Güter des unbeerbt ſeinem blutigen Looſe verfallenen Grafen Ulrich von Cilly — im Wege; indem er den öſterreichiſchen

Heerbann zunächſt gegen den Kaiſer gebrauchen mußte, bis der Papſt Calixtus V., mit der Ausſicht auf künftige Ausgleichung, einen Waffenſtillſtand zwiſchen den beiden verfeindeten Habsburgern veranlaßte.

Mittlerweile wurde des jungen Königs Vermälung beſchloſſen und ſeine Wahl auf Margaretha, die Tochter des Königs Karl VII. von Frankreich, gelenkt. Nachdem man auf beiden Seiten ſich über die Bedingungen geeinigt hatte, zogen der Coloczer Erzbiſchof, Stephan Vardaj, und der Biſchof Ulrich vor Paſſau, mit zahlreichem und glänzendem Gefolge als Brautwerber nach Frankreich. König Ladislaw's Anhänger riethen ihm, ſtatt in Prag, die Vermälungsfeier in Ofen zu begehen, um durch den Glanz der Feſte den erhitzten Gemüthern zu ſchmeicheln und ſie von dem Grolle abzulenken. Der König gab dieſem Rathe ſeinen Beifall; doch eine drohende Bewegung Georg's von Podiebrad bis nahe unter die Mauern Wiens bewog Jenen, dem ſo gewaltſam ausgeſprochenen Willen der mächtigſten Partei Böhmens nachzugeben und die feierliche Handlung nach Prag zu verlegen. Aber kurz nach ſeiner Ankunft in Prag erkrankte der königliche Jüngling und ſtarb am 23. November 1457, an demſelben Tage, an welchem er ein Jahr früher zu Temesvár den Söhnen Hunyad's Verzeihung zugeſchworen, mittelbar ein Opfer der erbitterten Kämpfe, welche jener gebrochene Eid herauf beſchworen, und durch ſeinen Tod den Thron Ungarns für einen Mann räumend, deſſen Haus zu verderben und auszurotten er den blutigen Anfang gemacht hatte.

Innere Verhältniſſe und Culturzuſtände Ungarns während des vierten Zeitraumes.

Die Epoche, bei welcher wir zuletzt verweilten, mit ihren vielen, zum Theile kurzen Regierungen, ihren einander drängenden Gegenkönigen und Regentſchaften, iſt wenig mehr, als ein, durch Oaſen zeitweiliger geordneter Zuſtände unterbrochenes Zwiſchenreich. Herrſcher, nicht durch gemeinſames Bedürfniß, ſondern durch Parteilaunen aus allerlei Häuſern und Stämmen herbei gerufen, theils zu ohnmächtig, theils von der Vorſehung nicht dazu beſtimmt, dauernde Dynaſtien zu gründen, löſeten einander ab auf dem erſchütterten Throne, oder rangen erbittert um die Krone, die der Factionsgeiſt, wie zur Anlockung kühner Abenteurer, auf die Heer-

ſtraße des Krieges hingelegt zu haben ſchien. Weder das Königthum, noch die Nationalität konnten bei dieſen ſteten Wechſeln, die kalt und unfruchtbar über den Thron Ungarns dahin zogen, Etwas gewinnen; es war eine Zeit des Uebergangs, ein Athemholen, bald Erſchöpfung, bald falſche Kraft zur Schau tragend. Die heiligende Weihe der Krone Stephan's war vertagt, bis daß ihr Beſitz wieder an ein dauerndes Recht ſich knüpfen, ein bleibendes und fortblühendes Geſchlecht ſie tragen würde. Kaum hatte Ludwig der Große die Augen geſchloſſen, ſo verwitterte und verfiel der hohe Bau, den er aufgerichtet; das Blut eines ermordeten Gegenkönigs beſpritzte den Thron, und als Sigmund endlich rechtmäßig die Krone errang, ſchien er ſie nur zu Lehen zu tragen, ein Vaſall ſeiner Vaſallen, von ihnen jetzt verſtoßen, jetzt wieder eingeſetzt und verurtheilt, Verſöhnung zu ſuchen, ſtatt zu ſpenden. Hin und hergeſtoßen von der Wucht der Verhältniſſe und der eigenen Schwäche, balancirte er mühſam drei Diademe auf ſeinem Haupte, ein jegliches ſchwankend bei der Berührung des anderen. Ruhelos irrte er von jenem Throne zu dieſem, und indem er ſie alle künſtlich zu behaupten ſtrebte, war keiner in voller Wirklichkeit ſein eigen, und in keinem ſeiner Reiche war er jemals ganz heimiſch.

Sigmund's häufige Abweſenheit aus Ungarn gab ihn von ſelbſt in fremde Hände; er zuerſt ernannte für jenen Fall Statthalter und Generalvicarien. Wie weit damals ihre Vollmacht ging, iſt nicht bekannt; ſpäter aber, als Johannes von Hunyad durch Verdienſt und Tapferkeit dieſen Poſten erwarb, wurde der Umfang ſeiner Macht ſchon durch die Eiferſucht Derer, die ſie heimlich beſtritten, und das Mißtrauen Jener, die ſie verliehen, genau abgegränzt. Eigentlich ſollte der Statthalter, wie alle übrigen Reichsbarone, auf dem jährlichen Landtage ſein Amt entweder zur Beſtätigung oder zu neuer Wahl den Ständen heimſtellen; aber weder in Beziehung auf ihn, noch auf die übrigen Barone, war dieſe Verfügung jemals zur Anwendung gekommen.

In der Macht wie im Range ging der Statthalter dem Palatin vor, woraus zu entnehmen, daß der Letztere bis dahin noch des Königs, nicht des Reichs, Palatin war, nur jene Rechte und Vorzüge inne hatte, welche der König ihm zu verleihen für gut fand, und zu Nichts weniger, als Landtage auszuſchreiben, Ländereien willkürlich zu vergeben, oder über einen minderjährigen Thronerben die Vormundſchaft zu führen, geſetzlich befugt

war. Unerweislich ist das Vorgeben, der Palatin sei von jeher berechtigt und verpflichtet gewesen, in vorkommenden Rechtshändeln sowohl im Namen der Reichsstassen dem Könige, als im Namen des Königs den Reichsstassen Recht zu sprechen, eben so unerweislich auch die alte Reichsgewohnheit, durch deren Unterschiebung Magnaten und Stände auf dem Pesther Landtage (1439) dem Könige Albrecht eine Verordnung abgewonnen hatten, in deren Folge künftig der Palatin des Reiches von Prälaten, Baronen und Adel gemeinschaftlich mit dem Könige, nicht von Diesem allein erwählt werden sollte. Zwar wurde der Palatin von Andreas II. in der goldenen Bulle zum obersten, doch dem Könige untergeordneten Richter im ganzen Reiche bestellt, und ihm die Berechtigung ertheilt, darüber zu wachen, daß weder der König, noch der Adel und andere Reichsstassen dem so eben ergangenen Grundgesetze je zuwider handelten; aber hieraus erwuchs dem Palatin keine Gerichtsbarkeit über den König im Namen der Reichsstassen, ja nicht einmal ein Mittlerrecht zwischen dem Könige und dem Volke. Albrecht hatte zwar in jenem Punkte nachgegeben, doch tauschte er dafür die gesetzlich ihm zugesicherte Freiheit ein, alle übrigen weltlichen Ehrenstellen, Hofwürden und Reichsämter, nach alter Reichsgewohnheit, ohne weitere Berathung mit Prälaten und Baronen, jedoch nur an Reichsstassen, nicht an Ausländer — Sigmund's Bevorzugung der Letzteren bei Verleihung von Aemtern und Gütern hatte diese Beschränkung hervorgerufen — zu verleihen und eben so aus eigener Machtvollkommenheit ihnen wieder abzunehmen.

Die sinkende Macht des Königthums in diesem Zeitraume würde dem Andrange oligarchischen Widerstandes noch mehr haben weichen müssen, wäre nicht dem Letzteren gleichzeitig ein heilsames Gegengewicht in dem steigenden Einflusse der Landtage erwachsen. Es entstand die Unterscheidung zweier Klassen, Status et Ordines, welche nachmals zu der Abtheilung des Landtags in zwei Tafeln führte. Zu den Status gehörten die Erzbischöfe, Bischöfe, Benediktiner und Cistercienser Aebte, die Großprövste, die Pröpste der Prämonstratenser, der Prior von Vrana und der Generalprior des vaterländischen Eremitenordens des ersten Einsiedlers Paulus; neben diesen Prälaten die Reichsbarone und Obergespäne; zu den Ordines: der Comitatsadel und die königlichen Freistädte. Ob die Stimmen auf dem Reichstage curienweise gezählt, oder ob alle zusammen, Kopf für Kopf, in Eines gerechnet werden sollten, war nicht genau bestimmt. Das Recht, Landtage auszuschreiben,

kam ausschließend dem Könige zu, eben so die Befugniß, rechtskräftig Gesetze zu geben; dem Landtage war die Freiheit verliehen, zu bitten, zu berichten, zu klagen, vorzuschlagen und Rath zu ertheilen; doch wurde diese Gränze im Drange der Umstände und unter schwächeren Königen nicht immer genau festgehalten, und so kam es, daß bei manchen Verfügungen und Erlässen dem Könige kein anderer Antheil, als jener der Genehmigung und urkundlichen Bestätigung, übrig blieb. Die Unselbständigkeit minderjähriger Herrscher, wie Wladislaw und Ladislaw, stellte die Königsgewalt gegenüber dem Einflusse der Landtage noch mehr in Schatten, und ließ den Aristokratismus um so freier sein Haupt erheben. Das Vollziehungsedict des Königs, welches die vom Landtage aufgestellten allgemeinen Reichsgesetze enthält, wurde allen Gespanschaften zugesendet, daselbst in der Generalversammlung der geistlichen, weltlichen, adelichen und freien Comitatsinsassen in Anwesenheit einiger Verordneten des benachbarten Kapitels oder anderen glaubwürdigen Ortes vorgetragen, nach vorher gegangener Prüfung, Berathschlagung und Genehmigung von Punkt zu Punkt angenommen, zu bleibender Rechtskraft erhoben, und daß dies geschehen sey, von dem glaubwürdigen Orte urkundlich bezeugt. — Es war seither dem Gutdünken der Könige überlassen gewesen, Landtage auszuschreiben, und wir haben bei dem vorigen Zeitraume gesehen, wie die ungarischen Könige, auf den Grund dieser Freiheit, möglichst selten Landtage beriefen. Aber unter Johannes Hunyad's Statthalterschaft machte der Ofener Landtag (1447) es zum Gesetze, daß künftig alljährlich zur Pfingstzeit die Prälaten, Barone, Magnaten und edlen Herren, mit Ausnahme jener Adelichen, welche keinen, oder weniger als zwanzig Jobagyen besäßen, zum Landtage sich versammeln und die allgemeinen Angelegenheiten des Reichs verhandeln sollten; denn die Landtage beschäftigten sich keineswegs blos mit der Gesetzgebung, vielmehr wurden sie größtentheils ausgeschrieben, um über besondere Angelegenheiten, welche mit des Reiches allgemeinem Zustande eine Beziehung hatten, zu berathschlagen und zu entscheiden. Vieles wurde auch daselbst für fortdauernde Ausübung beschlossen, ohne daß gesetzliche Verordnungen darüber schriftlich verfaßt und in die Acten eingetragen wurden, und daher kam es, daß selbst in späteren Zeiten noch so Manches, als von Alters her üblich und gesetzlich, beobachtet wurde, von dessen Ursprung oder Verfügung in den bisher bekannt gewordenen ungarischen Rechtsquellen vergeblich nach einer Spur gesucht

wird. Noch immer mußten die zum Landtage berufenen Magnaten und Stände die Reise an den bestimmten Ort, wie ihre Wohnung und Verköstigung daselbst, aus eigenen Mitteln bestreiten, und erst zu dem, im Jahre 1457 von Ladislaw nach Preßburg ausgeschriebenen Landtage wurden Bürgermeister und Rath durch königlichen Befehl angewiesen, für den Erzbischof von Colocza, ingleichen für einige Bischöfe und den Vicekanzler, ihrem Range angemessene Wohnungen bereit zu halten.

Allgemeine Versammlungen des Adels einzelner oder auch mehrer Comitate unter dem Vorsitze des Palatins, galten gemeiniglich der Rechtspflege, beriethen nur der Berufung eines Landtags oder Comitatsgerichtes, und der Ernennung derjenigen für die nächste Reichsversammlung: aber wurden in dem einen und in dem anderen Falle darüber [illegible] des Königs [illegible] Schlesien [illegible] Ständen [illegible] Gesandtschaft [illegible] Beschlüsse [illegible] Sigismund suchte [illegible] Versammlungen [illegible] und nützliche Form zu bringen. Die alten Herren des Comitats wollen und können Neuerungen [illegible] nicht [illegible] annehmen. Jeder vernünftig und [illegible] eine Meinung aussprechen: Knechte und Mächtige [illegible] [illegible] Armen und Reichen, und Freyheiten und Gesetze [illegible] [illegible] neue [illegible] Meinung zu [illegible]. Solche [illegible] in [illegible] Gemeindeversammlungen [illegible] [illegible] [illegible]

tet; aber nicht selten geschah es, daß der König die Richter, Geschworenen und Verordneten der königlichen Freistädte allein berief, um über Angelegenheiten der Gewerbe, des Handels und der Abgaben mit ihnen zu verhandeln, oder daß er ihnen anbefahl, zu ähnlichen Zwecken unter sich einen Tag zu halten, und so gewannen sie in mancherlei Angelegenheiten wenigstens mittelbar eine Stimme und einen Einfluß. Sigmund erhob zu dem Range königlicher Freistädte, in der Zempliner Gespanschaft: Sátor-Ujhaly und Sáros-Patak; im Zipserlande: Pudlein. Die königlichen Freistädte und einige Aebte mußten die in ihren Freibriefen ausbedungene Waffenhilfe in Geld, so die Stadt Ofen (1433) für ihre pflichtmäßig gegen die, Preßburg bedrohenden Taboriten, zu stellenden zehn Lanzen, tausend sechs hundert und achtzig Ducaten auf das Jahr, in vier Tagsatzungen zahlbar, Stuhlweißenburg für zehn geharnischte Reiter vier hundert und zwanzig Ducaten abtragen.

König Sigmund, von Böhmen aus durch die Hußiten, gegen Osten durch die Türken, in Kroatien und Bosnien durch die Veneter bedrängt, richtete seine Blicke zunächst auf eine Umgestaltung der ungarischen Kriegsverfassung, in deren bisherigen Mängeln er die Ursachen jener im Felde erlittenen Nachtheile suchte, die er mehr noch seinem Mangel an Kraft, Ausdauer und Liebe im Volke hätte beimessen sollen. Der Mannszucht suchte er aufzuhelfen, indem er (1427) das gerichtliche Verfahren wider Diejenigen, welche im Waffendienste ihren Unterhalt ohne Bezahlung rauben oder gewaltsam erpressen würden, vorschrieb und für Gegenstände des Bedürfnisses billige Preise festsetzte. Auch in der Kriegsverfassung selbst hatte er einschneidende Umgestaltungen vor, wobei er jedoch zu sehr deutsche Formen zum Muster nahm, die er nicht hinlänglich mit der Eigenthümlichkeit seiner Ungarn zu vereinen wußte. Zu diesem Ende schickte er (1432) von Siena aus den Prälaten, Baronen und Gespanschaften ein Militärregest zu vorläufiger Prüfung und näherer Bestimmung zu. Dasselbe enthielt manches Beachtenswerthe und verdiente die Gleichgiltigkeit nicht, mit welcher es aufgenommen und unbeachtet gelassen wurde. Sigmund ging davon aus, daß, gleichwie [illegible] der dem Könige, der Königin, den Prälaten und hohen Kirchen[illegible] von den königlichen und kirchlichen Einkünften die Erhaltung und Würde des Reiches gesetzlich oblag, eben so die Gesammtheit des [illegible] Adels zur Beschützung des Umfanges und der Gränzen des Va[illegible] gegen alle andringenden Feinde aufzusitzen verpflichtet sey; und da

wird. Noch immer mußten die zum Landtage berufenen Magnaten und Stände die Reise an den bestimmten Ort, wie ihre Wohnung und Verköstigung daselbst, aus eigenen Mitteln bestreiten, und erst zu dem, im Jahre 1457 von Ladislaw nach Preßburg ausgeschriebenen Landtage wurden Bürgermeister und Rath durch königlichen Befehl angewiesen, für den Erzbischof von Kolocza, ingleichen für einige Bischöfe und den Vicekanzler, ihrem Range angemessene Wohnungen bereit zu halten.

Allgemeine Versammlungen des Adels einzelner oder auch mehrer Comitate, unter dem Vorsitze des Palatins, galten gemeiniglich der Rechtspflege, bisweilen nur der Berathung über Landtags- oder Comitatsangelegenheiten, und der Erörterung derselben für die nächste Reichsversammlung; aber weder in dem einen noch in dem anderen Falle durften sie ohne des Königs, unter Ladislaw ohne des Statthalters Auftrag, oder wenigstens Genehmigung, zusammen berufen werden. Sigmund brachte für solche Versammlungen folgende passende und rechtliche Form in Vorschlag. Die edlen Herren des Comitates sollten unter bestimmten Geldbußen angehalten werden, sich einzustellen; Jeder freimüthig und furchtlos seine Meinung aussprechen; Reichere und Mächtigere nicht wagen, von Aermeren und Niedrigeren durch Drohungen und Gewalt eine andere, als deren freiwillige Meinung zu erzwingen; Solche, welche in mehren Gespanschaften begütert, nur in jener, welche sie bewohnten, stimmen dürfen. Wenn dann über die fraglichen Gegenstände sämmtliche Gutachten von Mann zu Mann gesammelt und ausführlich niedergeschrieben wären, so sollten von des Adels Gesammtheit, Reichen und Armen, Vornehmeren und Geringeren, einige edle Herren und sachverständige Männer erwählt werden; diese aus den abgegebenen mehrfälligen Meinungen das Zuträglichste ausmitteln, zusammen fassen und zu bleibender Entscheidung den zum Landtage versammelten Prälaten und Baronen vorlegen.

Eine nachhaltige Stütze und zugleich eine immer reichere Quelle des Einkommens fanden die Könige an ihren freien Städten, die durch ihre Municipalverfassung ein mehr und mehr geschlossenes Ganze bildeten und durch Fleiß und Betriebsamkeit fortwährend an Wohlstand gewannen, in beiderlei Beziehung aber dem aristokratischen Einflusse allmälig als eine entschiedene Gegenwucht sich hinstellten. Zwar wurden auf den Landtagen die Machtboten einer jeden Freistadt nur einem einzelnen Edelmanne gleich geach-

tet; aber nicht selten geschah es, daß der König die Richter, Geschworenen und Verordneten der königlichen Freistädte allein berief, um über Angelegenheiten der Gewerbe, des Handels und der Abgaben mit ihnen zu verhandeln, oder daß er ihnen anbefahl, zu ähnlichen Zwecken unter sich einen Tag zu halten, und so gewannen sie in mancherlei Augelegenheiten wenigstens mittelbar eine Stimme und einen Einfluß. Sigmund erhob zu dem Range königlicher Freistädte, in der Zempliner Gespanschaft: Sátor-Ujhaly und Sáros-Patak; im Zipserlande: Pudlein. Die königlichen Freistädte und einige Aebte mußten die in ihren Freibriefen ausbedungene Waffenhilfe in Geld, so die Stadt Ofen (1433) für ihre pflichtmäßig gegen die, Preßburg bedrohenden Taboriten, zu stellenden zehn Lanzen, tausend sechs hundert und achtzig Ducaten auf das Jahr, in vier Tagsatzungen zahlbar, Stuhlweißenburg für zehn geharnischte Reiter vier hundert und zwanzig Ducaten abtragen.

König Sigmund, von Böhmen aus durch die Hußiten, gegen Osten durch die Türken, in Kroatien und Bosnien durch die Veneter bedrängt, richtete seine Blicke zunächst auf eine Umgestaltung der ungarischen Kriegsverfassung, in deren bisherigen Mängeln er die Ursachen jener im Felde erlittenen Nachtheile suchte, die er mehr noch seinem Mangel an Kraft, Ausdauer und Liebe im Volke hätte beimessen sollen. Der Mannszucht suchte er aufzuhelfen, indem er (1427) das gerichtliche Verfahren wider Diejenigen, welche im Waffendienste ihren Unterhalt ohne Bezahlung rauben oder gewaltsam erpressen würden, vorschrieb und für Gegenstände des Bedürfnisses bestimmte Preise festsetzte. Auch in der Kriegsverfassung selbst hatte er eingreifende Umgestaltungen vor, wobei er jedoch zu sehr deutsche Formen zum Muster nahm, die er nicht hinlänglich mit der Eigenthümlichkeit seiner Ungarn zu vereinen wußte. Zu diesem Ende schickte er (1432) von Siena aus den Prälaten, Baronen und Gespanschaften sein Militärregest zu vorläufiger Prüfung und näherer Bestimmung zu. Dasselbe enthielt manches Beachtenswerthe und verdiente die Gleichgiltigkeit nicht, mit welcher es aufgenommen und unberücksichtigt gelassen wurde. Sigmund ging davon aus, daß, gleichwie von Alters her dem Könige, der Königin, den Prälaten und hohen Kirchenvorstehern von den königlichen und kirchlichen Einkünften die Erhaltung und Vertheidigung des Reiches gesetzlich oblag, eben so die Gesammtheit des begüterten Adels zur Beschützung des Umfanges und der Gränzen des Vaterlandes gegen alle auswärtigen Feinde aufzusitzen verpflichtet sey; und da

Ungarns König zugleich die Reiche Dalmatien, Kroatien, Rama, Serbien, Galizien, Lodomerien, Kumanien und Bulgarien in ſeinem Titel führte, weil ſie in älteren Zeiten dem ungariſchen Reiche wirklich einverleibt geweſen, ſo ſey geziemend, daß zur Erhaltung, Vertheidigung oder Wiedereroberung derſelben, wie der König, die Königin, die Prälaten und hohen Kirchenpfründner, ſo auch der geſammte Adel und die begüterten Reichsſaſſen zu dem Waffendienſte ſich für verpflichtet erkennen ſollten. Darum ſollten die Prälaten und Barone zu beliebiger Zeit eine allgemeine Zuſammenkunft an einem paſſenden Orte ausſchreiben, aus jeder Geſpanſchaft einige adeliche Landboten einladen, mit ihnen erwägen, beſchließen und feſtſetzen, wie weit im ganzen Umfange des Reiches zu Vertheidigung desſelben die aufgebotene Macht der Reichsſaſſen pflichtgemäßen Waffendienſt leiſten und wie lange ſie im Felde ausharren müßte. Auch ſollte, da ärmere Reichsſaſſen bei Aufgeboten oft nur mit Knitteln und Stäben erſchienen waren, darauf gehalten werden, daß jeder, dem Heerbanne Folgende wenigſtens nothdürftig gerüſtet und bewaffnet erſcheine. Die Banderien, wie Sigmund ſie in ihrer Verfaſſung vorfand, ſchienen ihm weder zum Angriffe, noch zur Vertheidigung ausreichend; daher ſuchte er den Comitatsadel wieder in alter Weiſe, nur in veränderter Form, zum Kriegsdienſte zu verpflichten. Er hielt für das Beſte, daß bei allgemeinem Aufgebote jede Geſpanſchaft im Verhältniſſe zu ihrer Bevölkerung und ihrem Wohlſtande, für ordentlichen Sold eine beſtimmte Anzahl berittener Mannſchaft ſtellte. Zu ihrer Ausrüſtung und Verpflegung während des Feldzuges müßte die Geſammtheit des im Comitate begüterten Adels, nach Maßgabe ihres Vermögensſtandes, ihren Antheil beitragen, und Niemand dürfte ſich dieſer gemeinſchaftlichen Pflicht, welche ihn von der ſchweren Laſt perſönlicher Heerfolge befreite, entziehen. Verarmte, verwaiſte und bejahrte Inſaſſen ſollen gleichfalls der Pflicht, perſönlich aufzuſitzen, entbunden ſeyn; dennoch aber ihrer mehre zuſammen genommen, nach billiger Schätzung ihrer Einkünfte, durch angemeſſene Beiträge einen Reiter ſtellen und unterhalten. Es ſollte ferner in jeder Geſpanſchaft von der Adelsgeſammtheit ſelbſt ausgemittelt werden, wie viel Mann jeder begüterte Edelmann von der Anzahl ſeiner Jobagyen, und wie viel ärmere, beſitzungsloſe Edelleute von ihren Einkünften einen Mann ausrüſten könnten; denn man ſollte mit Beſtimmtheit wiſſen, welche Anzahl bewaffneter Mannſchaft von jedem Comitate zu erwarten wäre. Hiermit wollte Sigmund, nebſt der perſönlichen,

auch die Portal-Inſurrection, oder Heerfolge nach Bauernhöfen, erzielen. Spuren der letzteren verriethen ſchon Coloman's erſtes Decret und Bela's IV. Vergabungen. Unter den Königen Karl und Ludwig wurden ſie, wie die Banderien, durch Ehrgeiz und patriotiſchen Sinn wieder in freiwillige Uebung gebracht. Edle Herren, welche keine Jobagyen oder dienſtpflichtige Leute beſaßen, mithin keine Banderie aufſtellen konnten, rüſteten eine Anzahl ihrer Bauern, und ſtellten ſich damit unter das Panier ihres Obergeſpans. Was unter Ludwig dem Großen zum allgemeinen Beſten freier Wille wirkte, ſollte jetzt auf Sigmund's Antrag geſetzlich werden. Das nach Bauernhöfen ausgehobene Waffenvolk ſollte unter Anführung ſeines Obergeſpans, wie es von Alters her üblich war, zu Felde ziehen. Dabei ſollte, durch Feſtſetzung ſchwerer Strafen, den Ausſchweifungen und Gewaltthätigkeiten der Mannſchaft gegen die Landbewohner vorgebeugt werden, damit nicht, wie häufig geſchah, das Vaterland von ſeinen Vertheidigern empfindlicher mitgenommen würde, als von den Feinden. Sollte die Geſammtheit des Adels vorgeſchlagenermaßen den Kriegsdienſt für Sold der perſönlichen Inſurrection vorziehen, ſo müßte die beſoldete Heermacht ihren Dienſt, unter Vorwand unſtatthafter Gewohnheit und ungegründeter Rechte, nicht blos auf fünfzehn Tage beſchränken, ſondern ſo lange es der König, oder, in ſeiner Abweſenheit, der Oberbefehlshaber und die Heerführer für nöthig erachten würden, unter den Waffen bleiben. Der Reiterei und dem Fußvolke wäre angemeſſener Sold feſtzuſetzen; aber der Betrag desſelben nach dem Kammerpreiſe des Stein- und Kleinſalzes zu beſtimmen und auszuzahlen. Die aufgebotene Mannſchaft ſollte insgeſammt und insbeſondere auf den beſtimmten Tag an Ort und Stelle erſcheinen; die ſpäter Ankommenden nach Ermeſſen des Königs beſtraft werden. Am meiſten aber war dem Könige Sigmund daran gelegen, daß die Stände die Gränzen des ungariſchen Reiches außer dem eigentlichen Ungarn ausmittelten und feſtſtellten, damit rechtlich bekannt würde, wie weit Banderien und Comitatsadel, unbeſchadet ihrer Privilegien, zu Wiedereroberung der, ſeit Ludwig's Tode verlorenen Provinzen, im Waffendienſte geführt werden dürften. Er theilte in ſeinem Regeſte das Gränzgebiet des ungariſchen Reiches in ſieben Bezirke, und in eben ſo viele Heere die geſammte ungariſche Streitmacht. Gegen das dalmatiſche Küſtenland und Kroatien ſollten Raguſa, die kroatiſchen Landherren und die unter ihnen wohnenden Walachen ihr Kriegsvolk, der Ban von Kroatien, die Grafen von Corbaw, von Czetina, von Zengh,

jeder eine Banderie mit der königlichen ſtellen; den Unnafluß, der Ban von Slavonien, die Herren von Blagay, der Prior von Vrana, der Biſchof von Agram, jeder mit einer Banderie; Herr Ladislaw Toth mit hundert Reitern; das Uszorer Gebiet, der Deſpot von Serbien mit ſo vielem Volke, als ihm aufzubringen möglich, der Biſchof von Fünfkirchen und Herr Johannes, Gregor's Sohn, jeder mit einer Banderie; die Herren Matko von Zrebernik, und Johannes Ban von Maroth jeder mit Ein tauſend, die Machower Bane mit vier hundert; der Graf von Poſſega, der Bosner Biſchof, die Herren Peter Cſeh von Lewa, Botho's Söhne, Johannes Gara, Heinrich Waldaffi, Georg Lorandfi von Serke, jeder mit einhundert Reitern, und dreizehn Geſpanſchaften mit ihren erſt auszumittelnden Kriegsvölkern beſetzen. In das Gebiet zwiſchen der Temes und der Donau, Temesköz genannt, bis gegen Zewrin, ſollten der Deſpot von Serbien einen Theil ſeiner Kriegsmacht, die Walachen, Slaven, Jaszoner (Iwanchi), Kumanen, Baliſtarier, ihre Leute, der König, der Erzbiſchof von Colocza, die Biſchöfe von Cſanad und von Großwardein jeder ſeine Banderie, und acht Geſpanſchaften ihren Adel oder ihre zu errichtenden Banner führen. Zu Siebenbürgens Vertheidigung waren der Woiwod der Moldau, die Siebenbürger, Sachſen, Szekler, Edelleute und Walachen mit ihren Leuten, der König mit Einer, der Siebenbürger Biſchof mit Einer, der Siebenbürger Woiwod und der Szekler Graf jeder mit zwei Banderien, und zehn Geſpanſchaften angewieſen. Zur Vertheidigung der Stadt und des Schloſſes von Preßburg ſollten die Biſchöfe von Weszprim und von Raab jeder fünfzig, der Abt von St. Martinsberg fünf und zwanzig Lanzenträger, die Herren von Hedervár hundert Mann ausrüſten. Den beträchtlichſten Theil der ungariſchen Heermacht wollte Sigmund in Perſon wider die Hußiten anführen; dazu waren der Erzbiſchof von Gran und der Biſchof von Erlau mit zwei, der Biſchof von Waizen mit Einer Banderie, dreißig Geſpanſchaften und ſieben und dreißig Magnatenfamilien beſtimmt. Wenn aber auch jetzt mit allen, das Reich bedrohenden Feinden Frieden geſchloſſen würde, ſo ſollten die Stände dennoch, um für alle künftigen Fälle einen feſten Wehrſtand zu gründen, ſeine Vorſchläge in Comitatsverſammlungen in Erwägung ziehen, dann vor ſeiner Ankunft noch auf einem Landtage bleibende Beſchlüſſe faſſen und zur Beſtätigung ihm zuſenden.

Alle dieſe Vorſchläge Sigmund's blieben von den Ständen unbeachtet, und er mußte vom Antrage zum Befehle ſchreiten (1435), um Dasjenige

festzustellen, was des Reiches Vertheidigung und Sicherheit erforderte. Doch auch dies fruchtete wenig. Die Magnaten und Stände waren durch Nichts dahin zu bringen, anstatt der persönlichen Insurrection, welcher man sich immer unter allerhand Vorwänden entziehen konnte, die Heerfolge für Sold einzuführen, und die Unterhaltung derselben durch regelmäßig vertheilte Beiträge zu bestreiten. Eben so wenig konnte Sigmund erlangen, daß sie des ungarischen Reiches Gränzen, bis zu welchen sich des Waffendienstes Pflicht erstrecken sollte, gesetzlich bestimmt hätten. Aber das übrige von ihm Verordnete ließen sie unangefochten, und dieses diente allen nachherigen Insurrectionsordnungen zur Grundlage.

Gleich im Eingange seines Decrets erbot sich Sigmund, zum Schutze des Reiches gegen Streifereien der Hußiten, außer seiner Banderie noch ein besonderes Corps auf seine Kosten zu unterhalten, um mit demselben die wichtigsten Burgen und Gränzplätze an böhmischer und mährischer Seite zu besetzen und von dort aus zugleich das umliegende Land gegen alle weiteren Einfälle und Raubzüge zu beschützen. Brächen jedoch die Feinde mit größerer Macht ein, als die königlichen Völker abzutreiben vermöchten, so wären die im Regest an diese Gegend angewiesenen Prälaten mit ihren gesetzmäßigen Banderien und ihrer Mannschaft, die Comitatsgrafen an der Spitze ihrer Dienstleute, mit den in ihren Gespanschaften ansäßigen Baronen und Herren verpflichtet, nach hergebrachter Weise aufzusitzen und mit dem Panier des Königs zum Kampfe sich zu vereinigen. — So oft in Zukunft ein allgemeines Aufgebot erlassen würde, sollte jeder Baron und begüterte Edelmann persönlich mitziehen, und überdies von drei und dreißig seiner dienstpflichtigen Jobagyen Einen, oder von hundert, drei wohlgerüstete, mit Bogen, Köchern, Schwertern und Säbeln wohlversehene Reiter stellen. Dienstleute derjenigen Herren, welche weniger als drei und dreißig Jobagyen besäßen, sollten zusammen in Eine Summe gebracht, und so aus ihnen der drei und dreißigste Mann ausgehoben werden. — Von zwei und mehren Brüdern, welche in ungetheiltem Hauswesen mit einander lebten, sollte nur Einer sich zur Heerfolge rüsten; die übrigen durften zu Hause bleiben. Edelleute, welche nebst einer Anzahl ihrer Dienstmannen in der Banderie oder im Solde des Königs, oder eines Barons stünden und mit diesen ausziehen müßten, sollten, außer der mit ihnen schon im Reichsheere dienenden Mannschaft, ihren Antheil besonders noch von ihren Besitzungen, nach obgedachtem

Verhältnisse stellen, und ihn unter dem Grafen desjenigen Comitats, in welchem ihre Güter lägen, zu dem Heere senden. Prälaten, Barone und edle Herren, welche Burgen und feste Schlösser hätten, sollten die Erlaubniß haben, zur nöthigen Beschützung derselben ihre Burgvögte oder andere Adeliche zurück zu lassen; eben so Magnaten und vornehmere Adeliche weltlichen Standes, auf ihren Höfen und Gütern, bei ihren Gemalinnen und Hausgenossen, des Anstandes wegen und zum Schutze, einige Edelleute als Haushofmeister und in anderen Bedienungen zu bestellen, doch nicht mehr, als die Nothwendigkeit forderte, damit Niemand unnöthig der Heerfolge entzogen würde. — Um mit Bestimmtheit zu erfahren, welche Anzahl Leute jeder begüterte Edelmann zu stellen habe, und um sowohl die Stärke des gesammten Reichsheeres, als auch im Einzelnen Diejenigen auszumitteln, welche in Stellung pflichtmäßiger Mannschaft hinter ihrer Verpflichtung zurück blieben, sollte jedesmal bei Erlassung eines allgemeinen Aufgebotes in jeder Gespanschaft die Gesammtheit des Adels aus ihrem Mittel, und zwar aus der Classe der mittelmäßig Begüterten, Einen Verordneten wählen, dieser mit dem Stuhlrichter ein Verzeichniß sämmtlicher, im Comitate ansässigen Jobagyen des Königs, der Königin, der Barone und der edlen Herren aufnehmen und dem Obergespan treue Abschrift davon mittheilen. Jeder, er mochte unter dem allgemeinen Reichsheere mit seiner Mannschaft und auf eigene Kosten, oder für Sold dienen, wurde auf das Strengste angewiesen, zur festgesetzten Zeit an dem zum Sammelplatze des Reichsheeres bestimmten Orte sich mit seinen Leuten einzufinden. Wer zu bekannt gemachter Tagsatzung noch abwesend wäre, oder absichtlich erst nach dem Auszuge des Heeres aus dem Versammlungslager, ankäme; eben so, wer den Dienst vor geendigtem Feldzuge eigenmächtig, ohne des Königs oder der Befehlshaber Erlaubniß verließe, sollte angesehen werden, als wäre er gar nicht erschienen und nach Maßgabe seiner Schuld durch Recht und Urtheil der Prälaten und Barone, mit dem Verluste seiner Güter bestraft werden. — Schließlich wurde Edelleuten und Soldaten eingeschärft, im Heerzuge Niemand Schaden anzufügen, des Sommers sich nicht auf Saatfeldern zu lagern oder die Saat muthwillig durch Pferde zertreten zu lassen; überhaupt Nichts, außer Gras, Holz und Wasser, von den Einwohnern ohne Bezahlung zu fordern, geschweige denn mit Gewalt wegzunehmen. Dagegen wurde zu gleicher Zeit den Ständen sämmtlicher Comitate zur Pflicht gemacht, vor des Heeres Ankunft in

jeder Gespanschaft, nach dem Verhältnisse der größeren oder geringeren Fruchtbarkeit des Jahres und der gangbaren Marktpreise, für alle zum Unterhalte der Menschen und der Pferde nöthigen Bedürfnisse eine gewisse Taxe festzusetzen, damit der Habsucht, dem Wucher und dem Steigern der Preise vorgebeugt würde. Endlich setzte der König noch ausdrücklich fest, auf welche Weise solche Krieger, die Jemand Schaden angethan, bestraft werden, und die Beschädigten und Gekränkten Ersatz und Genugthuung erhalten sollten.

Kurze Zeit nach dem Schlusse des Landtags wurde, in Gemäßheit des königlichen Decrets und der Andeutungen des Regestes, in den Gespanschaften die nähere Bestimmung und Ausmittelung der Comitatsantheile zu dem Reichsheere vorgenommen. Sechs und fünfzig Gespanschaften hatten eilf tausend neun hundert und zwanzig Mann zu stellen, wozu die Wieselburger fünf und zwanzig, die Piliser und Marmaroser jede fünfzig, zwölf andere jede hundert; neun jede zwei hundert; dieselbe Anzahl die Graner und Comorner gemeinschaftlich; vier jede drei hundert; eben so viel die Zempliner und Borsoder, die Preßburger, Trencsiner und Arver zusammen; zwei jede vier hundert; gleiche Anzahl die Gömörner und Heveser zusammen; drei jede fünf hundert; zwei jede sechs hundert; eben so viel die Neitraer und Thuroczer, die Szohler, Saroser und Abaujvárer gemeinschaftlich; die Eisenburger und Stuhlweissenburger in Gemeinschaft Ein tausend; und die Torner, Nograder und Pesther zusammen, dieselbe Anzahl gaben. Die Gespanschaften Unghvár, innerem Szolnok, Agram, Kreuz und Warasdin sind in dem Regeste nicht geschätzt, ihr Antheil dürfte wohl auf zwölf hundert Mann anzuschlagen sein. — Von sieben und dreißig tausend Magnatenfamilien wurden neun tausend fünf hundert Mann gefordert; dazu sollten fünf, jede eine ganze Banderie (wahrscheinlich zu tausend Mann gerechnet); die Herren Matko wegen Strebernik, und Johannes von Maroth, jeder tausend; die Drugether von Homonna, die Bebeker von Pelsócz und Johannes von Perén, jeder zwei hundert; die Söhne Botho's, die Herren Heinrich von Waidaffy, Georg Lorantfy von Serke, Ladislaus Zelchén, Emerich Palócz, Franz Szécs, Johannes Jákfy, Paul Kompolt, Lorenz Hedervári und Niklas Bánffy von Galgocz, jeder hundert; die Herren Emerich Derenczeny, Niklas von Kahmo, Heinrich und Demeter von Berszenze, Johannes Csudár, Niklas und Georg Sóos, Georg von Agard, Ladislaw Pethö, Eustath von Serk, Niklas Ballasfy von Gyas-

math, Robert von Therkew, Stephan Aran, Oswald von Szecsén, Sebastian von Derg, Stephan Saffar, Michael von Ernye, die Söhne Noffry von Baymocz, die Czobor, Peter und Johannes Forgacs, jeder fünfzig Mann stellen. Die Familien der Kanisayer, Rozgonyer, der Grafen von Bozin, von Modor, von Semse, von Budamér, Nesa und von Hathvan, wurden in dem Regest zwar aufgeführt, doch ohne ihren pflichtmäßigen Antheil zu des Reiches Streitmacht zu bestimmen. Sie dürften mit fünf hundert Mann anzuschlagen seyn. — Dem gesammten Adel von Siebenbürgen waren drei tausend, dem Machower Ban vier hundert, dem Possegaer Grafen Ein hundert, dem königlichen Schatzmeister fünfzig; den in Ungarn angesiedelten Walachen, den Jaszonern und Kumanern zwei hundert, den Siebenbürgern, Sachsen und Szeklern vier tausend; dem Despoten Serbiens acht tausend; sämmtlichen Ständen Dalmatiens, Kroatiens, Slavoniens und des Herzogthums des Heiligen Sabas neuntausend; den Woiwoden der Moldau und Walachei zehn tausend Mann zuerkannt. Außerdem möchten die im Regeste ohne Angabe des Antheils aufgeführten Gemeinwesen von Raguſa und den Landsassen von Slavonien, Kroatien und Kleinwalachei, auf vier tausend Mann anzuschlagen seyn (s. Feßler IV. S. 927). — Der König hatte im Regeste sich erboten, drei Banderien zu stellen und überdies noch vier tausend Mann auf seine Kosten zu unterhalten. Zu Preßburg's Vertheidigung gaben die Bischöfe von Raab und Wesprim zusammen hundert, der Abt von St. Martinsberg fünf und zwanzig Lanzenträger. Der Bosner Bischof stellte hundert; eben so viel wahrscheinlich der Sirmier; der Csanader zwei hundert Reiter. Die Bischöfe von Agram, Fünfkirchen, Wesprim, Raab, Neitra, Waizen, Großwardein, Siebenbürgen, und der Erzbischof von Gran, jeder zwei Banderien, zusammen zwölf hundert Mann. Von Amtswegen mußten neun Barone, und zwar die Banc von Kroatien und von Slavonien, der Prior von Brana, die Grafen von St. Görgen, von Corbaw, von Czetina und von Zengh, jeder Eine; der Graf Stiber von Bolondocz, der Szekler Graf und der Woiwod von Siebenbürgen, jeder zwei Banderien, in Allem zwölf tausend Mann stellen; folglich hätte die Heermacht im Jahre 1436 dem Regeste und dem königlichen Decrete gemäß, im Ganzen aus drei und neunzig tausend vier hundert fünf und zwanzig Mann bestehen sollten; doch wurde ihr Aufgebot unnöthig.

König Albrecht mußte auch im Punkte des Kriegswesens die königliche Macht beschränkt sehen. Auf dem Pesther Landtage (1439) war er gemü-

thigt, zu genehmigen und zu verſprechen, daß er zur Erhaltung und Vertheidigung der Reichsgränzen Nichts ohne Berathung mit den Magnaten und Ständen unternehmen wolle; daß, ſo lange die königliche Banderie und die im Solde des Königs ſtehende Mannſchaft zum Widerſtande gegen den Feind ſtark genug wäre, den Reichſaſſen kein Aufgebot der geſammten Reichsheermacht verkündigt werden dürfte; daß in allen Feldzügen Beute und Kriegsgefangene, mit Ausnahme gefangener Heerführer und anderer Perſonen höheren Ranges, welche dem Könige gegen angemeſſene Belohnung an die Gefangennehmer zufielen, den Ungarn gehören ſollten, mit der Freiheit, ſie zu behalten, zu verkaufen, oder zu ewiger Knechtſchaft an die Kirchen zu verſchenken. Die nachtheilige Folge dieſer Beſchränkung war Semendra's Verluſt, indem hier König Albrecht der ungeheueren Streitmacht Sultan Murad's nur mit vier und zwanzig tauſend Mann entgegen treten konnte.

Wie ſich die Gegenſätze immer berühren, ſo ſchlug ſchon unter König Albrecht's rechtmäßigem Nachfolger jene Beſchränkung in eine Erweiterung um; denn bei der furchtbar zunehmenden Türkengefahr gebot der junge König Ladislaw (1454), mit Genehmigung des Ofener Landtags, ſo ſtarke Inſurrection, wie ſie weder früher befohlen worden, noch, zufolge des ausdrücklichen königlichen Verſprechens, künftig jemals wieder gefordert werden ſollte. Der Statthalter Johannes Hunyad erhielt die Leitung der gewaltigen Heerfahrt anvertraut, während einige Prälaten und Barone beauftragt wurden, den Zuſtand der königlichen Einkünfte zu unterſuchen, und zu ermitteln, wie viele Mannſchaft der König aus ſeinen Kammergefällen beſolden und auch den Baronen, welche von Amtswegen Banderien aufſtellen müßten, zur Unterhaltung derſelben an Hilfsgeldern bezahlen könnte. Die hochbewürdete Cleriſei ſollte mit ihren Banderien und der Anzahl Lehensträger, wie in Sigmund's Regeſte verordnet war, dienen; weil jedoch mehre Prälaten ſeit vierzehn Jahren durch widrige Umſtände merklichen Abbruch von ihren Einkünften erlitten hätten, ſo ſollte ihre gegenwärtige Lage von den verordneten Magnaten unterſucht, und nach Verhältniß ihres geſchmälerten Einkommens ihr Beitrag an Waffenvolk gemäßigt, dagegen aber jetzt auch ſämmtliche Beſitzer geringerer Kirchenpfründen, welche Sigmund's Regeſt übergangen hatte, von den beauftragten Magnaten geſchätzt, und nach dem Ertrage ihrer Einkünfte zur Stellung verhältnißmäßiger Mannſchaft angehalten werden. —

Nachdem ſich die unter Sigmund ausgemittelte Anzahl der Jobagyen-Pforten ſeitdem auf manchen Seiten vermehrt, auf anderen vermindert haben mochte, ſo wurde von den Stuhlrichtern der Geſpanſchaften, unter Mitwirkung verordneter Comitatsgeſchworenen, ein neues Verzeichniß der Pforten aufgenommen und dabei feſtgeſetzt, daß von Ein hundert Pforten, ſowohl geiſtlicher als weltlicher Reichsſaſſen, vier mit Köchern, Pfeilen, Bogen, Schildern und Lanzen verſehene Reiter, und zwei auf gleiche Weiſe bewaffnete Fußgänger geſtellt werden ſollten. Dem Adel jeder Geſpanſchaft wurde aufgeragen, aus ſeinem Mittel einen beſonderen Kriegsanführer zu wählen, der zur Zeit des Heerzugs die Mannſchaften ſeines Comitates an den allgemeinen Sammelplatz bringen, auch dieſelben unter des Generalkapitäns Oberbefehl im Felde anführen ſollte. Wenn die Güter Eines Herrn in mehren Gegenden zerſtreut lagen, ſo war ſeinen einzelnen Rotten freigeſtellt, nach dem Comitate und dem Gute, wo der Wohnſitz des Herrn war, ſich zu begeben, auch mit dem Herrn und mit der Mannſchaft ſeines Wohngutes vereinigt bei dem Reichsheere zu dienen. In dieſem Falle aber mußte der Herr dem Generalkapitän durch gehörige Nachweiſung ſeiner Mannſchaft darthun, daß er ſeinen pflichtmäßigen Antheil richtig geliefert habe. — Mit Edelleuten, die nur Einen Bauernſitz hatten, ſollte es nach Sigmund's Verordnung gehalten werden. Von mehren Söhnen Eines Vaters, oder von verwaiſeten Brüdern in Einem Hausweſen wurde nur Einer zur Heerfolge verpflichtet; waren ſie noch minderjährig, ſo mußte anſtatt ihrer, ein anderer Mann von Adel geſtellt werden; aber Väter aus dem Magnatenſtande, oder Vormünder für Magnatenſöhne, ſollten für jeden minderjährigen Sohn oder Mündel einen anderen edlen Streiter ausrüſten und ſenden. — Zur bevorſtehenden Heerfahrt ſollten ſämmtliche Magnaten, Barone, edle Herren und Ritter nicht nur ohne Ausnahme in Perſon ſich einſtellen, ſondern auch auf ihren Burgen und Schlöſſern unter mehren Kaſtellanen nur Einen, und mit dieſem nur ſo viele Leute zurück laſſen, als die Stuhlrichter mit den verordneten Comitatsgeſchworenen zur Beſchützung ſolcher Plätze für nöthig erachten würden. Wollten Magnaten auf ihren Höfen und bei ihren Familien einen Edelmann als Hofverwalter anſtellen, ſollten ſie anſtatt desſelben einen anderen Mann zu dem Reichsheere liefern. — Endlich wurde den Soldaten baare Bezahlung aller Lebensmittel, gute Zucht und Ordnung empfohlen und mancherlei ſtrenges Verfahren angeordnet.

Jeder begüterte Edelmann, welcher ſeinen Antheil unvollzählig zu dem Heere brächte, ſollte für den fehlenden Reiter ſechzehn, für den Fußgänger zehn Ducaten, und zwar in fünfzehn Tagen nach ihm geſchehener Mahnung zu ſeiner Pflicht, an den Generalkapitän bezahlen, im Weigerungsfalle durch Beſchlag auf ſeine Güter dazu gezwungen werden. Der Mannſchaft Stellung in Geld zu verwandeln, wurde bei Lebensſtrafe verboten. Der Edelmann, welcher das Heer heimlich verließ, ſollte ſeine Güter, der unadeliche Ausreißer das Leben verlieren, eben ſo die Jobagyen, welche ihren Grund- oder Soldherren den Kriegsdienſt verweigerten.

Wie wenig von dem Allen geſchah, wie König Ladislaw durch ſeine Flucht im entſcheidendſten Augenblicke, das Beiſpiel zu dem allgemeinen Abfalle von den Fahnen des Vaterlandes gab, und wie nur Hunyad's heldenkühne Ausdauer und Capiſtrano's gottbegeiſteter Muth Ungarn von dem Verderben des Halbmonds retteten, haben wir aus der Geſchichte ſelbſt geſehen. Die Kriegskunſt in Ungarn verlor mehr und mehr ihre nationale Eigenthümlichkeit und ſchloß ſich genau den im Abendlande allgemein üblichen Formen an. Sie theilte daher auch jene Umwälzung, die durch die Berührung mit den Hußiten erzeugt wurde, und welche durch die Art und Weiſe der Kriegführung des Feindes man nachzuahmen ſich gezwungen ſah, um ihm widerſtehen zu können und ihn mit ſeinen eigenen Waffen zu ſchlagen. Die alten ſchwerfälligen Kriegsmaſchinen übten noch immer ihr Geſchäft neben den Zerſtörungswerkzeugen der Pulvererfindung. Man goß in Ungarn ſchon allerhand ſchweres Geſchütz und wußte es mit Geſchick zu bedienen.

Der wucheriſche Unfug der Münzpächter bewog die Stände, hierin genauere Beſtimmungen zu treffen und im Münzweſen das Vorrecht der Könige an gewiſſe Beſtimmungen zu binden. Indem die Königin Maria die neue Silbermünze, Quadring oder Fierling genannt, prägen laſſen wollte, war ſie genöthigt, ſich dabei nach der Münzverordnung der Stände zu richten, nach deren Vorſchrift der Mark reinen Silbers ſieben Mark Kupfer beigemiſcht und eine dergeſtalt legirte Mark zu fünf hundert Quadring ausgeprägt wurde, worin im Verkehre vier hundert Einem Ducaten gleich galten. Die Befugniß, dieſe Münze zu ſchlagen, verlieh ſie auch der Stadt Preßburg, und um ſogleich zu einem Auswechslungsfonds den Grund zu legen, gab ſie zwölf hundert Ducaten, eben ſo viel die Preßburger Geſammtheit, und dieſe Summe von zwei tauſend vier hundert Ducaten ſollte bei der königl-

lichen Kammer ſtets vorräthig ſeyn. Der Wechſelgewinn und Schlagſchatz wurde zwiſchen der Königin und der Bürgerſchaft getheilt; Letztere übernahm dabei die Verpflichtung, von der Verwendung ihres Antheils zum allgemeinen Beſten vierteljährige Rechenſchaft einzuſenden.

Ebenfalls mit Genehmigung des Landtags erhob Sigmund im Handelsverkehr, bei Verluſt der feilgebotenen oder der verkauften Waaren, den Ducaten zu dem Werthe von hundert Pfennigen. Der Byzantiner des Königs Bela hatte vierzig, nachher ſechzig, der Ducaten des Königs Karl neunzig, des Königs Ludwig vier und achtzig Pfennige oder vierzehn große Groſchen gegolten. Dieſe Wandelbarkeit kam von der Verſchiedenheit der Marken, und der, nach Gewicht und nach Zahl berechneten Fertinge. In der Mark von vier Penſen des eilften und zwölften Jahrhunderts war der Ferting am Werthe gleich einer Penſe von vierzig Pfennigen reinen Silbers und ſchweren Gewichtes, und eben ſo viele Pfennige machten Einen Ducaten. Im dreizehnten Jahrhunderte wurde die Mark zu fünf Penſen oder zwei hundert Pfennigen üblich, welche den älteren weder am Gehalte des Silbers, noch am Gewichte gleichkamen. Nun hatte der Ferting den Werth von fünfzig Pfennigen, und eben ſo viele galten für einen Ducaten. Am Schluſſe des dreizehnten und zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts ſtieg in einigen Provinzen Ungarns die Mark auf ſechs Penſen, oder zwei hundert und vierzig Pfennige; da kamen ſechzig Pfennige auf einen Ferting oder Ducaten. Zu König Karl's Zeiten wurde die Mark Ofener Gewichtes auf acht Penſen oder drei hundert und zwanzig Pfennige geſetzt, und achtzig derſelben oder zwei Penſen machten Einen Ducaten. Als hernach Karl noch eine andere Mark Ofener Währung von drei hundert ſechs und dreißig Pfennigen einführte, wurden vier und achtzig Pfennige auf Einen Ducaten gezählt, bis derſelbe König die Mark auf neun Penſen oder drei hundert und ſechzig Pfennige erhöhte. Endlich ſetzte Sigmund die Mark ſeiner neuen Pfennige auf zehn Penſen, und den Ferting auf hundert Pfennige, welche zugleich der Werth des ungariſchen Ducaten bleiben ſollten, indem er alle Ducaten geringerer Währung abſchaffte und verbot; obgleich in des Reiches nördlichen Gränzen der Kaſchauer Ducaten, zu fünfzig Pfennigen gerechnet, im Verkehr noch eine Weile beibehalten wurde. Sigmund's Ducaten hielten drei und zwanzig Karat, zehn Grän fein und zwei Grän weiß; ſie waren der von gutem Schrot und Korn, den altengliſchen Roſenobeln gleich.

Nach dem ungariſchen Münzfuße wurde die Mark feines Gold zu zwei und ſiebzig, die Unze zu neun Ducaten ausgeprägt, die gerichtliche Mark Goldes jedoch nur zu ſechzig Ducaten berechnet.

Neben den gewöhnlichen Silberpfennigen brachte Sigmund noch andere Münzſorten in Umlauf. Der Silber Filér galt einen halben Pfennig, mithin ein Ducaten zwei hundert Filér. Das Prägen der neuen Quadring ſetzte er fort; auf einen Ducaten gingen ihrer vier hundert. Seine ſchlechteſte Münze waren die Dukat (Decaden), deren zehn erſt eines Pfennigs, tauſend eines Ducaten Werth hatten, weil ſie ſehr mit Kupfer legirt waren. Er ſelbſt ſetzte ſie wieder außer Umlauf und verbot in Verträgen ihren Gebrauch. Die breiten Prager Groſchen ſetzte er ſieben Pfennigen ſeiner neuen Münze gleich; folglich betrugen die ſieben und dreißig tauſend Schock Prager Groſchen, Einmal hundert und fünfzig tauſend vier hundert Ducaten; dafür hatte er die Zipſer Städte an Polen verpfändet.

Von Einigen wurden Sigmund's Ducaten und neue Pfennige verſchmäht, indem ſie dadurch Schaden zu erleiden fürchteten, denn es gab viele ehrloſe und wucheriſche Leute, welche die Ducaten zu beſchneiden, die Silbermünzen zu beſchaben wußten, und dann das Geld, als zu geringhaltig, verriefen, um dann bei der Verwechslung ſelbſt wieder Gewinn zu ziehen. Wider dieſen Unfug war von Sigmund, mit Zuziehung des Rathes der Magnaten und Stände, verordnet worden, daß Niemand, welches Standes und Ranges er immer ſey, wagen ſollte, das königliche Geld ächten Gehaltes zu verwerfen, zu verrufen, ſich der Annahme desſelben zu weigern, die Goldmünzen zu beſchneiden, die Silbermünzen zu beſchaben, im Handelsverkehre die leichteren von den ſchwereren auszuſondern. Wer unter irgend einem Vorwande königliches Geld zurück wieſe, der ſollte das ihm gebührende Geld oder die erhandelte Sache verlieren, jenes wie dieſe den Richtern und Geſchworenen des Ortes heimfallen, der Gläubiger von dem Schuldner, der Verkäufer von dem Käufer für befriedigt geachtet; wer königliches Geld beſchnitten, beſchabt, ausgeſondert, ſeinen Gehalt vermindert oder verderbt hätte, Falſchmünzern und Miſſethätern gleich, nach alter Reichsgewohnheit am Vermögen und am Leben beſtraft werden. Richter und Geſchworene, welche Verbrecher erſterer Art ungeſtraft durchſchlüpfen ließen, ſollten den Betrag des verſchmähten Geldes, oder den Werth der freigegebenen Sache, an den Fiscus entrichten; für Entlaſſung der Verbrecher letzterer Art aber, nach königlichem Ermeſſen,

in Geld- oder Leibesſtrafe verfallen. Um das Geld in ſeinem Werthe und Gehalte zu erhalten, ſollte in jeder Stadt ein königlicher Wechsler angeſtellt werden, derſelbe allein befugt ſeyn, Silber für Gold oder umgekehrt zu verwechſeln, ſämmtlichen Reichsſaſſen aber ſolche Verwechslung, bei Verluſt des gewechſelten oder zu wechſelnden Geldes, verboten bleiben. Ungeachtet dieſer Vorſchriften und Verbote hatte nach ſechs und zwanzig Jahren Sigmund ſelbſt ſeine kleineren, Quadring genannten Pfennige ſchon ſo ſchlecht prägen laſſen, daß man vier derſelben für einen ſeiner größeren Pfennige nirgend mehr nehmen wollte und dadurch viele Irrungen entſtanden. Nachdem eine von dem Könige ernannte Commiſſion den Gehalt und Werth der Quadring ebenfalls zu leicht befunden hatte (1432), verordnete er, daß außer den größeren Pfennigen, Ein hundert für Einen Ducaten, auf gleiche Weiſe die Quadringe im Umlaufe bleiben und bei jedem Handelsgeſchäfte, ſo wie von jeder kirchlichen, Kammer- und richterlichen Behörde unweigerlich bei Strafe am Vermögen oder an der Perſon, angenommen werden müßten; doch überall nur nach ihrem jetzt ausgemittelten wahren Werthe, zehn Quadringe für einen größeren Pfennig, tauſend für einen Ducaten.

Bei der in König Sigmund's letzten Tagen zunehmenden Verwirrung und Bedrängniß im Staatshaushalte, wobei Wucher und Betrug freies Spiel gewannen, drängten ſich mancherlei fremde Münzſorten in Ungarn ein; ſo die Lombarder (Bardi), deren zwei einen kleinen Groſchen, zwei und ſiebzig für einen Ducaten galten. Auch unter Albrecht waren ſie noch im Umlaufe; aber auf dem Ofener Landtage (1439) mußte dieſer König geloben: daß er nicht nur in dem beſtehenden Münzfuße ohne Genehmigung der Stände keine Abänderung treffen, ſondern auch kleinere Pfennige, von gleichem Gehalte mit den größeren, zwei einen großen Pfennig, zwei hundert einen Ducaten geltend, ausprägen laſſen wolle; der Graner Erzbiſchof ſollte mit dem jedesmaligen Oberſchatzmeiſter einen verläßlichen, ſachkundigen Mann zum Münzwardein für Gold- und Silbergeld beſtellen. Da ferner Berg-, Münz-, Dreißigſt- und Zollämter nicht mehr an Ausländer verliehen werden durften und eingeborene Beamte ſich nicht ſo ſchnell in der Berechnung und Ausgleichung des fremden Geldes mit dem einheimiſchen zurecht fanden, ſo wurde feſtgeſetzt, daß eben ſo wenig auswärtiges Geld, als auswärtiges Salz, nach Ungarn eingeführt werden dürfe. Die Königin Eliſabeth wurde nach ihres Gemals Tode durch die Noth gedrängt, den ungariſchen Münzfuß zu verändern;

ſie ließ gleich Anfangs die in ihres Sohnes Namen zu prägenden Silberpfennige mit ſo viel Kupfer beſchicken, daß erſt zwei hundert und zwanzig derſelben dem Werthe eines Ducaten gleich kamen. Die bald darauf von ihr zu Kremnitz geprägten und in Umlauf geſetzten neuen Pfennige waren ſo geringhaltig, daß drei hundert der größeren und ſechs hundert der kleineren für einen ungariſchen Goldgulden gezählt wurden. Nicht beſſer war die Münze des Gegenkönigs Wladislaw, welche drei Theile Kupfer und nur einen Theil Silber enthielt. Unter Hunyad's Statthalterſchaft wurde von Magnaten und Ständen zwar ihr Gehalt verbeſſert, ihr Werth aber immer noch zu hoch angeſchlagen. Sie beſtand aus zwei Dritteln Kupfer und einem Drittel Silber; dennoch ſollten der größeren Pfennige zwei hundert, der kleineren vier hundert einen Ducaten gelten, und dieſer Münzfuß ohne Genehmigung der Stände nie verändert werden.

Als Ladislaw die Regierung antrat, erging in ſeinem Namen der Befehl, daß künftig im ungariſchen Reiche überall Münze von einerlei Schrot und Korn in Umlauf gebracht, dazu eine Mark feines Silber mit einer Mark Kupfer beſchickt, daraus dreizehn hundert weiße Pfennige geſchlagen, zwei hundert derſelben für einen Ducaten gelten und allenthalben im Lande dafür angenommen werden ſollten. Weder Goldmünze nach Silbergeld durfte von der Münzkammer vor geſchehener Probe ausgegeben werden. Die Prüfung der erſteren wurde dem Richter und den Geſchworenen der Münzſtadt übertragen; zu leicht befundene Goldmünzen mußten umgeprägt werden. Der Prüfung des Silbergeldes ſollten der königliche Oberwardein und der Beamte des Graner Erzbiſchofs ſich unterziehen. Beide hatten der Miſchung des Metalles beizuwohnen; nach vollbrachtem Guſſe nahm der Wardein von den Zainen zwei Piſete (Achtundvierzigſtel), probirte das eine, und bewahrte mit dem, aus der Probe genommenen Silber das andere ungeprüft für den König. Auf dieſe Weiſe hatte er nach geendigter Schlagung mit einigen Stücken der Münze zu verfahren. Der Betrag von vier Pfennigen mehr oder weniger in Legirung und Gewicht, ohne Liſt und Trug, ſollte die Münze nicht beſchweren. Die Zahl der probirten und ausgeprägten Marken, dabei der Tag der vorgenommenen Probe, mußte von dem Wardein und dem Beamten des Graner Erzbiſchofs eingetragen werden. Beide mit dem Münzmeiſter waren für Erſcheinung verfälſchter, oder in Legirung und Gewicht nicht probehaltiger Münzen verantwortlich und ſtraffällig.

Sigmund lernte während ſeiner langen Regierung nicht die Kunſt, mit Geld umzugehen, und obgleich faſt immer in Verlegenheit, machte ihn doch jeder vorübergehende ſcheinbare Ueberfluß verſchwenderiſch, ſo daß ein, zu irgend einem Zwecke von ihm erhobener Betrag ſelten dieſem ſeinen Zwecke wirklich zugeführt, ſondern meiſt noch vor der Zeit planlos verſchleudert wurde. Seine ſtäte Geldnoth brachte in dem Abgabenweſen manche Veränderung hervor. Als ſeine Partei ihn zum Könige krönte, waren die Einkünfte der Krone aus den königlichen Kammergütern, freien Städten, Bergzehent, Salz- und Münzregal, Kammergewinn; ferner von Ungarns Fünfzigſtel, von Siebenbürgens Marderſteuer, von Slavoniens Sanct Mertenszins, von der Siebenbürger und Zipſer Sachſen Grundzins, endlich aus dem Dreißigſt des Werthes aller Waaren, und aus anderen Zöllen immer noch ſehr beträchtlich, und Sigmund fand mancherlei Anlaß, ſie zu vermehren. Seinen Verordnungen gemäß (1405) mußten ſämmtliche Bürger und Einwohner der freien Städte, ungeachtet aller ihnen verliehenen oder noch zu verleihenden Freiheiten, die von ihm ausgeſchriebenen Steuern, Auflagen und Abgaben entrichten. Die Neujahrgeſchenke, urſprünglich eine freiwillige und in ihrem Betrage willkürliche Abgabe, wurden von König Karl zur Schuldigkeit gemacht und ihr Betrag durch Sigmund geſetzlich beſtimmt; außerdem wurden noch dem königlichen Oberthürhüter von jeder Stadt ſechs Ducaten jährlich, dem königlichen Oberſtallmeiſter einmal im Jahre, bei des Königs Durchreiſe, von ſämmtlichen Handwerkern ein Stück ihres Gewerbes, von den Riemern ein Zaum, von den Kürſchnern ein Pelz, von den Uebrigen andere Gegenſtände angewieſen. Dagegen wurden ſie jener Geſchenke, welche ſonſt auch die königlichen Mundſchänke, Truchſeſſe, Hofverwalter, Kuchenbäcker und Köche von den Städten gefordert hatten, überhoben. Mit dem Dreißigſt, welcher bisher nur von den in das Reich gebrachten Waaren entrichtet worden, belegte Sigmund auch jene Waaren, die im Handel außer Landes gingen. Hinſichtlich des Kammergewinnes von dem Geldumſatze unterſchied er größere und kleinere Bauernhöfe; von jedem der erſteren ließ er dreißig, der letzteren fünfzehn Pfennige einſammeln; außerdem hatten die Sammler für jede Quittung zwei Pfennige von dem Schultheißen zu empfangen.

Weil die geheimen Siegel König Ludwig's, ſo wie der Königinnen Eliſabeth und Maria, verloren gegangen und von Betrügern zu Verfertigung falſcher Urkunden nachgemacht worden waren, Sigmund ſelbſt ſeine Siegel

verloren oder absichtlich vertilgt hatte, so verordnete derselbe in sämmtlichen Gespanschaften Generalversammlungen des Adels, in welchen von den dazu ernannten Richtern und Beisitzern alle von Ludwig, Elisabeth, Maria und ihm selbst ausgestellte Schenkungsurkunden zur Prüfung ihrer Echtheit beigebracht werden mußten. Die echtbefundenen erhielten dann seine Bestätigung, und wurden durch Beidrückung seines neuen Siegels bekräftigt, die falschen vernichtet und die Güter für die Krone eingezogen. Eben so erwuchsen dem Könige Sigmund ansehnliche Zuflüsse aus den zu Gunsten des Fiscus eingezogenen Schlössern, Ländereien und Herrschaften mehrer aufrührischen Edlen; aber alle diese Vortheile vermochten den Ausfall nicht zu decken, welchen Sigmund's Verschwendung und Unkenntniß aller Staatswirthschaft fortwährend veranlaßte.

Durch Landtagsbeschluß war (1405) der Machtkreis der kirchlichen und der bürgerlichen Gerichtshöfe genauer bestimmt und verordnet worden, daß künftig weder kirchliche Richter den weltlichen Gerichtshöfen zugehörige Rechtshändel, noch Diese Rechtssachen, deren Entscheidung jenen zukomme, verhandeln und schlichten sollten. Erhöbe sich zwischen beiden Streit darüber, ob ein besonderer Rechtsfall vor die einen oder die anderen gehöre, so sollte an den König berichtet werden, der sodann, nach Berathschlagung mit Prälaten und Baronen, den gehörigen Richterstuhl ausmitteln und bestimmen würde. Gleichwohl wurden, bei dem hohen Ansehen, das die Clerisei in Ungarn behauptete, und bei dem überwiegenden Vertrauen der Parteien zu derselben, sehr oft Streitsachen dem weltlichen Richterstuhle entzogen und bei dem geistlichen anhängig gemacht; daher wurde (1447) von Magnaten und Ständen den Erzbischöfen, Bischöfen und den Vicarien die Schlichtung weltlicher Rechtshändel untersagt. Nur wußte man nicht immer zwischen geistlichen und weltlichen Gegenständen genau zu unterscheiden; es wurde daher auch später noch die Gränzlinie häufig überschritten und der Umkreis der geistlichen Gerichtsbarkeit meist weiter gezogen, als er eigentlich seyn sollte.

Noch immer waren der Palatin und der Judex Curiae die ordentlichen Gerichtsbehörden in Sachen des Besitzes, des Eigenthumes und der Gewaltthaten für das ganze Reich, erst in Sigmund's letzten Regierungsjahren auch der Kanzler und der Vicekanzler; für die königlichen Freistädte der Oberschatzmeister; für die Comitate der Obergespan, die Stuhlrichter und die Beisitzer. Wer zu einem richterlichen Amte erwählt wurde, mußte in die Hände

des Königs oder seines Verordneten schwören, weder Haß noch Gunst auf seine Aussprüche einwirken zu lassen. Wurde der Edelmann von dem Kleriker einer Gewaltthat oder Beschimpfung gerichtlich überführt, so durfte er, gleich dem Geistlichen in ähnlichem Falle, zu keiner schwereren Strafe, als zur Lösung seines Hauptes, verurtheilt, doch für Verletzung oder zugefügten Schaden mußte Ersatz geleistet werden. Gerieth der Kleriker mit den Jobagyen eines Barons oder Edelmannes in Zank, Beschimpfung, Schlägerei oder anderen weltlichen Handel, so durfte er ihn nicht sogleich, wie bisher geschehen, vor den geistlichen Richterstuhl ziehen, sondern erst wenn ihm der Herr des Jobagyen Gerechtigkeit verweigerte, stand ihm frei, ihn vor den Gerichtshof des Bischofs oder seines Vicars zu laden. Diese Verfügung stand in Widerspruch mit dem älteren Gesetze, nach welchem der geistliche, wie der weltliche Kläger in solchem Falle, sein Recht verfolgend, sich von dem Grundherrn an den Obergespan, von Diesem an den König wenden sollte. War der König oder die Königin über Besitz oder Eigenthum mit den Reichssassen in Rechtshändel verflochten, so verbot das Gesetz den königlichen Sachwaltern, unter den Richtern zu sitzen; sie mußten unter den Rechtsführern der Gegenpartei stehen, waren auch nicht befugt, die Vollmachten und Eingaben derselben zur Einsicht, welches nur dem Richter gebührte, zu verlangen. Vor keinem geistlichen oder weltlichen Richterstuhle durfte der öffentliche Notar die Anwaltschaft für Laien, edle Herren oder Geistliche die Untersuchung wider streitend, Parteien übernehmen. Wer immer in einer königlichen Freistadt Schadene Beschimpfung oder Gewalt erlitten hatte, und Recht suchen wollte, mußte seine Klage zuerst bei dem Richter der Stadt einlegen: wurde ihm von diesem Gerechtigkeit verweigert oder verzögert, so durfte er seine Sache vor dem königlichen Oberschatzmeister anbringen, und wenn auch der ihm Recht zu sprechen unterließ, war ihm erlaubt, es vor dem königlichen Richterstuhle zu suchen. Wer sich selbst Ersatz, Rache oder Genugthuung nahm, wurde des Verbrechens der Gewalt schuldig erkannt.

Um dem dürftigen Adel und den niedrigeren Reichssassen, welche von mächtigen Feinden häufige Eingriffe, Räubereien und Gewaltthätigkeiten zu erleiden hatten, schneller und nachdrücklicher, als bisher, zu ihrem Rechte zu verhelfen, verordnete Sigmund (1435) das Gericht einer aufgebotenen Comitatsversammlung (proclamatae congregationis). Wurde ein Edelmann [illegible] ns, besonders des Raubes und der Gewalt, beschul-

digt, so ließ der König an den Obergespan des Comitates, in welchem der Angeklagte seinen Wohnsitz hatte, den Befehl ergehen, den gesammten Adel zusammen zu rufen, dessen auf Eid und Pflicht abgegebenes Zeugniß wider den Beklagten aufzunehmen, dasselbe, durch sein oder des Vicegespans Siegel bekräftigt, an den König zu senden, und hiemit die Parteien zu unverzüglicher Tagsatzung an das Hoflager zu verweisen; des geraubten Gutes Zurückstellung aber, den Schadenersatz oder die angemessene Genugthuung augenblicklich zu verfügen. Die weitere Strafe wurde blos auf den Grund des eingegangenen Zeugnisses, welches ausführliche Erzählung des verübten Unfuges, die Namen der geraubten oder verletzten Besitzungen und der Zeugen enthalten mußte, von dem Könige oder dessen verordnetem Richter, ohne weitere Tagsatzung und Rechtsführung, über den Verbrecher verhängt. Solcher Rechtsgang durfte durch keinen Gnadenbrief des Königs, der Königin, der Prälaten oder Barone, auch durch keinerlei Vorwand, etwa pflichtmäßiger Heerfolge, oder dringender Vertheidigung einer Burg, ausgesetzt werden; vielmehr mußte der Handel in der einen aufgebotenen Comitatsversammlung entschieden werden, wenn anders nicht, wie nach alter Reichsgewohnheit gestattet war, die Parteien durch Vermittelung sich in Güte vergleichen wollten.

Anders war der durch König Albrecht eingeführte Rechtsgang des dreimal geschehenen öffentlichen Ausrufes (trinae proclamationis), bei minder schweren Verbrechen der Gewalt und bei streitigem Besitze. War der Beklagte bei der ersten Tagsatzung nicht erschienen, so wurde er der einfachen Geldbuße (Birság) schuldig erklärt, und zum zweiten Male vorgeladen. Blieb er auch diesmal aus, so wurde ihm doppelte Geldbuße zuerkannt; worauf die dritte Vorforderung durch öffentlichen Ausruf auf den nächsten drei Jahrmärkten der Gespanschaft erfolgte und er, falls er abermals sich nicht stellte, zum Doppelten der verdoppelten Geldbuße verurtheilt, der Gewaltthat und des unrechtmäßigen Besitzes schuldig erkannt, und die Sache als abgethan betrachtet wurde. War er bei der ersten oder zweiten Vorladung erschienen, mit dem Einwenden, er könne die Beweisurkunden nicht vorlegen, weil sie sich, weit von dem Gerichtshofe, in fremder Verwahrung befänden, so wurde ihm zur Beibringung derselben eine einjährige Frist gestattet, und nach deren Ablaufe in erster Tagsatzung, auch wenn die Urkunden nicht beigebracht wurden, die Sache ohne weiteren Aufschub durch Endurtheil entschieden. Waren in den angeblich unrechtmäßigen Besitz mehre Personen Einer Familie ver-

flochten, aber einige derſelben im Dienſte des Königs oder in eigenen Angelegenheiten abweſend, ſo wurde mit den anweſenden nach dem verordneten Rechtsgange verfahren, und die Entſcheidung war auch für die übrigen gleich verbindlich. Nur wenn Alle zugleich in wichtigen Dienſten für König und Reich entfernt waren, durfte die Sache mit Unterlaſſung des dreimaligen öffentlichen Ausrufes auf weitere Tagſatzung verſchoben werden.

Bereits in früheren Zeiten war dem Adel und jedem Grundherrn auf ihrem Gebiete über ihre Jobagyen und Hausgenoſſen, außer Diebſtahl, Straßenraub, Todtſchlag und anderen halspeinlichen Verbrechen, freie Gerichtsbarkeit verliehen worden; die Könige Karl und Ludwig hatten einigen Baronen und edlen Herren auch das Vorrecht, über Leben und Tod ihrer Unterthanen zu erkennen, ertheilt, und Sigmund, in ſeinem Beſtreben, überall einen geordneten Rechtszuſtand herzuſtellen, machte jenes gefährliche Recht unter dem Adel faſt allgemein, gewährte es endlich (1405) auch allen königlichen Freiſtädten und Freimärkten über Miſſethäter, die auf dem Gebiete derſelben halspeinliche Verbrechen begangen und nicht etwa königliche Begnadigung erlangt hatten. Uebelthäter, deren der Palatin auf ſeinen Reiſen zu allgemeinen Gerichtstagen, die Barone, Comitatsgrafen, edlen Herren und Stadtvorſteher in den Kreiſen ihrer Gerichtsbarkeit nicht habhaft werden und ſie zur verwirkten Strafe ziehen konnten, ſollten geächtet, und die Achtserklärung mit ausführlicher Angabe ihrer Verbrechen ſämmtlichen Gerichtshöfen, Stuhlrichtern, Städten zugeſendet werden; dieſe ſodann verpflichtet ſeyn, den Geächteten nachzuſpüren, ſie einzufangen und nach Maßgabe ihrer Vergehungen zu beſtrafen. Sie aufzunehmen, zu bergen und zu hegen, war bei königlicher Ungnade verboten, die auch ſolchen Gerichtsverwaltern, Stuhlrichtern und Städtevorſtehern angedroht war, welche mit Vorſatz oder aus Fahrläſſigkeit die Flucht Geächteter beförderten, oder in ihrer Beſtrafung Saumſeligkeit verriethen. Nur ſollte dieſe Erweiterung der Gerichtsbarkeit nie die Privatrache benutzen, um dem ordentlichen Gerichtsgange auszuweichen; daher ſollte Niemand, welches Standes er immer ſey, es wagen, zur Habhaftwerdung eines Schuldners, Beleidigers oder Verbrechers, den Ort, wo der Letztere ſich aufhielte, feindlich zu überfallen, oder um des Einen willen den Einwohnern Gewalt anzuthun. Wer ſeinen Gegner oder Schuldner verfolgen wollte, durfte dies nicht anders, als in Gegenwart des Richters, unter welchem der zu Verfolgende ſtand.

Wenn auf einer Heerfahrt Kriegsleute Lebensmittel ohne Zahlung oder mit Gewalt weggenommen hatten, und die Beschädigten zu befriedigen sich weigerten, so sollten Letztere, nach König Sigmund's Verordnung (1427), von ihren Herren unterstützt und von ihrem Schultheißen begleitet, den erlittenen Schaden vor zwei Stuhlrichtern angeben und diese Angabe eidlich erhärten. Die Richter hatten dann ein Protokoll darüber aufzunehmen und eine, mit ihrem und des Obergespans Siegel versehene, Abschrift davon den Klägern auszufertigen. Mit dieser sollten die Kläger in den Octavalgerichten vor dem Palatin, vor dem Judex curiae oder deren Stellvertretern ihr Recht suchen; die Reichsrichter dem Protokolle vollen Glauben beimessen, ohne weitere Beweise die Beklagten zum Ersatze, sowohl des angezeigten Schadens, wie auch der den Klägern verursachten Gerichtskosten und Bemühungen, ersteres nach seinem wahren Werthe, nicht nach gemeiner Schätzung, zum zehnten Theile des Werthes, verurtheilen und ihren Ausspruch mit Brief und Siegel dem Obergespane des Comitates, wo die Beklagten seßhaft wären, zu schleuniger Vollziehung übersenden. Hatten Kriegsleute Sachen von größerem Werthe und minder dringendem Bedürfnisse entwendet, oder Häuser, Keller und Vorrathskammern der Landleute aufgebrochen, Frachtwagen angehalten und geplündert, oder auf andere Weise Jemand zu erheblichem Schaden gebracht, so sollten sie oder ihre Herren auf das nächste Octavalgericht vor die Reichsrichter gefordert, im Falle sie nicht erschienen, für schuldig erkannt und zu vierfachem Ersatze des angegebenen Schadens verhalten werden. Ein Gleiches sollte ihnen widerfahren, wenn sie sich stellten und der Klage geständig waren. Läugneten sie aber ihr Vergehen, so sollte der Richter die Beschädigten an das Verhör ihres Comitates und zur eidlichen Bekräftigung ihrer Angaben verweisen, dann wider die Beklagten nach gedachter Weise verfahren. Waren von Kriegsleuten noch gröbere Verbrechen, wie z. B. Mord, Todtschlag, Frauenraub, Nothzucht, Kircheneinbruch u. s. w. begangen worden, so sollten sie von den Verletzten durch gerichtliche Steckbriefe verfolgt und dreimal vor das Octaval-Hofgericht geladen werden. Im Läugnungsfalle sollte das Zeugniß des Comitates als rechtlicher Beweis gegen sie gelten. Ungeachtet der Vorladung ausbleibend, sollten sie für schuldig erklärt, halspeinlich verurtheilt, und, wenn man sich ihrer nicht bemächtigen könnte, das Lösegeld für ihr Haupt und die Genugthuung für den zugefügten Schaden von ihren Herren eingetrieben werden. Im Falle die Verbrecher nirgend ansässig, unbekannt oder

nicht aufzufinden waren, so genügte es, wenn die Vorladung auf dem Hofe desjenigen Herrn, unter dessen Banderie sie gedient hatten, geschah. Ein Baron, der seine Banderie persönlich angeführt und den Klagen über sein Kriegsvolk nicht genügend abgeholfen hatte, durfte durch die Beschädigten gerichtlich verfolgt und zur Leistung des Schadenersatzes angehalten werden.

Wo in bürgerlichen Streitsachen andere Beweismittel fehlten, wurde bisweilen noch der gerichtliche Zweikampf verhängt, und in peinlichen Fällen zur Erpressung verweigerter Angaben die Folter angewendet. Die Einwohner einer freien Stadt oder eines freien Marktes konnten von dem Ausspruche ihres ordentlichen Richters sich entweder auf das Urtheil einer anderen Freistadt, mit welcher die ihrige gleiche Freiheiten besaß, oder auf das Urtheil des Ober-Reichsschatzmeisters berufen. Ein oder der andere Gerichtshof mußte die Streitsache endlich entscheiden, und dieselbe durfte nicht noch vor einen anderen Richterstuhl, außer den höchsten königlichen, gebracht werden.

Früher war in Streitsachen um Besitz und Eigenthum dem Richter das Neuntel und Zehntel des Betrages, um welchen Prozeß geführt worden, zugekommen, und zwar hatte die gewinnende Partei diesen Abzug tragen müssen. Sigmund aber verordnete (1435), daß vielmehr der Sachfällige diese Taxen bestreiten solle, damit nicht der Gerechte den Nachtheil für den Schuldigen habe und an dem Seinigen geschmälert werde. Die einmal festgestellten gerichtlichen Taxen und Geldbußen sollten von keinem Gerichtshofe erhöht werden; die letzteren sollten der Obergespan und die Stuhlrichter unter sich theilen. Nach späterer Verordnung des Ofener Landtags (1447) sollte in Geldbußen die Mark zu hundert Pfennigen berechnet werden.

In Gemäßheit der auf dem Preßburger Tage vorgeschriebenen und von Sigmund bestätigten gerichtlichen Taxen waren für ein Capitular- oder Conventual-Zeugniß, so wie für jedes Vorladungsschreiben, für gerichtliche Vollmachten, offene ausgefertigte Verbote, Protestationen, Aussagen, Nachforschungen, vier und zwanzig Silberpfennige zu zahlen; für verschlossene ausgefertigte Verbote, Protestationen, Aussagen und dergleichen, zwölf; für Protestationsbriefe, für Aussagen, in Privilegialform ausgefertigt, Ein hundert; für Abschriften alter Urkunden dem Archivar für sich, Ein hundert; für die offene Abschrift kürzeren Inhalts vier und zwanzig; weitläufigeren Inhalts und in Privilegialform, Ein hundert; für Einsetzungsurkunden bei geschehenem Einspruche vier und zwanzig; wenn die Einsetzung ohne Widerrede vorgegangen

war, nach dem Werthe der Beſitzung und nach Anzahl der Bauernhöfe, von einem bis zu vier im Ganzen Ein hundert; von vier bis zu zehn für jeden drei und dreißig; von zehn bis zu zwanzig für jeden vier und zwanzig; von zwanzig bis zu hundert von jedem zwölf, und von jedem über hundert, acht Silberpfennige. Für Urkunden über Gränzbeſichtigung, wenn kein Einſpruch geſchah, vier und zwanzig; wenn die Gränzen durch Errichtung von Gränzzeichen unter gerichtlichem Eid und mit Einverſtändniß der Parteien berichtigt worden, vier hundert; waren die Parteien uneinig, ſo daß die Sache vor das Hofgericht gebracht werden mußte, zwei hundert; für eine gemeine Unterſuchung mit gerichtlichem Auftrage, für Beſichtigung einer Beſitznahme, für gerichtlich übertragene Abſchätzung oder Theilung einer Beſitzung, Ein hundert Pfennige. Bei gerichtlich übertragener Einziehung der Güter oder Sachen in halspeinlichen Verbrechen ſchuldig erkannter Reichsſaſſen gebührte den beigeordneten Kapitularbeamten das Zehntel der Sache, und für die Urkunde Ein hundert Pfennige; für einfaches Zeugniß des geleiſteten Eides, vier und zwanzig; wenn es die Namen der Mitvereideten enthielt, Ein hundert Pfennige. Bei Geldzahlungen vor Kapiteln oder Conventen durften dieſe das Neuntel und Zehntel nur dann abziehen, wenn das Geld bei ihnen, wegen Uneinigkeit der Parteien, niedergelegt werden mußte; der Abzug fiel dem Theile zur Laſt, welcher die Niederlegung veranlaßt hatte. Jedem der zu Zeugen verordneten Kapitularbeamten, ſie mochten mit eigenen Pferden, oder auf Koſten des Rechtsführers reiſen, hatte dieſer täglich zwölf große Silberpfennige zu entrichten.

Sigmund, durch Parteimacht ſowohl auf den Thron erhoben, als dort häufig bedroht, umgab ſich mit einer Phalanx neuen Adels, zu welchem er häufig Ausländer geſellte, und ſtrebte dadurch eine Gegenmacht wider den Einfluß der Magnaten zu gründen, die ihn zu ſehr als ihr Geſchöpf betrachteten und ſeine Abhängigkeit fühlen ließen. Wenn er, was daher oft geſchah, freigeborene Reichsſaſſen in den Ritterſtand erhob, ſo pflegte er ihnen nicht ſelten zugleich mit dem Grundbeſitze auch ein Familienwappen zu verleihen, das bildlich an die Verdienſte des Empfängers zu erinnern diente. Ehedem hatten die Beherrſcher Ungarns ſolche Krieger, die im Kampfe durch ihre Tapferkeit den Uebrigen vorleuchteten, durch Ertheilung von Waffen im Angeſichte des ganzen Heeres ausgezeichnet. Dergleichen Ehrenzeichen pflegten von den damit Belohnten und deren Erben als theure Familiendenkmäler aufbewahrt, und, als ſpäter die Herren mit

ihren Jobagyen unter eigenem Banner in's Feld zogen, auf den Fahnen abgebildet zu werden. Andere, die noch keine ſolchen ſymboliſchen Wahrzeichen der Thaten ihrer Väter beſaßen, bezeichneten dafür ihr Banner mit verſchiedenartigen Kreuzen, Heiligenbildern oder Namenszügen und anderen Merkmalen ihres Hauſes. Sigmund benutzte das Wohlgefallen der Ungarn an Wappenbildern, um Gnaden auszuſpenden, die ihm Nichts koſteten, und wo er keinen Grundbeſitz verleihen konnte, gab er den Adel durch das Wappen. Auf dieſe Weiſe entſtand eine zahlreiche zweite Gattung des Adels, Armaliſten genannt, welcher, ohne Grundbeſitz, entweder den Magnaten auf ihren Höfen und unter ihren Bannern im Felde für Ehrenſold diente, oder in königlichen Freiſtädten von ſeinen Einkünften lebte. Zur Belohnung für ihren Felddienſt wurden dieſe neuen Edlen unter dem Könige Albrecht (1439) von aller Zehentpflicht losgezählt.

Eine andere Auszeichnung, womit König Sigmund, wiewohl in ſeltneren Fällen, Verdienſte zu belohnen pflegte, war der von ihm geſtiftete Drachenorden, der jedoch nicht der erſte Orden in Ungarn war, indem, wie es heißt, ſchon der heilige König Stephan ſeine Getreuen zu Rittern des heiligen Kreuzes gemacht hatte. Kaiſer Heinrich III. ſchlug ſpäter zu Stuhlweiſſenburg deutſche Herren zu Rittern des heiligen Kreuzes, und ungariſche Herren zu Rittern vom goldenen Sporn, als welches Ordens Urheber die Sage Karl den Großen nennt. Beide Orden wurden von den Königen Peter und Andreas I. fortgeſetzt, und durch den heiligen König Ladislaw wurde der Kreuzorden mit einträchtlichen Ländereien bereichert; daher mehre Familien, Kirchen und Ortſchaften in Ungarn den Namen Szent-Keresztes und Keresztur erhalten haben ſollen. Noch zu Sigmund's Zeiten trugen die Ritter ein rothgeſticktes Kreuz im weißen Felde; im Kriege war ihr Standort unter dem Paniere des heiligen Georg. Auch den Spornorden vertheilte Sigmund noch, und wahrſcheinlich war ſein Drachenorden blos eine Vereinigung der beiden Orden des goldenen Spornes und des ungariſchen Kreuzes unter neuem Namen und neuer Ausſchmückung. Er ſtiftete denſelben (1408) zur Verherrlichung ſeiner Vermälung mit Barbara von Cilly, und verpflichtete dieſen Orden zu perſönlichem Waffendienſte wider Heiden, Abtrünnige und andere Feinde der chriſtlichen Kirche; das Zeichen war eine doppelte goldene Kette mit goldenem Kreuze, an deſſen Fuße ein ſich aufwärts bäumender Drache. Auf dem Kreuze war der Länge nach eingegraben: O quam misericors est

Deus; der Quere nach: Pius et Justus. Der Drache wurde Ausländern, das Kreuz Ungarn verliehen. Die Zahl der Ritter war vier und zwanzig; ordensfähig nur wirkliche oder gewesene Reichsbarone; ihre Vorrechte: freier Zutritt zu dem Könige, Theilnahme an den geheimsten Berathschlagungen, eigener Gerichtsstand in Streitigkeiten unter einander, zu deren Entscheidung fünf Ordensritter ernannt wurden; wider ihren vom Könige bestätigten Ausspruch konnte keine weitere Appellation ergriffen werden. Bei der Aufnahme mußten sie schwören: dem Könige, der Königin und deren Kindern unverbrüchlich treu zu seyn, sie wider Jedermann zu beschützen und standhaft bei den alten, rechtsgiltigen Reichsgewohnheiten zu beharren. Ungeachtet Sigmund's Versprechen, den Drachenorden fortbestehen zu lassen, gerieth derselbe doch schon unter seinem Stifter in Verfall, und unter seinen Nachfolgern in Vergessenheit; während der Armalistenadel fortwährend freigebig verliehen wurde.

Uebrigens nahm hiermit auch in gleichem Verhältnisse der Raubadel überhand, der — obwohl es von jeher ausdrücklich verboten war, ohne Genehmigung des Königs Burgen aufzuführen — auf seinem Grund und Boden feste Schlösser erbaute, und von da aus die Umgegend durch Plackerei und Streifzüge heimsuchte, die Reisenden niederwarf, Kirchen und Klöster ausplünderte und nicht selten sogar die Städte ängstigte. Zwar wurde fast auf jedem Landtage die Schleifung ähnlicher Raubnester, bei Strafe des Hochverrathes, angeordnet; doch nicht immer kamen dergleichen Befehle zur Erfüllung, und eine gebrochene Burg ließ sich, da gewöhnlich die Unterthanen des benachbarten ärmeren Adels zum Bauen gezwungen wurden, leicht durch eine andere ersetzen. Zudem fand der Adel in dem Schutze, den die Reichsgesetze unter allen Umständen seiner persönlichen Freiheit sicherten, hinlängliche Stützen, um es auf ein Aeußerstes ankommen lassen zu dürfen. Ein Edelmann mochte was immer verbrochen haben, Niemand durfte ihn verhaften, ehe er nicht von dem gehörigen Gerichtshofe in rechtlicher Form auf Leib und Leben verurtheilt oder geächtet war. Erst wenn Letzteres geschehen, durfte Jedermann den Verbrecher ergreifen und ihm alle seine Habe wegnehmen, ohne darüber zur Verantwortung gezogen werden zu können. Desgleichen verwirkten Prälaten, Barone und andere Reichssassen ihre persönliche Freiheit und den Schutz des Gesetzes, wenn sie eigenmächtig und mit Gewalt ihre Schuldner auf deren Grund und Boden pfändeten, und sie durften in solchem

Falle von einem Jeden gefangen, verwundet, ja selbst getödtet werden, ohne daß dem Verletzer eine Strafe erwuchs.

Auch dem Bauernstande wurde in dieser Zeit seine persönliche Freiheit gegenüber dem begüterten Adel gegeben; indem König Sigmund (1405) den königlichen Bauern unbedingte Freiheit verlieh, ihre Höfe bei königlichen Freistädten, Marktflecken, Burgen, Dörfern zu verlassen und auf den Landgütern der Kirchen oder des Adels sich anzusiedeln. Schuldete ein Bauer seinem Herrn Geldbuße oder Grundzins, so war Letzterem nur eine Monatsfrist zur Eintreibung der Schuld bewilligt, und nach Ablaufe derselben durfte er dem Bauern den freien Abzug unter keinerlei Vorwand länger verwehren. Obgleich diese Verordnungen des Königs bald darauf noch bestätigt und erweitert wurden, so setzte der Adel der Vollziehung derselben doch vielfache Schwierigkeiten entgegen, um ihre dadurch gefährdeten herrschaftlichen Rechte zu verwahren. Seitdem vermehrten sich die Klagen über Verweigerung des freien Abzugs; aber Sigmund entschied in den meisten Fällen zu Gunsten der Bauern, ließ an sämmtliche Magnaten und Stände offene Briefe ergehen, in welchen die Verordnungen der Freizügigkeit erneuert wurden, und bevollmächtigte die Grafen und Stuhlrichter der Gespanschaften, gegen widerstrebende Herren mit aller Strenge zu verfahren, sobald die Bauern, freien Abzug fordernd, den Grundzins und sonstige Schulden berichtigt hätten. Diese Bedingung, von welcher, wie billig, die Freizügigkeit abhängig gemacht worden war, diente nachmals manchen strengen Herren als Mittel, nicht nur die dem Bauernstande günstigen Reichsgesetze zu entkräften, sondern auch den Zweck derselben, völlige Ausrottung der Leibeigenschaft, zu vereiteln; indem sie durch ungemessene Forderungen, Prozesse, Darlehen und Vorschüsse die Bauern so tief in Schulden verwickelten, daß dieselben, statt der gebotenen Gesetzeswohlthat theilhaftig zu werden, vielmehr in noch tiefere Abhängigkeit versanken und für Frohnbrot zu dienen gezwungen waren.

Neben der persönlichen Freiheit waren auch Recht und Eigenthum durch das Gesetz nach Möglichkeit gesichert. Wenn ein Begüterter ohne Leibeserben starb, so konnten entferntere Verwandte ihr Recht auf die Erbschaft geltend machen, und rechtsgiltige Ansprüche wurden berücksichtigt; wo diese fehlten, fiel die Verlassenschaft an den Fiscus, doch so, daß Gerade und Mitgift an die Witwe zurück gestellt wurde und die Töchter ihr gebührendes Viertheil bekamen. Wenn zwischen dem Könige und Reichsassen ein Prozeß über

Besitzrecht entstand und Ersterer sachfällig erklärt wurde, so mußte er, gleich einem Privatmanne, die Kosten und den entgangenen Nutzen oder verursachten Nachtheil ersetzen. Erwarb Jemand durch königliche Schenkung ein Besitzrecht, vorgebend, daß es dem Könige zustände, so hatte er den Beweis darüber zu führen und, wenn er damit nicht durchkam, die Kosten zu tragen; hatte er sich aber vor Austrag der Sache in wirklichen Besitz und Genuß der Einkünfte eingedrängt, so mußte er, als einer Gewalthandlung schuldig, nach Vorschrift des Rechtes der Gegenpartei gerecht werden. Die frühere unbillige Gewohnheit, daß, wenn Edelleute des Hochverraths schuldig erklärt wurden, nicht nur ihre eigenen, sondern auch fremde an sie verpfändete Güter dem Fiscus anheim fielen, wurde auf dem Stuhlweißenburger Landtage unter König Wladislaw (1440) abgeschafft, den Eigenthümern der verpfändeten Güter ihr Recht befestigt, und Alles, was bisher, in Folge jener Gewohnheit verfügt worden, widerrufen. Eben so wurde ein anderer Mißbrauch, nämlich die bisherige Gewohnheit, neuerwählten Prälaten und Pfründnern Verzugbriefe (Literae prorogatoriae annuales) zu verleihen, kraft deren sie, wegen Schulden, unrechtmäßigen Besitzes und Gewalthandlungen, in Jahresfrist von Niemand vor Gericht belangt werden konnten, abgeschafft. Den, bei gerichtlicher Pfändung und Eintreibung der Geldbußen, von Grafen und Vicegrafen der Gespanschaften häufig verübten Gewaltthaten, wider welche schon Sigmund geeifert, setzte der Pesther Landtag kräftige Maßregeln entgegen, indem er den Grafen und Vicegrafen untersagte, einen eigenen Gerichtshof außerhalb der Gerichtsstühle ihres Comitates zu behaupten; irgend anderswo, als in der Gesammtheit des Adels, Geldbußen oder gerichtliche Pfändung zu verhängen; diese eigenmächtig, ohne Sendung von der Adelsgesammtheit, und ohne Begleitung des Stuhlrichters vorzunehmen; während der Gerichtstage von dem Adel oder seinen Jobagyen Verpflegung zu verlangen. Die Uebertreter dieses Verbotes sollten alle Mißhandlungen, welche ihnen daraus entstünden, stillschweigend erdulden und nicht befugt seyn, Den, der sie verletzt, gerichtlich zu verfolgen.

Diesen Verbesserungen staatsbürgerlicher Zustände arbeitete die im Laufe dieses Zeitraumes vollendete Ausbildung des vierten Standes, gegründet auf die Verfassung der königlichen Freistädte, gedeihlich in die Hand; sie war großentheils das Werk der in Ungarn geborenen, in den Freistädten ansässigen Deutschen und ihrer gebildeten, rechtserfahrenen Stadtpröpste und

Stadtpfarrer. In den ersten Regierungsjahren Sigmund's traten zu Ofen die Richter, Geschworenen und Verordneten der acht königlichen Freistädte: Ofen, Pesth, Kaschau, Bartfeld, Tyrnau, Preßburg, Eperies und Oedenburg, zusammen, und stellten, zur Begründung ihres staatsbürgerlichen Zustandes, hundert und fünf und siebzig Satzungen auf, welche sodann, mit den darauf erfolgten Beschlüssen, von dem Ober-Reichsschatzmeister und obersten Richter der königlichen Freistädte, Herrn Johannes Thuz von Lacz, (1444) in eine rechtskräftige Sammlung gebracht wurden. Es wurde darin vorgeschrieben, daß jährlich auf Anordnung des Ober-Reichsschatzmeisters zu Ofen ein Tag gehalten werden sollte, zu welchem die Richter, Geschworenen und Verordneten sämmtlicher freien Städte sich pflichtmäßig einzufinden hatten. Um die Rechte und Freiheiten der Stadt in voller Kraft zu erhalten, wurden diese sowohl, als alle nachfolgenden Verfügungen und Entscheidungen des Städtestuhles, in ein gerichtlich beglaubigtes Buch eingetragen, dieses auf dem jährlichen Tage vorgelegt und, nach dessen Beendigung, unter dem Siegel der anwesenden Richter dem Ofener Magistrate zur Verwahrung übergeben. Nur Mitgliedern und Verordneten der Städtegemeinden, keinem Fremden, keinem Edelmanne, wer er auch seyn mochte, wurde Zutritt und Beisitz bei den jährlichen Tagversammlungen gestattet, damit die Verfassung der Städte und deren Verhandlungen durch keinerlei fremde Einmischung gestört würden. Neue Einsprüche und Einwendungen gegen richterliche Urtheile blieben unberücksichtigt; war eine Revision des Rechtshandels zulässig, so mußte sie nach dem schriftlichen Inhalte der ersten Entscheidung vorgenommen werden. Hatten nicht von wenigstens fünf freien Städten Richter und Machtboten sich eingestellt, so durfte der Ober-Reichsschatzmeister auf dem Tage Nichts entscheiden. Die Anwesenden mußten die rechtlichen Gründe ihres Ausbleibens schriftlich dem Städtestuhle mittheilen, außerdem für jeden Tag ihrer Abwesenheit mit drei Mark schweren Gewichtes büßen. Die Hauptpflicht des Reichs-Oberschatzmeisters war: die freien Städte im Genusse ihrer Rechte und Privilegien ungefährdet zu schirmen und gegen Eingriffe des Adels vor dem Könige zu vertreten, wofür ihm ein jährlicher Zins, von Ofen wie von Kaschau zehn, von jeder der übrigen Freistädte fünf Goldgulden entrichtet wurden. Testamentssachen, Raufhändel, Verstümmelungen und Todtschläge gehörten nicht zu seiner Gerichtsbarkeit; nur in Erbschafts- und Schuldsachen, wenn diese über sechzig Goldgulden

betrugen, durfte von dem Ausspruche der ordentlichen Stadtgerichte an seinen Gerichtshof appellirt werden. Der jährliche Städtetag mußte in der Stadt Ofen selbst, nicht auf der Ofener Burg oder anderswo, gehalten werden, und denselben beizuwohnen war der Ober-Reichsschatzmeister oder sein Stellvertreter eidlich verpflichtet.

Der alljährlich zu wählende Magistrat der freien Reichsstädte bestand aus einem Ober- und einem Unterrichter, aus einem Notar und zwölf Geschworenen. Dieselben versammelten sich einige Tage vor dem St. Georgsfeste auf dem Rathhause und wählten aus sämmtlichen Gewerken hundert Meister von tadellosem Wandel und anerkannter Erfahrung zu Rathsmännern, welche dann am Georgstage nach der Frühmesse zusammen traten und die Wahl des Oberrichters für das nächste Jahr aus ihrem Mittel vornahmen. Dieser mußte ebenfalls ein Mann von unbescholtenstem Rufe und bewährter Redlichkeit und Einsicht seyn; gleich nach seiner Erwählung durfte er entweder aus den Geschworenen des abgelaufenen Jahres, oder aus den hundert Rathsmännern zwei taugliche Bürger zu Geschworenen ernennen, worauf die hundert Männer die übrigen Geschworenen für das nächste Jahr wählten. Diese bewerkstelligten sodann mit dem Oberrichter die Wahl des Unterrichters aus ihrem Mittel, oder auch aus den hundert Rathsmännern; im ersteren Falle wurde die Zahl der zwölf Geschworenen aus den hunderten sogleich wieder ergänzt. Wichtigere Rechtssachen und allgemeine Stadtangelegenheiten wurden von dem Oberrichter und den zwölf Geschworenen verhandelt; der Unterrichter mußte diesen Rathsversammlungen beiwohnen, wurde bei seinem Eintritte mit Ehrenbezeigungen empfangen und hatte seinen Sitz zur Rechten des Oberrichters. Minder wichtige Streit- und Schuldsachen, diese von Einem bis zu vierzig Goldgulden, entschied der Unterrichter in seinem Hause; dreimal in der Woche, nur Feiertage und Quatember ausgenommen, mußte er vor Gericht sitzen. Die übrigen Satzungen bestimmten das gerichtliche Verfahren in Erbschafts- und Schuldsachen, bei Testamenten, für Handwerksinnungen und bei halspeinlichen Vergehungen.

Die Könige, welche sich in dem vierten Stande eine treue und bereitwillige Stütze erziehen wollten, und in dessen Wohlstande zugleich Hilfsmittel in mancherlei Geldverlegenheiten fanden, waren bemüht, die städtischen Gesammtheiten nicht nur bei ihren älteren Rechten und Freiheiten zu schirmen, sondern erweiterten auch häufig den Umfang derselben durch neue

Begünstigungen. Der Stadt Preßburg verlieh König Sigmund ansehnliche Vergrößerung des Stadtgebietes, die einträgliche Stapelgerechtigkeit, die Münzfreiheit mit dem halben Antheile des Kammergewinnes, das Recht, mit rothem Wachse zu siegeln, ein eigenthümliches Stadtwappen, Befreiung von Zoll und Dreißigst im Handel, Erweiterung der Wochen- und Jahrmarktgerechtigkeit, und willig bestätigten nachmals die Könige Albrecht und Ladislaw diese Freiheiten. Die sächsische Gesammtheit im Zipserlande hatte sich ebenfalls von Sigmund vielfacher Gnaden zu erfreuen; aber er bereitete auch unwillkührlich ihre Schwächung und die Trennung ihres Bundes vor, indem er dadurch, daß er ihre Grafen und mehre ihrer Bürger in den Adelstand versetzte, die deutsche Gleichheit aufhob, und dreizehn Städte des Bundes mit der Herrschaft Lublau an Polen verpfändete, worauf die übrigen eilf Städte in Abhängigkeit von dem ungarischen Adel geriethen. Kurz vor der Verpfändung erhob Sigmund Pudlein zur königlichen Freistadt; ihre handeltreibenden Bürger bezahlten keinen Zoll und nur die Hälfte des Dreißigst. Den treuen Käsmarkern erließ derselbe König den jährlichen Grundzins und alle anderen Abgaben auf zwölf Jahre; den Betrag der ersteren sechs sollten sie zur Wiederherstellung ihrer Stadtmauern, das Ersparniß der letzten sechs Jahre zur Beförderung ihres häuslichen Wohlstandes verwenden. Später erneuerte er die alten Rechte und Privilegien der Stadt Käsmark, und vermehrte sie mit Verleihung des Wagamtes und Wagmeisters, der Stapelgerechtigkeit und mit einigen freien Jahrmärkten von vierwöchentlicher Dauer. König Wladislaw ertheilte den Bürgern und Handelsleuten dieser Stadt durch das ganze Königreich Polen unbedingte Mauth- und Zollfreiheit. So eifrig war Sigmund in Beförderung des Wohlstandes der Städte, daß er sich und seine Nachfolger verpflichtete: wenn er oder sie einen Bürger von seinen Abgaben befreien würden, aus dem königlichen Schatze zu den öffentlichen Bedürfnissen der Stadt und des Reiches so viel zu entrichten, als der gesetzliche Beitrag des befreiten Bürgers ausgemacht hätte.

Nachdem die traurige Verpfändung der dreizehn Zipserstädte vor sich gegangen war, hatten sowohl diese, als die übrigen eilf, ihre eigenen Landgrafen. Um der nachtheiligen Folge jener Entfremdung, dem Verfalle des Zipserlandes und der Auflösung des sächsischen Bundes vorzubeugen, verordnete der Gegenkönig Wladislaw (1440), daß die drei und zwanzig Städte sich wieder vereinigen und einen gemeinschaftlichen Landgrafen erwählen

ſollten, zu deſſen Wohnſitz und Gerichtshof Käsmark auserſehen war. Aber der Bürgerkrieg, die feindlichen Einfälle des Johannes Giskra in das Zipſerland, hinderten dieſe Wiedervereinigung, und der Wohlſtand der eilf Städte ſank durch Plünderung und Kriegsdrangſale herab.

Sultan Murad's wiederholte Angriffe auf Serbien bewogen zahlreiche Haufen der Einwohner dieſes Landes zur Flucht nach Ungarn, und brachten dieſem Reiche einen immer willkommeneren Zuwachs der Bevölkerung zuwege. Dieſe ſerbiſchen Einwanderer legten Wohnplätze auf der fruchtbaren, für Bodenbau und Jagd ergiebigen Donauinſel Tſchepel an; ihre urſprünglichen Colonien waren der Marktflecken Rátzkeve und die Dörfer Cſip, Löve, Szent-Miklós, Mokád; von da aus verbreiteten ſie ſich ſpäter auch nach der St. Andreasinſel, den Dörfern Kalasz, Pomaz, Cſobanka und nach Ofens ſüdlicher Vorſtadt, ſeitdem Ratzenſtadt genannt. Sigmund begnadigte ſie mit einem eigenen Gerichtshofe und der Zollfreiheit, und zählte ſie von der Abgabe für jährlichen Geldumſatz los; wogegen ſie die königliche Ueberfahrt auf der Inſel Tſchepel bewachen und alle Neujahrstage an des Königs Hofhaltung zwei Centner Wachs als Geſchenk liefern mußten. Nach der Einnahme Semendra's und Novoberdo's durch Murad geſchah eine zweite Auswanderung ſerbiſcher Familien nach Ungarn, wo ſie die Herrſchaft Janopol anlegten und nachmals durch Wladislaw ſtaatsbürgerlicher Rechte und Vorzüge theilhaftig wurden.

Die öfter bewieſene Treue und Tapferkeit der kumaniſchen Jaszoner und Baliſtarier (Philiſtäer) im Dienſte des Königs verdiente ebenfalls Belohnung. Sigmund beſtätigte (1407) ihre alten Rechte und Freiheiten, namentlich ihre Zollfreiheit durch das ganze Reich und ihren eigenen Gerichtsſtand unter ihren Kapitänen. Auch wurden ſie von dem Könige in dem Ertrage ihres Fleißes, womit ſie Landbau und Viehzucht betrieben, gegen die Ungarn, welche ihre alte Eiferſucht gegen dieſen eingewanderten Stamm nicht vergeſſen konnten, kräftig geſchützt. Bereits unter der Regierung des Königs Ludwig war die kumaniſche Geſammtheit in die vier Stühle Misze, Kecskemet, Kolbász und Hálás eingetheilt; nach König Albrecht's Tode kam die Herrſchaft Berén (nachher Jasz-Berény) als fünfter Stuhl hinzu; jedem derſelben war eine Anzahl Herbergen mit ihren örtlichen Hauptleuten untergeordnet, und in den Octaven verſammelten ſich die Stuhlkapitäne bald bei dem einen, bald bei dem anderen Stuhle, um ihrem Volke in Streitigkeiten

unter ſich, oder Klägern wider ſie Recht zu ſprechen. Johannes von Marczaly gab, als oberſter Richter der Kumanen (1456), die zweckmäßige Verordnung, daß die kumaniſche Geſammtheit aus ihrem Mittel zwei geſchworene Kapitäne, den einen die kumaner Landleute, den anderen die Hauptleute der Herbergen, wählte. Beiden wurden aus den Kumaner Landleuten zwölf geſchworene Beiſitzer zugeordnet. Ihr ordentlicher Gerichtshof war in dem Marktflecken Hálás in der Solther Geſpanſchaft, fünf Meilen ſüdöſtlich von Colocza; an ſie ging der Zug der Berufung von dem Urtheile der örtlichen Hauptleute. Dieſe hatten auch den königlichen Grundzins und die Einkünfte der Kapitäne von der Geſammtheit einzutreiben.

Die durch König Ludwig's übertriebenen Religionseifer aus Ungarn vertriebenen, in Polen gaſtlich aufgenommenen Juden rief König Sigmund, der in ſeiner häufigen Geldnoth ihrer ſehr bedurfte, zurück, und ſie hatten ſchon in den letzten Regierungsjahren dieſes Königs ſich dergeſtalt vermehrt, durch ihre Betriebſamkeit und ihre geſchäftlichen Verknüpfungen mit dem Hofe und den Magnaten ſich wieder ſo feſtgeſetzt, daß König Albrecht nicht umhin konnte, ihnen ihre ehemaligen Rechte zurück zu geben.

Auch andere, abenteuerlichere Gäſte tauchten unter König Sigmund's Regierung in Ungarn auf, nämlich der wahrſcheinlich hindoſtaniſche Stamm der Zigeuner. Unermittelt iſt noch immer die Geſchichte ihres Zuges nach dem nördlichen Europa, ſo wie die erſte Veranlaſſung desſelben. Vielleicht ſeit Jahrhunderten unter den vielfältigen Stammfamilien Ungarns verſteckt und nicht beachtet, oder aus der Nachbarſchaft durch den, gegen die ungariſchen Provinzen losbrechenden Vortrab der Osmanen nach Ungarn und weiter nordwärts verſcheucht, wurden ſie um 1417 in den Gegenden Ungarns, und von da aus auch beinahe gleichzeitig auf deutſchem und wälſchem Boden ſichtbar; wie denn auch die 1418 und 1422 vor Zürich, Baſel und Bologna eintreffenden Zigeunerhorden, obwohl ſie geradewegs aus Aegypten zu kommen vorgaben, in Wahrheit nur aus Ungarn kamen. Auch in Ungarn rühmten ſie ſich ihrer ägyptiſchen Abkunft, trieben Wahrſagerei und andere Gaukeleien als vermeinte ägyptiſche Künſte; das ungariſche Volk, in ſeiner Leichtgläubigkeit, nannte ſie daher pharaoniſches Geſchlecht (Pharaó Nemzetség). Während einzelne Schwärme ihr Glück nach anderen Gegenden hin verſuchten, blieb der Hauptſtamm jener hindoſtaniſchen Nomaden in Ungarn und den angränzenden Provinzen zurück; ſie führten eine unſtäte Lebensart, wohnten vor

Städten und Dörfern unter Zelten, ergötzten das Volk durch ihr angeborenes Talent für Muſik und Tanz, machten ſich durch natürliche Heilkunde oder Quackſalberei unentbehrlich, trieben mit vielem Geſchick Schmiedearbeit, Goldwäſcherei und Pferdehandel, und, da ihnen von jeher eine große mechaniſche Praktik beiwohnte, waren wohl auch ſie es, die in Ungarn und Siebenbürgen die erſten Schießgewehre, Kanonenkugeln und andere Kriegsgeräthe verfertigten. König Sigmund verlieh ihnen (1423) Duldung, Schutz, Rechte und Freiheiten. Die Zigeuner waren in jeder Geſpanſchaft, in welcher ſie ſaßen, in Rotten eingetheilt, deren jede ihren eigenen Woiwoden hatte, welcher in Urkunden, gleich freien Pflanzbürgern, Agilis (Thätiger) betitelt, zugleich ihr Richter war. Von ihm ging der Rechtszug an den oberſten Woiwoden, welcher von dem Palatin aus ihrem Mittel erwählt wurde, und, wie jeder ungariſche Edelmann, Egregius hieß.

Die Széfler erfreuten ſich in ihren fünf Stühlen: Aranyas, Maros, Udvarhely, Cſik und Háromſzék, auf einem Flächenraume von beinahe hundert fünf und vierzig Quadratmeilen, unter der Leitung und dem Schutze ihrer Grafen, der Vortheile ihrer eigenthümlichen Verfaſſung. Jährlich zwiſchen dem Georgi- und Pfingſtfeſte, nach dem Schluſſe der Octavalgerichte in den Geſpanſchaften, hielt der Széfler Graf oder der Woiwod, wenn er jenes Amt zugleich verſah, unter den Széflern in jedem ihrer Stühle durch vierzehn Tage Gericht. Zwölf Beiſitzer, unter ihnen der Richter und der Hauptmann des Stuhles, ſaßen ihm zur Seite; die Geſammtheit gab ihm Verpflegung für vierzig Pferde. Die von ihr geſchmiedeten Waffen, beſonders Säbel, mußten unter das Banner des Grafen oder des Woiwoden abgeliefert werden, dem auch die Geldbuße Jener, welche dem Waffendienſte ſich eigenmächtig entzogen, zu Gute kam. Kein geborener Széfler durfte, außer im Falle der Berufung, von dem Richter ſeines Stuhles unmittelbar vor den Grafen oder Woiwoden gefordert, noch dort, ſo lange er nicht des Todes ſchuldig erkannt war, verhaftet werden; dem verurtheilten vorſätzlichen Mörder aber durfte weder des Königs, noch des Woiwoden Gnade werden. Dem zufälligen Todtſchläger verlieh der Woiwod eine Friſt von einem Jahre und drei Tagen, binnen welcher er den Verwandten des Getödteten gerecht werden mußte. Auf dem Lande trieben die Széfler vornehmlich Ackerbau, Viehzucht, Leinweberei und Fuhrweſen, in den Städten Handel und Handwerke.

Alle Székler waren dem Stande nach ſeßhafte Edelleute, und an Rechten und Freiheiten einander gleich. Noch lange blieb ihnen ſowohl hoher, als auch Wappen- oder Briefadel unbekannt; nur in der Ordnung des Waffendienſtes waren ſie in Primoren (Fő Népek), Primipilen (Lófejek) und Plebejer (Köznépek) getheilt. In jedem Stuhle waren zwei königliche und zwei Stuhlrichter, die jährlich von den Inſaſſen des Stuhles gewählt wurden; die zwölf geſchworenen Beiſitzer der Stühle (Szék-ülők) wurden theils aus Primoren, theils aus Primipilen, die Dorfrichter aus den Plebejern genommen. Keinem Genoſſen der erſten zwei Klaſſen war erlaubt, in einem Székler-Dorfe, wo er noch keinen Erbſitz inne hatte, ohne Bewilligung der Plebejer einen Hof käuflich zu erwerben; wenn dieſes gleichwohl geſchah, ſo hatte die Dorfgemeinde das Recht, die Beſitzung in Friſt von zwei und dreißig Jahren wieder auszulöſen. Die Székler waren unbedingte Eigenthümer ihrer Güter und Beſitzungen; ihre Väter hatten mit ihren Waffen das Gebiet erobert und behauptet, nicht durch königliche Vergabung erhalten. Daher verfielen, weder bei dem Mangel männlicher Leibeserben, noch wegen Hochverrathes, die Güter an den Fiscus, ſondern gingen auf Töchter, Geſchwiſter und, wo auch Dieſe fehlten, auf die entfernteſten Verwandten oder andere Genoſſen der Székler-Geſammtheit über. Von allen Steuern, Zehenten und Bewirthungen frei, leiſteten ſie dem Könige Nichts, als bei ſeiner Krönung oder Vermälung, oder wenn ihm ein Sohn geboren wurde, einen vierjährigen fetten Ochſen, den ſechſten von jedem Hofe, und Waffendienſt bei jedem allgemeinen Aufgebote.

Seit dem Jahre 1366 beſtand die Geſammtheit der Sachſen in Siebenbürgen, in Bezug auf Grundeigenthum, aus den ſieben Stühlen: Hermannſtadt (Szeben), mit der gleichnamigen königlichen Freiſtadt, ſieben und fünfzig Dörfern und den Gütern der ſieben Richter; Müllenbach (Szász-Szebes) mit der gleichnamigen Stadt und zehn Dörfern; Groß-Schenk (Nagy-Sink) mit zwei Marktflecken und zwanzig Dörfern; Reps (Kő-Halom) mit einem Marktflecken und ſiebzehn Dörfern; Leſchkirch (Ujegyház) mit einem Marktflecken und eilf Dörfern; Reißmarkt (Szerdahely) mit drei Marktflecken und drei und zwanzig Dörfern, und Bros (Szasz-Város) mit einem Marktflecken und vierzehn Dörfern. Durch königliche Gunſt gewann ihr Gebiet in dieſem Zeitraume bedeutende Erweiterung, indem zwei ganze Stühle: Schäsburg (Segesvár) mit der gleichnamigen königlichen Freiſtadt, einem Marktflecken

und vierzehn Dörfern; und Medwiſch (Megyes) mit der Stadt desſelben Namens, drei Marktflecken und drei und zwanzig Dörfern, noch hinzu kamen. König Sigmund vereinigte (1422) die Burzenländer mit der ſächſiſchen Geſammtheit, und Ladislaw ſchenkte ihr (1453) den Talmatſer Stuhl mit Landskron, die Schlöſſer Lotorvár und Rothenthurm nebſt dem Paſſe, unter der Bedingung, dieſe zu befeſtigen und die verfallene Landskroner Burg abzutragen. Unter Ladislaw gehörten auch die Stadt Klauſenburg und der Marktflecken Alvinz mit Borberek (Weinberg) zur ſächſiſchen Geſammtheit. In ihren Rechten und Freiheiten durch königliche Handfeſten geſichert, erwarb ſich die ſächſiſche Geſammtheit auf einem Gebiete von mehr als hundert ſechs und zwanzig Quadratmeilen durch ſchwungreichen Acker-, Wein- und Gartenbau, durch Gewerbfleiß und Handel Wohlſtand, und fand Gelegenheit, durch Verdienſte um Krone und Reich die Huld der Könige zu vergelten. Städte und Dörfer ſtanden, mit gleichem Antheile an der Freiheit, in zweckmäßigem Verhältniſſe zu einander. Die Bewohner der umliegenden Dörfer durften, damit der nützliche Landbau nicht verabſäumt werde, ſich nicht mit den zünftigen Stadtgewerben befaſſen; doch ſtand ihnen der Zugang zu den Städten offen, wenn ſie ſich daſelbſt niederlaſſen und ſtädtiſche Handthierungen treiben wollten. Gab es öffentliche, den Stuhl betreffende Steuern auszumitteln oder zu vertheilen, jährliche Rechnungen abzulegen und zu prüfen, für die im Jahre erzeugten Weine und andere Früchte die Preiſe feſtzuſetzen, oder andere allgemeine Angelegenheiten zu verhandeln, ſo wurden die Dorfgemeinden in ihren Verordneten mit zu Rathe gezogen; im Uebrigen hatten ſie ihre eigenen Gemeingründe, Felder, Wieſen, Waldungen, wovon ſie gegen Niemand, als ihre Commune, zur Rechenſchaft verpflichtet waren. Den äußeren Handel der Geſammtheit begünſtigten mehrfache Privilegien; denn in Gemäßheit wiederholter königlicher Gnadenbriefe beſaß ſie uneingeſchränkte Freiheit im Vertriebe ihrer Waaren und Erzeugniſſe durch das ganze Reich, die Niederlagsgerechtigkeit für ihre Jahr- und Wochenmärkte, und gleiche Befreiung mit der Stadt Ofen.

Muſterhaft war die Einrichtung der Verwaltung des Gemeinweſens. Aus den Stadtzünften wurde der äußere Rath, ein Ausſchuß der achtbarſten Bürger, in größeren Städten aus hundert, in kleineren aus fünfzig oder weniger Mitgliedern beſtehend, erwählt, welcher die geiſtlichen und weltlichen Beamten zu ernennen, über Polizei- und Wirthſchaftsſachen zu berathſchlagen,

die öffentlichen Rechnungen zu unterſuchen, und die Freiheit der Armen wie des Gemeinweſens vor den Anmaßungen der Reichen zu beſchirmen hatte. Der Wortmann war das angeſehenſte und wichtigſte Mitglied des äußeren Rathes; aus dem Mittel desſelben wurden die wohlhabendſten, ehrbarſten und rechtserfahrenſten Männer in den inneren Rath berufen, gewöhnlich zwölf in kleinen, eine größere Anzahl in größeren Städten; daraus theils jährlich, theils von zwei zu zwei Jahren die Oberbeamten gewählt. Dieſen war die bürgerliche und peinliche Rechtspflege, die Aufrechthaltung der Ordnung unter Bürgern und Landbewohnern, die Vertheilung der ordentlichen und außerordentlichen Steuern, die Aushebung zu dem geforderten Waffendienſte, die Verwaltung öffentlicher Einkünfte, die Anordnung und Ausführung alles das Gemeinwohl Befördernden, übertragen. Sämmtliche Stühle mit dem Burzenländer- und dem Nösner (Bisztritzer) Bezirke waren zu Einer Nationalgeſammtheit vereinigt, deren Untheilbarkeit durch königliche Verbriefung ausgeſprochen war. Den Mittelpunkt ihrer Einigung bildete der Graf und Königsrichter des Herrmannſtädter Stuhles, und die jährliche Verſammlung der Geſammtheit diente die Verbindung zu befeſtigen. Dieſelbe entſchied alle, von den ſächſiſchen Stühlen appellirten Rechtshändel auf die einfachſte Weiſe; die Acten wurden in Gegenwart der Parteien wörtlich und vollſtändig vorgetragen, und, was die Letzteren etwa noch mündlich vorbringen wollten, zu Protokoll genommen; darauf rieth man ihnen zum Vergleiche, wozu einige, von der Geſammtheit ernannte Mittelmänner in einem beſonderen Gemache den Verſuch machten. Blieb dies erfolglos, ſo wurde die Sache gerichtlich erwogen und nach Stimmenmehrheit entſchieden; worauf die ſachfällig erklärte Partei ſich nur noch auf den Ausſpruch des Königs berufen konnte. Die Banderie der Geſammtheit war geſetzmäßig nur fünf hundert Mann ſtark, und wurde, unvermengt mit anderen Kriegsvölkern, auch im Felde durch einen Befehlshaber aus ihrem Mittel angeführt. Nicht nur die Städte, ſondern auch jedes Dorf hatte ſeine Ringmauern, Thürme und Wälle, und wo die Lage es geſtattete, wurden auch die ſteinernen, befeſtigten Kirchen durch Teiche und Gräben geſchützt. Im Jahre 1437 wurde auf einer Generalverſammlung zu Kapolna in der inneren Szolnoker Geſpanſchaft, zwiſchen dem ungariſchen Adel Siebenbürgens, dem Székler Volke und der ſächſiſchen Geſammtheit eine ewige brüderliche Union zu gegenſeitiger Vertheidigung wider einheimiſche und auswärtige Feinde, in

unverletzlicher Treue gegen den König und die Krone, geſchloſſen und eidlich bekräftigt; jedesmal am zweiten Tage nach kund gewordener Mahnung ſollten die Verbündeten zum Beiſtande des gefährdeten Theiles ausziehen. König Ladislaw verlieh (1453) der ſächſiſchen Geſammtheit auch die damals noch ſeltene, nur Königen zukommende, hohen Prälaten und Reichsbaronen erſt ſeit König Ludwig bewilligte Auszeichnung: ihre Urkunden und Ausfertigungen in rothem Wachſe zu ſiegeln und nach Belieben das Siegel entweder beizudrücken oder anzuhängen.

Ueber den ſtaatsbürgerlichen Zuſtand der Kroaten und Slavonier während dieſes Zeitraumes läßt ſich weniger ſagen. Das dalmatiſche Küſtenland war in den Beſitz der Veneter gekommen; einen Theil des Mittellandes hatte Sigmund an die Cillier und Frangepani verſchenkt oder verpfändet, und die Erſteren hatten noch Manches auf dem Wege der Gewalt oder Liſt an ſich gebracht; das Uebrige verwalteten Bane meiſt nach eigener Willkür und zu eigenem Gewinne. Die ſlavoniſchen Geſpanſchaften Poſſega, Valko und Sirmien waren ſeit König Ludwig's Zeiten zu Ungarn gerechnet worden und bezahlten nur das Schlagſchatzgeld, keine Marderſteuer; aber Sigmund führte letztere für ganz Slavonien und Kroatien wieder ein, und ließ von jedem Thorwege einen Goldgulden zu Ein hundert Silberpfennigen fordern, während in Ungarn nur dreißig Pfennige von dem Thorwege als Schlagſchatzgeld entrichtet wurden. Um die Macht der Bane zu ſchwächen, ſtellte Sigmund auch die Ständeverſammlungen der ſlavoniſchen Geſpanſchaften wieder her, ohne daß dies jedoch die gehofften Früchte für die Vermehrung des königlichen Anſehens trug.

Auf die übrigen Provinzen des ungariſchen Reiches erſtreckte ſich die unmittelbare Gewalt der Könige nicht; die Landſaſſen hatten dort von der Krone keine ſtaatsbürgerlichen Vortheile und in perſönlichen Angelegenheiten hatten ſie von der ungariſchen Oberherrlichkeit keinen Schutz zu hoffen. Die ganze Bulgarei war unter osmaniſche, Galizien und Lodomerien unter polniſche Botmäßigkeit gerathen; von dieſen völlig verlorenen Provinzen, wie von Dalmatien, Kroatien, Rama, Serbien und Kumanien begnügte ſich der Schutz- und Oberherr mit dem bloßen Titel, von letzteren mit dem abgenöthigten, fortwährend verletzten Huldigungseide, und wenn ſie ſelbſt in Gefahr geriethen, mit einigem Kriegsvolke unter ungariſchem Heerbanne.

Der Hußitismus in dem benachbarten Mähren und Böhmen, die durch das gemeinsame Oberhaupt noch näher an Ungarn sich anlehnten, hatte durch freundliche und feindliche Berührung auch in dieses Reich hinüber gegriffen. Schon unter König Sigmund's Regierung entstanden in den nördlichen Gespanschaften Ungarns zuerst hußitische Pflanzungen, Anfangs wenig beachtet und geduldet. Einige ihrer Prediger trieb nachmals ihr fanatischer Bekehrungseifer tiefer in das Land, und bald gelang es ihnen, in den Diöcesen Colocza, Bacs, Fünfkirchen und Sirmien sich im Stillen Anhänger und Bekenner zu sammeln. Die Verborgenheit ihrer Andachtsübungen, die wilde Begeisterung des ersten Eindruckes ließ es schnell zu allerhand Mißbrauch und Unfug kommen. Die neuen Glaubensgenossen, Verfolgung und Strafe fürchtend, hielten ihre geheimen nächtlichen Zusammenkünfte in Wäldern, Höhlen und entlegenen Orten, wohin ihre Priester den geheiligten Wein in ledernen, inwendig bepichten Schläuchen brachten. Die religiöse Feier artete bisweilen in gräuliche Orgien aus, und den Tisch des Herrn befleckten Frevel und Schmach. Da gelangte der fromme, durch tadellosen Wandel geheiligte Bruder Jakob von Monte Brandono in die Coloczer Diöcese und suchte die Verirrten in ihren Schlupfwinkeln auf. Seine milde eindringliche Rede brachte die Abtrünnigen zur Besinnung; sie bekannten ihm ihre Vergehen, entdeckten ihm die verborgenen Orte ihrer Zusammenkünfte und die Namen der Verbrüderten; ja sogar ihren Plan und ihre schon getroffenen Maßregeln zu allgemeiner Niedermetzelung der ihnen hinderlichen oder sie verfolgenden Prälaten und Kleriker des Coloczer Gebietes verschwiegen sie ihm nicht. Die Reuigen wurden durch seine Vermittelung in den Schooß der römischen Kirche wieder aufgenommen, die Verstockten, als Volksverführer, dem Arme der weltlichen Gerechtigkeit überliefert, und, um ähnlichen Verirrungen für die Zukunft vorzubeugen, in Städten und Dörfern einsichtsvollen Männern die Aufsicht über die Gemeinden übergeben. Auf ähnliche Art und mit demselben Erfolge verfuhr der Bruder Jakob in den Sprengeln von Bacs, Fünfkirchen, Sirmien, besonders zu Valko-Var und Kemenicz. Dagegen setzte man in Slavonien seiner geistlichen Amtshandlung Schwierigkeiten entgegen, indem man einwarf, daß seine Vollmacht sich nicht auf diese Provinz erstrecke und daß es daselbst weder Rascier noch Hußiten gebe. Obgleich nun das Vorhandensein solcher Secten erwiesen war, so wurde er doch auf alle mögliche Weise gehindert und, die ihn unterstützten, verfolgt, bis

König Albrecht ihn (1439) durch einen offenen Brief in ſeinen beſonderen Schutz nahm. Mit nicht geringerem Eifer betrieb Bruder Jakob ſein Bekehrungswerk unter den Patarenern und Hußiten in Bosnien, wo er durch ſeine Predigten und Disputationen binnen fünf Jahren (1434—1439) an fünfzig tauſend dieſer Sectirer in den Schooß der römiſchen Kirche zurück geführt, und nebſtbei zweimal hundert tauſend, theils ungiltig Getaufte, theils Ungläubige, kirchlich getauft haben ſoll.

Die Würde und Unabhängigkeit der ungariſchen Krone gegenüber dem römiſchen Stuhle zu behaupten, war ſchon das Werk mehrer früheren Könige geweſen; dem Könige Sigmund machten die politiſchen Verhältniſſe dasſelbe Beſtreben zur Pflicht der Selbſterhaltung; denn Papſt Bonifacius IX. begünſtigte König Ladislaw's von Sicilien Anſchläge auf den ungariſchen Thron. Um ihm entgegen zu wirken, ließ Sigmund keine päpſtliche Ernennung zu ungariſchen Kirchenpfründen mehr vollziehen, beſetzte Bisthümer und Abteien nach eigener Willkür und veranlaßte (1404) ein Geſetz: daß künftig Niemand mehr durch apoſtoliſche Bullen und Briefe der Päpſte, ihrer Legaten und anderer Prälaten, ohne ausdrückliche Genehmigung des Königs, zu irgend einer kirchlichen Pfründe, dieſelbe möge mit Seelſorge verbunden ſeyn oder nicht, gelangen oder ſie annehmen ſolle, noch die, während der letzten Reichsunruhen auf ſolche Weiſe verliehenen und angenommenen fortan beſitzen und behalten könne. Keine Bullen, Breven, Ausſchreiben der Päpſte, Kardinäle, Legaten, Auditoren und Richter, Officialen und Executoren, die in oder außer der römiſchen Curie in Pfründen oder anderen kirchlichen oder bürgerlichen Rechtsſachen erlangt oder erlaſſen würden, ſollten für rechtsgiltig erachtet; Alles, was gegen dieſe Vorſchrift wiſſentlich oder unwiſſentlich geſchehen dürfte, ſollte kraftlos und nichtig, der vorſätzliche Uebertreter des Verbrechens beleidigter Majeſtät ſchuldig und ſtraffällig ſeyn. Demzufolge wurde ſämmtlichen Prälaten und Geiſtlichen bei Verluſt ihrer Pfründen und Beſitzungen, ja ſogar bei Lebensſtrafe verboten, irgend ein apoſtoliſches Sendſchreiben von Legaten, Kardinälen, Auditoren oder anderen Beamten der römiſchen Curie, irgend eine Vorladung, Verordnung und Entſcheidung von päpſtlichen Richtern, ohne des Königs beſondere Erlaubniß anzunehmen und zu vollziehen. Dennoch wurde dieſes Verbot von ungariſchen Prieſtern häufig übertreten; Sigmund ſelbſt erkaltete allmälig in der Wahrung ſeiner königlichen Rechte, und erſt die Beſchwerden der Nation

trieben ihn an, auf der Koſtnitzer Kirchenverſammlung, wenigſtens das apoſtoliſche, der ungariſchen Krone vorzugsweiſe eigene, vom Papſte Sylveſter II. in dem heiligen Könige Stephan anerkannte, von dem ſpäter eingeführten gemeinen Patronate an Entſtehung, Alter und Befugniſſen weſentlich verſchiedene Ernennungs- und Beſetzungsrecht über alle Kirchen und Pfründen Ungarns ſich zu retten. Und auch dies that er in ungenügender Weiſe, indem er ſich blos das Recht der Pfründenverleihung nebſt mehren Freiheiten der ungariſchen Kirche durch einen Vertrag mit Papſt Martin V. bewilligen, endlich verſichern und durch eine Bulle bekräftigen ließ. Die häufigen Eingriffe von Seite der Curie in die Rechte des Königs von Ungarn hier aufzuzählen, würde zu weit führen; die ſchwankenden Rechtsbegriffe des Zeitalters leiteten oft unwillkürlich dazu hin.

In Abſicht auf geiſtige und phyſiſche Kultur ſchloß ſich Ungarn dem lebhaften Umſchwunge derſelben großentheils mit Glück und Eifer an. Vor Allem wurde dem natürlichen Reichthume des Bodens immer größere Aufmerkſamkeit zugewendet. König Sigmund, der vielleicht noch ſchneller davon zu ernten und die Lücken ſeines Säckels mit den Schätzen der ungariſchen Erde auszugleichen hoffte, ſuchte dem Bergbau neue Anregung zu geben. Er verlieh (1405) dem geſammten Adel und allen ehrbaren Leuten unbedingte Freiheit, im ganzen Reiche, bei verfallenen Gruben und an neuen Stellen, ja ſogar in dem Gebiete der Bergſtädte Kremnitz, Schemnitz, Königsberg, Puganz, Neuſohl und Libethen, neuen Gold- und Silberminen nachzuſpüren, ſie auf eigene Koſten zu bebauen und die Ausbeute ein Jahr lang ohne Abzug und Abgabe ſich zuzueignen. Indem er ſo die Metallfülle des Bodens zu einem vorübergehenden Gemeingute erklärte, bezweckte er, alle Adern mit Einemmale ergiebig zu machen und ihre Fülle dann dem Reichs- und Kronſchatze zuzuleiten; denn unvergeſſen war es ihm, daß er einſt geſehen, wie die Bergknappen in Königsberg, ſtatt alles Anſpruches auf weiteren Taglohn, ſich blos mit dem Goldſtaube begnügt und bezahlt gemacht hatten, der bei der Arbeit an ihren Kleidern und Werkzeugen hängen blieb. Um aber der Entführung der gewonnenen edlen Metalle in das Ausland zu ſteuern, ergingen zweckdienliche Verordnungen, und es wurden zu dieſem Ende in allen königlichen Städten, Freimärkten und Freidörfern zwei geſchworene Bürger angeſtellt, in deren Gegenwart Kaufleute und Krämer, welche Handel ins Ausland trieben, ihre Waaren packen und ſchnüren, dann von

den Beſchauern verſiegeln laſſen mußten. Wurden Ballen und Gefäße ohne ſolche Beglaubigung betroffen, ſo verfielen ſie dem Fiscus. Die Dreißigſtämter an den Gränzen hatten die Befugniß, bei Verdachtsgründen ſelbſt die beſchauten und verſiegelten zu eröffnen und zu durchſuchen; nur war der Dreißigſteinnehmer verpflichtet, vorläufig, bei größeren Frachtwagen, eine Mark Gold oder vier und ſechzig Goldgulden, bei kleineren eine halbe Mark auf die Deichſel zu legen. Wurde in den auf ſolche Weiſe eröffneten Ballen weder Gold noch Silber, noch andere verbotene Waare gefunden, ſo gehörte das aufgelegte Gold dem Kaufmanne; im entgegen geſetzten Falle mit dem unerlaubten auch alles erlaubte Gut dem Einnehmer. Nur vermünztes Gold oder Silber war auszuführen erlaubt, allen Bergleuten und Bergbeamten ſtreng unterſagt Gold und Silber öffentlich oder heimlich an Jemand zu verkaufen; alles, wo immer, zu Tage geförderte mußte zu den feſtgeſetzten Preiſen an die königlichen Bergämter abgeführt werden. Niemand im ganzen Reiche durfte mit rohem Gold und Silber, ſelbſt nicht mit ſolchem, das aus dem Auslande herein gebracht worden, Handel treiben; der Verkäufer mußte es dem Münzkammergrafen bringen, dieſer nach dem üblichen Preiſe, nicht nach der Bergſchätzung, es bezahlen. Wer gegen dieſe Vorſchrift handelte, verlor das Erkaufte, der Verkäufer das Gold, wovon die eine Hälfte dem Fiscus, die andere dem Angeber anheim fiel. Jedoch war Kauf und Verkauf zu eigenem Gebrauche, zu Gefäßen oder Schmuck, einem Jeden erlaubt, aber der Beſitz von Probirnadeln, Strichſteinen und Schmelztiegeln, ſo wie die Ausübung der Scheidekunſt, außer den Goldarbeitern, allen übrigen Perſonen durchaus verboten.

Weil nun dieſe Vorſchriften allerhand Umgehungen erlitten, und beinahe überall, wo Schachten aufgethan worden, Ausländer ſich als Verleger (Forleger) einzuſchleichen pflegten, welche Geldvorſchüſſe auf den Bau gaben und dann unter dem Vorwande geringen Haltes frei geſtelltes Gold- und Silbererz anſtatt der Bezahlung nahmen und ausführten, ließ Sigmund, um dieſem Schleichhandel für die Folge vorzubeugen, (1425) eine neue Verordnung ergehen. Geringen Haltes wegen freigeſtelltes Erz ſollte zu Gunſten ärmerer Bergleute oder der Bergſtädte verwendet werden; daher den Einwohnern und Bergbeamten die Hegung ſolcher ausländiſchen Verleger und die Annahme ihrer Vorſchüſſe, mit Ausnahme der Berginſaſſen, einem Jeden der Kauf und Handel mit freigeſtelltem Erze verboten wurde. Daſſelbe ſollte

in dem königlichen Brennofen geſchmolzen, das Silber von dem Golde geſchieden, dann dem einheimiſchen Gläubiger für eingelegten Vorſchuß der Werth des Silbers im Gelde erſetzt, das Gold in ſeinem Halt übergeben werden. Die Goldprobe wurde bei den Bergämtern auf das Sorgfältigſte unter dem Siegel des Probirers aufbehalten; waren die Probirnadeln des Bergkammergrafen durch längeren Gebrauch zu ſehr abgenützt, ſo mußte der Rath und Richter der Bergſtadt mit dem Kammergrafen die Probe eröffnen und die Nadeln von Neuem beſchicken.

Unter König Ladislaw's Regierung war die Ausbeute der Kremnitzer Gold- und Silbergruben ſo groß, daß nirgends mehr Blei genug vorhanden war, um damit die edleren Metalle zu ſchmelzen. Darum verbot der König (1453) im ganzen Reiche den Handel mit Blei, und belohnte die Betriebſamkeit der Kremnitzer Bergbauer (1456) dadurch, daß er die königlichen Berggefälle, wie für andere Bergſtädte, ſo auch für ſie auf ein Achtel der Ausbeute verringerte.

Die Preiſe der nutzbaren Gegenſtände und Lebensbedürfniſſe anlangend, ſo wurde in jener Zeit ein Pferd auf vier Gulden reinen Goldes geſchätzt. Eine Schwein koſtete damals einen Goldgulden, das Ferkel oder eine junge Ziege fünf Silberpfennige, das Lamm acht, das Stück größeren Geflügels fünf, die Henne drei, das Huhn zwei Silberpfennige; der Metzen Weizen fünf und zwanzig bis vierzig; Roggen, Gerſte, Hafer fünf und zwanzig bis ein und dreißig; Brot, für zwei Menſchen zu einer Mahlzeit ausreichend, Einen; das Paar Eier vier; das Tagfutter Heu für ein Pferd Einen; der Eimer jährigen Weines zehn Silberpfennige, hundert auf einen Goldgulden gerechnet. Dieſe Wohlfeilheit erleichterte Leben und Lohnarbeit ſehr, und ſicherte auch den Kriegsleuten ein bequemes Auskommen. Der Wochenſold eines geharniſchten Reiters betrug zu König Ladislaw's Zeit einen ungariſchen Gulden im Werthe von acht und zwanzig Groſchen; jener eines Mannes zu Fuß dreizehn Groſchen. Im Handel galt das Stück böhmiſches Tuch, das längere vierzig, das kürzere drei und dreißig Ellen, in der Breite acht und vierzig Fäden haltend, ſieben, ſpäter zehn, feineres ſechzehn Goldgulden.

Wie für den Bergbau, ſo that Sigmund auch für den Handel manches Löbliche und Nützliche, indem er unter anderen den königlichen Freiſtädten Preßburg, Ofen, Peſth, Iglo, Käsmark und noch einigen mehren, Jahr-

märkte, gewöhnlich von vierwöchentlicher Dauer, desgleichen verschiedenen Städten die Stapelgerechtigkeit verlieh. Vermöge eines unter seiner Regierung (1405) vollzogenen Reichsgesetzes wurde überall im Lande das Maß und Gewicht der Stadt Ofen eingeführt; nur für das Zehentmaß, das Bergrecht, die Nutzungen, Ländereien, Zinse und Einkünfte der Clerisei galt die bisher übliche Berechnung fort. König Ludwig's, die Freiheit des Handels schmälerndes Gesetz, nach welchem die Niederlagsstädte von den auswärtigen Kaufleuten nicht umgangen werden durften, wurde auch von Albrecht bestätigt. Ausländischen Kaufleuten, welche mehr als sechs Stück Tuch zu Markte brachten, war verboten, es ellenweise auszuschneiden; sie mußten es im Ganzen und nicht anders denn je sechs Stück verkaufen; Jenen aber, welche noch nicht sechs Stück eingebracht hatten, war gestattet, auch diesen Vorrath im Ganzen zu verkaufen oder zu vertauschen. Kein Reichsfasse durfte Waaren auswärtiger Handelsleute übernehmen, für seine eigenen erklären, als solche verkaufen, vertauschen, noch zu diesem Zwecke Handelsgesellschaften schließen. Als Schadloshaltung dafür, daß einheimische Kaufleute auch für die Ausfuhr ihrer Waaren den Dreißigst bezahlen mußten, wurden sie im Binnenhandel durch das ganze Reich für ihre Personen, Pferde, Frachtwagen und Kaufgüter von Mauth und Zoll befreit. Das von König Ludwig der Stadt Ofen ohne Unterschied verliehene Stapelrecht wurde für einheimische Kaufleute aufgehoben. Niemand durfte auswärtiges Salz einführen, wozu der unter Ludwig festgesetzte Preis eines Goldgulden für den Zentner des einheimischen in Blöcken, welche allein Gegenstand des Handels waren, aneiferte, Erst gegen das Ende seiner Regierung trug Sigmund bei den Ständen auf den Beschluß an, daß das Salz auch pfundweise und nicht blos in ganzen Steinblöcken, sondern zum Vortheile der Kammer auch im Kleinen zu festgesetztem Preise verkauft werden solle.

Im bedeutendsten Handelsverkehre mit Ungarn standen die Breslauer denen Sigmund die schon von Ludwig ertheilte Handelsfreiheit bestätigte und welche aus Venedig alle daselbst ausgeladenen indischen Waaren brachten; nach Ungarn führten sie hauptsächlich Gewürze, Tuch und Pelzwerk, wogegen sie Kupfer und Pfeffer einzutauschen pflegten. Den Siebenbürger Sachsen bestätigte Sigmund die von früheren Königen ihnen ertheilte Befreiung von Zoll- und Mauthabgaben im Vertriebe ihrer Waaren und Erzeugnisse durch das ganze Reich. Ihre Jahr- und Wochenmärkte theilten mit der Stadt

Ofen den Vortheil eines uneingeschränkten Verkehrs; doch die größte Ausdehnung und Ergiebigkeit erhielt ihr Handel durch die Niederlagsgerechtigkeit. Sie lagen an der Gränze östlicher Provinzen, welche Absatz ihres Ueberflusses an Wachs, Seide, rohen Häuten, Baum- und Schafwolle suchen mußten, da sie der Verarbeitung derselben nicht kundig waren. Aber kein mit diesen Waaren über Siebenbürgen ziehender Handelsmann durfte sie weiter führen, bevor er sie nicht in Hermannstadt, Kronstadt und Bisztritz auf acht bis vierzehn Tage niedergelegt hatte, und erst wenn diese Städte ihren Bedarf befriedigt hatten, war ihm der Weiterzug und fernere Absatz gestattet.

Gemeinschaftlich mit dem Handel blühte der Gewerbfleiß in den Städten empor. Die Bartfelder waren berühmt in der Kunst des Leinwandbleichens und übten hierin gegen ihre Nachbarn ein Verbietungsrecht. Nicht minder gesucht waren die Arbeiten der Schuster zu Kaschau und der Schwertfeger zu Ofen und zu Szentsalva; daher ihnen auch, ungeachtet des bereits eingeführten Zunftzwanges, der freie Verkauf ihrer Erzeugnisse in allen Städten und zu jeder Zeit gestattet war. Das Zunftwesen, von den Siebenbürger und Zipser Sachsen ausgegangen, war nach den Bedürfnissen der Zeit eingerichtet, und auf, Allen gemeinschaftliche Handwerksordnungen gestützt, zu welchen sich die Zechen der Schneider, Schuster, Kürschner, Loh- und Weißgerber, Zimmermeister, Steinmetze, Schreiner, Schmiede, Sattler, Riemer, Schwertfeger, Bogen-, Schild-, Pfeil- und Köcherschmiede, Maler, Bildhauer, Juwelenfasser, Goldschläger und Glaser verbunden hatten. Nirgends, wo Handwerkszechen rechtlich bestanden, durften Meister und Gesellen desselben Handwerkes arbeiten, oder außer der Zeit freier Jahrmärkte ihre Arbeiten feilbieten. Kein Einwohner durfte von Winkelarbeitern für sich arbeiten lassen. Die Letzteren wurden aus der Stadt gejagt; doch stand jedem frei, das Bürgerrecht und die Meisterschaft nachzusuchen und in die Zeche einzutreten; nur mußte er seine eheliche Geburt, die ordentliche Erlernung seines Gewerbes und die Ehrbarkeit seines Wandels beweisen, als Probe seiner Geschicklichkeit ein Jahr lang bei einem Zunftmeister arbeiten und entweder schon verheiratet seyn oder seine gewisse Verehelichung unter Jahr und Tag durch Bürgen versichern. Zwei oder drei Meister in einer Stadt konnten sich zu keiner Zeche verbinden.

Von dem Sinne für höhere Baukunst und die damit verbundenen Festerkünste zeugen die in diesem Zeitraume entstandenen Dome und

Paläste. Unter den Wissenschaften wurde in Ungarn die Rechtskunde mit Vorliebe gepflegt; daher die meisten ungarischen Prälaten auf auswärtigen hohen Schulen gebildete Doctoren entweder der Decretalen oder beider Rechte, die wenigsten aber Doctoren der Theologie waren, und auch auf der hohen Schule zu Fünfkirchen das Studium beider Rechte noch immer am eifrigsten betrieben wurde. Sigmund stiftete (1410—1411), mit Genehmigung des Papstes Johann XXIII. eine hohe Schule zu Ofen, deren Glanz jedoch frühzeitig erlosch, da die Ungarn, ihre einheimischen Schulen höchstens als Vorbereitungsanstalten benutzend, lieber die Universitäten Frankreichs, Englands, Italiens oder jene zu Wien, Köln, Prag und Leipzig besuchten. Der hohe Adel Ungarns legte sich mit großem Fleiße und Erfolge auf gelehrte Studien, und leuchtete hierin den übrigen Ständen ruhmvoll vor; Ladislaus Báthóry, später in den Eremitenorden des heiligen Paulus aufgenommen, lieferte zuerst eine Uebersetzung der heiligen Schrift in die ungarische Sprache. Nach Büchern war so großes Verlangen, daß die zahlreichen Abschreiber nicht allen Bestellungen genügen konnten. Daher galten Bücher als Kostbarleiten; sie wurden nur gegen förmlichen Schein ausgeliehen. König Sigmund, der selbst in den meisten lebenden Sprachen bewandert war und Latein mit ziemlicher Fertigkeit sprach, während frühere Könige für den lateinischen Geschäfts- und Amtsstyl gewöhnlich der Dolmetscher bedurft hatten, begünstigte, ehrte und erhob die Gelehrten, wie und wo sich nur Gelegenheit dazu fand. (Vergl. über die eben geschilderten Culturverhältnisse: Feßler, Geschichte der Ungarn. Theil IV. Seite 882 u. f.)

Der Sinn zu einem höheren Nationalleben war erwacht, der Anlaß zu einer gesteigerten geistigen und physischen Weiterentwicklung gegeben. Den Stoff zu ordnen, seine Theile mit einem lebendigen Bewußtseyn zu durchdringen und so zu einem schönen Ganzen zu bilden, war dem Zeitalter eines Mathias Hunyad vorbehalten.

Fünfter Zeitraum.

Ungarn unter dem Könige Mathias von Hunyad; von 1458 bis 1490.

Mit einem heiligen Schauer nähert man sich diesem großartig-tragischen Zeitpunkte in der Geschichte Ungarns, wo mit zauberartig-raschem Ge-

beiden Alles seinem Zenith zuströmt, wo sich verwirklichen und vollenden will Alles, was die Väter geahnet und begonnen, Alles nachgeholt und ergänzt werden soll, was diese versäumt oder übersehen, und der trügerische Schein der Dauer sich über das Ganze breitet. Aber mit dem letzten Athemzuge eines großen Mannes wankt der mächtige Bau in seinen Grundfesten, und nur Eines Stoßes von Barbarenhänden bedarf es, um die schnell vermorschte Größe in Trümmer zu legen; bis von Habsburg's Throne ein rettender Arm sich erhebt, dem Umsturze aller Verhältnisse wehrt und besonnen zum Wiederaufbaue der edlen Ruinen schreitet.

König Ladislaw's plötzlicher Tod gab wieder Vielen zugleich, wenn nicht Ansprüche, doch Hoffnungen auf seine Kronen. In Böhmen hätte, wenn es nach Recht gegangen wäre, schon damals die Nachfolge dem Hause Oesterreich gebühret; aber mit Ungarn waren die früheren Erbverträge außer Kraft gesetzt, und billig hätte dieses Reich den Schwestern Ladislaw's zufallen müssen. Die ältere, Anna, war in unglücklicher Ehe mit dem Herzoge Wilhelm von Sachsen vermählt, von ihm um des Fräuleins Katharina von Brandenstein willen verstoßen und in Eckartsberge in Verwahrung gehalten; die jüngere, Elisabeth, war die Gemalin des Polenkönigs Kazimierz. Auf Beider Recht nahmen die herrschenden Parteien in Ungarn keine Rücksicht; denn, wie verschieden auch ihre Plane im Uebrigen waren, darin stimmten die Meisten schon aus persönlichen Zwecken überein: daß kein Ausländer den Thron Ungarns besteigen sollte. Am allermenigsten aber ergab sich eine Aussicht für den König Karl VII. von Frankreich, der die Nachfolge in Ungarn aus dem nämlichen Grunde anstrebt, weil seine Tochter dem Könige Ladislaw verlobt gewesen. Doch auch Kaiser Friedrich III. suchte nicht Ansehen und Volksgunst genug, um sich durch seines Hauses Ansprüche auf der erwählten Einsetzung zu verfangen, obwohl er Schritte that, sie geltend zu machen.

Die Ungarischen [illegible] König [illegible] in Ungarn [illegible] [illegible] [illegible]

Johannes von Marczaly und Simon Csudéor von Olnod, doppelt mit der Wahl eilen zu müſſen, wobei der Palatin Ladislaw Gara und der Woiwod Niklas von Ujlak ſich ſelbſt nicht wenig mit der Hoffnung ſchmeichelten, jene Wahl auf ſich zu lenken.

Aber noch ſtand die Partei der Hunyaden unter den Waffen, an ihrer Spitze Michael Szilagyi, Kapitän von Belgrad und Bruder Eliſens von Hunyad. Zu ſeiner Verfügung ſtanden zwanzig tauſend gerüſtete Krieger, angeführt von Thomas Székely, Sebaſtian von Rozgony, Ladislaw von Kaniſſa und Johannes Pankraz von Szent-Miklos; ganz Siebenbürgen war bereits in ihren Händen, und der geſammte Adel diesſeits wie jenſeits der Theiß in ihrem Bunde. Dieſe Waffengewalt, welche zur Betreibung der Blutrache hatte dienen ſollen, mußte jetzt die Erhebung des tiefgebeugten Hauſes Hunyad zu der Höhe des Thrones erzwingen.

Der fünfzehnjährige Mathias von Hunyad, dem ſeine Partei die Krone zugedacht hatte, ſaß als Gefangener in Prag, wohin ihn König Ladislaw geſendet, um ſeine gewaltſame Befreiung durch das Heer ſeiner Mutter zu verhüten. Als der König ſtarb, wurde er in die Prager Burg geführt. Der Statthalter Böhmens, Georg von Podiebrad, ahnete die große Zukunft ſeines jungen Gefangenen und ſäumte daher nicht, ihn durch Bande der Freundſchaft und des Blutes an ſich zu feſſeln. Er erklärte ihn als Glied ſeiner Familie, und begegnete ihm mit väterlicher Sorgfalt. Dies hinderte ihn jedoch nicht, von dem Großwardeiner Biſchof Johannes Vitéz, der wegen Auslieferung des Mathias jetzt nach Prag kam, vierzig tauſend Goldgulden Löſegeld und überdies noch ein angemeſſenes Geſchenk zu fordern. Der Biſchof ging die Forderung ein und erhielt dafür auch noch die Bewilligung, in Böhmen und deſſen Kronlanden Kriegsvolk anwerben zu dürfen. Podiebrad aber eilte, ſeinen Gefangenen, ehe derſelbe noch Kenntniß von der ihm winkenden glänzenden Zukunft hatte, mit ſeiner Tochter Katharina zu verloben und ſo die Macht ſeines eigenen Hauſes an jene des Hunyad'ſchen anzulehnen.

Nachdem der Großwardeiner Biſchof aus Böhmen zurück gekehrt war, zog Michael Szilagyi an der Spitze ſeines gewaltigen Heeres gegen Peſth zu dem Landtage. Dieſe bewaffnete Einſprache machte den Palatin und deſſen Anhänger für ihre Sicherheit beſorgt, ſo daß Jener mit den Ständen aus dem Lande am rechten Donauufer in Ofen zurück blieb. Szilagyi gewann

dadurch offenes Feld, um durch Ueberredung oder Drohung die Wahlherren für seinen Plan zu stimmen. Vor Allem suchte er diesen Herren die Absichten des Palatins zu verdächtigen, als stehe dieser mit auswärtigen Fürsten in geheimem, die Unabhängigkeit des Reiches bedrohendem, Einvernehmen, was er so glaublich zu machen wußte, daß die versammelten Herren den Palatin und die mit ihm in Ofen zurück gebliebenen Magnaten alles Ernstes aufforderten, nach Pesth herüber zu kommen, und hier in Freundschaft und Frieden an den gemeinsamen Beschlüssen Antheil zu nehmen. Der Palatin Gara wies jedoch die Einladung zurück, trotzend auf die mit Eisschollen bedeckte Donau, welche ihn von Pesth absperrte und jeden Versuch, ihn mit Gewalt hinüber zu holen, zu verspotten schien. Aber plötzlich brachte zunehmender Frost den Strom zum Stehen, und alsbald (5. Januar 1458) rückte Szilagyi mit zehn tausend Bewaffneten über die Donau und setzte sich in den Besitz Ofens. Mit dem Schwerte in der Hand wiederholte er jetzt den dortigen Magnaten seine Drohung, die Partei des Palatins zu verlassen und der vorzunehmenden Wahl in Pesth beizuwohnen. Alle zitterten vor seinem Zorne; aber der päpstliche Legat, Johannes Carvajal, schritt versöhnend ein und nahm ihm einen feierlichen Eid ab, die Hinrichtung Ladislaw Hunyad's ungerächt zu lassen und die Theilnehmer weder jetzt noch künftig verfolgen zu wollen.

Szilagyi's Schwur zerstreute die Besorgnisse seiner bisherigen Gegner; sie kamen nach Pest zu der allgemeinen Ständeversammlung, und das Wahlgeschäft nahm dem Anscheine nach seinen Fortgang. Zuerst wurden die Gesandten der auswärtigen Fürsten gehört, so des Königs von Frankreich, der die Krone Ungarns für einen seiner Söhne oder wenigstens für einen Fürsten ansprach, mit welchem er seine Tochter, König Ladislaw's trauernde Braut, vermälen könne; dann Herzog Wilhelm's von Sachsen, der das Erbrecht seiner von ihm so schnöde behandelten Gemalin Anna geltend machte, und des Polenkönigs Kazimierz, für dessen Gemalin, Elisabeth, auch Kaiser Friedrich III. sich mit Nachdruck verwendete, ohne für jetzt seiner eigenen Ansprüche zu gedenken. Doch eine eindringlichere Sprache, als alle jene Bewerber, führte Szilagyi, indem er den Versammlungssaal mit Bewaffneten umgeben ließ und dann die Stände aufforderte, ohne Rücksicht auf das Geschlecht des verstorbenen Königs zu wählen und keinem Ausländer ihre Stimme zu geben, dabei mit Bitterkeit der Regierungsfehler früherer Könige fremden Stammes denkend, und auf die vermeinten Gefahren hinweisend, die bei einer ihn-

lichen Wahl wiederkehren würden. Schon glaubten die Anwesenden, Szilagyi's Rede ziele dahin, sich selbst wählen zu lassen, und, gänzlich in seine Gewalt gegeben, standen sie im Begriffe, ihn als König auszurufen. Aber Szilagyi, mit Selbstverläugnung dieses Ziel verschmähend, unterbrach sie, rühmte mit begeisternden Worten die unsterblichen Verdienste Hunyad's um Ungarn, schilderte den Undank, den der verklärte Held in seiner Witwe und seinen Söhnen erlitten, und forderte sie auf, diese Ungerechtigkeit an dem letzten seiner Söhne, dem herrlichen Jünglinge Mathias, gut zu machen, in welchem das edle Blut seines Vaters walle und ihm den Mangel hoher Geburt und des reiferen Alters ersetze. Um seine Jugend zu leiten, sollten die Stände ihm aus ihrem Mittel einen Statthalter beigesellen, ohne dessen Rath der junge König Nichts unternehmen dürfe. Uebrigens wolle er sie keineswegs zur Erwählung des Mathias zwingen, sondern sein Vorschlag gelte nur dem Wohle des Vaterlandes und der Einigung der getrennten Parteien.

Ungeachtet dieses beschönigenden Zusatzes war dennoch der Zwang, welchen Szilagyi und seine Bewaffneten auf die Versammlung übten, unverkennbar; die Anhänger der Hunyaden jubelten seinem Antrage Beifall zu, und halb aus Ueberzeugung, halb unfreiwillig, traten ihnen Viele der Gegenpartei bei. Noch einen Versuch machte der Palatin Gara, seinem Gegner das Heft zu entwinden, indem er es dahin brachte, daß die Berathschlagung abgebrochen und die Stimmensammlung auf den nächsten Tag verschoben wurde, dann aber, die verhängnißvolle Wichtigkeit des Actes vorschützend, durch mehre Tage sich weigerte, die Stände wieder zusammen zu berufen. Doch anstatt dadurch die Plane der Gegner zu durchkreuzen, förderte er vielmehr unwillkürlich ihren Sieg. Der päpstliche Legat benutzte den Aufschub, um den Anhang der Hunyaden zu verstärken, wobei die Partei Gara's und Ujlak's beinahe gänzlich zusammen schmolz und Beide sich endlich völlig vereinsamt und aufgegeben sahen.

Auf die rechtlich begründeten Erbansprüche der Schwestern Ladislaw's hörte Niemand mehr. Selbst die Masse des Volkes war für einen einheimischen Herrscher bearbeitet worden, und durchzog in bedrohlicher Aufregung die Straßen von Ofen und Pesth, Mathias zum Könige fordernd; die Wahl war noch nicht geschehen, als schon in allen Pesther Kirchen Dankgebete für deren Gelingen zum Himmel stiegen. Da solchergestalt auch die Stimme des Volkes zur Wahl in Szilagyi's Sinne zu drängen schien, ward es dem

Letzteren um so leichter, den Palatin und die Stände zur Beendigung der Angelegenheit zu treiben, und am 24. Januar 1458 trat zu diesem Zwecke die durch Gara's Gegenumtriebe vertagte Versammlung abermals zusammen.

Szilagyi sah ein, daß, nachdem er seiner Sache gewiß seyn durfte, der Schein der Gewalt und des Zwanges ihr mehr schaden, als nützen müsse, ja daß dadurch früher oder später ein Anlaß erwachsen könnte, die Rechtmäßigkeit der Wahl zu bestreiten. Daher zog er mit dem Heere aus der Stadt, ließ dasselbe aber eine schlagfertige Stellung auf der zugefrorenen Donau annehmen. Wieder boten Gara, Ujlak und Bánffy alle ihnen zu Gebote stehende List und Kühnheit auf, um den Wahlsieg der Hunyaden zu hindern; sie wußten die Entscheidung so lange hinzuhalten, daß über den absichtlich in die Länge gezogenen Berathungen der Abend einbrach. Da glaubte Szilagyi nicht länger zögern zu dürfen, und ließ durch sein Heer den Ausschlag geben. Seine Krieger, des Wartens ungeduldig, riefen mit lauter Stimme Mathias, den Sohn des Helden Hunyad, zum Könige aus, und zogen mit diesem Rufe, in welchen sich der Jubel des gleichgestimmten Volkes mischte, und unter dem Geläute aller Glocken in die Stadt, um ihre Schwerter in die schwankende Schale der Wahl zu werfen. Nunmehr vereinigte die Furcht die streitenden Stimmen, und Mathias wurde von der bebenden Versammlung zum Könige ausgerufen.

Der Palatin Gara, von dem Strome mit fortgerissen, und unfähig, dem Gegner in diesem Augenblicke den Sieg zu entreißen, bemühte sich, wenigstens die Früchte desselben zu verbittern. Auf seinen Antrag wurde Michael Szilagyi auf die nächsten fünf Jahre zum Statthalter des Reiches ernannt, denn gar wohl ahnete der schlaue Mann, daß der feurige junge König sich sehr bald gegen den Einfluß Desselben sträuben, und auf diese Weise Szilagyi, indem er vermeintlich die höchste Staffel der Macht erklimme, nur die Schwelle seines Verderbens betreten werde. Auch in die Wahlcapitulation wurde Same künftiger Zwietracht zwischen Herrscher und Ständen gestreut. Der König sollte das Reich, so lange die Feindesgefahr kein allgemeines Aufgebot erfordere, auf eigene Kosten vertheidigen; dazu von den Ständen keine Taxen fordern, allen, von seinen Verwandten beleidigten Reichsfassen auf gerichtliche Klage Recht zugestehen; die jährlichen vier Octavalgerichte wieder einführen; dem gesammten begüterten Adel bei Verlust seiner Besitzungen auferlegen, sich am Pfingstfeste zu dem Landtage vor Pesth zu kommen; Ausländern

weder kirchliche Würden, noch Reichsämter verleihen, und die an sie vergabten Ländereien wieder einziehen. Dem Statthalter wurden die Burgen von Ofen und Wissegrád sammt allen befestigten Städten und königlichen Schlössern von dem Palatin unweigerlich übergeben; allenthalben überbrachten Herolde die freudige Kunde der geschehenen Wahl, und kehrten reich belohnt zurück.

Nach Prag wurde eine Gesandtschaft abgeordnet, um den jungen König zu übernehmen. Mathias ahnete noch Nichts von seiner Erhebung; Podiebrad selbst wollte ihm diese Nachricht mittheilen und sich dabei zugleich den Dank für so köstliche Botschaft gewinnen. Wie immer, erschien Mathias, als Podiebrad's Gast, bei'm Nachtmahle. Dieser wies ihm den Ehrenplatz an und bedeutete ihn, einer hocherfreulichen Neuigkeit gewärtig zu seyn. Während der Tafel kam Podiebrad wieder auf die Verlobung des königlichen Jünglings mit seiner Tochter Katharina zu sprechen. Mathias bestätigte dieses Verhältniß, und als nun Podiebrad sich seines Wunsches versichert sah, begrüßte er den künftigen Eidam als König von Ungarn (s. die Kupfertafel zu diesem Bande).

Unterdessen beschämte der Statthalter Szilagyi die Feinde der Hunyaden noch dadurch, daß er den Leichnam des schmählich hingerichteten Ladislaw Hunyad ausgraben, demselben ein prächtiges Leichenbegängniß halten, und ihn an der Seite seines Vaters, des großen Türkenbesiegers, beisetzen ließ.

Am 7. Februar langte Mathias zu Straßnitz an, wo eine glänzende Gesandtschaft der Ungarn ihn empfing und wo seine Mutter freudig den Sohn umarmte, der aus seinem Gefängnisse unmittelbar auf den Thron stieg. Der Großwardeiner Bischof Johannes Vitéz begrüßte ihn im Namen der Stände und der Nation als König. Des Jünglings Würde und der Adel in seinem Wesen, wie der Geist und das Feuer in seinen Worten, gewann ihm schnell Aller Herzen, und die ihn erwählt, wurden inne, keinen Fehlgriff gethan zu haben. Seine ersten Handlungen waren der Dankbarkeit gewidmet, und so stellte er vor Allem eine Urkunde aus, wie er von Georg Podiebrad nur Liebe und Freundschaft empfangen und dafür, noch vor seiner Thronbesteigung, ein unzertrennliches Freundschafts- und Verwandtschaftsband mit demselben geschlossen, das er hiemit bestätige und erneue. Das vor seiner Erwählung von ihm eingegangene Verlöbniß mit Podiebrad's Tochter, Katharina, sonst Kunigunde genannt, solle unabänderlich bestehen; nach

Jahresfrist solle Dieselbe an seinen Hof gebracht, nach seiner Krönung zur Königin gekrönt und nach erreichter Mannbarkeit ihm angetraut werden. Welcher Theil dieses Verlöbniß löse, solle dem anderen mit hundert tausend Goldgulden einstehen. Drei Jahre später (1461) wurde diese Ehe wirklich vollzogen, wieder drei Jahre darauf (1464) aber schon wieder durch Katharina's frühzeitigen Hintritt kinderlos getrennt, nicht ohne verhängnißreiche Folgen für das Verhältniß zu Böhmen und dessen nunmehrigen König, Georg Podiebrad, den Schwiegervater des Mathias. Podiebrad erhielt nach des Letzteren Freigebung das bedungene Lösegeld von vierzig tausend Goldgulden, welchem des jungen Königs Mutter, Elisabeth von Hunyad, noch zwanzig tausend als Geschenk für ihres Sohnes liebevolle Behandlung zulegte.

Umgeben von seinen Kriegern und seinen Anhängern, zog König Mathias unter dem Jubelgeschrei des Volkes in seine Hauptstadt ein. Der ungewohnte Glanz und das Geschwirr der Schmeicheleien und Glückwünsche verbarg ihm wohl für den Augenblick das Schwierige seiner Lage; denn viele, auf das Alter ihrer Häuser oder die Thaten ihrer Ahnen stolze Edle beneideten den König, der kaum das Knabenalter abgestreift hatte und dessen Ahnenreihe nicht über seinen, von dunkler Herkunft stammenden Vater hinauf reichte. Gegen den Osten und Süden seines Reiches drängten die Türken, und die Treue der Lehensfürsten war mehr als verdächtig. Ueberdies war Ungarns heilige Krone noch immer in Kaiser Friedrich's Hand, und des Mathias allgemeine Anerkennung zweifelhaft, so lange er mit jener nicht feierlich gekrönt war.

Es wurde daher eine Gesandtschaft an den Kaiser geschickt, um wegen Auslieferung der Reichskrone und Räumung des Reichsgebietes zwischen der Raab und der Leitha mit ihm zu unterhandeln. Doch der Kaiser, von mehren ungarischen Mißvergnügten selbst zur Eroberung dieses Thrones aufgemuntert, gab den Anträgen und Vorstellungen der Gesandtschaft kein Gehör, und war sogar durch Kriegsdrohung nicht dahin zu bringen, von seiner Weigerung abzustehen. Ebenfalls von jenen Mißvergnügten verleitet, kündigte auch Johannes Giskra von Brandeis dem Könige den Gehorsam auf, welchen er ihm, unter Podiebrad's Vermittelung, zu Straßnitz geschworen, ging nach Polen und forderte den König Kazimierz auf, die Ansprüche seiner Gemalin auf den Thron von Ungarn mit bewaffneter Gewalt durch-

zuſetzen, indem er ihm Ungarns Zerriſſenheit und Spaltung ſchilderte und ihm von dort, wie von Böhmen aus, thätige Unterſtützung verſprach. Der polniſche Reichstag wollte jedoch dieſe Angelegenheit nicht eher, als nach geſchloſſenem Frieden mit dem preußiſchen Ritterorden aufnehmen, und da Herrn Giskra die Vermittelung dieſes Friedens nicht gelang, ſo war auf eine Mitwirkung von polniſcher Seite nicht zu rechnen; Giskra mußte auf eigene Fauſt wider Mathias rüſten und zugleich bedacht ſeyn, den bevorſtehenden Angriff des Kaiſers abzuwehren.

Gegenüber den Türken verſprach Mathias in die Fußſtapfen ſeines großen Vaters zu treten und ein ſo unverſöhnlicher Bekämpfer der Feinde ſeines Glaubens zu werden, wie Dieſer. Als daher verlautete, der Sultan Mohammed habe im Sinne, mit ihm Waffenſtillſtand und Bündniß zu ſchließen, verwarf er muthvoll den Antrag ſeines Staatsrathes, der zu friedlichem Vertrage mit dem Sultan mahnte. Er wurde in dieſer würdigen Geſinnung beſtärkt durch den Papſt Calixtus III., welcher in einem Schreiben ſeine hohe Freude über des Mathias Erwählung an den Tag legte, ihm die Anerkennung und den Schutz des apoſtoliſchen Stuhles zuſagte und ihn ermahnte, keinen Frieden mit den Drängern der Gläubigen einzugehen, indem der Papſt ihn auch in dieſem heiligen Kampfe mit aller Kraft unterſtützen werde.

Bevor jedoch mit Erfolg gegen die Türken gerüſtet werden konnte, mußten erſt die näheren Feinde zur Ruhe gebracht, vor Allem die Verhältniſſe mit dem Kaiſer geordnet und dem Unweſen der böhmiſchen Freibeuter ein Ende gemacht werden. Gegen die Letzteren ſendete der König Herrn Sebaſtian von Rozgony, zu welchem auch der Erlauer Biſchof, Ladislaw von Heberváry, und die Banderie der Bartfelder Geſammtheit ſtoßen ſollten. Rozgony zog in Eile nach Erlau, um die von den Freibeuterhäuptlingen Walgatha und Komorowsky in dem Borſoder Gebirge zu beiden Seiten des Sajo aufgeführten zwei Raubneſter Vadna und Galgocz zu nehmen. Vadna fiel nach dreiſtündiger Belagerung; die Beſatzung wurde gefangen. Die Häuptlinge der Freibeuter hatten ſich nach Galgocz geworfen, und flohen, als Rozgony auch gegen dieſe Burg zog, mit ſieben hundert Mann über das Gebirge hinunter gegen Szesc, unweit Erlau. Hier ſperrte ihnen die Nachhut des Erlauer Biſchofs die Flucht und verſprengte ſie in die Wälder, wohin ſie von den ungariſchen Reitern verfolgt und aufgerieben wurden. Nur Komorowsky entkam; Walgatha wurde mit dritthalb hundert Freibeutern gefangen

und nach Ofen zu dem Könige geführt. Dieſer raſche Sieg der Ungarn über die Freibeuter flößte auch den Landleuten Muth ein, ſich gegen jene Räuber und Quäler zu erheben. An fünf tauſend Bauern aus den Borſoder und Ujvarer Geſpanſchaften eilten, auf den Schultern mit einem Kreuze bezeichnet, als gälte es einen Glaubenskrieg, unter die Banner Sebaſtian Rozgony's und des Blaſius Magyar. Mit ihnen vereinigt, ſtürmten die Ungarn (18. Mai 1458) die von den Böhmen, zwei Meilen ſüdlich von Kaſchau aufgeführte Miſchler Bergfeſte und hieben die, vier hundert Mann ſtarke Beſatzung nieder. Auch die Gall-Szécſer Burg fiel bald darauf in ihre Gewalt. Von da zog der muthige Haufe auf das Bottkzöer Feld vor Sáros-Patak und lieferte den berüchtigten beiden Freibeuterführern Akzamit und Johannes Thalafuz ein ſiegreiches Treffen, in welchem Akzamit mit ſechs hundert ſeiner Leute erſchlagen, zwei hundert zu Gefangenen gemacht, die übrigen auf der Flucht von den ergrimmten Bauern getödtet wurden. Nur Thalafuz entrann, mit wenigen Reitern gegen Sáros fliehend, dem Verderben. Hedervári, ihn verfolgend, bemächtigte ſich unterwegs der Raubfeſte Jaſon, deren Befehlshaber, Uberzky, mit Mühe entkam, und brachte nach kurzer Belagerung auch Sáros zur Uebergabe. So war in einem einzigen Feldzuge die Macht der gefürchteten böhmiſchen Freibeuter gebrochen. Rozgony erhielt für ſein ſiegreiches Unternehmen von dem Könige die Eſerézer Herrſchaft in der Borſoder Geſpanſchaft.

Des Königs Stellung war dadurch um Nichts ſicherer geworden. Die Partei des Gara griff mächtig um ſich, und zwiſchen dem nach Unabhängigkeit ſtrebenden Könige und dem ehrgeizigen Statthalter, der ſich gern über Jenen erhob, bereiteten ſich, wie der Palatin mit argliſtigem Scharfblicke vorausgeſehen, mancherlei Spannungen vor. Mathias, um von Auflehnungen wider die königliche Macht abzuſchrecken, ſetzte auf dem Peſther Landtage die Verordnung durch, daß jede Parteiſtiftung oder Verbindung wider König und Reichsklaſſen als Hochverrath und Majeſtätsverbrechen gelten, und ſelbſt der König nicht das Recht haben ſolle, ohne Genehmigung der Reichsgeſammtheit einen ſolchen Verbrecher zu begnadigen; auch wurden ſämmtliche Reichsſaſſen ſofort eidlich verpflichtet, auf des Königs Mahnung zur Verfolgung ähnlicher Verbrecher allgemein aufzuſtehen.

Einen mächtigen Gönner verlor Mathias durch den Tod des Papſtes Calixtus III. (6. Auguſt 1458), der von jeher ein warmer und thätiger

Freund des Hunyad'schen Hauses gewesen war. Von seinem Nachfolger, dem unter dem Namen Pius II. auf den päpstlichen Stuhl gelangenden Aeneas Sylvius Bartholomäus Piccolomini, als einem entschiedenen Anhänger des Kaisers Friedrich III., durfte Mathias sich natürlich weit weniger Gutes gewärtigen, obwohl Derselbe ihn der Form nach ebenfalls seines Schutzes versicherte.

Indessen strebte der feurige königliche Jüngling mit der ihm eigenen kühnen Ungeduld, sich der immer lästigeren Vormundschaft seines Oheims, des Statthalters Szilagyi, zu entziehen. Nur List konnte, diesem mächtigen Manne gegenüber, zum Ziele führen. Im Monat August verließ der König zum ersten Male seine Hauptstadt, um die unteren Gegenden seines Reiches zu bereisen. In Szegedin angelangt, lud er den Statthalter an das linke Theißufer zu einer Unterredung, ließ ihn festnehmen, als Staatsgefangenen auf die Feste Vigálosvár abführen und dort von den Burgherren Gregor von Lábatlan und Georg Dóczi sorgfältig bewachen.

Diesem ersten Schritte ließ der, einmal zum Bewußtseyn seiner Kraft gelangte König noch andere nachfolgen, und schon auf dem Landtage zu Szegedin (im December 1458) zeigte er seinen muthigen Sinn, seinen durchgreifenden Geist. Den mächtigen Palatin Ladislaw Gara und den Siebenbürger Woiwoden Niklas von Ujlak, die er Beide als Anhänger des Kaisers kannte, setzte er ab, erhob statt ihrer den Michael Országh von Guth zum Palatin, und die Brüder Sebastian und Johannes von Rozgony zu Woiwoden. Zugleich betrieb er, um dem neuen Papste seinen Glaubenseifer zu zeigen, mit hohem Ernste die Rüstungen zum Türkenkriege. Der Adel und die Prälaten sagten dem kraftvollen Könige ihre Unterstützung zu und versprachen ihm, eine bestimmte Anzahl Mannen zu stellen; der zwanzigste Landmann sollte bewaffnet werden, dem Könige das Recht zustehen, die gesammte Kriegsmacht des Reiches aufzubieten, jedoch der Adel nicht gezwungen seyn, jenseits der Reichsgränze zu dienen und seine Völker persönlich, auf eigene Kosten, anzuführen. Dem Papste Pius meldete König Mathias die zu dem Türkenzuge getroffenen Maßregeln, entschuldigte sich aber zugleich, daß er bei der von dem heiligen Vater ausgeschriebenen Zusammenkunft aller christlichen Fürsten in Mantua nicht erscheinen könne, indem die Anschläge treuloser Landherren, welche damit umgingen, den Kaiser auf Ungarns Thron zu rufen, seine Gegenwart in Ungarn nöthig machten.

Gleichzeitig berief er die bisher ihm getreuen Prälaten, Baronen und Herren nach Ofen (Februar 1459), gebot ihnen, ihm freimüthig zu bekennen, ob sie mit ihrer Wahl zufrieden, und zeigte sich, wenn dies nicht der Fall, bereit, die Krone, welche er lieber gar nicht, als unwürdig, tragen wolle, niederzulegen. Einmüthig erklärten sie sich für ihn, und schwuren ihm unverbrüchliche Treue, so wie Beistand gegen Jeden zu, der seine Ehre kränken, sich dem ihm schuldigen Gehorsam entziehen wolle, wogegen der König ihnen feierlich versprach, auch sie bei ihren Rechten und Ehren ungeschmälert zu erhalten.

Der Papst Pius, in seinem Herzen zur Sache des ihm befreundeten Kaisers hingezogen, konnte dennoch sich gegen Mathias, der durch seine eifrige Betreibung des Türkenkrieges sich als gehorsamer Sohn der Kirche zeigte, nicht entschieden erklären, und diese ihm aufgelegte Rücksicht machte sein Benehmen zwischen beiden Herrschern schwankend und zweifelhaft. Seinem Legaten, Johannes Carvajal, trug er auf, wider Alle, welche den König Mathias in seinem gottseligen Eifer, die Türken zu bekämpfen, hindern würden, selbst wider Könige und Fürsten, mit dem Banne zu verfahren. Zugleich ermahnte er den Kaiser dringend, sich durch einige aufrührische Magnaten nicht verblenden zu lassen, die Unruhen in Ungarn zu fördern, und Zwiespalt und Aergerniß in die christliche Welt zu schleudern.

Der Kaiser Friedrich, sonst so wenig zu gewagten Schritten geneigt, verfolgte, ungeachtet der päpstlichen Abmahnung, sein Unternehmen auf Ungarn mit eifriger Vorliebe. Nachdem vier und zwanzig, mit der Wahl und dem Regimente des Königs Mathias unzufriedene Baronen bei einer auf der Güssinger Burg (17. Februar 1459) von ihnen gehaltenen Versammlung den Kaiser als König von Ungarn ausgerufen und ihm die betreffende Wahlurkunde überschickt hatten, benachrichtigte Derselbe den heiligen Vater von seiner angeblichen Berufung auf Ungarns Thron und bat um Belehrung, wie er als gehorsamer Sohn der Kirche sich dabei verhalten solle. Zugleich sollte sein Gesandter auch darüber Beschwerde führen, daß der Papst den Bisztritzer Grafen Mathias mit dem Königstitel beehrt habe. Ohne jedoch auf die erbetene päpstliche Belehrung erst zu warten, machte Friedrich zu Wienerisch-Neustadt seine Erwählung zum Könige von Ungarn mit aller Förmlichkeit bekannt, und ließ sich — wie es heißt, jedoch nicht völlig erwiesen ist — mit der in seiner Verwahrung befindlichen ungarischen Reichskrone krönen,

worauf er, ohne nun weiter der früher von ihm vertheidigten Rechte Elisabeth's von Polen zu gedenken, sich König von Ungarn nannte.

Diese Vorgänge mehrten nur die Verlegenheit des Papstes, der in früheren Jahren, König Ladislaw's des Nachgeborenen Erbrecht vertheidigend, mit gutem Grunde behauptet hatte, Ungarn sey ein Erb-, kein Wahlreich, und dem sonach weder Mathias, noch der Kaiser als rechtmäßige Könige Ungarns erscheinen konnten. Gegen den Kaiser entschuldigte er sich nach Möglichkeit, Mathias den Königstitel beigelegt zu haben, indem sein Vorgänger auf dem apostolischen Stuhle ihn bereits als solchen anerkannt. Doch dürfe der Kaiser immer vorzugsweise auf ihn rechnen; auch habe er den ungarischen Gesandten, trotz ihres Bittens, sogar Schwert und Fahne versagt. Gleichwohl sendete der Papst kurz darauf das geweihte Schwert und die Kreuzfahne der Kirche an den Legaten Carvajal, mit dem Auftrage, dem Könige Mathias, wenn derselbe ernsthafte Anstalten gegen die Türken machen würde, jene Heiligthümer zu überreichen. Zwölf Tage später verbot er, in dieser verworrenen Angelegenheit völlig mit sich uneins, wieder dem Legaten, von dem wider des Mathias Widersacher auszusprechenden Banne den Kaiser und dessen ungarische Anhänger auszunehmen. Jedenfalls solle der Legat den Ausbruch gegenseitiger Feindseligkeiten zu verhindern trachten und wenigstens für den nächsten Sommer Waffenruhe zwischen Beiden vermitteln, damit über den weltlichen Streitigkeiten nicht das gottgefällige Werk des Kreuzzuges wider die Osmanen in's Stocken gerathe.

Keinem der beiden Gegenkönige war mit diesem Hinausziehen gedient; durch die Waffen sollte das Los der Entscheidung gezogen werden. Der Kaiser sendete unter Ulrich von Graveneck fünf tausend Oesterreicher in die Eisenburger Gespanschaft, um bei Körmend sich mit den Schaaren der Mißvergnügten zu vereinigen, an deren Spitze Niklas von Ujlak und die Grafen Sigmund und Johannes von Pösing und St. Görgen standen. Die königlichen Truppen, angeführt von Simon Nagy und Niklas von Rozgony, wurden geworfen; aber Ujlak und Graf Sigmund duldeten nicht, daß ihre Landsleute, obwohl sie gegen dieselben in Waffen standen, auf ihrem Rückzuge verfolgt wurden, und so ernteten die Oesterreicher von ihrem Siege nicht die Früchte, welche er ihnen hätte tragen können, wenn ihre Verbündeten denselben hätten benutzen wollen und benutzen lassen. Dies machte den Kaiser kälter gegen die unzufriedenen ungarischen Herren, welche ihm die Krone des

Landes früher aufgedrungen hatten; seine Kälte aber und die Wahrnehmung, daß sie in ihm nicht das passende Werkzeug ihrer Plane gefunden, stieß sie noch mehr von ihm ab und ließ sie auf Aussöhnung mit dem Könige Mathias denken. Ladislaw und Niklas Kanisa entflohen des Nachts aus dem kaiserlichen Lager und unterwarfen sich dem Könige, der sie huldreich aufnahm und sich ihrer als Vermittler bediente, um auch die übrigen Mißvergnügten, gegen Zusicherung gnädiger Aufnahme und vollkommener Verzeihung, auf seine Seite zu ziehen. Das Versöhnungswerk gelang. Die abgefallenen Magnaten kehrten zu dem Könige zurück, wurden von ihm in den Besitz ihrer Güter und Rechte wieder eingesetzt, und, um sie in ihrer Treue besser zu befestigen, noch durch mancherlei Gunstbezeigungen ausgezeichnet. Den stolzen Woiwoden Niklas von Ujlak behielt der König als ersten Reichsfürsten an seinem Hoflager; dem Ladislaw Gara gestattete er, Titel und Rang eines Palatins fortzuführen; den Grafen Johannes von Pösing ernannte er zum Woiwoden von Siebenbürgen, und sendete dessen Bruder, den kriegerischen Sigmund, als Befehlshaber der königlichen Reiterei, mit Simon Nagy in den zweiten Feldzug, der gegen den Kaiser eröffnet wurde.

Nach solcher Schwächung seiner Partei war für den Kaiser der günstige Zeitpunkt entschwunden, den Sieg von Körmend zu verfolgen. Dennoch lag dies im Plane seiner Heerführer und Anhänger. Graveneck, Baumkircher und die bei der Partei des Kaisers zurück gebliebenen Grafen Georg und Ladislaw von Pösing führten dessen Heer hinter Pinkafeld, um Güns und Oedenburg zu schützen. Hier wurden sie (im April 1459) in ihrem verschanzten Lager von den Truppen des Mathias angegriffen und erlitten, da die in ihren Reihen befindlichen Parteigänger mit geringem Eifer fochten, eine empfindliche Niederlage. Dieser Sieg befestigte mit schneller Entscheidung den Thron des Mathias und vereitelte die Hoffnungen des Kaisers, der, um seine Bedrängniß zu mehren, jetzt auch noch in heftige Fehde mit seinem Bruder Albrecht verwickelt wurde. Des Königs Mathias Anhänger drangen in ihn, seinen Sieg zu verfolgen; doch der päpstliche Legat mahnte eifrig zu friedlichem Vertrage, und für diesen stimmte auch Mathias, der, zu Sicherung seines Ansehens, des päpstlichen Wohlwollens bedurfte und daher auf baldige thätige Eröffnung des Kreuzzuges gegen die Türken bedacht seyn mußte. In der Erwartung, den Kaiser, nach den letzten erlittenen Nachtheilen und in seiner bedrängten Lage, nachgiebiger zu finden, sendete er den

Bischof von Großwardein nach Neustadt, um neuerdings wegen Auslieferung der Krone zu unterhandeln. Der Kaiser zeigte zwar scheinbare Bereitwilligkeit, wußte aber durch Entschädigungsansprüche die Verhandlungen abermals dergestalt in die Länge zu ziehen, daß eine Fortsetzung der Feindseligkeiten in Aussicht stand, deren Aufschub jedoch der Legat auf so lange vermittelte, bis der König und die Stände über die angetragenen Bedingungen entschieden haben würden.

Mathias hatte die Gefangenschaft seines Oheims Szilagyi nicht länger dauern lassen wollen, als bis er sein königliches Ansehen hinlänglich gegen die Machtüberhebung des Statthalters gesichert wußte. Jetzt da dieses geschehen, war er entschlossen, den Kerker des Oheims zu öffnen. Feinde des Letzteren wären beinahe der Milde des Königs durch eine Gewaltthat zuvor gekommen. Sie sendeten, den Namen des Königs mißbrauchend, den beiden Burgherren auf Világosvár den Befehl zu, Szilagyi enthaupten zu lassen. Die Burgherren bezweifelten jedoch mit Recht die Echtheit des Befehles, und Lábatlan reisete nach Ofen zu dem Könige, um sich von ihm näher belehren zu lassen und Vorstellungen zu machen. Dankbar belobte der König den Edlen, der das Leben des schuldlosen Mannes und zugleich die Ehre des Monarchen gerettet, und sandte ihn mit dem Auftrage zurück, den Gefangenen frei zu geben und nach Tisza-Várság zu führen, während er selbst nach Várkony am rechten Theißufer zog, um den Gekränkten ehrenvoll zu empfangen. Mittlerweile hatte jedoch Szilagyi's treuer Koch seinen Herrn in Sicherheit gebracht. Ein falscher Lärm, als wären die Türken im Anzuge, hatte die Besatzung von Világosvár aus der Burg getrieben. Schnell rief der darauf vorbereitete Koch Landleute aus der Umgegend herbei, verschloß die Thore und ließ die Besatzung nicht wieder ein. Szilagyi meldete dem Könige seine Befreiung mit dem beschämenden Zusatze: er verdanke seinem Koche mehr, als seinem Neffen. Dann zog er nach Tisza-Várság, traf hier mit Mathias zusammen und versöhnte sich mit ihm.

Eben stand der König im Begriffe, in Begleitung des versöhnten Oheims in das Natragebirge zu ziehen, um dem Sebastian Rozgony das dort von den böhmischen Freibeutern erbaute, allen Anstrengungen der Belagerer trotzende feste Raubschloß Pata bewältigen zu helfen, als zu Erlau ihn die böse Kunde traf, Semendra sey durch Verrath in Sultan Mohammed's Hände gefallen, und auch Belgrad sey auf das Aeußerste bedroht. Sofort

ernannte er den kriegserfahrenen Szilagyi zum obersten Befehlshaber gegen die Türken, mit unumschränkter Vollmacht über alle Festungen und königlichen Dienstmannen im südlichen Ungarn, und ließ ihn gegen die untere Donau eilen, während er selbst vor Pata zog, den Platz und die Besatzung zur Uebergabe nöthigte, dann die Borsoder, Gömörer und Nograder Gespanschaften durchstäubte, die Freibeuter aus Sajo-Nemeshi verjagte, die Sajoner Burg und das feste Bergschloß Balogh auf Várhegy überwältigte, und die festen Waffenplätze der Räuber: Gömör, Derencs, Rima-Szécs, Szirk, Szkálnok, Osgyan und Salgó-Vár bezwang.

Schon im Laufe des vorhergehenden Jahres (1458) hatte Sultan Mohammed, während er in Person gegen Morea zog, seinem Großwesir Mahmud Pascha die Eroberung der noch unbezwungenen serbischen Festungen aufgetragen. Dieser eilte mit einem zahlreichen Heere an die Donau und unterwarf sich die nicht weit von derselben gelegenen Schlösser Ressova, Curicowacz, Druno und Braniczovacz mit leichter Mühe. Gegen Semendra vorgerückt, unterhandelte er durch des Ewrenos Enkel, Isabeg, und durch Karaman Pascha wegen Uebergabe der Festung, die jedoch, obschon bereits die Außenwerke eingenommen waren, sich noch hielt. Mahmud stand daher einstweilen von der Eroberung dieses Platzes ab, wendete sich nach dem, nur drei Stunden von Belgrad durch Mohammed II. auf einem Hügel erbauten Schlosse Hawala, welches er wieder in Vertheidigungsstand setzte, ließ dann seine Krieger zu Nissa ausruhen und schritt hierauf zur Belagerung von Golumbacz. Den Befehlshaber dieser Festung, der sich länger vertheidigen zu können hoffte, nöthigte er zur Uebergabe dadurch, daß er der Festung das Wasser abschnitt und der von dort ausgesendeten Mannschaft verwehrte, Wasser aus der Donau zu holen. Er befestigte die genommene Festung und sendete den Mohammedbeg, den Sohn Minnets, zu einem Streifzuge jenseits der Donau in Ungarn. Dieser bemächtigte sich des Schlosses Tarak (vermuthlich Kereck, in der Nähe von Semlin), verwüstete den zwischen der Donau und der Save gelegenen Bezirk von Rakova, und schleppte reiche Beute an Knaben und Mädchen, an Thieren und Geräthschaften, nebst zwei hundert schwerbewaffneten Soldaten auf Schiffen hinweg, um sie dem damals zu Uskub verweilenden Sultan zu überbringen.

In Serbien erleichterte die Verwirrung des Landes die Fortschritte der Türken. Der alte Despot, Georg Brankovics, hatte bei seinem Tode, außer

ſeiner Gemalin Irene, eine Tochter, Mara, Witwe Sultan Murad's II., und drei Söhne: Gregor, Stephan und Lazar, hinterlaſſen. Gregor und Stephan waren ſchon früher von ihrem Schwager, dem Sultan Murad, eingekerkert und geblendet worden. Lazar verjagte die blinden Brüder, vergiftete die Mutter, und ſicherte die Herrſchaft in Serbien, indem er ſich dem Sultan zu einem jährlichen Tribute von zwanzig tauſend Pfund Goldes erbot. Doch ſchon im zweiten Monate ſeiner, mit Verbrechen und Schmach erkauften Regierung raffte ihn der Tod dahin. Seine Schweſter, die Sultanin-Witwe Mara, war ſammt ihrem Bruder Gregor, und ihrem Oheime Thomas Kantakuzen, zu Mohammed geflohen, der ihre Anſprüche auf den Thron Serbiens ſich abtreten ließ und ihr zu Jaſſova am Strymon, nicht fern von Athos, einen Witwenſitz gab, wo ſie, nebſt ihrer Schweſter Katharina, der Witwe des Grafen von Cilly, in frommer Einſamkeit ihre Tage hinbrachte. Lazar's Witwe, Helena, aus dem Geſchlechte der Paläologen, wollte Serbien auf zweierlei Weiſe gegen türkiſche Unterjochung ſicher ſtellen. Daher vermälte ſie ihre erſtgeborene Tochter Maria mit Stephan Thomaſſevics, dem unehelichen Sohne und Thronerben des Königs Stephan Thomasko von Bosnien, und übertrug gleichzeitig Serbien als ein Lehen dem Papſte, der es durch ſeinen Legaten, den Kardinal St. Angelo, annahm. Thomasko, beſorgend, daß die ungariſche Krone hierin eine Verletzung ihrer oberherrlichen Rechte ableiten möchte, ſtellte ſich auf dem Szegediner Landtage ein und bat um die Belehnung mit Rascien, worauf, durch einen Reichsbeſchluß, ihm die Provinz, ſeinem Sohne Semendra mit dem umliegenden Gebiete, beides als ungariſche Reichslehen, zugeſprochen, und hiemit Rascien und Bosnien vereinigt wurden. Aber die ſerbiſchen Bojaren, mißvergnügt über Helena's Schenkung und ihre Begünſtigung der römiſchen Kirche, ſchlugen ſich lieber auf die Seite der Mohammedaner, als katholiſcher Chriſten, und erwählten den Michael Abogovics, einen Bruder des Großweſirs Mahmud Paſcha, zu ihrem Anführer. Helena wußte unter dem Scheine des Friedens den Abogovics in die Citadelle zu locken, ließ ihn dann feſtnehmen und gefangen nach Ungarn führen. Sultan Mohammed, nachdem er Prisren erobert, zog vor Semendra, welches gegen die Bedingung, daß Helena frei mit ihren Schätzen abziehen dürfe, ſich ihm in Güte ergab. Dem Beiſpiele Semendra's folgten die Schlöſſer Wicheslaw, Schernow und Belaſtena; das Kloſter Mileschewo wurde von den Türken verbrannt, welche bei dieſer

Gelegenheit zweimal hundert tauſend Bewohner in die Sklaverei geſchleppt haben ſollen (November 1459). Hiemit war Serbien eine Provinz des osmaniſchen Reiches, und Semendra oder Spendorobe, die alte Hauptſtadt der Tryballer, nachdem ſie ſchon früher zweimal von den Türken belagert, einmal erobert und wieder zurückgeſtellt worden, wurde nun mit ganz Serbien dem osmaniſchen Reiche bleibend einverleibt.

Die Verhandlungen zwiſchen dem Kaiſer und dem Könige Mathias, obgleich von dem nach Frieden und Ausgleichung zwiſchen beiden Fürſten ſich ſehnenden Papſte fortwährend angeregt, zogen ſich erfolglos mehr und mehr in die Länge. Auch Georg Podiebrad's Einſchreiten als Vermittler und Friedensſtifter trug zur Förderung des Friedensgeſchäftes Nichts bei, da ſein offenbares Einverſtändniß mit dem Kaiſer nur dazu diente, des Ungarnkönigs Argwohn gegen ihn zu erwecken. Während Mathias den Herzog Albrecht gegen ſeinen Bruder, den Kaiſer, unterſtützte, bot Letzterer allen unzufriedenen Ungarn Schutz und Zuflucht; auch gelang es ihm, den unruhevollen Johannes Giskra auf ſeine Seite zu ziehen, wiewohl nicht auf lange Zeit; denn Giskra ſah bald ein, daß auf der Seite ſeines neuen Gönners kein Sieg und kein Vortheil zu finden, und unterwarf ſich daher dem Könige Mathias, der ihn zum Lohne dafür mit mehren Schlöſſern belehnte und auf dieſe Weiſe ihn fortan in unverbrüchlicher Treue erhielt.

Während es dem Könige gelang, im Inneren ſeines Reiches ſich Gehorſam und Anhänglichkeit zu gewinnen, wurde das Band, welches die Vaſallenfürſten an die ungariſche Krone knüpfte, durch das Eindrängen osmaniſcher Gewalt immer lockerer. Der bosniſche König, Stephan Thomaſſevics, nicht zufrieden, durch Verrath Semendra in die Hände der Türken geſpielt zu haben, übergab denſelben auch die Burg Kaſſina, und wurde dafür nicht allein von dem apoſtoliſchen Vicar zweimal mit dem Banne belegt, ſondern auch von ſeinem Lehensherrn, Mathias, mit Krieg bedroht. Durch ſcheinbare Demuth beſänftigte Stephan den geiſtlichen, wie den weltlichen Zorn, löſete ſich von dem Banne und erlangte nach einigen Schwierigkeiten die Verzeihung des Königs Mathias, wogegen er der Oberherrlichkeit des ungariſchen Reiches unverbrüchliche Treue gelobte, ſeine Schlöſſer an der Save ungariſchen Beſatzungen einzuräumen, alle Verbindung mit den Türken aufzugeben und dem Sultan den Jahrestribut künftig vorzuenthalten verſprach.

Ein verabscheuungswürdiger, doch kühner Bundesgenosse wider die Türken schien für Ungarn in dem Woiwoden der Walachei, Wlad IV., zu erstehen. Derselbe war der zweite Sohn des berüchtigten Drakul, hatte mit Hilfe Sultan Mohammed's sich (1456) auf den Fürstenstuhl der Walachei geschwungen, war aber seitdem des türkischen Einflusses überdrüssig geworden, hatte daher (1461) den Ungarnkönig durch eine Gesandtschaft begrüßt und sich dadurch und weil er den jährlichen Tribut von zehn tausend Ducaten zwar zu zahlen sich bereit erklärt, die noch überdies geforderten fünf hundert Jünglinge zu stellen und selbst an die Pforte zu kommen aber sich geweigert, des Sultans Zorn zugezogen. Seine erfinderische Grausamkeit schwamm in einem Meere von Martern, womit er gegen Walachen, Ungarn und Türken mit gleicher Unersättlichkeit wüthete. Schon die ihm beigelegten Namen bezeichneten den Wütherich; insgemein hieß er, gleich seinem Vater, Drakul, d. i. Teufel; die Walachen nannten ihn Tschepelpusch, d. i. Henker, die Türken nicht anders als Kasiklü-Woda, d. i. der Pfahlwoiwod, von seiner Vorliebe für Pfählen und Spießen. Der Sultan hatte beschlossen, den widerspänstigen Zinsfürsten seiner Würde zu entsetzen und ihm Drakul's jüngsten Sohn, seinen Liebling Radul, zum Nachfolger zu geben. Er hoffte, Wlad's Verwegenheit am besten durch List zu bemeistern, und sendete daher an ihn den Statthalter von Widdin, Tschakardschi Hamsa Pascha, welcher den Woiwoden unter dem Vorwande nöthiger Besprechung zu sich laden und bei dieser Gelegenheit festnehmen sollte. Wlad durchblickte den bösen Anschlag, ließ den Pascha sammt seinem Gefolge ergreifen und sie Alle, nach Abschneidung der Hände und Füße, spießen; den Hamsa an einem höheren Pfahle, als die Anderen. Nach diesen Mordthaten schickte er Gesandte auf den Ofener Landtag, schloß mit dem König Mathias ein standhaftes Bündniß wider den Sultan, fiel dann in Bulgarien ein, verheerte das Land, brannte die Häuser nieder und schleppte über fünf und zwanzig tausend Gefangene mit sich fort.

Als der Sultan die grausame Hinrichtung Hamsa's, die Ermordung seiner Gesandten, — denen Wlad, weil sie, türkischer Sitte treu, ihn mit entblößtem Haupte zu grüßen sich geweigert, die Turbane auf die Köpfe hatte nageln lassen — vernommen, sammelte er in seinem ersten Grimme ein gewaltiges Heer, mit welchem der Großwesir gegen die Donau vorrückte, während Mohammed mit seiner Flotte über das schwarze Meer durch die Mündung der Donau bis Widdin hinauf fuhr, überall, wo er landete, sengend

und brennend (1462). Wlad, der Ankunft des zu ſeinem Beiſtande heran ziehenden Ungarnkönigs gewärtig, ſchickte Weiber und Kinder theils nach Praſova (Kronſtadt), theils in unzugängliche Eichenwälder, und theilte ſein Heer in zwei Haufen, deren einen er wider den mit den Türken verbündeten Fürſten der Moldau, Stephan, Bogdan's Sohn, den anderen aber, aus nur ſieben bis zehn tauſend Reitern beſtehenden, wider den Sultan ſendete. Kühn überfiel er zur Nachtszeit das türkiſche Lager, Willens, den Sultan ſelbſt zu fangen oder zu tödten. Da dies mißlang, zog er mit Tagesanbruch ſich zurück. Als hierauf Mohammed gegen die Hauptſtadt des Woiwoden vorrückte, und ein dahin führendes Thal durchzog, erblickte er die ſchrecklichen Trophäen der Unmenſchlichkeit Wlad's; eine halbe Stunde lang, eine Viertelſtunde breit, war das Thal mit zwanzig tauſend geſpießten und gekreuzigten Türken und Bulgaren überſäet; in ihrer Mitte Hamſa Paſcha in Seide und Purpur auf erhöhtem Pfahle. Neben den Müttern waren ihre Kinder geſpießt, in deren Eingeweiden Vögel niſteten. Der Sultan ließ durch ſeine Renner und Brenner die ganze Walachei gräulich verwüſten, kehrte nach Konſtantinopel zurück, und ließ den Anführer der Renner, Alibeg, mit dem Auftrage zurück, Radul, für welchen ſich mittlerweile auch im Lande Parteien gebildet, zum Woiwoden der Walachei einzuſetzen.

Wlad, unfähig, ſich länger gegen die Uebermacht der Feinde und der inneren Gegenpartei zu halten, entfloh zu dem Könige Mathias, den er zu Thorda in Siebenbürgen antraf, weil Denſelben des Feindes drohende Bewegungen an Sirmiens Gränzen zu lange in Szegedin aufgehalten hatten. Mathias zog nun vorwärts; hinter dem Türzburger Paſſe kam ihm der neueingeſetzte Woiwode Radul mit ſeinen Bojaren achtungsvoll entgegen, ohne Verſuch eines Widerſtandes, vielmehr Treue und Anhänglichkeit an die ungariſche Krone gelobend und Wlad ob ſeiner blutdürſtigen Tyrannei verklagend. Auch viele Herren aus dem Fogaraſer Gebiete und ſächſiſche Bürger aus dem Burzenlande, deren Verwandte Wlad hingewürgt und ihres Eigenthums ſie beraubt hatte, bezeugten die unmenſchliche Grauſamkeit des entſetzten Woiwoden. Da empörte ſich des Königs warmes Gefühl gegen ſo ſchmähliche Bundesgenoſſenſchaft; er empfand es als ſeine Pflicht, das unglückliche Land von dem Wütherich zu befreien, der ſeinen Beiſtand nur geſucht hatte, um ſeine Gräuel ungehindert fortzuſetzen. Daher beſtätigte er Radul in der Woiwodſchaft der Walachei und ließ Wlad als Gefangenen nach Ofen

abführen, wo derselbe durch fünfzehn Jahre in Haft blieb, bis er nach Radul's gewaltsamem Tode sich die Freiheit verschaffte, zum zweiten Mal als Woiwode der Walachei seine alte Blutgier erneute, nach zweijähriger Herrschaft aber von einem seiner Sklaven umgebracht und sein vom Rumpfe gerissenes Haupt von den Türken im Triumphe durch die von dem Zwange des Pfahlwütherichs nun befreiten Städte getragen wurde.

Während noch Mathias den fruchtlosen Zug in die Walachei unternahm, hatte Sultan Mohammed den Alibeg mit seinen Rennern an die Save geschickt, um durch Wüstlegung des sirmischen Gebietes die Straße zum künftigen Einfalle nach Ungarn zu bahnen. Ungehindert ging Alibeg über den Fluß, plünderte und verbrannte die Städte Kölpén und St. Demeter, raubte und sengte bis an das rechte Donauufer hin und stand eben im Begriffe, bei Futak den Strom zu überschreiten, als ihm im Rücken Peter Zokoly erschien und ihn zwang, sich zu schlagen. Der Beg sendete Beute und Gefangene zu der Nachhut seines Fußvolkes und stellte sich mit der Reiterei zum Gefechte, das die in ungarischem Solde stehenden polnischen Reiter bis Tagesanbruch ihm lieferten. Jetzt führt Alibeg seine sämmtlichen Truppen in den Kampf und stürzt sich mit der Uebermacht auf Zokoly's eilig zusammen gerafftes Fußvolk, das er vorn und im Rücken zugleich faßt. Dieses wird zum Weichen gebracht und von den Türken mit Heftigkeit verfolgt, als im rechten Augenblicke Peter's Bruder, Michael Zokoly, mit der königlichen Reiterei erscheint, die Fliehenden zum Stehen bringt und Alibeg's, in der Hitze des Verfolgens aus der Ordnung gekommene Truppen mit einem kühnen Angriffe wirft und aus einander stäubt. Beute und Gefangene in den Händen des Siegers lassend, fliehen die Türken in schrecklicher Verwirrung gegen die Save, wo sie, von den Gebrüdern Zokoly verfolgt, noch einmal das Schwert der Ungarn empfinden. Vier tausend erschlagene Türken bedeckten die Wahlstatt und die Straße der Flucht; nur einen geringen Rest seiner Leute führte Alibeg über den Strom nach Semendra.

Mohammed's unersättliche Ländergier hatte zunächst Bosnien zu seinem Opfer erkoren. Schon im Frühjahr 1463 hatte er durch einen Staatsboten dem Könige Bosniens, Stephan Thomassevics, der erst kürzlich Ungarns Oberherrlichkeit von Neuem anerkannt, den rückständigen Tribut abfordern lassen. Stephan führte den Staatsboten in seine Schatzkammer und zeigte ihm seine großen Baarschaften, sprechend: dieses Geld soll keineswegs Euer

Sultan bekommen, ſondern es wird mir dienen, mich gegen ihn zu vertheidigen, oder, wenn ich ihm weichen müßte, im Auslande mit Gemächlichkeit zu leben. Um dieſer Antwort willen — nach Anderen hatte Stephan den Staatsboten auch in den Kerker werfen laſſen und die Abſicht gehegt, ihn zu tödten — wollte der Sultan ſogleich gegen Bosnien ziehen; aber die Rache für Wlad's Geſandtenmord ging ihm vor, und erſt im Sommer 1463 trat er den Marſch an.

Stephan beſchickte in ſeiner Noth den heiligen Vater und bat um ſchleunige Hilfe und Verwendung bei den chriſtlichen Fürſten. Mathias, dem nicht nur die Pflicht gebot, ſeinem Lehensfürſten beizuſtehen, ſondern der mit Bosnien auch zugleich ſein Reich bedroht ſah, rüſtete ſich zu ſchneller Vertheidigung, verſtärkte die Beſatzung von Belgrad, ſendete den Siebenbürger Woiwoden mit einem Heere an die untere Donau, und ließ die Gränzen des Reiches ſorgfältig bewachen.

Die Veneter, denen der Sultan ein Bündniß angetragen, welche aber ein ſolches nur in dem Falle anzunehmen ſich erklärt, wenn der König von Ungarn in dasſelbe mit eingeſchloſſen würde, wurden nun von Mathias zu thätiger Theilnahme an dem Landkriege aufgefordert und verſprachen, da ihre Landmacht nicht ausreichend, die Türken zur See zu bekriegen und dem Könige die Hilfsgelder zu erhöhen. Der Papſt, durch die Löſung des italieniſchen Bundes in eine bedrohliche Lage verſetzt, war außer Stande, erhebliche Hilfe zu ſenden; er mußte ſich begnügen, aus ſeinem Schatze einige tauſend Mann Reiter und Fußvolk auszurüſten und ſie nach Ungarn zu ſchicken.

Ein vorausgehender kleiner Sieg ſchien den Ungarn einen günſtigen Erfolg des Feldzuges zu verſprechen. Während Mathias vor Batta im Lager ſtand, um ſeinen Feldherren an der Save oder Donau mit ſeiner Hilfe nahe zu ſeyn, hatte Alibeg vom Sultan den Auftrag erhalten, von Semendra aus in Ungarn und Siebenbürgen einzufallen. Alibeg, von Begierde glühend, ſeine in Sirmien erlittene Scharte auszuwetzen, zog längs den Sandhügeln und dem linken Temesufer dem Siebenbürger Woiwoden nach, welcher gefliſſentlich vor ihm zurück wich, um an gelegener Stelle den Feind zu ſchlagen und ihm dann die Flucht gegen die Donau abzuſchneiden. Zwiſchen Temesvár und dem rechten Temesufer hielten die Ungarn Stand, griffen die Türken und jagten ſie mit großem Verluſte über die Donau.

Unterdeſſen brach der Sultan unaufhaltſam gegen Bosnien vor, mit ſeinen aſiatiſchen und europäiſchen Truppen über Uskub (Skopi), wo Iſa, der Enkel des Ewrenos, als Statthalter die Gränze bewachte, nach Wuldſchterin ziehend, wo ihm die Kunde zukam, daß der bosniſche König die Abſicht habe, ſich in der Feſtung Babicſa-Ocſak zu vertheidigen, welche mit Mund- und Kriegsvorrath auf zwei Jahre verſehen war. Mohammed ſandte den Großweſir Mahmud Paſcha voraus und folgte ihm dann ſelbſt über die Dorobica (Drina), welche Serbien von Bosnien ſcheidet, und über den Illyriſſos (die Krajova), an deſſen linkem Ufer Babicſa-Ocſak auf einem hohen Berge liegt. Die Feſtung wurde durch drei Tage mit ſchwerem Geſchütze beſchoſſen und ergab ſich dann durch Verrätherei des beſtochenen Befehlshabers, Radimil Veczinics. Die Einwohner wurden, was der Sultan häufig bei eroberten Plätzen that, in drei Theile geſondert, die niedrigſte Claſſe in der Stadt zurück gelaſſen, die mittlere als Sklaven vertheilt, die vornehmſte als Colonie nach Konſtantinopel abgeführt.

Mahmud Paſcha wurde nun befehligt, mit der leichten Reiterei den Vorſprung zu nehmen, um den König Stephan unterwegs abzufangen, ehe derſelbe noch ſich in ſeine Hauptſtadt Jaicſa zu werfen Zeit gefunden. Als aber Mahmud dorthin eilte, wurde er benachrichtigt, daß Stephan, ohne in Jaicſa ſich aufzuhalten, ſich nach dem, zwei Märſche weiter öſtlich gelegenen feſten Schloſſe Kliucs geflüchtet habe. Mahmud ging, obſchon die Brücke abgebrochen war, über den Fluß Verbacs, wo derſelbe, oberhalb der Stadt in drei Arme ſich theilend, am ſeichteſten war. Omar, der Sohn Turachan's und Statthalter Theſſaliens, ſchwamm bei dieſem Anlaſſe mit Kühnheit voraus und ermunterte durch ſein Beiſpiel die türkiſchen Reiter, ein Gleiches zu thun. Am zweiten Tage ſtanden Mahmud's Reiter vor Kliucs. Der Sultan, mit dem Hauptheere langſamer folgend, empfing die Schlüſſel von Jaicſa und jene der anderen Städte des Landes, welche, nach dem Falle der Gränzfeſtung Babicſa, ſich zu ſchneller Unterwerfung herbei ließen, um nur der Plünderung und Verwüſtung zu entgehen. Den Bewohnern Jaicſa's, welche ihm huldigend entgegen kamen, gewährte er die Bitte, die Geſchäfte der Stadt ſelbſt verwalten zu dürfen; doch legte er Beſatzung in die Feſtung und wählte die Söhne der Vornehmſten für ſich und die Seinigen aus.

Inzwiſchen belagerte Mahmud Kliucs, wo der König Stephan Thomaſſevics ſich mit ſeinem dreizehnjährigen Neffen Radivoj eingeſchloſſen hatte

und wo die, die Stadt umgebenden und den Zugang erschwerenden Sümpfe durch die Sommerhitze ausgetrocknet waren. Mahmud ließ das trockene Schilfrohr abschneiden, die Gräben der Stadt damit ausfüllen und es anzünden, um durch den Dampf und die unerträgliche Hitze die Einwohner zur Verzweiflung zu bringen und zur Uebergabe zu nöthigen. Diese schickten Unterhändler an den Pascha, mit der Bitte, ihrer und auch des Königs zu schonen, welcher sich ergeben wolle, wenn ihm durch feierlichen Eidschwur das Leben zugesichert werde. Mahmud, schnelle Uebergabe wünschend, beschwor den Vertrag, zog in die Stadt ein und theilte wieder die Einwohner in drei Theile, deren einen er zur Fortpflanzung der Bevölkerung in der Stadt zurück ließ, den zweiten als Sklavenbeute den Seinigen zutheilte, den dritten, den König Stephan und dessen Neffen inbegriffen, dem Sultan als Geschenk entgegen führte.

Mit Unlust schonte Mohammed des Lebens der beiden Fürsten, da er die unbarmherzige Ansicht hegte, daß der Besitz eroberter Reiche nur durch Vertilgung ihrer Herrscher sicher zu stellen sey, und darauf sinnend, wie er seines Großwesirs Schwur unwirksam machen könne, ließ er die hohen Gefangenen dem Lager nachschleppen. Hierauf vollendete er, in Gemeinschaft mit Mahmud und Omar, Jeder an der Spitze eines Heeres, die Eroberung Bosniens durch Bezwingung der noch widerstehenden Burgen. Drei kleinere unabhängige bosnische Fürsten, die Knäsen Konstantin Kovacsevics, Kraiko Krajacsinovics und Johannes Paulovics, stellten sich freiwillig im Lager des Sultans und übergaben sich mit ihren Ländern unter der Bedingung, dafür anderwärts Entschädigung zu erhalten. Der Antrag wurde angenommen und die Entschädigung zugestanden, die drei Fürsten durch einige Zeit auf freiem Fuße gelassen, dann aber vertragswidrig in Fesseln gelegt.

Auf entschlosseneren Widerstand stieß der Sultan in der Herzegowina, wo der Herzog Stephan Kossaczis die natürlichen Bergwälle des Landes mit Umsicht zur Vertheidigung benutzte, und dreißig tausend von ihm gastfrei aufgenommene, in ihrem Glauben geschützte Patarener ihm dankbar und tapfer Beistand leisteten. Diese und die Gebirgsbesatzungen fügten dem durch einen kleinen unbesetzten Paß eingedrungenen und die Hauptstadt belagernden Sultan mittelst entschlossener Ausfälle und Streifzüge so empfindlichen Nachtheil zu, daß Derselbe die Hoffnung, das Land zu unterjochen, aufgab und durch eine allgemeine Verwüstung seinem Grimme Luft machen

wollte. Herzog Stephan, um seinem Lande die Gräuel der Verheerung zu ersparen, versprach Erhöhung des jährlichen Tributes und stellte seinen jüngeren Sohn als Geißel.

Des Sultans Blutdurst fand jetzt auch einen Vorwand, um, trotz beschworenen Wortes, dem gefangenen bosnischen Könige das Leben zu rauben. Ein islamitischer Schwärmer, der bei den Moslemin als Gesetzgelehrter in großem Ansehen stehende, im türkischen Lager anwesende Scheich Ali Bestami, erklärte, auf des Sultans Wunsch, den vom Großwesir seinem Gefangenen geleisteten Eid durch ein eigenes Fetwa für ungiltig. Vor dem Aufbruche des Heeres aus Bosnien wurde daher der gefangene König vor den Sultan gefordert. Gefahr ahnend, erschien er mit dem beschworenen Vertrage in der Hand. Aber dieser galt durch das Fetwa als erloschen, und der Mufti, d. i. der Ertheiler des Fetwa, der gelehrte Scheich, besiegelte seinen Ausspruch, indem er dem Könige mit eigener Hand das Haupt abschlug. Radivoj theilte das Schicksal seines unglücklichen Oheims; die drei bosnischen Knäsen wurden, ebenfalls gegen Vertrag und Recht, in ihren Zelten erwürgt, und so Bosnien mit dem Blute seiner Herren zur türkischen Provinz geweiht, Minnetbeg über das eroberte Land als Sandschakbeg gesetzt. Alles waffenfähige Volk mußte in türkische Kriegsdienste treten, dreißig tausend Bosnier den Schwur als Janitscharen leisten.

Bitter schmerzte den Ungarnkönig das Schicksal Bosniens, das er für den Augenblick nicht zu wenden vermochte, denn seine Streitkräfte waren gering, die päpstlichen Hilfsvölker noch weit entfernt, Venedigs Flotte in diesem Falle ohne erhebliche Wirksamkeit. Zudem banden ihm die fortwährend auf's Neue in die Länge gezogenen Unterhandlungen mit dem Kaiser Friedrich wegen Auslieferung der heiligen Reichskrone, ohne deren Besitz Mathias sein königliches Ansehen nie für völlig gesichert halten durfte, die Hände. Endlich schienen die Verhandlungen hierüber sich ihrem Abschlusse nähern zu wollen, indem die ungarischen Stände die von dem Kaiser gestellten Bedingungen im Wesentlichen genehmigten, wie hart ihnen auch die Zahlung von sechzig tausend Ducaten zu Auslösung der Krone in so bedrängter Zeit ankam. Um die Angelegenheit zu beendigen, zogen der Coloczer Erzbischof, Stephan von Varda; der Großwardeiner Bischof, Johannes Vitóz; die Herren Niklas von Usiák, Woiwode von Siebenbürgen, Ban von Machow und Slavonien; Graf Ladislaw von Pálóz, Judex Curiae; Emerich Deák von Zápolya, des

Königs Schatzmeiſter und Kapitän des nördlichen Reichsgebietes; Ritter Lamberger und Benedikt von Thurócz, als Bevollmächtigte und mit der bedungenen Summe verſehen, nach Neuſtadt. Weil ſie aber eine Bedeckung von drei tauſend Reitern mit ſich führten, argwöhnte Kaiſer Friedrich, ſie kämen in ſchnöder Abſicht, und ließ vor ihnen die Thore Neuſtadts ſchließen. Mit Mühe und nach langer Unterhandlung erlangte der Großwardeiner Biſchof blos für ſich und die ihn begleitenden zwei hundert Reiter den Eintritt in die Stadt; die übrigen Bevollmächtigten wurden ſammt ihren Begleitern nach Oedenburg zurück gewieſen.

Durch volle vier Wochen wurde nun der Großwardeiner Biſchof theils durch eigene, theils durch fremde Bedenklichkeiten hingezogen; da ergab ſich ein neuer Anſtoß. Der Kaiſer hatte nämlich, um eine Entwendung zu hindern, ein der ungariſchen Reichskrone ganz ähnliches zweites Exemplar verfertigen laſſen, und der Biſchof, welchem beide Kronen zur Auswahl hingeſtellt wurden, befürchtete, man möchte ihm die unächte geben. Daher forderte er, daß Ladislaw von Pálócz, welcher die wirkliche Reichskrone oftmals bei deren früherem Hüter, dem Graner Erzbiſchofe, ſeinem Bruder, geſehen hatte und ſie von da aus genau kannte, von Oedenburg herbeigerufen würde. Dieſer kam und erkannte die ächte Krone ſogleich an einem feinen Sprunge in dem, das Hintertheil des Kleinodes ſchmückenden großen Saphir. Das Löſegeld wurde aufgezählt und die durch zwei und zwanzig Jahre ſchmerzlich vermißte heilige Krone, das Palladium des ungariſchen Königthums, im Triumphe nach Oedenburg geführt, wo ſie drei Tage lang zur öffentlichen Verehrung ausgeſetzt blieb.

Hier und zu Neuſtadt war ſechs Tage früher (19. Juli 1463) folgender Vertrag zur urkundlichen Vollziehung gekommen: Der Kaiſer Friedrich und ſeine Erben in gerader Linie bleiben im unangefochtenen Beſitze der Burgfeſten, Marktflecken und Herrſchaften: Forchtenſtein, Kobelsdorf, Eiſenſtadt, Güns und Rechnitz, die jedoch auch künftig in Zehentſachen und kirchlichen Angelegenheiten unter der Gerichtsbarkeit des Biſchofs von Raab ſtehen, Hilfe im Türkenkriege zu leiſten haben und nach des Kaiſers Tode mit vierzig tauſend Goldgulden wieder eingelöſet werden können; der Kaiſer behält lebenslänglich den Titel eines König von Ungarn; er nimmt den König Mathias an Sohnesſtatt an, wird von ihm gegen Jedermann, ausgenommen gegen den Papſt und die römiſche Kirche, unterſtützt, und ſteht ihm ebenfalls

gegen Jedermann bei; er liefert die ungarische Reichskrone aus, und tritt Oedenburg ab, allen Ansprüchen darauf entsagend; stirbt der König Mathias ohne Hinterlassung rechtmäßiger männlichen Nachkommen, so gelangt der Kaiser, oder dessen von ihm zu bestimmender Sohn auf den Thron von Ungarn, und nach dem Tode des Erwählten wieder ein Sohn des Kaisers, jedoch nach Wahl der Stände; alle Zwietracht hört auf, jede frühere Beleidigung wird vergessen, und über den gegenwärtigen Vertrag die Bestätigung des apostolischen Stuhles nachgesucht. In einem geheimen Zusatze soll König Mathias zugesagt haben, nach dem Ableben seiner Gemalin, Katharina von Podiebrad, sich nicht wieder zu vermälen.

Das Aufhören der langen Spannung mit dem Kaiser war um so nothwendiger, da Ungarns ganze Anstrengungen sich jetzt gegen die Türken richten mußten, und der König Bosniens Wiedereroberung lebhaft im Sinne führte. Der Sultan selbst bot den Anlaß zu Erneuerung der Feindseligkeiten, indem er dem Alibeg befahl, in Sirmien einzufallen und den Ungarnkönig über die Donau zu locken, um dort ihn und seine Streitkräfte zu vertilgen. Schon hatte Alibeg das Gebiet von St. Demeter ausgeplündert und verwüstet, als König Mathias rasch ihm entgegen zog, ihn zurück schlug, noch jenseits der Save verfolgte, ihm gegen fünfzehn tausend, mit Heerden und Eigenthum fortgeschleppte Sirmier und Serbier abjagte, und das Land bis gegen Semendra hin verheerte.

Nach diesem schnellen Siege ging der König nach Peterwardein, um den dahin ausgeschriebenen Landtag zu eröffnen, der nicht nur von den ungarischen Herren zahlreich besucht, sondern auch von dem Herzoge der Veneter, Christoforo Moro, und den noch übrigen bosnischen Knäsen und Bojaren beschickt wurde, welche Letzteren dringend um Befreiung vom türkischen Joche flehten und eifrige Mitwirkung gelobten, während Moro, in Gemäßheit des mit dem Ungarnkönige (am 12. September) vollzogenen Angriffs- und Vertheidigungsbündnisses, sich verbindlich machte, vierzig Galeeren nebst hinlänglicher Landmacht im Peloponnes wider die Türken aufzustellen.

Noch war Bosniens, von den Flüssen Verbacs, Save, Unna und dem Klanitzer Gebirge bis an die Sanna und Sanitza eingeschlossenes, nördliches Gebiet, der Krone Ungarn unterthänig; um dieses zu erhalten, mußte auch das an die Türken Verlorene wieder erobert werden. In zwei Heere getheilt, zog die

ungarische Streitmacht über die Save; Emerich von Zápolya mit der Vorhut längs dem Verbacsfluſſe gegen Jaicsa, der König mit der Hauptmacht längs der Sanna hinauf. Letzterer nahm rasch nach einander die Schlöſſer Maidan, Kamengrad und Klincs, und kam fast gleichzeitig mit Zápolya vor Jaicsa an, welche Stadt am ersten October mit großem Verluste der Türken erstürmt wurde. Harambeg, der Befehlshaber des Platzes, zog sich mit vier hundert Mann türkischer Truppen und einer Menge gefangener Bosnier in die Felsenburg hinauf, in welcher er sich zu behaupten hoffte. Ungeschreckt von der Festigkeit der Burg und den Beschwerden des einbrechenden Winters, schritt der König zur Belagerung. Sein schweres Geschütz zerschmetterte die Mauern und die Thürme, so daß Harambeg, die Unmöglichkeit, sich länger zu halten, einsehend, den Antrag machte, gegen freien Abzug der Besatzung mit Gefangenen und Vorräthen, den Platz zu übergeben, wobei er, im Falle sein Vorschlag verworfen werden sollte, auf den nahe bevorstehenden Entsatz durch den Sultan drohend hinwies. Aber Mathias erwiederte hochsinnig, daß er nicht der Mauern, sondern der Menschen wegen dastehe, und nicht den elendesten Knecht in der Türken Gewalt lassen werde. Schonung des Lebens, und freien Stand für Jene, welche in ungarischen Waffendienst treten würden, war Alles, was er zugab. Harambeg, die Fruchtlosigkeit seiner Prahlerei begreifend, durch Mangel an Wasser und Mundvorrath gedrängt, öffnete am 25. December die Burg und ergab sich nebst seiner Besatzung der Gnade des Siegers.

Theils durch Einverständniß, theils durch Gewalt fielen auch gegen sechzig andere feste Plätze Bosniens in die Hände des Königs Mathias, welcher Herrn Emerich Déak von Zápolya zum Statthalter des besetzten Gebietes, den Braner Prior Johannes Székely zum Befehlshaber von Jaicsa ernannte, und, wenn die Eroberung der Provinz vollständig gelingen sollte, dem Wojwoden Niklas von Ujlak die Königswürde von Bosnien zusagte. In der ersten Hälfte des Februars 1464 zog der siegreiche König in Ofen ein, um, nach Wiedererlangung der heiligen Krone, von hier aus seiner Krönung entgegen zu gehen; Harambeg und die gefangene türkische Besatzung mußten seinen Triumphzug verherrlichen. Bald darauf sank seine Gemalin, Katharina, in der Blüte ihrer Tage in's Grab.

Der Sieg der ungarischen Waffen über den Erzfeind der Christenheit weckte in ganz Europa einen freudigen Wiederhall. Die angesehensten Fürsten

schickten dem Könige Gesandtschaften zu, um ihm, wenn auch nur in diplomatischer Form, Freundschaft anzubieten und ihn zur Krönung zu begleiten; die glänzendste jener Gesandtschaften war die des Königs von Frankreich, Ludwig XI. Mathias erhob sich nach der alten Krönungsstadt Stuhlweißenburg, und im Dome daselbst wurde er (29. März) durch den Kardinal-Primas, Dionysius von Szécs, unter dem freudigen Zurufe des Volkes gesalbt, mit dem Schwerte des heiligen Stephan umgürtet und feierlich mit der heiligen Krone gekrönt. Nach vollbrachter Feierlichkeit eröffnete er den Landtag zu Stuhlweißenburg, auf welchem der zu Neustadt mit dem Kaiser geschlossene Vertrag neuerdings bestätigt wurde, und eilte dann nach Ofen zurück, wo er (14. April) einen Vergleich mit seinem Schwiegervater, dem Böhmenkönige Georg von Podiebrad, schloß, kraft dessen, um dem Unfuge der böhmischen Freibeuter ein Ende zu machen, an Böhmens und Mährens, wie an Ungarns Gränzen alle Raubschlösser geschleift werden, beiderseitige Landsassen jeder Rache und Selbsthilfe sich enthalten, künftige Friedensbrecher durch Einziehung ihres gesammten Eigenthums zu Gunsten des Kronschatzes, gezüchtiget werden sollten.

Den Sultan Mohammed hattender schnelle Fall von Jaicsa und die daran geknüpften anderen Verluste in die äußerste Wuth versetzt. Ungeheure Anstrengungen wurden gemacht, um den Schimpf zu rächen und das Verlorene zurück zu erobern, Minnet, der Sandschakbeg von Bosnien, mit dreißig tausend Mann voraus geschickt, um die von Ungarn bis Jaicsa hin besetzten Burgen zu erstürmen, und Besatzungen wie Einwohner mit der Schärfe des Schwertes zu vertilgen. Zugleich ließ der Sultan gewaltige Kriegsmaschinen bauen und Kanonen gießen. Alles dies deutete auf einen Hauptstreich gegen das Abendland; daher verdoppelte auch Mathias seine Anstrengungen, und gleichzeitig kam ihm von dem, ebenfalls alle Kräfte aufbietenden Papste Pius die ermuthigende Nachricht zu: die stark bemannte, mit den Galeeren der Veneter vereinigte Flotte werde alsbald aus dem Hafen von Ancona auslaufen, nach Konstantinopel segeln und die Türken zur Vertheidigung ihrer Hauptstadt zurück zwingen. Unterdessen möge Mathias aufbrechen, doch den Zug über die Save nicht übereilen, sondern erst noch eine zweite Gesandtschaft abwarten.

So zur Vorsicht ermahnt und auf die Hilfe der Verbündeten ohnehin nicht zu viel vertrauend, sendete der König den Zápolya mit der Vorhut über

die Save, während er selbst mit der Hauptmacht langsamer folgte. Zápolya hielt die Fortschritte des bereits in Bosnien eingefallenen Minuetbeg auf, mußte jedoch, als Mohammed seinen Anmarsch über den Bosnastrom vorbereitete, sich zurück ziehen, verstärkte die Besatzungen der königlichen Burgen, und schloß sich dann mit dem Kern seiner Mannschaft in dem festen Jaicsa ein, auf eine Belagerung gefaßt.

Inzwischen wartete der König mit Ungeduld auf die ihm verheißene zweite Gesandtschaft des Papstes, die ihm die Ankunft der Flotte im Archipel melden sollte. Er sendete dieserhalb dringende Erinnerungen nach Rom; aber schon war Papst Pius (gest. 14. April 1464) nicht mehr unter den Lebenden. Hindernisse mancherlei Art, vorzüglich Mangel an Geld, um die Kreuzfahrer zu besolden und zu verpflegen, hatten das Auslaufen seiner Flotte vereitelt; nur die venetische Flotte lief im Hafen von Ancona ein. Der neue Papst, Paul II., betrieb die Fortsetzung des Kreuzzuges mit ähnlichem Eifer, wie sein Vorgänger; aber er fand bei den Fürsten und Städten Italiens nicht die gehoffte Unterstützung, und der Erfolg seiner Aufrufe blieb weit hinter seinen Erwartungen zurück.

Der Ungarnkönig mußte, bei solchem Stande der Dinge, auch diesmal auf seine Kräfte und seinen Muth sich beschränken. In Eilmärschen war er durch Slavonien längs der Save hinaufgerückt, und ging bei Gradisk über den Strom. Zápolya war unterdessen in Jaicsa schon zwanzig Tage lang heftig belagert worden und hatte mehre wüthende Stürme zurück geschlagen, da die Türken, wegen der Gegenwart ihres Sultans halb durch Furcht, halb durch Begeisterung zur Tapferkeit angeregt, mit beispielloser Ausdauer fochten. Einer ihrer kühnsten Soldaten hatte schon den Thurm erklommen, um die ungarische Fahne herab zu reißen und an ihrer Stelle die Roßschweife aufzustecken; da packte ihn ein Ungar, rang verzweiflungsvoll mit ihm und stürzte endlich, da er den Feind nicht bewältigen konnte, sich mit ihm von der Zinne herab, sich und den Barbaren zerschmetternd. Die durch solche heldenmüthige Selbstaufopferung entmuthigten Türken wurden mit blutigen Köpfen aus der Stadt hinaus geschlagen. Auch der Sultan hatte, bei des Ungarnkönigs Annäherung, nicht den Muth, die Belagerung fortzusetzen, sondern zog, mit Zurücklassung seines schweren Geschützes, ab. Mathias war vorsichtig genug, ihn nicht zu weit zu verfolgen, da das verwüstete Land dem Heere nicht die Mittel dargeboten haben würde, sich zu nähren.

Durch dieſen drohenden Mangel genöthigt, Bosnien zu verlaſſen, wendete Mathias ſich nach Rascien, den Coloczer Erzbiſchof mit ſeiner Streitmacht an die Save zur Deckung der Zufuhr und des Rückzuges ſendend; während Emerich von Zápolya vor das Schloß Srebernik zog, es erſtürmte und die Tapferkeit ſeiner Truppen durch Freigebung der dortigen reichen Silbergruben belohnte.

König Mathias hatte es auf die wichtige Bergfeſte Zwornik (Isvornik) abgeſehen, deſſen Beſatzung aber, weil Mahmud Paſcha, nachdem er alle Bege Rumeliens an ſich gezogen, ihr ſchleunigen Entſatz verſprochen hatte, ſich mit unerſchütterlicher Standhaftigkeit vertheidigte, obſchon Mathias eben ſo beharrlich die Belagerung zwei Monate lang betrieb. Die Beſchwerden der Berennung, der einbrechende Winter und die Verwundung Zápolya's, dem ein türkiſcher Pfeil ein Auge geraubt hatte, benahm den Truppen den Muth und die Luſt zu der Unternehmung, ſo daß ſie, als der König einen Hauptſturm verordnete, zum größten Theile Gehorſam und Dienſt verweigerten. Mathias, unvermögend, die Unordnung zu beſchwören, mußte, als Michaloghli an der Spitze türkiſcher Renner erſchien, den Rückzug zulaſſen, der mit ſolcher Eile und mit ſolcher Verwirrung geſchah, daß das Gepäck ſammt dem ſchweren Geſchütz im Stiche blieb. Der mit der ſchweren Macht des Heeres nachfolgende Mahmud Paſcha erbeutete viele Gefangene und Pferde und verfolgte den König bis an die Save.

Zwei Monate nach Zworniks mißlungener Belagerung wurde des Königs Oheim und Gründer des Hunyad'ſchen Thrones, Michael Szilagyi, zu Bozazis, dreißig tauſend Schritte von Semendra, nebſt Gregor Lábatlan von einem türkiſchen Streifhaufen, welchen die Brüder Alibeg und Iskender befehligten, überflügelt und gefangen nach Konſtantinopel geführt. Dort wurde Szilagyi enthauptet; dem Lábatlan aber, welcher, ſchon in der Schlacht von Warna gefangen, ſeinem Kerker glücklich entronnen war, wurde in dem Augenblicke, als er hingerichtet werden ſollte, ſammt ſeinem Sohne, auf Fürbitte eines Türken, um Löſegeld auch diesmal das Leben geſchenkt.

Zu Bács hielt ſodann der König ſtrenges Gericht über jene Krieger, die im Lager vor Zwornik Meuterei angezettelt oder ihrer Pflicht ſich geweigert hatten; die Rädelsführer büßten mit dem Leben, die Uebrigen mit Ehrloſigkeit und Verbannung. Der Sultan ließ verſtellter Freundlichkeit, womit er Mathias in Sicherheit zu wiegen verſucht und welche Dieſer mit Würde

zurück gewiesen hatte, neue Drohungen und gewaltige Zurüstungen zu ferneren Feindseligkeiten folgen, wogegen der König die zunächst bedrohten Plätze mit hinreichenden Besatzungen und verläßlichen Befehlshabern versah, die Festungswerke Belgrad's erweiterte, und auf einem Landtage zu Ofen (im Juni 1465) den Beschluß durchsetzte, daß bei wirklichem Ausbruche des Krieges der gesammte begüterte Adel aufsitzen und von seinen zwanzig Bauerhöfen Einen Bewaffneten stellen müsse. Im Bewußtseyn, seiner Pflicht Genüge geleistet zu haben, konnte der König auch die unbegründeten Vorwürfe des Papstes, der ihn der Saumseligkeit in Betreibung des Krieges gegen die Türken zieh, mit edlem Selbstgefühle und in entschiedener Sprache von sich weisen.

Abermals drängten jetzt nähere Gefahren. Irrungen mit dem Kaiser machten den Anfang und zogen zum Theil weitere Folgen nach sich, die keine der Parteien hatte ahnen können. Dem Neustädter Vertrage gemäß, blieben die dem Kaiser zuerkannten Städte und Marktflecken: Güns, Eisenstadt, Rechnitz, Kobelsdorf und Forchtenstein, zu Diensten und Beiträgen im Türkenkriege verpflichtet. Als aber im letzten Feldzuge der Oedenburger Statthalter auf Erfüllung dieser Verbindlichkeit drang, widersetzten sich die Günser, und der kaiserliche Burghauptmann zu Forchtenstein beleidigte den Statthalter, welcher hierauf die Widerspänstigen pfändete und dem Kaiser schriftlich mit Anwendung strengerer Maßregeln drohte, wenn derselbe seine Unterthanen nicht zu Leistung ihrer Obliegenheiten und zugleich zu künftiger Unterlassung von Räubereien auf ungarischem Boden, anhielte. Der Kaiser beschwerte sich hierüber in empfindlichen Ausdrücken bei Mathias, der das Verfahren seines Statthalters in Schutz nahm. Kurze Zeit nachher fielen österreichische Freibeuterhaufen, mit Günsern, Rechnitzern und Forchtensteinern verbündet, verwüstend in das Oedenburger Gebiet ein, zogen vor die Stadt, verwundeten mitten in den Unterhandlungen den Statthalter und steckten die Wandorfer Vorstadt in Brand. Des Königs Beschwerden bei dem Kaiser blieben fruchtlos, schon darum, weil des Letzteren bedrängte Lage ihn außer Stand setzte, den Zügellosigkeiten seiner Landherren zu steuern; vielmehr begann er selbst eine Fehde mit dem ungarischen Magnaten, Grafen Sigmund von Pösing und St. Görgen, während seine Vasallen, Sigmund Eyzinger und Georg von Pottendorf, Preßburg und Oedenburg anzündeten. Jetzt erließ Mathias einen ziemlich bitteren Brief an den Kaiser, und da er einsah,

daß Letzterer nicht die Macht hatte, die Seinigen im Zaume zu halten, beauftragte er den Preßburger Obergespan, Andreas Baumkircher, gemeinschaftlich mit Herrn Berthold Ellerbach von Monyorókerék, dem Pottendorfer die Fehde anzusagen und ihn in die Enge zu treiben.

Zugleich ernannte der König, um auch an den böhmischen und polnischen Freibeutern im Zipserlande ein strafendes Beispiel zu üben, den kampfbewährten Emerich von Zápolya zum erblichen Grafen von Zips, und Dieser handhabte auf polnischem Gebiete schreckliche Vergeltung. Der Krakauer Landtag fand sich dadurch bewogen, Friedensanträge zu machen, deren Abschluß einem Tage zu Bartfeld vorbehalten wurde.

Auch in Kroatien drohte auf mehren Seiten Unruhe und Aufruhr. Den Bischof von Agram, Demetrius Csupór, hielt der Könige im Verdachte geheimen Einverständnisses mit dem Kaiser; der kaiserliche Hauptmann weigerte sich, die Agramer Burg zu räumen; der Gerichtsherr von Zagorien, Johannes Wittowecz, zögerte mit Abtretung der, von der Witwe des Grafen Ulrich von Cilly erkauften königlichen Schlösser, und die drei Grafen von Frangepani, Herren von Zeng und Modrus, strebten nach Unabhängigkeit. Um sich Ruhe und Unterwerfung zu verschaffen, zog der König mit einem Heere nach Kroatien, begleitet von den tapferen böhmischen Herren Dswela und Georg Patolecki. Unterwegs forderte Dswela, unter dem Vorwande rückständigen Soldes, seine Entlassung, die ihm der gereizte König sammt dem Solde verweigerte, und brach ohne Urlaub mit seinen Mannen auf. Kaum hatte der König in Kroatien die Ordnung hergestellt und sich Gehorsam erzwungen, als er in die nördlichen Gebiete seines Reiches eilen mußte, um dort neue Räubereien zu bekämpfen, indem der rachsüchtige Dswela in die Neitraer Gespanschaft eingefallen war und hier sich der Kostoláner festen Burg bemächtigt hatte.

Sieben tausend böhmische Freibeuter, unter dem Namen der Zebraken, zogen vor Preßburg, wo Dswela sie erwartete. Doch hielt einer ihrer Anführer, der ungarische Landherr Blasius Podmanicki, sie ab, Preßburg zu überfallen, und als später Georg von Pottendorf zum Schutze der Stadt herbei eilte, faßten sie den Plan, Tyrnau zu überrumpeln und auszurauben, wobei jedoch Podmanicky, unfähig, gegen sein Vaterland zu wüthen, ebenfalls seine Mitwirkung versagte, und sich sogar heimlich in die Stadt stahl, um diese auf die ihr drohende Gefahr vorzubereiten. Es gelang ihm auf diese Weise,

Tyrnau zu retten und Dſwela mit ſeinen Banden zum Abzug nach der Koſtoláner Burg zu vermögen, die Derſelbe in aller Eile ſtärker zu befeſtigen unternahm. Der König war unterdeſſen mit einem geringen Haufen nach Preßburg gelangt; hier vereinigte er ſich mit den Schaaren des von ihm wieder zu Gnaden angenommenen Pottendorfer, und zog gegen Koſtolán, wo er Dſwela zur Ergebung aufforderte, ihm dagegen Schonung verſprach, widrigenfalls aber mit der unausbleiblichen Strafe des Galgens drohte. Der tollkühne Freibeuter hoffte, durch den Muth ſeiner wilden Banden alle Stürme abzuſchlagen, und ergab ſich nicht. Der König aber, ohne die Seinigen in unzeitigen Stürmen hinzuopfern, beſchränkte ſich auf Einſchließung und Aushungerung der Feſte. Bald waren Dſwela's geringe Mundvorräthe aufgezehrt; er ſuchte während eines blinden Ausfalles, mit dem größten Theile ſeiner Mannſchaft aus der Burg zu entwiſchen, wurde aber auf der Flucht von den nachſetzenden königlichen Reitern und dem erbitterten Landvolke überflügelt, mehr als zwei tauſend ſeiner Leute erſchlagen, er ſelbſt gefangen vor den König gebracht und, auf deſſen Befehl, am Galgen aufgehenkt; ein Los, das ihm der Aberglaube ſeiner Zeit ſchon früher aus dem Mangel zweier Zähne prophezeiet hatte und welches der zürnende König jetzt ohne Erbarmen wahr machte. Die übrigen gefangenen Zebraken, dritthalb hundert an der Zahl, wurden in langen Reihen vor den Wällen aufgeknüpft; Dſwela's hußitiſcher Prieſter und ſein Schwertträger zu beiden Seiten ihres gehenkten Gebieters, an niedrigeren Galgen, ſo daß der des Anführers ſchauerlich hervor ragte. Entmuthigt und alles Trotzes baar durch dieſen ſchrecklichen Anblick, ergab ſich die in der Burg zurück gebliebene Beſatzung ohne alle Unterhandlung, nebſt vier hundert zuſammen geraubten ſchönen Frauen. Die Letzteren ſendete Mathias nach Sirmien zu den Rasciern, damit dieſe ſie zu Hausgenoſſinnen annehmen und ihr Land, damals Groß-Italien genannt, bevölkern könnten. Die Zebraken, welche ſich ergaben, wurden zwar vorläufig mit dem Leben begnadigt, aber nach Ofen zur Einkerkerung im Tſonkathurme geſchleppt, deſſen gegen Uebelthäter unbarmherziger Burgherr, Michael Czobor, die Unglücklichen, weil ſie ihm zur Laſt waren, reihenweiſe in der Donau erſäufen ließ.

Dergleichen Einfälle von böhmiſcher Seite waren nicht geeignet, das ſeit länger ſchon geſpannte Verhältniß zwiſchen Mathias und ſeinem Schwiegervater, Georg von Podiebrad, zu beſſern, nachdem Katharina's Tod einen

Riß in die Bande der Verwandtschaft gebracht hatte, und böhmische und mährische Landherren, namentlich Matthäus von Sternberg, der die Ausrottung der früher von ihm als Freunde in seine Schlösser aufgenommenen Zebraken an den Ungarn rächen wollte, fortwährend Raub und Verwüstung auf dem Gebiete zwischen der March und der Waag trieben. Mathias beklagte sich wiederholt bei Podiebrad, daß Derselbe nicht einschreite, und des Letzteren Sohn, Victorin, gab endlich die Antwort, daß die Streitsache zwischen Ungarn und Sternberg durch Schiedsrichter ausgemacht werden sollte, worauf jedoch Mathias mit königlichem Stolze erwiederte, daß er mit Räubern und Mordbrennern nicht in Unterhandlung treten könne, vielmehr vor allen Dingen auf ihre Bestrafung dringe. Manches bittere Wort wurde bei dieser Gelegenheit gewechselt und bereitete künftige ernsthaftere Spannungen zwischen den verwandten Königen vor.

Schneller, als jene häufig sich erneuernden Freibeutereien, dämpfte der König eine vorübergehende Empörung in Siebenbürgen, wo das neue Steuersystem, oder vielmehr dessen Handhabung durch die Beamten, Mißvergnügen erweckt hatte. An der Spitze des Aufruhrs stand Benedikt Roth, Königsrichter der sächsischen Gesammtheit zu Hermannstadt, und der eingedrungene Woiwode der Moldau, Stephan Bogdanovics, sagte seine Unterstützung zu. Auf diese pochend, riefen die Meuterer den Woiwoden der Provinz, den Grafen Johannes von Pösing und St. Görgen, zum Könige aus, und dieser ließ durch Benedikt Roth sich bereden, dem Rufe Folge zu leisten. Die Empörer eilten den Meszeser Paß zu besetzen, um dem anrückenden Könige Mathias den Zugang in das Land abzuschneiden; aber Dieser war ihnen zuvor gekommen und stand bereits mit acht tausend Reitern und vier tausend Fußgängern auf dem Kreuzerfelde; da zerstäubten, bei dem bloßen Rufe seiner Nähe, die gegen ihn gesendeten Mannschaften und kehrten in ihre Heimat zurück; Benedikt Roth entfloh nach Polen und getraute sich nie mehr dieses Land zu verlassen. Der Graf Johannes bat demüthig um Gnade, indem er vorschützte, zu seiner Rolle gezwungen worden zu seyn, und seine Mitschuldigen angab. Der König verzieh ihm, entsetzte ihn aber seines Postens und vergab die Siebenbürger Woiwodschaft an die Herren Nikolaus Csupór und Johannes Pongrácz. Der Klausenburger Adelsgesammtheit erließ Mathias gegen eine Geldbuße von viermal hundert tausend Goldgulden die gesetzliche Strafe der Landesverweisung und des Güterverlustes; nur die

Anſtifter und Rädelsführer mußten bis zu einem beſtimmten Tage bei Lebensſtrafe das Reich auf immer verlaſſen, durften aber ihr Vermögen mitnehmen. Einige, die gleichwohl heimlich zurück zu bleiben verſuchten, wurden ſpäter aufgegriffen und enthauptet, unter ihnen auch der Hermannſtädter Bürgermeiſter, Peter von Rothberg.

Gegen Stephan, den Woiwoden der Moldau, der nicht nur häufiger Einfälle nach Siebenbürgen ſich ſchuldig gemacht, ſondern auch die letzten Aufſtandsverſuche in dieſer Provinz begünſtigt hatte, beſchloß der König einen Zug zu unternehmen; wobei er vermuthlich auch zugleich zu Gunſten zweier verjagter Bewerber um den Woiwodenſtuhl, Peter Aaron und Berendej, welche ſeinen Schutz angeſucht hatten, Schritte thun wollte. Söldner wurden in beträchtlicher Anzahl angeworben, Hermannſtadt zum Sammelplatze, der fünf und zwanzigſte November 1467 zum Tage des Auszuges beſtimmt. Die Ungarn drangen, unter des Königs Oberbefehle, gegen die Päſſe Ghymes und Oitos vor, welche der Woiwode, auf äußerſten Widerſtand gefaßt, hatte verrammeln und durch ſeine Krieger, wie auch durch polniſche Hilfsvölker beſetzen laſſen, zerſtörten die Verhaue, trieben deren Vertheidiger zurück, drangen unangefochten bis an den Sereth und nahmen Roman. Stephan ſuchte den König durch ſcheinbare Friedensanträge aufzuhalten; als aber Mathias die Unaufrichtigkeit derſelben einſah, kehrte er ſich nicht weiter daran, ließ Roman in Brand ſtecken und zog zwiſchen dem Sereth und der Moldava weiter hinauf gegen Sutſchawa. Als er dann in Baja verweilte, wo Stephan ihn durch die Ausſicht völliger Unterwerfung hinzuhalten ſuchte, wurde ihm mitgetheilt, daß zwölf tauſend Walachen und Polen im Anzuge wären, um ihn zur Nachtzeit zu überfallen. Mathias traf insgeheim ſeine Gegenanſtalten. Nach Mitternacht näherten die Walachen ſich plötzlich in aller Stille der ungariſchen Vorhut, rieben ſie zum großen Theile auf und zündeten, um den Kampfplatz zu erhellen, Baja auf drei Seiten an. Dann drangen ſie auf den Marktplatz und hielten durch einen unausgeſetzten Pfeilhagel die anſprengende ungariſche Reiterei von ſich ab. Der König Mathias focht ſelbſt an den gefährlichſten Stellen, umſchwirrt von walachiſchen Pfeilen, welche Niklas Bánffy, der Anführer der königlichen Leibwache, mit ſeinem Schilde aufzufangen ſuchte; gleichwohl traf ein Pfeil den König in den Rücken und verurſachte ihm, da die Eiſenſpitze in der Wunde ſtecken blieb, vier Jahre lang heftige Schmerzen, bis zuletzt ſeine kraftvolle Natur von

ſelbſt das Eiſen heraus ſtieß. Des Königs Verwundung entflammte die Ungarn zur Rache; mit verdoppelter Wuth ſtürmten ſie auf die Walachen ein; denn die Pfeile hatten nichts Schreckendes mehr für ſie, ſeit ſie wußten, daß auch ihr Fürſt und Heerführer ihnen nicht entgangen war. Sieben tauſend Walachen wurden in unwiderſtehlichem Anlaufe niedergehauen, die Uebrigen flohen in Verwirrung davon. Von den Ungarn waren nur zwölf hundert geblieben; die vielen erbeuteten Fahnen wurden nach Ofen geſendet und im Dome der heiligen Jungfrau aufgeſtellt. Der erſchreckte Woiwode Stephan unterwarf ſich, gelobte Treue gegen die ungariſche Oberherrlichkeit, und erhielt vom Könige Verzeihung.

Die päpſtlichen Verdammungsſprüche gegen den König Podiebrad, der im Innern ſeines Landes mit entſchiedener Strenge, nach außen mit vorſichtiger Unbeſtimmtheit, die Giltigkeit der von dem apoſtoliſchen Stuhle widerrufenen Compactate verfocht und das bedrohte Banner des Kelches mit muthigem Arme erhob, der dann offene Feindſchaft gegen den Kaiſer übte, weil Derſelbe in Oeſterreich gegen ihn das Kreuz hatte predigen laſſen, — nöthigten den Ungarnkönig, eine Wahl zu ergreifen, ob ſeine nächſten Waffenthaten gegen die Türken, als die allgemeinen Feinde der Chriſtenheit, oder gegen Podiebrad, als vermeintlichen Feind der römiſchen Kirche, gerichtet ſeyn ſollten. Ehe noch der äußerſte Bruch geſchehen war, zu der Zeit, als Papſt Paul II. noch auf Podiebrad's Unterwerfung in Güte rechnete, forderte Erſterer den König Mathias auf, ſich in keine ketzeriſche Verbindung mit dem Gebannten einzulaſſen und erforderlichen Falls der römiſchen Kirche Beiſtand zu leiſten. Mathias, obgleich durch mancherlei Vorfälle gegen Podiebrad eingenommen, glaubte damals noch nicht, daß der Papſt zu Maßregeln der Gewalt ſeine Zuflucht nehmen werde, und gab daher um ſo leichter das Verſprechen: daß er unter allen Verhältniſſen auf der Seite des apoſtoliſchen Stuhles zu ſtehen bereit ſey, es möge den Böhmen oder den Türken gelten. Als ihm nun Georg die Gründe ſeines Handelns genau und offen darlegte und in des Mathias klarem Sinne Vieles zu Gunſten des Böhmenkönigs ſprach, ließ er ſeinen Geſandten in Rom entſchuldigend, ja theilweiſe rechtfertigend für Podiebrad auftreten. Aber zu ſpät; der mittlerweile gegen Podiebrad nur noch mehr erbitterte Papſt hatte deſſen Untergang beſchloſſen, und hielt ſich an des Mathias einmal gegebenes, mit anſehnlichen Subſidien erkauftes Wort: auch gegen Böhmen auf der Seite des apoſtoliſchen

Stuhles stehen zu wollen. Mathias konnte sich demselben um so weniger entziehen, da ihm, dem Könige ohne Erbrecht, die Gunst des Papstes unentbehrlich war; daß jedoch auch Ehrgeiz und der, seinem Zeitalter so eigenthümliche Geist der Eroberung und Ländergier seine Entschlüsse leitete, ist nicht zu bestreiten. Von den Türken war in diesem Augenblicke Nichts zu befürchten; denn Mohammed, in Asien hinlänglich beschäftigt, hatte bei dem Könige Mathias durch seine Gesandtschaften sich ausdrücklich um Waffenruhe beworben, und diese bestand denn auch der That nach, wenn sie gleich, aus religiösen Gründen, nicht förmlich ausgesprochen ward. Um so vollständiger konnte daher Mathias seine Macht gegen Böhmen richten. Auf dem Tage zu Erlau sprach die Mehrzahl der Stände, wenn auch im Widerspruche mit einer Minorität, den Krieg gegen Podiebrad aus, welchem Beschlusse der König jetzt offen beitrat, indem er Preßburg zum Waffenplatze bestimmte, wo er sich noch vor Ostern 1468 mit den Schaaren der Prälaten und Herren vereinigen wollte.

Wie sehr auch der Papst sich über des Ungarnkönigs Beitritt freute, so hatte doch Letzterer vorerst nicht so umfassende Absichten, wie sie im Sinne Roms lagen. Sein Hauptaugenmerk war, seine Gränzen gegen die häufigen Einfälle und Freibeutereien von Böhmen und Mähren aus, zu sichern; den Prinzen Victorin für sein bisheriges Zulassen ähnlicher Räubereien zu bestrafen und ihn von dem Gebiete des bedrängten Kaisers zurück zu drängen, wozu ihn ein älteres, mit dem Kaiser errichtetes Bündniß sogar verpflichtete. Die Breslauer, die sich in der Feindschaft wider den ihnen aufgedrungenen Wahlkönig Georg bisher am hartnäckigsten erwiesen hatten, wurden von Mathias zu thätigem Beistande aufgefordert.

Mathias nahm vor seinem Auszuge den Titel eines Beschützers der Rechtgläubigen im Königreiche Böhmen an, da er aus Rücksicht für den König von Polen, um dessen Tochter Hedwig, König Albrecht's Enkelin, er sich damals eben, wiewohl angeblich, bewarb, — des Königstitels sich zu enthalten für angemessen fand. Nachdem einmal der entscheidende Schritt gethan war, konnte der König nicht mehr zurück, und Podiebrad's Versuche, ihn auf seine Seite zu ziehen, blieben daher erfolglos. Durch seinen Uebergang über die March sah Podiebrad's Sohn, Prinz Victorin, sich gezwungen, Oesterreich schleunigst zu räumen, wodurch der Kaiser seiner bedrängten Lage enthoben wurde. Unaufgehalten drang Mathias in Mähren vor, legte starke

Besatzungen in die Städte, und lagerte sich bei Laa am rechten Ufer der Thaya, durch welche die beiden Heere, die einander unschlüssig gegenüber standen, getrennt wurden. Beide hatten Grund, einen übereilten Angriff zu scheuen; man beschränkte sich nur auf kleinere Gefechte und schritt sogar zu Unterhandlungen, die jedoch, bei der Gesinnung des Papstes, welche für Mathias den Ausschlag gab, zu keinem Ziele führen konnten. Mathias bot zuletzt seinem Gegner die Schlacht, aber Dieser begnügte sich, durch seine Wagenburg gedeckt, die Bewegungen der Ungarn zu beobachten, bis Mathias durch Niederbrennung der böhmischen Magazine und Abschneidung der Zufuhr den Böhmenkönig aus seiner Stellung heraus zu gehen zwang. Zur Schlacht kam es aber gleichwohl nicht; vielmehr versuchte Podiebrad die Kanitzer Burg zu nehmen, die Brünner Vorstädte anzuzünden und nach Ungarn einzufallen; Alles ohne Erfolg.

Durch die Entfernung Podiebrad's wurde für Mathias der Strom frei; er überschritt mit dem ganzen Heere die Thaya, und lagerte sich unter den Mauern von Znaim, wo nach einigen Tagen der Böhmenkönig mit seiner Wagenburg sich zwar ihm abermals gegenüber stellte, aber als Mathias eine Schlacht ordnete, mitten in der Nacht wieder verschwand, indem er seinen Sohn Victorin nach Trebitsch entsendete.

Mathias, der, ungeachtet einzelner Vortheile, bei dieser Kriegsführung im Wesentlichen Nichts gewann, war sehr unzufrieden, den Kampf, welchen er auf fremde Anregung begonnen, ganz allein mit seinen Ungarn ausfechten zu müssen; er führte hierüber bittere Klage gegen den Olmützer Bischof Protasius, und mahnte die Breslauer wiederholt um schleunige Unterstützung mit Mannschaft. Aber die Breslauer waren nicht im Stande, ihm, wie er erwartete, Hilfstruppen zu senden; denn die ganze Last des Krieges in Schlesien, der in der Belagerung der festen Schlösser Volkenheim, Münsterberg, Frankenstein ꝛc., bestand, fiel auf sie und die Schweidnitzer allein, da der neue Bischof Rudolf sich von kostspieligen Kriegszügen fern zu halten wußte, und die Herzoge von Wohlau und Liegnitz, auf vieles Ermahnen, dem Könige Georg zwar Absagebriefe, dem schlesischen Bunde aber keine Hilfe sendeten.

Mathias folgte nun dem Prinzen Victorin nach Trebitsch, wo er denselben gefangen genommen haben würde, wenn nicht Georg durch plötzliche Annäherung mit meißnischen Hilfsvölkern die Aufmerksamkeit der Ungarn abgelenkt und dadurch seinem Sohne Gelegenheit zu glücklichem Entkommen

gegeben hätte. Brünn und Olmütz öffneten dem Könige Mathias ihre Thore; Spielberg ließ er, da dieſe Feſte ſich nicht ergeben wollte, durch Blaſius Magyar und Paul Kiniſy belagern.

Mittlerweile erſcholl das Gerücht, Georg, welchem Polen Unterſtützung ſendete, habe gewaltige Unternehmungen im Sinne. Mathias mußte daher ebenfalls auf Verſtärkung ſeiner Heermacht bedacht ſeyn, und ließ in Deutſchland und Schleſien eifrig um Truppen mahnen. Seine, durch einige Schaaren Kreuzfahrer verſtärkten Ungarn führte er über Iglau nach Böhmen gegen Deutſchbrod, als auf der Czaslauer Straße im Walde bei Willimow, wo keine Schlachtordnung hätte entwickelt werden können, Podiebrad ihm plötzlich mit zahlreichen Streitkräften entgegen trat. Nur durch eine Liſt — die gleichwohl als keiner der edelſten Züge im Leben des Mathias angeſehen werden kann, und daher, um tadelnswerth zu erſcheinen, der gehäſſigen Uebertreibungen, womit ſie von den Gegnern des Ungarnkönigs geſchildert worden iſt, nicht erſt bedarf — konnte Mathias ſich und ſein Heer vom Untergange oder von der Gefangenſchaft befreien. Er ließ durch Herrn Albrecht Koſtka dem Könige Georg Freundſchaft anbieten und ihn von ſeiner Friedensgeneigtheit unterrichten. Georg traute ihm oder wollte ihn durch Großmuth beſchämen; er ließ ihn ungefährdet abziehen (24. Juli), und Mathias ging in ein Lager bei Ungariſchbrod, wo er zu ſeinem Troſte die Kunde erhielt, daß Herr Johannes von Roſenberg dem Könige Georg abgeſagt habe und dieſer nun durch deſſen Bekämpfung gedrängt und beſchäftigt ſey.

Endlich thaten auch die Schleſier Schritte, ihre Verbindlichkeiten gegen den Ungarnkönig zu erfüllen, indem ſie ihm gegen zwölf hundert Reiter nach Olmütz ſendeten. Zugleich ſagten ihm der Biſchof Protaſius, Zdenko von Sternberg, oberſter Burggraf zu Prag und Generalkapitän der katholiſchen Landherren Böhmens, Mährens, Schleſiens und der Lauſitz, der meißniſche Burggraf Heinrich von Plauen, ferner der Bürgermeiſter von Olmütz und die Verordneten von Znaim, in ihrem und aller katholiſchen Herren Namen eidlich ihre thätige Hilfe zu.

Unterdeſſen verſuchte der König Kazimierz von Polen durch ſeine Geſandten einen Frieden zu vermitteln, indem er auf eine ſiebzehnmonatliche Waffenruhe antragen ließ, binnen welcher Zeit ſich König Georg mit dem apoſtoliſchen Stuhle verſöhnen ſollte. Mathias konnte und wollte eine Streitſache, die auf kirchlichem Wege eingeleitet worden, auch nur auf demſelben

Wege beilegen lassen, und wies daher die Entscheidung dem Legaten Roborella und dem päpstlichen Inquisitor Gabriel Rangoni, zu; diese stellten jedoch so harte Bedingungen, namentlich indem sie verlangten, Georg sollte als ein Pfand seiner friedfertigen Gesinnungen und seiner Unterwürfigkeit gegen die Kirche, mehre wichtige Schlösser in die Hände des Bundes der katholischen Landherren übergeben, daß die polnischen Friedensgesandten die Unterhandlungen abbrachen und heimzogen.

In der letzten Zeit hatten die Waffen Ungarns und des Bundes erhebliche Fortschritte gemacht, und der letztere hatte sich noch enger zusammen geschlossen, mit Ausnahme der Schweidnitzer, die, wegen erlittener Befehdung und Räuberei, zurück zu treten drohten. Prinz Victorin war in Mähren geschlagen, die Hradischer Burg von den Verbündeten erobert worden, und nach langem Widerstande ergab sich endlich auch Spielberg dem Ungarnkönige.

Ermuthigt durch ähnliche Erfolge, beschloß Mathias jetzt mit größerem Nachdrucke angriffsweise zu verfahren. An der Spitze von vier tausend Reitern und fünf tausend Fußgängern drang er (im Februar 1469) von Brünn nach Böhmen in das Gebiet von Leitomischl vor und ließ überall, wo man dem Kelche nicht entsagen, dem Papste sich nicht unterwerfen wollte, mit Schwert und Brandfackel wüthen. In der Gegend von Chrudim mit vier hundert mährischen Reitern auf Kundschaft voraus eilend, stieß er auf einen Theil des böhmischen Heeres, mit welchem Podiebrad Mähren zu überfallen beabsichtigte. Zurück konnte er nicht mehr, ohne bemerkt zu werden; aber seine Geistesgegenwart rettete ihn auch diesmal, indem er vom Pferde stieg, sich in die Kleidung eines böhmischen Bauern warf und seiner Reiterschaar als Wegweiser voran ging. Seine Fertigkeit in der böhmischen Sprache unterstützte die Täuschung; die Feinde hielten seine Haufen für zuziehendes Hilfsvolk und ließen ihn ruhig seinen Weg verfolgen. Als er dieser Gefahr glücklich entgangen war, sammelte er seine ganze Macht und führte sie dem zwölf tausend Mann starken Feinde entgegen. Die strenge Kälte hemmte die Unternehmungen beider Heere; die kriegführenden Könige trafen sich in des Mathias Zelte und schlossen Waffenstillstand bis Ostern, womit des Mathias Verbündete sehr unzufrieden waren. Zwar erschien Georg bei dem von Mathias nach Olmütz ausgeschriebenen allgemeinen Landtage (4. April) nicht, weil er dort den Einfluß seiner Feinde überwiegend glaubte; dennoch hatte jene erste Unterredung eine Annäherung zwischen beiden Königen zuwege

gebracht, so daß sie bald darauf zwischen Olmütz und Sternberg abermals zusammen kamen und sich wegen des künftigen Friedens einigten. Georg wollte dem Ungarnkönige die Nachfolge in Böhmen von der Kelchnerpartei versichern lassen, Letzterer aber für Jenen und dessen Glaubensgenossen die Verstattung des heiligen Abendmahles unter beiden Gestalten erwirken. Georg's Söhne und mehre böhmische Herren von des Ersteren Partei begleiteten den König Mathias nach Olmütz zurück, und suchten hier Gehör bei den Legaten, welches Diese aber mit Heftigkeit verweigerten und sogar die Stadt für die Dauer der Anwesenheit der geächteten Ketzer, mit dem Interdict belegten. Gegen Mathias brachen zunächst ihre Vorwürfe los; er gab sie ihnen ruhig zurück und ermahnte sie, daß, nachdem Georg billige Vorschläge gethan, sie auch ihrerseits das Nöthige beitragen möchten, um den Frieden wieder herzustellen.

Die Verbündeten, einsehend, daß Mathias für ihre Sache zu erkalten drohe, wozu der Grund hauptsächlich in ihrer eigenen lässigen Hilfe zu suchen war, bemühten sich, ein Mittel ausfindig zu machen, durch welches sein Interesse noch unmittelbarer von dem Kriege gegen Georg abhängig gemacht werden könnte. Der Bischof Rudolf von Breslau gab in einer Versammlung der katholischen Bundeshäupter zu Olmütz hiezu die Losung, indem er, die Nothwendigkeit schildernd, daß Böhmen von einem katholischen Fürsten beherrscht werde, die Uebrigen aufforderte, Mathias zum Könige Böhmens auszurufen, was auch in dem Bundesrathe sogleich geschah. Zwar sollte dieser Schritt vorerst streng geheim gehalten werden; dennoch wurde er den polnischen Gesandten verrathen, und diese benachrichtigten in Mährisch-Neustadt den König Georg davon, der die Sache wenig ernst aufzunehmen schien. Zum Befremden der Verbündeten nahm der Legat Roborella, Mangel hinlänglicher Vollmacht vorschützend, Anstand, der Erwählung des Mathias seine Zustimmung zu geben. Dennoch gingen sie zu Mathias, zeigten ihm seine Berufung an und baten ihn einhällig, die Krone Böhmens nicht von sich zu weisen. Aber Mathias weigerte sich, die gefährliche Ehre anzunehmen, die dann den Kampf gegen Podiebrad ganz zu seiner eigenen Sache machen und den säumigen Bundesgenossen einen Vorwand geben würde, die Fehde allein mit dem Blute seiner Ungarn ausfechten zu lassen; auch sey es unbillig, Georg's versöhnlichen Anträgen einen Beschluß entgegen zu setzen, der ihm seine Krone rauben sollte.

Bei dieſer Geſinnung des Ungarnkönigs ergaben ſich die Verbündeten darein, Denſelben nach Gutdünken handeln und den Frieden betreiben zu laſſen, ohne auf die Legaten, die durchaus von keiner gütlichen Auseinanderſetzung hören wollten, weiter Rückſicht zu nehmen. Zwiſchen Olmütz und Sternberg fand ein abermaliger Friedenscongreß Statt, zu welchem Georg mit ſeinen Söhnen und ſeinen vornehmſten Anhängern, Mathias mit den katholiſchen Baronen Böhmens und mehren Prälaten ſich einfanden. Schon waren die Unterhandlungen auf dem beſten Wege, als der ſchwierige Punkt der Compactaten, welche Podiebrad, ohne alle böhmiſchen Kelchner gegen ſich aufzubringen, nicht aufgeben konnte, Alles wieder aus dem Geleiſe brachte. Unmuthig kehrte Georg nach Prag zurück, und ein durch Mathias mit den böhmiſchen Prinzen, ebenfalls unter lebhaftem Widerſpruche der Legaten abgeſchloſſener Waffenſtillſtand bis zu Ende des Jahres, war die einzige Frucht dieſer Zuſammenkunft.

Schwieriger wurde die Stellung des Bundes noch dadurch, daß die polniſchen Geſandten an die Erbanſprüche ihres Königs auf die böhmiſche Krone erinnerten und, bei eintretender Königswahl, dieſelben berückſichtigt wiſſen wollten, und als der Bund bei ſeiner Stimme für Mathias zu beharren ſich erklärte, unter Drohungen von Olmütz fortgingen. Da plötzlich erklärte Mathias, nachdem er von der Unmöglichkeit friedlicher Beilegung ſeit den neueſten Verhandlungen ſich überzeugt hatte: daß er die Wahl zum Könige in Böhmen, die man ſchon nöthigen Falles ihm aufzuzwingen einig geworden war, annehme. Hierauf wurde er (5. Mai) von den Legaten, Prälaten und Herren in die Olmützer Domkirche geführt, und daſelbſt von den Legaten in des heiligen Vaters, von den kaiſerlichen Geſandten in des Reiches, von Zdenko von Sternberg in des böhmiſchen Herrenſtandes Namen zum Könige Böhmens ausgerufen, aber weder geſalbt noch gekrönt. Es wurde ihm von Allen der Eid der Treue und des Gehorſams geleiſtet, wogegen er ihre Rechte und Freiheiten beſchwor und ihnen ſeinen Schutz angelobte. Zugleich beſetzte er dem Namen nach die Großämter der böhmiſchen Krone mit ſeinen Anhängern.

Ueber Neiſſe verfügte er ſich nach Breslau, von wo ihm der Rath und die Bürgerſchaft im feierlichen Zuge mit den Schlüſſeln der Stadt entgegen kamen. Doch ſoll er den Tag ſeiner Ankunft für einen unheilvollen angeſehen haben; wenigſtens erwartete er im Rothkretſcham den folgenden

Morgen. Am 31. Mai (1469) empfing er, nach einigen Bedenklichkeiten von Seite des Breslauer Rathes, die Huldigung als wahrer und unzweifelhafter König von Böhmen, wobei man, mit ſeltſamer Gewiſſenhaftigkeit, ſogar den Titel eines Königs von Ungarn ihm beizulegen unterließ. Dem Beiſpiele der Hauptſtadt folgte der größte Theil der Fürſten, Herren und Städte Schleſiens und der Lauſitz. Die Zahl der Herzoge, die nach und nach in Gegenwart der Legaten und eines Notars die Huldigung leiſteten, belief ſich auf zwölf. Es waren: Balthaſar von Sagan nebſt ſeinem Bruder Johann von Priebus, der, jetzt der Nothwendigkeit nachgebend, den König Georg verließ, da dieſen ſein Glück verlaſſen zu haben ſchien; Heinrich XI. von Freiſtadt; Friedrich von Liegnitz, Georg's nachheriger Schwiegerſohn; die beiden Konrade von Oels und Wohlau, von denen der Erſte, Konrad VII. oder der Schwarze genannt, zwar viele Schwierigkeiten machte, indem er ſeine doppelte Verpflichtung gegen Georg als Fürſt und als geheimer Rath vorſchützte, jedoch ſeine Ueberzeugung ſehr bald dem Eindrucke eines Witzwortes aufopferte (denn als er äußerte: er wiſſe nicht mit Ehren von Georg los zu kommen, rief der Biſchof von Ferrara: Herr Fürſt, es geht Euch, wie jener Dirne im Sündenhauſe, der ihre Freunde vorſtellten, dasſelbe zu verlaſſen und ein ordentliches Leben anzufangen, und welche da ſagte: „gern wollte ich das ſchändliche Haus verlaſſen, wenn ich nur mit Ehren heraus zu kommen wüßte;“ es entſtand ein Gelächter, der Herzog erröthete und leiſtete die Huldigung); Wenzel von Riebnik; Johann von Gleiwitz; Johann von Leobſchütz; Primko von Teſchen; Nikolaus von Oppeln, und Anna von Cilly, welche ſeit dem, 1468 erfolgten Tode ihres Gemals, Wlodko von Teſchen-Glogau, Beſitzerin der Hälfte von Glogau war.

Der König ſchmeichelte dem Sinne der Breslauer, indem er ihren Gewohnheiten im Aeußeren nach Kräften entſprach, bei dem eben einfallenden Frohnleichnamsfeſte mit der Prozeſſion in der Stadt herumzog, und den Sonntag darauf im größten Regen zu Fuße nach Trebnitz wallfahrete. Deſto unerwarteter kam den geblendeten Einwohnern der Ernſt, womit der nur in Förmlichkeiten fügſame, in Hauptſachen aber unnachſichtliche König ſie zum Erſatz des Schadens verurtheilte, den ſie im Kriege einigen Städten und Edelleuten angethan hatten, und der Gemeinde ein- für allemal ihr widerſpänſtiges Betragen gegen den Rath verwies, Letzterem Vollmacht ertheilte, die Ungehorſamen zu ſtrafen und zwei abgeſetzte Rathsglieder, Steinkeller

und Beyer, wieder aufzunehmen. Die bisher vom Rathe verwaltete Hauptmannſchaft des Fürſtenthums übergab der König dem Hans von der Heide, vielleicht weil er glaubte, der Rath würde ſich durch Geſchenke im Beſitze derſelben zu erhalten ſuchen, was jedoch nicht geſchah, weil nach des Rathes Ausſage die Einkünfte derſelben verpfändet waren.

Am 5. Juli verließ Mathias die Stadt Breslau, nachdem er ihr alle anderen Privilegien beſtätigt, viele neue verſprochen, den Herzog Friedrich I. von Liegnitz, auf Anhalten des ebenfalls gegenwärtigen Kurfürſten von Brandenburg, mit dem Fürſtenthume Liegnitz belehnt und dadurch einen langen Lehensſtreit beendigt, zugleich auch ſeine Gegenwart durch Turniere und Feſtlichkeiten aller Art verherrlicht hatte. Doch ſollen viele ſeiner Söldner und Hofleute ohne Bezahlung von Breslau fortgegangen ſeyn.

Die ſchleſiſchen Fürſtenthümer Schweidnitz und Jauer hatten zu Schweidnitz beſonders gehuldigt, und die acht oberſchleſiſchen Herzoge folgten im Auguſt dem Könige nach Olmütz, wo ſie ihm und ſeinen Erben den Vaſalleneid leiſteten und in einer beſonderen Verſchreibung ſich verbindlich machten, im Falle Mathias unbeerbt ſtürbe, dem nachfolgenden Könige von Böhmen nicht eher zu huldigen, als bis er viermal hundert tauſend Goldgulden an die Krone Ungarn zur Auslöſung Schleſiens bezahlt habe.

Nach ſeiner feierlichen Ausrufung im Dome zu Olmütz ſendete Mathias Gewaltboten an den König Kazimierz von Polen, ihm meldend, daß er die Wahl zum Könige von Böhmen angenommen, auch die Huldigung der katholiſchen Barone, Landherren und Städte Böhmens, Mährens, Schleſiens, der Lauſitz und der Sechsſtädte bereits empfangen habe. Sollte Kazimierz ſeine Rechte und Anſprüche hierdurch verletzt glauben, ſo möge er ſich aufrichtig erklären, und werde Mathias in ſolchem Falle gern bereit ſeyn, ſich friedlich mit ihm zu vergleichen. Auch ſey derſelbe erbötig, wenn Kazimierz, in Folge päpſtlicher Befehle, den Krieg gegen Georg fortſetzen wolle, den Kampfplatz zu räumen, und weder Kazimierz noch deſſen Söhne an der Beſitznahme Böhmens zu hindern.

Schwerlich war es Mathias mit dieſer Erklärung Ernſt; vielmehr beabſichtigte er wohl nur, dadurch des Polenkönigs wahre Geſinnungen zu erforſchen. Kazimierz durchblickte dieſe Abſicht, und erwiederte trocken: er habe mit Böhmen Nichts vor und ſey durch Gelübde gebunden, den Unternehmungen des Ungarnkönigs ſich auf keine Weiſe entgegen zu ſtellen. Inzwiſchen

aber hatte Georg, um auch nach seinem Tode dem jetzt von ihm bitter gehaßten Mathias den Weg zu Böhmens Throne abzuschneiden, auf einem mit den utraquistischen Ständen zu Prag gehaltenen Landtage, des Königs Kazimierz Erstgeborenen, den Knaben Wladislaw, zu seinem Thronfolger in Böhmen erwählen lassen.

Georg glaubte, nachdem Mathias ihm offen als Gegenkönig entgegen trat und dadurch eine, wenn auch nicht kriegerische, doch neuerdings feindselige Stellung wider ihn annahm, sich an Einhaltung des Waffenstillstandes nicht länger gebunden; er belagerte die Burgen der gegen ihn empörten Herren von Hasenburg, und sendete seinen Sohn Victorin mit einem Heere nach Mähren. Schlesien wurde von Glatz aus durch utraquistische Haufen überschwemmt und mit schrecklicher Verwüstung heimgesucht, welche die katholische Partei in reichlichem Maße zurück gab. Die Verheerung war so allgemein und wüthend, daß in dem harten Winter von 1469 auf 1470 im Troppau'schen, Münsterberg'schen, Frankenstein'schen und Glatzischen viele tausend Menschen, denen ihre Güter und Höfe abgebrannt waren, vor Frost umkamen. Die eifrigsten Beförderer des Krieges, die Prälaten und Prediger zu Breslau, geriethen nun durch den Schaden, der ihnen selbst widerfuhr, auf ganz andere Gesinnungen; ihre Freude über den neuen König, um dessentwillen das Land so viel erdulden mußte, wurde sehr herab gestimmt, und sogar der Bischof Rudolf erklärte, daß der heilige Vater in der Sache Georg's übel unterrichtet gewesen sey, und daß er für seine Person es nie würde haben zum Kriege kommen lassen, wenn er früher gewußt hätte, was er nun wisse. Man war nahe daran, an Georg eine Gesandtschaft mit der Bitte um Frieden und Verzeihung zu schicken, wenn nicht die Stadt Breslau standhaft an den, dem Könige Mathias geschworenen Eid erinnert und jeden schimpflichen Abfall von der Hand gewiesen hätte.

Der Krieg war nun wieder auf allen Seiten entfesselt. Indessen Zdenko von Sternberg in Böhmen gegen Georg focht, belagerte und nahm Mathias Wessely im Hradischer Kreise, machte den Prinzen Victorin, seinen Schwager, nachdem derselbe sich heldenmüthig vertheidigt, zum Gefangenen und sendete ihn auf die Wyschehrader Burg in anständige Haft. Der König bedurfte dringend neuer Truppen, und erinnerte mit Ungeduld den Kaiser und die Schlesier an die gelobte Unterstützung; doch nur die Breslauer, Georg's unversöhnlichste Feinde, hielten Wort. Der Kaiser schickte tausend schlecht

gerüſtete und unbrauchbare Reiter, welche Mathias voll Verdruß zurück ſendete und dagegen den Betrag für tauſend Söldner nach ſeiner Wahl verlangte. Die öſterreichiſchen Stände waren hierzu bereit; doch der karge Kaiſer, durch des Ungarnkönigs Fortſchritte und wachſende Macht argwöhniſch geſtimmt, verweigerte die Zahlung. Des Mathias Kampf im Auslande benützten die Türken zu einem verheerenden Einfalle nach Kroatien; zugleich überſchwemmten ſie die öſterreichiſchen Gebiete bis an die Gränzen Italiens, und ſchleppten fünfzehn tauſend Gefangene mit ſich fort.

Das Waffenglück wechſelte. Podiebrad's jüngerer Sohn, Heinrich, fiel in Mähren ein, brachte Hradiſch in ſeine Gewalt und war nun im Stande, dem Könige Mathias ſowohl die Zufuhr abzuſchneiden, als auch den Rückweg nach Ungarn zu verſperren. Mathias verſuchte daher den Platz zurück zu erobern; aber Heinrich fiel ihm während des Stürmens in den Rücken und warf ihn (2. November) bis Ungariſchbrod zurück. Doch bald darauf verſtärkte ſich Mathias mit Truppen aus Brünn und Olmütz, überfiel den Prinzen Heinrich, tödtete ihm ſeine beſten Leute und zwang ihn zum Rückzuge nach Böhmen. Der König ließ nun durch den Siebenbürger Woiwoden, Niklas Csupór, und Herrn Johannes Feyes von Heltheen, Hradiſch eingeſchloſſen halten, und kehrte, weil der einbrechende Froſt weiteren Unternehmungen für den Augenblick ein Ziel ſetzte, mit dem größeren Theile des Heeres nach Ungarn zurück.

Die Verhältniſſe zu dem Kaiſer Friedrich hatten ſich inzwiſchen mehr und mehr getrübt. Der Letztere hegte auf Ungarn und Böhmen eigene Abſichten für ſeine Nachkommenſchaft, und hatte in dieſer Beziehung bei dem Papſte bereits heimliche Schritte gethan; zugleich hielt er den Ungarnkönig im Verdachte, daß Derſelbe den Einfall der Türken, den Aufſtand der ſteieriſchen Landherren und Baumkircher's auf öſterreichiſchem Gebiete verübte Frevel unter der Hand angeſtiftet und befördert habe; Grund genug zu Bitterkeit und Abneigung. Mathias, in Böhmen noch zu weit von ſeinem Ziele entfernt, wünſchte den grollenden Kaiſer wieder auf ſeine Seite zu ziehen, und beſchickte daher den von Letzterem zu Wien gehaltenen Hoftag (1470) durch Johannes von Rozgon. Als Dieſer ſeinen Zweck nicht erreichte, ging Mathias, von ſeiner perſönlichen Gegenwart Beſſeres erwartend, ſelbſt nach Wien, wo er bis zum 7. März ſich aufhielt, und, durch Vermittelung der anweſenden Fürſten, vorläufig mit dem Kaiſer ſich ausſöhnte. Mathias

aber hatte Georg, um auch nach seinem Tode dem jetzt von ihm bitter gehaßten Mathias den Weg zu Böhmens Throne abzuschneiden, auf einem mit den utraquistischen Ständen zu Prag gehaltenen Landtage, des Königs Kazimierz Erstgeborenen, den Knaben Wladislaw, zu seinem Thronfolger in Böhmen erwählen lassen.

Georg glaubte, nachdem Mathias ihm offen als Gegenkönig entgegen trat und dadurch eine, wenn auch nicht kriegerische, doch neuerdings feindselige Stellung wider ihn annahm, sich an Einhaltung des Waffenstillstandes nicht länger gebunden; er belagerte die Burgen der gegen ihn empörten Herren von Hasenburg, und sendete seinen Sohn Victorin mit einem Heere nach Mähren. Schlesien wurde von Glatz aus durch utraquistische Haufen überschwemmt und mit schrecklicher Verwüstung heimgesucht, welche die katholische Partei in reichlichem Maße zurück gab. Die Verheerung war so allgemein und wüthend, daß in dem harten Winter von 1469 auf 1470 im Troppau'schen, Münsterberg'schen, Frankenstein'schen und Glatzischen viele tausend Menschen, denen ihre Güter und Höfe abgebrannt waren, vor Frost umkamen. Die eifrigsten Beförderer des Krieges, die Prälaten und Prediger zu Breslau, geriethen nun durch den Schaden, der ihnen selbst widerfuhr, auf ganz andere Gesinnungen; ihre Freude über den neuen König, um dessentwillen das Land so viel erdulden mußte, wurde sehr herab gestimmt, und sogar der Bischof Rudolf erklärte, daß der heilige Vater in der Sache Georg's übel unterrichtet gewesen sey, und daß er für seine Person es nie würde haben zum Kriege kommen lassen, wenn er früher gewußt hätte, was er nun wisse. Man war nahe daran, an Georg eine Gesandtschaft mit der Bitte um Frieden und Verzeihung zu schicken, wenn nicht die Stadt Breslau standhaft an den, dem Könige Mathias geschworenen Eid erinnert und jeden schimpflichen Abfall von der Hand gewiesen hätte.

Der Krieg war nun wieder auf allen Seiten entfesselt. Indessen Zdenko von Sternberg in Böhmen gegen Georg focht, belagerte und nahm Mathias Wessely im Hradischer Kreise, machte den Prinzen Victorin, seinen Schwager, nachdem derselbe sich heldenmüthig vertheidigt, zum Gefangenen und sendete ihn auf die Wyschehrader Burg in anständige Haft. Der König bedurfte dringend neuer Truppen, und erinnerte mit Ungeduld den Kaiser und die Schlesier an die gelobte Unterstützung; doch nur die Breslauer, Georg's unversöhnlichste Feinde, hielten Wort. Der Kaiser schickte tausend schlecht

gerüſtete und unbrauchbare Reiter, welche Mathias voll Verdruß zurück ſendete und dagegen den Betrag für tauſend Söldner nach ſeiner Wahl verlangte. Die öſterreichiſchen Stände waren hierzu bereit; doch der karge Kaiſer, durch des Ungarnkönigs Fortſchritte und wachſende Macht argwöhniſch geſtimmt, verweigerte die Zahlung. Des Mathias Kampf im Auslande benützten die Türken zu einem verheerenden Einfalle nach Kroatien; zugleich überſchwemmten ſie die öſterreichiſchen Gebiete bis an die Gränzen Italiens, und ſchleppten fünfzehn tauſend Gefangene mit ſich fort.

Das Waffenglück wechſelte. Podiebrad's jüngerer Sohn, Heinrich, fiel in Mähren ein, brachte Hradiſch in ſeine Gewalt und war nun im Stande, dem Könige Mathias ſowohl die Zufuhr abzuſchneiden, als auch den Rückweg nach Ungarn zu verſperren. Mathias verſuchte daher den Platz zurück zu erobern; aber Heinrich fiel ihm während des Stürmens in den Rücken und warf ihn (2. November) bis Ungariſchbrod zurück. Doch bald darauf verſtärkte ſich Mathias mit Truppen aus Brünn und Olmütz, überfiel den Prinzen Heinrich, tödtete ihm ſeine beſten Leute und zwang ihn zum Rückzuge nach Böhmen. Der König ließ nun durch den Siebenbürger Woiwoden, Niklas Csupór, und Herrn Johannes Feyes von Heltheen, Hradiſch eingeſchloſſen halten, und kehrte, weil der einbrechende Froſt weiteren Unternehmungen für den Augenblick ein Ziel ſetzte, mit dem größeren Theile des Heeres nach Ungarn zurück.

Die Verhältniſſe zu dem Kaiſer Friedrich hatten ſich inzwiſchen mehr und mehr getrübt. Der Letztere hegte auf Ungarn und Böhmen eigene Abſichten für ſeine Nachkommenſchaft, und hatte in dieſer Beziehung bei dem Papſte bereits heimliche Schritte gethan; zugleich hielt er den Ungarnkönig im Verdachte, daß Derſelbe den Einfall der Türken, den Aufſtand der ſteieriſchen Landherren und Baumkircher's auf öſterreichiſchem Gebiete verübte Frevel unter der Hand angeſtiftet und befördert habe; Grund genug zu Bitterkeit und Abneigung. Mathias, in Böhmen noch zu weit von ſeinem Ziele entfernt, wünſchte den grollenden Kaiſer wieder auf ſeine Seite zu ziehen, und beſchickte daher den von Letzterem zu Wien gehaltenen Hoftag (1470) durch Johannes von Rozgon. Als Dieſer ſeinen Zweck nicht erreichte, ging Mathias, von ſeiner perſönlichen Gegenwart Beſſeres erwartend, ſelbſt nach Wien, wo er bis zum 7. März ſich aufhielt, und, durch Vermittelung der anweſenden Fürſten, vorläufig mit dem Kaiſer ſich ausſöhnte. Mathias

einem unerwarteten Angriffe zwei hundert Mann, nahm ihm tausend Gefangene und zwei hundert Kriegswagen ab, und bot ihm hierauf vor Tobitschau offene Feldschlacht. Da Georg einer solchen auswich und den Ungarn der Mundvorrath entging, so zog Mathias nach Brünn, vereinigte sich hier mit den eingetroffenen schlesischen Hilfsvölkern, und lagerte sich vor Kremsier. Vergebens suchte Georg durch täuschende Bewegungen ihn von dort abzuziehen; Mathias fiel in Böhmen ein und ließ zwischen Leitomischl und Chrudim in einem Umfange von sechs Meilen alle Ortschaften und Gehöfte niederbrennen, so daß die unglücklichen Einwohner den jüngsten Tag gekommen wähnten. Als Georg zu spät von Troppau herbei kam, um der Verwüstung Einhalt zu thun oder sie zu rächen, standen die Ungarn schon wieder in einem sicheren Lager vor Iglau.

Von Schmerz und Zorn ergriffen über die Peinigung seines Landes, schickte Georg von Kremsier aus eine Gesandtschaft an Mathias, ließ ihm Frieden bieten, oder ritterlichen Zweikampf, oder offene Feldschlacht, um die Leiden unschuldiger und wehrloser Bewohner zu endigen, wegen deren grausamer Behandlung er dem Ungarnkönige bittere Vorwürfe machte. Mathias suchte in seiner Antwort jene Beschuldigungen der Grausamkeit von sich abzulenken und sie auf seinen Gegner zurück zu schieben. Er erbot sich zum Frieden, wenn Georg ihm Böhmen abtreten und seiner Gnade leben wollte, lehnte auch den Zweikampf und die Feldschlacht nicht ab, ohne sie jedoch bestimmt anzunehmen. „Euer Herr" — schrieb er den an ihn gesendeten vier böhmischen Herren zurück — „fordert uns zu einem Kampfe heraus. Das haben wir begehrt, freuen uns auch darauf; und wiewohl es mit uns, als einem christlichen Könige, anders, denn mit Eurem Herrn beschaffen, welcher seines Reiches entsetzt und beraubt ist, so getrauen wir doch Gott, dessen heilige Sache wir führen, er werde solches gegen Euren Herrn nicht ansehen. Wir wollen mit ihm kämpfen, nicht in einem engen Orte, wie Ihr schreibt, so wie geringe, schlechte Leute zu thun pflegen, sondern so, wie es einem christlichen Könige geziemt, nach ritterlicher Weise. Was aber der Frauen und Jungfrauen Mißhandlungen betrifft, welche Ihr uns, unseren Herren, Rittern und guten Leuten vorwerft, so wisset, daß wir uns in solchen Zeiten immerdar ehrbarlich gehalten und die jungfräuliche Ehre beschirmt haben, und wir sind um ihretwillen, als ein junger Mann, allezeit fröhlich und guter Dinge."

Dieſes Antwortſchreiben ſuchte Georg in einem Briefe an die ungariſchen Magnaten zu widerlegen, worin er ſich über ihren König beſchwerte, der weder den Frieden, noch den Zweikampf, noch die Schlacht angenommen habe. Dies machte bei den Ungarn, die ohnehin über die böhmiſchen fremden Händel mißvergnügt waren, großen Eindruck; es entſtanden Unruhen, welche den König Mathias nöthigten, in ſein Reich zurück zu kehren, und nur Zdenko von Sternberg mit ausreichender Mannſchaft in Mähren zu laſſen; während Georg, auf den Rath Wilhelm's von Rieſenberg, ebenfalls ſich nach Böhmen zurück zog.

Mathias fand in Ungarn Viel zu thun; denn während ſeiner Abweſenheit hatten die Türken nicht nur Kroatien, Steyermark und Friaul wieder mit Raubzügen heimgeſucht, ſondern um künftige Einfälle in Sirmien und Ungarn ſich zu erleichtern, auch eine in dem Karadalyer Gebirge zuſammen gefügte, hölzerne Feſtung durch Kameele an die ungariſche Gränze ſchaffen, ſie auf jener Inſel, welche die Save mit der Botwtha, drei Meilen unter Mitrowicz, bildet, aufrichten laſſen, ſie mit Gräben und Bollwerken befeſtigt und ihr den Namen Szabacs gegeben. Mathias ließ den Ban von Slavonien, Kroatien und Dalmatien, Herrn Johannes Thuz von Laczk, welcher ſich ſchon früher des Einverſtändniſſes mit den Türken verdächtig gemacht und auch jetzt die Aufſtellung jener Holzfeſte nicht verhindert hatte, feſtnehmen, ſetzte in ſein Amt Herrn Blaſius Magyar ein, und ernannte den Woiwoden Niklas von Ujlak zum Könige von Bosnien, ſo wie deſſen Sohn, Lorenz, zum Herzoge von Ujlak. Weil die Wegnahme oder Zerſtörung von Szabacs nicht leicht ausführbar war, ſo wurde von den Ungarn die Save von Ratſcha bis Kupinova hin beſetzt gehalten, beide Plätze ſtark befeſtigt, und gegenüber von Szabacs ein feſtes Schloß zu Sirmiens Beſchützung aufgeführt.

Kurz vor des Mathias Rückkehr nach Ungarn hatte Sultan Mohammed (12. Juli 1470) nach blutigem Kampfe den Venetern die Inſel und Stadt Negroponte abgenommen. Um den wichtigen Platz wieder zu gewinnen, baten die Veneter den Ungarnkönig dringend um Waffenbeiſtand, indem ſie ihm reichliche Geldbeiſteuer zu dem Feldzuge anboten. Papſt Paul II. unterſtützte dieſe Aufforderung. Aber Mathias ſetzte, als unerläßliche Bedingung ſeiner Hilfe, die Abtretung von ganz Dalmatien an die ungariſche Krone, wogegen die Veneter ſich heftig ſträubten. Unterdeſſen nannte der

Papst den Ungarnkönig in einem apostolischen Breve einen Verfechter des Glaubens, und sendete ihm durch seinen Legaten ein Schwert und eine Sturmhaube, beide auf dem Grabe der Apostelfürsten geweiht.

Die abermalige dringende Gefahr vor den Türken stimmte die kriegführenden Mächte des Abendlandes friedfertiger. Der Papst war geneigt, sich selbst mit dem geächteten Podiebrad zu verständigen, um ihn zur Heerfolge gegen die Türken aufzubieten. Dieser kam ihm um so eifriger entgegen, da die Unzufriedenheit der deutschen Reichsstände mit dem Regimente des Kaisers Friedrich ihm eben Hoffnung gab, sich selbst auf den Kaiserthron Deutschlands zu schwingen. Mathias, durch die Türkengefahr nicht minder, als durch bedenkliche Gährungen im Innern seines Reiches, zu einem Frieden mit Böhmen geneigt gemacht, veranlaßte derartige Anträge an Podiebrad, welcher natürlich mit Eifer die Hand hierzu bot. Auf des Letzteren Einladung versammelten sich (im Januar 1471) seine utraquistischen Landherren zu Prag, die katholischen zu Polna im Czaslauer Kreise. Den Fortgang dieser Verhandlungen, welchen man von Polen aus Hindernisse entgegen zu setzen strebte, unterbrach Georg's Tod (22. März). Mathias beweinte den Hintritt des ritterlichen, standhaften Mannes, den er einst als Freund verehrt und geliebt, und als Feind immer seiner würdig gefunden hatte.

Georg's Tod in dem Augenblicke, wo sich die verworrenen Verhältnisse endlich lichten zu wollen schienen, war als doppelt verhängnißvoll zu betrachten. Für Mathias brachte er neue Verlegenheiten, statt die alten zu heben; ein Friede mit Georg würde ihm Gelegenheit gegeben haben, mit Ehren auf Erwerbungen zu verzichten, die weder Vortheil noch Dauer versprachen; jetzt drängten ihn Nothwendigkeit und Ehrgeiz, sie festzuhalten. Nirgends wollte seine Macht sich befestigen, nicht einmal in Schlesien, wo man es ihm sehr übel nahm, daß er durch seine Rückkehr nach Ungarn das Land seinem Schicksale überlassen hatte. Auch Breslau wankte in seiner Treue gegen Mathias; denn durch den Krieg ausgesaugt und verarmt, besaß diese Stadt nicht mehr die Mittel, um Söldner zu unterhalten, und wurde daher von der Glatzer Besatzung nach Willkür gebrandschatzt. Nahrung und Handel lagen darnieder; keine Polen, Russen, Lithauer und Preußen besuchten mehr die Jahrmärkte, und die Schloßherren im Schweidnitz Jauer'schen nahmen, wo sie nur konnten, den Breslauern und führten sie nach Volkenhain, Lehnhaus, Kynast und

Am bitterſten empfanden die Bürger den Abgang des Schweidnitzer Bieres, deſſen Zufuhr die feindlichen Streifparteien auf dem Wege nach Breslau meiſtens abſchnitten. Bei ſolchem Bewenden ſchrieb der, des Krieges gänzlich überdrüſſige Biſchof einen Landtag nach Breslau aus, zu welchem alle Schleſier eingeladen wurden. Schon hatte die Verſammlung beſchloſſen, den Herzog Konrad von Oels als Geſandten an den dazumal noch lebenden König Georg zu ſchicken, ihn um Frieden zu bitten, mit der Verſicherung, daß man von Mathias ablaſſen wolle, als plötzlich günſtig klingende Nachrichten aus Ungarn dieſes Vorhaben abbrachen und die Furcht vor Mathias wieder die Oberhand gewinnen ließen. Die Breslauer ſchickten daher nicht an Georg, ſondern an deſſen Gegner eine Botſchaft, die ihn, nach Darſtellung der ſchrecklichen Lage des Landes, erſuchen ſollte, einen gemeinſamen Frieden zu ſchließen. Aber ſtatt des gehofften Troſtes, kamen aus Ofen Verordnungen über Teſtamente, und zuletzt eine Münzveränderung, die den verworrenen Zuſtand der Dinge noch ärger machte. Zugleich wurde Breslau noch durch die tyranniſchen Eingriffe des königlichen Hauptmanns, Hans von der Heide, beläſtigt. Dieſer Mann, welcher die Privilegien der Stadt nicht achtete und in derſelben gleiche Machtvollkommenheit, wie der König ſelbſt, haben wollte, belegte die Landleute mit harten Geldſtrafen, erzwang die königlichen Einkünfte, ohne Rückſicht, ob ſie verpfändet waren, gab eigenmächtige Geleitsbriefe und wollte ſtädtiſche Zölle zu königlichen machen. Die Conſuln ſetzten ihm indeſſen eine ſo unerſchütterliche Standhaftigkeit entgegen, daß er ſich perſönlich nach Ofen zu dem Könige begab, um ſie zu verklagen. Da er aber kein Geld mitbrachte, vielmehr große Ausfälle angeben mußte, wurde ihm die Hauptmannſchaft abgenommen und dieſelbe den Conſuln zurück gegeben.

Kaum hatte König Georg die Augen geſchloſſen, ſo ſtanden Viele auf, die ſich um ſeinen Thron bewarben, beſonders da er die Unmöglichkeit, eine dauernde Dynaſtie zu gründen, einſehend, auf ein Erbrecht ſeiner Söhne ſelbſt keine Rückſicht genommen hatte. Mathias durfte nun, ſchon den Ungarn gegenüber, denen der böhmiſche Krieg bereits erhebliche Opfer gekoſtet hatte, ſeine Anſprüche nicht fallen laſſen, und war Anfangs nur zweifelhaft, auf welche Art er ſie verfolgen ſollte. Mehre der ihm anhänglichen böhmiſchen Barone riethen zu entſcheidenden Schritten; mit dem Schwerte in der Hand ſollte er ſich den Eintritt in die Hauptſtadt Böhmens und die

Krönung an der üblichen Stätte erzwingen. Die Legaten dagegen mahnten zur Milde; Geschenke, Wohlthaten und Verheißungen sollten die Gemüther gewinnen und Mathias zum Ziele führen. Im unrechten Augenblicke entschied sich Dieser für den Rath der Letzteren, in dessen Folge er, auf Iglau vorrückend, hier die kostbare Zeit mit einer Versammlung der katholischen Stände verlor, die Nichts, als leere Beschlüsse, zuwege brachte.

Die utraquistischen Stände hatten während dessen den Herzog Albrecht den Beherzten von Sachsen aufgefordert, zur Beschützung ihres freien Wahlrechtes mit einem Heere nach Prag zu ziehen, wobei ihm, als dem Eidam des verstorbenen Königs Georg, für seine eigene Person Hoffnung gemacht wurde, auf den erledigten Thron gewählt zu werden. Selbst von Ungarn aus wurde den Planen des Mathias auf Böhmen entgegen gearbeitet, indem der Graner Erzbischof, Johannes Vitéz, und mehre ihm gleichgesinnte, mit ihrem Könige unzufriedene, oder seine Rechtmäßigkeit bestreitende Prälaten heimliche Botschaft nach Prag sendeten, um vor der Wahl des Mathias zu warnen, den sie der Härte und Falschheit beschuldigten, und dagegen auf Kazimierz's Söhne hinwiesen, welche, als Enkel König Albrecht's, rechtmäßige Erbherren in Ungarn und Böhmen wären. Durch ähnliche Einflüsterungen waren auf dem Kuttenberger Wahltage (23. Mai 1471) die Gemüther dergestalt gegen Mathias eingenommen worden, daß die Gesandten desselben sich dort nicht sicher glaubten, die Versammlung, auf eine zweideutige Warnung hin, plötzlich ohne Abschied verließen und sich auf die Heimkehr begaben, wobei sie unterweges von einigen ihrer böhmischen und polnischen Hauptgegner sogar verfolgt, angegriffen und mehre von ihnen getödtet und verwundet wurden. In der stürmischen Wahlversammlung wurde der junge Wladislaw, König Kazimierz's von Polen Erstgeborener, als König von Böhmen ausgerufen (27. Mai).

Mathias, nicht gesonnen, seine Ansprüche zu opfern, ließ sich beinahe gleichzeitig in Iglau durch den Legaten Roborella als König von Böhmen bestätigen, durch den Prager Propst, Johannes von Kolowrat, die Prager Geistlichkeit, bei Vermeidung kirchlicher Censuren, auffordern, ihn als Herrscher anzuerkennen, und die Schlesier, Lausitzer und Sechsstädter wegen schleuniger Waffenhilfe bedeuten. Den König Kazimierz ermahnte er, Frieden zu halten, ihm zu lassen, was ihm gebühre, oder ihre beiderseitigen Ansprüche dem Urtheile des Papstes und des Kaisers anheim zu stellen. Wollte er dies nicht,

ſo erböte ſich Mathias, den erwählten Wladislaw an Sohnesſtatt anzunehmen, ihm die Erbfolge in Böhmen zu ſichern und ihn zugleich mit ſich krönen zu laſſen. Wollte Wladislaw die Krönung aufſchieben, ſo wäre auch Mathias geneigt, ſie auszuſetzen; die Waffenruhe könne dabei fortbeſtehen, und von den Ständen der drei Reiche, unter Theilnahme des Kaiſers und des päpſtlichen Legaten, auf eine Vermittelung hingearbeitet werden. Endlich wollte Mathias ſogar in Wladislaw's einſeitige Krönung willigen; nur ſollte Dieſer ſich verpflichten, den obwaltenden Streit auf ſchiedsrichterlichen Ausſpruch ankommen zu laſſen und bis zum Austrage der Sache nie mehr, als tauſend Mann Reiterei, in Böhmen zu halten.

Kazimierz ſetzte dieſen verſöhnlichen Vorſchlägen des Mathias unbeugſamen Trotz entgegen und ließ durch ſeine Räthe den ungariſchen Geſandten ſagen, daß die Zeit vor der Thüre ſey, wo Mathias weder in Böhmen, noch in Ungarn Etwas beſitzen werde.

In Breslau erſchien ein polniſcher Geſandter, welcher dem Biſchof, den Kapiteln und dem Rathe die Erwählung des Wladislaw kund that und ſie zur Krönung nach Prag einlud. Die Erſteren hätten ſich gern von Mathias losgeſagt und den Papſt gebeten, daß er ſie des, Demſelben geleiſteten Eides entbinden möchte, weil ſie die Macht des Polenkönigs fürchteten. Aber die Stadt Breslau war dieſem feigherzigen Entſchluſſe entgegen und brachte es dahin, daß ein Fürſtentag zuſammen berufen, und durch dieſen, im Namen des ganzen Landes, dem Könige von Polen abſchlägige Antwort ertheilt wurde. „Wir haben" — hieß es darin — „große Unkoſten und Mühen angewendet, um den König von Polen oder deſſen Erſtgeborenen zur Annahme der, dem Georg von Podiebrad durch den Papſt abgeſprochenen Krone von Böhmen zu bewegen. Aber Seine Majeſtät hat ſich deſſen geweigert, und wir ſind daher genöthigt worden, den König von Ungarn um Schutz gegen die Ketzer zu bitten. Dieſer iſt auch nachher einſtimmig, auf Veranſtaltung des päpſtlichen Stuhles, gewählt und ausgerufen worden, und hat von uns als König von Böhmen die Huldigung empfangen. Wenn wir jetzt darin eine Aenderung träfen, ſo würden wir gewiß von Seiner Heiligkeit, wie auch von unſerem Könige, ja von allen Fürſten und rechtſchaffenen Leuten, als Meineidige und Treuloſe vermerkt werden, welches uns hoffentlich der König von Polen und ſein Erſtgeborener nicht zumuthen wollen. Darum geruhe der König wirkſame Mittel anzuwenden, daß die

Sache durch den Papſt und den Kaiſer ohne Verwüſtung des Landes und ohne Blutvergießen beigelegt werde." Dieſen Beſcheid wollte der polniſche Geſandte, Benedikt von Lopienne, nicht gelten laſſen, ſondern erwiederte mit der Drohung, daß ſein Herr Breslau belagern und zerſtören werde. Es wurden ſogar Briefe aus Krakau und anderen polniſchen Städten bekannt, worin ſie ihren Freunden in Breslau den Rath ertheilten, ihre Häuſer und Beſitzungen zu verkaufen und die Stadt zu verlaſſen. Der dadurch verurſachte Schrecken bewog den noch verſammelten Fürſtentag, eine Botſchaft nach Polen zu ſchicken, um daſelbſt um Verſchonung, wenigſtens um Aufſchub des Krieges, zu unterhandeln. Aber Kazimierz mochte dieſem Verlangen kein Gehör geben, und die Abgeordneten verſtanden ſich daher zu einem Frieden bis Pauli Bekehrung, welcher dahin lautete, daß die Schleſier den Mathias und deſſen Anhängern weder mit Geld noch mit Volk Hilfe leiſten, ſeine Truppen und Unterthanen nicht in das Land laſſen, dagegen den Unterthanen Polens allen möglichen Vorſchub thun wollen. — Dieſem ſchimpflichen Friedensſchluſſe verweigerten zwar die Schleſier, beſonders auf Vorſtellung der Breslauer, anfänglich die Beſtätigung, und ließen zwei tauſend Mann zu dem, bei Iglau ſtehenden Zdenko von Sternberg ſtoßen, machten aber eben durch die letztere Unternehmung es dem Prinzen Wladislaw möglich, mit neun tauſend Polen über Troppau, Neiſſe und Glatz ungefährdet nach Böhmen zu kommen.

Aber nicht nur für Böhmen, auch für Ungarn hatten es die Feinde des Mathias auf den Sturz ſeiner Macht abgeſehen, wobei der Graner Erzbiſchof und ſeine Partei am thätigſten waren. Durch ſie aufgeſtachelt, ließ der König Kazimierz ſeinen jüngeren, gleichnamigen Sohn (6. September) einen Fehdebrief unterzeichnen, in welchem Derſelbe ſich des ungariſchen Reiches natürlichen Herrn, Erben und erwählten König, Mathias von Hunyad einen eingedrungenen und gewaltſamen Herrſcher nannte, ihm und ſeinen Anhängern förmlich abſagte.

Mathias, ſeine Feinde im eigenen Lande kennend, verſammelte einen Tag zu Ofen, erhob durch kräftige Vorkehrungen den Muth ſeiner Getreuen, und führte durch ſeine Zuverſicht ſelbſt einige von Denen, welche entweder ſchon abgefallen oder dies zu thun im Begriffe waren, auf ſeine Seite zurück, ohne dabei die Hartnäckigeren ſeiner Gegner aus den Augen zu verlieren. Den abermals auf einem Fürſtentage zu Breslau verſammelten Schleſiern, welche ebenfalls in ihren Geſinnungen für ihn ſehr wankend geworden

waren, ließ er durch die Herzoge Friedrich von Liegnitz und Johann von Priebus tröstliche Versprechungen überbringen, und bestärkte sie dadurch in ihrer Anhänglichkeit und in ihrem Vertrauen. Die Ruhe und Umsicht, welche er in dieser verhängnißvollen Zeit entwickelte, machte ihn der Bewunderung würdig, und während er dadurch die äußeren Feinde schreckte, machte er zugleich seine heimlichen Gegner sicher, so daß sie keine Anstalten trafen, sich seiner Gewalt zu entziehen, vielmehr ruhig auf ihren Sitzen blieben und im gelegenen Augenblicke leicht von ihm ergriffen und unschädlich gemacht werden konnten. Kaum war daher der junge Prinz Kazimierz an der Spitze von zwölf tausend Mann von Krakau nach Sandecz vorgerückt, als Mathias unerwartet seinen wohl vorbereiteten Schlag vollführte. Plötzlich ließ er sämmtliche Besitzungen und Einkünfte des Graner Erzbischofs in Beschlag nehmen und entzog ihm dadurch die Mittel zu Unterstützung der Feinde. Den Siebenbürger Woiwoden Niklas Csupór und den Zipser Grafen Emerich von Zapolya ließ er mit dem königlichen Heerbanne vor Kaschau lagern; Pesth besetzte er mit sechzehn tausend Mann, größtentheils Söldnern, und ließ die Einwohner nach Ofen hinüber ziehen; in die Burgen und Schlösser, welche der Erzbischof Vitéz in den Nograder, Honter, Barser und Preßburger Gespanschaften besaß, wurden königliche Besatzungen gelegt.

Nachdem Mathias auf solche Weise die Ruhe im Inneren seines Reiches theils befestigt, theils erzwungen hatte, konnte er den anrückenden Polen ohne große Besorgniß entgegen sehen. Diese hatten erwartet, daß bei ihrer Annäherung der größere Theil der ungarischen Bevölkerung sich für sie erheben werde, und waren unangenehm befremdet, als sie es ganz anders fanden. Nach einem langsamen Marsche erreichten sie (29. October) Sarós; aber nur einige Zipser, Saroser und Zempliner Herren traten ihnen bei, theils aus Abneigung gegen Mathias, theils wohl auch nur, um sich vor feindseliger Behandlung und Plünderung sicher zu stellen. Endlich langte auch Paul Jassyensky mit jenem anderen Polenheere, welches dem Prinzen Wladislaw nach Böhmen gefolgt war, über Glatz, Teschen, Jablunka, Myslenicze und Scendecz, im Zipserlande an und verstärkte das Heer des Kazimierz. Dennoch mißlang den Polen der Angriff auf das gut vertheidigte Kaschau; eilig mußten sie längs dem linken Bodva-Ufer nach Szikszo hinab ziehen. Von hier wendeten sie sich über Erlau und Gyöngyös gegen Waizen und Pesth, wurden jedoch durch die drohenden Vorbereitungen der Ungarn auf

dem Rakoſer Felde ſtill zu ſtehen bewogen und lagerten ſich, zwanzig tauſend Mann ſtark, bei Hetwan, noch immer auf eine Schilderhebung des Landes wider Mathias rechnend. Mangel an Holz und Lebensmitteln nöthigte ſie jedoch nach wenigen Tagen wieder zum Aufbruche und zu einem beſchwerlichen Marſche über das Eſerháter Gebirge, bis ſie die Eipel erreichten, in der reichen Prämonſtratenſer-Abtei zu Ságh ſich nothdürftig erholten und hierauf, der Weiſung des Graner Erzbiſchofs folgend, nach Neitra zogen, wo Letzterer dem Prinzen Kazimierz das Bergſchloß und die Domkirche, ſeinem Kriegsvolke aber die obere Feſte und die untere offene Stadt einräumen ließ. Keiner der mitverſchworenen Prälaten und Magnaten, mit Ausnahme des Fünfkirchener Biſchofes, hatte den Muth, Kazimierz als König zu begrüßen; alle gewahrten an der Muthloſigkeit ſeiner Truppen, daß Derſelbe gegen Mathias unmöglich das Feld behaupten könne.

Gar bald wurde des Prinzen Kazimierz Lage in Neitra noch hoffnungsloſer; denn die Söldner, welche den größten Theil ſeines Heeres ausmachten, zogen nach Ablauf ihrer Dienſtzeit fort, und mehre polniſche Herren mit ihren Mannſchaften folgten ihrem Beiſpiele. Nur die ungariſchen Herren mit ihren Leuten und vier tauſend Mann Polen blieben unter Anführung des Paul Jaſſyensky und des Johannes Tarnowsky bei dem Prinzen zurück. Als nun plötzlich Mathias mit ſechzehn tauſend Mann gegen die Stadt angerückt kam und den freiwillig ſich Unterwerfenden Gnade ankündigte, wurden ihm ohne Widerſtand die Thore geöffnet. Nur das Schloß, in welches ſich die Polen warfen, vermochte er nicht zu nehmen; daher ließ er es von einem Theile ſeiner Mannſchaft einſchließen und führte den anderen vor Gran, wo er den, von ihm abgefallenen Erzbiſchof, Johannes Vitéz, ebenfalls zur Unterwerfung aufforderte. Dieſer ſah keinen Ausweg vor ſich, als dem königlichen Verlangen nachzukommen; er verſprach, dem Könige [illegible] zu huldigen, allen Feinden desſelben abzuſagen, die Polen zum [illegible] zu veranlaſſen, die von ihm neu aufgeführten Schlöſſer bei Szekſzard und Lasko ſchleifen zu laſſen, die anderen nur ungariſchen, ihm und dem Könige eidlich zur Treue verpflichteten Befehlshabern zu übergeben, und, erforderlichen Falles, königliche Beſatzung darin aufzunehmen. Dagegen ſicherte ihm Mathias Zurückſtellung der eingezogenen Güter, Einkünfte, Zehnten und Patronatsrechte. Die Ausſöhnung zwiſchen dem Könige und dem Prälaten ſchien vollſtändig. Um die ganze Angelegenheit in Frieden beizulegen, gewährte

Mathias großmüthig auch dem Prinzen Kazimierz, und später den zurück gebliebenen Polen freien Abzug aus Neitra. Weil jedoch gegen den Graner Erzbischof sich neuer Verdacht ergab, ließ der König ihn als Staatsgefangenen nach Wissegrad abführen, und Denselben auch nachmals, da er ihm in seinen Palast zurück zu kehren verstattete, aufmerksam beobachten, bis des Erzbischofs Tod diesem peinlichen Verhältnisse ein Ende machte.

Wie im Papste Paul II., so fand Mathias auch an dessen Nachfolger, Sixtus IV., einen eifrigen Gönner und Beschützer. Derselbe erklärte durch ein apostolisches Breve an die gesammte Christenheit den König von Ungarn für Böhmens rechtmäßigen Oberherrn, den König von Polen durch eigene Schuld seines Erbrechtes verlustig, Wladislaw's Erwählung für ungiltig; ermahnte den Polenkönig, seinen Sohn aus Böhmen zurück zu rufen, Frieden zu halten und die Ketzer nicht länger zu schützen, und drohte denjenigen Ständen Böhmens, Mährens und Schlesiens, welche dem Gegenkönige wider Mathias beistehen würden, mit Bann und Interdict. Da Wladislaw sich hierdurch nicht irre machen ließ, gab Mathias den auf der Wissegrader Burg von ihm in Kriegsgefangenschaft gehaltenen Sohn des verstorbenen Georg Podiebrad, Victorin, ohne Lösegeld frei, und bediente sich seines Ansehens bei den böhmischen Landherren. Dies hatte guten Erfolg, denn nachdem Mathias bei Deutschbrod in Böhmen eingebrochen war und Kolin erstürmt hatte, verdankte er hauptsächlich dem Einflusse Victorin's, daß beinahe der ganze Czaslauer Kreis sich ihm unterwarf. Schon wurde auch Prag und Kuttenberg von ihm bedroht, als der Kardinallegat Barbo mit Friedensvorschlägen dazwischen trat, Waffenruhe und einen Tag zu Neisse anordnend. Hier kamen zu Ende des Frühlingsmonates 1473 die polnischen, böhmischen und ungarischen Gesandten zusammen, gelangten aber, da mittlerweile die Polen in die Zempliner Gespanschaft eingefallen waren und sich der Schlösser Stropkó, Nagy-Mihály und Hommona bemächtigt hatten, zu keinem anderen Beschlusse, als daß auf Mariä Himmelfahrt ein zweiter Tag zu Troppau gehalten und die Streitsache dann entweder dem Herzoge Karl von Burgund oder dem Kurfürsten Albrecht von Brandenburg, welchen von Beiden Mathias wählen würde, zur Entscheidung übertragen werden sollte. Mathias wählte den Herzog von Burgund, und versicherte, um die Aufrichtigkeit seines Verlangens nach Frieden darzuthun, urkundlich, daß er, wenn der Troppauer Tag oder der Schiedsrichter ihm das Königreich Böhmen

absprechen sollte, alle ihm unterthänigen Landherren ihres Eides entbinden werde. Die Verordneten zu Beneschau beschlossen den Frieden; als sie aber gleichzeitig einen Regierungsausschuß wählten, welchem Mathias sowohl als Wladislaw ihre Gewalt bis zu dem Troppauer Tage abtreten sollten, so erklärten sich Beide gegen diese Anordnung, und auch alle übrigen Beneschauer Beschlüsse blieben wirkungslos.

Der zweite Landtag zu Troppau hatte den Frieden, für welchen wohl Mathias, aber nicht die Polen stimmten, so wenig zur Folge, als jener frühere. Die Ungarn verlangten von den Polen den Ersatz der auf drei Millionen Goldgulden angeschlagenen Kriegskosten, wenn Mathias dem Wladislaw seine Rechte auf die polnische Krone abtreten sollte. Hierauf widerriefen die Polen und Böhmen alle in Neisse bereits zugestandenen Artikel und verließen die Versammlung mit der drohenden Aeußerung: daß keine Worte nöthig wären, wo das Recht mit dem Schwerte entschieden werden müsse, daß sie die Gerechtigkeit ihrer Sache mit den Waffen behaupten würden.

Da Mathias bei den Polen keine Friedensgeneigtheit fand, so nahm er den Kampf mit erneuetem Eifer wieder auf. Die in das Zempliner Comitat eingefallenen Polen lockte er in den Wald bei Nagy-Mihály, ereilte sie unerwartet und rieb sie auf. Dann eroberte er die Nagy-Mihálier Burg, wobei der tapfere Niklas Csupór durch eine polnische Steinkugel fiel, erstürmte Hommona, wo die polnische Besatzung theils getödtet, theils kriegsgefangen nach Ofen geführet wurde, nöthigte die Burg Modra-Gora durch sein verheerendes Geschütz zur Uebergabe, und nahm die Burg Bukovyez durch Bestechung des polnischen Befehlshabers. Hierauf sendete der König Herrn Thomas Tarczay mit sechs tausend Mann bei Komarnik über die Gränze nach Galizien in den Duklaer Kreis, wo derselbe Stadt und Burg Smygrod überfiel, eroberte und neu befestigte, die Städte und Schlösser Dukla, Dembovicze, Gaslo, Kolaczyge, Frysztak, Brostek und Pilsno wegnahm, gegen zwei hundert Dörfer in Asche legte, viele Einwohner als Gefangene wegschleppte und zuletzt des Krakauer Bischofs Burg Muszina bezwang.

Als König Kazimierz so unerwartet den Krieg, den er bisher nur auf fremdem Boden unterhalten hatte, in sein eigenes Land hinüber gespielt sah, begehrte er ebenfalls nach Frieden, und durch beiderseitige Bevollmächtigte einigte man sich (21. Februar 1474) dahin: Zwischen Ungarn und Polen

bestehe Frieden; die Raubzüge aus einem Lande in das andere hören auf, und wer dawider handelt, wird von beiden Theilen verfolgt und gestraft. Streitigkeiten zwischen den beiden Königen werden hergebrachter Weise auf Conventen durch Magnaten beider Reiche beigelegt; die von den Ungarn genommenen und besetzten Plätze werden geräumt; über die, beiden Reichen zustehende Entschädigung soll auf einem anderen Tage im September entschieden werden; zwischen Ungarn, Polen und Böhmen eine dreijährige Waffenruhe bestehen.

König Kazimierz hatte nur der augenblicklichen Gefahr begegnen wollen, ohne ernsthaft den Frieden zu wünschen. Kaum war daher jener Vertrag von ihm geschlossen, so ging er (18. März) durch seinen Gesandten auf dem Nürnberger Fürstentage ein Angriffsbündniß mit dem Kaiser Friedrich wider Mathias ein, welches bestimmte, daß Beide kurz nach einander in Ungarn, der Woiwode der Walachei aber in Siebenbürgen einfallen sollte.

Mathias war nun über die Gesinnung seiner Gegner im Klaren, und beschloß, sich darnach zu richten. Auf seinen Befehl unternahm der Herzog Johann von Sagan, der sich einige Zeit in Breslau aufgehalten, einen Zug gegen Polen, wozu ihm die Breslauer die Büchsen geben mußten. Johann that in der Gegend von Fraustadt und Schwiebus großen Schaden, plünderte durch zwei Monate ziemlich ungestört tief in das Land hinein, und zündete über sechs hundert Dörfer an, ohne daß die Polen ihr Vaterland zu vertheidigen wagten; denn Johann führte Geschütz bei sich und hatte die Klugheit gehabt, Zwietracht und Mißtrauen unter ihnen anzustiften, indem er die Güter ihrer Generale mit der Plünderung verschonte. Aber bei Abbrennung des Städtchens Kiefel wurde er von einem einstürzenden Hause selbst so sehr beschädigt, daß er nur halb verbrannt und mit einem gebrochenen Beine von seinem Freunde Busch gerettet werden konnte und lange darniederlag, bei welcher Gelegenheit sein Heer wieder aus einander lief.

Die Kriegsfurie hatte auch in Schlesien eine Unzahl von Raubnestern ausgebrütet, so daß nirgends mehr Sicherheit war und aller Verkehr stockte. Um diesem Unfuge ein Ende zu machen, ging König Mathias selbst über Mähren nach Schlesien, wo er, als ein Retter aufgenommen, die Raubschlösser zu belagern begann; die Breslauer verstärkten seine sechs tausend Mann mit zwei hundert Fußknechten, und schickten Pulver und Büchsen. Alle Diejenigen, welche er in den ersten, von ihm eroberten Schlössern gefangen

nahm, ließ er ohne Gnade aufknüpfen, und schreckte dadurch die Uebrigen so sehr, daß sie sich ihm freiwillig ergaben. Leider plünderten aber seine eigenen Truppen Oberschlesien ärger, als die Schloßherren gethan hatten.

Jetzt sollte die Reihe an die niederschlesischen Raubschlösser: Fürstenstein, Lehnhaus, Falkenstein u. a. kommen, als Mathias die Kunde erhielt, daß der König von Polen bei Czenstochau ein mächtiges Heer zusammen ziehe, um den Einfall des Herzogs Johann zu rächen und den lange gedrohten Krieg zur Unterstützung seines Sohnes Wladislaw endlich mit Nachdruck zu beginnen. Um dieser Gefahr zu begegnen, ließ Mathias seine Mannschaft im Lager bei Patschkau und Frankenstein stehen, begab sich mit vier hundert Reitern nach Breslau, und forderte daselbst auf einem Fürstentage, statt der gewöhnlichen Hilfsmannschaft, einen baaren Beitrag, der sich allein für Breslau auf zwölf tausend Goldgulden, für jedes Mühlrad und jeden Kretscham im Lande auf Einen Goldgulden belief. Seine von ihm nach Breslau gerufene berüchtigte schwarze Legion lagerte er in der Nikolaivorstadt an der Oder. Das wilde Volk dieser Legion, durch Tapferkeit vor dem Feinde und Raubsucht gegen den Wehrlosen gleich sehr gefürchtet, trieb empörende Plünderung und Gewaltthat. Getreide und Vieh wurden weggenommen, alle Kästen erbrochen, in den Vorstädten und den umliegenden Dörfern die Häuser abgetragen, um das Holz zur Feuerung zu benutzen, und bei der geringsten Widersetzlichkeit Gewalt gedroht und angewendet. Nicht viel besser erging es den Wirthen in der Stadt, denen auf ihre Vorstellungen geantwortet wurde: „Danket Gott, daß wir Euch nicht Alles nehmen; der König schuldet uns den Sold, wir müssen uns dafür an den Unterthanen erholen.“ Vergebens wurde der Rath von den Bürgern, und der König von Beiden überlaufen. Außer dem erlittenen Schaden und den entrichteten zwölf tausend Goldgulden mußten noch Küche, Keller und Stall des Königs besorgt werden, was ebenfalls über zwölf tausend Goldgulden ausmachte. Zum Ersatz dafür wurde den Bürgern eine Feierlichkeit geboten, indem Mathias auf dem Paradeplatze vom Throne herab den Kurfürsten Ernst von Sachsen mit dem, vom Herzoge Johann erkauften Fürstenthume Sagan belehnte.

Noch ehe Mathias sichere Nachricht von dem Friedensbruche Kazimierz's hatte, ließ er in Schlesien und Mähren Werbungen anstellen und allenthalben sein Aufgebot ergehen, welchem nicht nur viele böhmische, mährische und schlesische Herren, sondern auch der Herzog Lorenz von Ujlak, des bosnischen

Königs Niklas Sohn, ferner der Despot von Serbien, Wuk Brankovics, und der Bojar Demeter Jarics, Folge leisteten. Als später über den Anzug der Polen kein Zweifel mehr waltete, ließ er, um Zeit zu gewinnen, den König von Polen an den in Neisse verabredeten Frieden erinnern, erhielt aber die übermüthige Antwort, daß man ihn in Breslau finden und zu Paaren treiben werde.

Nach Anweisung des Rathes zog Mathias jetzt sein Heer hinter den Dom, wodurch er sowohl diesen, als das Vincenzkloster und die Neustadt deckte, befestigte das Lager mit Gräben, Zäunen und Basteien, eben so das genannte Kloster und die Michaelskirche, schlug bei der äußersten Ziegelscheuer eine Brücke über die Oder, und brachte es schon binnen drei Wochen dahin, daß hinter dem Dome eine Art Stadt zu sehen war. Er selbst befand sich im Lager, wo ihm ein großes Haus gebaut werden mußte, ohne daß seine persönliche Gegenwart die Zügellosigkeit des Heeres zu hindern vermocht hätte. Sechs Meilen im Umkreise bis tief in das Oelsnische hinein wurden beinahe alle Dörfer zerstört und abgebrochen; ein anderer Theil der Soldaten ging in die Stadt, und keiner derselben verließ sie, nach dem Zeugnisse der Zeitgenossen, ohne den Bürgern Schaden zugefügt zu haben. Vergebens bat selbst der Bischof Rudolf um Verschonung seiner Güter. „Ehrwürdiger Vater," entgegnete ihm der König sarkastisch, „traget mit Geduld einen Theil der allgemeinen Last, und bedenkt, es steht geschrieben: das Brot Christi ist fett; Könige werden sich daran ergötzen."

Bei Krappitz ging, zu Anfang des Octobermonates (1474), das vom Könige Kazimierz selbst angeführte polnische Heer über die Oder, welche eben sehr seicht war. Der Zug währte drei Tage. Gräuliche Verwüstung bezeichnete die Spur der Polen, wodurch sie später sich selbst den Untergang bereiteten; unterweges wurden alle Dörfer von ihnen angezündet. Ein kleiner Vortheil, den sie unweit Brieg bei Swanowicz über eine ungarische Reiterschaar erlangten, machte sie so stolz, daß sie laut davon sprachen, wie Breslau sammt dem Mathias genommen werden müsse, und wenn die Belagerung zehn Jahre dauern sollte. Gleichwohl vermochte Kazimierz nicht einmal Oppeln zu erobern, sondern mußte die Belagerung nach vierzehn Tagen aufheben. Gleiches Schicksal widerfuhr ihm vor Brieg. Da ein großer Transport Lebensmittel und Kleidungsstücke, welcher dem Heere aus Polen nachgefahren wurde, den Garnisonen dieser Festungen in die Hände fiel, so fingen

die Polen schon an Mangel zu leiden, als am 24. October Wladislaw mit zwanzig tausend Böhmen bei Ohlau zu ihnen stieß. Aber auch Ohlau konnte nicht genommen werden, und die ungeheure Menschenmenge verzehrte sehr schnell die Vorräthe, welche Wladislaw mitgebracht.

Mathias, der seine Absicht, das Land zur Wüste zu machen und dadurch die Feinde zum Abzuge zu zwingen, von ihnen selbst befördert sah, glaubte nun eine Verstärkung von zwei tausend Mann, die ihm die Herzoge Heinrich XI. von Glogau und Friedrich von Liegnitz zuführten, entbehren zu können, und sendete sie, um sie nicht ernähren zu dürfen, mit tausend ungarischen Reitern in das, von Vertheidigern entblößte Polen, das von ihnen eben so, wie Schlesien von den Polen, verheert wurde. Um die Letzteren völlig auszuhungern, befahl Mathias den Landleuten, alle ihre Habseligkeiten und Vorräthe in die Städte zu führen, widrigenfalls seine eigenen Soldaten ihnen Alles abnehmen würden. Dieser genau befolgte Befehl vermehrte die Wirklichkeit des fremden, wie den Schein des eigenen Elendes. Die Feinde fanden überall nichts, als leere Hütten; in Breslau hingegen standen alle Straßen voll Wagen, so daß keiner dem anderen ausweichen konnte. Das Landvolk lag mit Weibern und Kindern hinter den Stadtmauern, vom Ohlau'schen Thore bis an den Barbarakirchhof in der Moriz- und Nikolaivorstadt auf den Straßen, weil es nicht Platz genug in den Häusern fand. Eine unglaubliche Menge ungedroschenen Getreides, welche es mit sich führte, wehrte die Hungersnoth ab; aber desto schrecklicher begann die Pest unter ihnen zu wüthen. Alle Kirchhöfe füllten sich mit den Leichen dieser unglücklichen Opfer eines Krieges, der selbst in den Gemüthern der eifrigsten Schwärmer schon längst den Begriff eines heiligen verloren hatte. Die Pest verbreitete sich in Kurzem auch über die Städter und das Heer, aber man begrub die Todten mit kalter Fühllosigkeit, nur um das eigene Daseyn besorgt. (K. A. Menzel: „Geschichte Schlesiens." Breslau 1808 bis 1810; Band I., S. 211 u. f.)

Das polnische Lager war bei St. Katharina, eine Meile von Breslau; der rechte Flügel an die Oder, der linke an die Ohlau gelehnt. Mathias, in allen seinen Entschlüssen kühn und eigenthümlich, wagte sich in Bauernkleidung mitten in das feindliche Lager, erforschte dessen Stärke und Beschaffenheit, und kehrte glücklich zurück. Der Rath und die Gemeinde erboten sich jetzt, die Morizvorstadt abzubrennen; aber der König mußte von

seiner abenteuerlichen Kundschafterfahrt geringschätzende Begriffe von den Feinden mitgebracht haben; denn er verwarf das Anerbieten mit den Worten: „Alles möge stehen bleiben; — was die Polen anzünden werden, will ich mit ihrem Blute löschen.“ Doch ließ er die Vorstadt befestigen, und legte an den äußersten Schlag derselben zwölf hundert Mann. Die Stadtthore wurden, weil die Bürger nicht auf die Wache ziehen wollten, mit Söldnern besetzt. Mathias selbst lieferte dem Feinde täglich kleine Gefechte, und fügte ihm vielen Schaden zu.

Ungeachtet seiner furchtbaren Stärke und trotz der Verluste, welche der kleine Krieg ihm zuzog, unternahm das polnische Heer nichts Entscheidendes; es bestand größtentheils aus Reiterei, war ohne Kriegskunst, Zucht, besonders aber ohne Artillerie, und daher gänzlich unvermögend, eine Belagerung nur zu versuchen. Wo die Polen dennoch Etwas wagten, blieben sie jederzeit im entschiedenen Nachtheile. Ein Haufe von fünfzehn tausend Mann, der am 27. October die Vorstadt stürmen wollte, wurde durch ein heftiges Kanonenfeuer aus einander gesprengt, und gab den Uebrigen die blutige Warnung, sich außer der Schußweite zu halten. Als später in der Stadt eine festliche Beleuchtung angestellt wurde, um die zu Stande gekommene Verlobung des Königs Mathias mit Beatrix, der Tochter des Königs Ferdinand von Neapel, zu verherrlichen, wurden die Polen durch den Glanz der Lichter und das Läuten der Glocken auf den Gedanken gebracht, die ganze Stadt stünde in Flammen. Sie hielten dies für die beste Gelegenheit zum Sturme, brachen auf, kehrten aber schnell zurück, als einige ihrer voraus geschickten Leute, die in der Gegend des Galgens von den städtischen Feldwachen aufgehoben worden waren, nicht wieder kamen.

Nachdem alle Mundvorräthe aufgezehrt waren und schon schrecklicher Mangel einriß, brachen die Polen zu Anfange des Novembers auf und lagerten sich bei Schalkau und Hermannsdorf. Ihre Streifparteien, welche das Land verwüsteten, wurden größtentheils eingefangen. Der König schenkte davon der Stadt Breslau zwei hundert Mann, um nach Willkür über sie zu verfügen, und sie nöthigen Falles zu tödten, da ihre Aufbewahrung beschwerlich war; der Rath war menschlich genug, sie bei Wasser und Brot einzusperren. Grausamer verfuhr man zu Oppeln, Brieg und Ohlau, wo man viele Gefangene verhungern ließ. Zuletzt wurden der Gefangenen so viele, daß sie nicht mehr unterzubringen waren und Mathias daher den Befehl

gab, blos die Vornehmsten zurück zu behalten, die Gemeinen aber mit einem Schnitte im Gesichte laufen zu lassen, auf daß ihnen die Narbe ein Denkmal an die Ungarn sey. Aber auch die Lage der Stadt war, ungeachtet des in selber herrschenden Ueberflusses an Lebensmitteln, nicht beneidenswerth. Die Soldaten des Mathias, die ihren Sold nicht ausgezahlt erhielten, suchten sich durch Plünderung der Bürger bezahlt zu machen. Der Rath bekam auf wiederholte Vorstellungen bei dem Könige, den bedenklichen Bescheid, Gewalt mit Gewalt abzutreiben. Man nahm daher an den Thoren Denjenigen, welche in die Stadt wollten, die Waffen ab, und eisete, um den eigenen Freunden den Uebergang zu verwehren, die zugefrorene Oder auf, wobei jedoch Arbeitsleute und Fischer von den erbitterten Kriegern häufig getödtet wurden.

Waren daher in Breslau auch während der ganzen sogenannten Belagerung nicht einmal die Thore geschlossen worden, so kam doch die Nachricht, daß das gesammte polnisch-böhmische Heer auf dem Rückzuge begriffen sey, sehr erwünscht. Dieser Rückzug war aber, bei dem Mangel an Lebensmitteln und bei der, im Heere eingerissenen schrecklichen Unordnung, ohne einen Waffenstillstand oder Frieden nicht ausführbar. Es wurde deshalb von polnischer Seite der Karlsteiner Burggraf Benesch von Weitmüller an Mathias gesendet, mit der Bitte um Frieden. Mathias ließ sich dazu geneigt finden, bestand aber aus gerechter Vorsicht auf einer persönlichen Zusammenkunft mit den beiden Königen Kazimierz und Wladislaw. Zu diesem Zwecke wurden, eine halbe Meile zwischen der Stadt und dem Heere, bei dem Dorfe Groß-Mochbern, drei prachtvolle Zelte aufgeschlagen, bei welchen (15. November) Mathias und Kazimierz auf den Pferden sitzend sich unterredeten, aber über Nichts, als eine freie Zufuhr von Lebensmitteln, einig wurden, weil Mathias, ohne seinen eigentlichen Gegenkönig, Wladislaw, nicht unterhandeln wollte. Sonach wurde die Zusammenkunft am folgenden Tage erneuert. Alle drei Könige begaben sich zu Fuße aus ihren Zelten, empfingen einander freundlich, tafelten zusammen und unterredeten sich bis auf den Abend. Durch die von ihnen verordneten Herren wurde hierauf zu Breslau ein Waffenstillstand auf dreißig Monate, bis Pfingsten 1477, und zugleich ein Vertrag von fünf und zwanzig Artikeln geschlossen, die jedoch über das Königreich Böhmen selbst eigentlich Nichts festsetzten. Mathias heißt darin König von Böhmen, Wladislaw aber nur Erstgeborener des Königs Kazimierz. Jeder von Beiden sollte in Böhmen Dasjenige behalten, was er

gerade damals inne hatte, und einen Regierer oder Gubernator zu Erhaltung des Friedens bestellen. Diejenigen Fürsten und Stände in Schlesien, deren Betragen zweideutig gewesen war, sollten sich für eine bestimmte Partei erklären und dann in den Frieden mit eingeschlossen seyn.

Um diese Waffenruhe zu befestigen, traten am 12. Februar des folgenden Jahres (1475) bevollmächtigte Landherren aus Ungarn und Böhmen in Prag zusammen, und sprachen dem Könige Wladislaw Böhmen, die Lausitz, die Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer, dem Könige Mathias das übrige Schlesien und Mähren zu. Nach dem Tode des einen Königs sollte dessen Antheil dem anderen heimfallen, dieser aber den Erben des Verstorbenen zweimal hundert tausend Goldgulden entrichten. Mathias, mit dieser Theilungsweise unzufrieden, versagte ihr die Genehmigung, bis seine sämmtlichen Bundesgenossen ihre Gutachten abgegeben und der heilige Vater darüber entschieden hätte. Da auch der Kaiser Friedrich der ihm von beiden Theilen abverlangten Entscheidung auswich, so blieben die Verhältnisse abermals schwankend und drohten, früher oder später zu einem neuen Bruche zu führen.

Kaum war jener Waffenstillstandsvertrag zu Breslau unterzeichnet, so gingen die Polen über die Oder, verloren aber dabei viele Wagen und Pferde, und zwar durch eine Rache, welche das schlesische Landvolk an ihnen wegen ihrer Verheerungen übte, indem dasselbe nämlich jene Stangen, durch welche die Polen am Abende die seichten, zum Uebergange geeigneten Stellen bezeichnet hatten, während der Nacht wegnahmen und dorthin steckten, wo der Strom sehr tief war. Ueberhaupt kam kaum die Hälfte der Polen und Böhmen, die nach Schlesien gezogen, in ihr Vaterland zurück.

Mathias zog nun sein gesammtes Heer bei Breslau zusammen, um welche Stadt das ganze Land zehn Meilen in der Runde verwüstet und entvölkert war. Von seinen Kriegern wurde an den Thoren Alles, was man zu Markte brachte, weggenommen, so daß der König selbst mit seinem Hofstaate spärlich leben mußte. Verschiedene Bürger wurden von den bei ihnen eingelegten Soldaten getödtet, einige Wächter des Nachts auf den Straßen ermordet. Die Klagen des Rathes beantwortete der König, der den Ausschweifungen seiner Söldner Einhalt zu thun außer Stand war, mit Entschuldigungen, zuletzt, da der Beschwerden ihm zu viele wurden, mit abfertigender Kürze. Zur Vollendung des Unglücks erhielt die Stadt jetzt von

allen Nachbarn Absagebriefe, da man sich des durch die Ungarn erlittenen Schadens am leichtesten durch Fehde mit dem auf das Aeußerste geschwächten und beinahe wehrlosen Breslau zu erholen gedachte. Um diesen inneren Kriegen zu steuern, berief der König einen Fürstentag nach Breslau, auf welchem er (21. December 1474) den versammelten Ständen eine Verordnung vorlegen ließ, die für die gesammte schlesische Verfassung von der höchsten Wichtigkeit geworden ist. Er befiehlt darin als Landherr, den allgemeinen Frieden zu halten, die Straßen von Räubern zu reinigen, alle Streitigkeiten nicht durch Fehden, sondern auf dem Wege Rechtens auszumachen; er verbietet die Erbauung neuer Festungen, schreibt das Verhalten vor, wie man bei feindlichen Einfällen oder gegen Friedensstörer sich zur allgemeinen Vertheidigung verhalten sollte, bestimmt Strafen wider die Uebertreter des Gesetzes, und erklärt alle Diejenigen, welche einen Befehder bergen und hausen, selbst für Aufrührer. Um diesem Landfrieden auch den gehörigen Nachdruck zu verschaffen, bestellte er über ganz Schlesien einen Statthalter unter dem Titel eines Oberlandeshauptmanns, dem alle Fürsten und Stände zur Erreichung seiner königlichen Absicht getreu beistehen sollten. Der Erste, welcher diese Würde bekleidete, war Stephan von Zápolya.

Im Betragen des Königs wurde seit dieser Zeit, in Bezug auf Schlesien, eine merkliche Veränderung wahrgenommen; er sah sich nun als völligen Herrn dieses Landes an, und ungeachtet ihm der Besitz desselben erst im Olmützer Frieden 1478 bestätigt wurde, so wußte er doch recht wohl, daß die Macht Kazimierz's und Wladislaw's nicht im Stande seyn werde, ihm das einmal Erworbene wieder zu entreißen. Leider drang sich ihm hierbei die Ueberzeugung auf, daß er sein neues Eigenthum nur kämpfend werde behaupten können, und dieser Umstand machte ein System der Härte nöthig, welche seinem Regimente in Schlesien wenig Dank zu erwerben geeignet war. Besonders schien ihm zur Beruhigung des Landes erforderlich, alle Ideen kirchlicher und aristokratischer Gewalt, welche in Regierungsangelegenheiten einzugreifen sich befugt wähnte, auszurotten. Kurz vor seiner Abreise ließ der König den Rath und die Gemeinde Breslau's nach Hofe kommen, und befragte sie durch seinen Minister Georg Stein: warum diese einst so blühende Stadt jetzt so sehr in Verfall gekommen sey? Da sie nun einmüthig als Ursache die schweren Kriege angaben, welche sie seit Jahren um des christlichen Glaubens und Gehorsams willen gegen die Ketzer geführt hätten, indem

wegen der Unsicherheit der Straßen ihr Handel und ihre Märkte gänzlich darnieder lägen, ließ sie der König versichern, daß er auf Mittel denken wolle, der Stadt wieder aufzuhelfen.

Er begab sich hierauf, von dem größten Theile des Heeres begleitet, in das Fürstenthum Schweidnitz, dessen Gebirge die Schlupfwinkel der Fehder und Räuber waren. Als das Heer durch Breslau zog, mußten alle Buden und Laden verschlossen, und das Kaufhaus von Geharnischten bewacht werden, um eine allgemeine Plünderung zu verhüten. Nachdem Mathias einige Schlösser genommen hatte, ohne jedoch das bedeutendste, Fürstenstein, zu bezwingen, kehrte er nach Breslau zurück und brachte daselbst die ersten Monate des Jahres 1475 unter beständigen Turnieren und Festlichkeiten zu. Doch dachte er zugleich an seine Versprechungen, den Wohlstand der Stadt zu fördern, und fing mit einer Veränderung der Rathswahl an. Den Landeshauptmann des Fürstenthums, behielt er sich vor, aus königlicher Macht einzusetzen; als Theilnehmer an der Consuln- und Schöppenwahl bestellte er ein Collegium von acht und vierzig Personen, das die Kaufleute und Schöppen aus ihrer Mitte wählen mußte. Diese neue Einrichtung war unstreitig zweckmäßig, aber schon fing das Volk an, Alles, was von Mathias her kam, mit den Augen des Hasses anzusehen, und betrachtete daher auch seine Verbesserungen mit ungünstigen Blicken.

Wahrscheinlich hätte Schlesien, und namentlich Breslau, sich mit weniger Unzufriedenheit in die durchgreifenden, oft strengen Maßregeln gefügt, welche das System des Königs mit sich brachte, wenn sie ihnen nicht großentheils auf eine Weise aufgedrungen worden wären, welche von seiner Geringschätzung aller Volksgunst zeugte. Namentlich aber machten sich die beiden Minister des Königs: Georg Stein aus Berlin und Gabriel von Verona, durch Uebermuth und Bedrückungen, welche die, der Zügellosigkeit kaum noch entwöhnten schlesischen Stände um so härter gemahnte, verhaßt. Die Stadt Breslau mußte dies zuerst empfinden. Nachdem die ungarische Herrschaft über Schlesien befestigt worden, die äußeren Feinde entfernt und von der gänzlich erschöpften Stadt Nichts weiter zu fürchten war, wurden alle früher geübten Rücksichten vollends beseitigt, und selbst gerechte Klagen mit Spott abgefertigt, ja man rückte den Schlesiern sogar ihre Widersetzlichkeit gegen Podiebrad vor, die doch dem Könige Mathias zum Mittel seiner Erwerbung gedient hatte. „Ihr habt den Tanz gehegt," sprach Georg Stein

frostig zu den Breslauer Consuln, welche sich über die ungeheuren Erpressungen beschwerten; „deswegen müßte Ihr auch den Pfeifern und Lautenschlägern lohnen. Man muß Euch also behandeln, damit Ihr Euch künftighin nicht unterfteht, Königen ungehorsam zu seyn, mit Königen Krieg zu führen und Könige Ketzer zu heißen. Dem Papste gebührt es, über Ketzer zu erkennen, nicht Euch Bauern von Breslau. Man soll es mit Euch also machen, damit andere Städte an Eurem Exempel lernen, gehorsam seyn, ihrer Nahrung warten und sich nicht in Kriege vermengen."

Aehnliche Aeußerungen konnten freilich nicht dazu beitragen, die ungarische Verwaltung in Schlesien volksthümlich zu machen, und jene schlesischen Fürsten, welche sich wankelmüthig oder gar feindselig gegen Mathias benommen hatten, durften daraus einen Schluß auf das ihnen bevorstehende Schicksal ziehen. Derjenige, welcher am längsten zu Georg Podiebrad gehalten hatte, Konrad VII. der Schwarze von Oels, war im Jahre 1471 aus Gram über das Unglück seines Vaterlandes gestorben, und dafür glaubte nun sein Erbe und Bruder, Konrad VIII. der Weiße von Wohlau, den Zorn des Königs nicht blos wegen jener früheren Anhänglichkeit an Georg, sondern hauptsächlich wegen der Geneigtheit, die er im letzten Kriege für die Polen bethätigt hatte, fürchten zu müssen. Weil Konrad den Verlust seines Fürstenthumes besorgte, beschloß er, dem Beispiele des Herzogs Johann von Sagan zu folgen und sein Land an Sachsen zu verkaufen. Der dortige Kurfürst Ernst ließ aus diesem Grunde bei seiner Abreise einige seiner Räthe in Breslau, vermochte aber nicht die Einwilligung des Königs zum Kaufe zu erhalten. Mathias, welcher nicht ohne Grund fürchtete, daß auf diese Art nach und nach Schlesien ganz in auswärtiger Fürsten Hände kommen möchte, erbot sich vielmehr selbst zum Käufer, bezahlte dem kinderlosen Herzoge die verlangte Summe Geld, und überließ ihm noch obendrein auf Lebenszeit die Verwaltung des Landes, von welchem er jedoch vier Jahre nachher ein, seit hundert Jahren dazu gehöriges Stück, das Gebiet von Kosel, an den Herzog Kasimir von Teschen gegen Tarnowitz und die Ansprüche auf die Hälfte von Großglogau vertauschte.

Nicht so mild, wie dem Herzoge Konrad, erging es den oberschlesischen Fürsten, welche gleich anfänglich des Mathias strenge Hand gefühlt hatten und gezwungen worden waren, sich für viermal hundert tausend Goldgulden gegen die ungarische Krone zu verbürgen. Gleich nach der Wahl des

polnischen Wladislaw hatten sie daher für denselben günstige Gesinnungen an den Tag gelegt und ihn sogar bei seinem Zuge durch Oberschlesien begleitet. Zur Strafe verloren jetzt die beiden Brüder, Johann von Jägerndorf und Wenzeslaw von Riebnik, von der böhmischen Fürstenlinie Nikolaus I., ihre Länder und Freiheit, und nur Johann erhielt die letztere wieder. Wenzeslaw beschloß sein Leben im Kerker. Sein Land, die nachmalige freie Standesherrschaft Pleß, wurde an die ungarische Familie Thurzo verkauft. Primislaw von Tost, Johann von Zator und Kasimir von Freistadt (in Oberschlesien) kamen mit ansehnlichen Geldsummen davon, in deren Bezahlung später die Herzoge von Teschen und Oppeln ihnen folgen mußten.

Der König Mathias zerriß vor seiner Abreise nach Ungarn am 3. März 1475 die Schuldbriefe, womit sich Gläubiger und Fehder der Stadt Breslau verschrieben hatten, und setzte andere, wegen Schulden an die Stadtkasse Verhaftete in Freiheit, weil sie sich mit seiner königlichen Person abgefunden hatten. Zur Einlösung der Schlösser Namslau und Wolkenhain mußte das ohnehin erschöpfte Breslau dritthalb tausend Goldgulden erlegen, und es mit ansehen, daß sie beide dem Oberlandeshauptmann Stephan von Zápolya eingeräumt wurden, dessen Anwesenheit, ungeachtet der gewissenhaften Verwaltung seines Amtes, nur wenig half, weil, wegen des geringen Beistandes von Seiten der Fürsten, die Landstraßen eben so unsicher, als vorher, blieben. Man achtete den obersten Hauptmann nicht, heißt es, weil er als Ungar der deutschen Sprache unkundig war. Neben ihm war jedoch Georg Stein in Schlesien zurück geblieben, der sich nunmehr in den Urkunden Herr zu Csossen und Hauptmann der Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer unterschrieb. Aber die Schloßherren dieser Fürstenthümer, vorzüglich jene zu Fürstenstein, Lehnhaus, Talkenstein, Kynast und Greifenstein, achteten auf seine Ermahnungen nicht, sondern setzten ihre Räubereien ungestört fort; denn Mathias bedurfte seines Heeres gegen die Türken und später gegen den Kaiser, und seinem Verweser in Schlesien standen daher nur wenige Truppen zu Gebote, welche gegen die festen Raubschlösser nichts auszurichten im Stande waren.

Nachdem Mathias aus Schlesien aufgebrochen war, feierte er das Osterfest (1475) in Brünn, wo er einen Landtag nach Ofen ausschrieb, weil neue verwegene Einfälle der Türken nach Ungarn und in die Nachbarländer eine schleunige Abwehr geboten. Schon im vorigen Winter

(Februar 1474) waren die Türken verheerend herein gebrochen, hatten die Grabstätte des heiligen Ladislaw niedergebrannt, Greise und Kinder geköpft, Mädchen und Knaben in die Sklaverei geschleppt; Bali Oghli Mallovich, der Beg von Semendra, welcher diesen Raubzug anführte, lieferte damals viele Säcke von Köpfen, Ohren und Nasen nach Konstantinopel.

Dringender noch wurde im folgenden Jahre die Gefahr, als der Sultan einen großen Feldzug in die Moldau vorbereitete und diesen dem Chadim Suleiman Pascha übertrug. Der frühere Woiwode der Moldau, Peter Aaron, hatte schon vor achtzehn Jahren durch freiwilligen Tribut den Zorn des Sultans von sich abgewendet; aber sein Nachfolger, der Woiwode Stephan Bogdanovics, der bald der ungarischen, bald der polnischen Oberherrlichkeit, keiner mit aufrichtigem Willen huldigte, hatte in seinem Streben nach Unabhängigkeit auch jenen Tribut zu entrichten unterlassen, oder wenigstens ihn persönlich an die Pforte abzuführen sich geweigert. Der Sultan wollte ihn dafür züchtigen. Doch noch zu rechter Zeit sendete Stephan Eilboten an die Könige von Ungarn und Polen, gelobte Beiden unverbrüchliche Unterthänigkeit und bat um schnellen Beistand. Kazimierz schickte zwei tausend Mann Fußvolk; Mathias den Siebenbürger Woiwoden, Blasius Magyar, mit sechs tausend Mann; Stephan selbst hatte gegen vierzig tausend Moldauer, meist bewaffnete Bauern, zusammen gebracht. Als nun Chadim Suleiman zu Ende des Jahres (1474), trotz des strengen Winters und des Mangels an nöthiger Zufuhr, mit mehr als hundert tausend Mann heran zog, lockte ihn Stephan durch die dichten Wälder, welche die Türken Agadsch Denisi, d. i. das Waldmeer, nennen, bis zum See Rakoviz in der Nähe des Flusses Burlad, wo er das vereinigte moldauisch-ungarisch-polnische Heer aufgestellt hatte, und lieferte (17. Januar 1475) dem Pascha eine blutige, aber siegreiche Schlacht. Schon wurde das Vordertreffen, in welchem die von Mathias mitgesendeten Szekler fochten, von den Türken durchbrochen, als Stephan mit verzweiflungsvollem Muthe sich mitten in die Feinde stürzten, die Seinigen zum Stehen und dann zum Vordringen brachte, und die Schlacht gewann. Nur wenige Türken retteten sich durch die Flucht; die meisten kamen, wenn nicht schon auf dem Schlachtfelde, doch in den Fluten der Donau um; ihre ausgehungerten Pferde vermochten sie weder in der Schlacht, noch auf der Flucht zu tragen, nachdem Stephan, um den Feinden die Nahrung und ihren Rossen das Futter zu entziehen, jene Gegend der

Walachei, durch welche das türkische Heer zog, hatte absengen und zur Einöde machen lassen. Vier Paschen waren auf dem Platze geblieben, hundert Fahnen erbeutet worden. Die Leichname des Schlachtfeldes wurden verbrannt, die Mehrzahl der Gefangenen von den erbitterten Moldauern gespießt, aus den Gebeinen Siegeshügel errichtet. Aber der Verlust der Sieger war nicht viel geringer, als jener der Besiegten; drei Hügel mit darauf errichteten Kreuzen bezeichneten die Gräber der erschlagenen Christen. Gleichzeitig war der walachische Woiwode Radul, als Bundesgenosse der Türken, mit frischen Haufen in die Moldau eingefallen. Alexander, ein Vetter Stephans, rückte ihnen mit der Vorhut entgegen, wurde aber geschlagen und getödtet. Gleichwohl führte Stephan die Hauptmacht über den Putnafluß, siegte (24. Januar) bei Ribnik über Radul und ließ seine Truppen drei Tage lang in der Walachei streifen, worauf die walachischen Bojaren zwischen ihm und Radul Frieden stifteten. Stephan sendete vier türkische Anführer sammt sechs und dreißig Fahnen als Sieges- und Dankeszeichen an König Kazimierz; eine nicht geringere Anzahl Gefangener und Fahnen an den König von Ungarn und an den Papst Sixtus IV., den er um ferneren Beistand wider die Türken anflehte. Durch das ganze Land erging ein Befehl, daß Niemand den Sieg einem Anderen, als dem Herrn der Heerschaaren, zuzuschreiben wage; das Dankfest dafür wurde mit viertägigem Fasten begangen. Neben der großen Beute war der größere Vortheil errungen, daß die, den Türken zugefallenen Schlösser an der Donau unter moldauische Herrschaft zurück kehrten.

König Mathias, welchem der Ofener Landtag mit Bereitwilligkeit die nöthigen Mittel zur Türkenfahrt an die Hand gab, wollte den frischen Eindruck jenes Sieges am Burlad zu neuen Siegen benutzen. Er mochte nicht rasten, so lange die Szabacser Burg stand, welche den Türken den Schlüssel zu Slavonien und Kroatien bot, und setzte Alles daran, diese Feste zu erobern oder zu brechen; doch auch Sultan Mohammed hatte die Wichtigkeit des Platzes wohl erkannt und Alles aufgeboten, sie zu behaupten; die Vertheidigung von Szabacs war daher fünf tausend auserlesenen Janitscharen anvertraut, denen Mohammed, um ihren kriegerischen Stolz zu entflammen, mit eigener Hand den Federbusch auf ihre Mützen gesteckt hatte. Mathias ließ den Woiwoden Stephan zu eifriger Fortsetzung des Kampfes wider die Türken ermahnen, ihm seine bewaffnete Hilfe anbieten, und führte im November 1475 zehn tausend Mann an die Save. Seine Legion, durch

ein ununterbrochenes Geschützfeuer vertheidiget, welches bei Tag und Nacht den Türken keine Ruhe gönnte, betrieb mit standhaftem Eifer die Belagerungsarbeiten, bis die Festung mit Gräben und Zäunen eingeschlossen, alle Zufuhr ihr abgeschnitten und jeder Ausfall verderblich geworden war. Gleichwohl wurde sein erster nächtlicher Sturm von den wüthenden Janitscharen zurück geschlagen, und er setzte nun standhaft die Belagerung fort. Um die Lage der Festung zu erkunden, wagte der König, als Waffenknecht verkleidet, in einem kleinen Nachen um die Werke herum zu fahren; sein Gefährte wurde durch ein türkisches Geschoß neben ihm getödtet, ohne daß er sein Wagniß aufgab. Nachdem das Belagerungsgeschütz die Wälle und Thürme der Festung furchtbar erschüttert hatte, unternahm Mathias am dreißigsten Tage der Belagerung, der von seinen Sterndeutern als ein glücklicher gepriesen wurde, den entscheidenden Angriff. Bei Tagesgrauen legte er vier Haufen seiner Legion in Hinterhalt in einen durch Buschwerk verdeckten Graben, von wo sie in der Nacht im plötzlichen Sturme hervor brechen sollten. Er selbst rückte zur Mittagszeit von einer entgegen gesetzten Seite vor die Festung und ließ den Anlauf beginnen. Den ganzen Tag wurde mit Anstrengung gekämpft; am Abende gab der König das Zeichen zum Rückzuge. Die Türken wähnten die Gefahr vorüber, und überließen sich, nach dem heißen Tage, der Ruhe. Aber mitten in der Nacht, unter Regen und Sturm, erhoben sich die schwarzen Banden aus ihrem Grabe, und erstiegen leise die unbewachten Mauern; ihnen nach der König mit dem Kern seiner Truppen. Die erschreckten Türken waren zu keinem erfolgreichen Widerstande mehr fähig; sie wehrten sich nur, um sich schlachten zu lassen; Keiner von ihnen gab sich gefangen, aber auch Keiner kam mit dem Leben davon. Das große Ziel des Königs war erreicht; Szabacs in seinen Händen.

Um die Begeisterung seiner siegreichen Krieger nicht verkühlen zu lassen, führte der König sie vor Semendra. Zwar war dieser Platz zu wohl vertheidigt, als daß er in diesem Augenblicke hätte genommen werden können; dafür aber ließ Mathias mit bewundernswürdiger Eile, den drei stärksten Seiten der Festung gegenüber, aus aufgeworfener, mit Wällen und Pfahlwerk umgebener Erde drei Kastelle erstehen und versah sie mit einer hinreichenden Besatzung. Nachdem er durch diese Anstalten eine kräftige Belagerung Semendra's vorbereitet hatte, kehrte er mit den übrigen Truppen nach Ofen zurück.

Hier begrüßten den Türkenbezwinger die glückwünschenden Botschafter des heiligen Vaters und der Republik Venedig und überbrachten ihm zugleich drei und neunzig tausend Goldgulden als Hilfsgelder zu fernerer Betreibung des Krieges wider die Ungläubigen. Der König wurde dadurch in den Stand gesetzt, neue Mannschaft anzuwerben, in Regensburg vier und zwanzig Schiffe zu kaufen, welche zu Semendra's Belagerung mit Pfeilen, Büchsen und Kugeln befrachtet wurden, und, der Verordnung des letzten Landtages zufolge, anstatt der Kriegsbeiträge in Geld, das gesetzmäßige Aufsitzen der Dienstpflichtigen auszuschreiben.

Diese Vorkehrungen wurden um so dringender, da von anderer Seite kein ernstlicher Beistand zu hoffen war, Mohammed aber, nach Kaffa's Falle und nach Eroberung der Krim, die Niederlage am Burlad und den Verlust von Szabacs durch neue Einfälle in die Moldau und nach Ungarn zu rächen, schreckliche Anstalten traf. Ein türkisches Heer brach in Bessarabien ein, und nahm Akkerman oder Bielgorod in Besitz. Der Woiwode der Moldau, Stephan, und der Polenkönig Kazimierz suchten die gegen ihre Gränzen heran ziehende Gefahr durch Gesandtschaften zu beschwören. Jener brachte zur Entschuldigung vor, der Einfall räuberischer Horden habe ihn damals genöthigt, dieselben zurück zu treiben; Kazimierz aber bat, daß der Woiwode der Moldau, als Lehensfürst der polnischen Krone, nicht mit Krieg überzogen, sondern die Genugthuung dem Spruche eines aus Türken und Polen zusammen gesetzten Ausschusses anheim gestellt werden möge. Der Sultan begegnete den Moldauern mit Verachtung, indem er den Gesandten die Pferde abnahm und sie zu Fuße nach Hause schickte, die polnischen Botschafter aber beinahe ein Jahr lang aufhielt, bis er gegen die Moldau zu ziehen gerüstet war.

Zu Anfang des Jahres 1476 war das türkische Heer bei Adrianopel versammelt; ein neuer polnischer Gesandter, Wurocimovieki, traf dasselbe schon im vollen Marsche bei Varna. Noch einmal forderte Sultan Mohammed von dem Woiwoden als Friedensbedingung die Abführung des Tributes, die Auslieferung der Gefangenen, die Uebergabe Kilia's. Da Stephan mit Standhaftigkeit diese entehrenden Anträge verweigerte, führte der Sultan über fünf Brücken sein Heer in die Moldau, und in dem weißen Thale — von den Moldauern Rosboeni, von den Türken, wie schon bemerkt, das Baummeer genannt — entbrannte (26. Juli) eine mörderische Schlacht.

Die Janitſcharen, welche ſonſt auf offene Batterien mit dem Säbel loszugehen pflegten, wurden durch das überall aus dem Walde ihnen entgegen blitzende Feuer dergeſtalt in Verwirrung gebracht, daß ſie, trotz der Aufmunterungen ihres Anführers, das Seghanbaſchi Mohammedaga aus Trapezunt, ſich zur Erde niederwarfen. In Grimm über ſolche Feigheit der Seinigen ſprengte der Sultan ſelbſt in den Wald hinein. Sein Beiſpiel ermuthigte die verzagenden Janitſcharen; ſie ſtanden vom Boden auf, ſtürmten wüthend gegen den Wald an, und gewannen die ſchon verloren gegebene Schlacht, welche von Sonnenaufgang bis Nachmittag gewährt hatte. Mit Mühe rettete der vom Pferde geſtürzte Woiwode Stephan ſein Leben. Die Türken überließen ſich der ungemeſſenſten Siegesfreude, wie groß auch ihr eigener Verluſt war; von den Schädeln der Erſchlagenen wurden Pyramiden errichtet, die Beute getheilt, und den Walachen, welche als Mohammed's ſteuerpflichtige Vaſallen unter ſeinen Fahnen gefochten, die zahlreichen Schweinheerden überlaſſen, das Land weit und breit mit Feuer und Schwert verwüſtet.

Gleichwohl waren die Früchte dieſes theuer erkauften Sieges für Mohammed nicht ſo erheblich, als ſie ſchienen; vielmehr wurden ſie durch gleichzeitige Nachtheile aufgewogen. Die Verluſte, welche den Türken theils durch die vergebliche Berennung der Feſtungen Chotin und Suczawa, theils durch Hunger und Seuchen in dem verheerten Lande erwuchſen, endlich die Zerſtreuung ihrer Flotte durch heftige Stürme auf dem ſchwarzen Meere, erſchwerten ihr Vordringen. Als daher Mohammed erfuhr, daß Stephan Báthóry mit zahlreichen Haufen gegen die Gränzen der Walachei, und König Mathias mit der ganzen Reichsmacht vor Semendra ziehe, glaubte er ſich nicht länger behaupten zu können, ſondern begab ſich ſchleunig auf den Rückzug, wobei ſeine Nachhut von Báthóry eingeholt und größentheils aufgerieben wurde.

Der Papſt, durch Mathias ſelbſt von der Flucht des Sultans benachrichtigt, äußerte darüber ſeine lebhafte Freude, und überſendete dem Könige zweimal hundert tauſend Goldgulden, welche ihm die Fürſten und Städte Italiens zu dieſem Zwecke geſteuert hatten. Auch bei anderen Gelegenheiten lächelte das Glück den ungariſchen Waffen. Noch während Mohammed verwüſtend die Moldau durchzog, hatte er die Brüder Allbeg und Isfendiar Michaloghli an die Donau zur Verheerung Ungarns entſendet. Aber die

Gebrüder Dóczi und mehre ungarische Herren zogen an der Spitze der Temesvárer und Belgrader Besatzungen ihnen entgegen und lieferten zu Bozazis, dreißig tausend Schritte von Semendra, eben dort, wo vor zwölf Jahren Michael Szilagyi und Georg Lábatlan gefangen worden waren, eine Schlacht, deren Ausgang den Türken verderblich ward. Mit Noth entkam Alibeg auf der von Semendra herbei gerufenen Flotte; das türkische Heer wurde beinahe gänzlich niedergehauen; auch Iskender war unter den Todten. Unter dem Jubel der Sieger machten die ungarischen Gefangenen, welche in dem benachbarten Thale aufbewahrt worden waren, sich frei, fielen über das türkische Lager her und plünderten es aus. Jeder Einzelne von ihnen — gleichviel ob Mann, Knabe oder Weib — zog, selbst beritten, überdies noch ein mit Beute beladenes Handpferd nach sich. Zwei hundert und fünfzig Gefangene und fünf Fahnen wurden als Siegeszeichen nach Ofen gebracht.

Mitten unter dem Getümmel des Krieges traf König Mathias die Anstalten zu seiner Vermälung mit Beatrix von Neapel. Mohammed, in seiner Rache, ließ durch die Renner Dalmatien und Kroatien sammt der ganzen Strecke, welche die hohe Braut zog, verheeren, so daß dieselbe auf ihrem Wege durch Dalmatien mit Schaudern entvölkerten Ortschaften, verbrannten Kirchen und Klöstern mit den Leichen der dort ermordeten Priester begegnete. Mit banger Furcht übernachtete sie unter den, von Feuer und Blut rauchenden Trümmern, welche die Renner oft kaum einige Stunden vor der Ankunft des Brautzuges verlassen hatten. Erst als sie die Drave überschritten hatte, brauchte sie für ihre eigene Sicherheit weniger besorgt zu seyn. Mathias war ihr mit glänzendem Gefolge bis über Stuhlweißenburg entgegen geritten und führte sie unter feierlichem Gepränge in die Königsstadt, wo sie von dem Weszprimer Bischof Albert von Vethés gekrönt, und hierauf (22. December 1476) in Ofen mit Mathias vermält wurde. Pracht und Glanz verherrlichten in verschwenderischer Fülle diese Feierlichkeit.

Mohammed's Renner, nachdem sie vor der zitternden Verlobten die Brautfackel des Verderbens geschwungen, streiften, dem Winter Trotz bietend, durch die Moldau und trieben, unterstützt von dem walachischen Woiwoden Radul, dreißig tausend Einwohner als Sklaven fort. Aber unerwartet überfiel die Räuber Stephan Báthóry, nahm ihnen die Menschenbeute wieder ab, vereinigte sich dann mit dem moldauischen Woiwoden Stephan, ging auf Radul los und jagte ihn nach Kronstadt, von wo Derselbe aus-

geliefert, ſeinem Todfeinde Stephan in die Hände fiel, der ihn hinrichten ließ und den Pfahlwütherich Wlad Drakul, deſſen alsbaldigen Untergang wir weiter oben geſchildert, in die Walachei wieder einſetzte.

Auf anderer Seite vergällten die Türken die Siegesfreude des Ungarnkönigs. Einer ihrer zahlreichen Haufen ſtreifte durch Dalmatien, Kroatien, Krain, Steyermark bis gegen Salzburg und Bamberg, überfiel jene drei Kaſtelle, welche Mathias, als Stützpunkt einer künftigen Belagerung Semendra's, zu Kulidſch, dem Einfluſſe der Morawa in die Donau gegenüber, errichtet hatte, und zerſtörte ſie von Grund aus. Den Beſatzungen wurde freier Abzug zugeſtanden; aber alle Kanonenmaſchinen, Schiffe und Waffenvorräthe blieben in Feindeshand.

Ein Verhältniß war, unter allem Wechſel der Zufälle, ſich gleich geblieben: die Spannung mit dem Kaiſer, um ſo quälender, da man auf beiden Seiten weder die Entſchloſſenheit beſaß, ſeinen Haß zur That zu machen, noch den Willen, ihn zu überwältigen. Dieſes jahrelange peinliche Zielen ohne loszudrücken mußte im guten oder böſen Sinne einmal enden. Einem wie dem anderen Theile wuchſen immer neue Gründe des Argwohnes und des Grolles zu. Der Kaiſer beſchuldigte ſeinen Gegner: Derſelbe habe, aus Rache über die verweigerte Belehnung mit Böhmen, den Türkeneinfall nach Krain und Steyermark zugegeben. Zugleich ſchloß er ein neues Schutz- und Trutzbündniß mit den Königen Kazimierz und Wladislaw wider Ungarn, geſtattete, wie es hieß, die Fehden öſterreichiſcher Landherren gegen ungariſche, bemächtigte ſich des Günſer Schloſſes und anderer Beſitzungen in der Eiſenburger Geſpanſchaft und ließ, während Mathias in Ofen ſeine Hochzeit beging, von Neuſtadt aus die Oedenburger Gegend verheeren. Vielleicht wären alle dieſe Vorfälle, welche wahrſcheinlich auch von ungariſcher Seite erwiedert wurden und ſohin ungefähr ſich ausglichen, nicht hinreichend geweſen, einen offenen Krieg zu entzünden, hätte Mathias nicht, wie er ſelbſt wiederholt bekannte, einen tiefen, geheimnißvollen Haß gegen den Kaiſer genährt, wozu man den eigentlichen Anlaß nicht kannte und ſich mit mancherlei abenteuerlichen, zum Theile abergläubiſchen Gerüchten darüber trug. Begierig, der langen Bitterkeit endlich Raum zu geben, ſetzte Mathias im Staatsrathe es durch, daß der Krieg gegen den Kaiſer beſchloſſen wurde. Kaum hatte daher Letzterer, dadurch, daß er, ungeachtet aller päpſtlichen Abmahnungen, in Wien dem jungen Wladislaw die feierliche Beleh-

nung mit Böhmen ertheilte, eine neue Gehäſſigkeit an Mathias begangen, als Dieſer ihm (12. Juni 1477) den Abſagebrief ſendete und zugleich die Gründe ſeines Handelns den Ständen Oeſterreichs ſowohl, als den Reichsfürſten darlegte, wogegen der Kaiſer eine Widerlegung an die Prälaten und Magnaten Ungarns ſchrieb.

Der Kriegserklärung ließ Mathias ſchleunigſt den Krieg ſelbſt folgen. Raab beſtimmte er zum Sammelplatze der Banderien, und theilte dann die geſammte Heermacht in drei Haufen, deren erſter aus lauter Ungarn, und zwar ſieben tauſend Mann ſchwerer und leichter Reiterei, und zehn tauſend Mann zu Fuß; der zweite aus ſchwer bewaffneten und berittenen Böhmen; der dritte aus rasciſchen Reitern beſtand. Hainburg mußte den erſten Angriff aushalten und wurde nach dreimaligem Sturm genommen. Längeren Widerſtand, bevor es fiel, leiſtete das wohl vertheidigte Trautmannsdorf. Berchtoldsdorf wurde im erſten Anlaufe überwältigt und daſelbſt das Lager aufgeſchlagen, die umliegende Gegend rechts bis Neuſtadt, links bis zum Tulner Felde hin eingenommen, von den Rasciern ausgeraubt und wüſt gelegt, und der Hauptſtadt heftig zugeſetzt. Nur was ſich ſchleunigſt dem Ungarnkönige unterwarf, wurde mit Plünderung verſchont. Das Land rings um Wien war bald in ungariſchen Händen; aber Wien ſelbſt, als beeifere es ſich, die frühere Widerſetzlichkeit gegen den Kaiſer gut zu machen, leiſtete entſchloſſenen Widerſtand. Um die Stadt einzuſchließen und ihr die Zufuhr zu Waſſer abzuſchneiden, rückte Mathias zur Nachtzeit vor Kloſterneuburg, verſah den erſtürmten Platz mit Beſatzung, überſchritt daſelbſt die Donau und eilte dem linken Ufer entlang wieder vor Wien, um ſich zum Meiſter der Brücke zu machen. Zwei an beiden Seiten aufgeführte, mit Kanonen beſetzte Bollwerke ſollten auch zu Lande die Zufuhr hindern, während andere Schaaren die Stadt von Nußdorf bis Simmering eingeſchloſſen hielten und die Zufuhr abſchnitten. Vergebens wartete der Kaiſer auf das Eintreffen fremder Hilfsvölker aus Böhmen und Polen. Jenen wurde durch die, dem Mathias treuen Mährer das Anrücken unmöglich gemacht; Dieſe wurden durch Unruhen in ihrem eigenen Lande und durch die drohende Stellung des preußiſchen Ordens — zu einem wie zu dem anderen hatte Mathias durch ſein Anſtiften Veranlaſſung gegeben — hinreichend beſchäftigt.

So von Außen ungefährdet, zog der König vor Korneuburg, welches ſich nach zehntägiger Belagerung ergab. Ein anderer ungariſcher Haufe

überwältigte Tuln, und, nebst vielen österreichischen Herren, unterwarfen sich jetzt auch Marcheck, Greifenstein und St. Pölten dem Ungarnkönige, der sich überall als Landesfürst huldigen ließ. Binnen Kurzem waren vierzig Städte und Märkte und zwei und siebzig Schlösser in seiner Gewalt. Nur Krems und Stein blieben dem Kaiser treu und setzten feindlichen wie gütlichen Bemühungen beharrlichen Widerstand entgegen.

Der wehrlose Kaiser sah endlich die Nothwendigkeit ein, nachzugeben. Durch Verordnete ließ er den König um eine Waffenruhe zu Betreibung der Friedensunterhandlungen angehen, welche auf vierzehn Tage zu Stande kam. In dieser Zeit sollten die ungarischen Reiter nur zu Fassung des Futters das Lager verlassen, Mathias weder in Oesterreich noch in Steyermark Feindseligkeiten verüben, die Belagerungshaufen nicht aus ihren Standpunkten vor Wien und Krems heraus gehen, den belagerten Plätzen keine Zufuhr gestattet werden und der Kaiser sich dem Könige nicht weiter, als bis Enns, nähern. Nach Verlängerung der Waffenruhe wurde durch Vermittelung des, ausdrücklich vom Papste Sixtus IV. gesendeten Legaten Gabriel Rongoni, Bischofs von Erlau, am 1. December von beiderseitigen Bevollmächtigten zu Gmunden der Friede geschlossen, welchen Mathias zu Korneuburg bestätigte. In diesem Frieden wurde festgesetzt: der Kaiser habe den König Mathias, gleich Wladislaw, mit den Reichslehen Böhmens zu belehnen, ihm hundert und fünfzig tausend Goldgulden zu bezahlen, für welche die zu Anfange des Januar 1478 zu Krems zu versammelnden Stände bürgen sollten; eben daselbst sollten auch die rückständigen Beträge an die zu dem Könige übergegangenen Söldner geordnet werden; ferner solle der Kaiser die vertriebenen österreichischen Vasallen wieder in ihre Güter einsetzen und ihnen verzeihen, sie dagegen alle neuen Befestigungen niederreißen; man werde trachten, sie des Bannes zu entheben. Alle, diesem Friedensvertrage entgegen stehenden Bündnisse sollen ungiltig seyn. Mathias solle Oesterreich räumen, sobald alles Abgemachte vollzogen und die Schuldscheine ihm übergeben wären; jedoch berechtigt seyn, sich, wenn er nicht bezahlt würde, nach Willkür schadlos zu halten. Der Kaiser vollzog die verlangte Belehnung und gab den Vasallen und Städten des Königreichs Böhmen und der einverleibten Lande die Weisung, dem Könige Mathias Gehorsam zu leisten. Auch verhieß er ihm, die Sforza, deren Anerkennung er immer verschoben, des Herzogthums Mailand zu entsetzen, den Prinzen Friedrich von

Neapel damit zu belehnen und diesem seine Tochter Kunigunde zur Gemalin zu geben. Zugleich schrieb er den bedungenen Landtag nach Krems aus, während Mathias allen Oesterreichern, welche sich in seinen Schutz begaben, befahl, dem Frieden genau nachzukommen und die Gefangenen loszulassen.

Die Anläffe und Vorbereitungen zu dem Kriege gegen den Kaiser wirkten am lebhaftesten auf Schlesien zurück, das, in seiner Stellung und Lage, ähnliche Stürme immer zunächst empfinden mußte. Die Fehden und Räubereien in diesem Lande währten ununterbrochen fort. Zwar schickte, um die Fastenzeit 1477, Mathias zwei tausend Ungarn nach Schlesien, um die Räuber zu Paaren zu treiben; aber diese Truppen benutzten die Abwesenheit ihres königlichen Führers selbst zu gräulichen Ausschweifungen und gaben den in religiösen Dingen streng gewissenhaften Schlesiern noch dadurch ein Aergerniß, daß sie während der ganzen Fasten ungescheut Butter, Käse und Fleisch aßen. Noch verderblicher wurde diese, an sich schon beschwerliche Hilfe dadurch, daß, auf die Nachricht von der Anwesenheit ungarischer Truppen, die Böhmen über das Gebirge herein brachen, um Jene aus Schlesien zu vertreiben. Es geschah dies auf Veranstaltung derjenigen Schloßherren, welche durch den neunten Artikel des Breslauer Waffenstillstandes berechtigt waren, zu Wladislaw's Partei zu halten, obgleich sie auf keinen Fall ihr Räuberhandwerk fortsetzen sollten.

Die den Böhmen an Anzahl nicht gewachsenen Ungarn warfen sich nun in die Städte und drohten zu den Böhmen überzugehen, wenn ihnen der Sold nicht gezahlt würde. Daher wurden vier tausend Goldgulden in der Hoffnung zusammen gebracht, daß diese Truppen sich zur Vertreibung der Feinde würden benutzen lassen. Aber kaum waren sie bezahlt, als sie ihre Dienstzeit für beendigt erklärten und nach Hause zogen. Die Städte und Mannen der Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer, unvermögend, sich der Böhmen zu entledigen und überdies zum großen Theile ihnen im Stillen zugethan, versammelten sich hierauf auf einem Landtage zu Schweidnitz, und schlossen mit den Feinden, welche sich für ihre Beschützer erklärten und in der That strenge Mannszucht hielten, einen Frieden bis Bartholomäi 1477, welchem der Oberlandeshauptmann Stephan, ungeachtet er ihn als Statthalter nicht genehmigen wollte, zuletzt selbst als Besitzer von Bolkenhain und Neuhaus beizutreten sich genöthigt sah. Dennoch versagte er dem Bischof und dem Rathe von Breslau, die jetzt von den Böhmen als treue Unter-

thanen des Mathias befehdet wurden, die Erlaubniß, ſeinem eigenen Beiſpiele zu folgen. Mathias ſelbſt, durch einen Fürſtentag mit einer Botſchaft beſchickt, ertheilte zwar endlich dieſe Erlaubniß, und Breslau und der dortige Biſchof machten Frieden mit den Böhmen; aber unterdeſſen war das unſelige Verhältniß des Nichtfriedens ohne eigentlichen Krieg immer verwirrter geworden. Es kamen Briefe von dem, damals noch mit Mathias zerfallenen Kaiſer Friedrich, worin er den ſchleſiſchen Ständen aus kaiſerlicher Machtvollkommenheit befahl, dem Wladislaw allein als einem wahren Könige von Böhmen zu gehorchen.

Dieſe kaiſerlichen Ermahnungsſchreiben zum Abfalle, welche beſonders auf die, durch das beſtändige Geldzahlen erbitterten Bürger Breslau's einen tiefen Eindruck machten, kreuzten ſich mit den Briefen des heiligen Vaters, in welchen die Stände nicht minder ernſtlich zum Gehorſam gegen Mathias, der das Reich durch die Gnade des apoſtoliſchen Stuhles beſitze, aufgefordert wurden. Aber mehr, als alle dieſe Briefe, wirkten zu Gunſten des Ungarnkönigs die großen Fortſchritte, welche Derſelbe unterdeſſen in Oeſterreich machte, und der dadurch dem Kaiſer abgenöthigte Gmundener Frieden. Der Kaiſer mußte nun die Breslauer eben ſo gut zum Gehorſam gegen Mathias, wie vorher gegen Wladislaw, ermahnen. Die Stadt wurde dadurch in neue Verlegenheit geſtürzt. Der päpſtliche Legat, Baltaſar di Piscia, ließ, aus Eifer für den Nutzen des Mathias, alle Sonntage auf den Kanzeln den Bann wider den König Kazimierz von Polen und deſſen Sohn Wladislaw verkünden, ſchickte die Prozeſſe allenthalben umher, ließ auch den Polen und Böhmen in Breslau ihre Kirche zuſchließen und das Meſſeſingen abſtellen. In Polen wie in Böhmen nahm man dies für einen Bruch des Waffenſtillſtandes, und brandſchatzte von Neuem die Güter der Breslauer, welche doch an jenen Schritten des Legaten durchaus keinen Antheil hatte.

Ein gründlicher Frieden zwiſchen den ſtreitenden Mächten ſchien endlich auch dieſe Wirren beſeitigen zu wollen; denn im März 1478 ſendeten ſowohl Mathias als Wladislaw Bevollmächtigte nach Brünn, welche über folgende Friedensbedingungen ſich einigten: — Mathias behält Mähren, Schleſien und die Lauſitz; Wladislaw Böhmen. Beide führen den königlichen Titel von Böhmen, jedoch ſo, daß Wladislaw nicht verbunden iſt, denſelben dem Mathias beizulegen, wenn er an ihn ſchreibt. Stirbt Mathias vor Wladislaw, ſo kann Dieſer zwar die von Böhmen abgeriſſenen Provinzen wieder in Beſitz

nehmen, muß aber dem Könige und der Krone von Ungarn dafür viermal hundert tauſend gute ungariſche Goldgulden, nebſt dem Werthe der etwa eingelöſeten Pfandſtücke, erſtatten. Im Falle dagegen Wladislaw früher ſtirbt und die böhmiſchen Stände den Mathias zu ihrem Könige erwählen, ſo ſollen dieſe Provinzen unentgeltlich wieder mit Böhmen vereinigt werden. Der von dem Papſte Paul II. über das Königreich Böhmen gelegte Bann ſoll durch Vermittelung beider Könige von den Lebenden und den Todten genommen werden.

Dieſer zu Brünn von den Bevollmächtigten beider Theile unterzeichnete Frieden erregte vornehmlich in Schleſien, welches Land bei dem ſchwankenden Zuſtande der Dinge am empfindlichſten litt, und zumeiſt in Breslau allgemeinen Jubel; man ſang dort in allen Kirchen das Tedeum und brannte in den Straßen Feuerwerke ab. Aber dieſe Freude verwandelte ſich gar bald in den tiefſten Schmerz, als Mathias, die Vollmachten ſeiner Gewaltboten für überſchritten erklärend, den Friedensartikeln die Ratification verweigerte und die Fortſetzung des Krieges beſchloß. Die Mittel dazu ſollte ihm zunächſt das bereits ſchrecklich ausgeſaugte Schleſien gewähren, wohin er den Georg von Stein mit dem Auftrage ſendete, von dieſer Provinz und der Lauſitz eine allgemeine Abgabe zu erheben. Anfänglich wurden dem Georg von Stein zwar Schwierigkeiten gemacht; aber zuletzt ſetzte er durch Betriebſamkeit und Schlauheit ſeine Sache durch. Von jeder Hufe Landes mußte ein Gulden, von jedem Mühlrade ein halber Gulden erlegt werden. Die Auflage auf die Städte ſtand hiermit in ziemlich gleichem Verhältniſſe. Die ſchleſiſchen Fürſten ſammt ihren mittelbaren Unterthanen, welche durch dieſe allgemeine Steuer eines ihrer wichtigſten Vorrechte verloren und mit den unmittelbaren Unterthanen der Erbfürſtenthümer völlig in Eine Klaſſe verſetzt zu werden Gefahr liefen, nahmen zu einem Reverſe ihre Zuflucht, worin der König ſowohl ihnen als dem ganzen Lande beſtätigte und einräumte, daß ſie die Steuer nicht aus Verpflichtung, ſondern aus gutem Willen gegeben hätten und in künftigen Zeiten nie mehr verbunden ſeyn ſollten, irgend eine Steuer, Bete, Bern oder Gabe zu bezahlen. Doch nahm der König, im Drange der Umſtände, auf dieſen Revers keine Rückſicht, ſondern forderte während ſeiner Regierung die Steuer in Schleſien noch zu mehren Malen, wiewohl er zur Ertheilung eines Reverſes jedesmal ſehr bereitwillig war; daher Herzog Friedrich von Liegnitz im Scherze ſagte: die ſchleſiſchen Privilegien

würden nun wohl davon laufen, da sie mit „Rehfersen“ (Reversen) versehen wären.

Endlich vermochten die dringenden Bitten der Unterthanen, vornehmlich der Breslauer, zugleich auch die zunehmende Türkengefahr, den König, das vertagte Friedenswerk wieder aufzunehmen und, vor seinem Abzuge an die Gränzen Ungarns, einige Prälaten und Magnaten zu Unterhandlungen mit Wladislaw's Abgeordneten zu ermächtigen. Beide Theile kamen am 30. September 1478 auf der Ofener Burg unter Anderem dahin überein, daß Mathias und Wladislaw bei ihren Rechten bleiben, Beide als Erbherren den böhmischen Königstitel überall führen, sich auch gegenseitig denselben mündlich wie schriftlich beilegen; Jener: Mähren, Schlesien, die Lausitz und die Sechsstädte; Dieser das eigentliche Böhmen, Jeder lebenslänglich, als seines Antheils wahrer König, besitzen sollten. Falls nach des Mathias Tode Wladislaw oder dessen Nachkommen des Ersteren Antheil mit Böhmen wieder vereinigen wollten, so müßten sie der Krone Ungarn für Abtretung ihrer Ansprüche viermal hundert tausend Goldgulden entrichten. Am 7. December wurde diese Einigung durch die Bevollmächtigten beider Könige zu Olmütz feierlich bestätigt und unter Trompetenschall öffentlich ausgerufen. Später trafen sich die beiden Könige in Olmütz und vollzogen (21. Juli 1479) die Urkunden über die Bedingungen des Vertrages. Feste und Turniere verherrlichten dieses freudige Ereigniß, welches dem langjährigen, blutigen und verwüstenden Kriege ein Ziel setzte. Mathias ließ sich bei dieser Gelegenheit von sämmtlichen Ständen Mährens huldigen.

Zu dem neuen verwegenen Vordringen der Türken hatte, in einem Anfalle gerechten Unmuthes, doch die Folgen nicht überlegend, Mathias selbst theilweise den traurigen Anlaß gegeben. Man hatte ihm zu Rom und zu Venedig mit Ungrund nachgesagt, daß er die Hilfsgelder zu Betreibung des Krieges wider die Türken zweckwidrig zum Kampfe gegen christliche Fürsten, namentlich gegen den Kaiser, angewendet habe, und der Papst sowohl als die Signoria waren dadurch bewogen worden, sich von der Entrichtung der bundesmäßigen Hilfsgelder loszusagen. Mathias, dadurch unbeirrt, war jetzt nur bedacht, in seinem Reiche selbst die Mittel zur Fortsetzung des Krieges wider den Erbfeind der Christenheit zu finden; der Ofener Landtag (im Februar 1478) unterstützte ihn hierbei, indem derselbe einen Goldgulden von jeder Pforte im Lande, und zwar jährlich durch fünf Jahre ohne weitere

Anfrage, bewilligte. Nunmehr für sich und sein Reich gedeckt, wollte Mathias die Veneter durch Entziehung seines Beistandes bestrafen. Er rief seine Kriegsvölker, durch welche die Republik bisher beschützt worden war, aus Dalmatien nach Slavonien zurück und öffnete dadurch den Türken den Weg bis in das Innere des Gebietes von Venedig. Diese brachen unter schrecklichen Verheerungen herein und nöthigten die Republik (26. Januar 1479) zu einem nachtheiligen Frieden, in welchem dieselbe Skutari an den Sultan abtreten mußte.

Bitter beklagte sich Mathias darüber, daß auch der Papst zu jenem entehrenden Frieden seine Zustimmung gegeben, nachdem die Verbindungen der Veneter mit den Ungläubigen ihm schon früher bekannt gewesen. Er beschickte durch Gesandte den Nürnberger Reichstag, der die Maßregeln zu Abwehrung der Barbaren angeben sollte, aber Nichts zu Stande brachte, und wo die ungarischen Abgeordneten die Erklärung abgaben: ihrem Könige dürfe keine Schuld beigemessen werden, wenn Deutschland in kurzer Zeit das Unglück empfände, dem es, wo noch die Zeit dazu gewesen, nicht hätte vorbeugen wollen.

Mittlerweile waren türkische Renner abermals in die österreichischen Länder eingebrochen, hatten von dort aus die Eisenburger und Szalader Gespanschaften bis zur Raab überschwemmt und dreißig tausend Gefangene über die beinahe ausgetrocknete Drave und Save zurück geschleppt. Ein anderer Haufe der Renner wurde jedoch an der Raab beinahe gänzlich aufgerieben. Um den Uebrigen den Rückzug zu versperren und ihnen ihren Raub abzunehmen, ging Mathias über die Save. Zwar entkamen die Renner ihren Verfolgern; aber des Königs Mannschaften erstürmten die Verbasiner Burg und hieben die türkische Besatzung nieder. Der dem Blutbade entronnene Pascha sammelte türkische Streifhorden, eilte den mit Beute schwerbeladenen Ungarn nach und drängte sie zurück. Aber drei hundert heran sprengende kroatische Reiter brachten die weichenden Ungarn wieder zum Stehen. Zugleich brach der König mit der Hauptmacht hervor, warf sich auf die Türken, verjagte sie aus dem ganzen Gebiete zwischen dem Verbas und der Bosna, drang bis in das Innere der Herzegowina, um hier der Zinsherrschaft des Sultans ein Ende zu machen, und erwartete daselbst die Hilfsgelder des Papstes, um welche er in Rom anhalten ließ. Als diese aber ausblieben, führte er seine Schaaren über die Save zurück, entschlossen, bei der Kargheit

ſeiner Bundesgenoſſen ſich künftig auf die Vertheidigung ſeines Reiches zu beſchränken.

Einen erfolgreicheren Sieg über die Türken erkämpften in derſelben Zeit die Ungarn in Siebenbürgen, in welches Land zu Anfange Octobers (1479) ein Heer von vierzig tauſend Türken eingebrochen war, angeführt von zwölf Paſchen, unter welchen die beiden Michaloghli, Alibeg und Iskender, dann die Söhne des Ewrenos, Hasanbeg, Iſabeg, und der Sohn des Malkowich Balibeg, Alle durch frühere Streifzüge ſchon berüchtigt und gefürchtet, ſich befanden. Zum Heile der Chriſten ſchwächte die Zahl der türkiſchen Anführer durch Uneinigkeit die Stärke ihres Heeres, das weit über Gyula-Weißenburg hinaus den Raub und die Verwüſtung getragen. Eiligſt ſammelte der Woiwode der Provinz, Stephan Báthory, bei Sasmaros (Brosk) ein Heer aus Siebenbürgern, Szeklern, Sachſen und Walachen, um die Türken, welche mit ihrer Beute über den Paß des rothen Thurmes zurück wollten, anzugreifen. Aber an Stärke ihnen nicht gewachſen, rief er den Ban von Temesvár, Paul Kiniſy, und die Befehlshaber Belgrads, Wuk Brankovics und Ladislaw Rozgony, zu ſeiner Hilfe herbei. Der ſchnellen Ankunft Jener verſichert, beſchloß er, die Türken auf ihrem Rückzuge längs dem linken Marosufer zu überfallen, und lagerte ſich, in dieſer Abſicht, auf dem Brodfelde (Kenyér-Mezö) zwiſchen Oberbrodsdorf (Fel-Kenyér) und Romelsdorf. Als nun das Türkenheer ſchon gegen Belendorf (Balamir) herab zog, begeiſterte der heldenmüthige Báthory ſeine Krieger durch Gebet und Andacht. Eine Meſſe wurde geleſen, und jeder Soldat empfing das heilige Abendmahl, mit Handſchlag und Kuß feierlich gelobend, nicht zu weichen ohne des Feldherrn Gebot. Auf den rechten Flügel, an den Schiboter Strom, in die erſte Linie, ſtellte Báthory die Sachſen, hinter ihnen die Walachen; auf den linken Flügel, am Fuße des hohen Rumeſcher Berges, die Szekler; er ſelbſt nahm ſeinen Platz im Mittelpunkte, an der Spitze der ſchwer bewaffneten Reiterei und der Fahnen des Biſchofs von Siebenbürgen, Ladislaw von Gereb. Im erſten Angriffe ſtürzt, auf den Tod getroffen, Báthory's Pferd. Sein Fall droht die Seinigen zu entmuthigen; aber ſchnell erhebt er ſich wieder, prallt mit der ſchweren Reiterei auf das türkiſche Vordertreffen und wirft es nieder. Da ſammeln ſich die Türken in eine dichte, geſchloſſene Maſſe, überflügeln die Sachſen, ſprengen drei tauſend derſelben in die Maros, und drängen auch die Szekler zurück. Aus ſechs Wunden blutend, wird Báthory auch mit

seinem zweiten Pferde niedergeworfen und sinkt, von Feinden und Freunden für todt gehalten, unter die Haufen der Erschlagenen. Doch jetzt, im Augenblicke der höchsten Gefahr, kommen Paul Kinisy, Wuk Brankovics, Demeter Jarics und Ladislaw Rozgony mit schweren und leichten Reitern und neun hundert Serbiern über den Rumeschер Berg herab gezogen, und wenden die drohende Niederlage zum Siege. Mitten durch das Getöse der Schlacht, durch welche er mit einem Schwerte in jeder Hand sich Bahn bricht, erhebt Kinisy seine gewaltige Stimme, und ruft nach seinem Freunde Báthory. Dieser antwortet, trotz Wunden und Erschöpfung, und der Ton seiner Stimme ermannt von Neuem die Ungarn, die ihn schon todt geglaubt. Unwiderstehlich dringen sie auf die Türken ein, mähen sie haufenweise nieder und stäuben sie aus einander. Die Fliehenden wurden von den Siegern, dann von dem Landvolke verfolgt und erschlagen, nur fünfzig der Vornehmsten verschont und gefangen dem Könige als Siegeszeichen zugesendet. Dreißig tausend Türken bedeckten mit ihren Leichen das Gefilde; mit Mühe rettete sich Alibeg durch die Flucht (13. October 1479). Das türkische Lager bei Belendorf fiel mit seiner reichen Beute in die Hände der Sieger; viele Tausende siebenbürgischer Gefangener, welche in die Sklaverei hatten geschleppt werden sollen, erhielten ihre Freiheit. Auch Lebensmittel wurden in Fülle erbeutet und dienten, das wilde Siegesmahl zu bereichern, welches die Ungarn in ihrem Jubel sich bereiteten. Auf den Leichnamen der Türken wurde die Tafel gedeckt und zwischen den Haufen der getödteten Feinde getanzt. Kinisy, ein riesenstarker Mann, faßte in seiner Ausgelassenheit einen todten Türken mit den Zähnen und tanzte mit der schaurigen Last im Kreise umher. Die zehn tausend Ungarn, Sachsen und Szekler, welche mit ihrem Leben den Sieg erkauft hatten, wurden auf der Stätte ihres Ruhmes beerdigt; über ihren Gebeinen ließ Stephan Báthory auf dem Platze, wo er verwundet mit seinem Pferde gestürzt war, zum ewigen Andenken eine Kapelle errichten.

Dieser Sieg über die Türken, welcher erwarten ließ, daß er auf einige Zeit hin gegen fernere Einfälle derselben sichern werde, gab dem Könige auch den Arm gegen den Kaiser wieder frei, zu welchem die Stellung von Stunde zu Stunde mißlicher ward. Es lag theils nicht in dem Vermögen, theils nicht in dem Willen des Kaisers, die Geldforderungen, welche der letzte Friedensschluß dem Mathias eingeräumt, zu befriedigen. Des Letzteren Mahnbriefe blieben daher fruchtlos. Zudem hatte Mathias auch noch immer

keine Genugthuung wegen des Benehmens des Graner Erzbischofs und Reichsprimas, Johannes Bekensloer, erhalten, der bereits im Juli 1476 mit beträchtlichen Schätzen und Geldsummen aus Ungarn hinweg nach Neustadt zu dem Kaiser entflohen und von Diesem mit größter Bereitwilligkeit aufgenommen worden war. Mathias betrieb seine Anstalten mit Heimlichkeit und Vorsicht, und rückte Schritt vor Schritt seinem Gegner näher, ohne daß Dieser es sah oder sehen wollte. Während der von dem Kaiser begünstigte Kardinal Georg Hesler und der baierische Kanzler Friedrich Mauerkircher um die Passauer Bischofswürde blutige Fehde führten, verpfändete die eine, für den Kanzler gesinnte Partei der Domherren das entfernte passauische St. Pölten schnell dem Könige von Ungarn und ließ ihn dadurch in der Nähe des Kaisers Fuß fassen. Eine noch bessere Stütze gewann Mathias durch Schutzbündnisse, welche er mit dem Seckauer Bischofe, Christoph von Ebron, und dem Salzburger Erzbischofe, Bernhard von Rohr, wider den Kaiser schloß, und in deren Folge Beide ihre Städte und Schlösser in Steyermark, Krain und Kärnten ungarischen Besatzungen offen zu halten sich verbindlich machten. Um in dem Lande einen Haltpunkt zu gewinnen, nahm Mathias gleichzeitig das Vicedom-Amt Friesach in Unterkärnten von dem Erzbischofe gegen ansehnliche Darlehen zu Pfand und behielt dasselbe bis an sein Ende. Als nun der Kaiser den Salzburger Erzbischof durchaus bewegen wollte, zu Gunsten des Johannes Bekensloer abzudanken, der Bischof von Seckau aber den Handel hintertrieb, und der Kaiser hierauf in seinem Zorne sowohl den Erzbischof als den Bischof feindselig behandelte, da begaben sich Beide unter des Mathias Schutz und verstärkten dessen Anhang.

Jetzt beschloß Mathias entscheidende Schritte; doch hütete er sich noch immer, die Absicht eines offenen Krieges blicken zu lassen; mit List sollte begonnen, mit Muth vollendet werden. Er gab sich zunächst die Miene, einen Heerzug gegen die Republik Venedig zu unternehmen, weil letztere die, von dem Modruser Grafen, Martin Frangepani, dem Könige vermachte Insel Veglia in willkürlichen Besitz genommen hatte, und ersuchte den Kaiser um freien Durchzug eines ungarischen Heeres gegen Venedig. Arglos gab der Kaiser seine Einwilligung. Kaum aber stand das, von Thomas Tarczay und Jakob Szekelyj angeführte königliche Heer marschfertig in der Oedenburger Gespanschaft, so mahnte Mathias den Kaiser zur Zahlung der schul-

digen Summe, wobei er sich auf jenen Artikel des Gmundener Friedens berief, der ihn bei ausbleibender Zahlung ermächtigte, sich auf jede andere Weise zu entschädigen, ohne deshalb der Friedensverletzung bezichtigt zu werden. Als auch diese Mahnung nicht fruchtete, gab Mathias den Führern seines Heeres den Befehl, in Steyermark einzufallen. Schnell nach einander fielen Petau, Fürstenfeld, Radkersburg und andere Plätze in ihre Gewalt (März 1480). Gegen die Reichsfürsten suchte Mathias sein Benehmen durch Hindeutung auf den erwähnten Artikel des Gmundener Friedens zu rechtfertigen; dem Kaiser aber sendete er eine förmliche Kriegserklärung.

Während ungarische Reiter Oesterreich links der Donau durchstreiften, fielen kaiserliche Heerhaufen in Ungarn ein und vergalten Raub mit Raub, Verwüstung mit Verwüstung. Größere Kriegsbegebenheiten fielen nicht vor, und ein Einfall der Türken in Apulien, welchen abzutreiben auch Mathias Truppen dorthin sendete, legte den christlichen Fürsten abermals die Pflicht an das Herz, sich mit einander zu vertragen. Nachdem daher Mathias bei Radkersburg in Steyermark eingerückt war und die Belagerung von Marburg begonnen hatte, wurde durch Vermittelung des päpstlichen Legaten, Prosper Caffarelli, und auf Betrieb der Gemalin des Ersteren, Beatrix von Neapel, die sich schon früher dieserhalb verwendet, ein kurzer Waffenstillstand (vom 13. Mai bis 11. Juni 1481) zwischen Mathias und dem Kaiser geschlossen, und Jener zog nicht nur von Marburg ab, sondern verlängerte, auf des Legaten Ermahnung, auch den Waffenstillstand auf weitere vierzehn Tage, zugleich versprechend, nach Empfang von fünfzig tausend Goldgulden alle eroberten österreichischen Plätze dem Kaiser zurück zu stellen und den nächsten Nürnberger Reichstag zu völligem Abschlusse eines Friedens zu beschicken. Als noch vor Ablauf der Waffenruhe ein starker kaiserlicher Haufe gegen Marburg vorrückte, zogen die dort von Mathias zurück gelassenen Truppen sich nach Ungarn zurück, und jene Gegend war wieder frei.

Noch immer war in diesem traurigen Kriege nichts Entscheidendes geschehen, hauptsächlich eine Wirkung der noch immer fort drohenden Türkengefahr, welche dem Könige mit seinen Streitkräften zu sparen gebot. Sultan Mohammed's II. Tod (3. Mai 1481) schien den Stand der Dinge verändern, und durch den blutigen Thronstreit seiner Söhne, Bajesid und Dschem, den christlichen Mächten den Wink geben zu wollen, von der Vertheidigung wieder einmal zum Angriffe überzugehen und dem Vordringen der Gränzen

des Türkenreiches gegen die Abendländer ein Ziel zu ſetzen. Mathias mahnte den heiligen Vater und die chriſtlichen Fürſten laut, dieſen Augenblick nicht ungenützt vorüber gehen zu laſſen; er beſchickte zu gleichem Zwecke auch den Regensburger Reichstag; aber ſeine Geſandten daſelbſt wurden, auf Veranſtaltung des gereizten Kaiſers, nicht vorgelaſſen. Bei ſolchem Bewenden ließ Mathias den Papſt fürchten, daß er einſeitig mit den Türken ſich vertragen und durch vortheilhaften Vertrag mit ihnen für ſeine Perſon, ohne Rückſicht auf die gemeinſame chriſtliche Sache, ſich und ſeine Länder ſicher ſtellen werde. Aber der heilige Vater forderte ihn ſo dringend auf, im Kampfe gegen den Erbfeind zu beharren, daß Mathias, wie ſehr er auch beſorgen mußte, der Kaiſer werde ſeine Abweſenheit zu feindſeligen Schritten benutzen, an die Save rückte, um die Türken anzugreifen. Doch hier beſtätigte ſich ihm, was er voraus erwartet: kaiſerliches Kriegsvolk war nach ſeinem Auszuge in Ungarn eingebrochen und hatte die Gegend um Oedenburg ausgeraubt und wüſt gelegt. Da ließ der König einen hinreichenden Heerhaufen unter Paul Kiniſy, Wuk Brankovics und Demeter Jarics an des Reiches ſüdlichen Gränzen zurück, mit dem Auftrage, nicht anders, als vertheidigungsweiſe, zu verfahren. Die übrige Mannſchaft ließ er, in zwei Haufen getheilt, nach Steyermark und über die March nach Oeſterreich vorrücken. Johannes Zelény, welcher die gegen Oeſterreich entſendete Abtheilung führte, brandſchatzte von Marcheck bis Krems. Johannes Elderbach von Monyorokerek, mit den übrigen Truppen in Steyermark einbrechend, vereinigte ſich mit dem, dem Kaiſer abtrünnigen ſteyeriſchen Landherrn Maubitz und eroberte Radkersburg, Petau, Cilly und Fürſtenfeld zurück, wurde jedoch durch Johannes Bekensloer von Marburg, welches er ebenfalls belagern wollte, hinweg geſchlagen. Inzwiſchen nahm Maubitz die feſten Städte Leibnitz und Frieſach. Als er hierauf vor Maria-Saal rückte, wurde er durch den Landeshauptmann Balthaſar von Weißbriach zurück getrieben, und bald darauf durch Georg von Wolframsdorf unweit Mauterndorf ſo nachdrücklich auf das Haupt geſchlagen, daß er aus Verdruß ſich ſelbſt das Leben nahm. Sein Nachfolger, Peter von Gara, eroberte die Bergfeſtung Seldenheim in der Nähe von Klagenfurt, und die Felſenfeſte Dietrichſtein, welche er von Grund aus ſchleifen ließ.

Während deſſen hatten erneuerte Feindſeligkeiten der Türken die zu Vertheidigung der ſüdlichen Reichsgränzen von Mathias zurück gelaſſenen Truppen zu kriegeriſchen Unternehmungen aufgefordert, denn in Dalmatien

verheerte Iskender Paſcha, der Beglerbeg von Serbien, die Gegend um Zara; in Bosnien beſetzte der Sandſchakbeg Jakub die Schlöſſer Rizano, Posredniza, Kosc und die raguſaniſche Feſtung Barſtavik, und in Ungarn durchſtreifte Iskender Paſcha von Semendra aus das Temesvárer Gebiet. Um Letzteren zur Ruhe zu verweiſen, rief der kühne Paul Kiniſy die benachbarten Geſpanſchaften zu den Waffen; ſie ſollten am 4. November ihn an der Haramer Furt vereinigt erwarten, Ladislaw Rozgony und Wuk Brankovics die erforderlichen Schiffe zur Ueberfahrt der Truppen an jene Furt hinunter ſchaffen. Auf dem Wege nach Haram wurden die Brüder Niklas und Andreas Tököly mit ihren hundert Reitern und ihren Wagen von einer viermal größeren Anzahl Türken nahe bei einem Walde angegriffen. Sie zogen ſich hinter ihre Wagenburg zurück; aber die Türken zündeten die nahe ſtehenden Bäume an, und der Wind trieb die Flamme auch in die Wagen hinein. Die Ungarn mußten die brennenden Wagen verlaſſen und im Freien den Kampf mit der Uebermacht aufnehmen. Jene verloren im Gefechte fünfzig, die Türken an zwei hundert Mann; auch von den Ueberlebenden trug auf beiden Seiten beinahe jeder Einzelne ſeine Wunden davon. Niklas Tököly war ſo ſchwer verletzt, daß er noch in der Nacht ſtarb.

Mittlerweile landeten, trotz Iskender Paſcha's Angriffen, die Schiffe glücklich vor Haram, und Kiniſy folgte mit zwei und dreißig tauſend Mann über die Donau, mit welchen er vor Kolumbacz zog. Tauſend türkiſche Reiter unternahmen einen Ausfall, wurden aber großentheils getödtet, die Uebrigen gefangen genommen und auf Kiniſy's Befehl niedergehauen. Den Befehlshaber von Semendra verfolgte der jüngere Jarics, ereilte ihn an dem Thore von Kolumbacz und ſpaltete ihm das Haupt. Nachdem Rozgony und Brankovics vier und zwanzig türkiſche Schiffe in Grund gebohrt hatten, rückte Kiniſy mit der geſammten Heeresmacht längs der Morawa hinauf bis Kruſzovaz, lagerte hier zwölf Tage lang, ließ weit und breit das feindliche Gebiet verwüſten, und führte gegen fünfzig tauſend Serbier und tauſend Türken als Pflanzbürger nach Ungarn. Die drei türkiſchen Paſchen, Iskender Paſcha, der Statthalter von Serbien, Ali Paſcha und Malkodſchoghli hatten auf der vor Semendra gelegenen Donauinſel ein Feſtungswerk aufführen laſſen, um von dort aus die Ueberfahrt der ungariſchen Schiffe zu verwehren. Aber dieſe waren jetzt ſo ſtark bemannt, daß die Beſatzung der Inſel ſich eiligſt nach Semendra flüchten mußte, und das Feſtungswerk alsbald von den

Ungarn geben wurde. Sobald die Sache des [illegible] entschieden hatte, ließ Kaiser an den [illegible] des [illegible] [illegible] [illegible] Krone und Reichsapfel [illegible].

Der König gegen den Kaiser [illegible] [illegible]. Zu dem Anfange des Jahres 1462 [illegible] der König der Böhmen Johann mit einer starken Armee [illegible] die Mark und Oesterreich: Letzterer [illegible] von Wien bis Hainburg hinauf, und legte Besatzungen in die [illegible] Plätze: während die Hauptmacht des Königs sich in der Wiedenberger Gebirgsthäler versammelte. Der Kaiser [illegible] unter seinen Fahnen drei tausend Reiter, welche bei Neuhaus gelagert, die Gränzfestungen Hainburg und Bruck an der Leitha stützen, oder, wenn Mathias auf einer anderen Seite in Oesterreich einfallen würde, verwüstend nach Ungarn hinüber gehen und so den König zur Vertheidigung seines eigenen Landes zurück zu gehen zwingen sollten. Mathias, in Preßburg zu einem Hauptzuge rüstend, entsendete den Grafen Stephan von Zápolya und den Ritter Wilhelm von Tetau mit der Vorhut gegen Neuhaus, und folgte ihm in einer Entfernung von drittehalb Meilen. Aber Zápolya wurde von den Kaiserlichen mit überlegener Macht angegriffen und seine Truppen in die Flucht geschlagen; wie durch ein Wunder rettete er sich selbst aus der Gefangenschaft, indem er auf dem Wege nach Bruck plötzlich seine beiden Wächter niederhieb.

Auf die erste Nachricht dieser Niederlage zog sich der König nach Preßburg zurück; aber bald darauf rückte er mit der vereinigten Heermacht und gewaltigem Geschütze — darunter der, von achtzig wechselnden Pferden gezogene, ungeheure Mörser, Varga Mózár genannt — gegen Hainburg, schloß den Platz auf allen Seiten ein, ließ die Mauern durch Feuerschlünde zerschmettern und nöthigte (30. September) den kaiserlichen Befehlshaber, nach sechswöchentlicher heldenmüthiger Vertheidigung, zur Uebergabe. Mathias ließ die Wälle und Mauern Hainburgs wieder in Stand setzen und eine Schaar leichter Reiter bis an die Thore Wiens streifen. Beinahe das ganze Viertel Unterwienerwald wurde gebrandschatzt, in acht Marktflecken um Wien herum, und auch in entferntere Plätze ungarische Besatzungen gelegt. Auf dem Rückwege nach Oedenburg nahm Mathias auch die seit der Königin Elisabeth von dem Kaiser besetzt gehaltenen ungarischen Pfandschaften weg, brachte Güns und Rechnitz in seine Hände, und stellte die Reichsgränzen von dieser Seite wieder her.

Nachdem in kurzer Zeit so viel geschehen war, wollte der König nicht auf halbem Wege stehen bleiben, sondern die Demüthigung seines Gegners vollenden. Daher wies er auch die Anträge zurück, welche der Kaiser, um Zeit zu gewinnen, ihm durch den Bischof von Forli machen ließ, wich dem Ansinnen des Papstes aus, der ebenfalls dringend zum Frieden rieth, und schickte den Stephan Davidhazy zur Belagerung Bruck's an der Leitha voraus. Nach viermonatlicher Belagerung wurde dieser Platz erstürmt; die Burg hielt sich noch über einen Monat, bis der Hunger sie zur Uebergabe nöthigte. Ziemlich gleichzeitig fielen auch der Kalenberg, Klosterneuburg und St. Pölten in der Ungarn Hand, und immer näher drängte sich nun die Gefahr an die Hauptstadt Wien heran, deren Vertheidigung der Kaiser, bei seinem Abgange nach Graz, dem Wulczko übertragen hatte.

Um die Bedrängniß des Kaisers zu vermehren, erlangte der König damals auch Ruhe vor den Türken, nachdem mancherlei Erfolge der ungarischen Waffen und anderweite Unternehmungen des Sultans Bajesid den Anlaß hierzu gegeben hatten. Schon im Sommer 1482 war der Pascha von Semendra, bei einem Streifzuge in das Temeser Gebiet, auf dem Becskereker Felde von Paul Kinisy, Peter Dóczy und Wuk Brankovics zur Schlacht gezwungen und, mit einem Verluste von drei tausend Getödteten, vielen Gefangenen, Waffen und Vorräthen, in die Flucht gejagt worden. Dagegen zog im nächsten Frühjahre (1483) Sultan Bajesid mit seinem Heere nach Philippopolis, um die an der Morawa gelegenen Schlösser, welche sein Vorgänger verwüstet hatte, wieder in Vertheidigungsstand zu setzen. Von Philippopolis ging er über Küstendsche, Sfamakov, Tschamurlü, Sfarijar nach Sofia; die Herzegowina wurde durch den Ueberfall des bosnischen Beglerbeg's, Mustafa Giursevich, dem türkischen Reiche vollends einverleibt.

Während Bajesid die Festungen an der ungarischen Gränze herstellte, ließ er dem Könige Mathias fünfjährigen Waffenstillstand anbieten, welchen, ungeachtet des Widerstrebens seiner meisten Räthe, der, durch die Lauigkeit der Bundesgenossen dem Türkenkriege abgeneigt gewordene König annahm und bestätigte, unter der Bedingung, daß kein Land seines Glaubens — der Sultan verstand unter dem Glauben blos die Oberherrlichkeit — von den Türken befehdet werde. Diese abweichende Auslegung der Worte der Urkunde bethätigten sich sehr bald in neuen Feindseligkeiten von türkischer Seite, denn bereits im Mai des folgenden Jahres (1484) brach Bajesid mit dem Heere nach Adrianopel

zum Feldzuge wider die Moldau auf. Bei ſeinem Uebergange über die Donau kam ihm der Woiwode der Walachei mit Tribut und mit zwanzig tauſend Hilfstruppen entgegen, und das verbündete Heer eroberte hierauf die Feſtungen Kilia und Akjerman. Der König von Ungarn klagte über Verletzung des Vertrages, aber der Sultan berief ſich darauf, daß von der Moldau und Walachei Nichts im Vertrage ſtehe und erbot ſich, von weiterer Befehdung der Moldau abzuſtehen. So blieb ſcheinbar der fünfjährige Waffenſtillſtand in ſeiner Kraft. Die ungariſche Geſandtſchaft, welche den Sultan auf der, nahe bei Adrianopel gelegenen Alpe von Dſchole einholte und hier mit Geſandtſchaften des Sultans von Aegypten und des Schahs von Indien zuſammen traf, wurde mit noch größeren Ehren, als die ägyptiſche, empfangen.

Während der Sultan auf dem moldauiſchen Feldzuge begriffen war, hatten, ohne ſeinen Willen, ſieben tauſend ſeiner Truppen aus Bosnien über Kroatien einen Einfall in Kärnten und Krain bis nach St. Veit hin gewagt, anſehnlichen Raub und zehn tauſend Gefangene mit ſich fortgeſchleppt. Als ſie nun aber auf dem Rückzuge ſich vor Dubitza, am Zuſammenfluſſe der Unna mit der Save, lagerten und auch von hier aus ihre Streifzüge fortſetzten, rief der Ban von Kroatien den ſerbiſchen Deſpoten und den Grafen Bernhard Frangepani zu den Waffen, fiel über die türkiſchen Renner her und tödtete ſie, da kein Pardon gegeben wurde, bis auf den letzten Mann. Die befreiten Gefangenen aus Krain und Kärnten wurden in ihre Heimat entlaſſen.

Mit tiefer Betrübniß vernahm der päpſtliche Legat von dem zwiſchen dem Sultan und dem Ungarnkönige geſchloſſenen Stillſtande. Auch ſeine erneuerten Bemühungen, einen Frieden mit dem Kaiſer zu vermitteln, ſcheiterten an des Letzteren Eigenſinne und der zunehmenden Hartnäckigkeit des Königs. Dieſer gab im Frühjahre 1484 dem Stephan Davidházy den Befehl, bei Kloſterneuburg die Donau zu überſchreiten und die Belagerung Korneuburgs zu eröffnen, ohne deſſen Beſitz nichts Entſcheidendes gegen Wien unternommen werden konnte. Der Platz war mit Waffen und Lebensmitteln wohl verſehen, und die Beſatzung leiſtete den muthvollſten Widerſtand. Aber die aus Steyermark, Baiern und Schwaben zum Entſatze heran rückenden Truppen wurden von den Ungarn zurück gedrängt, und ſo geſtaltete ſich die Lage der berannten Stadt immer hoffnungsloſer. Davidházy's Tod durch eine Stückkugel brachte kein Stocken in die Belagerung, da der König ſelbſt mit

frischen Truppen heran zog. Endlich mußte Korneuburg, nachdem es sieben Monate lang sich tapfer gewehrt, durch Hunger gebeugt, sich übergeben; Mathias war, durch den Besitz dieses Platzes, nunmehr Meister der Donau, und vermochte der Hauptstadt zu Wasser wie zu Lande die Zufuhr abzuschneiden.

Um jetzt den lange vorbereiteten Schlag auszuführen, zog Mathias (23. Januar 1485) bei Korneuburg über die mit Eis bedeckte Donau gegen Wien, schlug bei Klosterneuburg Lager, und ließ Wien auffordern, wiewohl vergeblich. Die Taborer Brücke und die Vorstädte geriethen in des Königs Gewalt, und aus Ungarn trafen frische Mannschaften und schweres Geschütz ein. Weil jedoch Wien, durch das Zusammenströmen zahlreicher Flüchtlinge vom Lande, über viele Hände zu seiner Vertheidigung gebot, so wagte Mathias keinen Sturm, sondern beschränkte sich auf eine sorgfältige Einschließung der Stadt, voraus sehend, daß bei so großer Bevölkerung ihre Mundvorräthe um so schneller ausgehen würden. Inzwischen unterwarf er sich die noch übrigen Städte, Marktflecken und Dörfer im Unter- und Oberwiener-wald-Viertel. Vor Ebersdorf wurde, als er eben in einer Fischerhütte das Mahl einnahm, der Palatin Michael Országh durch eine Kugel hart an des Königs Seite getödtet. Der Schuß sollte, wie behauptet wurde, dem Könige gegolten, und des Letzteren Geheimschreiber Hieroslaw verrätherisch den Feinden das Ziel des Schusses bezeichnet haben. Der Unglückliche wurde dieserhalb vernommen, durch die Folter zum Geständnisse getrieben und hingerichtet. Ebersdorf wurde erstürmt.

In Wien herrschte, wie Mathias wohl berechnet, gar bald Mangel und Hungersnoth. Von dem Kaiser kam der bedrängten Stadt kein Trost; daher öffnete sie, nachdem sie eine Belagerung von vier Monaten ausgehalten, dem Feinde ihre Thore, und Mathias hielt (1. Juni) seinen feierlichen Einzug in die eroberte Hauptstadt, in welcher er sich sogleich als Landesherr gebahrte, ihr die alten Freiheiten bestätigte und die vom Kaiser ausgeschriebenen außerordentlichen Auflagen aufhob. Auch berief er einen allgemeinen Landtag nach Wien und empfing hier von den Ständen die erzwungene Huldigung. Er verweilte daselbst bis gegen das Ende des Jahres. Zugleich entsendete er einen Heerhaufen zur Belagerung von Wiener-Neustadt, das jedoch durch Hans Wulferstorffer mit beharrlichem Muthe vertheidigt wurde.

Mitten in seinem Siegeslaufe quälte den König der Gedanke, daß mit seinem Tode seine Schöpfung in fremde Hände übergehen sollte; denn

weder aus ſeiner erſten, noch aus ſeiner jetzigen zweiten Ehe waren ihm Kinder geboren worden, und, einem Gerüchte zufolge, durfte er auch keine Hoffnung nähren, noch Nachkommenſchaft zu erhalten. Alle ſeine väterliche Zärtlichkeit trug er daher auf ſeinen, mit einer ſchleſiſchen Dame (Manche geben auch eine Breslauer Bürgermeiſterstochter, Maria Krebs, Andere eine Bürgerstochter von Stein bei Krems, noch Andere eine ungariſche Edelfrau an) erzeugten, unehelichen Sohn, Johann Corvin, über. Er hegte ſogar im Stillen den Plan, demſelben bei irgend einem Anlaſſe die Erbfolge auf Ungarns Thron zuzuwenden, und verſäumte deshalb keine Gelegenheit, ihn in wichtige Verbindungen zu ziehen und ihm eine anſehnliche Hausmacht zu gründen. Zu dieſem Zwecke verlobte er ihn mit der Fürſtin Bianca Sforza von Mailand, und ſuchte ihm durch Erwerbung der ſchleſiſchen Fürſtenthümer den Weg zum Throne Ungarns zu bahnen, indem er vorerſt ihm das von Victorin Podiebrad eingetauſchte Troppau übergab; die Belehnung mit dem, ebenfalls ihm beſtimmten Glogau wurde nur noch durch das Daſeyn des Herzogs Johann verhindert. Mehre vertraute Biſchöfe und Magnaten zog der König in ſeinen geheimen Plan; am eifrigſten aber bot der, auf dem Ofener Landtage (1486) zum Palatin erwählte, und von Mathias freudig beſtätigte Zipſer Graf, Emerich von Zápolya, die Hand zu dieſem Vorhaben, deſſen Verwirklichung jedoch durch dieſes Palatins baldigen Tod ſehr in Zweifel geſtellt wurde. Unter den übrigen Großen fand der König nicht im gleichen Maße Unterſtützung; ja die meiſten waren dem Plane geradezu entgegen, und vor Allem zeigte die Königin, Beatrix, ſelbſt ſich entſchloſſen, die Ausführung jenes Wunſches ihres Gemales mit Entſchiedenheit zu verhindern.

Mathias eilte, nach Wiens Falle die Unterwerfung Oeſterreichs zu vollenden und die noch von kaiſerlichen Kriegsvölkern beſetzten Städte und Schlöſſer im Ober- und Untermanhartsberger-Viertel zu überwältigen. Er ging über die March, nahm Ziſtersdorf und, nach längerer Belagerung, auch Laab und Retz. Zugleich fanden annähernde Schritte, und zu Iglau eine Unterredung zwiſchen Mathias und Wladislaw Statt; Beide zürnten, daß bei der Erwählung des Kaiſersſohnes Maximilian zum römiſchen Könige ihre Stimmen übergangen worden waren und ſchloſſen ein Hilfsbündniß unter ſich und mit Kazimierz von Polen wider den Kaiſer. Nicht minder bot König Karl VIII. von Frankreich, welcher mit Maximilian um den Beſitz der

Niederlande kämpfte, dem Ungarnkönige ein Bündniß wider den römischen König an, und auch dieses kam zu Stande und vermehrte des Kaisers Bedrängniß, wie seines Gegners Macht und Sicherheit. Nach langem Widerstande mußte auch Eggendorf dem Könige Mathias sich unterwerfen. Nur Wienerisch-Neustadt, die allzeit getreue Stadt, bot dem Könige auch jetzt noch beherzten Trotz, den die Lage des Ortes und die Festigkeit seiner Mauern nachdrucksvoll unterstützte. Einer beherzten deutschen Reiterschaar war es gelungen, zwei hundert mit Schlachtochsen bespannte und mit Lebensmitteln beladene Wagen in die Stadt zu bringen und dadurch wieder auf längere Zeit dem Mangel abzuhelfen. Auch als der König in Person vor die belagerte Stadt zog, setzte diese ihre muthige Vertheidigung fort und schlug einen Hauptsturm ab. Nachdem endlich das schwere Geschütz Wälle und Mauern schwer beschädigt hatte und der Mangel sich einzustellen drohte, wurde (29. Juni) ein Abkommen getroffen: daß sieben Wochen lang zwischen Belagerern und Belagerten die Feindseligkeiten aufhören sollten. Käme bis dahin ein kaiserlicher Entsatz, mindest drei tausend Mann stark, so sey dann die Belagerung aufgehoben; bliebe der Entsatz aus, so solle Stadt und Burg dem Könige übergeben werden, gegen freien Abzug der Besatzung und Bestätigung der Freiheiten der Stadt. Die gehoffte Hilfe blieb aus, und so öffnete, dem Vertrage getreu, Neustadt am 17. August (1487) dem Könige seine Thore. Während der von dem Abschlusse des Vertrages bis zur Uebergabe der Stadt verflossenen Frist war Mathias mit einem mächtigen Heerhaufen auch in Steyermark eingebrochen und hatte sich zum Meister von zwanzig Städten im Grazer, Judenburger und Brucker Kreise gemacht.

Umsonst trat noch ein Helfer für den Kaiser auf, nämlich der Herzog Albrecht der Beherzte von Sachsen, der auf einem Reichstage zu Nürnberg 1487 den Oberbefehl gegen Corvin übernahm, Diesem einen Fehdebrief sendete, ihm seine schlesischen Lehen aufsagte, und, um seine Truppen unter den Waffen zu erhalten, dreißig tausend Gulden aus eigenen Mitteln hergab. Die vom Kaiser ihm zugesagten Gelder, Mannschaften und Kriegsvorräthe blieben aus. Dennoch lieferte der Herzog den Ungarn einige kleinere Gefechte, in denen der Vortheil auf seiner Seite war, drang in Niederösterreich vor, belagerte Rohrbach, und versah von Ips aus Krems mit dem Nöthigen. Nachdem aber Neustadt in der Ungarn Hände gefallen, konnte Albrecht sich nicht länger behaupten, sondern lief Gefahr, von der ungarischen Hauptmacht

eingeschlossen zu werden. Mathias achtete den tapferen Herzog, und so erfolgte (14. October) ein Waffenstillstand, und eine Zusammenkunft wurde verabredet. Am 22. November trafen sich beide Fürsten zu Markersdorf und schlossen, mit Zuziehung der österreichischen Landherren einen Vertrag, in welchem der Waffenstillstand verlängert und die Entscheidung des Streites dem Papste Innocenz (höchstens bis 1. November 1488) anheim gestellt werden sollte. König Mathias ertheilte bald darauf diesem Abkommen seine Bestätigung. Zu ferneren Besprechungen wurde Stadt Steyer bestimmt, und der Kaiser bevollmächtigte hierzu, wie es schien, um Mathias zu höhnen, den dem Letzteren abtrünnigen Erzbischof, Johannes Bekensloer, der jedoch diesen Auftrag nicht selbst übernahm, sondern Stellvertreter ernannte. Da aber keine ungarischen Bevollmächtigten erschienen, so blieb es einstweilen bei jenem Waffenstillstande. Der Kaiser war mit dem letzteren sehr unzufrieden, und ließ, unbillig genug, den Herzog Albrecht dieserhalb sogar seine Ungnade empfinden. Des Kaisers Söldner, vielleicht unterrichtet von der Abneigung ihres Gebieters gegen die eingegangene Waffenruhe, kamen derselben nicht eben strenge nach, sondern nahmen in dieser Zeit das Schloß Gutenstein, was zur Folge hatte, daß bei verschiedenen Gelegenheiten auch die Ungarn wieder feindselig auftraten, und sogar das, wieder in kaiserliche Gewalt gekommene Eisenstadt belagerten. Der Herzog Albrecht, tief gekränkt durch solche Verletzung des von ihm geschlossenen und verbürgten Waffenstillstandes, führte dieserhalb bei dem Könige Maximilian Klage, und verließ, zugleich beleidigt durch des Kaisers Vorwürfe, Innsbruck ohne Abschied.

Des Königs zu auffallendes Bestreben, seinem natürlichen Sohne Johann Corvin, bisweilen ohne genaue Erwägung fremder Rechte, zu einem möglichst großen Länderbesitze in Schlesien zu verhelfen, hatte dort einen gefährlichen Aufstand zur Folge. Zwar hatte Mathias, in Rücksicht auf den Herzog Johann, seinen Sohn noch nicht mit Glogau zu belehnen unternommen; wohl aber traf er Anstalten dazu, dies später zu thun, indem er sich vorläufig von dem Herzoge Kasimir von Teschen seine Rechte auf diejenige Hälfte von Glogau, welche die Witwe Wlodko's, Anna von Cilly, noch inne hatte, gegen Einräumung des an Oels gekommenen Gebietes von Kosel abtreten ließ und durch einen Abgeordneten die Bürger Glogau's von dem Herzoge Johann abzuziehen versuchte. Aber Letzterer, durch seinen Kanzler Opitz Kolo gewarnt, verwehrte jenem Abgeordneten den Eintritt in

die Stadt. Johann sah jetzt ein, daß ihn nur Gewalt gegen die Anschläge des Königs würde schützen können, und beschloß, sich in Glogau zu behaupten. Aber zu diesem Zwecke war ihm der Besitz des Schlosses und der noch im Besitze der Herzogin Anna befindlichen anderen Hälfte unumgänglich nothwendig. Umsonst versuchte er, die Fürstin selbst auf seine Seite zu bringen und sich mit ihr gegen den König zu verbinden. Als sie ihm entschiedene Weigerung entgegen setzte, bemächtigte er sich am 11. März 1480, nach vorangegangener Absagung, der ihr gehörigen Hälfte der Stadt, ließ sich von den Bürgern huldigen, durch seine Söldner die Häuser der bisher von ihr beschützten Juden zerstören, und begann nun die förmliche Belagerung des Schlosses, welchem er heftig zusetzte. Die bedrängte Fürstin vertheidigte sich mit vielem Muthe. Erst als der, von ihrem Neffen Kasimir von Teschen heran geführte Entsatz der Guhrauer vergeblich gekämpft hatte bat sie um Capitulation, welche am 1. Mai abgeschlossen wurde, nachdem die Belagerung sieben Wochen gewährt hatte. Sie mußte den Herzog, der nunmehr in Glogau allein regierender Herr seyn sollte, zum Erben ihrer Verlassenschaft einsetzen und starb bald darauf zu Guhrau. Der Streifkrieg zwischen Johann und den Guhrauern dauerte aber noch einige Zeit, und wurde erst im Juni durch Vermittelung des Herzogs Konrad von Oels beigelegt. Johann, jetzt alleiniger Besitzer des Glogau'schen Fürstenthums, rüstete sich zum Kriege gegen den König, welcher im Juni ganz Schlesien aufbieten ließ, ihn des Fürstenthums zu entsetzen und gefänglich nach Ungarn zu bringen. Aber die schlesischen Stände, nicht gesonnen, die Macht des ihnen verhaßten Mathias durch Unterdrückung eines inländischen Fürsten zu vergrößern, bewegten auf einem Fürstentage zu Prachwitz den Herzog zu friedlichen Gesinnungen, und der Oberlandeshauptmann bewilligte ihm einen Waffenstillstand auf ein Jahr, um seine Sache bei dem Könige durch Gesandte auszugleichen. Unterdessen schatzte Johann den Adel und die Städte seines Landes mit großen Summen, deren er sich bediente, um sowohl den König selbst, an welchen er seinen Kanzler Opitz Kolo und den Stadtschreiber Köppel abschickte, als besonders den königlichen Günstling, Georg Stein, sich geneigt zu machen. Durch den Letzteren erreichte er endlich seine Absicht, denn Derselbe kam im Juni 1481 mit königlichen Mandaten nach Glogau, und schloß daselbst zwischen dem Könige, dem Herzoge Johann, dem Kurfürsten von Brandenburg und dem Herzoge von Teschen einen Frieden, in welchem Johann von Neuem ganz Großglogau,

Freiſtadt, Sprottau, Grünberg, Polkwitz, Schlawa, Bobersberg, mit Erledigung von allen Anſprüchen der Herzoge von Teſchen, erblich verliehen erhielt; nur ſollte er von ſeinen Beſitzungen, ohne den Willen des Königs, nichts verpfänden oder verkaufen. Johann trat dem Könige Schwiebus und Züllichau nebſt allen ſeinen Rechten auf Kroſſen ab, gelobte ihm Beiſtand gegen alle ſeine Feinde, und wurde, um ſeine Söldner bezahlen zu können, auf ſechs Jahre von allen Steuern befreit.

Ungeachtet des großen Vortheiles, welchen Johann von ſeinem Wagniſſe, das ihm Alles hätte koſten können, erlangt hatte, brütete ſein Ehrgeiz doch unaufhörlich über neuen Planen, dem Könige noch wichtigere Zugeſtändniſſe abzuzwingen. Anlaß hierzu ſchien ſich ihm nach ſieben Jahren darzubieten. Es waren nämlich die beiden Herzoge Johann und Nikolaus II. von Oppeln, unter dem Vorwande eines geheimen Einverſtändniſſes mit Polen, verhaftet worden und hatten ihre Freiheit nur gegen Erlegung einer Geldſtrafe von vierzig tauſend Goldgulden wieder erlangt. Dieſe darüber aufgebrachten Fürſten beſchwerten ſich bei dem Herzoge Johann von Glogau, der Kühnheit genug beſaß, ſich in ein Unternehmen einzulaſſen, vor welchem jeder Andere zurückgebebt ſeyn würde. Auf die allgemeine Unzufriedenheit des Landes mit der ungariſchen Herrſchaft rechnend, und wahrſcheinlich von mehren mißvergnügten Fürſten, beſonders von dem Herzoge Konrad von Oels, angefeuert, entwarf Johann den ungeheueren Plan, den König gänzlich aus Schleſien zu vertreiben, und ſich, den kühnſten Sohn des Piaſtengeſchlechtes, auf den Thron der alten Heinriche zu ſetzen.

Die Seele der ganzen Unternehmung war des Herzogs Kanzler, der ſchon gedachte Opitz Kolo. Dieſer verließ ſich weder auf das, mit den Herzogen von Oppeln heimlich abgeſchloſſene Bündniß, noch auf das Mißvergnügen der übrigen Stände, ſondern ſah ein, daß erſt glückliche Erfolge voraus gehen müßten, um die vorſichtigen Schleſier zu einem kühnen Bruche zu bewegen, und bewarb ſich daher um auswärtige Hilfe. Niemand war dazu ſchicklicher, als der König Wladislaw von Böhmen, welcher ohnedies, dem Olmützer Frieden zufolge, nach des Mathias Tode noch ein Recht auf Schleſien hatte. Bei Dieſem aber ſtand der Herzog Heinrich von Münſterberg und Glatz in großer Gunſt, ſo wie Derſelbe von ſeinem Vater her überhaupt bedeutendes Anſehen in ganz Böhmen geerbt hatte. Daher wurde zwiſchen den drei Söhnen dieſes Fürſten, Albrecht, Georg und Karl, und den drei Töchtern

Johann's, Salome, Hedwig und Anna, ein Ehebündniß beschlossen und im Januar 1488 zu Glogau an Einem Tage vollzogen. Dieses gab zugleich die Losung zum Ausbruche der, bereits lange vorbereiteten, geheimen Plane.

Mitten unter den Feierlichkeiten der Vermälung versammelte der Herzog die Stände, legte ihnen seine erblichen Rechte auf das Fürstenthum vor, beschwerte sich über den König, der dasselbe seinen Töchtern entreißen wolle, und verlangte endlich, daß sie seinen Eidamen, den Herzogen von Münsterberg, auf den Fall seines Todes die Huldigung leisten sollten. Aber sowohl der Adel, als die Stände weigerten sich, dieser Forderung zu willfahren, indem sie ihren, dem Könige bereits geleisteten Eid und die, einem solchen Unternehmen entspringende Gefahr für das Land vorschützten. Indessen versprach der Bürgermeister von Glogau, Johann Köppel, dem Herzoge, die Bürgerschaft jener Stadt noch für seine Ansicht zu stimmen.

Dieser mißlungene Versuch war an sich selbst schon eine Kriegserklärung gegen den König. Johann schickte daher seine Familie nach Schwiebus, und traf unter der Hand Anstalten, eine Belagerung auszuhalten. Zwar bemühten sich der Herzog Friedrich I. von Liegnitz und der Bischof von Breslau, nebst dem königlichen Statthalter Georg Stein, ihn auf andere Gedanken zu bringen, und hielten in dieser Absicht einen Fürstentag zu Breslau; aber Johann verließ sich auf böhmische Hilfstruppen, welche ihm sein Schwiegersohn, Georg von Münsterberg, zuführen sollte. In der That kam ein fünfzehn hundert Mann starker böhmischer Haufe im Februar bis nach Schönau, wurde aber daselbst von dem Herzoge von Liegnitz und dem Ulrich Gotsch eingeschlossen und genöthigt, eine Capitulation einzugehen, die ihn zu dem Rückzuge nach Böhmen verpflichtete. Blos dem Herzoge Georg wurde gestattet, mit fünf und vierzig Pferden seinem Schwiegervater zu Hilfe zu ziehen.

Johann, durch eine Gesandtschaft der schlesischen Fürsten nochmals vergeblich zum Frieden ermahnt, schickte nunmehr seinen Kanzler an die Herzoge von Oppeln, und forderte die versprochene Hilfe. Aber Diese, durch die ersten Unfälle geschreckt, traten scheu vor der Macht des Königs zurück, und wollten von keinem Bündnisse mehr wissen, ohne dadurch den Herzog von Glogau in seiner einmal beschlossenen Unternehmung irre zu machen. Dieser setzte, nachdem die böhmischen Hilfstruppen endlich einen Weg durch Sachsen gefunden hatten und am 8. März, vier Fähnlein oder tausend Mann stark,

in Glogau eingerückt waren, seine kriegerischen Anstalten daselbst emsig fort. Die Rathsherren, welche durch ihren Widerspruch Johann's Zorn erregt hatten, ließ er in's Gefängniß werfen, nahm der Stadt alle ihre Privilegien, übergab die Stadtschlüssel dem Obersten der böhmischen Truppen, und zwang die Bürger, sich zur Vertheidigung zu bewaffnen. Zugleich ließ er das Kloster der Bernhardinermönche, welches die Herzogin Anna von Cilly am Ufer der Oder in der Nähe des Schlosses gebauet hatte, zerstören und den Dom mit Basteien, auf Kosten der Domherren, versehen.

Inzwischen hatte Mathias, welcher die gefährlichen Folgen dieser Empörung begriff, einen Theil der schwarzen Legion unter Anführung Tettau's nach Schlesien geschickt. Die schlesischen Stände mußten mit diesen Truppen eine Anzahl der ihrigen vereinigen, und die Stadt Breslau ihre Kanonen und Pulverfässer hergeben. Durch die Schnelligkeit, womit dies geschah, wurden die Mißvergnügten gehindert, gemeinschaftliche Sache mit dem Herzoge Johann zu machen, der, zu seinem Verderben, sich fortdauernd auf den König von Böhmen verließ. In der Mitte Aprils stand das vereinigte Heer der Ungarn und Schlesier schon im Lager bei Steinau. Herzog Johann steckte nun die Vorstädte am Brustaischen Thore in Brand, und ließ rund um die Stadt alle Bäume weghauen. Seine hußitischen Böhmen stürmten die Kirche der Kreuzherren, zogen die geraubten Priesterkleider an, und trieben Spott mit den Gegenständen der Verehrung. Am 8. Mai begab sich der Herzog auf vieles Bitten der schlesischen Stände nach dem Dorfe Hochkirch, zwei Stunden von Glogau, wo Tettau, Georg Stein und die Gesandten der Städte Breslau, Schweidnitz, Jauer, Striegau, ihn mit allen möglichen Vorstellungen zur Unterwerfung und Sühne zu bereden suchten. Tettau versprach ihm im Namen des Königs nicht allein vollkommene Begnadigung, sondern sogar noch mehr Land und Leute, wenn er persönlich mit ihm nach Ungarn ziehen und sich daselbst verantworten wolle. Aber Johann, der nun freilich nicht mehr leicht zurück konnte und den Versprechungen des Königs nicht traute, erwiederte spöttisch: „schauet an, ich bin ein alter Herr und kann nimmer mehr gereisen; ich komme in Ungarn nimmer mehr," und brach, nach einer tüchtigen Mahlzeit, die Unterhandlung ab. Den Tag darauf schickte ihm Tettau, und mit demselben ganz Schlesien, einen förmlichen Absagebrief. Unglücklicherweise starb an demselben Tage der Herzog Friedrich I. von Liegnitz, von dessen Beredsamkeit vielleicht noch eine friedliche Beilegung zu erwarten gewesen wäre.

Am 12. Mai rückte das königliche Heer vor Glogau, nachdem der Herzog am vorigen Tage alle übrigen Gebäude der Vorstädte, Kirchen, Mühlen, Spitäler und alle Vorstädte abgebrannt hatte. Die Belagerung bestand anfänglich nur in einer Blockade, weil, wie die Ungarn sagten, der Herzog noch zur Erkenntniß seines Frevels gebracht werden sollte, in der That aber, weil eine aus Ungarn erwartete Unterstützung noch nicht eingetroffen war; denn der Herzog Johann verharrte in seinem Trotze, und unternahm häufig verwüstende Züge in's flache Land, von welchen er große Viehheerden in die Festung zurück brachte. Auch untersagte er den Schlag der Uhren und das Läuten der Glocken, um alle Gelegenheit zum Aufruhr unter den Bürgern zu verhüten.

Am 7. Juni stießen vier tausend Ungarn zu den Belagerern, und nun wurde die Stadt von der Domseite aus Batterien beschossen. Fünf Tage später steckte der Herzog den Dom, den er nicht länger zu halten sich getraute, in Brand, und überfiel zugleich die dadurch sicher gemachten Feinde in ihren Batterien, nahm eine Breslauer und eine Budissiner Kanone, mußte aber das Feld räumen, als Tettau mit dem ganzen Corps gegen ihn anrückte, und zog sich durch die Flammen des brennenden Thurmes, der von den Belagerern besetzt wurde, in die Stadt zurück.

Zwei Tage nachher versammelte er alle Bürger und Kriegsleute auf dem Rathhause, machte ihnen bekannt, daß er selbst Glogau verlassen müsse, um den versprochenen Entsatz seiner Schwiegersöhne, der bereits auf dem Wege sey, heran zu führen, bestellte den Herzog Georg von Münsterberg zum Obersten über das ganze Kriegswesen, und verließ hierauf bei Nachtzeit die Stadt, in welcher sein geheimer Rath Opitz Kolo zurück blieb, um Besatzung und Bürgerschaft bei den zunehmenden Drangsalen der Belagerung, halb mit Güte, halb mit Gewalt, im Gehorsam zu erhalten. Bald ließ Derselbe Freudenfeste über angeblich von dem Herzoge erfochtene Siege anstellen, bald Boten vorführen, welche günstige Nachrichten von dem heran rückenden Entsatze brachten, bald auf dem Markte Zelte für eine kleine Armee aufschlagen; zugleich zwang er aber auch die Bürger, um Feuersbrünste zu verhüten, ihre Häuser abzudecken, und legte es auf die hartnäckigste Vertheidigung an.

Unterdessen that der Herzog von Außen alles Mögliche, um sein Versprechen eines Entsatzes zu erfüllen; er schickte den Belagerten zu verschiedenen

Zeiten frische Truppen und Lebensmittel, und that durch kleine Streifereien den Feinden so vielen Abbruch, als er konnte. Seine Schwiegersöhne hatten endlich eine, meist aus Böhmen bestehende Armee zusammen gebracht, und derselben freien Durchzug durch das Schweidnitzische Gebiet, wo man fortwährend böhmisch gesinnt war, zu verschaffen gewußt. Zum Unglück für den Herzog schickte Mathias zu derselben Zeit eine neue Verstärkung unter Georg Haugwitz nach Schlesien, welcher, auf die Nachricht von dem Anzuge der Böhmen, einen Theil des Tettauschen Belagerungscorps an sich zog, den Adel des Fürstenthums Liegnitz durch den dortigen Hauptmann Heinrich Zedlitz aufbieten ließ und so mit den vereinigten Ungarn und Schlesiern am 24. Juli in der Gegend von Hainau die Feinde angriff. Die Letzteren waren der Anzahl nach die stärkeren, wurden aber vorzüglich durch das Geschütz schon bei dem ersten Angriffe des schlesischen Haufens geschlagen, ehe noch die übrigen vier Haufen der Ungarn zum Treffen kamen, und zogen sich mit großem Verluste nach Sprottau, wo der Herzog mit den wenigen Truppen, die er den Besatzungen der Schlösser Schwiebus, Freistadt und Heinzendorf hatte entziehen können, sie erwartete. Aber statt, wie er gehofft hatte, mit ihnen vor Glogau zu gehen, sah er nach wenigen Tagen das ganze Heer sich verlaufen, und nur einige geringe Reste desselben zurück bleiben, mit welchen er zuerst seinen Streifkrieg fortsetzte und nachher die Besatzungen seiner Schlösser verstärkte. Haugwitz vereinigte sich nunmehr mit Tettau.

Die Nachricht von dem unglücklichen Ausgange der Unternehmung gelangte bald nach Glogau, ohne durch den Widerspruch der Obersten unterdrückt werden zu können. Um die Soldaten bei guter Laune zu erhalten, erlaubten Opitz und Prinz Georg die Plünderung der von ihren Besitzern verlassenen Häuser. Die Standhaftigkeit der Bürger wankte am meisten; der Edelmann Busch, welcher von dem Herzoge mit Vertröstungen in die Stadt geschickt worden war und sie ermahnte, sich noch sechs Wochen zu halten, erhielt die Antwort, daß man sich keinen Tag länger halten wolle, wurde aber dann durch vier hundert Mann frischer Truppen in den Stand gesetzt, die Unruhigen durch Verhaftung einiger lauten Schreier zu schrecken. Von den Belagerern wurde die Stadt selbst nach Möglichkeit geschont und die Schüsse besonders von den Kirchen weggerichtet. Ungeachtet die Artillerie, unter welcher sich auch die große, von zwei und [illegible] Pferden gezogene Kanone von Schweidnitz befand, sehr zahlreich

wurden doch, während der ganzen, sechsmonatlichen Belagerung, auf den Straßen und in den Häusern nicht mehr, als drei Menschen erschossen. Am 10. September schaffte man, aus Mangel an Futter, beinahe sämmtliche Pferde, drei hundert an der Zahl, aus der Stadt, und später versuchten die Belagerer einen Sturm, welcher aber zurück geschlagen wurde.

Unterdessen stieg in Glogau die Noth auf den höchsten Gipfel. Man schlachtete die noch vorhandenen Pferde, und die Soldaten nahmen den Bürgern mit Gewalt ihre Vorräthe ab. Zum Hunger gesellte sich die Pest; man warf die Menschen, oft noch lebend, in zu diesem Behufe gemachte große Gruben auf dem Kirchhofe der schwarzen Mönche. Dennoch ließ Opitz Kolo am 24. October noch ein großes Freudenfest anstellen, weil die Belagerten bei einem Ausfalle einige Vortheile erfochten hatten. Endlich fünf Tage darauf, nachdem alle Hoffnung des Entsatzes verschwunden war, erklärte die Besatzung, daß sie die Beschwerlichkeiten der Belagerung nicht länger auszuhalten im Stande sey. Prinz Georg und Opitz Kolo verließen in der Nacht die Stadt, weil sie eingesehen, daß letztere sich nicht länger vertheidigen konnte. Die Befehlshaber der fremden Truppen traten hierauf in Unterhandlungen; aber die Uebergabe verzog sich wegen der Bedingungen bis zum 16. November, an welchem Tage die Ungarn Stadt und Schloß in Besitz nahmen. Die Stadt mußte sich der Gnade des Königs ergeben; die Besatzung erhielt freien Abzug. Die übrigen Städte des Fürstenthumes, welche Johann noch besetzt hatte, folgten alsbald dem Beispiele der Hauptstadt; Sprottau und Grünberg ergaben sich gegen Ende Decembers, das Schloß zu Freistadt in der Fastenzeit, Schwiebus am 17. Februar des folgenden Jahres.

Die Stadt und das ganze Fürstenthum Glogau wurde hierauf wieder zu Gnaden angenommen und dem Sohne des Königs, Johann Corvin, eingeräumt. Der Herzog Johann leistete, um persönliche Sicherheit zu erlangen, am 4. April 1489 durch seine Abgesandten, Opitz Kolo und Ernst Tschammer, auf alle seine Rechte Verzicht. Der König nahm, nach dem Tode der Herzogin Salome, auch Steinau und vereinigte es mit der Krone. Zwar hatte Konrad von Oels Ansprüche auf diese Erbschaft gemacht, und sich dieselbe zugeeignet, war aber, auf Befehl des Königs, durch Haugwitz zur Räumung, und bald darauf, als Theilnehmer an den Entwürfen Johann's, zur Abtretung seines ganzen Fürstenthums gezwungen worden. Man ließ

ihm blos das Schloß Auras; der König bewilligte ihm zum jährlichen Unterhalte sechzehn hundert Gulden, und ließ sich und seinem Sohne, Johann Corvin, auch von Oels und Wohlau die Huldigung leisten. Die Herrschaften Steinau und Rauden wurden dem Georg Stein geschenkt, welcher sich verbindlich machte, die Gemalin Johann's und ihre Schwester, eine Aebtissin von Trebnitz, mit Geld abzufinden. Eben so verlor Heinrich von Glatz und Münsterberg sein, unter des Mathias Oberlehensherrschaft stehendes Fürstenthum Münsterberg, und die Herzoge von Oppeln kamen mit einer Geldstrafe davon. Mathias hatte von der gefährlichen Auflehnung Herzog Johann's, welche der ungarischen Krone ganz Schlesien zu entreißen gedroht, nur Gewinn und Vortheil.

Gerechter und friedlicher, als jene schlesischen Erwerbungen, ging die Wiedervereinigung der Herrschaften Eisenstadt und Forchtenstein mit dem ungarischen Reiche vor sich, welche Kaiser Friedrich dem St. Georgen-Ritterorden vergabt hatte. Am 6. Februar 1488 schloß Mathias mit dem ersten Ordensmeister, Johannes Siebenhirter, einen Vertrag, nach welchem Dieser den königlichen Beamten jene Herrschaften überlieferte und dafür in Oesterreich die Herrschaften Trautmannsdorf und Wartenstein erhielt.

Die Kriege nach Außen ruhten eine Zeit lang. Mit dem Kaiser, welcher eben seiner ganzen Streitmacht bedurfte, um seinen Sohn, den ritterlichen Maximilian, aus der Gefangenschaft der Flanderer zu befreien, schloß Mathias einen abermaligen Waffenstillstand bis Mittwoch nach Maria Geburt. An die türkische Pforte hatte Mathias vom Lager zu Neustadt aus den Serbier Jakosics, des Demeter Jarics Sohn, als Botschafter geschickt. Derselbe wurde in Konstantinopel ehrenvoll empfangen und, mit dem Ehrenkaftan bekleidet, von der Audienz des Sultans entlassen, auf dem Rückwege aber unweit Semendra von Ghasi Mustafa aus Blutrache zusammen gehauen, weil des Jakosics Vater, als er früher den Ghasi Mustafa und dessen Bruder zu Kriegsgefangenen gemacht, dem Mustafa alle Zähne ausgeschlagen und ihn genöthigt hatte, seinen eigenen, am Spieße steckenden Bruder bei langsamem Feuer zu braten. Doch wehrte sich Jakosics so tapfer, daß er dem Bluträcher für den empfangenen Tod den Tod zurück gab. Zu gleicher Zeit, als Jakosics zu Konstantinopel, war der türkische Gesandte in des Mathias Lager vor Neustadt angekommen. Früher war Derselbe als Botschafter nach Aegypten gesendet worden und hatte mit seiner Fertigkeit in den Unterhand-

lungskunst geprahlt. König Mathias, welcher dieses vernommen, befahl, den Gesandten auf dem Stückwall zur Audienz vorzuführen, wo er, mitten unter dem Donner der Kanonen und dem Gezische der Kugeln, die Botschaft des Sultans empfing und beantwortete. Der Gesandte, welcher aus Furcht das Gehörte vergessen, oder wohl auch die, durch den Kanonendonner übertäubten, Worte des Königs nicht verstanden haben mochte, bat um Wiederholung derselben. Aber Mathias schwieg und ließ den beschämten Prahler ohne Trost heimziehen. Nach Neustadt's Eroberung erschien ein zweiter türkischer Gesandter, welcher ziemlich dasselbe Schicksal hatte; denn als der König ihn auf der Wissegrader Burg in voller Pracht und Herrlichkeit empfing, wurde er durch den Glanz der Majestät dergestalt überrascht, daß er nur den Gruß des Sultans hervor zu stammeln vermochte. Mathias ließ dem Sultan melden; er möge künftig seine Boten zweckmäßiger wählen. Erst der dritte Botschafter Bajesid's erreichte sein Ziel. Er entschuldigte die, durch den Ueberfall des Jakosics Statt gefundene Verletzung des Gesandtschaftsrechtes und erneuerte, da der fünfjährige Waffenstillstand verflossen war und des Königs Kränklichkeit ihm für den Augenblick die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten nicht wünschenswerth machte, jenen auf weitere drei Jahre. Des Mathias leidender Zustand, welcher bereits die ernstlichsten Besorgnisse erregte, und die Unverläßlichkeit der früher wider die Türken mit ihm verbündeten christlichen Mächte, hatte ihn mit Widerwillen gegen fernere Kreuzzüge erfüllt, und so gab er auch der Aufforderung des Papstes Innocenz zur Heerfahrt wider die Moslimen kein Gehör.

Kaiser Friedrich, aus Flandern nach Linz zurück gekehrt, hoffte, daß Krankheit und Körperschmerz seinen Gegner nachgiebiger gemacht haben würden, und forderte daher durch eine Gesandtschaft die unentgeltliche Räumung Oesterreichs. Aber Mathias erklärte sich hierzu nur gegen Erlag von siebenmal hundert tausend Goldgulden bereit, und als der Kaiser nichts hiervon hören wollte, ernannte Jener den Zipser Grafen, Stephan von Zápolya, zum Statthalter von Oesterreich, während er durch das ganze Land Rüstung und unweigerliche Heerfolge auf des Statthalters Mahnung anbefehlen ließ. Dann eilte der immer kränkere König (im Juni 1489) nach Ofen, wo auf dem daselbst eröffneten Landtage seinem Herzen die Genugthuung zu Theil ward, daß die anwesenden Prälaten, Barone und Magnaten, mit Genehmigung des ganzen Adels, das eidliche Versprechen leisteten, nach des

Mathias Tode seinen Sohn Johannes Corvin als rechtmäßigen Leibeserben anzuerkennen und ihn zum Könige anzunehmen.

Von einem dauerhaften Frieden mit dem Kaiser schien noch immer nicht die Rede zu seyn. Zwar hatte König Maximilian durch Vorschläge zur Herabsetzung der gegenseitigen Forderungen eine Annäherung zu bewerkstelligen gesucht; aber diese scheiterte an der Lage der Dinge, und vornehmlich an den Gesinnungen des Kaisers. Der Kampf wollte nun um so heftiger aufflammen. Um der vergrößerten Gefahr Einhalt zu thun, sendete der Kaiser den Herzog Otto von Baiern, nebst sieben Räthen, als Friedensvermittler nach Ofen, die jedoch nichts bewirkten, als Waffenruhe bis zum 13. September, wo dann Friedrich und Mathias einander persönlich treffen und sich versöhnen sollten.

Zu Anfang des Jahres 1490 hatte sich der König wieder erholt, so daß er mit seinem Hofstaate in das eroberte Wien zurück kehren konnte. Nur die Fußgicht setzte ihm heftig zu. In die Wiener Kaiserburg eingezogen, fühlte er, nach dem Besuche der Kirche am Palmsonntage (4. April), ungewöhnliche Ermattung. Er wollte das Mittagsmahl bis zur Ankunft der Königin verschieben, und ließ sich zur Erfrischung Anconische Feigen bringen, die er mit Heißhunger verzehrte. Einige derselben waren faul, und er gerieth darüber in krankhaften Zorn. Die Königin kam dazu und besänftigte ihn. Sie trug ihm mehre Gerichte an; er aber mochte nichts genießen, und klagte über Schwindel und Nebel vor den Augen. Man brachte ihn in sein Zimmer — eines der Gemächer König Ladislaw's — zurück, wo er vom Schlage getroffen wurde. Sein Sohn und die Großen des Reiches strömten an das Sterbelager des Königs, der, von wilden inneren Schmerzen gequält, keines Wortes mächtig war; nur der Klagelaut „jai! jai!" (wehe! wehe!) und der Name „Jesus!" drang zeitweise aus den fest zusammen gedrückten Lippen. Bei dem jammervollen Anblicke behielt nur die Königin ihre Fassung; sie sprach den rathlosen Aerzten Muth zu, und ließ Nichts unversucht, das entfliehende Leben zu fesseln, indem sie den krampfhaft geschlossenen Mund des Kranken öffnete und ihm Arzneien einflößte. Die Qualen des Königs nahmen zu und man sah es ihm an, wie er mit äußerster Anstrengung zu sprechen versuchte und es doch nicht vermochte. Nicht einmal durch Zeichen konnte er sich der Königin, welche seine Gedanken zu errathen suchte und ihn fragte, was er meine, verständlich machen. In diesem Zustande verstrichen der erste und der

zweite Tag, die Schmerzen ließen etwas nach, aber die Sprache kehrte nicht zurück. Am Morgen des dritten Tages (6. April) errieth man aus seinen Bewegungen, daß er seine Seele Gott empfahl; dann trat der Todeskampf ein, und in der achten Stunde hatte er aufgehört zu leben, nachdem er erst vor wenigen Tagen in sein acht und vierzigstes Jahr getreten war, und zwei und dreißig Jahre in Ungarn regiert hatte.

Die Leiche des Königs wurde zu Stuhlweißenburg im Dome der heiligen Jungfrau beigesetzt; unter dem Todtenamte opferten die Magnaten sieben hundert Goldgulden, Johannes Corvinus kostbare heilige Geräthschaften und Kirchengewänder, fünf und siebzig tausend Goldgulden an Werth. Petrus Razzano, Bruder des Dominikanerordens, Bischof von Luceria und Gesandter des Königs von Neapel, hielt ihm die Leichenrede. Die Grabschrift hatte sich Mathias selbst verfaßt; sie sprach in stolzen Worten von Oesterreichs Eroberung, von der Demüthigung des Kaisers, und daß nur der Alles überwindende Tod ihn habe besiegen können.

Verschieden wurde der Tod des großen Königs beurtheilt. In Ungarn wo es nur Zeugen seines Ruhmes, seiner Kraft und seiner Weisheit und Milde gab, ergoß sich Alt und Jung in Schmerzen und Klagen, und Vornehme wie Geringe stimmten hier in dem Weherufe überein: mit König Mathias sey die Gerechtigkeit gestorben. Aber in Schlesien, einem Lande, das durch Ausbeutung der Parteileidenschaften gewonnen, durch Härte und Gewalt behauptet worden war, hatte man sich der Milde und Gerechtigkeit des Königs wenig zu erfreuen gehabt, und hier vernahm man seinen Tod mit Frohlocken. Am Feste der Himmelfahrt hatte Mathias selbst nach Breslau kommen wollen; am Ostertage wurde sein Hintritt zugleich mit der freudenreichen Auferstehung Christi (nach dem Ausdrucke eines Geistlichen: „zu unser Aller Trost") bekannt gemacht. So ausschweifend die Freude gewesen war, mit welcher man einst seinen Einzug und Regierungsantritt in Breslau gefeiert hatte, so übertraf sie doch schwerlich die dankbaren Empfindungen gegen den Himmel, mit denen man seinen Exequien in der Domkirche beiwohnte.

Aber hiermit begnügte sich das lange unterdrückte Rachegefühl der Breslauer nicht, die am Ende dieser Regierung von ihrem vorigen Reichthume und Glanze zu einem Grade der Armuth und des Elendes herab gesunken waren, daß sie die begonnene Befestigung der Stadt im neueren Style halb

vollendet liegen laſſen mußten, und daß ein Schriftſteller jener Zeit, der Kreuzherr Stenus, von Breslau als von einer im gänzlichen Verfalle begriffenen Stadt redet. Jetzt von der Furcht vor dem gewaltigen, ſtrafenden Könige befreit, richtete ſich die Wuth der Breslauer gegen ſeine Statthalter, die oft und ohne des Mathias Wiſſen ihre Macht gemißbraucht hatten, und die man jetzt zu Sühnopfern der langen Erniedrigung auserſah. Georg Stein entging durch Zufall der Rache des Volkes; er befand ſich, als der Tod des Königs bekannt wurde, nicht in Breslau, ſondern in Budiſſin (Bautzen). Die Bürger letzterer Stadt dachten menſchlich genug, ihn den Breslauern, welche ihn verlangten, nicht auszuliefern, ſondern ihn den Görlitzern zu überlaſſen, die ihn nach der Mark geleiteten. Er ſtarb zu Berlin in der Dunkelheit. Die Stimmung ſeiner Seele bezeichnet ſein Ausruf, als er bei dem von ihm erbauten Schloſſe zu Budiſſin vorbei kam: „der Menſch denkt, Gott lenkt, der Teufel beſchmutzt es; für wen habe ich dich erbaut?“

Nicht ſo glücklich entrann Heinrich Dompnig, der Landeshauptmann des Fürſtenthumes Breslau, der ihm drohenden Gefahr. Zwar ahnete er ſein Schickſal, und forderte die Entlaſſung von ſeinem Amte, als der Rath die ſeit vielen Jahren unterbliebene Wahl wieder in Gang brachte, die von Mathias anbefohlene Einrichtung aufhob und die alte Ordnung zur allgemeinen Zufriedenheit wieder herſtellte. Er erhielt dieſe Entlaſſung und wurde dadurch ſo ſicher gemacht, daß er die koſtbare Rettungszeit verſäumte. Aber ehe er es vermuthete, trat man gegen ihn mit Klagepunkten auf und verhaftete ihn plötzlich am Sonnabende vor Johannes. Dieſe Punkte beſtanden darin, daß er ſtädtiſche Gelder unterſchlagen, Landgüter veruntreut und verſchwendet, neue Auflagen befördert, die Münzen verringert, Privilegien verrathen, dem Könige und ſeinem Statthalter die Verhandlungen des Rathes, denen er beigewohnt, mitgetheilt, und ſich vor und nach des Königs Tode für deſſen Baſtard und für die Krone Ungarn erklärt habe, ſo daß Schleſien, welches doch erblich zu Böhmen gehöre, von dieſem Reiche für immer losgeriſſen werden ſolle. Der Rath brachte dieſen Prozeß vor die Gemeinde, welche ihm volle Macht übertrug, darin zu verfahren. Dompnig wurde hierauf gefoltert, und obgleich er ſeine Unſchuld betheuerte und ſich zu Antwort und Recht vor einem künftigen Herrn erbot, erhielt er doch folgendes Urtheil: „wiewohl er ſolches ſeines böſen Handelns und Fürnehmens halber einen härteren und ſchwereren Tod verdient, ſo wollen ihm doch die Herren Gnade

anthun und ihn mit dem Schwerte richten lassen." „Soll ich nicht auch reden?" rief er bei der Vorlesung aus. „Ehrsame Herren, ich bitte Euch bei Gott und dem göttlichen Rechte, ich will mich als ein Frommer verantworten." — Da man ihn aber dazu nicht kommen ließ, ergab er sich in sein Schicksal, indem er sagte: er merke wohl, es solle nicht anders seyn. Dinstags, den 4. Juli, geschah die Hinrichtung vor dem Rathhause auf einer schwarzsammetenen Decke, bei geschlossenen Stadtthoren. Dompnig widerrief dabei nochmals Alles, was er unter der Folter eingestanden hatte, und erklärte, daß er den Tod unverdient, Grams und Neides haber, erleide. Er verrichtete dann sein Gebet, rief dreimal: „Jesus!" und reichte seinen Hals dem Nachrichter. Unter dem Geläute der Glocken wurde der Enthauptete auf dem Kirchhofe zu Maria Magdalena begraben, und mit diesem blutigen Acte schloß sich für Schlesien die, der Geschichte und Verfassung dieses Landes so verhängnißvolle Regierung des Mathias.

Reiner und glänzender erhielt sich das Andenken des hohen Mathias in Ungarn, wo man alle Denkmäler der Erinnerung an den theuren Dahingeschiedenen mit Liebe sammelte und pflegte. Mehre gleichzeitige Gemälde haben uns seine Züge aufbewahrt, und, wenn sie auch nicht völlig mit einander übereinstimmen, doch das Wesentliche seiner körperlichen Erscheinung auf die Nachwelt gebracht. Mathias war mittelgroß, seine Haare kraus und blond, sein Auge dunkel, groß, feurig und durchdringend, das Weiße des Augapfels häufig entzündet, die Stirne kurz und gewölbt, die Nase lang und gerade, der Mund voll und wohl geformt, Kinn und Kehle vorragend, die Gesichtsfarbe frisch und geröthet. Auf wem sein Feuerblick gerade und fest ruhte, der war ihm wohlgefällig; wen er nur von der Seite ansah, dem war er nicht gewogen. Brust und Schultern waren breit, die Hände lang; den kleinen Finger pflegte er eingebogen zu halten. Sein Ansehen war kriegerisch, und wenn er zu Pferde saß, erschien er größer, als wenn man ihn zu Fuße sah. Auch hatte die Natur ihn zum Krieger geschaffen; er war einer der kühnsten und geschicktesten Reiter, und in jeder ritterlichen Uebung suchte er Seinesgleichen. Mit seinen Soldaten theilte er alle Beschwerden, gewann ihre Gemüther durch Muth und Leutseligkeit, und wußte jeden Einzelnen von ihnen bei seinem Namen zu nennen. Die Kranken besuchte er in ihren Zelten, sprach ihnen Trost zu, und verband die Verwundeten oft mit eigener Hand. Kein Wunder, daß das Heer ihm abgöttisch ergeben war.

Doch nicht nur im Kriegshandwerke, auch in den Kenntnissen und Künsten des Friedens überstrahlte er die meisten seiner Zeitgenossen; seine Bildung war tief und vielseitig. Außer seiner Muttersprache, verstand er die deutsche, slavische, lateinische und bulgarisch-türkische Sprache. Die Classiker studirte er unablässig; Livius und Curtius waren seine Lieblinge, und noch im Bette pflegte er sie zu lesen. Auch auf das Studium der heiligen Schrift verlegte er sich mit Eifer, wußte viele Texte auswendig, und ließ sich zuweilen sogar in theologische Disputationen ein. Unter den übrigen Wissenschaften, von denen wenige ihm ganz fremd waren, liebte er, im Geiste der Zeit, vornehmlich die Astrologie, und befragte bei wichtigen Unternehmungen die Gestirne.

In Geschäften zeichneten ihn Emsigkeit, und ein eben so schneller als scharfer Blick aus. Alle eingehenden Briefe las er auf der Stelle; auch überlas er jederzeit die Antworten, welche er durch seinen Geheimschreiber aufsetzen ließ. Nicht selten dictirte er die Antworten; zuweilen schrieb er sie sogar selbst, und in diesem Falle charakterisirte sie sein bündiger, lakonischer Styl.

Im Anfange seiner Regierung glich seine Lebensweise jener der alten magyarischen Könige. Man sah in seinem Palaste wenige Wachen; es wurden täglich viele Tafeln gedeckt, an welchen der König mit den Großen des Reiches gemeinsam speisete; die Thüren blieben während des Mahles geöffnet, Bettler und Sammler durften herein kommen, und überhaupt stand auch den Aermsten und Geringsten der Zutritt zu dem Könige frei. Größere Förmlichkeit und strengere Etiquette trat nach des Königs Vermälung mit Beatrix von Neapel ein, wo der Hof mehr nach italienischem Vorbilde eingerichtet, der König unzugänglicher wurde und seine Residenz mit Pracht und Glanz umgab, wodurch die vorige patriarchalische Einfachheit in den Hintergrund zu stehen kam. Nur im Kriege entkleidete der König sich häufig aller Hoheit; seine persönliche Kühnheit reichte nicht selten bis zur Verwegenheit, und wir haben wiederholt gesehen, wie er in allerlei Verkleidungen sich oft mitten in das feindliche Lager wagte, und mit eigenen Augen sah und spähte. Hinterlist war ihm verhaßt, und seine kraftvolle Entschiedenheit bedurfte solch' feiger Waffen nicht; wohl aber liebte er durch Feinheit im Umgange die Gemüther an sich zu ziehen und dabei in ihr Inneres zu blicken, oder durch jähe Ueberraschungen, welche sein überlegener Geist ihm

gestattete, Prahlerei einzuschüchtern und falsche Größe in ihrer Nichtigkeit zu entschleiern. Heftigen Temperaments und leicht gereizt, wurde er durch Nachgiebigkeit doch leicht zur Versöhnung bewogen, und selbst dem offenen Widerstande oder feindseligen Anschlägen verzieh er, wenn Reue und Unterwerfung ihnen folgten und seinem königlichen Ansehen Genüge geleistet ward.

Der apostolische Legat, Castelli, urtheilte in seinem Schreiben an den heiligen Vater über Mathias: „der König ist gelehrt, und spricht mit Ernst und Majestät, also, daß er nichts sagt, als was ihm glaubwürdig däucht. Wenn ich sein Talent, seine Beredsamkeit, Sitten, List und seinen Muth betrachte, so finde ich, daß er alle Fürsten, welche ich kannte, keinen einzigen ausgenommen, überbietet. Dieser König ist unermüdeten Geistes; er ist ganz martialisch, denkt nur Krieg und führt ihn ohne viele Worte."

Mathias, aus der Mitte seines Volkes zum Throne empor gestiegen war auch ein König ganz nach seines Volkes Sinn; er schmeichelte demselben, durch Ruhm und Eroberungen, und hielt es gleichwohl durch seinen eigenen hochgebildeten Geist kräftig von jeder Verwilderung zurück, die sonst so gern im Gefolge des Krieges geht. Er sebst rühmte sich, und nicht mit Unrecht, daß Niemand das ungarische Volk und dessen Gemüthsart besser gekannt habe, als er, der es durch so viele Jahre im Zaume gehalten, und seine ganze Regierung war, wenn seine strenge Selbstständigkeit sich auch nicht zur Popularität herabneigen mochte, doch im vollsten Sinne national. Seine Politik war meist kühn und groß, ohne die Vorsicht und Mäßigung auszuschließen; nur verräth sich in seinen Entwürfen und Thaten etwas Hastiges, als dränge es ihn, sein Gebäude nicht nur zu beginnen, sondern auch zu vollenden und abzuschließen, im Vorgefühle, daß seine Schöpfung an keine Leibeserben übergehen werde, um durch diese die weitere Ausbildung zu erhalten. Es fehlte diesem herrlichen Könige auf seinem Throne nichts, als die Weihe des Rechtes, und der Raub, den ihm die Gunst des Zufalles und der Eifer seiner Partei zugeschleudert, strafte sich durch den Unbestand all' des Schönen und Hohen, das er für Ungarn gewirkt. Nicht dem Sohne seiner Liebe konnte er das Vollbrachte hinterlassen; sondern Fremde, ja Gegner wurden seine Erben, und unter ihnen verfielen im Zeitraume weniger Jahre die Werke der Hunyaden, über deren Trümmern eine Zeit lang der Halbmond seine Siegesbanner entfaltete, bis durch die Wiederkehr der Habsburger auf Ungarns Thron das verletzte historische Recht gesühnt war.

Innere Verhältnisse und Culturzustände während des fünften Zeitraumes.

Mathias strebte nach souverainer Gewalt; aber je mehr seine Unternehmungen dem Geiste seines Volkes entsprachen, in desto milderen Formen konnte jene sich geltend machen und desto weniger wurde ihr Druck empfunden. Daher fand er auch in den Landtagen, gegen welche die anjouischen Könige jederzeit eine so entschiedene Abneigung an den Tag gelegt hatten, keine beschwerliche Fessel für seinen Willen, und wirkte ihrer gesetzlichen Abhaltung nirgends entgegen; ja er wachte vielmehr darüber, daß die Landtage von Prälaten und Baronen zahlreich besucht, daß die Adelsgesammtheiten der Gespanschaften und die königlichen Freistädte durch gehörige Anzahl bevollmächtigter Boten vertreten wurden. Aber auch hier setzte er, ohne auffälligen Zwang, gewöhnlich seine Absichten durch, denn meist waren die Beschlüsse und Entscheidungen der Reichsversammlungen schon vor dem Zusammentreten der Stände nach seinen Wünschen geordnet, indem er fast immer solche Prälaten, Baronen und Herren an seinem Hoflager hatte, die seines besonderen Vertrauens würdig waren, und mit welchen er theils in Ausübung der vollziehenden Staatsgewalt zu Rathe ging, theils die allgemeinen Angelegenheiten zum Vortrage auf dem Landtage dergestalt vorbereitete, daß die versammelten Stände unmerklich genöthigt wurden, ganz in seinem Sinne darüber zu beschließen. Zuweilen litten Reichsangelegenheiten von besonderer Wichtigkeit keinen langen Verzug, und in solchem Falle berief Mathias nur die nächsten Bischöfe und Barone zu einem besonderen Convente, dessen Beschlüsse er sofort vollzog. In dem, durch Michael Szilagyi für ihn eingegangenen und bestätigten Wahlvergleiche war dem Könige zur Pflicht gemacht, jährlich eine Generalversammlung sämmtlicher Reichsfassen zum Pfingstfeste auszuschreiben, zu halten oder halten zu lassen. Dieser Verpflichtung kam er so gewissenhaft nach, daß ihn später (1472) die Stände selbst ersuchten, die Reichsfassen mit Landtagsversammlungen zwei Jahre lang zu verschonen. Beinahe in jeder Bestätigungsurkunde über Landtagsartikel verpflichtete er sich selbst zu deren genauer Beobachtung; auch bediente er sich in dergleichen Urkunden selten und mit Vorsicht des Ausdruckes: Unterthanen (Subditi), sondern gebrauchte dafür gewöhnlich das Wort: Reichsfassen (Regnicolae). Als er aber den Reichsverordnungen in einzelnen Fällen häufigen Abbruch that und auch durch andere Verfügungen sein Streben

nach unumschränkter Herrschaft verrieth, da verlangten die Stände zu dem königlichen Worte auch noch dessen besondere Gewährleistung; wie denn [redacted] auf dem Ofener Landtage 1470 vier Bischöfe und zwölf Magnaten sich für seines Wortes Erfüllung verbürgen und ihre Siegel dem königlichen beidrücken mußten. Eben so wurde er von den Ständen zu wiederholten Malen zu treuer Beobachtung des Krönungsvergleiches angehalten. Dagegen war Mathias bedacht, wiederum die Stände an die von ihnen selbst aufgestellte und durch ihren Hang zur Gesetzlosigkeit oft am nächsten bedrohte, gesetzliche Ordnung fester zu binden, zu welchem Behufe er die, auf den Landtagen vollzogenen wirklichen Reichsgesetze an alle Gerichtsstühle der Gespanschaften in treuen Abschriften senden ließ, damit die Adelsversammlungen sie jederzeit vor Augen haben könnten.

Nachdem der Palatin Michael Orszagh vor Ebersdorf gefallen, ließ der König, noch bevor die Wahl des Nachfolgers geschah, auf dem Ofener Landtage (1485) den Machtumfang des Palatins genauer feststellen. Als ausgemacht wurde angenommen, daß, bei Erlöschung der königlichen Erbfolge, in Erwählung eines neuen Königsstammes, dem Palatin, nach altem Herkommen und kraft der Würde seines Amtes, die erste Stimme gebühre. Dann wurde bestimmt: wenn ein König einen unmündigen Reichserben hinterlasse, so sey der Palatin von Amtes wegen dessen Vormund; ihm obliege die Verbindlichkeit, ihn im Besitze des väterlichen Reiches zu erhalten und zu beschützen; den Reichsfassen die Pflicht, dem Palatin, wie dem wahren Herrn und Könige, zu gehorchen. Sollte der königliche Stamm erlöschen oder ein unmündiger Reichserbe zum Throne gelangen, so gezieme dem Palatin, im ersten Falle als Reichsverweser bis zu neuer Wahl; im letzteren als Vormund bis zur Volljährigkeit des Thronerben, so oft allgemeine Angelegenheiten oder öffentliche Wohlfahrt es erfordern, Landtage auszuschreiben, wozu die Reichsfassen sich jederzeit einzustellen verpflichtet seyen. Forderte des Reiches Vertheidigung allgemeines Aufsitzen des Adels, so sey der Palatin von Amtswegen Generalkapitän des Reiches und oberster Befehlshaber sämmtlicher Reichsfassen, doch an des Königs Willen und Gutachten gebunden. Geriethen Reichsfassen unter einander in Streitigkeiten und Fehden, so soll der Palatin, kraft seines Ansehens, sich in's Mittel legen, die Fehden beendigen, die Schuldigen bestrafen und zu Schadenersatz anhalten; doch Alles ohne Nachtheil des königlichen Ansehens. Bei Mißhälligkeiten zwischen dem

Könige und den Reichsſaſſen ſey er der natürliche Vermittler. Beſäße den Thron ein ſchwacher, untauglicher oder fahrläſſiger König, ſo ſoll der Palatin den Geſandten auswärtiger Mächte Gehör verleihen und Beſcheid ertheilen. Einſprüche gegen königliche Vergabungen der Güter ſollen bei ihm angebracht, von ihm dem Könige vorgetragen werden. Er ſey nach dem Könige der oberſte Richter in allen Rechtshändeln über Beſitz und Eigenthum, in allen Klagen über Gewalt; er der ordentliche Richter der Kumanen; ſeiner Gerichtsbarkeit ganz Dalmatien unterordnet; er in Abweſenheit des Königs deſſen Stellvertreter und der angeordneten Reichsverwaltung Oberhaupt.

Die gewöhnlichen und ordentlichen Einkünfte des Königs betrugen jährlich: von dem Siebenbürger Salze gegen einmal hundert, eben ſo viel von dem Dreißigſt und anderen Zöllen; von den Münzkammern gegen fünfzig, gleichviel von dem Grundzinſe der Siebenbürger Sachſen, der königlichen Freiſtädte und der Kumanen; von den Berggefällen und dem Kupferhandel, von dem Kammergewinne und der Marderſteuer gegen achtzig; von dem Judenſchutzgelde gegen zwanzig; überhaupt gegen viermal hundert tauſend Ducaten. Belief ſich die Verpflegung der Gränzfeſtungen und der Sold der Reichsbeamten, unter welchen der Palatin jährlich vier tauſend baar, zwei tauſend an Salz; der Siebenbürger Woiwode baar neun tauſend, an Salz drei tauſend; der Ban von Slavonien und Kroatien baar zehn tauſend, an Salz ein tauſend; der Temesvárer Graf baar ſiebentauſend, an Salz ein tauſend; der Deſpot von Rascien baar drei tauſend ſechs hundert, an Salz zwölf hundert; der Ban von Belgrad baar fünf tauſend acht hundert, an Salz eintauſend; der Ban von Zewrin baar vier tauſend, an Salz zwei tauſend; der Ban von Szábács baar zwei tauſend, an Salz ein tauſend; eben ſo viel der Ban von Srebernik, bezogen, etwa auf einmal hundert acht und zwanzig tauſend ein hundert ſieben und ſiebzig Ducaten; ſo reichte das Uebrige für Mathias nicht hin, um ſeinen Hofſtaat und ſein ſtehendes Heer zu unterhalten, und ſeine anderen Ausgaben zu beſtreiten. Er mußte ſich alſo neue Quellen der Einkünfte zu öffnen trachten. Es wurde daher der Kleinhandel mit dem Salze nicht mehr geſtattet; vielmehr mußte Jedermann ſeinen Salzbedarf unmittelbar von den feſtgeſetzten königlichen Niederlagen holen, und der Gewinn, welchen ſonſt die Kleinhändler gezogen hatten, floß nunmehr der Kammer zu. Waren die Salzämter mit zu großem Ueberfluſſe an [illegible] den Geſpanſchaften ein, ihren Bedarf weit über[illegible]

wieſen, welchen ſie, anſtatt einer Subſidienſteuer, abnehmen und zu dem feſtgeſetzten Preiſe baar bezahlen mußten. Die im Prozeß liegenden Kupferbergwerke zu Neuſohl zog der König, nachdem er den früheren Beſitzer mit Geld abgefunden, ein und übergab ſie ſeinem Schatzmeiſter zur Verwaltung.

Die Verſchlechterung der Münze in den Nachbarländern ſetzte auch den König von Ungarn in die Nothwendigkeit, noch geringere Münze, als ſie unter ſeinen Vorfahren gangbar geweſen, prägen zu laſſen. In den Silberpfennigen des Mathias war daher nur der vierte Theil Silber, das Uebrige Kupfer; dennoch mußten ihrer zwei hundert für einen Ducaten genommen werden, und der König gewann ein Viertel mehr, als früher, am Schlagſchatze. Nachdem jedoch im deutſchen Reiche die Verrufung der berüchtigten Schinderlinge erfolgt war, wurde auch in Ungarn der beſſere Münzfuß, wie er unter König Sigmund beſtanden, wieder hergeſtellt, ſo daß, bis zu des Mathias Tode, fünf Silberpfennige einen Groſchen, zwanzig Groſchen einen Ducaten, und achtzig Groſchen eine Ofener Mark werth waren und galten.

Am anſehnlichſten vermehrte Mathias ſeine Einkünfte durch ſeine Veränderungen in der Steuerverfaſſung. Bisher bezahlten die ungariſchen Reichsſaſſen keine andere Steuer, außer dem Kammergewinne, zwanzig Silberpfennige von jedem Thorwege, wovon jedoch unter den vorigen Königen viele Prälaten, Magnaten und Landherren ihre Güter zu befreien Mittel gefunden hatten. Dabei hofften die Stände es auch ferner bewenden zu laſſen, und ſie glaubten ſich gegen weitere Beſteuerung hinlänglich geſichert durch den Wahlvergleich, kraft deſſen Mathias zu keiner Zeit irgend Etwas über den Kammergewinn den Reichsſaſſen abzufordern eidlich gelobt hatte. Dem Wortlaute nach hielt er dieſes Verſprechen genau, indem er nie forderte. Wenn er jedoch zur Vergrößerung oder zur Vertheidigung des Reiches größere Summen bedurfte, ſo legte er den verſammelten Ständen die Sache zur Erwägung vor und überließ es ihrem freien Gutdünken, ob ſie ihm perſönlich Heerfolge leiſten, oder, zu Anwerbung der erforderlichen Miethstruppen, ihn mit Geld unterſtützen wollten. Der Erfolg war beinahe jedesmal freiwillige Anerbietung außerordentlicher Subſidien, worauf jedoch nie ein Recht, ſie zu fordern, gegründet werden ſollte, welches der König ihnen auch bei allen ſolchen Gelegenheiten urkundlich zuſicherte.

Den Umſtand, daß der Kammergewinn im Laufe der Zeit durch eine Menge Befreiungen äußerſt unerheblich geworden war, gab Mathias auf

dem Ofener Landtage (1467) den Ständen zu erwägen, und auf seinen Antrag wurde die Abgabe des Kammergewinnes für immer abgeschafft; auch ihr Name, mit ihm alle Verpflichtung dazu, und alle Befreiungen davon, sollten aufhören. Dafür wurde, der Sache nach, dieselbe Steuer: ein Ducaten von je fünf Thorwegen, unter der neuen Benennung: „Tribut des königlichen Fiscus," dergestalt festgesetzt, daß sie jährlich einmal von den Gütern und Ländereien sämmtlicher Landsassen, sowohl weltlichen, als geistlichen, selbst von den königlichen Herrschaften, eingehoben werden, außer dem Reichsadel und der Clerisei für ihre Person, Niemand mehr in Zukunft einer Befreiung genießen sollte. Von nun an mußte daher der Tribut des königlichen Fiscus nicht nur von allen satzpflichtigen Grundstücken, sondern auch von denjenigen Ländereien des Adels, welche bisher von dem Kammergewinne befreiet waren, eben so von den Burgadelichen (Castrenses) und bischöflichen Edelleuten (Praediales), ferner von den Bürgern der königlichen Freistädte, von Kumanern, Philistäern, Ruthenen, Tataren, ungarischen Walachen, von Handwerkern und Amtsleuten, welche ihren eigenen Herd besaßen und ihr eigenthümliches Feld baueten, bezahlt werden. Die Zahlung war nach Thoren bestimmt. Wer ein Grundstück allein besaß, bezahlte zwanzig Silberpfennige; zwei oder drei Besitzer des einen Grundstückes, unter Einem Thore, hatten dreißig; vier oder mehre, fünfzig Silberpfennige zu entrichten. Dem Besitzer mehrer Grundstücke wurden eben so viele Thore zur Versteuerung angerechnet. Alle Pachtverträge über den Kammergewinn wurden aufgehoben, den Pächtern Entschädigung nach dem Gutachten der Prälaten und Baronen zuerkannt. Die Dorfrichter hatten die Last, die Steuereinnehmer zu bewirthen; Diese das Verbot, mehr zu fordern, als eine Pinte gemeinen Wein, ein Brot, ein Huhn und ein Ofener Viertel Hafer; dafür waren Jene von der Abgabe frei.

In eben jener Versammlung wurde auch der Dreißigst dem Namen nach aufgehoben, und ein Zolltarif unter der Benennung: „Kronenzoll," für alle künftigen Zeiten eingeführt, der ausschließend und unveräußerlich dem Könige und seinen Nachfolgern zufließen, und von welchem kein Reichsasse jemals Befreiung erhalten sollte; unbeschadet der Freiheiten des Adels nach alter Gewohnheit.

Wir haben in der Geschichte dieses Zeitraumes gesehen, wie der König, um sich die Mittel zu Betreibung seiner Kriege zu verschaffen, in Schlesien zu außerordentlichen Auflagen seine Zuflucht nahm und die Besorgnisse der

dortigen Stände, wegen Gefährdung ihrer Gerechtsame, durch Reverse zu beschwichtigen suchte. So wurde unter Anderem auch im October 1479 durch die königlichen Minister an die Stadt Breslau eine neue Forderung von zwölf tausend Ducaten gestellt, die, nach langen Unterhandlungen von Seite des Rathes, endlich dahin abgeändert wurde, daß die Stadt die Hälfte der Trankſteuer bewilligte, was dem Könige jährlich ungefähr drei tausend Ducaten eintrug. Bei dieser Gelegenheit finden sich, wie beiläufig erwähnt werden möge, bereits die ersten Grundsätze der Accise angeführt, indem es in der Vorstellung des Breslauer Rathes an die Gemeinde heißt: es sey besser, diese Trankſteuer, als eine runde Summe, zu bezahlen; weil zu jener auch Geistliche, Fremde, Gäste, ledige Bursche, Freudendirnen und Buben beitragen müßten.

Die von dem Papste in Ausübung gebrachte Lehre der Decretalen: daß die Einkünfte des Priesterthumes das Eigenthum der Kirche seyen, und das Recht, über ihre Verwaltung und Anwendung zu sorgen, dem apostolischen Stuhle gebühre, lieferte dem Könige einen Anlaß, seine Hand auch nach den Einkünften der Clerisei auszustrecken. Lange schon hatte er mit Mißvergnügen die eifrige Anhänglichkeit seines hohen Clerus an den Papst wahrgenommen; jetzt zweifelte er nicht, daß Angriffe auf die Kirchengüter und auf des Priesterstandes Freiheit von bürgerlichen Lasten, von dem Oberhaupte der Kirche selbst unternommen, in den Gemüthern der ungarischen Prälaten den widrigsten Eindruck bewirken müßten. Dieser äußerte sich auch, wie er vorher gesehen, laut, als der päpstliche Legat das Mandat verkündigte, welches den König Mathias bevollmächtigte, den Bischöfen und hohen Pfründnern einen Theil ihrer Einkünfte abzufordern und den Ertrag zu dem böhmischen Kriege für den Glauben zu verwenden. Mathias nahm zuerst jene sechs tausend Ducaten, welche Dionysius von Szécs zur Ausschmückung der Graner Domkirche hinterlassen hatte; dann ließ er auf dem Ofener Landtage (1472) verordnen, daß die Clerisei zwar nicht besteuert werden, aber dennoch die Kriegslasten in gleichem Verhältnisse mit den übrigen Reichssassen tragen sollte. Dies kostete den Prälaten und hohen Pfründnern mehr, als ihnen eine förmliche Besteuerung aufgebürdet hätte; dem Graner Erzbischofe die Zehnten von Bergwerken und sieben tausend Ducaten, welche ihm Mathias als Darlehen abforderte; anderen Bischöfen und Aebten einen verhältnißmäßigen Theil ihrer Einkünfte. Die hiemit Unzufriedenen verwies der König

an den Papſt, und der Legat gebot Gehorſam und Leiſtung. Einige wagten Widerſpruch; aber der Legat drohte mit dem Banne, der König mit Einziehung ſämmtlicher Beſitzungen, und ſo ging nach manchen Stürmen die Maßregel endlich durch.

Noch andere Hilfsmittel mußten in beſonderen Fällen dem Könige dienen, ſeine Einnahmen zu vergrößern und ſeine Ausfälle zu decken. Wurde ein Magnat oder Landherr ſeine Gewalt mißbraucht zu haben überführt und dieſerhalb verurtheilt, ſo ließ ſich der König bisweilen zur Begnadigung erbitten, unter der Bedingung, daß die Adelsgeſammtheit derjenigen Geſpanſchaft, welcher der Verurtheilte angehörte, die Zahlung einer beträchtlichen Schatzung bewilligte. Nahmen die Gewaltthaten der Mächtigen gegen die Schwächeren in einer Provinz zu ſehr überhand, ſo verhängte der König das, in altungariſcher Verfaſſung hergebrachte Generale Judicium, welches, im ganzen Lande umher reiſend, nach Art der heiligen Fehme, kurz, ſtreng und unerbittlich verfuhr. Er durfte nur damit drohen, ſo trat ſchon allgemeine Furcht und Angſt ein, und willig bot man ihm bedeutende Summen an, um nur auf einige Zeit Aufſchub desſelben zu erlangen, oder es von ſich abzuwenden.

Als Mathias den Thron beſtieg, drohete dem Reiche von mehren Seiten Krieg, und zugleich war durch innere Feindſchaften und Unordnungen das Heerweſen in ſolchen Verfall gerathen, daß eine ſeiner nächſten Sorgen ſeyn mußte, dasſelbe zu regeln. Die Szegediner Reichsverſammlung (1459) ſetzte ſich daher die Wiederherſtellung der Banderialverfaſſung, wie ſie König Sigmund eingerichtet hatte, zur Aufgabe; ihrer Verordnung gemäß, ſollte auf allen Herrſchaften, Gütern, Beſitzungen des Königs, der Prälaten, Barone und Landherren, der zwanzigſte Mann (unter Sigmund war nur der drei und dreißigſte gefordert worden) ausgehoben und als Reiter, mit Schwert, Schild, Köcher, mit Bogen oder mit Lanze bewaffnet, zu dem Dienſte des Königs auf drei Monate geſtellt werden. Hohe Prälaten, der Zehnten wegen, Reichsbarone, durch königlichen Sold zur Banderienſtellung verpflichtet, ſollten damit unter die königliche Fahne treten; die von den Gütern der Erſteren nach der Jobagyenzahl ausgehobene Mannſchaft unter dem eigenen Banner ihrer geiſtlichen Herren; die Leute von den Gütern der Letzteren, ſo wie der grundſäßigen Aebte, Pröpſte, Kapitel und Pfründner niedrigeren Ranges unter den Comitats-Hauptmannſchaften dienen. Der ſlavoniſche Adel wurde,

gleich dem ungariſchen, nach ſeiner Jobagyenzahl zur Heerfolge verpflichtet. Edelleute ohne Eigenthum, oder nur eines Freihofes Beſitzer, ſollten ihrer Zehn Einen Bogenſchützen ausrüſten, und ſo, wie die Adelichen von zehn Jobagyen, mitziehen. Die Leute der Grundſaſſen von weniger als zehn Jobagyen ſollten zuſammen gezählt, und ſo aus ihnen der zwanzigſte Mann ausgehoben werden. Gewöhnlich nimmt man an, daß dieſe Einrichtung der Zwanzigſtmänner den Urſprung der noch jetzt üblichen Benennung der ungariſchen Reiterei veranlaßt habe, indem der geſtellte Mann Huszar geheißen worden ſey, nach dem ungariſchen Zahlworte husz (zwanzig) und ár (Lohn, Löhnung). Andere wollen das Wort Huſar dagegen aus dem Türkiſchen ableiten, indem unter den türkiſchen Hofbeamten ein Kem Huszar Aga, d. i. Hofgarderobier, vorkomme, und ſich der Name alſo wahrſcheinlich auf der Huſaren eigene, kurze und enge Kleidung, im Gegenſatze mit der gewöhnlichen magyariſchen, welche, nach orientaliſcher Sitte, weit, lang und gemächlich iſt, bezöge.

Die Ernennung des Hauptmannes und der Landherren, und Zählung der Bauernhöfe in ihrer Geſpanſchaft, wurde dem Könige anheim geſtellt. Da die Letzteren, bei fünfzig Mark Strafe, der Erinnerung gehorchen und die Zählung auf ihre eigenen Koſten verrichten mußten, ſo waren ſie dafür des perſönlichen Waffendienſtes entbunden. Einlinger (Sellyr) durften nicht gezählt werden, eben ſo wenig die Siebenbürger Sachſen, Kumaner, Philiſtäer und Tataren; denn Dieſe mußten nach alter Weiſe zu Felde ziehen. Beamte an den Höfen der Magnaten und Caſtellane ihrer Schlöſſer, Meiſter Protonotarien, ſechs Beiſitzer und Reichsanwalte in den Geſpanſchaften, durften zu Hauſe bleiben, mußten jedoch für ſich einen anderen Mann zum Reichsheere ſenden und von ihren Jobagyen die geſetzmäßige Anzahl ſtellen. Jemanden aus Gunſt oder für Geld ungezählt zu laſſen, oder die Gezählten der Pflicht der Heerfolge zu entbinden, war ſtreng verboten. Am fünf und zwanzigſten Tage nach ergangenem königlichen Aufgebote mußte die geſammte Mannſchaft auf dem angewieſenen Sammelplatze ſich einfinden; von dieſem Tage an wurden die drei Dienſtmonate gerechnet, in welchen die Prälaten, Magnaten, hoher und niederer Adel dem Könige bis an die Reichsgränzen zu folgen verpflichtet waren. Zog der König über die Gränzen, ſo ſtand ihnen frei, heimzukehren. Ihre ausgehobenen Leute blieben unter ihrer Rottenführer Befehl bis zu Ende der drei Monate im Dienſte. War des Feindes Macht

so stark, daß der König mit der gesetzlich bestimmten Heermacht ihr nicht widerstehen konnte, so war die Gesammtheit der Reichsfassen verbunden, Mann für Mann aufzusitzen, mit ihren Völkern zu Pferde und zu Fuße dem Könige zuzuziehen und, so lange es die Nothwendigkeit forderte, im Waffendienste auszuharren. Wer heimlich oder ohne Erlaubniß von dem Reichsheere sich entfernte, sollte, ohne Unterschied des Standes, den Tod erleiden und seiner Güter verlustig seyn. Der Herr des Ausreißers mußte schwören, daß er an der Flucht desselben keinen Antheil, noch um dieselbe gewußt habe. Prälaten, Barone, Reichsfassen höheren und niedrigeren Ranges, welche diesen Verordnungen widerstrebten, sollten, unbeschadet ihrer Erben, des Hochverrathes schuldig erkannt werden.

Doch selbst jene Verbesserungen, und die Strenge, womit die neuen Einrichtungen durchgeführt wurden, genügten dem scharfsichtigen Könige nicht, weil er die Mängel des ungarischen Heerwesens dadurch noch keineswegs beseitigt sah. Ein auf die gewöhnliche Art aufgebotenes Heer von ausgehobenen Schaaren, welche ungern kamen, nach Ablauf ihrer Zeit sich schnell wieder verliefen und des Kriegshandwerks vergaßen, konnte zu keiner festen Ordnung, zu keiner vollkommenen Uebung gebracht werden, und so seinem Zwecke nirgends vollständig entsprechen. Die Mühseligkeit und der Zeitverlust, womit ein Heer auf solche Weise zusammen kam, ließen keine schnellen und entscheidenden Unternehmungen zu, wie sie der feurige Sinn des Königs wollte, und am allerwenigsten gestatteten sie Maßregeln der Dauer. Alles dies konnte nur ein stehendes Heer bewerkstelligen, und die Herstellung eines solchen faßte der, mit der Kriegsverwaltung des Alterthums wohlvertraute König jetzt in's Auge. Eine Kriegsmacht wollte er herstellen, die ausschließend und unmittelbar von ihm selbst abhinge und ihm des Adels und des Landvolkes persönlichen Waffendienst entbehrlich machte, ihm auch zugleich einen rechtlichen Grund an die Hand gäbe, des Soldes Bestreitung den Reichsfassen, gegen Erlassung ihrer Pflicht zu persönlicher Heerfolge, unmerklich aufzubürden. Dabei zeigte sich seinem durchdringenden Geiste, wie gleichzeitig seinem großen Gegner, dem habsburgischen Maximilian, die bisher so sehr erkannte Wichtigkeit des Fußvolkes, das man so lange gegen die Reiterei hintan gesetzt hatte, weil der ungarische Adel, ähnlich dem deutschen Ritterstande, den Waffendienst zu Fuße unter seiner Würde zu halten pflegte.

Mathias brachte daher die folgenreichste Reformation in das gesammte ungarische Heerwesen, indem er die Macht seines Heeres mehr auf Infanterie, als auf Reiterei, bauete. Seine stehende, immer marsch- und streitfertige Kriegsmacht bestand aus schweren und leichten Rotten zu Pferde, aus leicht bewaffneten Lanzenträgern, schwer gerüsteten Schildträgern und Büchsenmeistern. Die Art zu fechten war jeder Classe genau vorgeschrieben. Die bepanzerten Reiter hatten fest auf ihrem Posten stehen zu bleiben und diesen auf Leben und Tod zu vertheidigen. Die leichte Reiterei prallte, wo die Gelegenheit es gab, gegen die Feinde vor, und zog sich, wenn sie ermüdet, oder weiteres Vordringen gefährlich war, hinter die Schildträger zurück. Diese hielten mit den Büchsenmeistern die leicht bewaffneten Lanzenträger eingeschlossen im Kreise, vor welchem die großen, dicht zusammen gedrängten Schilder eine feste Mauer bildeten. Auf ein gegebenes Zeichen brachen die leicht Bewaffneten hervor; Schildträger und Büchsenmeister unterstützten sie im Angriffe; die Reiterei vollendete, indem sie entweder den Fliehenden nachjagte oder den Rückzug des Fußvolkes deckte. Der Erfolg hing von der Fertigkeit oder Uebereinstimmung der Bewegungen ab, und um diese zu erlangen, führte der König allgemeine und beständige Waffenübungen ein.

Dieses königliche Heer, welches, den Troß, die Feldbäcker, Feldschmiede, Schanzgräber, Feuerwerker, Zimmerleute, Maschinenmeister ungerechnet, gewöhnlich zwanzig tausend Reiter, acht tausend Mann Fußvolk und neun tausend Kriegswagen zählte, vermehrte Mathias noch mit sechs tausend Mann, größtentheils Böhmen und Rasciern, welche, unter dem Namen der „schwarzen Legion," den Kern seines gesammten Waffenvolkes ausmachten, und in ihrer schwarzen Rüstung durch ihren Muth und ihre Ausdauer den Feinden verderblich und fürchterlich wurden. Es war die ehrenvollste Beförderung, unter diese schwarze Legion aufgenommen zu werden; Mathias selbst war ihr unmittelbarer Anführer, und die Unwiderstehlichkeit ihres Angriffes kannten Alle.

Die Kostspieligkeit des Schießpulvers und die damalige Unvollkommenheit des schweren Geschützes bewogen den König, den Balliſten und Wurfmaschinen den Vorzug vor den Bombarden und Kanonen zu geben, indem eine der ersteren von der Art seiner Erfindung ihm wirksamere Dienste, als drei der letzteren, that. Vier dabei angestellte Männer trieben ein- bis dreihundertpfündige Steine so weit und mit solcher Gewalt fort, daß die festesten Mauern zerschellt wurden.

Große Summen verſchlang die Löhnung der ſtehenden Heermacht, da die freiwillig in den Kriegsdienſt tretenden Leute, großentheils Ausländer, nur um hohen Sold zu haben waren. Die ſchwarze Legion koſtete für drei Monate einmal hundert tauſend, ein bepanzerter Reiter fünfzehn, ein Huſar zehn, ein Schildträger acht, ein Lanzenträger ſechs, mithin das ganze königliche Heer jährlich eine Million ſechzig tauſend Ducaten; was des Königs gewöhnliche Einkünfte weit überſtieg, mithin die von den Ständen angebotenen Subſidien und die Hinzuziehung ſonſtiger Hilfsmittel unentbehrlich machte.

Die völlig veränderte, der alten Nationalſitte in keiner Beziehung mehr entſprechende Kriegsweiſe, die mit der Anwendung des Schießpulvers und ſeit der Einführung einer ſtehenden Heermacht die Oberhand gewann, und welche ſowohl den früheren reitenden Krieg, auf den auch das ungariſche Ritterweſen ſich geſtützt hatte, wie die alten volksthümlichen und langgewöhnten Waffen des Säbels und des Bogens, ſehr in den Hintergrund drängte, ſtimmte der Ungarn Luſt und Liebe zu Kampf und Fehde bedeutend herab, und wirkte lähmend auf den kriegeriſchen Geiſt des Adels; dieſelbe Erſcheinung, wie ſie, durch beinahe gleichen Anlaß, auch in dem benachbarten Deutſchland ſich zeigte. Auf mehren Landtagen ſtellten die ungariſchen Herren, gegen die Bewilligung von Subſidien, die Bedingung, daß der ungariſche König auf einen gewiſſen Zeitraum kein Aufgebot zur Heerfolge ergehen laſſen dürfe, außer wenn die Türken oder andere Feinde mit ſo überlegener Macht in das Reich einfielen, daß der König mit ſeinen Banderien allein keinen Widerſtand zu thun fähig ſey, in welchem Falle ſie dann ebenfalls in das Feld zu rücken verpflichtet wären. Später wurde die Abneigung gegen den großen Krieg gar ſo weit getrieben, daß Magnaten und Landherren für ſich und eine Anzahl ihrer Verwandten und Hofleute ſich bei dem Könige um Freibriefe bewarben, kraft deren ſie für ihre ganze Lebenszeit von der Pflicht der Heerfolge freigeſprochen wurden.

Nicht ſo auffallend ſchnell wollte in Siebenbürgen, wo die immer drohende äußere Gefahr wachſam und kampfgerüſtet machte, der kriegeriſche Geiſt erlöſchen. Hier vereinigten ſich die drei Nationen des Landes, Ungarn, Szekler und Sachſen, zu folgender, von Mathias (1463) beſtätigter Kriegsverfaſſung. Bei jedem allgemeinen Aufgebote der ganzen Reichsmacht ſollten der geſammte Adel und alle Grundſaſſen, Mann für Mann, aufſitzen; doch in

der Hunyader Geſpanſchaft der dritte, in allen übrigen Geſpanſchaften der vierte, von ihren Jobagyen und Bauern der fünfte Theil zur Beſchützung des eigenen Landes zurück bleiben. Derſelben Pflicht ſollten die adelichen Beſitzer Eines Freihofes, die Wohlhabenderen unter der Reiterei, die Aermeren unter dem Fußvolke; Greiſe, Kranke und adeliche Witwen, durch Stellung eines tüchtigen Mannes für ihre Perſon Genüge leiſten. Die Obergeſpane hatten jährlich, mit wenigſtens fünf dazu erwählten Landherren, in ihren Geſpanſchaften die Namen und die Zahl ſämmtlicher Edelleute und Bauern aufzuzeichnen, zu gleicher Zeit die Pferde und die Waffenrüſtung der Aufgezeichneten zu beſichtigen, auch hierüber ſich vor der Geſammtheit der drei Nationen aufzuweiſen. Wo Vater und Sohn, oder zwei Brüder gemeinſchaftlich Haus hielten, traf nur Einen von ihnen die Pflicht der Heerfolge. Burgvögte und unentbehrliche Beamten auf Edelhöfen ſollten unter den vierten Theil der Daheimbleibenden gerechnet werden. Zum oberſten Befehlshaber des Heeres war einer der Woiwoden geſetzt; nur freiwillig durfte es ihm über die Gränzen des Reiches folgen. Die Szekler ſollten, nach alter Weiſe, zwei Drittheile ihrer Geſammtheit zu dem Reichsheere ſenden. Das Aufgebot geſchah noch immer durch Herumſendung eines blutigen Säbels; in dringender Gefahr durch Trommelſchläge in Dörfern, und brennende Holzſtöße auf Anhöhen; wer auf ſolche Zeichen ſich nicht eiligſt gerüſtet einſtellte, hatte das Leben verwirkt. Den Szekler Hauptleuten war aufgetragen, zur Friedenszeit in ihren Kreiſen häufig Muſterung zu halten, und die Waffen zu beſichtigen. Wer dieſen Verordnungen ſich widerſetzte, ſollte enthauptet oder aufgeknüpft, der Aufwiegler mit glühenden Eiſen zu Tode gemartert werden, und ſelbſt des Königs Begnadigung unvermögend ſeyn, ihn der Strafe zu entziehen.

Gewaltthätigkeiten, Fehden und Widerſetzlichkeit gegen die beſtehende Ordnung wurden unter dem Adel, ja ſelbſt unter den Prälaten, noch immer häufig angetroffen, und ſelbſt die Kraft und die Umſicht eines Mathias kämpften nicht allezeit ſiegreich dagegen an. Richter, Beiſitzer und Zeugen waren ſo öfteren Mißhandlungen ausgeſetzt, daß der Stuhlweißenburger Landtag nach des Königs Krönung (1464) nöthig fand, auf Verletzung eines ordentlichen Richters die Strafe des Hochverrathes zu ſetzen; was jedoch dem Uebel keineswegs abhalf. Ungeachtet aller ihm entgegen ſtehenden Schwierigkeiten wurde jedoch der König nicht müde, Maßregeln anzuordnen,

welche auf Verbeſſerung der Rechtspflege hinarbeiteten. Schon auf dem erſten Landtage zu Peſth (1458) willigte er in die Aufhebung der, vom Könige Albrecht eingeführten, öffentlichen Vorforderung des Beklagten auf drei Jahrmärkten, wodurch natürlich große Langſamkeit in den Rechtsgang gekommen war, und bewirkte, daß das Verfahren durch aufgebotene Comitatsverſammlungen verſchärft, und alle, den Rechtsgang desſelben hemmenden königlichen Briefe und Friſtungen für unwirkſam erklärt wurden. Nur Geſandten im Auslande, Befehlshabern in Gränzfeſtungen, oder Abweſenden in wirklichem Feldzuge, ſollte künftig der König befugt ſeyn, Friſtungsbriefe zu verleihen. Wer immer vor dem Könige, vor dem Palatin oder vor dem Judex Curiae wegen gewaltthätiger Handlungen belangt wurde, ſollte ohne Ausflucht und ohne Friſtung dem Kläger zu Rechte ſtehen, widrigenfalls die aufgebotene Comitialverſammlung über ihn verhängt werde. Und damit den häufigen Gewaltthätigkeiten ein Ziel geſetzt werde, ſollte von nun an auch der Reichskanzler, als beſonderer Perſonalvertreter des Königs, befugt ſeyn, unter dem, eigens für ihn anzufertigenden Gerichtsſiegel wider alle, ſeit vier Jahren begangene Gewalthandlungen, auch außer den Octavalgerichten kurze Vorladungen ergehen zu laſſen. Dieſer Verordnung gemäß war der Gerichtshof des Reichskanzlers von nun an die dritte hohe Reichsbehörde, beſtehend aus ſechs Beiſitzern, welche adelichen Herkommens und von anerkannter Erfahrung, auch ſtets in Ofen anweſend ſeyn mußten, der König mochte ſich wo immer aufhalten. Hiemit nahm das Amt eines beſonderen Personalis Praesentiae Regiae ſeinen Urſprung; denn bis dahin war die Gegenwart der königlichen Perſon vor Gerichte von dem Judex Curiae vorgeſtellt, und der Titel: Vice-Regiae Majestatis persona, zum erſten Male im Jahre 1325 gebraucht worden. Den ſechs edlen Beiſitzern ſollte der König zur Beſtreitung ihres Aufenthaltes in der Hauptſtadt eine angemeſſene Beſoldung anweiſen. Die kurzen Vorforderungen ſollten vom Tage der Anmeldung längſtens auf zwei und dreißig, königliche Vorforderungsbriefe auf ſechzig Tage lauten; wer in dieſer Friſt ſich nicht ſtellte, ſollte der ihm angeſchuldigten Gewaltthat als überwieſen angeſehen und verurtheilt werden.

Sämmtliche, ſeit achtzehn Jahren in ungebührlicher Abſicht aufgeführte Schlöſſer, mit Ausnahme derjenigen, welche der König, mit Gutachten der Prälaten und Barone, als nützlich für das Reich erkennen dürfte, ſollten niedergeriſſen; alle widerrechtlich weggenommenen Burgen, Städte, Markt-

flecken, Dörfer, Ländereien und Beſitzrechte ihren rechtmäßigen Eigenthümern eingeräumt werden; Beides bis zum nächſten Michaelisfeſte und bei Strafe des Hochverrathes. Das Verbot, in Geſpanſchaften ohne Auftrag der Adelsgeſammtheit Verpfändungen vorzunehmen, und außer der Comitatsverſammlung Geldbußen einzufordern, wurde erneuert. Die vier Octavalgerichte ſollten ordentlich gehalten und, außer dem Falle eines allgemeinen Aufgebotes, nicht verſchoben werden. Vier Jahre ſpäter (1462) wurde auf dem Ofener Landtage die Verordnung über die kurzen Vorladungen außer den Octaven vor den Gerichtshof des Vertreters der königlichen Perſon wiederholt.

Eben daſelbſt beſtimmte der König die Verbrechen, deren Beſtrafung ihm allein nach kurzer Vorforderung zuſtehen mußte. Ungeachtet jener Klauſel in des Königs Andreas II. goldener Bulle, welche dem ungariſchen Adel auf immerwährende Zeiten die ungebührliche Befugniß verleihen wollte, einem, dieſer Bulle zuwider handelnden Könige ſich zu widerſetzen und den Gehorſam zu verſagen, wurde dennoch jede Widerſetzlichkeit gegen den König und die Krone, aus was für einer Urſache ſie geſchehen mochte, unter die Verbrechen des Hochverrathes geſetzt, und ſo der Vorwand jener Klauſel und die Berufung auf dieſelbe allen Unruheſtiftern benommen.

Weil ferner die Biſchöfe ſich an die bisherigen Verordnungen über die Gränzen geiſtlicher Gerichtsbarkeit nicht hinlänglich gebunden hatten, ſo wurde ein Verzeichniß aller, vor ihren Gerichtshof gehörigen Fälle ausgefertigt, und den geiſtlichen Richtern neuerdings ſtreng verboten, ſich mit Rechtshändeln über Beſitz und Eigenthum zu befaſſen, oder über weltliche Streitſachen irgend einer Art zu erkennen.

Bei ſeiner Krönung auf dem Stuhlweißenburger Landtage wurde der König durch mancherlei Umſtände und Rückſichten genöthigt, die heilſame Strenge ſeiner Rechtspflege in mancher Beziehung zu mildern. Auf Antrag der Stände wurden die kurzen Vorforderungen abgeſchafft, und des Königs Willkür in Verurtheilung und Beſtrafung der, des Hochverrathes Angeſchuldigten, an das Gutachten der Prälaten und Barone gebunden; auch ſollte er ſeine eigenen Angelegenheiten nicht anders, als auf ordentlichem Wege des Rechtes, durchführen. Die vier Octavalgerichte, jedes vierzig Tage und nicht länger dauernd, ſollten gehalten; über Thaten der größeren Gewalt ſpäteſtens in der dritten Octave das Endurtheil geſprochen; Vorzeiger falſcher Friſtungsbriefe beſtraft; Urheber ungerechter Prozeſſe über Recht-

mäßigkeit des Erwerbungstitels zu dem Schatzungswerthe der angefochtenen Güter verurtheilt; alle ohne königliche Erlaubniß aufgeführten Schlösser bei Strafe des Hochverrathes geschleift; widerrechtlich in Besitz genommene Güter ihren rechtmäßigen Eigenthümern in rechtlicher Ordnung zurück gegeben, und zur Verminderung adelicher sowohl, als gemeiner Verbrecher in sämmtlichen Gespanschaften das allgemeine Gericht nach alter Weise gehegt werden. Dieses schreckliche Gericht wurde unter freiem Himmel gehalten; die Adelsgesammtheit aus einer oder mehren Gespanschaften saß rings herum auf Rasenhügeln; vorsitzender Richter war der Palatin, welcher die Beisitzer selbst wählte. Wer, angeklagt und vorgefordert, sich nicht stellte, wurde als Schuldiger verurtheilt und geächtet; der anwesende Beklagte wurde unter den Spieß gestellt, dann seine Sache wider und für ihn vorgetragen. Ueber dessen Haupte der Spieß sich senkte, der war des Todes schuldig. Nur halspeinliche Verbrechen, nicht bürgerliche Rechtssachen, gehörten seit Einführung der aufgebotenen Comitatsversammlungen vor dieses Gericht.

Nachdem Mathias durch seinen siegreichen Kampf wider den Kaiser seine Herrschaft auch in Ungarn noch fester begründet hatte, durfte er wagen, noch entschiedener, als vorher, in des Reiches inneren Zustand einzugreifen und kühne Umgestaltungen in der Justizverfassung zu unternehmen. Er schrieb daher (1486) eine allgemeine Reichsversammlung nach Ofen aus, nachdem er, was daselbst als Reichsgesetz aufgestellt und angenommen werden sollte, schon vorläufig mit seinen bewährtesten Räthen entworfen hatte; daher das von diesem Landtage ausgegangene Decret durchaus des Königs eigene Ansicht und Gesetzgeberweisheit ausspricht.

In Gemäßheit jenes Decretes wurden das allgemeine Gericht, welchem der Adel sich stets zu entziehen gesucht hatte; dann die aufgebotenen Comitatsversammlungen, welche nicht selten mit Gewaltthätigkeiten endeten; und die Ausrufungen auf drei Jahrmärkten, welche bei ordentlichem Rechtsgange zwecklos waren, gänzlich abgeschafft, und den Gerichtsstühlen der Gespanschaften die halspeinliche Gerichtsbarkeit auch über Verbrecher aus dem Adelsstande zuerkannt. Wer Diebe, Mörder, Todtschläger, Räuber, Brandstifter, Brief- oder Münzverfälscher bei sich aufnahm und nicht sogleich dem nächsten Gerichtsstuhle überlieferte, dessen Vermögen und Güter sollten an den Fiscus verfallen; wer sie sogar mit bewaffneter Hand beschützte, der sollte derselben Strafe, welche sie verwirkten, unterliegen. Majestätsverbrechern durfte Jeder

fünfzehn Tage lang auf Treue und Glauben Aufenthalt bei sich gewähren, in dieser Frist für sie bitten, ihre Schuldlosigkeit darthun, sie sogar sicher dem Könige vor- und wieder zurück führen; aber längere Beherbergung derselben sollte als Anzeichen sträflichen Bewußtseyns angesehen, und mit Einziehung des Vermögens und der Güter bestraft werden. Auf bloße Anklage oder auf Antrag einiger Herren sollte der König Keinen der Untreue oder des Hochverrathes verurtheilen, sondern des Gerichtshofes ausführlichen und treuen Bericht abwarten. Der vorsätzliche Mörder sollte des Todes sterben, und, wenn er entflöhe, die Strafe überall, wo er ergriffen würde, an ihm vollzogen werden; dem zufälligen Todtschläger war gerichtlicher Vergleich mit den Verwandten des Getödteten gestattet. Wer einer Gewaltthat gerichtlich überführt war, sollte durch drei Tage bei dem Richter in Eisen und Banden liegen, in dieser Zeit der Vergleich zwischen dem Schuldigen und dem Verletzten versucht werden; kam der Vergleich zu Stande, so hatte der Richter Nichts zu fordern; blieb der Gegner unversöhnlich, so mußte ihm der Schuldige überliefert werden, ohne Nachtheil für dessen Familie und Besitzungen. Ueberhaupt sollte der Unschuldige nie mit dem Schuldigen büßen, und auch mit Denjenigen, welche aus Unwissenheit, Verführung oder Noth ein Verbrechen begangen hatten, nach des Richters billigem Gutdünken gelinder verfahren werden.

Alle Befreiungen von der Gerichtsbarkeit der ordentlichen Richter des Reiches oder der Gespanschaften wurden widerrufen und aufgehoben; nur die Erbgrafen blieben des Königs unmittelbarer Gerichtsbarkeit untergeordnet. Kein Richter sollte außer der Sitzung, oder für sich allein, ohne seine Beisitzer, ein Urtheil sprechen, oder einen Bescheid ausfertigen. Kein Edelmann durfte das Richter- oder Beisitzeramt ungestraft ablehnen; in der Rechtspflege eines Betruges überführt, wurde er für ehrlos erklärt und zur Geldbuße von hundert fünf und zwanzig Ducaten verurtheilt. Verweigerung oder nachlässige Verwaltung des Rechtes begründete eine Klage des Gefährdeten wider den Richter vor dem Könige, welchem oblag, Jedem zu seinem Rechte zu verhelfen. Unerweisliche Klage über ungerechten Richterspruch zog dieselbe Strafe nach sich, welche den Richter im Falle der erwiesenen Schuld betroffen hätte. Wer, von dem Ausspruche seines ordentlichen Gerichtsstuhles auf den König sich berufend, sachfällig wurde, sollte den Betrag der Streitsache und die gerichtlichen Kosten doppelt erlegen und keinen Nachlaß erhalten.

Vor irgend einem Gerichtshofe bewaffnet zu erscheinen, war den Parteien streng verboten; auf Beschimpfung des Richtstuhles die Geldbuße von hundert Ducaten, auf Hintertreibung des richterlichen Ausspruches oder der Vollziehung durch Macht und Ansehen, die Strafe des Hochverrathes gesetzt. Sämmtlichen Richtern, Beisitzern und Sachwaltern war ein Amtseid vorgeschrieben; jedem der Letzteren, auf einmal und zugleich, mehr als vierzehn Rechtshändel zu übernehmen, untersagt. Die allgemeinen Kosten und Ausgaben zur Unterhaltung der Stuhlrichter, und die ganze innere Verwaltung der Comitate, sollten aus gemeinschaftlichen Beiträgen der Comitats-Insassen bestritten werden; hiermit nahmen die Domesticalcassen der Gespanschaften ihren Ursprung.

Die vier Octavalgerichte sollten inskünftig pünktlich, in persönlicher Gegenwart der ordentlichen Richter oder ihrer Stellvertreter gehalten werden. Jede in der ersten Octave anhängig gemachte Streitsache sollte in der vierten entschieden seyn; über diese hinaus keine Fristung Statt finden; für Niemanden, außer Abwesenden in Gesandtschaften, Staatsangelegenheiten und Feldzügen, königliche Freibriefe gelten; auch diesen nur bis zur dritten Octave nützen, dagegen keine Kraft haben, wenn ihre Eltern oder Brüder zu Hause in Gemeinschaft leben; Vorlegung erschlichener oder falscher Fristungsbriefe mit Lösung der Zunge bestraft werden. Die streitenden Parteien mußten schwören: daß sie gerechte Sache zu haben glauben, nicht leichtsinnig und unbesonnen Prozeß führen, weder falscher Zeugen, noch unächter Urkunden sich bedienen, keine Fristung zur Verzögerung des Erkenntnisses nachsuchen wollen. — Vermuthungen des Beifalles und der Einwilligung wurden für ungiltig erklärt; für das Verfahren in Klagen wegen Gewalt, über Zeugnisse und Beweise, über Prüfung der Urkunden und Ausfertigungen der Kapitel, bestimmte Vorschriften aufgestellt; listigen Einreden und Sachwalterkünsten Schranken gesetzt; unredlichen Widersetzungen gegen Vollziehung der richterlichen Sentenz vorgebeugt. Würde die eingereichte Klage nach allen Angaben richtig befunden, so sollte nicht, wie bisher, der Beklagte, sondern der Kläger zur Befestigung seiner Rechtsführung durch den Reinigungseid, mit einer der Sache angemessenen Anzahl Mitschwörer angehalten; der Beklagte jedoch blos auf diesen Grund noch nicht, als der Gewalt überführt, verurtheilt, sondern nur mit fünfzig Ducaten für den Richter, mit eben so viel für den Kläger, in Strafe genommen, und zur Entschädigung des Gegners

verpflichtet werden; wichen aber Aussagen und Angaben von einander ab, so blieb es dem Ermessen des Richters überlassen, entweder dem Kläger des erlittenen Schadens eidliche Angabe, oder dem Beklagten den Ablehnungseid zu übertragen. Der gerichtliche Zweikampf wurde, als unzulänglich zum Ersatze mangelnder Beweise, und als unschicklich vor Prälaten, welche den ordentlichen Gerichtshöfen beisaßen, abgeschafft. Nur wenn alle Beweise fehlten, wie in Fällen, wo unterwegs ein Reisender den anderen, in keines anderen Menschen Beiseyn beraubt, oder Einer dem Anderen ein Darlehen ohne Zeugen und Handschrift gegeben; oder Einer dem Anderen eine Beschimpfung in das Ohr gesagt hätte, könnte auf den Zweikampf, doch nur vor dem königlichen Hoflager, nicht vor dem Gerichtshofe vollziehbar, erkannt werden.

Prälaten und Priestern, welche mit Laien in was immer für Rechtshändel verflochten waren, durften wider ihre Gegner nicht mit Bann und Interdict verfahren; Niemand, mit Uebergehung der ordentlichen Reichsgerichte, in irgend einer Sache vor der römischen Curie rechten, oder in anderen, als rein kirchlichen, Rechtssachen von der Entscheidung einheimischer Richter sich dorthin berufen. Die Entscheidung über Streitigkeiten wegen der Zehnten, welchen zumeist die Prozesse zwischen der Clerisei und dem Laienstande zu gelten pflegten, wurde von nun an für immer dem Gerichtshofe des Königs ausschließend vorbehalten.

Nachdem, wie wir weiter oben (S. 384) gesehen, König Ludwig I. die Gleichstellung des gesammten ungarischen grundsässigen Adels an Rang, Rechten und Freiheiten, ausgesprochen hatte (1351), wagte man es durch hundert Jahre, wenigstens in allgemeinen Reichsverordnungen nicht, einen Unterschied zwischen hohem und niedrigerem Adel aufzustellen. Nur die von Geschlecht zu Geschlecht sich forterbende Verehrung gegen die heiligen Könige Stephan und Ladislaw hatte den, von ihnen in den Adelstand erhobenen Familien, deren jetzt jedoch wenige mehr übrig waren, einigen Vorzug eingeräumt, der durch die Gewohnheit sich befestigte; daher erklärten die späteren Könige, wenn sie eine besondere Auszeichnung angedeihen lassen wollten, in der Erhebungsurkunde: daß der jetzt Geadelte den vorzüglichen und ersten Edelleuten der heiligen Könige gleich geachtet werden solle. An eine förmliche Unterscheidung zwischen Magnaten und Land- oder Gespanschaftsadel aber war dabei nicht gedacht worden; vielmehr hieß es im Allgemeinen: Prälaten,

Barone, Ritter und Vornehmſte (Proceres) des Reiches; oder: wir Prälaten, Barone, Landherren, Vornehmſte und Städte; auch: Prälaten, Magnaten (für Barone), Vornehmſte und Edle; bisweilen: Prälaten, Barone, Ritter, Edelleute, Städter und Landſaſſen des ungariſchen Reiches; oder ſchlechtweg: Prälaten, Barone und Reichsſaſſen; doch gleich wieder: Prälaten, Barone, Magnaten und Adel des Reiches, mit Ausnahme der Edelleute, welche keinen oder weniger als zwanzig Jobagyen beſitzen; einmal auch: Mächtige und Magnaten; doch bald wieder nur: Prälaten, Barone und Adel.

Nachdem aber König Sigmund, zu dem von ihm ſehr vermehrten grundſäßigen Adel, auch noch den beſitzloſen Wappenadel häufig ausgeſpendet hatte, erhoben ſich die älteren Familien im geſellſchaftlichen Umgange und bei öffentlichen Feierlichkeiten über die neugeadelten Grundſaſſen, wogegen dieſe ſich wieder des Ranges vor den bloßen Armaliſten bemächtigten. Was anfänglich nur Sitte des Familienſtolzes war, erlangte bald den Schein geſetzlichen Anſehens; denn in den, durch die Stände auf dem Ofener Landtage (1454) dem Könige Ladislaw V. zur Beſtätigung vorgelegten Artikeln wurden die Prälaten, Magnaten, Barone, Ritter, Edelleute höheren und niederen Ranges ſchon auf das Beſtimmteſte unterſchieden. Dieſer folgenſchwere Unterſchied behauptete ſich unter Mathias beinahe auf jeder Reichsverſammlung, und war nicht mehr aufzuheben, nachdem er ſelbſt durch die geſetzliche Sprache volle Kraft erlangt hatte. Selbſt der König unterſtützte dieſe Unterſcheidung, weil ſie ihm das geeignetſte Mittel ſchien, den Adel in ſich zu zerklüften und einer drohenden Vereinigung desſelben vorzubeugen. Mehre ſeiner Günſtlinge und Anhänger wurden von Mathias zu erblichen Grafen, zu geborenen und erblichen Reichsbaronen erhoben; auch ließ Derſelbe, nachdem ſeit dreißig Jahren viele Familien durch biſchöfliche Briefe Belehnung mit Kirchenländereien erworben, dadurch und durch andere Mittel in den Reichsadel ſich eingeſchlichen und auf alle adelichen Vorzüge Anſpruch gemacht hatten, auf dem Ofener Landtage (1467) ſtaatsrechtlich die Bedingungen feſtſetzen, unter welchen Jemand für einen ächten ungariſchen Edelmann gelten ſollte. Wirkliche Genoſſen des Reichsadels waren dem zufolge nur Diejenigen, welche — ſie mochten blos mit Wappen, oder auch mit Beſitzrechten verſehen ſeyn — ihren Adelsbrief von den Königen Ungarns empfangen hatten; oder deren Angaben, Ausſagen, Zeugniſſe und

Eide in Rechtsſachen vor den ordentlichen Reichsgerichten als vollgiltig angenommen wurden. Letzteres war hinlänglicher Adelsbeweis für den Fall, daß eine Familie ihren Prädialſtand nur biſchöflicher Belehnung verdankte, oder ihre königlichen Briefe verloren hätte.

Mathias, trachtend, den Gewerbfleiß und die Bildung Ungarns durch Erfahrungen und Ideen des Auslandes zu befruchten, ſah ſich durch die vorhandenen Reichsgeſetze, welche den Königen verboten, Reichswürden, hohe Pfründen, Burgherrſchaften und Beſitzrechte an Ausländer zu verleihen, läſtig beſchränkt. Aber er wußte dieſes Geſetz dadurch zu umgehen, daß er, woran ihn Nichts hindern konnte, im Auslande geborenen Herren das Recht der ungariſchen Eingeburt verlieh, was natürlich für den König zugleich die Befugniß mit ſich brachte, an die auf ſolche Weiſe zu Eingeborenen Aufgenommenen auch Reichswürden, Aemter und Pfründen zu vergeben.

Seine königliche Machtvollkommenheit im Begnadigen nahm Mathias beſonders auch jenem Geſetze gegenüber wahr, welches durch gewiſſe Verbrechen, namentlich durch den Meineid, Vermögen, Güter, Ehre und Adel verwirkt werden ließ; mehre, des Meineides überwieſene und verurtheilte Edelleute ſetzte er nicht nur wieder in ihre Beſitzungen ein, ſondern nahm die Entehrten auch in den reinen, ächten, unauslöſchlichen, unter königlichem Banner ſtreitenden Reichsadel wieder auf.

Ueberhaupt ſorgte er unermüdlich dafür, daß Perſonen, Rechte und Eigenthum unter ſeiner Regierung nach Möglichkeit geſchützt und geſichert waren. Verboten war, ohne richterliches Erkenntniß einen Edelmann in Verhaft zu nehmen; Derſelbe ſtände denn im Dienſte eines anderen Herrn, und würde auf einem gröberen Verbrechen betroffen, oder, bei Ablegung der Rechenſchaft, untreuer Verwaltung überwieſen. Selbſt der König ſollte, ohne Einvernehmen mit ſeinen Räthen, keinen Reichsſaſſen gefänglich einziehen laſſen. War ein adelicher Beamter ſeinem Herrn entwichen und in die Dienſte eines anderen Herrn getreten, ſo mußte Dieſer den Flüchtling ohne Verzug entlaſſen, oder doppelte Strafe für ihn entrichten. Niemand durfte auf Jahrmärkten, Handelsplätzen oder in Weinhäuſern bewaffnet erſcheinen. Harten Gläubigern war verboten, ihre reiſenden Schuldner, beſonders Handelsleute, auf der Landſtraße aufzuhalten, ſie zu pfänden, ſie, oder ihre Angehörigen für ſie, vor Gericht zu ziehen. Die Abgabe, welche früher Bauern, wenn ſie aus anderen Dörfern Gattinnen heim führten, zu entrichten hatten, wurde

abgeſchafft. Geleitgelder, welche reiſende Bäcker und Schneider mit vierzig Silberpfennigen bezahlen mußten, wurden auf das gewöhnliche Geleitgeld der Reiſenden herab geſetzt. Die Freizügigkeit der Bauern wurde mehrmals nachdrücklich in Schutz genommen; Verhinderung derſelben mit Beſchlag auf die Güter und mit einer Geldbuße von zwölf Mark Silber bedroht; ſelbſt auf den Herrſchaften des Königs und der Krone durfte ſie nicht verweigert werden; nur einmal (1474) wurde ſie geſetzlich auf ein Jahr eingeſtellt, häufiger von den Landherren durch allerlei Vorwände hintertrieben.

Mathias begab ſich des Befugniſſes, die Reichsſaſſen zu Arbeiten bei ſeinen Burgen, Städten und Herrſchaften aufzufordern, es ſey denn bei Gränzfeſtungen, welche ſich in Gefahr befänden, und auch in dieſem Falle wollte er die beſondere Anordnung und Vertheilung den Geſpanſchaften überlaſſen. Seinen Beamten und Hofleuten war für immer, ſelbſt wenn ſie in ſeinem Dienſte reiſeten, unterſagt, von Edelleuten, Bauern, Pfarrern und Klöſtern, Wagen, Pferde oder Verpflegung ohne baare Bezahlung zu fordern; eben ſo wenig ſollten ſie für die Gränzfeſtungen aus den benachbarten Gegenden Zufuhr von Lebensmitteln erzwingen und dafür die Mühlen jener Leute in Beſchlag nehmen. Inſaſſen königlicher Freiſtädte und Herrſchaften, eben ſo Leute der Prälaten, Barone und Landherren, welche vor des Königs Erwählung irgend wo zollpflichtig geweſen, ſpäter aber ſich der Zollfreiheit angemaßt, ſollten hinfort überall die Zölle ohne Weigerung entrichten, bis ſie das Recht ihrer Befreiung gerichtlich erweiſen würden; weil der König keine Macht hätte, noch haben wollte, auf dem Gebiete zollberechtigter Reichsſaſſen irgend Jemand der Zahlungspflicht zu entbinden. Diejenigen aber, welche nach des Königs Krönung ihre Zollfreiheit ſchon einmal auf rechtlichem Wege dargethan hätten, ſollten nicht weiter mehr angehalten werden, ihre Rechte zu beweiſen. Wer auf ſeinen Gütern von des Königs Leuten Zoll forderte, deſſen Leute wurden gegenſeitig bei des Königs Zollämtern zur Zahlung angehalten. Seitenwege einzuſchlagen, war Einem wie dem Anderen verboten. Hatte Jemand ſeine Handfeſten und Freiheitsbriefe durch feindliche Einfälle, Plünderungen oder Feuersbrünſte verloren, ſo war ihm geſtattet, durch das Zeugniß der Adelsgeſammtheit ſeines Comitates über ſechzigjährigen Beſitz ſich im Genuſſe ſeiner Rechte und Freiheiten zu behaupten.

Am häufigſten ereignete ſich Verletzung der Rechte bei königlicher Vergabung der Güter, welche entweder durch Hochverrath oder durch angebliche

Erlöschung der Familien, dem Fiscus heimgefallen waren; immer meldeten sich dazu Bewerber in großer Anzahl, und Jeder strebte zu beweisen, daß Niemand rechtsgiltige Ansprüche auf das erledigte Gut habe, sondern das Recht der Vergabung dem Könige unbedingt zustände. Durch Gewohnheit und Gesetz von ältesten Zeiten her, konnte der Besitz einer königlichen Schenkung nie für sicher und giltig geachtet werden, wenn die Besitzergreifung nicht durch feierliche, rechtskräftige Einsetzung (Statutio) nach Vorladung und in Anwesenheit der Gränznachbarn, und der möglichen oder angeblichen Verwandten des abgeschiedenen Besitzers geschehen war. Wurde der Einsetzung widersprochen, und der Widerspruch gerichtlich für giltig angenommen, so war die Schenkung vernichtet. Um ähnlichen Einsprüchen zu entgehen, fingen die Empfänger an, sobald sie nur die königliche Handfeste in Händen hatten, die ihnen zuerkannten Güter ohne gerichtliche Einsetzung, durch List oder durch Gewalt in Besitz zu nehmen, und verließen sich auf ein altes Adelsvorrecht, kraft dessen keinem Edelmanne anders, als durch richterliches Erkenntniß, der Besitz abgenommen werden konnte. Der Verletzte mußte nun sein Recht vor dem ordentlichen Gerichtshofe verfechten; dort konnte der Beklagte den Prozeß dreißig bis vierzig Jahre hinziehen; unterdessen blieb er im Besitze, bezog den Ertrag des Gutes, und wurde er am Ende sachfällig, so bezahlte er dem Gegner nur des Betrages gewöhnliche Schätzung (Aestimatio communis), d. i. den zehnten Theil der immerwährenden (Aestimatio perennalis). Um nun dieser Ungebühr ein Ende zu machen, erklärte Mathias auf dem Ofener Landtage (1472) die eigenmächtige Besitzergreifung königlicher Schenkungen für widerrechtlich und unstatthaft, und verordnete, daß solche Besitzer das Gut bei Strafe seines Werthes räumen und ihr angebliches Recht darauf in gerichtlicher Ordnung verfolgen sollten. Aber diese Maßregel hatte unvollkommenen Erfolg; denn viele mächtige Herren erlaubten sich, nach wie vor, gewaltsame Besitzergreifung und stützten sich auf das alte Vorrecht. Da erwirkte Mathias auf einem späteren Ofener Landtage (1487) noch genauere und strengere Verfügungen. Wer künftig, blos auf die königliche Vergabung gestützt, den Rechten und Verordnungen zuwider und gegen laut gewordenen Widerspruch, den Besitz eines Gutes ergreifen würde, der sollte, auf Ansuchen des Widersprechers, von dem Obergespan sogleich zum Abzuge ermahnt werden. Würde der ersten Ermahnung nicht gehorcht und das Ansuchen des Widersprechers wiederholt, so war der Obergespan verpflichtet, den widerrecht-

[illegible] Verbrechern auf den Gang kommt zu machen, ihn in Verhaft zu nehmen, durch alle möglichen Zwangsmittel zur Erlegung der Summe, welche zu Besserung und gerichtlicher Schätzung wendt war, anzuhalten. Im Namen königlicher Macht mußte dem Übergriffe sieht die Widersetzlichkeit des Gemeinen beruhigen, und wenn auch diese noch unvermögend war, den Widerspenstigen zu bezwingen, so sollte Bericht an den König gesendet und, auf dessen Befehl, durch einen Machtspruch das Gut besiegt werden. Die bekannte Schlußformel: „von königlichen Händen,“ in Schenkungsbriefen, sollte keinen alten Kauf ausmachen, und weder von Übergriffen, noch von Contraventionen von Personen und Rechtsachen, gelten werden. Wenn des Königs hohe Schenkungen den Rechten, Verordnungen und Rechtsgewohnheiten widersprachen, so sollten die Empfänger von den Übergriffen zur Rückgabe in Anspruch genommen, im Weigerungsfalle durch Antrag der Gemeindsgenossen hierzu gerichtlich, und, wenn die Macht derselben nicht hinreichte, die königliche Waffengewalt in Bewegung gesetzt werden.

Damit unter Mathild wenn zwei Wege offen, um zu Recht- und Besitzrechten zu gelangen: der eine war Verleihung der Landesherrn an einen Fremden als Sohn (Adoptio), oder als Bruder (Substitutio), und Einsetzung in männliche Rechte (Praefectio), wodurch die bisherige Tochter zum rechtmäßigen Erben ihrer väterlichen Güter erklärt wurde. Jener beiderseitigen beide Maßregeln zu Recht des Fiscus: da jedoch weder die eine, noch die andere, ohne des Königs ausdrückliche Bewilligung geschehen konnte, so wurde dadurch die königliche Oberherrschaft über sämmtliche Grundbesitzungen des Reiches in keiner Hinsicht beeinträchtigt.

Als väterlicher Sorgfalt sicherte Mathild das Andenken der königlichen Stifter. Der Stadt Lyon schenkte sie das Gut Saint, welches vorher zur Wasserburg gehörte und nun hinfüro einen Theil des Stadtgebietes ausmachen sollte: es betraf den Priester, Diaconen, Subdiaconen und Freisassen, deren Jahrgaben und Zinsen, welche sich zu Saint anhäufen wollten, eben so wie nach anderen königlichen Stiftern und Wohlthaten, feiern, ungeschmälert Pflug zu bestellen: verlieh den neuen Ansiedlern, welche die verfallenen Wohngebäude wieder in Stand setzen, auch den, Innen, welche sich von Grund aus anbauen, durch sieben Jahre volle

[illegible] Pflugen Steuern beständige oder vermehrte er ihre

Rechte und Freiheiten, verlieh ihnen eigenthümliche Wappen und den Vorzug, gleich den Prälaten und Reichsbaronen mit rothem Wachse zu siegeln. Eifrig wachte der König über der Unverletzlichkeit der rechtlichen Verhältnisse zwischen den Stadtgerichten und dem Tavernicalstuhle, dem obersten Gerichtshofe der königlichen Freistädte. Entschieden griff er ein, wenn ein Stadtgericht der gefährdeten Partei die Berufung von seinem Ausspruche auf den Tavernicalstuhl zu verwehren wagte, oder wenn Bürger sich der Gerichtsbarkeit der Stadtbehörde entziehen und unmittelbar vor dem Tavernicalstuhle rechten wollten. Gerieth eine Stadt durch Kriegsverheerungen oder durch andere Unglücksfälle in Noth und Verfall, so befreite sie der König auf einige Zeit von Zinsen und Abgaben an den Fiscus. Auch gab Mathias zuerst Beispiele von Anerkennung des Wuchers für Darlehen auf Pfänder, und von Anstandsbriefen verarmter Stadtbürger wider ihre Gläubiger, kraft welcher Jene, Schulden halber, von Diesen durch ein volles Jahr vor keinen Richterstuhl gezogen werden durften. Gegen die in Städten angesiedelten, Wucher treibenden Israeliten war der König zur Strenge geneigt; seiner Verordnung gemäß sollte überall nur die Hälfte der Zinsen für Darlehen den Juden, die andere Hälfte der Bürgerschaft der Stadt zukommen. Den Bürgern war verboten, Häuser, Grundstücke, Weinberge und Güter an Juden für Darlehen zu verpfänden; wenn diese aber dennoch fortführen, Verschreibungen unbeweglicher Pfänder sich zu erschleichen, so sollten ihre Darlehen an den Fiscus verfallen. Dennoch bestätigte er ihnen zu wiederholten Malen die Freiheiten und Rechte, welche sie von Bela IV., Sigmund und Albrecht erhalten hatten.

Die sächsische Gesammtheit in Siebenbürgen war (1459) zu Mediasch mit den Siebenbürger Ungarn und Szeklern in einen Verein getreten, zu welchem die häufigen Einfälle der Türken, der Mangel an befestigten Plätzen außer den sächsischen Städten, die Entlegenheit von dem Mittelpunkte der Reichsregierung, die Entbehrung eines gemeinschaftlichen Richters im Lande bei gegenseitigen Streitigkeiten, den Anlaß gegeben hatten. Die Vereinigung bezweckte daher gemeinschaftliche Vertheidigung gegen Feinde, gegenseitige Beschirmung der Rechte, der Freiheiten und des Eigenthumes, Frieden unter einander und Ausgleichung der Streitigkeiten, welche sich zwischen den benachbarten Theilen erheben dürften. Die sächsische Gesammtheit machte sich anheischig, bei Kriegsgefahren die ungarischen Landherren und die Szekler in ihre besten Städte aufzunehmen, wogegen sich diese verpflichteten, jedes Mal

an der Spitze ihrer Völker in Verbindung mit den Sachsen wider den gemeinsamen Feind auszuziehen und zu kämpfen. An irgend eine Vermischung oder Gemeinschaft der besonderen, jedem der drei Volksschaften eigenthümlichen Rechte war bei dem Vereine nicht gedacht worden, und um die sächsische Gesammtheit in den ihrigen ungefährdet und unverletzt zu erhalten, hatte Mathias bald nach seiner Thronbesteigung Niederlassung in ihrem Gebiete allen anderen Volksgenossen untersagt, dann auch den Königsrichter von Broos (Szasz-Város), welcher seit einiger Zeit aus der Gesammtheit ausgeschlossen war, wieder unter die Gerichtsbarkeit der sieben Stühle gesetzt.

Einige, bisher zwischen dem Dnjester und dem Bog, längs den Ufern des Teligol zurück gebliebene, jetzt durch Tataren aus ihren Weideplätzen vertriebene Kumanenhorden nahm Mathias in Ungarn auf, und versetzte sie theils auf die Donauinsel, theils in das Jasz-Berényer Gebiet unter die Jaszoner. Letzteren erneuerte er den, von Sigmund verliehenen Freiheitsbrief, und verbot den von ihm ernannten Richtern und Beamten, sich, unter irgend einem Vorwande, bei den Jaszonern einzulegen, oder Bewirthung, Verpflegung, Geld von ihnen zu fordern; des Volkes Hauptleute selbst sollten den Grundzins und andere Gefälle der Krone von den Ihrigen einsammeln und an die, von königlichen Beamten ihnen angewiesene Behörde abliefern. Weiterhin entnahm er (1469) die Jaszoner Gemeinde von Béren-Szállás, Négy-Szállás, Fénszaru und Arok-Szállás der Gerichtsbarkeit des Heveser Obergespans, und berechtigte sie, ihre Angelegenheiten unter sich, frei von jeder fremden Einmischung, zu verwalten und zu entscheiden. Ein anderer Gnadenbrief (1473) befreite die königlichen Jaszonen der genannten vier Herbergen für immer von Zahlung des Kammergewinnes, auch aller Schatzungen, Steuern und Abgaben; nur den von Alters her bestehenden Grundzins: fünf hundert, und das Köchergeld: drei hundert Goldgulden jährlich, sollten sie in zwei Tagsatzungen entrichten. Auch sprach er sie insgesammt von aller Gerichtsbarkeit der Gespanschaften, auch von allen Zöllen für ihre Personen, Erzeugnisse und Waaren frei.

Den Großkumanen, deren Hauptstuhl damals Kolbasz-Szék war, verlieh König Mathias die Freiheit, Hauptleute und Beamten aus ihrem Mittel zu erwählen. Die Erwählten sollten in allen Angelegenheiten für des Volkes rechtmäßige Richter und Beamten geachtet werden; kein Obergespan oder königlicher Richter irgend eine Gerichtsbarkeit über dasselbe sich

anmaßen, was er ihnen später mit dem Beisatze bestätigte, daß sie, außer ihren Kapitanen, keinen anderen, bürgerlichen oder geistlichen Richterstuhl anzuerkennen hätten, von dem Ausspruche ihrer Hauptleute aber unmittelbar auf des Königs Hofgericht sich berufen dürften. — Unter den Kleinkumanern erhielten die erste Begünstigung von Mathias die Genossen des Mizser Stuhles, durch die ihnen verliehene Freiheit von Bezahlung des Kammergewinnes, auch von allen anderen Steuern und Lasten. Ihren jährlichen Grundzins setzte er von drei und fünfzig auf vierzig Goldgulden herab, welche sie in zwei Tagsatzungen, zu jeder die Hälfte, entrichten sollten (1469). Um dieselbe Zeit bestätigte er die von ihrem Grafen Johann von Marczaly auf dem Halászer Tage entworfene Verfassung der Kumaner-Gesammtheit in privilegirender Form. Die Kapitane besaßen die Herbergen nicht blos von Amtswegen, sondern auch eigenthümlich durch das Recht der königlichen Schenkung. Königliche Jaszonér und Kumanen hießen Alle, welche in den Herbergen ansäßig waren, zur Unterscheidung von denjenigen, welche im Reiche zerstreut, auf den Gütern ungarischer Landherren wohnten. Das oberste Richteramt über die ersteren wurde unter Mathias (1485) durch ein Reichsgesetz für immer mit dem Palatinat verbunden; dem jedesmaligen Palatin, als Richter der Kumaner, ein jährlicher Gehalt von drei tausend Ducaten angewiesen, wofür er des Volkes Streitsachen im letzten und höchsten Rechtsstande zu entscheiden hatte. In dieser, nachmals wiederholt bestätigten und durch Verleihung neuer Vortheile befestigten Verfassung, einigten sich die Jaszoner und Kumaner allmälig inniger mit den Ungarn.

Die Gespanschaften Agram, Kreutz und Warasdin, zu dem heutigen Kroatien gehörig, hießen damals noch immer Slavonien, dessen Gebiet die Kulpa begränzte. Was jenseits der Kulpa bis an das Gebiet der Seestädte, des eigentlichen alten Dalmatiens, lag, gehörte zu Kroatien; die heutigen slavonischen Gespanschaften, Sirmien, Valpo, Posega, Varöcze zu Ungarn. Bisweilen verwaltete die drei Provinzen Ein Magnat, welcher dann Banus totius Slavoniae hieß. Schon Ludwig I. trachtete nach Einförmigkeit der Verfassung in Rechten und Pflichten unter den ungarischen Völkern, ohne dieserhalb an den erworbenen Freiheiten der Einzelnen sich zu vergreifen. Sigmund hatte die eigenen Versammlungen der Stände Slavoniens eingeführt, um unvermerkt die Macht der Bane zu schwächen. Durch die von Banen ausgegangene Berechtigung der Stände zur Erwählung eines Pro-

notars, wurde wenigstens Einförmigkeit in der Rechtspflege bewirkt. Auf dem Stuhlweißenburger Landtage bei des Mathias Krönung (1464) wurden, gleich den Siebenbürgern, die Slavonier in ihren Rechten und Freiheiten bestätigt, wofür die Letzteren auf ihrer allgemeinen Versammlung beschlossen, daß, auf ergangene Mahnung des Königs, sämmtliche Landherren und Grundsassen Slavoniens aufsitzen, und von jedem zwanzigsten Bauernhofe Einen Bewaffneten stellen sollten. Im nämlichen Jahre bestätigte Mathias den Ständen das Recht, den Protonotar des Landes zu erwählen; nur das Verbrechen des Hochverrathes und diejenigen slavonischen Herren, welche in ungarischen Aemtern standen, entnahm er der Gerichtsbarkeit desselben. Als aber (1467) die Stände in der Wahl nicht einig werden konnten, setzte er ihnen für dieses Mal aus königlicher Machtfülle einen Protonotar, vor welchem alle Streitsachen im ersten Rechtsstande, und zwar mit der Hälfte von den in Ungarn üblichen Taxen verhandelt werden, erst von seinen Aussprüchen Berufungen auf des Königs Hofgericht Statt finden sollten. Als in einer ungarischen Reichsversammlung (1472) die Einführung auswärtigen Salzes und der Verkehr mit solchem untersagt wurde, blieb Beides den Slavoniern gestattet, und ein späterer Gnadenbrief (1481) verlieh ihnen die Befugniß, auch einheimisches Salz von den königlichen Niederlagen anzukaufen und den Kleinhandel damit zu treiben. Auf demselben Landtage erhielt die slavonische Adelsgesammtheit wiederholte Bestätigung ihrer Rechte und Freiheiten, dazu noch den Vorzug, daß ihr Land von den, in Ungarn eingeführten Schatzungen, Zinsen und Abgaben nur die Hälfte bezahlen sollte. Auf dem großen Ofener Landtage zur Verbesserung der Rechtspflege im ganzen Reiche (1486), ließ der König auch dem Bane von Slavonien, so oft er sich am Hoflager befände oder eingeladen würde, das Recht, dem höchsten Reichsgerichte beizusitzen, einräumen; seine Befugniß, in ganz Slavonien Parteien vorzuladen und Ortsvalgerichte zu halten bestätigen; den Warasdiner Gerichtshof des Grafen von Zagorien für immer aufheben.

Dem Gemeinwesen von Ragusa, welches sich unter mancherlei Anfechtungen und Gefahren, durch Anhänglichkeit an die Krone Ungarn hervorgethan hatte, verlieh Mathias (1462) das Recht, im rothen Wachse zu siegeln; dem Oberhaupte des Senates den Titel Architectore, und vermehrte später (1473) das Wappen der Stadt mit bedeutendem Zusatze. Zur Begrüß-

nung, wie die Stadt aus allen Bedrängniſſen und Stürmen nur immer zu erneuerter Kraft und Blüte hervor gegangen war, ſollte ſie künftig in ihrem Wappenſchilde einen gekrönten Phönix im himmelblauen Felde, an der Seite des Schildes den heiligen Biſchof und Märtyrer Blaſius, Raguſa's Schutzpatron, als Wappenhalter führen. Aus republikaniſchem Sinne machte Raguſa von dieſem Zuſatze keinen Gebrauch.

Von den Türken gedrängt, war ſchon unter König Albrecht eine Anzahl Rascier nach Ungarn eingewandert, in das Temeſer Gebiet aufgenommen, dann von Wladislaw I. mit Rechten und Freiheiten begnadigt worden. Nach Serbiens Eroberung durch Mohammed (1459) folgten noch größere Schwärme fliehender Rascier nach, welchen Mathias in dem, ſehr entvölkerten Temeſer Gebiete Wohnſitze anwies. Dieſes Gebiet wurde nachmals Janopol genannt. Mathias ſetzte dieſe rasciſchen Nachzügler ihren, früher eingewanderten, und auf der Inſel Cſapal zu St. Andre und Raczſceve angeſiedelten Volksgenoſſen an Rechten und Freiheiten gleich, und es wurde ihnen demgemäß Duldung ihres Kirchenweſens, eigene Gerichtsbarkeit, Befreiung von königlichen Zöllen, und Erlaſſung des Kammergewinnes zugeſtanden. Durch ähnliche Vortheile gelockt, wanderten in den ferneren Jahren noch viele Rascier in Ungarn ein, wurden durch ein Reichsgeſetz auf den von ihnen urbar gemachten Ländereien von Bezahlung der Zehnten an den katholiſchen Clerus freigeſprochen, und machten den Kern der königlichen Heermacht aus.

Bei Ernennung der Biſchöfe hatte Mathias meiſt nur ihre Brauchbarkeit zu ſeinen Staatszwecken vor Augen, oder ſuchte vornehme Familien durch die Wahl eines ihrer Mitglieder auf ſeine Seite zu ziehen. Daß dabei die ungariſche Kirche nicht immer gewann, war nicht zu vermeiden, und Mathias, obgleich zur Frömmigkeit geneigt, machte doch ſelbſt zuweilende beißende Bemerkungen über den Verfall der kirchlichen Zucht, und über die Prachtliebe und den Hochmuth mancher Prälaten.

Die Hauptquelle, aus welchen den Prälaten und Pfründnern reichliche Einkünfte floſſen, waren noch immer die Zehnten, die zugleich gar oft Anlaß zu ärgerlichen Streitigkeiten gaben, indem bald die Berechtigten mehr forderten, als ihnen gebührte, bald die Verpflichteten Jenen auch das Gebührende vorenthielten. Dem Graner Erzbiſchofe waren allein die Zehnten von Gran drei tauſend ſechs hundert; von Preßburg, Neitra, Sohl, Arva,

Thurocz, Liptau, Komorn, Nográd, Gömör und Thorna zwölf tausend Ducaten werth, um welche Summe sie Hippolyt von Este, als er noch Graner Erzbischof war, dem Bischofe Thomas Bákács, trotz des verbietenden Reichsgesetzes, in Pacht gab. Die Zehnten mußten zur Erntezeit in Garben und Haufen überall bis Maria Himmelfahrt unter treuer Bewachung stehen bleiben, und bis dahin von den Berechtigten eingesammelt werden. Versäumten sie diese Zeit, und waren, nach Ablauf derselben, die Früchte beschädigt oder entwendet worden, so durfte der durch seine Schuld Gefährdete wider die Zehentpflichtigen keine gerichtliche Klage erheben, noch weniger sie mit kirchlichem Interdicte belegen. Da mit dem letzteren einige Bischöfe in Zehentsachen zu voreilig zu verfahren pflegten, bisweilen auch Scheuern, Speicher und Keller gewaltsam in Beschlag nahmen, so mußte ihnen Beides durch mehre Reichsgesetze und königliche Edicte verboten werden. Bischöfe, welche mit ihren Diöcesgenossen wegen der Zehenten in Streit geriethen, sollten sich entweder vor ihrem Erzbischofe, oder vor dem Könige mit ihren Gegnern vergleichen. Edelleute ohne Jobagyen, Besitzer nur Eines Freihofes, und auf Herrenhöfen dienende Jobagyen, waren der Zehentpflicht entbunden, außer es besaßen die Einen oder die Anderen auf fremden Gütern Aecker oder Weingärten. Auf dem großen Ofener Tage, 1486, entzog Mathias alle Zehenthändel überhaupt der Erkenntniß bischöflicher Gerichtshöfe, und behielt ihre Entscheidung unmittelbar seinem Hofgerichte vor.

Durch wiederholte Einwanderungen rascischer Familien zählte die griechische Kirche in Ungarn zahlreiche Bekenner. Doch hatte sie, unter des Königs Mathias Regierung, im Lande noch keinen eigenen Bischof, welcher den Gemeinden ihre Priester geweiht und ihre Dienstverwaltung überwacht hätte. Erst unter dem nachfolgenden Könige wurde Georg, des serbischen Despoten Georg Brankovics Enkel, als Mönch Maximus genannt, von Levita, dem Metropoliten aus Sophia, zum Bischofe für Sirmien geweiht, auf der Synode zu Ardschisch zum Metropoliten der Walachei ausgerufen; nachdem er das Kloster Kruschedol gestiftet und seinen Wohnsitz dorthin verlegt hatte, auch von den griechischen Kirchengenossen in Sirmien und Ungarn als erster Erzbischof der Serbier anerkannt worden war. Bis dahin nahmen ihre Priester: die Rascier von dem Metropoliten aus Sophia oder Achrida, die Walachen in Siebenbürgen und Ungarn von dem Metropoliten der Walachei oder der Moldau; die Ruthenen in Ungarn von den Kiewer Erzbischöfen. Bei

den römiſchen Kirchengenoſſen in Ungarn ſtießen ſie großentheils auf entſchiedene Abneigung. Das Volk und ſelbſt die, auf Landtagen zur Geſetzgebung verſammelten Stände betrachteten und behandelten unirte und nichtunirte Bekenner der griechiſchen Kirche noch immer auf gleiche Weiſe. Sie hießen insgeſammt Altgläubige (veteris fidei, -Óhito), Abtrünnige (Schismatici, Vad-Ráczok), und man dachte ſich unter ihnen Leute, welche ihre Kirchengebräuche entweder aus dem Juden- oder aus dem Heidenthume entlehnt hätten. Eben darum, weil man ſie nicht für Chriſten hielt, wurden ſie auf Reichsverſammlungen von den weltlichen Ständen, den beſſeren Einſichten und Vortheilen des Prälatenſtandes zuwider, von der, nur Chriſten eigenthümlichen Zehentpflicht freigeſprochen, und der Ausdruck: Pogány Rácz (heidniſcher Rascier), war damals Baronen, Magnaten und Landherren allgemein.

Dem Papſte gegenüber benahm ſich Mathias mit bewundernswürdiger Vorſicht und Klugheit. Seine Stellung als bloßer Wahlkönig, ſeine Feindſchaft mit dem Polenkönige, würde es für ihn doppelt gefährlich gemacht haben, wenn der römiſche Stuhl Partei gegen ihn ergriffen hätte. Dieſem wußte er durch Ehrerbietung und Nachgiebigkeit am rechten Orte zu begegnen; beſonders brachten ihn ſeine heldenmüthigen Kämpfe gegen die Türken, ſeine Feldzüge gegen die utraquiſtiſchen Böhmen, in den Ruf eines gehorſamen Sohnes und tapferen Vertheidigers der Kirche. Dennoch war er weit entfernt, Eingriffe in ſeine königlichen Rechte zu dulden. Mit Entſchiedenheit ſetzte er den Umtrieben des Legaten ein Ziel, und als Papſt Sixtus IV. (1479) ſo weit ging, den vom Könige zum Biſchofe von Modrus ernannten Dominikaner, Antonius von Zara, zu verſchmähen und das Bisthum dem Raguſaner Chriſtophorus zu verleihen, proteſtirte er in einem ziemlich heftigen Briefe an das geſammte Cardinalcollegium gegen dieſen Schritt, mit der drohenden Erklärung: das ungariſche Volk werde lieber das doppelte Kreuz, des Reiches Wappen, in ein dreifaches verwandeln (was ſo viel heißen ſollte, als: ein von Rom unabhängiges Patriarchat für die ungariſche Kirche einſetzen), denn zugeben, daß Prälaturen und Pfründen, die dem Rechte der Krone angehörig, von dem apoſtoliſchen Stuhle vergeben würden. Durch dieſe Feſtigkeit hielt er die Anſprüche Roms in ihren Schranken, wie andererſeits ſeine Macht und ſein ſiegreicher Arm ihn der Kirche unentbehrlich machten, und dieſer klugen Anwendung von Selbſtän-

digkeit und Gehorsam verdankte er es auch, daß der gebieterische Papst Paul II. ihn (1470) zum ersten Male mit der Benennung: Majestät, beehrte. Mathias war solchergestalt der erste König der Ungarn, vielleicht überhaupt der erste König, welcher von einem Papste in apostolischen Sendschreiben den Titel Majestät erhielt; denn bis auf ihn waren sämmtliche Beherrscher Ungarns, selbst der von dem Papste gekrönte Kaiser Sigmund, von Rom aus nur Excellenz, Durchlaucht und Hoheit genannt worden, und jener Titel daher ein wichtiger Zufluß seiner Ehren.

In Beförderung der Landescultur begegnet man allenthalben der weisen Sorgfalt des Königs Mathias. Wie er verwüsteten Städten und verödeten Herrschaften durch Ertheilung von Freiheiten und Einladung zur Ansiedelung aufhalf, so bewilligte er auch den Bebauern wüster Stellen durch zwölf, den Wiederherstellern weniger verfallener durch sechs, Jahre Befreiung von allen Steuern und Abgaben. Damit Besitzer verödeter Ländereien seinem Beispiele hierin desto leichter folgen könnten, hielt er mit zweckmäßiger Strenge auf des Landvolkes gesetzliche Freizügigkeit von den Herrengütern gegenseitig, von diesen auf königliche Herrschaften, und von letzteren auf Besitzungen des Adels; so daß es demjenigen, welcher betriebsamer Landwirth und zugleich milder Gebieter war, niemals an fleißigen und brauchbaren Arbeitern fehlen konnte.

Weil Ungarns unerschöpfliche Fülle an unterirdischen Schätzen noch immer nicht genugsam ausgebeutet wurde, so wurde Niemanden die nachgesuchte Befugniß verweigert, auf seinem Grund und Boden Metalle aufzusuchen, Gruben und Hüttenbau anzulegen, und die Ausbeute, frei von königlichem Berggefälle, zu seinem Vortheile zu benutzen.

Durch die zunehmende Prachtliebe wurde auch der Gewerbfleiß in den Städten angeregt, das Zunftwesen vermehrt und befestiget, die Freiheit des Handels ausgedehnt, der Preis der Erzeugnisse und der Handarbeiten erhöht. Besondere Handwerksartikel sicherten die Ordnung und das Ansehen der Zechen. War ein Geselle in der Zeche oder bei seinem Meister auf diebischer Entwendung irgend einer Sache betroffen worden, so sollte der Schuldige, in Versammlung der Meister und Gesellen, bis an den Nabel entblößt, von jedem Gesellen mit drei Ruthenstreichen gezüchtiget, und als Ehrloser bei keinem Meister mehr in Arbeit genommen werden. Unter den Gewerken war das der Goldarbeiter in der Stadt Fünfkirchen das berühmteste; die von ihnen

verfertigten Gold- und Silberarbeiten, auch die Siegel des Königs, hielten in Zierlichkeit der Ausführung jeden Vergleich mit ähnlichen Arbeiten auswärtiger Künſtler dieſes Zeitraumes aus. Künſtler und Handwerker, an denen es in Ungarn noch gefehlt hatte, unter ihnen auch Uhrmacher, berief Mathias mit bedeutenden Koſten aus Italien in ſein Reich. Beſonders that ſich die ſächſiſche Geſammtheit in Siebenbürgen durch Kunſtfleiß und Geſchicklichkeit hervor. Das Dorf Heltau hatte eine Zeche von Senſenſchmieden, deren Arbeiten ſehr geſchätzt wurden. Büchſen und Schießpulver wurden zu Hermannſtadt und Kronſtadt verfertiget.

Dem inneren und auswärtigen Handel ließ Mathias, unbeſchadet der Stapelgerechtigkeit einiger Städte, freien Lauf; durch jene gründeten ſich zu Ofen, Peſth, Oedenburg, Preßburg, Hermannſtadt, bedeutende Handelshäuſer, welche mit Venedig, Florenz, Frankfurt, Nürnberg, Breslau und Krakau ausgedehnte Verbindungen unterhielten. Aus dem gewöhnlichen Anſchlag (aestimatio communis) der beweglichen und unbeweglichen Güter läßt ſich auf den immerwährenden (perennalis aestimatio), und von dieſem auf den eigentlichen Werth und Preis der Dinge ſchließen; der gewöhnliche war durchaus auf das Zehntel des immerwährenden geſetzt. Nach dem erſteren galten unter Mathias: eine Kirche ohne Thurm und Gottesacker, fünf; mit einem Gottesacker zehn; mit einem Thurme und Gottesacker, fünfzehn; mit zwei Thürmen, fünf und zwanzig, eine größere, kloſtermäßig erbaute Kirche, fünfzig; ein Kloſter, hundert; eine hölzerne Kapelle mit Gottesacker ſechs; ohne denſelben, drei Mark. Eine adeliche Freiſäſſigkeit für ſich allein, drei; ohne Wohnhaus, eine und eine halbe; der bloße Platz ohne alle Gebäude, eine; eben ſo viel ein Bauernhof, und wenn er ſehr ſchlechte oder keine Gebäude hatte, das Viertel einer Mark.

In Obſtgärten wurde jeder vollwüchſige, fruchttragende Baum, bis zur Zahl zwölf, auf hundert Silberpfennige; war der Garten mit mehr, als zwölf, dergleichen Bäumen beſetzt, oder ſein Flächeninhalt einem Joche königlichen Maßes gleich, auf drei; ein Bauerngarten außer dem Dorfe, auf eine Mark; der Garten hinter dem Bauernhofe gar nicht angeſchlagen. (Das königliche Maß eines Joches war in die Breite zwölf, in die Länge ſiebzig Ruthen; eine Ruthe fünf Ellbogen; die Waldruthe das Längenmaß eines Mannes mit in die Höhe ausgeſtreckten Armen und Händen; eine Hufe Ackerland oder Wald hundert fünfzig Quadratruthen). Eine unterſchlächtige

und zur Sommerzeit nicht waſſerloſe Mühle war auf zehn; die des Waſſers zuweilen darbende auf ſechs; die oberſchlächtige erſterer Art auf fünf; letzterer Art auf drei Mark; und eben ſo hoch ein oder mehre, immerfort quellende Brunnen geſchätzt.

Zehn Fiſchernetz-Plätze galten jeder Eine; mehr als zehn bis hundert, zehn; gleich viel ein ſtets offener Teich; ein vertrockneter, drei; ein größerer Fiſchteich, oder eine Fiſchereigerechtigkeit auf der Donau, Theiß, Save oder Drave von beſtimmtem jährlichen Ertrage, das Zehnfache desſelben; ohne beſtimmten Ertrag, fünfzig Mark; ein Land-, Waſſer- oder Eichelwald-Zoll, das Zehnfache ſeines jährlichen Ertrages; ein in Schläge getheilter oder mit Jagd verſehener Wald, fünfzig; ein gemeiner Wald von einer Hufe oder hundert fünfzig Joch Flächeninhalt, drei; ein größerer, zu weniger, als zu drei Hufen nutzbarer, für die Hufe zehn; ein ſchlagbarer, oder durch die Eichelmaß einträglicher, zu drei Hufen nutzbarer, jede Hufe fünfzig Mark; wenn aber ſein Ertrag, wie bei Eichenwäldern, ſich nicht feſtſtellen ließ: das Zehnfache jedes jährlichen Ertrages; eine Hufe Ackerland, drei Mark; ein Joch Wieſe, hundert Silberpfennige; ein Weinberg, das Zehnfache ſeines jedesmaligen Ertrages; ein Ochs, eine Mark; gleichviel zwei Kühe oder zwei Kälber, oder eine Kuh mit dem Kalbe; eben ſo vier Schweine oder vier Schafe; eine Stute ohne Füllen, eine, mit dem weiblichen Füllen, eine und eine halbe; mit dem männlichen Füllen, zwei Mark; ein Reitpferd mit dem Füllen ſechs, ohne dasſelbe, drei Mark; ein geſatteltes Pferd das Doppelte ſeines von dem Richter beſtimmten Werthes. Dieſe gewöhnliche Schätzung war von großem Nachtheile; adeliche Beſitzungen waren an Bürger und Bauern unveräußerlich; geſchah ein ſolcher Kauf dennoch, ſo war der nächſte Erbe oder Nachbar des Verkäufers befugt, die unadelichen Beſitzer auf dem Wege Rechtens daraus zu verdrängen, ohne ihm mit mehr, als mit dem gemeinen Schätzungspreiſe, das iſt mit dem zehnten Theile des immerwährenden Anſchlages gerecht zu werden. Im Verhältniſſe zu letzterem wurden liegende Gründe, bald niedriger, bald höher, verkauft oder verpfändet. Adeliche Beſitzungen konnten ganz oder theilweiſe auch an Bürger oder Bauern in Zeitpacht oder in Verſatz gegeben werden, wo dann der Gläubiger, anſtatt der Zinſen, die Früchte des Pfandgutes bezog.

Während Mathias, ſeit ſeiner Vermälung mit Beatrix an Luxus und Pracht mit allen übrigen Höfen wetteifernd, durch herbei gezogene Künſtler

aus Italien — von woher er nicht nur berühmte Maler, Baumeister, Steinschneider, Tonkünstler, sondern auch Sänger, Gaukler und Köche berief — das Kunststreben in Ungarn befruchtete, sammelte er zugleich eine Tafelrunde gelehrter Männer um sich, und bethätigte seinen Eifer für Gelehrsamkeit durch Gründung nützlicher wissenschaftlicher Anstalten. Von seinem verständigen Sammlersinne, wie von seinem Geschmacke in der Anordnung zeugte die durch ihn auf der Ofener Burg (1466) gestiftete große Bibliothek, in zwei Sälen aufgestellt, deren einer griechische, syrische, arabische und hebräische Handschriften, theils von geflüchteten Griechen, theils in Konstantinopel und in Asien angekauft, der andere die Werke altclassischer und neuerer Literatur enthielt. Was der König auf keinem anderen Wege zu erlangen vermochte, ließ er in Florenz abschreiben, zu welchem Zwecke er daselbst, unter Aufsicht des gelehrten Florentiners Nanni, fortwährend vier; in Ofen, unter Leitung seiner Bibliothekare, dreißig Schönschreiber besoldete und auf Vermehrung dieser Schätze jährlich drei und dreißig tausend Ducaten verwendete. Fünf und fünfzig tausend, theils gedruckte, theils geschriebene, mit schönen Gemälden verzierte und prachtvoll gebundene Bände sammelten sich hier unter Mathias nach und nach an; sie standen in Fächern von geglättetem Zedernholze, hinter seidenen Vorhängen. Drei hundert Statuen schmückten beide Säle, in der Vorhalle befanden sich verschiedene mathematische und astronomische Instrumente.

Gleichzeitig mit dieser Bibliothek stiftete Mathias eine Universität zu Preßburg, nachdem er im vorigen Jahre vom Papste Paul II. die Bulle hierzu erhalten hatte. Die von Sigmund zu Ofen errichtete hohe Schule war schnell in Verfall gerathen; der Fünfkirchener mangelte die Befugniß, auch Theologie zu lehren. Der neuen Preßburger verlieh der heilige Vater jetzt auch die theologische Facultät, mit allen Rechten und Vorzügen der hohen Schule zu Bologna. Zum Kanzler ernannte der König den gelehrten Graner Erzbischof Johannes Vitéz; zu dessen Stellvertreter den Preßburger Dompropst Georg Schomberg, Beide mit der Bestimmung, gelehrte Männer aus anderen Ländern zu Professoren auf königliche Kosten zu berufen. Unter den Letzteren befanden sich der zu seiner Zeit als Dichter, Redner, Theolog und Verfasser mehrer Schriften geschätzte Florentiner Aurel Brandolini, und der als Mathematiker und Astronom berühmte Johann Müller aus Königsberg in Franken, welcher für seinen auf zwei und dreißig Jahre berechneten,

dem Könige zugeeigneten Almanach, von Demſelben mit acht hundert, und einem Jahrgehalte von zwei hundert Ducaten belohnt wurde, für den Graner Erzbiſchof, wie für Mathias verſchiedene Inſtrumente fertigte und, ſeit ſeiner Berufung auf die Ofener hohe Schule, beinahe täglich des Letzteren Tiſchgenoſſe und Geſellſchafter war. Als Profeſſor der Theologie und Rector der hohen Schule berief der König den gelehrten Dominikaner, Petrus Schwarz (Niger), Lector der Theologie zu Würzburg, berühmt durch ſeine umfaſſenden Kenntniſſe, vorzüglich in den morgenländiſchen Sprachen, durch ſeine theologiſchen Disputationen und durch ſein Buch: „Stern des Meſſias.“ Zu den Vorleſungen, wie zu den Wohnungen ſowohl der Lehrer, als der Studirenden, welche auf königliche Koſten mit Speiſe, Trank, Kleidern und anderen Lebensmitteln freigebig verſorgt wurden, beſtimmte Mathias einſtweilen das Dominikanerkloſter; der von ihm unternommene großartige Bau, welcher ſpäter die Hochſchule in ſich aufnehmen ſollte, blieb unter den ſtürmiſchen Zeitverhältniſſen unvollendet.

Hinter dem gelehrten, blieb auch das übrige Schulweſen nicht zurück, indem in Einrichtung oder Vervollkommnung der Schulen, mit den Biſchöfen die königlichen Freiſtädte — ſo Bartfeld, Leutſchau, Kaſchau, Stuhlweißenburg und Raguſa — wetteiferten. Zugleich wurde, neben den alten und den fremden Sprachen, auch die Landesſprache nicht verabſäumt; wie wir denn vom Jahre 1484 ein, zu Nürnberg gedrucktes Loblied auf den heiligen Stephan beſitzen, und der Fünfkirchener Biſchof Janus Pannonius, auf welchen wir noch weiter zu ſprechen kommen, ſchrieb ſogar ſchon im Jahre 1467 eine, leider gänzlich verloren gegangene ungariſche Grammatik.

Die erſte Buchdruckerei brachte im Jahre 1470 Ladislaus Garéb, damals noch Propſt zu Ofen und Vicekanzler, nach Ungarn und ließ ſie durch einen Deutſchen, Andreas Heß, den er aus Italien zu dieſem Zwecke verſchrieben hatte, betreiben. Letzterer druckte (1473) die Chronica Hungarorum eines Ungenannten, in kleinem Folioformate, mit niedlichen Lettern, auf ſtarkem, pergamentartigem Papiere; und eignete ſie ſeinem Gönner Garéb zu. Was ſonſt noch aus ſeiner Preſſe hervorgegangen ſeyn mag, iſt in Verluſt gerathen, und wahrſcheinlich erhielt ſich die Officin ſelbſt nicht lange, weil einige Jahre ſpäter ungariſche Werke aus dieſer Zeit auf fremden Plätzen, in Nürnberg, Venedig, Augsburg und Brünn, aufgelegt wurden.

Mit ähnlicher Großmuth, wie Mathias, unterſtützte, in ſeinem Kreiſe, der Graner Erzbiſchof, Johannes Vitéz, die Wiſſenſchaften und deren Jünger. Auf des Königs Geſchmack, Kunſtſinn und Wiſſensdurſt hatte Vitéz großen Einfluß; denn er ſelbſt arbeitete ſo eifrig an ſeiner Bildung, daß er, beinahe vierzig Jahre alt, eine Reiſe unternahm, um ſich im Griechiſchen und Lateiniſchen zu vervollkommnen. Nebſtbei war er auch, im Sinne der Zeit, der Aſtrologie ergeben, und trug immer aſtrologiſche Tafeln bei ſich. Zu Gran war er immer von Gelehrten umgeben und ſammelte eine Bibliothek. Peurbach und Regiomontanus verfertigten für ihn aſtronomiſche Inſtrumente, und Letzterer befand ſich ſogar längere Zeit in ſeiner Nähe.

Von jenen Gelehrten, welche der König um ſeine Perſon verſammelte, ſind beſonders vier Geſchichtſchreiber und ein Dichter hervor zu heben. Petrus Ranzan (Razzano) aus Palermo, Dominikaner, dann Biſchof von Lucera, der, vom Könige Ferdinand von Neapel an den Hof des Mathias geſendet, in Ungarn ſich niederließ. Die Königin Beatrix gab ihm, als dem Geſandten ihres Vaters, den Auftrag, die Geſchichte von Ungarn zu ſchreiben, zu welchem Behufe ſie ihm mehre Documente mittheilte, die er bei ſeiner, keineswegs von Irrthümern freien Arbeit benutzte. Nach des Königs Tode kehrte er auf ſeinen Biſchofsſitz zurück, wo er 1492 ſtarb. — Anton Bonfini, zu Ascoli im Kirchenſtaate 1427 geboren, kam, von des Mathias Ruf gelockt, nach Ungarn. Hier wurde er mit anſehnlichem Gehalte in des Königs Dienſte aufgenommen, überſetzte den Philoſtrat, von welchem er ein, auf der Wiener Hofbibliothek noch befindliches Exemplar dem Könige überreichte, und ſchrieb eine Geſchichte der Ungarn, welche er bis nach des Letzteren Tode fortſetzte. Zwar iſt ſein Werk größtentheils nur eine rhetoriſche Ausführung deſſen, was vor ihm Turócz einfacher erzählt hatte, ohne das Fabelhafte abzuſondern., und mit Beimiſchung von vielen, mit der ungariſchen Geſchichte in keiner Beziehung ſtehenden Ereigniſſen; doch zeichnet es ſich durch Unparteilichkeit aus, indem er nicht nur die Größe ſeines Gönners Mathias ſchildert, ſondern auch deſſen Schwächen nicht verſchweigt, und viele glaubwürdige Nachrichten über jene Periode mittheilt. Er ſtarb 1502. — Meiſter Johann von Turócz, ein Chroniſt, welcher in der ungariſchen Geſchichte häufig angeführt zu werden pflegt, iſt zum großen Theile nur Sammler älterer Chroniken, und bei ihm weder von hiſtoriſcher Kunſt, noch von Kritik viel zu gewahren. In den erſten zwei Theilen ſeines Werkes hatte er eine alte hand-

ſchriftliche Chronik, fehlerhaften Auszug aus des Simon von Keza Chronica Hungaricum, faſt wörtlich abgeſchrieben; in dem dritten Theile die Chronik des Archidiakonus Johannes von Kükülö, das Werk des Laurentius de Monacis von König Karl's Untergange eingeſchaltet; nur der fünfte, welcher die Begebenheiten von Sigmund's Thronbeſteigung bis zu Wiens Eroberung durch Mathias erzählt, gehört dem Verfaſſer ſelbſtändig an und hat das Verdienſt beſonderer Glaubwürdigkeit. Ueber ſeine Lebensverhältniſſe iſt Nichts bekannt. — Martius Galeotti, aus Narni im Kirchenſtaate, war, wie Bonfini und Andere, durch des Mathias Ruhm angelockt nach Ungarn gekommen. Als Cuſtos der Ofener Bibliothek, oder als Erzieher des Johannes Corvin, ſchrieb er für Letzteren ein Anekdotenbuch aus dem Leben des Königs, welches viele intereſſante Züge enthält und, da er meiſt als Augenzeuge ſpricht, ebenfalls höchſt glaubwürdig iſt. Später verließ er den ungariſchen Hof und ging zu dem Könige Ludwig XI. von Frankreich, wo er an den Folgen eines unglücklichen Sturzes vom Pferde ſtarb.

Größeren Ruhm, als die eben genannten Geſchichtſchreiber, erlangte der als lateiniſcher Dichter gefeierte Fünfkirchener Biſchof, Janus Pannonius. Er hieß eigentlich Johannes Teſinge, und war 1432 aus einem verarmten adelichen Geſchlechte der Veröczer Geſpanſchaft geboren. Des früh verwaiſeten Knaben nahm ſich ſein mütterlicher Oheim, Johannes Vitéz, damals Schreiber bei Johannes Hunyad, ſpäter Graner Erzbiſchof, an, indem er ihn in zarter Jugend nach Italien ſendete und ihn dort auf eigene Koſten an den berühmteſten Univerſitäten ſtudiren ließ. Nachdem er ſich zuerſt in Venedig aufgehalten, ging er nach Ferrara, wo er eilf Jahre lang blieb, und unter dem berühmten Varinus Guarini ſich mit eben ſo großem Eifer als Erfolge auf das Studium der lateiniſchen und griechiſchen Sprache verlegte. Guarini erkannte ihn für den vorzüglichſten unter ſeinen Schülern aller Nationen; denn Janus ſprach Latein, als ob er es unmittelbar im alten Rom gelernt hätte, und war der griechiſchen Sprache und Literatur, deren Kenntniß ihm in der Dichtkunſt vorzügliche Früchte brachte, vollkommen mächtig. Außer der Dichtkunſt und claſſiſchen Literatur trieb Janus mit nicht geringerem Fleiße auch Philoſophie, Jurisprudenz und Politik. Mit einer Fülle von Wiſſen bereichert, und hochgebildeten Geiſtes, kehrte er 1458 nach Ungarn zurück, um dem Vaterlande zu nützen und die Früchte ſeiner Beſtrebungen zu ernten. Anfangs lächelte ihm das Glück; denn ſeine Fähigkeiten

und der große Einfluß seines Oheims bahnten ihm bald den Weg zur Ehre. Zuerst erwählte er die kriegerische Laufbahn, welcher jedoch sein, durch anhaltende Studien angegriffener Körper nicht gewachsen war. Er trat daher in den Priesterstand, war in kurzer Zeit bereits Domherr an der Großwardeiner Kathedralkirche, und 1459 verlieh ihm der König das Fünfkirchener Bisthum, in welchem ihn auch der Papst bestätigte. König Mathias zeichnete ihn aus und bediente sich häufig seines Rathes; Janus Pannonius entsprach seinen Pflichten mit gewissenhaftem Eifer, und sah sich, wie er vorher als Dichter und Schriftsteller geschätzt worden, nun auch als Prälat und Staatsmann allgemein verehrt. Aber nicht lange währte sein Glück. Durch seinen Oheim wurde er in die Verschwörung verwickelt, welche damals zu Gunsten des polnischen Kazimierz über ganz Ungarn sich ausbreitete, oder wenigstens der Theilnahme beschuldigt, und der Fall des Vitéz zog 1471 auch den des Janus nach sich. Er floh und verbarg sich bei einem ihm befreundeten Propste, in dessen Hause er im folgenden Jahre, kaum vierzig Jahre alt, aus Gram starb. Sein Leichnam wurde, in einem einfachen, verpichten Sarge, in einem dunklen Winkel beigesetzt, und die Domherren zu Fünfkirchen durften seine dorthin zurück gebrachten Ueberreste nicht eher beerdigen, bis sie endlich die königliche Erlaubniß dazu erhielten. Als nach einigen Jahren des Königs Mathias Zorn sich verkühlt und er nach Fünfkirchen kam, gedachte er mit Trauer des einst ihm so werthen Mannes, ließ sich an den Ort führen, wo dessen Leichnam ruhte, und gab Befehl, dem verklärten Kirchenfürsten und Dichter, mit welchem der Tod ihn ausgesöhnt, ein prachtvolles Leichenbegängniß zu veranstalten. Bis zu seinem Hintritte hatte Janus Pannonius standhaft behauptet, daß er schuldlos, und nur durch Verläumdung seiner Neider in des Königs Ungnade gefallen sey. Er war der lateinischen Sprache so mächtig und besaß in derselben einen so correcten und eleganten Styl, daß man denselben mit jenem des goldenen Zeitalters der Römer verglichen hat. Die Elegien, in deren leichtem und lieblichem Versflusse er mit Ovid um den Lorbeer zu ringen schien, gelangen ihm am besten, ungeachtet er es verzog, den Martial in Epigrammen nachzuahmen.

Bei all' dem standen jene und ähnliche schöne geistige Kräfte, welche Ungarns Boden zog und nährte, vereinzelt da, und bildeten bloße Oasen, ohne auf die Nationalcultur im Ganzen einen gedeihlichen Einfluß zu nehmen. Auch die unter Mathias gestifteten beiden gelehrten Gesellschaften zu

Ofen und in Siebenbürgen ſchränkten ihre Wirkſamkeit auf den engen Kreis ein, welchen ſie beſchrieben. Wiſſenſchaft und höhere Geiſtesbildung zogen ſich ſcheu in die Stubenluft der Bibliotheken und Zellen zurück, und ſuchten noch nicht den freien Aether des Volkslebens auf. Um ſo ſchneller mußten ihre Keime wieder verdorren, als der Unglückstag von Mohács Verwüſtung und Barbarei daher führte.

Sechſter Zeitraum.

Ungarn unter den Königen Wladislaw II. und Ludwig II. bis zu des Letzteren Tode in der Schlacht von Mohács, von 1490 bis 1526.

Zwar war es dem Könige Mathias, wie wir geſehen, gelungen, die Stände zur Anerkennung ſeines unächten Sohnes Johannes Corvin, als Thronfolger in Ungarn, zu bewegen; aber was damals dem Lebenden zugeſagt worden, hielt nach ſeinem Hintritte, weder den Verhältniſſen, noch dem Rechte gegenüber, die Probe aus. Das Letztere, obſchon bereits durch des Mathias Wahl verletzt und umgangen, ſprach noch immer laut für König Albrecht's Tochter und Erbin, die Königin Eliſabeth von Polen, und deren Söhne; aber wieder mußte es von vielen Seiten Eingriff und Widerſpruch erfahren, ehe es ſich durchkämpfte; denn der lockende Beſitz des ungariſchen Thrones rief zahlreiche Bewerbungen und Scheinanſprüche herbei.

Die königliche Witwe Beatrix, mächtig durch ihren Anhang und ihren Geiſt, ſchien auf die neue Wahl keinen geringen Einfluß ausüben zu wollen, und Johannes Corvin ſuchte gleich Anfangs ihren Beiſtand zu gewinnen. Aber ihr Auge ſuchte einen Thronfolger, welchem ſie mit der Krone zugleich ihre Hand reichen, und ſo auch ſich ſelbſt die Würde und die Macht einer regierenden Königin von Ungarn ſichern könne. Als ihr Gemahl aus dem Leben dahin geſchieden war, kehrte ſie, um den Wahlverhandlungen nahe zu ſeyn und ſie nach ihrem Wunſche zu lenken, nach Ofen zurück, und erließ unterwegs von Komorn aus ein Rundſchreiben an die Comitate und Städte, wodurch ſie dieſelben auf den, vier Wochen ſpäter im Rakoſer Felde wegen der Königswahl zu eröffnenden Landtag berief. Bis zu dieſem Landtage war die Reichsverweſung in die Hände der Königin Witwe und des Herzogs Johannes Corvin, mit einem Staatsrathe von fünf Biſchöfen und drei Magnaten, gelegt worden.

Die Königin hatte ſich anfänglich den verwitweten römiſchen König, Maximilian, auserſehen; er ſollte, ſo war es ihre Abſicht, als ihr Gatte den Thron Ungarns mit ihr einnehmen, und zugleich ihr ſelbſt früher oder ſpäter zu der Würde einer Kaiſerin verhelfen. Maximilian, durch ſeinen Vater, den Kaiſer Friedrich, angeregt, war, als Beatrix ihn einlud, mit den Waffen in der Hand Beſitz von Ungarn zu nehmen, und ihn ihres und des Beiſtandes ihrer Anhänger verſicherte, gern bereit zu dieſer Erwerbung, die ſein kühner Unternehmungsgeiſt ſich leichter vorſtellte, als ſie war. Vorwand gab ihm die frühere Erwählung ſeines Vaters und deſſen, vertragsweiſe ihm zugeſtandene Fortführung des königlichen Titels von Ungarn.

Dazu kam, daß die Königin Eliſabeth von Polen ſelbſt ihrem Hauſe die Durchfechtung ſeiner Rechte erſchwerte, indem ſie ihren Erſtgeborenen, Wladislaw, der bereits als König in Böhmen herrſchte, von der Thronfolge Ungarns auszuſchließen, und dieſelbe ihrem jüngeren, befähigteren und geliebteren Sohn, Johann Albrecht, zuzuwenden trachtete, ſo daß nunmehr in Polen ſelbſt ſich zwei Parteien, die eine für Wladislaw, die andere für Johann Albrecht, erhoben und einen Kampf um die heilige Krone mit einander zu beginnen im Begriffe ſtanden.

Unter ſolchen Umſtänden brach der zur Wahl beſtimmte Rakoſer Tag (15. Mai 1490) an. Der Erlauer Biſchof, Urban Dóczy, welcher zugleich das ſeit Emerich Zápolya's Tod unbeſetzt gebliebene Palatinat verwaltete, erſchien zuerſt mit zahlreicher bewaffneter Begleitung; ſeine Brüder Emerich und Peter Dóczy und Franz Haraszt folgten mit dritthalb tauſend Reitern. Dann kamen der Siebenbürger Woiwode, Stephan Báthory und die Herren Berthold Drágffy, Ladislaw Mórócz von Megyeſalva und Ladislaw von Loszoncz mit vierthalb tauſend Bewaffneten; nach ihnen die Szekler, die Pöſinger Grafen Sigmund und Peter, Blaſius Magyar, Paul Kiniſy, die Rozgonyer, Kániſayer und Szécſyer mit ihrem Volke. Jeder von ihnen huldigte irgend einer Partei, und darum ſtellten ſich alle gerüſtet und bewehrt ein, um ihren Wahlſtimmen, Falls ſie auf Widerſpruch ſtoßen ſollten, den Nachdruck offener Gewalt zu verleihen.

Der Königin Beatrix Abfall von Maximilian's Sache ſchien zu einer größeren Einheit zurück führen zu wollen. Herrenlos und die beſonderen Abſichten der königlichen Frau nicht durchſchauend oder nicht durchſchauen wollend, hatte König Maximilian in ſeinem Antwortſchreiben ſie

„Mutter“ genannt, und dadurch die weibliche Eitelkeit der Königswitwe, die ihm nicht Mutter, ſondern Gattin ſeyn wollte, aufgeſtachelt. Von Stund' an entzog ſie ihm ihre Huld, und erſah ſich jetzt zu gleichem Zwecke den noch unverehelichten Wladislaw, den ſie heimlich auffordern ließ, den Rakoſer Wahltag zu beſchicken, ihm auf ihre thätigſte Mitwirkung zu ſeiner Erhebung Ausſicht gab, und dagegen von ihm das Verſprechen, ſich ehelich mit ihr zu verbinden, erlangte. Auf ihrer Seite ſtanden die, zwiſchen der Waag und der March anſäßigen Landherren, welche, um ihrer eigenen Sicherheit willen, nur einen König haben wollten, der zugleich über Mähren und Schleſien gebiete. Hingegen hielten die Reichsſaſſen des nördlichen Gebietes zur Partei des Johann Albrecht, da Wladislaw's Schwäche und Unthätigkeit ihnen dem Beſitze und der Behauptung zweier Throne nicht gewachſen ſchien.

In den erſten Tagen des Juni verſammelte der Biſchof von Erlau die anweſenden Stände zu Peſth in der Kirche der heiligen Jungfrau, um die Gewaltboten der bewerbenden Fürſten anzuhören. Während dieſer Zeit hatten mehre Magnaten, unter ihnen Blaſius Magyar, der Zempliner Vicegeſpan Niklas von Lapispatak, und noch andere Herren aus den Saroſer, Abaujvárer, Szathmárer, Unghvárer, Ugocſer und Beregher Comitaten, den kühnen, doch Nichts entſcheidenden Schritt gewagt, den polniſchen Prinzen Johann Albrecht zum Könige von Ungarn auszurufen, waren aber von den übrigen Verſammelten, unter Beſchuldigung des verletzten Wahlrechtes, ſofort wieder zum Schweigen gebracht worden.

Es wurden nun in der Ständeverſammlung zuerſt die Abgeordneten des Königsſohnes, Johannes Corvin, vernommen, zu deſſen Gunſten der Raaber Biſchof Thomas Bákács von Erdöd und der Großwardeiner Johannes Pruis, unter Hinweiſung auf die unſterblichen Verdienſte ſeines Vaters, mit Wärme und Nachdruck ſprachen. Nach ihnen ergriffen die Geſandten Kaiſer Friedrich's und des Königs Maximilian das Wort, mit Berufung auf frühere Verträge, namentlich auf den Neuſtädter Erbvertrag, „erblich Gerechtigkeit,“ und die frühere Wahl des Kaiſers; ſie ſollten, zufolge der ihnen ertheilten Inſtruction, insgeheim auch wieder mit der Königin Beatrix unterhandeln und ihr „Troſt und Hilfe zuſagen,“ zugleich eben ſo insgeheim die ungariſchen Herren daran erinnern, daß die Könige von Böhmen und Polen der Krone zu Ungarn nie „gut gethan“ hätten. (S. Kaiſer Friedrich's Inſtruction für ſeine Geſandten an ſeinen Sohn, König Maximilian, aus

dem k. k. geheimen Archiv mitgetheilt in Lichnowsky's Geschichte des Hauses Habsburg, Band VIII., DCCLVIII.) Die Abgeordneten des Königs Kazimierz nahmen das Erbrecht der polnischen Prinzen, als Enkel König Albrecht's, für ausgemacht und unbestreitbar an, und stellten den Ungarn nur frei, für welchen der drei Söhne ihres Königs — Wladislaw, Johann Albrecht und Sigmund — sie sich entscheiden wollten, wobei sie jedoch Johann Albrecht vorzugsweise empfahlen und Polens Hilfe gegen Jedermann zusagten, der die Wahl zu bestreiten wagen würde. Die Bevollmächtigten des Königs von Neapel boten ihre Beredsamkeit für die Königswitwe Beatrix auf. Am zuversichtlichsten benahmen sich die böhmischen Gewaltboten, indem sie nicht nur Wladislaw's allernächstes Erbrecht behaupteten, sondern auch, für den Fall, daß Ungarn sich als ein Wahlreich betrachte, auf den Vortheil, welcher aus der Vereinigung Ungarns und Böhmens unter Einem Scepter für beide Reiche hervor gehen würde, so wie im anderen Falle auf den Nachtheil hinwiesen, den eine Uebergehung Wladislaw's für Ungarn insbesondere mit sich bringen müsse, indem jene böhmischen Kronlande: Schlesien, Mähren und Lausitz, welche Mathias für seine Lebensdauer besessen, nunmehr, kraft heiliger Verträge, an Wladislaw fallen und so dem ungarischen Reiche auf immer verloren gehen würden.

Keine der vorhandenen ungarischen Parteien wagte mit einer entschiedenen Erklärung hervor zu treten; eine jede suchte ihren Anhang erst noch zu vermehren, und einstweilen die übrigen durch unbestimmte Aeußerungen hinzuhalten. Nur gegen Johannes Corvin getraute man sich nicht, jenes täuschende Spiel anzuwenden; denn in seiner Gewalt war die Wyssegrader Burg mit der Reichskrone und den Krönungsinsignien, und der Befehlshaber der Burg, der entschlossene und muthige Blasius von Ráska, ihm mit allem Eifer zugethan.

Aus diesem Grunde schlossen (17. Juni) acht Bischöfe und fünf und zwanzig Magnaten, als Bevollmächtigte des Reiches, in geheimer Zusammenkunft mit Johannes Corvin einen urkundlichen Vertrag, und sicherten ihm darin zu, daß, im Falle ein Anderer, als er, auf den Thron Ungarns berufen würde, Johannes Corvin zum Könige von Bosnien ernannt und einige Tage nach des Ungarnkönigs Krönung gekrönt werden sollte. Nebst dem Königreiche Bosnien wurde ihm der Besitz des Herzogthums Slavonien erblich, das Banat von Dalmatien und Kroatien lebenslänglich und als

Reichswürde zugesichert. Zur Unterhaltung der Festung Janicza und anderer festen Plätze in Bosnien und Kroatien sollte er von dem künftigen Könige und dessen Erben jährlich zwölf tausend Ducaten und zehn Tonnen Salz empfangen. Er sollte sich selbst König von Bosnien, Herzog von Slavonien, Oppeln und Liptau, auch Ban von Dalmatien und Kroatien nennen, und eben so von dem künftigen Könige und den Ständen Ungarns betitelt werden. Güter, welche in Slavonien, aus Mangel an männlichen Erben oder aus anderem rechtlichen Grunde, der ungarischen Krone anheim fallen würden, und nicht weiter, als auf fünfzig Bauernhöfe, sich erstreckten, sollte er nach Gutdünken und Belieben zu vergaben befugt, der künftige König und dessen Nachfolger verpflichtet seyn, die Schenkungsbriefe zu bestätigen. In Ernennung der Unterbane, Richter und anderer Beamten in den ihnen angewiesenen Provinzen, wurde ihm unbegränzte Freiheit zuerkannt; nur den Rechtszug von seinem oder seiner Beamten Gerichtshof an den König sollte er gestatten, und die endliche Entscheidung desselben oder des Judex Curiae ungehindert vollziehen lassen. Es wurde ihm der erbliche Besitz sämmtlicher, von seinem Vater in allen Gegenden des ungarischen Reiches ihm verliehenen Städte, Burgen, Schlösser, Festungen, Herrschaften und Ländereien bestätigt; aber die Schlösser Brinyie und Belay im Zengger Gebiete sollten ihm nur lebenslänglich bleiben. Die ihm zugehörigen, von der Königin Beatrix und den Magnaten kürzlich an Stephan von Zápolya für siebzehn tausend Ducaten verpfändeten Herrschaften Forchtenstein und Eisenstadt sollten auf dem ersten Landtage nach des künftigen Königs Krönung ausgelöset und ihm erblich eingeräumt werden. Gelangten die Burgen und Herrschaften Athyna, Ujvár, Retche, Fejérkö und Thethawsyna nach dem Tode ihrer gegenwärtigen Besitzer gesetzlicher Weise an die ungarische Krone, so sollten sie dem Herzoge Johannes erblich verliehen werden. Die Schlösser Preßburg und Komorn mit dem Range des Obergespans, und die Herrschaft Dotis mit allen Rechten und Nutzungen, sollte er, als rechtmäßiger Pfandbesitzer, zu übergeben nicht verbunden seyn, bis ihm oder seinen Erben durch den künftigen König oder dessen Nachfolger die Pfandsumme von vierzig tausend Ducaten entrichtet worden. Auch die Städte Bryseez und Kostanitza mit den Schlössern in Krain, welche er seinen Dienstmannen für Sold verschrieben, sollten, bis zu Befriedigung derselben, in seinem Besitze bleiben. Würden in späterer Zeit er oder seine Erben in ihrem Besitzthume rechtlich angefochten und zur Räu-

mung verurtheilt, ſo hätte der König die Verpflichtung auf ſich, entweder die Gegenpartei auf andere Art zufrieden zu ſtellen, oder den Herzog und deſſen Erben durch Verleihung anderer Güter von gleichem Werthe zu entſchädigen. Zu einiger Vergeltung der ihm zuerkannten Provinzen ſollte er Petau, Radkersburg, Wieneriſch-Neuſtadt, mit ſämmtlichen Städten und Plätzen, welche er bisher in Oeſterreich, Steyermark, Kärnten und Krain, eben ſo alle Herzogthümer und Herrſchaften, die er in der Lauſitz, in Ober- und Niederſchleſien beſeſſen, der ungariſchen Krone abtreten. An die Letztere müßten auch, im Falle er ohne Leibeserben ſtürbe, alle ihm zuerkannten Schlöſſer, Feſtungen, Städte heimfallen; nur über ſolche Güter und Herrſchaften, welche er von dem verſtorbenen Könige als Schenkung empfangen, dürfe er zu Gunſten ſeiner Freunde verfügen. Der künftige König von Ungarn ſollte erſt nach eidlicher Beſtätigung dieſes Vertrages die Gränzen des Reiches betreten dürfen. Der Herzog aber müſſe, ſogleich nach vollzogener Vertragsurkunde, die heilige Reichskrone ausliefern; die Feſtungen Ofen, Wyſſegrad und Belgrad möge er bis zur Wahl eines einheimiſchen, oder zur Ankunft eines auswärtigen Königs beſetzt halten.

Johannes Corvin erklärte ſich mit dieſem Abkommen zufrieden, und ſein Rücktritt aus der Reihe der Bewerber um die Krone würde hiermit entſchieden geweſen ſeyn, hätten ſeine Anhänger ihre Plane eben ſo freiwillig fahren laſſen, wie er. Aber Dieſe, an ihrer Spitze der Fünfkirchener Biſchof Sigmund Ernſt; Lorenz, Herzog von Uſſák; Johannes, Deſpot von Rascien und Ban von Jaicza; Bartholomäus von Berisslo, Prior von Vrana, und die übrigen Magnaten aus dem weſtſüdlichen Ungarn, aus Kroatien und Slavonien, lagerten ſich, bereit, des Königsſohnes Corvin Anſprüche auf die Krone Ungarns, vielleicht ſelbſt gegen ſeinen Willen, auf das Aeußerſte zu verfechten, mit ſieben tauſend wohlgerüſteten Mannen von Peſth. Die Wahlherren der anderen Parteien fühlten ſich durch dieſe drohende Bewegung nicht wenig eingeſchüchtert, denn ſie waren die Schwächeren, indem ein großer Theil der Verordneten, theils aus Unwillen über das Hinausziehen dieſes Landtages, theils aus Furcht vor den kommenden Ereigniſſen, heimgezogen waren. Unterdeſſen wurde, wahrſcheinlich mit Abſicht, das Gerücht ausgeſprengt, zwiſchen Oeſterreich und Polen ſey ein Vergleich geſchloſſen worden, nach welchem König Maximilian den weſtlichen, Johann Albrecht den öſtlichen Theil Ungarns in Beſitz nehmen und ſomit dieſes Reich zerſtücken wollten.

Reichswürde zugesichert. Zur Unterhaltung der Festung Janicza und anderer festen Plätze in Bosnien und Kroatien sollte er von dem künftigen Könige und dessen Erben jährlich zwölf tausend Ducaten und zehn Tonnen Salz empfangen. Er sollte sich selbst König von Bosnien, Herzog von Slavonien, Oppeln und Liptau, auch Ban von Dalmatien und Kroatien nennen, und eben so von dem künftigen Könige und den Ständen Ungarns betitelt werden. Güter, welche in Slavonien, aus Mangel an männlichen Erben oder aus anderem rechtlichen Grunde, der ungarischen Krone anheim fallen würden, und nicht weiter, als auf fünfzig Bauernhöfe, sich erstreckten, sollte er nach Gutdünken und Belieben zu vergaben befugt, der künftige König und dessen Nachfolger verpflichtet seyn, die Schenkungsbriefe zu bestätigen. In Ernennung der Unterbane, Richter und anderer Beamten in den ihnen angewiesenen Provinzen, wurde ihm unbegränzte Freiheit zuerkannt; nur den Rechtszug von seinem oder seiner Beamten Gerichtshof an den König sollte er gestatten, und die endliche Entscheidung desselben oder des Judex Curiae ungehindert vollziehen lassen. Es wurde ihm der erbliche Besitz sämmtlicher, von seinem Vater in allen Gegenden des ungarischen Reiches ihm verliehenen Städte, Burgen, Schlösser, Festungen, Herrschaften und Ländereien bestätigt; aber die Schlösser Brinyie und Belay im Zengger Gebiete sollten ihm nur lebenslänglich bleiben. Die ihm zugehörigen, von der Königin Beatrix und den Magnaten kürzlich an Stephan von Zápolya für siebzehn tausend Ducaten verpfändeten Herrschaften Forchtenstein und Eisenstadt sollten auf dem ersten Landtage nach des künftigen Königs Krönung ausgelöset und ihm erblich eingeräumt werden. Gelangten die Burgen und Herrschaften Athyna, Ujvár, Nekche, Fejérkö und Thethawsyna nach dem Tode ihrer gegenwärtigen Besitzer gesetzlicher Weise an die ungarische Krone, so sollten sie dem Herzoge Johannes erblich verliehen werden. Die Schlösser Preßburg und Komorn mit dem Range des Obergespans, und die Herrschaft Dotis mit allen Rechten und Nutzungen, sollte er, als rechtmäßiger Pfandbesitzer, zu übergeben nicht verbunden seyn, bis ihm oder seinen Erben durch den künftigen König oder dessen Nachfolger die Pfandsumme von vierzig tausend Ducaten entrichtet worden. Auch die Städte Brvsecz und Kostanitza mit den Schlössern in Krain, welche er seinen Dienstmannen für Sold verschrieben, sollten, bis zu Befriedigung derselben, in seinem Besitze bleiben. Würden in späterer Zeit er oder seine Erben in ihrem Besitzthume rechtlich angefochten und zur Räu-

mung verurtheilt, ſo hätte der König die Verpflichtung auf ſich, entweder die Gegenpartei auf andere Art zufrieden zu ſtellen, oder den Herzog und deſſen Erben durch Verleihung anderer Güter von gleichem Werthe zu entſchädigen. Zu einiger Vergeltung der ihm zuerkannten Provinzen ſollte er Petau, Radkersburg, Wieneriſch-Neuſtadt, mit ſämmtlichen Städten und Plätzen, welche er bisher in Oeſterreich, Steyermark, Kärnten und Krain, eben ſo alle Herzogthümer und Herrſchaften, die er in der Lauſitz, in Ober- und Niederſchleſien beſeſſen, der ungariſchen Krone abtreten. An die Letztere müßten auch, im Falle er ohne Leibeserben ſtürbe, alle ihm zuerkannten Schlöſſer, Feſtungen, Städte heimfallen; nur über ſolche Güter und Herrſchaften, welche er von dem verſtorbenen Könige als Schenkung empfangen, dürfe er zu Gunſten ſeiner Freunde verfügen. Der künftige König von Ungarn ſollte erſt nach eidlicher Beſtätigung dieſes Vertrages die Gränzen des Reiches betreten dürfen. Der Herzog aber müſſe, ſogleich nach vollzogener Vertragsurkunde, die heilige Reichskrone ausliefern; die Feſtungen Ofen, Wyſſegrad und Belgrad möge er bis zur Wahl eines einheimiſchen, oder zur Ankunft eines auswärtigen Königs beſetzt halten.

Johannes Corvin erklärte ſich mit dieſem Abkommen zufrieden, und ſein Rücktritt aus der Reihe der Bewerber um die Krone würde hiermit entſchieden geweſen ſeyn, hätten ſeine Anhänger ihre Plane eben ſo freiwillig fahren laſſen, wie er. Aber Dieſe, an ihrer Spitze der Fünfkirchener Biſchof Sigmund Ernſt; Lorenz, Herzog von Uſſák; Johannes, Deſpot von Rascien und Ban von Jaicza; Bartholomäus von Berisglo, Prior von Vrana, und die übrigen Magnaten aus dem weſtſüdlichen Ungarn, aus Kroatien und Slavonien, lagerten ſich, bereit, des Königsſohnes Corvin Anſprüche auf die Krone Ungarns, vielleicht ſelbſt gegen ſeinen Willen, auf das Aeußerſte zu verfechten, mit ſieben tauſend wohlgerüſteten Mannen vor Peſth. Die Wahlherren der anderen Parteien fühlten ſich durch dieſe drohende Bewegung nicht wenig eingeſchüchtert, denn ſie waren die Schwächeren, indem ein großer Theil der Verordneten, theils aus Unwillen über das Hinausziehen dieſes Landtages, theils aus Furcht vor den kommenden Ereigniſſen, heimgezogen waren. Unterdeſſen wurde, wahrſcheinlich mit Abſicht, das Gerücht ausgeſprengt, zwiſchen Oeſterreich und Polen ſey ein Vergleich geſchloſſen worden, nach welchem König Maximilian den weſtlichen, Johann Albrecht den öſtlichen Theil Ungarns in Beſitz nehmen und ſomit dieſes Reich zerſtücken wollten.

Jetzt drang die böhmische Partei auf Entscheidung der Wahl, und der Erlauer Bischof versammelte, um durch die Heiligkeit des Ortes Gewaltthätigkeiten zu verhindern, die Stände im Dome der heiligen Jungfrau zu Pesth, wo er eindringlich zur Ruhe ermahnte und gegen die Herren aus Westungarn, Kroatien, Slavonien den Wink fallen ließ, Wladislaw sey schon vor ihrer Ankunft gleich im Beginne des Landtages, insgeheim, doch einhällig, zum Könige von Ungarn erwählt worden. Erzürnt über diesen eigenmächtigen Schritt, verließen der Bischof von Fünfkirchen und der Herzog von Ujlák und die übrigen Anhänger ihrer Faction die Versammlung, begaben sich mit dem Erzbischof von Colocza in die, von den Leuten Johannes Corvin's besetzt gehaltene Ofener Burg, verlegten ihre Mannschaften auf das rechte Donauufer, und machten, während die übrigen Stände noch zu Pesth versammelt waren, Anstalten, von der Festung aus die Stadt Ofen für den Herzog Johannes in ihre Gewalt zu bringen.

Schon schien der Bürgerkrieg unvermeidlich, als der Vorschlag Einiger: dem von dem verstorbenen Könige begünstigten Stephan von Zápolya die Ernennung eines Königs zu übertragen, durchging; indem sonderbarer Weise eine jede Partei sich mit der Ueberzeugung schmeichelte, Zápolya werde in ihrem Sinne entscheiden. Sofort wurden an denselben Abgeordnete nach Wien gesendet, um ihm diesen wichtigen Auftrag zu überbringen. Zápolya war keineswegs so aller Parteisucht fremd, wie die Bessergesinnten ihn glaubten; ja, einen Augenblick mochte ihm sogar die Erhebung seiner eigenen Familie vor Augen schweben, denn als ihm jene Botschaft zukam, hob er seinen dreijährigen Sohn, Johannes, auf seinen Armen empor, sprechend: „mein Sohn, wärest du nur schon so groß gewachsen, ich machte Dich zum Könige von Ungarn.“ Von Wladislaw bereits durch Bestechung und durch Verheißung künftiger, noch größerer Vortheile gewonnen, überdies hoffend, unter diesem schwachen Könige unumschränkte Gewalt zu erhalten, war Zápolya nicht unschlüssig, Jenem seine Stimme zu geben, wozu es seiner Beredsamkeit auch nicht an Gründen fehlte.

Den hauptsächlichsten Nachdruck verlieh diesem Ausspruche Zápolya's der Großwardeiner Bischof, Johannes Pruis, welcher, begierig, sich bei dem neuen Könige Dank und Einfluß zu erwerben, schleunigst von Wien nach Mähren reisete, wo die, von Mathias gegründete schwarze Legion im Sommerlager stand, dieselbe durch Vertheilung von hundert tausend Duca-

ten für Wladislaw gewann, deſſen Erwählung er als ausgemacht ſchilderte, und ſie zu dem Banner dieſes Königs ſchwören ließ. Der Beitritt dieſes furchtbaren, unbeſiegten Heeres gab der Sache Wladislaw's einen mächtigen Aufſchwung, und drückte die Ausſichten aller übrigen Parteien herab. Bei dieſem Stande der Dinge vermehrte ſich Wladislaw's Anhang gar bald durch Ueberläufer aller Factionen. Der Herzog Johannes Corvin hielt ſich auf der Ofener Burg nicht mehr ſicher; er ließ eilig die heilige Krone ſammt den königlichen Inſignien und dem Reichsſchatze nach Fünfkirchen ſchaffen, und übergab die Burg und einen Theil der Beſatzung ſeinem bewährten Freunde, Blaſius von Ráska. Er ſelbſt begab ſich mit der übrigen Mannſchaft in das Lager ſeiner Anhänger, und brach, gedeckt durch ihre Banderien, mit ihnen gegen Slavonien auf. Aber, auf Anordnung der verſammelten Stände, ſetzten Stephan Báthóry und Paul Kiniſy mit berittener Mannſchaft den Flüchtlingen nach, und ereilten ſie in der Tolner Geſpanſchaft, hinter den Sümpfen des Sárwaſſers. Da die Corviner die geforderte Rückkehr verweigerten, kam es zu einem Gefechte, das, nachdem auf beiden Seiten anſehnliche Opfer gefallen, ſich zum Nachtheile der Erſteren entſchied. Herzog Johannes entfloh und warf ſich mit ſeinen Anhängern in die benachbarten Schlöſſer des Fünfkirchener Biſchofs. Der Letztgenannte eilte nach Fünfkirchen, um dieſe Stadt in Vertheidigungsſtand zu ſetzen; der Herzog von Ujlak ging nach Sirmien; Johannes Corvin mit der entführten Krone und den Reichsinſignien nach Slavonien. Das Corviniſche Lager wurde von den Nachſetzenden geplündert, und große Beute gemacht, auch ſiebzig edle Herren, unter ihnen der Braner Prior und Georg von Kaniſa, gefangen genommen, aber gegen das Verſprechen ihres Beitrittes zur geſetzlichen Königswahl ſogleich freigegeben. Dagegen wurde über die geflüchteten Corviner die Acht ausgeſprochen, die Güter derſelben eingezogen und von der Königin Beatrix an ihre und Wladislaw's Anhänger vergabt.

Die Entfernung vom Schauplatze der Wahlkämpfe wurde Herrn Stephan von Zápolya um ſo unerträglicher, je ſchwieriger zugleich ſeine Lage in dem für Ungarn eroberten und durch ihn beſetzt gehaltenen Wien ſich geſtaltete. Durch eine ihm drohende Verſchwörung geängſtigt, ſendete er ſeine Gemalin und ſeine Kinder nach Ungarn voraus, übertrug die Behauptung des Platzes Herrn Ladislaw von Upór mit vier hundert Mann, und ſchiffte ſich dann eiligſt auf der Donau nach Ofen ein, wohin er, auf demſelben

Wege, früher ſchon den Leichnam des Königs Mathias befördert hatte. Durch ſeine unerwartete Ankunft wurden die ſchwankenden Wähler zu entſchiedenerem und ſchnellerem Handeln ermuthigt. Am 15. Juli berief der Biſchof von Erlau die anweſenden Prälaten, Magnaten und Herren, den päpſtlichen Legaten und die Botſchafter der auswärtigen Fürſten zur Verſammlung in die St. Georgskirche, ſetzte hier in eindringlicher Rede das ausſchließende Recht Wladislaw's aus einander, und verkündigte deſſen Wahl zum Könige Ungarns. Ohne es zu ahnen — denn noch immer ſahen ſie Ungarn für ein Wahlreich an — hatten die Wählenden der Gerechtigkeit Genüge gethan und den einzig rechtmäßigen Erben des Thrones wirklich auf denſelben erhoben. (Lichnowsky, Band VIII. S. 150.) Dem Könige Maximilian wurde von den Ständen die geſchehene Wahl mit der Behauptung angezeigt: er oder ſein kaiſerlicher Vater hätten die Krone ſchon deshalb nicht erlangen können, weil ſie dieſelbe dem Rechte nach gefordert, Ungarn aber ſeine freie Wahl behaupten wolle! Die kaiſerlichen Geſandten hatten Nichts thun können, als gegen Wahl und Wahlfähigkeit Einſprache zu legen.

Wladislaw, ſchon früher von ſeiner ſicheren Erhebung unterrichtet, näherte ſich den Gränzen des Reiches an der Spitze eines Heeres von fünfzehn tauſend Mann. Eine feierliche Geſandtſchaft des Landtages ging ihm entgegen, um ihn zu begrüßen und ihm die Bedingungen ſeiner Erwählung vorzulegen. Sie traf ihn auf dem Felde bei Forkashida unterhalb Tyrnau, wo er (31. Juli) ſich urkundlich verpflichtete: die Rechte, Freiheiten und Gewohnheiten der Reichsſaſſen unverkürzt zu erhalten; alle mit denſelben in Widerſpruch ſtehenden Verfügungen des Königs Mathias abzuſchaffen; beſonders die Kriegsſteuer von Einem Ducaten nie zu fordern, ſondern mit den gewöhnlichen Kammereinkünften ſich zu begnügen; den, durch Machtſprüche des verſtorbenen Königs oder durch Gewaltthaten Anderer, ihrer Güter beraubten Herren zu ihrem Rechte und Beſitze wieder zu verhelfen; die Krone und die Reichsinſignien auf der Wyſſegrader Burg von eigenen, dazu angeſtellten Beamten verwahren zu laſſen. Ferner mußte er geloben, Mähren, Schleſien, Lauſitz und die Sechsſtädte nicht anders, als gegen Entrichtung des zu Olmütz feſtgeſetzten Löſegeldes, von dem ungariſchen Reiche zu trennen; die dafür eingehenden Summen in der Reichsſchatzkammer zur Beſtreitung öffentlicher Bedürfniſſe niederzulegen; von des Mathias Eroberungen in Oeſterreich, Steyermark, Krain und Kärnten, ohne Geneh-

migung der Prälaten und Barone Nichts dem Kaiser abzutreten; sein Hoflager größtentheils in Ungarn zu halten; in Staatssachen nur mit Ungarn, nicht mit Ausländern Berathung zu pflegen, und auch nur an Jene Besitzungen, Aemter und Würden zu verleihen; keine Eingriffe in die gesetzliche Rechtspflege zu unternehmen; ohne richterlichen Ausspruch Niemand in der Freiheit seiner Person, noch an Gütern und Rechten zu verletzen, und über das Münzwesen Nichts ohne Genehmigung der Stände zu verfügen. Zugleich bestätigte er urkundlich den, von den Ständen mit Johannes Corvin geschlossenen Vertrag.

Unterdessen hatte der Bischof Urban Dóczy es sich eifrig angelegen seyn lassen, die Corvinische Partei zu friedlicher Unterwerfung zu bewegen, was ihm bei den vornehmsten Häuptern derselben auch glücklich gelang. Mit edlem Beispiele ging der Herzog Johannes Corvin voran, der, unter der Bedingung: daß alle, gegen seine Anhänger erlassenen Achtserklärungen widerrufen, ihre eingezogenen und weiter vergabten Güter zurück gestellt, die dagegen sich Auflehnenden als Hochverräther behandelt würden, die Reichskrone selbst nach der Hauptstadt brachte und seinen Hauptleuten befahl, die Burgen von Wyssegrad und Ofen den königlichen Besatzungen unweigerlich zu übergeben. Einige seiner bisherigen Anhänger, mit dieser Unterwerfung ihres Parteihauptes unzufrieden, gingen in die Dienste König Maximilian's, um unter diesem neuen Banner den alten Widerstand gegen König Wladislaw fortzusetzen. Dem Letzteren erstand unerwartet ein neuer Gegner in seinem Bruder Johann Albrecht, welcher, nicht gesonnen, seinen Hoffnungen auf die Krone Ungarns so schnell zu entsagen, und auf Anstiften seiner, ihn begünstigenden, Mutter Elisabeth, der eigentlichen Erbin Ungarns, von seinem Vater Kazimierz mit einem polnischen Heere unterstützt, in die Nográder Gespanschaft eingefallen war, um die Stimmen, welche ihn im Rákoser Felde zum Könige ausgerufen hatten, mit Waffengewalt wahr zu machen, und alle Vorstellungen der von Wladislaw an ihn gesendeten Botschafter mit Beharrlichkeit zurück wies. Wladislaw, nachdem er in die Hauptstadt seines neuen Reiches eingezogen war, hatte auf dem Rákoser Felde eine erfolglose Unterredung mit seinem Bruder, welcher Siebenbürgen als Entschädigung forderte. Statt dessen ließ ihm Wladislaw die Belehnung mit dem Herzogthume Glogau antragen, worauf Johann Albrecht eingehen zu wollen schien, als aber keine Anstalten zur Erfüllung dieses Versprechens

erfolgten, das Erlauer Gebiet verheerte, Kaschau eingeschlossen hielt, und seine Polen durch die Gespanschaften Torna, Gömör und Saros streifen ließ. Wladislaw, vorläufig nur trachtend, seiner Erwählung durch die Krönung das Siegel aufzudrücken, that keine Schritte, die Feinde zu vertreiben; im feierlichen Zuge erhob er sich von Ofen nach Stuhlweißenburg, und ließ sich hier im Dome durch den Agramer Bischof Oswald — denn der Graner Erzbischof Hippolyt von Este konnte, wegen noch nicht erhaltener Weihe, diese Handlung nicht verrichten — die von dem Herzoge Johannes Corvin ihm vorgetragene Reichskrone aufsetzen.

Des Königs Mathias Tod und die Abreise Zápolya's zogen alsbald den Verlust der in des Kaisers Staaten gemachten Eroberungen nach sich. Der heldenmüthige Maximilian ruhte nicht, bis er seine Erblande von Feinden gereinigt sah. Die ungarischen Besatzungen in Steyermark mußten sich in ihre Heimat zurück ziehen, und die festen Plätze wurden wieder von den Kaiserlichen eingenommen. Auch Oesterreich hatten die Ungarn größtentheils räumen, und sich auf die festen Plätze beschränken müssen; daher König Maximilian, nachdem er Neustadt, jedoch ohne das Schloß, besetzt, ein Lager bei Klosterneuburg bezog. In Wien herrschte große Unzufriedenheit mit dem ungarischen Regimente, und am 22. August führte der Rath dieser Hauptstadt den König Maximilian feierlich in dieselbe ein. Ladislaw von Upór hatte sich in die Burg zurück gezogen, welche sogleich belagert, beschossen, dreimal gestürmt und dergestalt zugerichtet wurde, daß die Besatzung am zehnten Tage gegen freien Abzug sich ergeben mußte. Gleich darauf eilte der unermüdliche Maximilian, das freiwillig geräumte Neustädter Schloß in Besitz zu nehmen. Bruck befreite sich selbst, und so blieben den Ungarn in Kurzem nur mehre kleine feste Plätze und Schanzen in Oesterreich; die stärksten derselben waren die Tettauer Schanzen bei Ernstbrunn, welche Gotthard von Starhemberg einnahm, und Schloß Schiefereck. Tobias von Boskowicz hatte mehre Orte erobert, als: Einödt, Seissenstein, Hollenburg, Stein, Mautern, Getzendorf, St. Pölten. Maximilian's Heer lagerte sich dann wieder bei Klosterneuburg, das er mittels Maschinen bezwang.

Nachdem Maximilian mit siegreicher Hand seine Erblande befreit hatte, schritt er zur Verfolgung seiner vermeinten Ansprüche auf die ungarische Krone. Verstärkt durch baierische, brandenburgische, hessische und anhaltinische Truppen, hatte er sein Heer beinahe auf zwanzig tausend Mann

gebracht, mit welchen er am 17. September 1490 von Wien gegen Ungarn aufbrach, indem er die Städte dieſes Reiches unter Verſprechung, ihre Privilegien aufrecht zu halten und zu vermehren, auf ſeine Seite zu ziehen trachtete. Es war die Nachricht gekommen, Jakob Szekelyi habe die feſten Plätze in Steyermark übergeben und, ſammt vielen Magnaten, Maximilian's Partei ergriffen, welchem durch dieſen Beitritt faſt das ganze weſtliche und ſüdliche Ungarn bis an den Plattenſee und die Drave entlang bis zur Donau, zufiel.

Vergebens drangen die noch zu Stuhlweißenburg verſammelten Herren in den König Wladislaw, ſeinen Gegnern beherzt die Spitze zu bieten; aber er zog in ſeiner Gemächlichkeit vor, ſich auf Vertheidigung zu beſchränken, welche er, gegen die Oeſterreicher den Herzogen Johannes Corvin und Lorenz von Ujlák, gegen die Polen dem Zipſer Erbgrafen Stephan von Zápolya, gegen die Osmanen dem Temesvarer Grafen Paul Kiniſy übertrug.

Dieſe Sorgloſigkeit Wladislaw's ließ den Feinden Zeit, ungehindert Fortſchritte zu machen. Johann Albrecht begann Kaſchau zu belagern. König Maximilian aber nahm die Oedenburger und Eiſenburger Geſpanſchaften in Beſitz, eroberte Stein am Anger, und legte ſich am 1. November vor das feſte Weszprim, welches, nachdem die Stadt vergeblich auf Hilfe vom Könige gehofft hatte, der dortige Biſchof Johannes Vitéz, gegen Verheißung des Wiener Bisthums, übergab. Auch hier traten viele Vornehme des Landes zu Maximilian über. Sofort rückte Derſelbe auf die Krönungsſtadt Stuhlweißenburg los, zu deren Vertheidigung Stephan Báthory und Paul Kiniſy hingeſendet wurden. Aber dieſe fanden bei den Bürgern ſelbſt, die ſich hinreichend ſtark, und die Stadt durch ihre Lage genugſam geſchützt glaubten, Widerſtand, und brachten mit Mühe eine geringe Beſatzung in die Stadt. So in ihren Vertheidigungsmaßregeln gehemmt, beſchränkten ſich die ungariſchen Feldherren auf Anzündung der Bakonyer Vorſtadt, und gingen nach Ofen zurück. Am 17. November wurde Stuhlweißenburg zuerſt durch den Herzog Chriſtoph von Baiern geſtürmt, die Einwohner furchtbar mißhandelt und zum Theile erwürgt, die ganze Stadt ausgeplündert. Die ſiegreichen Truppen ſchlugen ſich um die Beute, welche ſie für ungleich vertheilt hielten, und es entſtand grauenvolle Verwirrung. Der König Maximilian, welcher vergeblich dieſen Unordnungen zu ſteuern ſuchte, verweilte drei Wochen in der eroberten Stadt, während welcher Zeit zwar ſein Anhang ſich vergrößerte, aber zugleich auch Báthory und Kiniſy Zeit gewannen, die

Burg zu Ofen in Vertheidigungsstand zu setzen. Als endlich Maximilian gegen Altofen rückte, verweigerten seine Truppen wegen rückständigen Soldes den Dienst. Da sie sich nicht beschwichtigen ließen und Maximilian kein Geld auftreiben konnte, mußte er nach Stuhlweißenburg sich zurück ziehen. Seine meisten Söldner suchten im Voraus den Heimweg, die übrigen wurden entlassen, viele derselben im Bakonyer Walde von ungarischen Streifparteien und dem Landvolke aufgerieben. Mit dem übrigen Heere rückte Maximilian über Weszprim, ließ das, Herrn Paul Kinisy gehörige, feste Bergschloß Vaszony erstürmen und niederbrennen, und zog, König von Ungarn sich nennend und in solcher Eigenschaft Gnadenacte übend, über Oedenburg nach Neustadt, wo er am 26. December eintraf. Seine Eroberungen in Ungarn hatten, wie sich bald zeigte, keinen Bestand.

Noch aber stand ein anderer Feind auf ungarischem Boden: der Prinz Johann Albrecht. Wladislaw, durch das endliche Eintreffen der schwarzen Legion, und durch das Erscheinen des Großwardeiner Bischofs Valentin Wuk mit Reiterei und Geld, ermuthigt, zog (1491) selbst gegen Kaschau, wohin er Herrn Stephan von Zápolya voraus sendete. Doch kam es nur zu kleinen Gefechten; die von beiden Theilen vorbereitete Hauptschlacht unterblieb, und man schritt zu Unterhandlungen. Am 20. Februar einigten sich die Brüder dahin: Wladislaw sollte die Krone Ungarns behalten; Johann Albrecht, für Abtretung seines vermeintlichen Rechtes, binnen drei Monaten die Fürstenthümer Glogau, Sagan, Oels, Oppeln, Tost, Kosel, die Städte Krossen, Steinau, Beuthen, Hohenplotz mit mehren Schlössern und Marktflecken bekommen. Was davon etwa an Andere verpfändet oder vergabt sey, sollte Wladislaw binnen jener Frist auslösen und zurück bringen, um es seinem Bruder zu übergeben. Weil Oppeln noch von Johann Corvin, Oels von Konrad dem Weisen rechtmäßig besessen würde, so müßte Wladislaw, bis er jenes von dem Besitzer durch Kauf oder Tausch erworben hätte, dieses nach Konrad's Tode ihm heimgefallen wäre, alljährlich, für ersteres drei tausend Goldgulden, für letzteres den Betrag der Renten, wie Herzog Konrad sie bezöge, seinem Bruder entrichten. Die Vasallen und Unterthanen der abgetretenen Fürstenthümer, Herrschaften und Städte sollten dem Könige Wladislaw, gleich dem übrigen Schlesien, zu allen Kriegsdiensten und Steuern verpflichtet, nur Johann Albrecht davon befreit bleiben. Gelangte Dieser dereinst auf den Thron Polens, oder verstürbe er früher ohne männliche

Leibeserben, so müßten sämmtliche Abtretungen an Wladislaw oder dessen Nachfolger zurück fallen. Könnten die Könige Kazimierz oder Wladislaw, oder der Prinz Johann Albrecht selbst, die ältere Verschreibung der ungarischen Thronfolge von dem Kaiser Friedrich und seinem Sohne Maximilian, oder auch die künftige, im Falle Letztere den Frieden unter keiner anderen Bedingung schließen wollten, auf irgend eine Weise zurück erhalten, so sollten die Stände Ungarns auf allgemeinem Landtage sich verpflichten, nach Wladislaw's unbeerbtem Hintritte dessen Bruder Albrecht zum Könige anzunehmen. An Letzteren sollten, bis zur Uebergabe des Fürstenthumes Glogau, die königlichen Freistädte Zeben und Eperies verpfändet bleiben. — Nach dem Abschlusse dieses Vergleiches brach Johann Albrecht gegen Polens Gränzen auf; Wladislaw aber zog in das nun befreite Kaschau ein, und belohnte die Treue der Bürgerschaft und seiner Anhänger durch Bestätigung aller Freiheiten.

Des Königs nächstes Ziel mußte nun seyn, die Krönungsstadt und die westlichen Gespanschaften den Kaiserlichen zu entreißen; denn Maximilian hatte bei seinem Abzuge Besatzung in Stuhlweißenburg zurück gelassen, welche auf Streifzügen Ozora und Paks erobert und während des Winters beträchtlichen Schaden verübt hatte. Stephan Báthory, mit der Wiedereroberung Stuhlweißenburg's beauftragt, führte die Banderien des ungarischen Adels und die schwarze Legion nach Banhida im Dotiser Bezirke und ließ vor Stuhlweißenburg auf der Ofener Seite das Lager aufschlagen. Der König folgte nach und lagerte sich vor der Bakonyer Vorstadt am Salzsee; Paul Kinisy, von Fünfkirchen herbei eilend, schloß sich Báthory's linkem Flügel an, so daß nun die Stadt von jeder zugänglichen Seite eingeschlossen war. Während hier die Belagerung ihren Fortgang nahm, hatten die Böhmen, welche Weszprim besetzt hielten, diesen Platz übergeben; Kinisy Vaszony und Ozora bezwungen; der Raaber Bischof Thomas Bákács Sárvár erstürmt; Johannes Corvin und Ladislaw Egerváry Agram erobert. Auch Stuhlweißenburg, durch das Geschütz der Belagerer hart mitgenommen, vermochte sich nicht länger zu halten. Die Besatzung bot Unterhandlungen an, und erhielt vom Könige freien Abzug mit Waffen und Gepäck, und sicheres Geleite bis an die österreichischen Gränzen zugestanden. Nur die Gefangenen und den Kirchenraub sollte sie zurück lassen. So kehrte (29. Juli) die Krönungsstadt unter ungarische Herrschaft zurück. Von allen Eroberungen Maxi-

milian's in Ungarn waren jetzt nur sehr wenige mehr übrig, und sein Gewinn beschränkte sich fast nur auf einige Denkwürdigkeiten, von denen er das Schwert des Königs Mathias, „so er wider Haus Oesterreich gebraucht," und eine große türkische Kanone, welche derselbe König vor Belgrad genommen, dem Erzherzoge Sigmund als Geschenk verehrte.

Kaum herrschte auf dieser Seite Ruhe, so erneuerte Johann Albrecht, welchem Wladislaw bisher nicht eine von allen ihm zugestandenen Bedingungen erfüllt hatte, die Feindseligkeiten. Als gleichzeitig der König gefährlich erkrankte und ein falsches Gerücht seines Todes sich verbreitete, schrieb Johann Albrecht einen Landtag nach Szerencs aus, um sich, nach Maßgabe des letzten Friedensschlusses, zum Könige erwählen zu lassen. Zwar ward ihm gleich bei seinem Einfalle in das Zempliner Comitat die sichere Kunde, daß sein Bruder noch lebe und genesen sey; gleichwohl rückte er vorwärts, eroberte die Perényische Felsenburg Strozkó und richtete sie zu seinem Waffenplatze ein, von welchem aus er längs der Bodroy hinab bis Tokay die Besitzungen jener Landherren, welche ihn nicht als König anerkennen wollten, verheerte. Da führte, auf königlichen Befehl, Stephan von Zápolya einen, eben erst aus Oesterreich vertriebenen, sieben tausend Mann starken böhmischen Haufen nach Kaschau, wo Johann Albrecht die Belagerung plötzlich abgebrochen und gegen Eperies hinauf an die Tarcza sich zurück gezogen hatte. Zápolya wartete hier so lange, bis durch das Eintreffen ungarischer Truppen seine Heermacht sich auf achtzehn tausend Mann vermehrt hatte, zog dann aus Kaschau längs der Tarcza hinauf, und bot den Polen die offene Feldschlacht. Sie währte vom frühen Morgen bis zum Sonnenuntergange. Johann Albrecht kämpfte wie ein Löwe gegen die Uebermacht, stellte die zerrissene Schlachtordnung der Seinigen einige Male wieder her, und nöthigte selbst seinen Gegnern Bewunderung ab. Als Alles verloren war, schlug er sich mit einer Handvoll Getreuer mitten durch die ungarische Reiterei, und warf sich in das befestigte Eperies. Sein Lager, sein Geschütz, seine Kostarbeiten blieben in den Händen des Siegers, der sogleich vor Eperies rückte und die Polen dort einschloß. Wladislaw sendete dem Zápolya Befehl, seinem Bruder milde Bedingungen zuzugestehen, und Denselben, gegen das Versprechen: Eperies, Zeben, Saros ungarischen Befehlshabern einzuräumen, die Zempliner Schlösser heraus zu geben, nie wieder feindlich in Ungarn einzufallen, und überhaupt in Allem den längst geschlossenen

Frieden zu beſtätigen — mit dem ſchweren Geſchütze und allen kriegsgefangenen Polen ohne Löſegeld in die Heimat ziehen zu laſſen. Dies gelobte Johann Albrecht eidlich und führte hierauf ſeine Polen wieder über die Karpathen.

Mittlerweile gediehen auch die langen Verhandlungen mit Oeſterreich endlich zu einem Abſchluſſe. Wladislaw wünſchte den Frieden, einmal weil er ſeine Stellung in Ungarn noch nicht hinlänglich geſichert wußte, indem Maximilian in den weſtlichen Geſpanſchaften noch großen Anhang zählte, und dann, weil die Vertheidigung gegen die, den Süden des Reiches bedrohenden Türken aber durch die offene Feindſchaft zwiſchen dem Deſpoten von Serbien und dem Herzoge Lorenz von Ujlák erſchwert war. Dem Könige Maximilian aber fehlte es an Geld und Truppen zu Betreibung des Krieges, und ſo wünſchten beide Theile Beilegung der Fehde. Bereits während der Belagerung Stuhlweißenburgs hatten Friedensunterhandlungen begonnen, und Abgeordnete beider Könige ſich in Preßburg verſammelt; für den Kaiſer: der Landeshauptmann Tobias von Boskovics und Czernahora, der Kämmerer und Erbſchenk von Tyrol Mathias von Spaur, der Reichsprotonotar Bernhard Perger, der kaiſerliche Rath Johann Fuchsmag; für König Maximilian: Graf Eitel Friedrich von Zollern, Verweſer zu Hohenberg, Bernhard von Polhain, Heinrich Prueſchink Freiherr von Stettenberg, Johann Kishorvath de Halapſics und Georg Rottaler, kaiſerliche Räthe; für König Wladislaw: Thomas Bákács Biſchof von Raab und Reichskanzler, der ſiebenbürgiſche Woiwode und Judex Curiae Stephan Báthory, der böhmiſche Kanzler Johann von Schallenberg, der Oberſtallmeiſter Ladislaw Orszagh, der Burggraf auf Karlſtein und Münzmeiſter zu Kuttenberg Benedikt von Weitmühl, der böhmiſche Hofmarſchall Johann von Rupow, Wilhelm Baumkircher von Schlaming und Georg Báthory. Die großen Anſprüche der öſterreichiſchen Bevollmächtigten wurden von den ungariſch-böhmiſchen abgelehnt; aber die drohende Stellung, welche dazumal Johann Albrecht im Norden noch einnahm, vielleicht auch die Einnahme Hainburgs durch kaiſerliche Truppen, beſchleunigte auf ungariſcher Seite den Abſchluß des Friedens. Am Montag nach Leonardi (7. Nov. 1491) wurde folgender Friedensvertrag geſchloſſen: Wladislaw bleibt regierender König in Ungarn; beide Theile gewähren allgemeine Verzeihung; die ungariſchen Beſatzungen in Plätzen der deutſchen Erblande des Kaiſers (es waren: Stuchſenſtein, Starhemberg, Gutenſtein,

Lichtenwerd, Potendorf, Korneuburg, Schmida, Schönberg, Retz, Hohenpruck, Wolkersdorf, Kirchſchlag, Ebenfurt, Waltersdorf, Horn, Altenſteig, Gmund, Walper, Grabern, Klarenbrunn, Potenberg, Kreuzenſtein, Kaden, Schönſtein, Kranburg und Oberruſpach) haben ſogleich abzuziehen; die Pfandſchaften werden eingelöſet; wegen der zwiſchen dem Herzog Johannes und Jakob Szekelyj ſtreitigen Beſitzungen in kaiſerlichem Erblande werden Schiedsrichter ernannt, mit Herzog Otto von Baiern als Obmann; Eiſenſtadt, Forchtenſtein, Kobelsdorf, Güns, Hornſtein, Rechnitz und Pernſtein werden dem Kaiſer bis zur Auslöſung von vierzig tauſend Goldgulden verpfändet; Wladislaw hat Demſelben binnen zwei Jahren hundert tauſend Goldgulden zu zahlen; die alten Forderungen des Königs Mathias an ihn werden erlaſſen, namentlich jene hundert tauſend Gulden, welche der Kaiſer dem genannten Könige bei dem früheren Friedensſchluſſe zu bezahlen ſich verpflichtete; dagegen willigen der Kaiſer und König Maximilian ein, daß die in Ungarn von ihrem Anhang beſetzten Orte nöthigenfalls mit Gewalt zurück genommen werden können. — In geheimen Zuſätzen wurde feſtgeſetzt: daß, wenn Wladislaw ohne männliche Nachkommen verſtürbe, Maximilian und deſſen Erben ihm in allen Königreichen und Herrſchaften nachfolgen, jedoch die ſtandesmäßige Verſorgung ſeiner Töchter übernehmen ſollten; Wladislaw ſollte zu nächſter Mariä Lichtmeſſe auf einem Reichstage das eben geſchloſſene Abkommen mit Friedrich und Maximilian, ſo wie ſtets von jedem neuen Würdenträger, bei Ernennung eines ſolchen beſtätigen laſſen (was jedoch bei Keinem beobachtet wurde); Maximilian könne den Titel eines Königs von Ungarn führen, ſolle aber von jetzt an keine Rebellen gegen Wladislaw mehr in Schutz nehmen, wogegen Letzterer deſſen Anhängern zu verzeihen habe. Alle von Maximilian im ungariſchen Reiche eroberten Plätze ſollten zurück geſtellt, beſonders Stein am Anger, Szent-Groth, Körmend, Marvenkö und Koſtel bis zu nächſtem Luciätage geräumt, die Kriegsgefangenen gegenſeitig ohne Löſegeld in ihre Heimat entlaſſen werden. In einer beſonderen Urkunde erklärten die ungariſchen Bevollmächtigten: der im Friedensvertrage enthaltene Artikel wegen gewaltſamer Nöthigung zur Zurückſtellung der ungariſchen Güter ſey für Friedrich und Maximilian nicht bindend, ſondern nur eingeſchaltet, um die Befehlshaber dieſer Orte in Sicherheit zu ſetzen *). Noch verzichtete Wladislaw auf all [illegible] das

*) Urkunde des k. k. geh. Archives, bei Lichnowsky VII

Heiratsgutes und der Erbfolge in Oeſterreich, von ſeiner Mutter, der Königin Eliſabeth, auf was immer für eine Art ihm zuſtehenden und auf ihn übertragenen Rechte*), erklärte als König von Böhmen die beiden Urkunden des Erzherzogs Albrecht, Bruders des Kaiſers, zu vierzig tauſend und fünfzig tauſend Gulden auf Oeſterreich zu Gunſten des verſtorbenen Königs Georg, für todt und nichtig**), und übernahm auch jene zwölf tauſend Gulden, welche Friedrich und Maximilian dem Wenzel Wlczko und ſeiner Rotte ſchuldig, und womit Dieſe auf den Aufſchlag im Lande Oeſterreich gewieſen waren***). Die Feindſeligkeiten in allen Ländern ſollten mit dem 11. November aufhören.

Wladislaw bemühte ſich nach Kräften, die Nothwendigkeit dieſes, für Ungarn ſo wenig vortheilhaften Friedens in das hellmöglichſte Licht zu ſtellen, und ſeine Anhänger boten ihre Beredſamkeit zu gleichem Zwecke auf. Auf dem Reichstage zu Ofen wurde dieſer Friedensſchluß beſprochen und von einem Theile der ungariſchen Prälaten und Magnaten angenommen. Aber bei der Mehrzahl der verſammelten Herren erweckten die Bedingungen dieſes Vertrages Murren und Mißvergnügen, das, während der Raaber Biſchof Thomas Bákács ihn vorlas, ſich zu Ausbrüchen des wildeſten Zornes ſteigerte. Es entſtand ein ſchreckliches Geſchrei über Verrath. Der Biſchof und die übrigen Friedensvermittler mußten ſich aus der Verſammlung flüchten und durften ſich durch mehre Tage ohne bewaffnetes Geleite nicht blicken laſſen. Erſt die Zureden Stephan Báthory's, obgleich Derſelbe zur Zeit dem Vertrage ebenfalls ſeine Zuſtimmung verſagte, vermochten den Sturm einigermaßen zu beſänftigen. Auch Wladislaw ſuchte die empörten Maſſen zu beruhigen, indem er Adel und Volk auf dem Burgplatze verſammelte, ſie ermahnte, ihm als König zu vertrauen, und ihnen Hoffnung machte, daß der Friedensſchluß, zwar nicht aufgehoben, doch aber zu ihrer Zufriedenheit gemildert werden ſolle. Zwar ſtand der bei weitem größte und angeſehenſte Theil der Prälaten und Magnaten noch immer an, dem Vertrage beizutreten, aber auf die Autorität jener acht Prälaten und ſieben Magnaten hin, die ihn vorläufig unterzeichnet, ſchrieb Wladislaw zu deſſen allgemeiner Verkündigung und Annahme den Landtag auf den 30. November nach Ofen aus, und beſtätigte (6. December) den Vertrag urkundlich. Auf dieſem

*) Urkunde des k. k. geheimen Archives, bei Lichnowsky VIII., DCXCI. — **) Ebend. ***) Ebendaſelbſt.

Landtage wiederholte ſich Anfangs der Widerſtand gegen den Vertrag; die Oppoſition geſtattete nicht einmal den Vortrag der Urkunde und ließ Nichts weiter in die Acten eintragen, als daß zwiſchen dem Kaiſer, dem römiſchen Könige und dem ungariſchen Reiche Friede, Freundſchaft und Eintracht geſchloſſen ſey. Indeß zog eine ſolche Anerkennung des Friedens mittelbar allmälig auch jene der Bedingungen nach ſich; die erhitzten Gemüther fingen an ſich zu beruhigen; es erfolgte eine beſondere Zuſammenkunft, und vom April 1492 bis in die letzten Monate des folgenden Jahres wurde der Vertrag von noch vielen anderen Prälaten und Magnaten angenommen; unter ihnen: Erzbiſchof Petrus von Colocza und Bács; der Graner Erzbiſchof Kardinal Hippolyt von Eſte; die Biſchöfe von Agram, Großwardein, Fünfkirchen, Raab, Weszprim, Eſanad, Waizen, Sirmien und Bosnien, der Propſt von Stuhlweißenburg und der Prior von Vrana; Herzog Johannes Corvin; Graf Stephan Báthory, Paul Kiniſy, Herzog Lorenz von Ujlák, u. v. a.; ferner die Richter von Peſth und von Ofen; der Biſchof von Siebenbürgen; der Ban Ladislaw von Hedervár; die Frangepani, Korbaw, Blagay, Zrinyi, Hennig, St. Seba, Batthyany, Bocskay, Keglevich und ſämmtliche Barone; die Grafen von St. Georgen und Pöſing (die meiſten der Letzteren waren frühere Anhänger Maximilian's; dann die Abweſenden von jener großen Zuſammenkunft, als: Blaſius von Ráska, Caſtellan von Ofen; der erwählte Biſchof von Neitra; die Städte Klauſenburg, Biſtriz, Kronſtadt, Hermannſtadt, Segesvár und die ſieben Sitze der Sachſen in Siebenbürgen, der Szekler Graf, die übrigen Sachſen; der Ban Kaniſay, und Martin von Czobor *). Der König Maximilian beſtätigte den Vertrag, welcher alle durch Mathias über Oeſterreich gebrachten Nachtheile aufhob und in die glänzendſten Vortheile verwandelte, am 20. December 1491, und am 4. Januar des folgenden Jahres erfolgte auch der Beitritt des Kaiſers. — Jener letzterwähnte Landtag machte ſich, wie durch Abfaſſung eines Reichsgeſetzes von acht hundert Verordnungen, auch noch dadurch merkwürdig, daß auf demſelben die ſeit fünf Jahren erledigte Palatinatwürde wieder beſetzt wurde. Der Zipſer Erbgraf, Stephan von Zápolya, war es, welcher mit derſelben bekleidet wurde, und ſo bahnte ſich dieſem ſtolzen Manne der Weg zum oberſten Einfluſſe, deſſen Derſelbe nachmals ſich ſo verhängnißvoll bediente.

*) Lichnowsky a. a. O., S. 157, nebſt den Beweisſtellen, als Berichtigung der Angabe Feßler's, der nur von dem Beitritte jener fünfzehn Prälat-

Unterdeſſen ſchmeichelte ſich die königliche Witwe Beatrix fortwährend mit der Hoffnung, daß Wladislaw ſein Verſprechen erfüllen und ſie heiraten werde. An Erinnerungen ließ ſie es nicht fehlen. Wladislaw getraute ſich nicht, der herrſchſüchtigen und leidenſchaftlichen Frau offen ſeine Abneigung gegen dieſes Ehebündniß zu geſtehen; vielmehr ſetzte er den vertraulichen Umgang mit ihr fort und wiederholte von Zeit zu Zeit ſeine Zuſage. Aber bei ſich hatte er feſt beſchloſſen, es zu dieſer Verbindung niemals wirklich kommen zu laſſen, um ſo weniger, als die erwieſene Unfruchtbarkeit der Königin Witwe ihm die Ausſicht auf Leibeserben verſchloſſen haben würde. Seinem geheimen Staatsrathe eröffnete er ſeine wahre Anſicht, auf ein angebliches böhmiſches Reichsgeſetz ſich berufend, welches den Königen verbiete, eine Witwe zu ehelichen. Es wurde alſo beſchloſſen, die Königin Beatrix vor der Hand noch durch Vertröſtungen hinzuhalten. Als jedoch Beatrix ſowohl durch ihren Vater, den König von Neapel, wie durch den Papſt Alexander VI. auf endliche Erfüllung des Verſprechens dringen ließ, mußte Wladislaw ſich zu einer unumwundenen Erklärung bequemen und ließ daher durch ſeinen Geſandten, den Neitraer Biſchof Anton, zu Rom und zu Neapel eröffnen: daß jenes böhmiſche Reichsgeſetz, nicht minder die außer Zweifel geſtellte Unfruchtbarkeit der Königin, und der ausgeſprochene Wille der ungariſchen Stände ihm nicht erlaube, Beatrix zur Gemahlin zu nehmen. Der Hof von Neapel ließ die Sache fallen; auch der Papſt mochte in einer ſo zarten Angelegenheit nicht in den mächtigen Beherrſcher Ungarns und Böhmens, mit welchem der römiſche Stuhl, ſchon wegen des Türkenkrieges, ein gutes Einvernehmen zu wünſchen Urſache hatte, dringen und ſuchte die verſchmähte Beatrix zu tröſten. Dennoch verfolgte ſie ihr Recht vor dem päpſtlichen Gerichtshofe, bis, nach zweijähriger Führung des Prozeſſes, Papſt Alexander (3. April 1495), ein geheimes Conſiſtorium verſammelnd, das Endurtheil bekannt machte, durch welches die vorgebliche geheime Eheverbindung zwiſchen dem Könige Wladislaw und der Witwe Beatrix für aufgehoben erklärt, Letztere zu ewigem Stillſchweigen und in den Koſtenbetrag von fünf und zwanzig tauſend Ducaten verurtheilt wurde. Beatrix verließ hierauf drohend Ungarn, verweilte, ohne Erfolg auf Rückzahlung ihres Brautſchatzes dringend, eine Zeitlang in Wien, führte auch noch bei dem Papſte Julius II. vergebliche Klage, erlebte den Untergang ihres Hauſes, und ſtarb verarmt und kummervoll auf der Inſel Iſchia (1508).

Der von dem verstorbenen Könige Mathias mit dem Sultan geschlossene dreijährige Waffenstillstand währte noch durch Wladislaw's erstes Regierungsjahr fort. Als jedoch der Streit des Letzteren mit seinem Bruder um die ungarische Krone wüthete, benutzten türkische Rennerhaufen diese Unruhen zu Einfällen, theils in die Biharer Gespanschaft, theils über Temesvár hinauf, theils nach Kroatien. Es verbreitete sich das Gerücht, der Sultan selbst sey mit einem gewaltigen Heere und ungeheuerem Geschütze im Anzuge, und Wladislaw mahnte daher schleunigst die Prälaten und Barone zur Heerfolge, die Städte zur Kriegssteuer. Doch noch ehe sein Befehl zum Vollzuge kam, hatten die Feinde mit ihrer Beute und ihren Gefangenen sich auf den Rückweg begeben. Die aus Kroatien zurück kehrenden Türken wurden am Unnaflusse von dem Ban Emerich Derencsény in Verbindung mit Bernhard Frangepani und Karl Torquati, Grafen von Korbaw, angegriffen, fünfzehn hundert derselben gefangen, eine größere Zahl getödtet, die Fliehenden in die Unna gesprengt, die ganze zusammen geschleppte Beute an Menschen und Heerden ihnen wieder abgejagt.

Sultan Bajesid hoffte, während der Thronkämpfe in Ungarn, das ihm vor Allem wichtige Belgrad durch Ueberredung oder durch einen Handstreich in seine Gewalt zu bringen. Der Statthalter von Semendra, Chadim Suleiman Pascha, machte, bei solcher Ungewißheit, wer die ungarische Krone behaupten würde, dem Herzoge von Ujlák den Antrag, Belgrad sammt Aladschahissar und Swornik dem Sultane zu überlassen und sich dadurch dessen höchste Gunst zu erwerben. Da Ujlák's zweideutige Antwort jene Hoffnung zu begünstigen schien, so ertheilte Bajesid den albanischen Truppen den Befehl, gegen Belgrad vorzurücken und dasselbe zu umzingeln. Der Kapudan-Pascha, Goigu Sinan, bekam den Auftrag, mit drei hundert Schiffen an der albanesischen Küste die Ankunft des Sultans zu erwarten. Bajesid selbst brach am 10. März 1492 von Konstantinopel gegen Sofia auf, in der Absicht, sich von da gegen Belgrad oder Albanien zu wenden, wenn der wider das erste gerichtete Anschlag mißlänge. Unterdessen hatten die Truppen von Semendra Szábács belagert, einige Schlösser in Bosnien genommen und Jaicza bedroht. Aber sie wurden durch den heldenmüthigen Temeser Grafen Paul Kinisy und den Coloczer Erzbischof Petrus mit blutigem Verluste zurück getrieben, einige ihrer Begs gefangen genommen. Der Zewriner Ban, Philipp More, lieferte auf seinem Gebiete den

Feinden ſiegreiche Gefechte und tödtete ihnen ſo viele Leute, daß er zwei Frachtwagen mit abgehauenen Türkenköpfen belud, die er ſelbſt nach Ofen zum Landtage bringen wollte. Zwar ſtarb er unterwegs; aber ſein Bruder und Kampfgenoſſe, Georg, ſetzte die Reiſe fort, überbrachte den verſammelten Ständen die ſchaurige Trophäe, und wurde, zum Lohne ſeiner bewieſenen Tapferkeit und ſeiner Sendung, ſogleich zum Ban von Zewrin ernannt.

Nachdem die Verträge von Kaſchau und Preßburg Ungarns inneren und äußeren Frieden hergeſtellt hatten, verzweifelte der Sultan an Belgrad's Erwerbung und trug dem an ihn nach Konſtantinopel geſandten ungariſchen Bevollmächtigten, Emerich Czóbór, Verlängerung der Waffenruhe oder auch dauerhaften Frieden an, doch nur unter der Bedingung, daß ihm Wladislaw die Walachei und das Gebiet von Raguſa zurück gäbe, auch ſeinen Heeren freien Zug durch Dalmatien und Kroatien nach Deutſchland geſtatte. Czóbór verwarf dieſen Antrag und reiſete ohne weiteren Beſcheid des darüber erzürnten Sultans ab. Wladislaw eilte ſeine Rüſtungen zu treffen, ließ Temesvár, Zewrin, Szábács und Jaicza in Vertheidigungsſtand ſetzen, die dortigen Beſatzungen verſtärken und ſendete tauſend Mann von der ſchwarzen Legion unter Kiniſy's Anführung nach Belgrad. Gleichwohl überſchritt der Paſcha von Widdin mit acht tauſend Türken die Donau, und fing an, Zewrin zu belagern. Aber der herbei eilende Kiniſy ſchlug ihn zurück und nahm ihm eine große Menge Gefangener ab, welche er nach Temesvár führte und unter gräulichen Martern, in deren Erfindung Kiniſy ſelbſt die Türken übertraf, hinrichten ließ; theils ließ er ſie, in Säcke eingenäht, in der Temes erſäufen, theils an Mühlräder binden, theils ſie lebendig ſchinden oder braten, oder von hungrigen Schweinen auffreſſen.

Die erlittenen Nachtheile im kleinen Kriege ſann der Sultan durch einen entſchiedenen Schlag aufzuwiegen. Seine Abſicht durchblickte der walachiſche Woiwode Wlad, welcher insgeheim die Hermannſtädter warnte, auf ihrer Hut zu ſeyn, dadurch aber, dem Sultan verdächtig, von der Woiwodſchaft entfernt und durch den Bojaren Radul erſetzt wurde. Unter des Letzteren Begünſtigung drang Ali der Verſchnittene, Paſcha von Semendra, im Februar 1493 durch die Walachei nach Siebenbürgen, wo er längs dem rechten Ufer der Aluta das Gebiet der Sachſen fünf Tage lang verheerte. Aber auf ſeinem Rückzuge wurde er von den vereinigten Hermannſtädtern und Szeklern, in Verbindung mit freiheitlichen walachiſchen Hirten, am Rothenthurmpaſſe

überfallen, sein Heer aufgerieben, aller Beute beraubt, und fünfzehn tausend Türken theils im Gefechte und auf der Flucht getödtet, theils in die Fluten der Aluta gesprengt.

In Kroatien erleichterten die inneren Fehden der Landherren den Einfall der Türken. Während der Ban Emerich Derencsény gegen die unruhigen Grafen Frangepani in Waffen stand, unternahm der Beglerbeg Jakub Pascha mit acht tausend Türken einen Raubzug in die untere Steyermark. Sein Zug ging bei Jaicza vorbei, dessen Befehlshaber, Kanisay, von Jakub Pascha zum Kampfe heraus gefordert, einen Ausfall machte und dem Pascha den längeren Aufenthalt vor Jaicza verleidete. Dieser setzte seinen Zug bei Ostrovitz über die Unna nach Sluin, und über die Kulpa fort, welche letztere die Türken in keinem ihrer vorigen Züge übersetzt hatten. Fünfzehn Tage lang wüsteten, mordeten und raubten Jakub's Banden in Kroatien und der unteren Steyermark. Da wurden die unter einander verfeindeten kroatischen Herren, deren einige vom Könige von Ungarn, andere von Jakub Pascha Hilfe begehrt hatten, durch die gemeinsame Gefahr zur Eintracht hingedrängt. Die Grafen Frangepani, der Graf von Korbaw, dann Georg Blaskovics und Peter Zrinyi stellten sich mit ihren Banderien unter Derencsény's Oberbefehl, und erwarteten auf den Ebenen zwischen dem östlichen Abhange des Kapellagebirges und dem rechten Dobraufer den aus Krain zurück kehrenden Jakub Pascha. Dieser wurde bei Laibach von dem, in Maximilian's Diensten stehenden Jakob Székelyi und anderen deutschen Herren angegriffen und nach Kroatien zurück gedrängt, doch nicht weiter, als bis an die Kulpa, verfolgt. Als nun Jakub Pascha an den Paß Sabbar gelangte, fand er denselben mit Bäumen und Steinen verrammelt und sich von Derencsény's Truppen eingeschlossen; er unterhandelte — vorstellend, daß er auf seinem Marsche durch Kroatien Niemand Schaden zugefügt, und auch jetzt bei seinem Rückzuge gleiche Schonung üben werde — um freien Rückzug gegen Geld; aber Derencsény und die Frangepani bestanden auf Loslassung aller christlichen Gefangenen und Herausgabe der in Steyermark zusammen geschleppten Beute. Während der Unterhandlungen bahnte sich Jakub, durch Umhauung eines Waldes, einen Weg aus dem Passe. Die Ungarn zählten kaum sieben tausend Mann, darunter nur fünf hundert Reiter; die Uebrigen waren erst kurz vorher angeworbene Städter oder Bauern, die Wenigsten mit Säbeln und Harnischen ausgerüstet

mehr größtentheils blos mit Knütteln, Bogen oder Eisenstöcken versehen; während auf türkischer Seite acht bis neun tausend geübte und wohlgerüstete Krieger standen. Als daher Derencsény die Türken unerwartet aus dem Walde dringen sah, rieth er, Schlacht in offenem Felde zu vermeiden, sich hinter die Mauern von Modrus zurück zu ziehen und später den Feinden, bei ihrem Uebergange über die Mresnicza und Korona, in den Rücken zu fallen; aber Bernhard Frangepani warf ihm Feigheit vor, und daß er des Sohnes und des Bruders Leben der Gefahr entziehen wolle, und bestand darauf, daß man auf der Stelle schlagen müsse. Aus Beutegier pflichteten die meisten ungarischen Führer dem Frangepani bei, und Derencsény sah sich genöthigt, nachzugeben. So entbrannte, am 9. September 1493, die den Ungarn verderbliche Schlacht bei Abdina (Udvine). Längere Zeit blieb der Ausgang zweifelhaft; denn die Ungarn schlugen sich tapfer gegen die Uebermacht. Johann Frangepani, der mit dem Mitteltreffen zur Unterstützung seines Bruders herbei eilte, wurde getödtet; Georg Blaskovics, im Kampfe um des Gefallenen Leichnam, mit seiner ganzen Banderie zusammen gehauen. Da verließ den Urheber des unbedachten Gefechtes, Bernhard Frangepani, sein Muth; er floh mit seinem Banner und brachte dadurch Verwirrung und Lücken in die Schlachtordnung, die endlich durch die mit Wuth heran dringenden Türken aus einander gestäubt wurde. Derencsény stürzte sich mitten unter die Feinde hinein und warf Alles um sich nieder, bis er zuletzt übermannt und, nebst Niklas Frangepani, gefangen genommen wurde. Sein Sohn und sein Bruder, nicht fähig, die Niederlage zu überleben, setzten den ungleichen Kampf fort und weiheten sich dem Heldentode. Ueber fünf tausend Ungarn und Kroaten bedeckten die Wahlstatt; die Türken hatten nicht über tausend Mann verloren. Das Lager und sämmtliche Fahnen fielen in die Hände des barbarischen Siegers, welcher seinen getödteten Feinden die Nasen abschneiden ließ und sie dem Sultan zusendete. Dem Bruder und dem Sohne Derencsény's wurden die Köpfe abgeschnitten und dem Ban bei'm Nachtmahle auf einer Schüssel vorgesetzt. Der Pascha machte ihm bittere Vorwürfe wegen gebrochenen Friedens, indem er friedlich durch sein Land habe ziehen wollen, und schickte ihn in Fesseln nach Konstantinopel zu dem Sultan. Derencsény aber begegnete Diesem mit Stolz und Festigkeit. Bajesid schenkte ihm das Leben, und verbannte ihn mit zweien seiner [illegible] Diener auf eine Insel, wo er nach drei Monaten [illegible] ns oder beigebrachtem

Gifte erlag. Seit der Koſſovaer Schlacht hatten die Türken keinen ähnlichen Sieg über die Ungarn erfochten, und während hier allgemeine Niedergeſchlagenheit herrſchte, beſchenkte der triumphirende Sultan den ſiegreichen Jakub Paſcha mit kaiſerlichem Säbel und Gaul, und ernannte ihn zum Beglerbeg von Rumili.

Bei jener Stimmung, welche durch Derencſény's Niederlage in Ungarn verbreitet wurde, geſtaltete ſich auch der von dem Könige zu Ofen eröffnete Landtag ſtürmiſch. Es ſtellten ſich hier auch Geſandte der Republik Venedig ein, um dem Könige ein Waffenbündniß wider den Sultan anzubieten. Aber Wladislaw war zu unentſchloſſen, als daß er zu einer ſolchen, auf Angriff berechneten Verbindung die Hand geboten hätte, und wich daher, ungeachtet des Zuredens der Magnaten, dem Antrage aus. Noch größerem Unwillen begegnete Wladislaw, als er, durch Maximilian gedrängt, die Beſtätigung des öſterreichiſchen Erbfolgerechtes wieder in Anregung brachte. Die Verſammlung, von dem Palatin Stephan von Zápolya und dem Herzoge Lorenz von Ujlák insgeheim bearbeitet, wendete ſich mit Entrüſtung ab, und beſchuldigte den König der Trägheit für Ungarns Vortheil, und der Gleichgiltigkeit gegen des Reiches Ehre. Wladislaw gab den Vorwurf zurück, indem er der Uneinigkeit der Herren, ihrem Hange zu Gewaltthätigkeit, ihrer Widerſetzlichkeit gegen königliche Befehle, die Schuld an dem Verfalle des Reiches beimaß; ihre Scheu vor dem Waffendienſte, ihre Kargheit, welche ſich den nöthigſten Kriegsſteuern entziehe, hätten den Sieg von Ungarns Fahnen hinweg gebannt. Dabei ließ er merken, daß er ſich ihnen nächſtens als Mann zeigen werde.

Theils Worttreue, theils Furchtſamkeit, drängten Wladislaw, dem römiſchen Könige Maximilian, mit welchem er jetzt, nach Kaiſer Friedrich's Tode, es allein zu thun hatte, hinſichtlich der Erbfolge gerecht zu werden, und er ließ ſich angelegen ſeyn, zu dieſem Zwecke die Stimmen der Magnaten zu gewinnen. Mehre ſuchte er dadurch ſeinem Willen geneigt zu machen, daß er wichtige Reichsämter an ſie vergab. Auch den kampfbewährten Paul Kiniſy hoffte er auf ähnliche Weiſe auf ſeine Seite zu bringen und ſeine Unterſtützung zu erlangen, indem er ihn (28. Jänner 1494) zum Judex Curiae ernannte.

Aber Kiniſy, obgleich alt und krank, ſann in dieſer Zeit auf nichts Anderes, als Derencſény's Niederlage und die Streifzüge, welche ſodann die Türken in der Steyermark abermals bis gegen Petau, und im Banate

bis gegen Temesvár unternommen hatten, zu rächen. Er hatte ſich am linken Donauufer, Semendra gegenüber gelagert, um in das ſerbiſche Gebiet der Türken einzufallen, führte die Seinigen über die zugefrorene Donau, ließ das Land weit und breit verheeren, und erſtürmte zwei Schlöſſer, in welchen Ali Paſcha der Verſchnittene ſeine zuſammen geraubten Schätze eingeſchloſſen hielt. Bei der Eroberung eines dieſer beiden Schlöſſer that ſich ein Kroate hervor, welcher der Erſte den Wall erſtieg und, obſchon mit Wunden bedeckt, ſich behauptete, bis ſeine Waffengefährten nachdrangen; er wurde mit zwei hundert Ducaten, einem Scharlachrocke und erhöhtem Solde belohnt. Zu ſpät ſammelte Ali Paſcha ſeine Truppen, um die mit ſeinen eigenen Koſtbarkeiten abgezogenen Ungarn zu verfolgen. Als er an die Donau kam, war das Eis geborſten, und er erſchöpfte ſich fruchtlos in ohnmächtiger Wuth. Ungeheuer war die Beute der Ungarn; Ali's Harem und Schätze befanden ſich dabei, unter andern auch die ſilbernen Leuchter König Ladislaw's, welche jener Paſcha noch zu den Zeiten des Königs Mathias bei der Plünderung Großwardeins fortgeſchleppt hatte. So groß war die Menge der weggeführten Gefangenen, daß ein Weib mit vier Mädchen um achtzehn Silberlinge, ſo groß der Ueberfluß an fortgetriebenem Viehe, daß fünf Ochſen um einen Ducaten verkauft wurden.

Kiniſy kehrte von dieſem gelungenen Streifzuge nach Belgrad zurück, verſtärkte die Beſatzung und hielt ein grauſames Blutgericht über die Theilnehmer einer entdeckten Verſchwörung, deren Zweck dahin gegangen war, Belgrad dem Ali Paſcha in die Hände zu ſpielen. Der blutdürſtige alte Held war unerſchöpflich im Erſinnen neuer Martern gegen die Verräther ſeines Glaubens. Tag für Tag ließ er einen der Verſchworenen braten, ihn den anderen zum ſpeiſen vorſetzen und ſie dabei fragen: wie ihnen das Verrätherfleiſch munde? Den übrig bleibenden Letzten ließ er des Hungertodes ſterben.

Die Türken hatten ſich durch den ſchrecklichen Ausgang der mit ihnen Einverſtandenen in ihrem Anſchlage nicht irre machen laſſen. Unerwartet erſchienen ſie vor dem, in ſeiner Beſatzung verminderten Belgrad, begannen die Wälle zu erſteigen, und hatten ſchon ſieben Fahnen aufgepflanzt, als Kiniſy von Temesvár Entſatz brachte, die Stürmenden von den Mauern warf, und die, durch die Sirmier Geſpanſchaft verbreiteten Streifhorden vertrieb. Dieſe zogen ſich längs dem rechten Saveufer hinauf, und fielen,

vom Herzoge Lorenz von Ujlák heimlich begünſtigt, in Slavonien ein, durchſtäubten plündernd und verwüſtend die Geſpanſchaften von Poſega, Kreuz und Warasdin bis nach Petau in Steyermark, und trieben über die Save, durch das faſt gänzlich entvölkerte Kroatien, gegen ſieben tauſend Einwohner in die Sclaverei.

König Wladislaw befand ſich damals in Siebenbürgen, und eilte, auf die Kunde von Belgrad's Gefahr, in das Temesvárer Gebiet. Kiniſy ging dem Könige entgegen, warf ſich ihm zu Füßen, und weil er, vom Schlage gerührt, der Sprache nicht mächtig war, deutete er mit der einen Hand auf die türkiſche Gränze hin, mit der anderen auf ſeinen Hals, um damit zu ſagen, daß er freudig ſein Leben gegen den Erbfeind wagen wolle. Von Begeiſterung ergriffen, ſchwenkte der kranke Greis mit Jünglingskraft ſein Schwert, als befände er ſich ſchon inmitten der heißen Türkenſchlacht. Auf die Nachricht, daß Serbien und Bulgarien eben von türkiſchen Vertheidigern entblößt wären, ſendete Wladislaw den kampfbegierigen Kiniſy und den Siebenbürger Woiwoden Bartholomäus Drágffy mit vierzehn tauſend Mann über die Save. Nirgends begegneten ſie einem bewaffneten Feinde, und ſo mußten ſie ſich auf bloße Streifzüge beſchränken. Fünfzehn Tage lang verheerten und durchplünderten ſie das Land in einem Umkreiſe von fünf und zwanzig Meilen. Ueber das ſchwarze Gebirge (Karadaly und Karadagh), wohin Ali vierzig tauſend Serbier, um ſie von dem Anſchluſſe an die Ungarn abzuhalten, geſchleppt hatte, zu ziehen, weigerten ſich Kiniſy's Truppen. Gern hätte Derſelbe noch Semendra's Belagerung unternommen; aber von einem tödtlichen Fieber befallen, mußte er davon abſtehen, und ſtarb (24. November 1494) in dem Marktflecken St. Clement, an Türkenhaß, Schrecken und Tapferkeit einem Skanderbeg und Hunyad ähnlich, doch ſeinen Ruhm durch Grauſamkeit häufig befleckend.

Im folgenden Jahre (1495) kehrte der, als Bevollmächtigter nach Konſtantinopel geſendete Peter More, in Begleitung von türkiſchen Geſandten, zu dem Könige zurück. Letztere überbrachten ſilberne Becher, prachtvolle Säbel und Zeltdecken und andere Geſchenke, und begehrten die Erneuerung des Waffenſtillſtandes auf zehn Jahre. Die Geſchenke wurden durch Gegengeſchenke erwiedert, der Waffenſtillſtand auf drei Jahre verlängert, unter der Bedingung, daß die, von der Niederlage Derencſény's übrigen Gefangenen zurück gegeben werden, durch drei Jahre alle Streifereien unterbleiben und,

nach des Königs Willkür, der Waffenstillstand dann verlängert, oder nach dreimonatlicher Aufkündigung gebrochen werden sollte. Doch ließen sich die Türken dadurch nicht abhalten, im nächsten Jahre (1496) in Bosnien die Schlösser Komothya, Thersaz, Nerethva und Koszoruvar zu erobern.

Wladislaw's Bruder, Johann Albrecht, welcher inzwischen den Thron von Polen bestiegen hatte, suchte, nach Ablauf der von ihm eingegangenen dreijährigen Waffenruhe mit der Türkei, Vorwand zum Kriege, den er aber nicht sowohl wider die Türken, als vielmehr gegen die Moldau im Sinne führte, auf deren Eroberung er es abgesehen hatte. Der Moldauer Woiwode, Stephan, durchblickte die Absicht des Polenkönigs, und wendete, als dieser (im Juni 1497) seinen Marsch gegen Potokutien nahm, mit seinem, aus Moldauern, wie aus türkischen und walachischen Hilfsvölkern gemischten Heere sich plötzlich gegen ihn. Johann Albrecht erlitt daher vor Suczawa empfindliche Verluste, und wurde selbst auf seinem Rückzuge noch so heftig verfolgt, daß er auch noch den Uebergang über den Pruth und den Dnjester mit großen Opfern erkämpfen mußte. Wladislaw, der durch die Niederlage seines Bruders auch Ungarn von türkischer Seite und von der Moldau her gefährdet zu glauben Ursache hatte, schickte einen Botschafter nach der Türkei, um den Frieden mit Polen zu vermitteln. Er sollte vorstellen, der polnische Einfall sey Verletzung ungarischen, nicht aber türkischen Hoheitsrechtes; die vom Könige von Polen bedrohten Festungen Bielgrod und Kilia gehörten zur Moldau, welche ein ungarisches Kronland sey; auch sollte der Gesandte die bestehende Waffenruhe, wenn nicht auf Oesterreich, so doch auf Polen und Lithauen auszudehnen suchen. Ungeachtet dieser Vermittelung befehligte der Sultan den Statthalter von Silistra, Balibeg Malkodschoghli, in's Feld. Zweimal fiel Derselbe im nächsten Jahre (1498) in Polen ein; das erste Mal im Frühjahre, das zweite Mal im Spätjahre. Bei dem ersten Einfalle sollen sechzig tausend Türken zehn tausend Gefangene mit sich geschleppt haben, das zweite Mal soll das türkische Heer achtzig tausend Mann stark gewesen seyn. Er übersetzte den Dnjester mittels Schiffbrücke, übergab den Befehl des Vortrabs seinem jüngeren Sohne Tur Alibeg, und den des zweiten Zuges dem älteren, Alibeg. Soroka, am Ufer des Dnjesters, wurde verwüstet, der Fluß durchschwommen, und die Schanze, welche den Uebergang vertheidigen sollte, zerstört; das an einem See gelegene Dereczny überrumpelt und verbrannt; die Städte Canczuga, Klebania, Braklaw

erfuhren dasſelbe Schickſal; Nadinin wurde, weil es zu gut befeſtigt, vorbei gegangen; Prevorsk aber mit Sturm genommen. Hier ſtieß Balibeg, ebenfalls mit großer Beute beladen, zu der Truppe ſeines Sohnes. Haſan Woiwoda durchſtreifte das umliegende Land, und ſtellte dann die abgebrochene Brücke des Fluſſes wieder her. Nachdem ſie einen ſtarken und tapfer vertheidigten Paß durchbrochen hatten, durchzog Muſtafaoghli, der Sohn Kaſimbeg's, mit fünf hundert Reitern die Gegend, ging über die Brücke und verheerte die Stadt Jaroslaw, wo eine an Gold und Silber reiche Kirche ausgeplündert wurde. Die andere, von Balibeg ſelbſt angeführte, Abtheilung des Heeres hatte die Gegend von Halicz, Zidacon, Sambor und Drohobiz verheert. Sie würden das Land noch weiter verwüſtet haben, wenn nicht die Mehrzahl durch Kälte und Mangel an Nahrungsmitteln dahingerafft worden wäre. Nach den polniſchen Geſchichtſchreibern ſollen vierzig tauſend Feinde in Eis und Schnee ihr Grab gefunden haben; nach den osmaniſchen, welche das ganze Heer nicht ſtärker angeben, kehrte Balibeg mit dem größten Theile ſeiner Truppen und beträchtlicher Beute nach Kilia und Akkermann zurück *). Dem Woiwoden der Moldau, Stephan Bogdanovics, wurden, zur Belohnung für ſeine, den Türken wider die Polen geleiſteten Dienſte, nebſt Zobelpelz und Fahne, zwei Roßſchweife und der befiederte Helm (Kuka) verehrt, d. i. er wurde durch die Roßſchweife den Paſchen, durch die Haube den Oberſten der Janitſcharen am Range gleichgeſetzt.

Durch dieſes abermalige Vordringen der Türken fühlte ſich Wladislaw gedrungen, ſeine bisherige Empfindlichkeit gegen ſeinen Bruder, Johann Albrecht, bei Seite zu ſetzen und durch eine nach Krakau geſchickte Geſandtſchaft nicht nur die alten Verträge zwiſchen Ungarn und Polen zu erneuern, ſondern in Beziehung auf die Moldau (20. Juli 1498) dahin zu erweitern, daß dieſes Land künftig, gleich der Walachei, ausſchließend unter Schutz und Oberherrlichkeit der ungariſchen Krone ſtehen, und, bei türkiſchen Einfällen, beiden Woiwoden ſowohl von dem Ungarnkönige als von jenem der Polen Beiſtand geleiſtet werden ſolle. Johann Albrecht ſollte den Moldauern verzeihen; der Woiwode Stephan und deſſen Erben im Beſitze der Provinz bleiben, aber gegen beide Könige die Verpflichtung haben, ihnen von den Rüſtungen oder Anzügen der Türken wider Ungarn oder Polen Kunde zu geben, ihnen, außer im Falle feindlicher Uebermacht, den Zug

*) Hammer-Purgſtall: Geſchichte des osmaniſchen Reiches, 2. Aufl., Bd. I. S. 645.

durch sein Land zu verwehren, und keine Zufuhr zu leisten oder zu gestatten. Der Woiwode Stephan, welcher nach beiden Seiten hin eine zweideutige Rolle spielte, und es weder mit den Türken noch mit Ungarn und Polen verderben wollte, leistete, in Folge jenes, von Wladislaw verbürgten Vertrages, den Polen am Pruth heimlich Hilfe wider Balibeg, und erwirkte dadurch (16. April 1499) zu Krakau ein neues, ihn betreffendes Abkommen zwischen beiden Königen, welches dahin lautete: daß der Woiwode einem wie dem anderen Könige im Feldzuge wider die Türken mit seiner ganzen Macht in Person dienen; keiner der Könige ohne den anderen mit dem Feinde Frieden schließen; Stephan, im Falle er von dem Sultan aus seinem Lande vertrieben würde, für sich und seine Familie in Polen Aufnahme und Beistand zu seines Landes Wiedereroberung finden sollte.

Kurze Zeit darauf starb der Palatin Stephan von Zápolya. Er wurde durch Peter Geréb von Wingarth ersetzt, und an dessen Statt Peter Graf von Pösing und St. Jörgen, Woiwode von Siebenbürgen, zum Judex Curiae ernannt. Beide waren dem durch die Republik Venedig, welche in Dalmatien und Morea schwere Verluste durch die Türken erlitten hatte, dem Könige angetragenen Bündnisse vollkommen entgegen. Nicht so der neue Graner Erzbischof, Thomas Bákács von Erdöd, welcher, von dem Gesandten der Republik, Piedro Pasqualazzo, gewonnen, jenen Antrag eifrig unterstützte. Seine Mitwirkung gab den Ausschlag, und so kam, als Pasqualazzo auf die Dauer des Krieges jährlich einmal hundert tausend, nach geschlossenem Frieden dreißig tausend Ducaten verbürgte, das Bündniß zu Stande. Papst Alexander sicherte jährlich vierzig tausend Goldgulden zu, und verlieh dem Erzbischof, auf Wladislaw's und Venedigs Verwendung, den Kardinalshut. Am Pfingstmontage 1500 wurde das gemeinschaftliche Türkenbündniß zwischen dem Papste, dem Ungarnkönige und Venedig, in der päpstlichen Kapelle zu Rom bekannt gemacht. Es war das zweite Bündniß christlicher Mächte wider die Türken, welches, nachdem die Form der Kreuzzüge veraltet und nicht mehr ausführbar, an die Stelle derselben trat (das erste, welches sich groß angekündigt, aber zu keinem Erfolge geführt hatte, war vom Papste Innocenz VIII. kurz vor seinem Tode zu Stande gebracht worden).

Die Führung des Krieges, zu welchem keineswegs die gesammte Reichsmacht aufgeboten werden sollte, wurde dem Herzoge Johannes Corvin, in Gemeinschaft mit dem Temesvárer Grafen Johann von Som und dem Sie-

benbürger Weiwoden, Peter Grafen von Pösing, übertragen. Während auf ungarischer Seite noch gerüstet wurde, kamen die vereinigten Paschen von Verbosina und Semendra dem Angriffe zuvor, indem sie vor Bosniens wichtigste Festung, das zwar mangelhaft versehene, aber von Johann Giulay tapfer vertheidigte Jaicza, zogen. Auf diese Nachricht sammelte Johannes Corvin die verfügbaren Truppen, deren Zahl, da dem königlichen Befehle zur Heerfolge nur Wenige Gehorsam leisteten, nicht beträchtlich war, und eilte längs dem linken Verbasufer hinauf vor Jaicza, wo er die überlegenen Feinde in offenem Felde angriff und sie vollständig schlug. Vier tausend Türken wurden in der Schlacht, Viele auf der Flucht getödtet oder in die Fluten der Bliva gesprengt. Das von ihnen zurück gelassene schwere Geschütz wurde nach Jaicza hinein geführt, das erbeutete Lager unter die Truppen vertheilt.

Hiermit glaubte Wladislaw als Bundesgenosse Venedigs genug gethan zu haben, obschon der heilige Vater ihn dringend zur Fortsetzung des Kampfes mahnte und ihm wieder vierzig tausend Goldgulden zusendete, während der Großmeister der Rhodiser-Ritter ihm eine Denkschrift über die verschiedenen Heerstraßen in das türkische Gebiet überreichen ließ. Wladislaw's Aufmerksamkeit war zu sehr von anderen Angelegenheiten in Anspruch genommen, als daß er den Türkenkrieg mit Ernst hätte betreiben mögen. In Polen war (17. Juni 1501) sein Bruder Johann Albrecht ohne Leibeserben verstorben, und eine dortige Adelspartei ging damit um, die Krone jenes Landes Wladislaw zuzuwenden, welcher sich zu Annahme derselben bereit erklärte. Als aber sein Anhang überstimmt, und sein jüngerer Bruder, Alexander, zum Könige von Polen erwählt wurde, ließ Wladislaw bereitwillig seine Ansprüche fahren. Jetzt beschäftigte den schon sieben und vierzigjährigen König seine lange aufgeschobene Vermälung. Glücklich langte seine Braut, Anna von Foix, aus Frankreich an, und wurde (10. August 1502) zu Stuhlweißenburg durch den Kardinal-Erzbischof von Gran, Thomas Bákács, unbeschadet der Rechte des noch nicht gewählten Bischofs von Weszprim, zur Königin gekrönt; sodann die Vermälung gefeiert, wobei jedoch, wegen Geldmangels des Königs, kein großer Glanz sich entfaltete.

Der Sultan suchte unterdessen für den Verlust Cephaloniens sich durch Eroberungen in Dalmatien und Bosnien schadlos zu halten. Der Sandschak von Ilbeßan, Mohammedbeg, Urenkel des Ewrenos, eroberte Durazzo;

Muſtafa, der Sohn Iskender Paſcha's, die Schlöſſer Losdſcha und Brusdſcha. Zugleich fielen andere Türkenhorden bei Malomfalva (Mühlendorf) an der Save nach Slavonien ein, und rückten plündernd von Poſſega bis Vukovár. Von Johannes Corvin aufgeboten, überfiel und ſchlug ſie der Befehlshaber Belgrads, Georg von Kaniſa; die Fliehenden wurden von ſerbiſchen leichten Reitern faſt gänzlich aufgerieben. Unterdeſſen hatte Johannes Corvin den Temeſer Grafen, Joſeph von Som, den Siebenbürger Woiwoden, Grafen Peter von Pöſing, und die Zewriner Bane, Peter Tharnok und Jakob Gelleſtény, mit ihren Banderien an ſich gezogen, bei Haram zwiſchen Belgrad und Pancſowa über die Donau geführt, dort ſich mit den Serbiern des zurück kehrenden Georg von Kaniſa vereinigt, und mit dieſen geſammten Streitkräften Bulgarien überfallen. Auf einer Strecke von mehr als vierzig Meilen, längs dem Strome hinunter, ſuchten ſie alle Städte und Schlöſſer mit Feuer und Schwert heim, verbrannten Cladowa, ſtürmten und zerſtörten Widdin, und äſcherten die Vorſtädte von Nikopolis ein. Die türkiſchen Bewohner wurden theils erbarmungslos niedergemetzelt, theils als Sclaven verkauft; die griechiſchen Chriſten mit ihrer Habe und ihren Heerden weggeführt, und jenſeits der Donau, zwiſchen Belgrad und Temesvár, mit Wohnſitzen und Ländereien verſorgt. Die ungeheure Beute wurde nach Ofen geſendet, eben ſo einige tauſend Türkenköpfe, welche, um die Fontaine im königlichen Schloſſe aufgeſteckt, die Luft weithin verpeſteten und der jungen Königin den Trunk aus der Fontaine auf immer verleideten.

Ungeachtet dieſer einzelnen ſiegreichen Gefechte mußte, nachdem Venedig durch ſeinen Bevollmächtigten, Andreas Gritti, (1503) einſeitig Frieden mit dem Sultan geſchloſſen hatte, dem Könige Wladislaw eine Waffenruhe nach derſelben Seite ebenfalls wünſchenswerth erſcheinen. In dieſer Abſicht ſendete er den geſchäftskundigen Barnabas Belay nach Konſtantinopel, welcher des Sultans Empfindlichkeit glücklich zu beſchwichtigen wußte und einen ſiebenjährigen Waffenſtillſtand bewirkte. Wladislaw bedingte denſelben für ſeine Reiche Ungarn, Böhmen, Dalmatien, Kroatien, Slavonien, Mähren, Schleſien, Lauſitz, mit Einſchluß der Moldau, der Walachei und Raguſa's, welche letzteren ſowohl an den Sultan, als an den König von Ungarn, Tribut zahlen ſollten. Wladislaw ſollte Belgrad, Strebernik und Szábács mit allem dazu gehörigen Gebiete, Bosniens königlichen Antheil mit der Hauptfeſtung Jaicza; der Sultan hingegen die Herzegowina mit den Feſtun-

gen und Schlössern Prolosacz, Imoski, Bog, Jerowza, Ljubesna, Mostar, Pochitel, Blagay, Nowigrad, Rizna, Klutzsch, Szamobor, Milerefowa; von Unterbosnien die Schlösser Kamengrad, Kljut, Hlivna, Belgorod, Venharz, Komothyn, Wratnik, Jerbelitza, Travnik, Dobovy, Maglai, ein anderes Belgorod, Zvied, Torichan, Fevarlak, Prozor, Bobovácz, Dubrovnik, mit den dazu gehörigen Städten und Dörfern behalten und, von gegenseitigen Streifereien unangefochten, besitzen. Die Könige von England, Frankreich, Spanien, Portugal, Polen, Neapel, der Doge von Venedig, der Großmeister von Rhodos und die Genueser auf Chios, wurden in den Frieden mit eingeschlossen. Die Ratificationen sollten binnen Jahresfrist durch feierliche Botschaften ausgewechselt werden, Gesandte und Kaufleute frei hin und her ziehen können. So beschwor es der König Wladislaw durch die Jungfrau Maria, die vier Evangelisten und alle Heilige, zu Ofen am 20. August 1503. Barnabas Belay, der Vermittler dieses Friedens, wurde, zur Belohnung dafür, zum Ban von Zewrin ernannt.

Zwei Monate früher (23. Juni) wurde dem Könige eine Tochter geboren, welche in der Taufe den Namen Anna, von der Vorsehung aber die Bestimmung erhielt, Stammmutter des neuen, bleibenden Herrschergeschlechtes Ungarns zu werden, mit dessen Einzuge der alten Wahlwillkür, die so viel Blut gekostet und mehr als einmal das Reich seinem Untergange nahe gebracht hatte, durch unerschütterliche Gesetze ein Ziel gesteckt wurde, und Ungarns schönere Zukunft begann.

Am 12. October 1504 starb, im fünf und dreißigsten Jahres seines Alters, Johannes Corvin, und mit ihm ging das Geschlecht der Hunyaden, das mit einem Sohne der Liebe begonnen, mit einem Sohne der Liebe geendet, zu Grabe; denn Sohn und Tochter waren schon vor ihm in die Gruft gestiegen. Er wurde zu Lepoglava in der Warasdiner Gespanschaft, in seiner Stiftung, dem Eremitorium der Pauliner, beigesetzt. Seine Güter in Slavonien hatte er noch bei Lebzeiten unter seine Anhänger und Freunde vertheilt. Seine Städte, Schlösser und Herrschaften in den übrigen Gegenden des Reiches fielen dem Fiscus zu. Nach den Reichsgesetzen durfte der König zwar Schenkungen davon machen, doch nur an eingeborene Ungarn. Gleichwohl gab er Corvin's junge Witwe, Beatrix Frangepani, seinem Schwestersohne Georg, Markgrafen von Brandenburg, zur Gemalin, und mit ihr den größten Theil der erledigten Güter.

Auch bei anderen Gelegenheiten erlaubte sich Wladislaw Eingriffe in die Reichsgesetze. So hatte er seinen Bruder, Sigmund von Polen, mit den Herzogthümern Glogau und Oppeln belehnt, ihn auch zum Statthalter von ganz Schlesien ernannt. Die ungarischen Stände verlangten nun von ihm Erklärung, ob diese Belehnung unter Oberherrlichkeit der ungarischen oder der böhmischen Krone geschehen sey, und ob er überhaupt von den Mährern, Schlesiern und Lausitzern den Huldigungseid als König von Ungarn oder als König von Böhmen angenommen habe; wobei sie zugleich bemerkbar machten, daß sie die Ablösung dieser Provinzen von dem ungarischen Reiche, welche früheren Verschreibungen zuwiderlaufen würde, niemals zugeben könnten. (Da nämlich Mathias ohne rechtmäßige Erben gestorben war, so hätten, dem Olmützer Frieden zufolge, die von Böhmen abgerissenen Provinzen: Schlesien, Mähren und Lausitz, gegen eine Summe von viermal hundert tausend Ducaten, welche sich jedoch allein auf Schlesien bezog, an die Krone Böhmen zurück fallen sollen. Da aber jene Summe nicht bezahlt wurde, so behaupteten die Ungarn fortwährend, daß Schlesien eine Provinz des Reiches sey. Wladislaw glaubte, weil er beide Kronen trug, die Sache unentschieden lassen zu dürfen, mußte aber, ungeachtet er im Juni 1490 Schlesien bereisete und bis Jauer kam, deshalb die feierliche Huldigung aussetzen, weil dabei das eigentliche Mutterreich genannt, und eine von beiden Nationen beleidigt worden seyn würde. Jedoch erhielt er die Angelobung der Treue zu Ofen durch eine Gesandtschaft von schlesischen Fürsten und Ständen, und ertheilte ihnen darauf eine schriftliche Bestätigung ihrer Privilegien. Später sprach sich jedoch die Hinneigung Schlesiens zur böhmischen Oberherrlichkeit deutlicher aus. Auf der Olmützer Versammlung 1497 unterblieb die Huldigung abermals; im folgenden Jahre fand eine Art Anerkennung zu Ofen Statt. Die Schlesier erhielten einen wichtigen Freiheitsbrief, gewöhnlich das große Landesprivilegium genannt, und es wurde ihnen unter andern zugestanden: daß die Stände, mit Ausnahme von Schweidnitz und Jauer, dem Könige von Böhmen nirgends, als zu Breslau, zu huldigen verpflichtet seyn sollten.) Wladislaw, der absichtlich dieses Verhältniß in einer Art von Unbestimmtheit lassen wollte, ließ die Frage der Stände unbeantwortet, und ging noch weiter, indem er seinem Bruder Sigmund auch die Lausitz mit völliger Oberlehensherrlichkeit verlieh.

Unter den Ständen verbreitete sich dadurch ein Geist der Unzufriedenheit und des Mißtrauens, der in einem sonderbaren Mittel Abhilfe suchte. Sie stellten sich auf dem, von Wladislaw (im Juli 1505) nach dem Rakoser Felde ausgeschriebenen Landtage ungewöhnlich zahlreich ein, sprachen hier, in Vereinigung mit dem königlichen Staatsrathe, die Behauptung aus: daß das Reich, unter eingeborenen Königen einst mächtig und blühend, unter ausländischen gesunken, entkräftet und in seinem Umfange verringert worden sey, und ließen den einhälligen Beschluß folgen: daß, wenn Wladislaw ohne männliche Leibeserben verschiede, oder wenn künftig überhaupt der ungarische Thron erledigt stünde, nimmermehr ein auswärtiger Fürst, sondern jederzeit ein eingeborener Ungar zum Könige erwählt werden solle. Sie bekräftigten diesen Beschluß eidlich, und gelobten sich gegenseitig Beistand wider Jedermann, der sie darüber angreifen wollte. Wer dieser Verpflichtung nicht nachkommen, oder jemals einen ausländischen Fürsten zum Könige von Ungarn vorschlagen würde, sollte als Landesverräther gelten, und weder der künftige König, noch die Reichsgesammtheit ihn begnadigen dürfen. Dieser Reichsrathschluß wurde von zehn Prälaten, drei und fünfzig Baronen, Magnaten, Reichsbeamten, und hundert fünf und zwanzig Verordneten aus zwei und fünfzig Gespanschaften, urkundlich vollzogen, von den anwesenden Landboten der Szekler und Siebenbürger Sachsen angenommen, die Urkunde, auf Verfügung der Stände, in zahlreichen Abschriften, mit dem Siegel des Judex Curiae beglaubigt, in alle Gegenden des Reiches versendet.

Das Rechtswidrige dieses Beschlusses leuchtet ein, und seine Ungiltigkeit ist am schärfsten und bündigsten von einem ungarischen Geschichtschreiber charakterisirt worden, dessen Worte wir hier anführen: „dieser Reichsschluß war seinem Wesen nach nichtig; und, selbst wenn ihn der König und die königlichen Freistädte mit hundert Urkunden bestätigt hätten, aller Rechtskraft ermangelnd, weil er auf Irrthum und Unrecht beruhte; auf Irrthum, denn sowohl nach staatsrechtlichen Grundsätzen, als nach den rechtmäßigen Beispielen der ungarischen Thronbesetzung, als ihn Stephan der Heilige, Andreas III., Ludwig I., Sigmund und Albrecht ohne männliche Leibeserben erledigt hatten, durfte das Erbfolgerecht den Töchtern der ungarischen Könige, im Mangel männlicher Nachkommenschaft, nicht mehr abgesprochen werden; auf Unrecht, denn die staatsrechtliche Erbin Anna lebte; und wäre sie sowohl, als ihr Vater Wladislaw, ohne alle Leibeserben abgeschieden, so konnte

die noch lebenden Söhne der Elisabeth, Albrecht's Enkel, Sigmund's Urenkel, Alexander und Sigmund, kein Landtag, kein Reichsschluß von der Erbfolge rechtmäßig ausschließen. (Feßler: Geschichte der Ungarn, Theil V. S. 822.)

Wladislaw schwieg dazu; aber er ergriff das geeignetste Mittel, um, bei Mangel männlicher Leibeserben, die Rechte seiner weiblichen Nachkommenschaft, und zugleich, seinem Worte treu, jene des Hauses Oesterreich zu wahren. Er ließ nämlich durch geheime Sendung dem römischen Könige Maximilian anbieten, seine Tochter Anna oder, wenn diese früher stürbe, eine andere Tochter, welche die so eben gesegnete Königin von Ungarn gebären dürfte, mit einem der beiden Enkel des Letzteren, Karl oder Ferdinand; oder, wenn seine Gemalin eines Knaben genesete, mit Maximilian's Enkelin, Maria, Tochter des Erzherzogs Philipp, zu vermälen. Der römische König war mit diesem Anerbieten einverstanden, und die Familienverbindung wurde von ihm (20. März 1506) zu Wienerisch-Neustadt, eine Woche später von Wladislaw und der Königin Anna zu Ofen urkundlich genehmigt. Hiedurch war zum ersten Male sicherer und rechtsgiltiger Grund gelegt, auf welchen, Falls Wladislaw ohne männliche Leibeserben dahinschiede, die Uebertragung der ungarischen Erbfolge von der Oesterreichisch-Albrechtinischen auf die Oesterreichisch-Ernestinische Linie staatsrechtlich gestützt werden konnte; in dem einen oder dem anderen, aus diesen zwei Ehen erzeugten Erben, flossen beide Linien in einander. (Feßler: Geschichte der Ungarn, Th. V. S. 823.)

Nach dieser Familieneinigung gab Wladislaw dem römischen Könige Nachricht von dem, seinen Ansprüchen widerstrebenden Reichsschlusse. Aber Maximilian hatte schon früher davon vernommen und, mit einer Raschheit handelnd, die den König Wladislaw in Verlegenheit setzen mußte, Truppen gegen Ungarn gesendet, welche in den westlichen Gespanschaften feindselig hauseten. Wladislaw mußte, wie ungern er es auch that, sich zur Vertheidigung rüsten, den römischen König für einen Feind des Reiches erklären und den Heerbann gegen ihn aufbieten. Zugleich wurden jedoch Unterhandlungen angesponnen, welche am 19. Juli völligen Frieden bewirkten.

Zu dieser Nachgiebigkeit auf beiden Seiten hatte wohl am meisten beigetragen, daß Wladislaw's Gemalin, die Königin Anna, am 1. Juli einen Sohn gebar. Er wurde in der Taufe Ludwig genannt, erregte jedoch Anfangs durch seine Schwächlichkeit Besorgnisse für sein Fortleben. Leider erlag die Königin den Folgen dieser schweren und unzeitigen Niederkunft, und Wla-

dislaw ward durch den Tod der edlen Frau, nach vierjähriger, glücklicher und einträchtiger Ehe, zum Witwer.

Die Geburt eines ungarischen Thronerben gab der, mit dem habsburgischen Hause verabredeten Doppelehe neue Bürgschaft und Wichtigkeit. Auch Maximilian faßte diesen Plan nunmehr mit größerem Ernste auf, und setzte hierüber mit dem an ihn gesendeten Botschafter Wladislaw's das Nähere fest. Die Ergebnisse dieser Verhandlungen gestaute sich Wladislaw nicht eher bekannt zu machen, als bis er auf den Michaelis-Octavälgerichten sich die Einwilligung der Stände und des Staatsrathes in die baldige Krönung seines Sohnes zum Könige und Thronfolger verschafft hatte. Dann aber erklärte er der Gesammtheit des Reiches öffentlich: daß, kraft eingegangener unwiderruflicher Verträge, seine Tochter Anna an den Erzherzog Karl oder an dessen Bruder Ferdinand, oder an denjenigen der beiden Söhne Philipp's, welchen ihr Großvater Maximilian zum Erben von Oesterreich und Tirol bestimmen würde; ferner sein Sohn und Thronfolger, Ludwig, an Philipp's Tochter Katharina, oder wenn diese vor heiratsfähigem Alter mit Tod abginge, an deren ältere Schwester Maria, Beide Maximilian's Enkelinnen, verlobt worden seyen; daß es folglich nicht mehr in der Macht, weder des römischen Königs, seine genannten Enkelinnen, noch des ungarischen Königs stehe, seine Tochter und seinen Sohn anderweit zur Ehe zu versprechen, sondern die geschlossenen Verlöbnisse nach beiderseits eingetretener Mannbarkeit, selbst in dem Falle, wenn beide Könige, oder nach deren Tode die bestellten Vormünder der Verlobten über Brautschatz und Witthum sich nicht einigen könnten, oder Ferdinand, König von Aragonien, der Verlobten Maria und Katharina mütterlicher Großvater, zu dieser Familienverbindung seine Einwilligung versagte, durch die wirkliche Vermälung und Ehe vollzogen werden müßten. Zugleich empfahl, in einer anderen Urkunde, Wladislaw, für den Fall seines Todes, seine beiden Kinder dem Schutze des römischen Königs.

Seinen Erbansprüchen auf Polen hatte Wladislaw gänzlich sich entfremdet, nicht so dem Berufe, jenem Reiche, als seinem Vaterlande, durch Rath und Vermittlung zu dienen. Beides bewährte er, als er nach dem Tode des Polenkönigs Alexander (19. August 1506) dessen jüngeren Bruder Sigmund den dortigen Thron ungehindert besteigen ließ und dann in den moldauischen Wirren vermittelnd einschritt. Es war nämlich dem (1504)

verſtorbenen Stephan Bogdanovics ſein Sohn Bogdan als Woiwode der Moldau gefolgt. Die Plane ſeines Vaters verfolgend, trachtete Derſelbe, Pokutien, Galiziens öſtlichſtes Gebiet, von Polen zu erwerben. Zu dieſem Zwecke hatte er König Alexander's Schweſter Eliſabeth zur Gemalin verlangt, und, als man ſie ihm verweigerte, Pokutien überfallen. Nach monatelangem zweifelhaften Kampfe hatte Alexander ihm das kaum ausführbare Zugeſtändniß gemacht: Eliſabeth ſolle Bogdan's Gemalin werden, wenn der heilige Vater die Ehe genehmige und die Trauung von einem römiſch-katholiſchen Prieſter vollzogen würde; dagegen ſolle Bogdan ſowohl den Polen, als anderen chriſtlichen Mächten gegen die Türken Beiſtand leiſten, das lateiniſche Kirchenweſen in die Moldau aufnehmen, ein lateiniſches Bisthum errichten, endlich die Vereinigung der griechiſchen Kirche mit der römiſchen geſtatten. Mittlerweile ſtarb König Alexander, und Sigmund folgte ihm, ehe von Seite Bogdan's Etwas zu Erfüllung jener Bedingungen gethan worden wäre. Um ſich die beiderſeitige Stellung zu den ungariſchen Vaſallenländern zu erleichtern, ſchloſſen Wladislaw und Sigmund im Mai 1507 eine Uebereinkunft, nach welcher die Moldau der Oberherrlichkeit der ungariſchen Krone unterworfen bleiben ſollte. Der König von Ungarn ſollte die Woiwoden der Moldau und Walachei zum Waffenbeiſtande wider die Türken für Rechnung der ungariſchen Krone auffordern und, wenn ſie dieſer Mahnung nicht Folge leiſteten, ſie mit nachgeſuchter polniſcher Hilfe vertreiben, auch ſie anhalten, das polniſche Reich niemals zu befehden, geſchähe es dennoch, ſie mit Waffengewalt zum Schadenerſatze zwingen. Würde die Moldau oder die Walachei von den Türken angegriffen, ſo müßte der König von Polen auf Verlangen dem Könige von Ungarn beiſtehen, doch ſogleich nach Beſeitigung der Türkengefahr ſein Kriegsvolk zurück ziehen.

Zwei Jahre ſpäter wiederholte Bogdan, durch die Vorenthaltung der Braut erzürnt, ſeinen Einfall nach Galizien, überwältigte Hálics, verſuchte Lemberg zu belagern, und brannte Rohatin nieder. Sigmund verlangte von Wladislaw den vertragsmäßigen Beiſtand; aber dieſer gab den zweckmäßigen Rath, blos vertheidigungsweiſe gegen Bogdan zu verfahren und nicht durch Schwächung der Moldau den Türken den Weg nach Polen zu öffnen. Doch noch ehe dieſe Warnung erfolgte, war, nach Vertreibung des Woiwoden aus Galizien, ein polniſches Heer über den Dnieſter gegangen, in die Bukowina und Moldau eingebrochen, hatte mehre Städte eingeäſchert, zwanzig

Tage lang das Land weit und breit verheert, und am Dnjeſter den Truppen Bogdan's eine furchtbare Niederlage beigebracht. Von beiden Seiten war die Erſchöpfung groß; demnach gelang es den Bemühungen Wladislaw's, die ſtreitenden Theile zu versöhnen und (im Januar 1510) zu Kaminiek den Frieden zwischen ihnen zu vermitteln.

Aehnliche Vermittelungsbemühungen waren auch ſo ziemlich das Einzige, wodurch der Schatten einer ungariſchen Oberherrlichkeit über die Moldau ſich noch offenbarte. Weil die Könige Ungarns der Moldau nur ſelten oder ſchwach den ſchutzherrlichen Beiſtand gegen Türken oder Tataren zu gewähren pflegten, ſo unterwarf Bogdan, zu ſeiner Sicherheit, zwei Jahre ſpäter (1512) ſich dem Sultan als förmlicher Zinsfürſt, bot ihm einen jährlichen Tribut von vier tauſend Ducaten, vierzig Pferden, vier und zwanzig Falken, und machte ſich anheiſchig, wenn der Sultan in Perſon zu Felde zöge, mit vier tauſend Mann zu ihm zu ſtoßen, um dem Heere die Brücken und Wege zu bereiten. Seitdem wurde Bogdan von den Türken als ihr erſter moldauiſcher Vaſall angeſehen, und das Land nach ihm Kara-Bogdan genannt.

Auf ähnliche Weiſe erloſch die ungariſche Oberherrlichkeit immer mehr auch in der Walachei, deren Woiwoden meiſt unter türkiſchem Einfluſſe eingeſetzt wurden, und wo endlich der Woiwode Ragul Beſſaraba, um ſich in ſeiner Stellung zu ſichern, dem Sultan zinsbar ward, indem er Demſelben eine jährliche Steuer von ſechshundert Jünglingen und drei tauſend Baneraſchen (neun hundert Reichsthalern) zu entrichten verhieß.

In den inneren Angelegenheiten Ungarns begann der Zipſer Graf Johann von Zápolya eine wichtige, jedoch keineswegs erſprießliche Rolle zu ſpielen. Sein Ehrgeiz war auf das höchſte Ziel, ja wohl auf den Thron ſelbſt gerichtet, in welcher Hinſicht des Thronfolgers Ludwig Jugend und Kränklichkeit ſeine Hoffnungen ſteigerten. Wie ſehr, unter ſolchen Umſtänden, die Zápolya'ſche Partei der Familienverbindung mit Oeſterreich entgegen, und wie geſchäftig ſie war, das Mißtrauen der Stände gegen jenes Verhältniß aufzuſtacheln, zeigte ſich bei wiederholten Gelegenheiten. Daher kam es auch, daß Wladislaw, als er ſeinen Sohn Ludwig als König und Thronfolger krönen laſſen wollte, vorher die urkundliche Verſicherung ausſtellen mußte, weder bei ſeinen Lebzeiten noch nach ſeinem Tode ſeinen Sohn der Vormundſchaft des römiſchen Königs anvertrauen, auch ihn nie aus dem

Reiche wegführen, ſondern im Lande den Prälaten, Baronen und Magnaten zur Erziehung und Obhut übergeben zu wollen. Ueberdies mußte er einwilligen, daß ſeinem Sohne nicht früher königliche Machtfülle eingeräumt werden ſolle, als bis Derſelbe die Rechte und Freiheiten der Stände beſchworen hätte. Erſt nachdem dies Alles voraus gegangen, wurde der noch nicht zweijährige Ludwig, (4. Juni 1508) von dem Kardinal-Erzbiſchof von Gran und Patriarchen von Konſtantinopel, Thomas Bákács, zu Stuhlweißenburg gekrönt. Den Krönungseid in die Seele des Kindes ſchwur der königliche Vater. Am 11. März des folgenden Jahres wurde Ludwig in Prag auch zum Könige von Böhmen gekrönt; die Thränen, welche das Kind dabei vergoß, und ein blutiger Tumult nach dem Gaſtmahle galten als böſe Vorzeichen.

Zu Kuttenberg, wohin Wladislaw ſich von Prag aus wendete, machte er ſein Teſtament, in welchem er, falls Ludwig ohne Leibeserben verſterben ſollte, ſeine Tochter Anna zur Erbin ſeiner ſämmtlichen Reiche einſetzte. Dann zog er nach Kremſier und wurde hier durch einen Beſuch des mit königlichem Gepränge und zwei hundert Reitern anlangenden Johann von Zápolya überraſcht, welcher nicht Geringeres, als ſeine Verlobung mit der Prinzeſſin Anna, verlangte. Wladislaw ſchlug dies ab, ſuchte aber den Zorn Zápolya's dadurch zu beſchwichtigen, daß er ihn als Woiwoden nach Siebenbürgen ſendete und ſo die Macht des gefährlichen Mannes vermehrte, welcher drohend von dem Könige ſchied. Im Einvernehmen mit dem Graner Landtage verlängerte Wladislaw die Waffenruhe mit dem Sultan auf weitere drei Jahre Im Januar 1511 reiſete er nach Breslau, um daſelbſt die ſo lange verſchobene Huldigung der ſchleſiſchen Stände endlich hinzunehmen. Sie unterblieb jedoch auch diesmal, weil die Frage: ob Wladislaw dabei als König von Ungarn, oder von Böhmen angeſehen werden ſollte, ſich erneuerte und von den Ungarn mit Heftigkeit aufgenommen wurde; die viermal hundert tauſend Goldgulden, durch welche der Streit einzig beizulegen geweſen wäre, waren nicht zur Hand, und ſo ſtand Wladislaw abermals von der Huldigung ab.

Johann von Zápolya ließ ſein ſtolzes Ziel nicht aus den Augen. Es war ihm gelungen, ſeine Schweſter Barbara an den Polenkönig Sigmund zu verheiraten und hierzu ſogar Wladislaw's Einwilligung zu erſchleichen, zu großem Verdruſſe ſeines Gegners, des Fünfkirchener Biſchofs und königlichen Kanzlers Szathmáry, welcher erſt dann davon erfuhr, als die Sache nicht mehr rückgängig zu machen war. Dieſe Familienverbindung mit beiden

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Anträgen durchdrangen und einen abermaligen dreijährigen Waffenſtillſtand mit Selim abſchloſſen.

In dieſe Begebenheiten fiel der Tod des berühmten Papſtes Julius II. (20. Februar 1513); ſein Nachfolger ward der Kardinal Johannes von Medici, unter dem Namen Leo X. Dieſem hochgebildeten und kunſtſinnigen Hirten der Kirche war der Gedanke unerträglich, die Wiege europäiſcher Wiſſenſchaft und Kunſt in den Händen ungläubiger Barbaren zu wiſſen. Vor Abſchluß der neuen Waffenruhe mit den Türken war er von Ungarn aus um Hilfe wider die Chriſtenfeinde angegangen worden, und dies vermehrte ſeinen Eifer. Er rief die chriſtlichen Fürſten feierlich zum Türkenzuge auf, und vollzog eine große Ablaßbulle, mit welcher der Kardinal-Erzbiſchof von Gran, Thomas Bákács, in der Würde eines Legaten a Latere für die nordiſchen Reiche, nach Ungarn geſendet wurde. Dieſer beharrte, trotz des mittlerweile eingegangenen Waffenſtillſtandes, darauf, den Kreuzzug wider die Türken zu verkündigen, und wurde von der kriegeriſch geſinnten Partei hierin aufgemuntert und unterſtützt. Dagegen beriefen ſich Andere, die Schwäche ihres Königs kennend, und daher von einem Feldzuge nur Nachtheil fürchtend, auf die Heiligkeit des Vertrages. Der Schatzmeiſter Stephan von Telegd machte in der Reichsverſammlung darauf aufmerkſam, daß eine ſolche Kreuzbulle nur den Pöbel und das heimatloſe Geſindel bewaffnen, und das dienſtbare Volk dabei Gelegenheit finden werde, ſeinen Unmuth an dem Adel auszulaſſen und über dieſen herzufallen. Er ſchlug vor, die päpſtliche Bulle entweder gar nicht, oder mit der Beſchränkung verkündigen zu laſſen: daß der Ablaß nicht für zuſammen gelaufene Kreuzfahrer, ſondern nur für die Bemittelten, welche zur Anwerbung und Ausrüſtung eines Heeres Geld und Mittel beiſteuerten, gelten ſolle. Aber er wurde durch die Mehrheit, welche den Krieg gegen die Türkei feurig wünſchte, überſtimmt, und die ſofortige Verkündigung der päpſtlichen Kreuzbulle beſchloſſen.

Kaum war dieſelbe (im April 1514) bekannt gemacht, als das Landvolk in ungeheueren Haufen ſich herbei drängte, um das Kreuz zu nehmen, indem es hierdurch ſeiner Laſten ledig zu werden hoffte. Vieles Geſindel, auf Strafloſigkeit oder Bereicherung durch neue Exceſſe rechnend, ſchloß ſich ihnen an. Vor allen Städten lagerten Abtheilungen dieſer Maſſen. Von den Kreuzen, mit denen ſich dieſe wüſten Glaubensſtreiter bezeichneten, wurden ſie „Kuruzok“ genannt; ein Beiname, der noch lange nach dem Erlöſchen des nun

beginnenden Bauernkrieges schrecklich nachhallte und Allen beigelegt wurde, welche offenen Widerstand gegen die Regierung wagten. Sie wählten nach eigenem Willen ihre Hauptleute, Rottenführer, Fahnenträger, Lagermeister und Verpfleger, und trieben arge Ausschweifungen, noch ehe sie sich zu einem eigentlichen Heere gebildet hatten. Man mußte eiligst trachten, ihnen einen obersten Führer zu geben und dadurch diese zügellosen Banden in das Joch kriegerischer Ordnung zu beugen. Niemand wollte diese gefahrvolle und beschwerliche Führerstelle übernehmen. Da führte dem Kardinallegaten der Zufall einen solchen zu, in der Person eines kühnen Szeklers aus Dálnok, Georg Dósa, der als Reiterhauptmann bei Belgrad durch Körperstärke und Verwegenheit sich hervor gethan, einem tapferen Türken im Zweikampfe die gepanzerte Hand abgehauen und ihn dann getödtet hatte. Er wurde für diese Waffenthat von dem Könige mit doppeltem Solde, einer goldenen Kette, einem golddurchwirkten Purpurkleide, Spornen und Ehrensäbel und einem Landgute von vierzig Bauernhöfen belohnt, und ihm ein adeliches Wappen mit einer blutigen Hand im Schilde verliehen. Diesen kühnen Abenteurer erwählte der Graner Erzbischof zum obersten Heerführer des Kreuzzuges, segnete ihn in der St. Sigmundskapelle feierlich ein, übergab ihm die in Rom verfertigte und geweihte weiße Fahne mit rothem Kreuze, heftete ihm das Kreuz auf den Mantel, und entließ ihn nach Pesth mit der Weisung, dort seine und des Königs weitere Befehle zu erwarten.

Der Ruf eines solchen Führers, zumal weil Derselbe von niedrigem Herkommen war, flößte dem Volke noch größeres Vertrauen zu dem Unternehmen ein; der Andrang mehrte sich, und alsbald standen allein in dem Rakoser Felde bei Pesth vierzig tausend Mann, nicht viel weniger in den übrigen Lagern zu Großwardein, Stuhlweißenburg, Colocza und Bács. Auch verarmte Edelleute und Bürger, und Priester niedrigen Ranges strömten ihnen zu, so daß die Gesammtmasse sich nun auf hundert tausend Mann belief. Die Edelleute und Güterbesitzer, denen ihre Arbeiter und Dienstleute entliefen und deren Felder unbebaut zu bleiben drohten, widersetzten sich endlich dem zunehmenden Ausreißen, hielten ihre Leute mit Zwang und Gewalt zurück, und züchtigten mit Härte die entlaufenen, deren sie wieder habhaft wurden. Dies stachelte die wilden Kreuzfahrer zur schrecklichsten Erbitterung gegen den Adel, welche der, unter diesen Haufen befindliche Priester Lorenz aus Czegléd durch gehässige Predigten gegen Prälaten und Edel-

leute, noch höher steigerte. Georg Dósa konnte oder wollte seine Banden von offenen Gewaltthätigkeiten nicht abhalten, und unerwartet brachen Diese in die Vorstädte von Ofen und Pesth ein, plünderten und zerstörten die Häuser der Edelleute, und ließen Diejenigen, welche in ihre Hände fielen, unter ausgesuchten Martern sterben.

Jetzt erkannten der König und der Graner Erzbischof, welchen Abgrund sie durch Bewaffnung der Volkshaufen geöffnet hatten, und suchten, obwohl zu spät, dem reißenden Strome Einhalt zu thun. Ein königliches Edict untersagte alle weitere Vermehrung des Kreuzheeres, und erklärte das letztere sammt seinem Anführer Dósa, wenn sie nicht binnen einer anberaumten Frist die Waffen niederlegen würden, als Rebellen in die Acht. Georg Dósa, weder Willens, noch fähig, die empörten Massen zum Auseinandergehen zu bewegen, sah sich jetzt gewissermaßen genöthigt, für seine eigene Sicherheit zu streiten, und jetzt die Feindseligkeiten, welche er bisher entweder nicht verhindern gekonnt, oder unter der Hand hatte geschehen lassen, in offene zu verwandeln. Wie ein Riese erhob sich jetzt die Tiefe der Gesellschaft gegen deren Höhe, und der Krater der Volkswuth schien Alles, was sich über die Fläche der Niedrigkeit erhob, in sich begraben zu wollen. Georg Dósa, einmal von dem Schwalle fortgerissen, glaubte sich, seit er geächtet, nur durch Zertrümmerung alles Bestehenden behaupten zu können. Er theilte sein ungeheueres Heer in fünf Horden; drei davon übergab er dem Pesther Bürger Ambros Szaleres, mit dem Befehle, sein Lager im Rakoser Felde zu befestigen und längs dem linken Donaufer von Waizen bis gegen Colocza die Verheerung zu tragen, um die Bewegungen der Hauptmacht durch die Schreckniße der Verwüstung zu verdecken. Den fanatischen Priester Lorenz sendete er nach Bács, einen anderen Priester, Barnabas, gegen Erlau, mit der Weisung, die daselbst versammelten Kreuzfahrer nach Szegedin zu führen. Dorthin zog Dósa selbst mit zwei starken Horden, auf dem ganzen Wege sengend und brennend, daß der Widerschein der Lohe bis nach Ofen hin gesehen werden konnte.

Von Czegléd aus, zwischen Pesth und Czongrád, erließ er, als „tapferer Ritter, Fürst und oberster Hauptmann des geweihten Kreuzheeres, und nur des Königs von Ungarn, nicht der Herren Unterthan," an sämmtliche Städte, Marktflecken und Dörfer in Ungarn, zunächst aber der Gespanschaften von Pesth und äußerem Szolnok, folgendes Manifest: „Wisset, daß

die treulosen Edelleute gegen uns und alle, zu dem gegenwärtigen Unternehmen in heiliger Gemeinschaft vereinigten Kreuzfahrer sich mit gewaffneter Hand erhoben haben, um uns zu verfolgen und zu vertilgen. Darum befehlen wir Euch auf's Strengste, bei Strafe des Bannes und ewiger Verdammniß, und bei Eurer Güter und Eures Lebens Verlust, daß Ihr, gleich nach Empfang dieses Schreibens, ohne allen Verzug und ohne Ausflucht, Euch aufmachet und zu uns nach Czegléd eilet, damit solchergestalt die heilige Schaar und geeignete Verbindung die Macht und die Arme der treulosen und verfluchten Edelleute zügeln, überwinden und vernichten könne. Wohl Euch, wenn Ihr darnach handelt; wo nicht, so verfallet Ihr in die gedachte Strafe. Ja, wir werden uns damit noch nicht begnügen, sondern an den Giebeln Eurer Hausthore Euch aufhenken, Euch spießen lassen; wir werden Eure Güter verheeren und vergeuden, Eure Weiber und Kinder umbringen."

Dieser von Blut und Fanatismus strotzende Aufruf, welcher die Banden Dósa's mit dem von der Religion erborgten Scheine einer heiligen Schaar umgeben, und sie zu doppeltem Fanatismus begeistern, die Gegner als Glaubensfeinde und Gottesfrevler hinstellen sollte, erregte Schrecken und Bestürzung; noch mehr thaten dies die Gräuel, welche jenes Manifest furchtbar bewahrheiteten. Schon hatten die Bauern an vier hundert Edelleute hingeschlachtet, ihre Frauen und Töchter gemißhandelt, ihre Güter niedergebrannt und einige Familien gänzlich ausgerottet. Der König kam in diesem angstvollen Augenblicke zu keinem Entschlusse, und überließ die Auffindung der Mittel zur Abwehr seinem zu Ofen versammelten Staatsrathe und den dorthin geflüchteten Herren. Man rieth hin und her; da griff die beherzte Rede des alten Johann Bornemisza siegend durch das Schwanken und Zweifeln der Versammlung. Er trug darauf an, daß der Oberbefehl über alle Truppen in Siebenbürgen und in den Festungen an der türkischen Gränze dem Woiwoden von Siebenbürgen, Johann Zápolya, übergeben werde, um so mehr, da man sichere Kunde habe, daß Dósa zunächst gegen Siebenbürgen ziehen wolle. Dies wurde genehmigt und befolgt. Bornemisza selbst sammelte eiligst die in der Umgebung von Ofen aufzutreibenden Truppen, bildete aus den Ofener und Pesther Bürgern das Fußvolk, und brach gegen jene Heeresabtheilung der Kreuzfahrer auf, welche unter Ambros Szaleres in einem bewaffneten Lager bei Pesth stand. Ein Haufe der Kreuzfahrer

rannte in blinder Wuth gegen die von Paul Tomóry geführte reitende Vorhut an, und büßte dieſe Verwegenheit mit blutiger Niederlage. Bornemisza ließ die Gegner zur Unterwerfung auffordern, und bot allen Jenen, welche die Waffen niederlegen würden, die königliche Gnade an. Szaleres und eine Anzahl ſolcher, welche mehr Schwärmerei, als böſer Wille, in die Reihen der Aufrührer geſtellt hatte, gehorchten der Aufforderung und gingen zu den Königlichen über. Die Anderen blieben in der Schlachtordnung ſtehen, und verlangten trotzig den Kampf. Dieſer brach verderblich über ſie herein; ihre ungeregelten Haufen wurden von dem wohlgeordneten Heere Bornemisza's zerſprengt, eine große Anzahl getödtet, die Fliehenden bis in den Iszaszegher Wald verfolgt. Von den Gefangenen wurden nur die Rädelsführer hingerichtet; die Uebrigen erfuhren grauſame Schonung, indem man ſie mit abgeſchnittenen Ohren und Naſen heimſchickte.

Weit entfernt, durch dieſes warnende Beiſpiel und das Mißgeſchick ihrer Genoſſen ſich ſchrecken zu laſſen, wurden die Bauern dadurch nur zu größerer Wuth gereizt; viele arme Edelleute, die auf der Seite der Empörer ſich zu bereichern hofften, geſellten ſich zu ihnen, und in der Marmaroſer Geſpanſchaft griff ſogar der geſammte Adel zu den Waffen für die Kreuzfahrer, welche in den nördlichen Geſpanſchaften ſich zuſammen gerottet und das Land weithin auf das Entſetzlichſte mit Feuer und Schwert heimgeſucht hatten. Inzwiſchen erhoben ſich, auf königlichen Befehl, die Landherren und die Banderien der königlichen Freiſtädte jener Gegenden, gingen auf die Rebellen los, und ſchlugen ſie bei Sáros-Patak, bei Nagylák, bei Erlau, bei Debrö, bei Kremnitz und Purbach; während bei Großwardein der dortige Biſchof Franz Perény über zahlreichere Bauernhaufen ſiegte.

Aber ungeachtet dieſer Niederlagen einzelner Abtheilungen der Bauern, ſtand ihre Hauptmacht unter Georg Dóſa noch unerſchüttert. Dieſer war gegen Szegedin gezogen und hatte ſeine Streitmittel durch einige erbeutete Feldſtücke und eine Menge Pulver vermehrt, woran es ihm bisher gefehlt. Weil aber die ſtark befeſtigte und vertheidigte Stadt nicht zu nehmen war, ſetzte er über die Theiß und lagerte ſich vor Cſanad. Hier bot ihm der Biſchof Nikolaus Cſáky, unterſtützt von dem Temesvárer Grafen, Stephan Báthory, beherzten Widerſtand. Man focht bis in die Nacht; Báthory's ſchweres Geſchütz bohrte furchtbare Lücken in die dichtgedrängten Reihen der Bauern, die, bei erneuertem Kampfe, am anderen Morgen in den Wald

flüchteten. Voreilig folgten die Sieger nach, und fielen in einen Hinterhalt Dóſa's, der die Flüchtigen ſammelte, und die Königlichen zuſammen hieb. Der Biſchof zog ſich mit ſeiner Mannſchaft auf das Schloß zurück. Die ergrimmten Bauern drangen in die unvertheidigte Stadt, plünderten die Kirchen und die Häuſer und erwürgten die Prieſter und die Edelleute. Der Biſchof, der Feſtigkeit des Schloſſes nicht vertrauend, verließ daſſelbe heimlich während der Nacht, und fuhr in einem Nachen den Maros hinauf, um Sicherheit im Arader Gebirge zu finden. Der Unglückliche fiel Dóſa's Leuten in die Hände, wurde vor ihren Anführer gebracht, und Dieſer ließ ihn, nach ſchrecklichen Mißhandlungen, im vollen biſchöflichen Ornate pfählen. Auch die mit ihm gefangenen Herren erlitten qualvollen Tod; vornehmlich Stephan Telegdy, welchem Dóſa, weil er gegen die Verkündigung der Kreuzbulle geſprochen, einen Strick durch den Leib ziehen, ihn ſo an einen Galgen henken und mit Pfeilen und Kugeln tödten ließ. Georg Dóſa ſah mit unerſchütterlichem Gleichmuthe dem gräßlichen Schauſpiele zu und ſchwelgte in dem Blute und den Martern ſeiner Feinde, von ſeinem ſanfteren Bruder Gregor vergeblich zur Milde gemahnt. Mit ihm wetteiferte an Grauſamkeit der Exprieſter Lorenz, welcher, bei einem Streifzuge das Schloß des Niklas von Zólyom einſchließend, es mit Allen, die daſſelbe bewohnten, auf den Grund niederbrennen ließ.

Aehnlich dem um ein Jahrzehend ſpäter auftauchenden Führer des deutſchen Bauernkrieges, Thomas Münzer, und von ähnlichem communiſtiſchen Geiſte beſeſſen, wollte Dóſa Kirche und Welt zugleich reformiren, im ganzen Reiche einen einzigen Biſchof einſetzen, alle Prieſter im Range einander gleichſtellen, dem Adel ein Ende machen, die Ländereien gleich vertheilen, Rang, Rechte und Eigenthum auf völlige Gleichheit bringen, nur zwei Stände, des Bürgers und des Bauern, geſtatten, und ſelbſt das Königthum abſchaffen. Er ſelbſt wollte nur des Volkes Führer und Vertreter ſeyn, und in allen Dingen ſich den Beſchlüſſen desſelben unterwerfen. Solche Ideen der Gleichheit und Gütergemeinſchaft, Zauberworte für die Niedrigen und Beſitzloſen, ſteigerten die Begeiſterung ſeiner Banden zur wildeſten Schwärmerei, und warben ihm unter dem armen Volke immer neue Anhänger und Jünger.

Hätte Dóſa unmittelbar nach dem Schrecken ſeines Sieges ſeine Schaaren gegen Peſth und Ofen geführt, ſo wären die Folgen kaum abzuſehen

gewesen. Aber er war lange unschlüssig, wohin er sich zunächst wenden sollte, und unterdessen verkühlte die Siegeslust seiner Streiter, löste sich die bange Erstarrung seiner Gegner. Lorenz rieth ihm, vorerst Temesvár zu erobern, um diesen Ort als Waffenplatz und Stützpunkt zu benützen, oder, bei etwaiger Wendung des Glückes, von dort aus in die Türkei entfliehen zu können, gegen welche ursprünglich der Kreuzzug hatte gerichtet werden sollen, und die nun den Kreuzfahrern vielmehr als letzte Zuflucht dienen sollte. Dósa folgte seines Waffengefährten Rathe, und zog vor Temesvár, das er nach allen Regeln der Kriegskunst zu belagern anfing. Aber noch zu rechter Zeit hatte der, dem Blutbade von Csanad glücklich entronnene Stephan Báthory sich in die bedrängte Stadt geworfen und setzte Dósa's wüthenden Stürmen kaltblütige Vertheidigung entgegen. Dósa war im Angriffe nicht minder beharrlich, als Jener in der Abwehr, und entwickelte einen wahrhaft großartigen Belagerungsplan. Schon hatte er die Stadt auf das Engste eingeschlossen, schon war innerhalb derselben empfindlicher Mangel an Mundvorrath eingerissen, so daß die geängstigte Bürgerschaft in Báthory drang, Unterhandlungen anzuknüpfen. Aber Dieser wartete mit Zuversicht auf Hilfe von dem Siebenbürger Woiwoden Johann von Zápolya, den er brieflich aufgefordert hatte, der alten Spannung mit ihm zu vergessen, und die Stadt und das Land aus ihrer Noth zu befreien.

Zápolya brach auf, vereinigte sich am eisernen Thore mit den Banderien der Landherren der Provinz, eilte längs dem linken Temesufer hinab, und stand plötzlich im Uj-Letzer Felde. Georg Dósa, des schnellen Entsatzes nicht gewärtig, saß eben bei'm Mahle, als Zápolya's Ankunft ruchbar wurde. Vom Weine erhitzt, sammelte er seine, auf so unerwarteten Angriff nicht gefaßten Schaaren, und stellte, so gut der Drang des Augenblicks es gestattete, sie in Schlachtordnung. Seinem Bruder Gregor übergab er den rechten, dem tollkühnen Lorenz den linken Flügel; er selbst stellte sich an die Spitze des Centrums, und so ließ er seine überraschten Horden gegen das Heer Zápolya's anrücken. Von seinem Zurufe begeistert, schlugen sich die Bauern mit der Wuth der Verzweiflung, bis die Rachhut der Szekler und der schweren Reiterei gegen sie losbrach und unwiderstehlich auf sie einhieb. Da stürzten sich, auf keines Führers Ruf mehr achtend, die Bauern in verwirrte Flucht, welche Georg nicht mehr dämmen konnte. Den Tod suchend, stürmte er mitten unter die siegenden Feinde und kämpfte fort, bis ihm das

Schwert entfiel, und er, vom Rosse stürzend, übermannt und sammt seinem Bruder gefangen wurde. Der Grausame hatte nie Schonung gewähret, und wollte jetzt auch keine finden. Nur für seinen Bruder Gregor bat er in einer edleren Regung der Liebe. Gregor, von Allen als mild und menschlich gerühmt, rettete zwar nicht sein Leben; doch vergönnten ihm die Sieger den schmerzlosen Tod der Enthauptung. Desto schrecklicher traf die Rache Derselben den grausamen Georg, der so viele ihrer Gefährten und Anverwandten unter ausgesuchten Qualen hingewürgt hatte, und für den sie, im Wetteifer der Grausamkeit, ebenfalls neue, unerhörte Martern ausannen. Vierzig der vornehmsten Gefangenen ließ man durch zwei Wochen fast ohne Nahrung im Gefängnisse schmachten; ein und dreißig von ihnen starben des Hungertodes, die übrigen neun wurden vor die Stadt geführt, um Zápolya's Henkerscharfsinne als Mittel zu dienen. Dieser ließ durch Zigeuner, welche sich zu dem Peinigerdienste hergaben, einen Thron, eine Krone und ein Scepter von Eisen schmieden, Georg Dósa auf den glühenden Thron setzen, ihm die glühende Krone auf das Haupt und das glühende Scepter in die Hand drücken, dann die ausgehungerten Gefangenen vorführen und sie zwingen, von den gebratenen Gliedern ihres noch lebenden Führers zu essen. Drei weigerten sich des scheuslichen Mahles, und wurden sogleich niedergehauen. Die anderen, vom wüthenden Hunger und von Todesfurcht gedrängt, thaten, wie ihnen befohlen. Dósa — verworfen im Glücke, doch nicht ohne Größe im Ertragen des fürchterlichsten Verhängnisses, beschämte seine Peiniger durch die Standhaftigkeit, womit er seine Marter hinnahm. Kein Laut des Schmerzes kam über seine Lippen, und als die Zähne seiner Schuldgenossen an ihm nagten, sagte er bitter: er habe sich Hunde an ihnen groß gezogen. Ungebeugt bis zum letzten Augenblicke, gab er seinen Geist auf. Sein Leichnam wurde geviertheilt, und stückweise unter den Thoren von Ofen, Pesth, Stuhlweißenburg und Großwardein aufgehenkt.

Mit Dósa's schrecklichem Untergange war der Bauernkrieg noch immer nicht erloschen. In Siebenbürgen und der Klausenburger Gespanschaft setzten einzelne Kreuzfahrerhaufen, in der Bácser der Priester Lorenz und Anton Hoszszas, in der Stuhlweißenburger und Weszprimer ein gewisser Dominik Sós den Kampf gegen den Adel fort; an einzelnen Orten nicht ohne vorübergehenden Erfolg, wie denn unter anderen in Siebenbürgen die Sachsen und Walachen eine empfindliche Schlappe davon trugen, bis zuletzt Thorenay

in einem erneuerten Gefechte dort die Kreuzfahrer aufrieb. Wider die bei Bács stehenden Bauernhaufen sendete Zápolya seinen Unterfeldherrn Jakob Bánffy. Dieser traf die Gegner unweit Apáthy. Zwei Stunden lang fochten Dieselben fort, ohne das Feld zu räumen. Endlich stürzte Hoszszas von seinem verwundeten Rosse und fiel in Gefangenschaft. Lorenz kämpfte weiter, wurde aber zuletzt schwer am Kopfe verwundet. Die Seinigen hielten ihn für todt und flohen, ohne daß Bánffy, der nur die Zerstäubung ihres Heeres, nicht die Niedermetzelung der Fliehenden begehrte, sie verfolgen ließ. Hoszszas wurde in Ofen geviertheilt. Lorenz entkam, und man weiß nicht, wie und wo er geendet hat. Noch unblutiger wurde der Heerhaufe des Dominik Sós zerstreut. Man begnügte sich, blind geladene Feldstücke gegen sie abzufeuern, vor welchen die Bauern in einen so panischen Schrecken geriethen, daß sie die Waffen von sich warfen und ohne Schwertstreich nach Hause liefen. Also endete (im September 1514) der viermonatliche Bauernkrieg, der mit dem Opfer von mindestens vierzig tausend Menschen und dem Verluste zahlloser Besitzthümer, Denjenigen, wider welche er gerichtet gewesen, dieselbe Lehre hinterließ, welche der deutsche Bauernaufwiegler Münzer seinen, ihn tödtenden Bezwingern gab: „die Bücher der Könige fleißig zu lesen und dem armen Volke nicht mehr so hart zu seyn.“ Doch wurde, wie so viele inhaltschwere Lehren der Geschichte, auch diese, mit wie blutigen Buchstaben sie immer geschrieben war, von nur Wenigen beherzigt.

Des stolzen Zápolya Ansehen stieg durch seinen Sieg über Dósa um so höher, da man die Ursachen des Aufstandes nicht da, wo sie eigentlich lagen, nicht in den jahrelangen Bedrückungen der Schwächeren durch die Mächtigen, suchte, sondern sie lediglich dem Könige und dem Graner Erzbischofe beimaß, weil sie den Kreuzzug zugelassen und befördert. Die Zápolya'sche Faction that Alles, diese Ansicht zu befestigen und die Mißstimmung gegen den König zu steigern. Schon verlautete von einer drohenden Schilderhebung des Adels wider Wladislaw, von dessen Absetzung und einer neuen Königswahl. Zu rechter Zeit hatte Wladislaw den Herzog Bartholomäus von Münsterberg mit zwölf tausend Böhmen herbei gerufen, die ursprünglich zur Unterdrückung der Bauernempörung hatten verwendet werden sollen, nun aber zu Einschüchterung der mißvergnügten Herren gute Dienste leisteten. Der Herzog gab auf seinem Marsche nach Ofen allenthalben die Erklärung von sich, daß er, nach Dämpfung der Bauernunruhen,

nicht eher zurück kehren werde, als bis er dem Könige die von dem hohen Adel ihm entzogenen Güter und Vorrechte wieder errungen hätte. Dies schreckte die unzufriedenen Großen wenigstens von offenen Unternehmungen ab; sie söhnten sich zum Scheine mit dem Könige und dem Erzbischofe aus, und vertagten ihre Entwürfe bis zu dem nächsten Landtage, welcher am 18. October im Rákoser Felde eröffnet wurde. Kurz vor dem Beginne desselben wurden eines frühen Morgens zwei Kugeln durch das Fenster in das Schlafzimmer des Königs abgeschossen, die ihn jedoch nicht treffen konnten, weil er bereits in seiner Hofkapelle die Frühmesse hörte. Die Urheber wurden nicht entdeckt, oder man wollte sie geflissentlich nicht kennen.

Der Herd der Zápolya'schen Umtriebe war am polnischen Hofe, wo, ohne es zu ahnen, König Sigmund selbst in ihr Gewebe hinein gezogen wurde, und des Woiwoden Schwester, Barbara, allen ihren Einfluß auf ihren königlichen Gemal zu Gunsten ihres Bruders aufbot. Aber Szathmáry, der standhaftere Bekämpfer und Beobachter Zápolya's, fand immer neue Mittel auf, um den Anschlägen seines Gegners auch von Polen her die Spitze zu bieten, und hiebei leistete ihm Kaiser Maximilian, welcher durch seinen Familienvertrag mit Wladislaw unmittelbar mit Ungarns Interessen verknüpft war, thätige Hilfe. Er wußte dem Könige Sigmund anderwärts so vollauf zu thun zu geben, namentlich indem er ihn in Fehden mit dem Großfürsten von Moskwa und mit dem deutschen Orden verwickelte, daß Sigmund die Hände gegen Ungarn niemals frei bekam. Zugleich gelang es Szathmáry's Bemühungen, die beiden, bisher für Zápolya gesinnten, einflußreichsten Räthe Sigmund's auf seine Seite zu bringen, und dadurch Zápolya's Macht am polnischen Hofe noch mehr zu entwaffnen. König Sigmund wurde durch die vereinten Bestrebungen der Szathmáry'schen Partei und durch die wirkliche Lage der Dinge zu der Ueberzeugung gebracht, daß er nur durch engeren Anschluß an Maximilian, wobei natürlich Wladislaw's Mitwirkung von großem Gewichte seyn mußte, den äußeren Feinden Polens mit überwiegender Kraft werde begegnen können.

Wie sehr auch Zápolya's Anhang entgegen arbeitete, so wurden doch die Verhandlungen Sigmund's mit Maximilian begonnen, und immer eifriger fortgesetzt, und endlich auf den 21. Februar 1515 eine persönliche Zusammenkunft der Könige von Ungarn und Polen mit dem Kaiser, beschlossen. Zum Orte der Zusammenkunft wurde Preßburg bestimmt, wohin Wladislaw

mit ſeinen beiden Kindern, Ludwig und Anna, und glänzendem Gefolge zog. Auch Sigmund kam mit vornehmer Begleitung dorthin. Der Kaiſer war abgehalten, perſönlich zu erſcheinen, und ſendete dafür ſeinen Bevollmächtigten, den Kardinal von Gurk, Matthäus Lang. Nach längeren Verhandlungen, die beſonders auf kaiſerlicher Seite manche Schwierigkeiten boten, einigte man ſich dahin: Wladislaw's Tochter, Anna, an einen der beiden Enkel des Kaiſers, an Karl oder Ferdinand, verlobt, ſollte binnen einem Jahre mit dem ihr beſtimmten Bräutigam, oder, wenn hinſichtlich eines dieſer beiden Enkel ein Anſtand ſich ergäbe, mit dem Kaiſer ſelbſt vermält, daher Letzterem, bei nächſter Zuſammenkunft mit ihm, übergeben werden, damit ſie gemeinſchaftlich mit deſſen Enkelin Maria, der Braut Ludwig's von Ungarn, bis zu Beider Mannbarkeit in Oeſterreich ihre Erziehung erhalte. Falls dieſe Verbindung zur feſtgeſetzten Zeit nicht zum Vollzuge käme, ſo ſollte der Kaiſer, bei nächſter Zuſammenkunft mit beiden Königen, ſich verpflichten, der Braut in zweijähriger Friſt dreimal hundert tauſend Ducaten auszuzahlen. Der Braut ſollten als Mitgift zweimal hundert tauſend Ducaten angewieſen, doch vor Vermälung Ludwig's mit Maria nicht ausgezahlt, dann aber die eine Mitgift durch die andere aufgehoben werden. Der einen wie der anderen Braut wurden als Morgengabe zwanzig bis fünf und zwanzig tauſend Ducaten jährlich, auf den Ertrag beſtimmter Güter und Herrſchaften gegründet, zugeſichert. Stürbe eine derſelben vor vollzogener Trauung, ſo ſollte die feſtgeſetzte Mitgift an die andere, bereits vermälte, abgetragen werden, und ihr für den Fall kinderloſer Witwenſchaft verbleiben.

Die für Preßburg beſtimmte Zuſammenkunft mit dem Kaiſer wurde nach Wien verlegt, wo Prachtzüge und augenblendende Feſte die hohe Bedeutung dieſes Actes verherrlichten. Kaiſer Maximilian, innig erfreut, am Abende ſeines Lebens jene wichtige Familienverbindung zu Stande gebracht zu haben, nach welcher er ſo beharrlich getrachtet und deren welthiſtoriſche Folgen gar bald ſelbſt über den Kreis ſeines weitblickenden Auges hinaus gehen ſollten, empfing die königlichen Gäſte mit dem ganzen Feuer ſeiner großartigen Herzlichkeit und mit einem Glanze, in welchem ganz Wien ſich ſonnte. Die Freude ließ ihn ſogar den ſtrengen, gemeſſenen Gang der Reichsordnung und ihrer Formen vergeſſen, ſo daß er den königlichen Jüngling Ludwig zum Vicar des deutſchen Reiches, zum Erben und Nachfolger in der, von keinem Erbrechte abhängigen Kaiſerwürde erklärte. Nach öffentlicher Bekannt-

machung der abgeschlossenen, von beiden Theilen bestätigten, Eheverträge erfolgte das Verlöbniß Ludwig's mit Maria unbedingt; das Verlöbniß Maximilian's mit Anna im Namen des einen oder des anderen seiner Enkel, Karl und Ferdinand, oder, im Falle für Beide eintretender Hindernisse, auch in seinem eigenen Namen. Er ernannte Anna zur Königin und setzte ihr eine goldene Krone auf das Haupt, welches Geschenk sie mit einem kunstreichen Kranze von Edelsteinen erwiederte. Nach urkundlicher Vollziehung des Verabredeten erhob sich der feierliche Zug in die Domkirche zu St. Stephan, wo der Kardinal-Erzbischof von Gran die Trauung, zuerst jene Ludwig's mit Maria, dann Anna's mit ihrem bedingten Bräutigam, dem Kaiser, verrichtete (22. Juli 1515). Hiermit wurde die Erbfolge des Hauses Oesterreich auf dem ungarischen Throne, nachdem sie durch Wladislaw I. und Mathias Corvinus zweimal rechtswidrig unterbrochen worden, auf den Ernestinischen Zweig jenes Stammes wieder staatsrechtsmäßig übertragen, und wie vor drei und neunzig Jahren durch die Vermälung Albrecht's und Elisabeth's, so gediehen durch jene Doppelheirat die Kronen Ungarns und Böhmens, und diesmal für ewige Zeiten, an Habsburg.

Zápolya sah jetzt alle seine Plane durchkreuzt und vereitelt, sowohl auf die Hand der Prinzessin Anna, wie auf den Thron Ungarns. Noch kurz vorher hatte er durch eine neue Waffenthat jenes Ansehen, das ihm sein Sieg über Dósa zuwege gebracht, auffrischen und befestigen wollen. Ohne sich an den bestehenden Waffenstillstand zu binden, führte er, von dem Heerbanne des Temeser Grafen Stephan Báthory unterstützt und mit schwerem Geschütze aus Belgrad versehen, im Juli zehn tausend Mann über die Donau vor die türkische Festung Sarno, gegen welche seine Feuerschlünde gewaltig arbeiteten. Der Pascha von Semendra, Balibeg, konnte nur eine geringe Truppenabtheilung zum Entsatze herbeiführen; aber durch falsche Kundschafter ließ er das Gerücht und den Schein verbreiten, als nahe er mit ungeheurer Heeresmacht. Erschreckt durch diese Nachricht, wollte Zápolya die Belagerung aufheben; da ihm dies aber von einigen seiner Untergebenen als Feigheit verargt wurde, so setzte er das Feuer gegen die schon stark beschädigten Mauern fort. Unterdessen bemächtigte sich Balibeg durch einen gelungenen nächtlichen Ueberfall des ungarischen Geschützes. Da floh Zápolya, die Stärke der Feinde weit überschätzend, hinweg, und ließ das Lager in den Händen der Türken. Diese Niederlage erschütterte Zápolya's Ansehen, doch nicht

seinen und seiner Anhänger Trotz. Es gelang ihnen, den Palatin Emerich Perény auf ihre Seite zu ziehen und dahin zu stimmen, daß er in seinem und angeblich in der Stände Namen, alle in Wien geschlossene und zu schließende Verträge für ungiltig erklärte. Wladislaw, kräftiger Maßregeln gegen den Palatin unfähig, suchte ihn dadurch wieder für seine Sache zu gewinnen, daß er seinem Ehrgeize schmeichelte, indem er ihn zum Herzoge von Siklos ernannte, während Maximilian Denselben in den Fürstenstand des römischen Reiches erhob. Perény gab nun in Etwas nach, und versprach den ungarisch-österreichischen Familien- und Erbvertrag zu unterzeichnen, doch nur in der Eigenschaft eines einzelnen Landherren, nicht in jener eines Palatins.

Während noch Sultan Selim's Botschafter in Ofen verweilten, um eine Verlängerung des Waffenstillstandes zu bewirken, mit der entscheidenden Antwort aber — weil der Papst Leo eifrig vom Frieden mit den Ungläubigen abrieth und thätige Hilfe, theils versprach, theils leistete — absichtlich hingehalten wurden, starb König Wladislaw am 13. März 1516, im ein und sechzigsten Jahre seines Alters, nachdem er durch fünf und vierzig Jahre in Böhmen, durch sechs und zwanzig in Ungarn regiert, oder regieren hatte lassen. Seine schläfrige Gutmüthigkeit hatte sich nie zur Thatkraft erhoben, und in seinen späteren Tagen hatte sich seiner Geistesträgheit auch noch Mißmuth und Kränklichkeit beigesellt; denn er litt heftig an der Gicht und auch der Schlag hatte ihn gestreift. Wortkarg von Natur, machte ihn seine Unkenntniß der ungarischen Sprache und weil er sich stets eines Dolmetschers bedienen mußte, doppelt redeverlegen; wegen seiner übertriebenen Schweigsamkeit pflegten ihn Viele das stumme Götzenbild zu nennen. Fromm, gütig, uneigennützig und wohlwollend, nahmen doch selbst diese Tugenden bei ihm die Form der Charakterlosigkeit an. „Herr, gib uns den Frieden in unseren Tagen!" war sein Morgen- und Abendgebet in einer Zeit, die den Streit unaufhörlich suchte und in welcher unbegränzte Friedensliebe unterliegen mußte. Im Staatsrathe saß er meist stumm, beinahe theilnahmlos da, mit den Augen den Boden messend, oder sie im Anfluge von Andacht zum Himmel erhebend; selten hörte man bei den wichtigsten Berathungen ein anderes Wort von ihm, als „gut," das er bald lateinisch als bene, bald böhmisch als dobre, von sich gab. In Ungarn hieß er daher bei den Meisten der König Bene, in Böhmen der König Dobre. Man findet in seiner Vernach-

läſſigung der öffentlichen Geſchäfte nichts Unglaubliches, wenn man lieſt, daß die Wirthſchaft an ſeinem Hofe eben ſo, wie die Verwaltung ſeiner Reiche beſtellt war, daß die Hofbedienten ihre Raubſucht öffentlich trieben, während der König bisweilen für ſeine eigene Tafel bei Anderen buchſtäblich betteln laſſen mußte. Das königliche Hofgeſinde lief einmal mit leeren Gefäßen zu dem Biſchof von Fünfkirchen, und ging ihn um Wein an. Als er nun fragte, ob denn kein Wein auf dem Schloſſe wäre, erhielt er zur Antwort, daß es dort auch Nichts zu eſſen gäbe, worauf er ſelbſt hineilte, dem Schatzmeiſter harte Vorwürfe über ſeinen Geiz und Betrug machte und den königlichen Keller mit Wein verſorgte. In den Stunden, welche Wladislaw nicht zum Beten verwendete, beſchäftigte er ſich mit Prägung des Geldes, das er im Uebermaße zu verſchenken ſehr geneigt war. Sein lang erwarteter Tod wurde mit Gleichgiltigkeit aufgenommen; denn wie groß auch, wegen ſeiner Milde und Herzensgüte, die Liebe ſeiner Familie zu ihm war, ſo konnte er doch durch ſeine löblichen Eigenſchaften die Nationen nicht mit dem Mangel aller Regentenfähigkeit verſöhnen.

Wladislaw's einziger Sohn, Ludwig, zählte bei ſeines Vaters Tode noch nicht zehn Jahre; dennoch huldigten ihm, dem bereits als zweijähriges Kind Gekrönten, die ungariſchen Stände ohne Weigerung, und an ſeine frühzeitig ſich entwickelnden Geiſtesgaben und Vorzüge des Gemüthes, knüpfte man allgemein die freudigſten Erwartungen. Tüchtige Lehrer waren ſeinen natürlichen Anlagen zu Hilfe gekommen. Der ſterbende Vater hatte ihn dem Graner Erzbiſchofe, dann dem bewährten Bornemisza, dem Markgrafen Georg von Brandenburg und dem Könige Sigmund zur Obhut und Leitung, dem Papſte Leo zu beſonderem Schutze empfohlen. Die Verſuche der Zápolya'ſchen Partei, die Vormundſchaft und Reichsverwaltung an ſich zu bringen, ſcheiterte an dem feſten Sinne des Knaben und an der Wachſamkeit ſeiner Beſchützer. Aber bald gewann der Markgraf Georg, durch nahe Verwandtſchaft, großen Einfluß auf den jungen unerfahrenen König, und eine, leider von ihm gemißbrauchte, unbeſchränkte Herrſchaft über deſſen Gemüth. Georg hatte in früher Jugend bei dem Bruder ſeiner Mutter, dem Könige Wladislaw in Ungarn, ſein Glück gemacht, und dasſelbe durch eine reiche Heirat mit der verwitweten Beatrix Frangepani, der Schweſter des Königs Mathias, befördert. Wie die Ungarn, die ihm, als einem Ausländer, abgeneigt waren, ihn der Verführung ihres jungen Monarchen anklagen, ſo erheben ihn die

Schlesier, um deren Gunst er sich bewarb, weil er unter ihnen sich Besitzthümer verschaffen wollte, wegen der Eigenschaften seines Geistes und Herzens. Wahrscheinlich haben ihn Jene zu tief herab gewürdigt, Diese ihn zu sehr erhoben. Der Markgraf war ein gewandter Hofmann, der seine Talente nicht zur Rettung des ihm gleichgiltigen ungarischen Reiches, sondern zu eigener Bereicherung in einer, vor dem nahen Gewitter gesicherten Provinz anwendete, und keinen Schritt that, ohne an die Erreichung dieses Zieles zu denken. Er leitete, vielleicht nicht ohne Einfluß der Zápolya'schen Partei, von welcher der König Sigmund, seit dem Tode seiner Gemalin Barbara von Zápolya, seine Hand gänzlich abgezogen hatte — Ludwig zu Zerstreuungen und Ergötzlichkeiten hin, pflanzte ihm mehr Geschmack an Schauspielen, Turnieren und anderen Unterhaltungen, als an ernsten, einem Regenten angemessenen Beschäftigungen ein, und brachte ihm dadurch Neigung zu Weichlichkeit und Wohlleben, und Ekel vor den Staatsgeschäften bei.

Bald wurden die Reichsverweser durch die Besorgniß türkischen Angriffes in Verlegenheit gesetzt; denn die Noth des Landes war so groß, der Schatz so leer, daß die königlichen Freistädte zu außerordentlicher Kriegssteuer aufgefordert, und einige Krongüter für zwölf tausend Goldgulden verpfändet werden mußten. Gleichwohl wirkten des Papstes Verheißungen und Anweisungen zum Türkenkriege dahin, daß man auf des Sultans Antrag zu Erneuerung des Waffenstillstandes keine Erklärung gab und seine Botschafter ohne Entscheidung abreisen ließ. Der Papst, welcher für seine kriegerischen Absichten gegen die Ungläubigen besonders den Kaiser Maximilian und den König Franz I. von Frankreich gewonnen hatte, sendete sogar einen ausgeführten Operationsplan des vorzunehmenden allgemeinen Kreuzzuges nach Ungarn, der im Staatsrathe zu Ofen erwogen wurde; aber obgleich, wie man erfuhr, Sultan Selim auf seinem ägyptischen Feldzuge seine Heermacht wie seine Schatzkammer schwer erschöpft hatte, und er einem Angriffe vom Abendlande aus nur mit unzureichenden Streitkräften hätte begegnen können, so gedieh man doch zu keinem thatkräftigen Beschlusse.

Das Weitere sollte auf dem zu Ofen (im April 1518) eröffneten Landtage berathen werden, zu welchem auch Zápolya bei Androhung gesetzlicher Strafe sich einzustellen aufgefordert wurde. Zápolya verlangte, als Bedingung seines Kommens, die Entfernung Bornemisza's von dem Oberbefehle über die Ofener Burg; denn er sann auf nichts Geringeres, als

auf dem Landtage mit Güte oder Gewalt ſeine Ernennung zum Generalſtatthalter des Reiches durchzuſetzen, woran ihn Bornemisza's Rechtlichkeit und Macht gehindert haben würde. Doch ſcheiterte der Plan des Ehrgeizigen; denn die Reichsverweſer, hiervon in Kenntniß geſetzt, hatten ſogleich den König Sigmund und den Kaiſer Maximilian um Beiſtand gebeten, welch' Letzterer Truppen an die ungariſche Gränze vorſchob, die auf den Ruf der Reichsverweſer gegen Ofen anzurücken die Weiſung hatten. Dadurch eingeſchüchtert, wagte Zápolya's Anhang nicht, mit ſeinen Anſchlägen offen hervor zu treten, ſondern beſchränkte ſich auf Umtriebe anderer Art, zu welchen dieſer Landtag hinreichende Gelegenheit darbot.

Zur Sicherung der Gränzen wurde nämlich von den Prälaten, Baronen und Magnaten die, unter Mathias oft bewilligte Subſidie eines Ducaten beantragt. Hier aber offenbarte ſich eine bedrohliche Spaltung zwiſchen Magnaten und Landherren, indem Letztere, auf die Bedrückung und Verarmung ihrer Bauern hinweiſend, nur zu der Hälfte der vorgeſchlagenen Steuer ſich herbei laſſen wollten. Die Zápolyer, ſolcher Trennung froh, traten dem Landadel bei; es kam zu heftigem Streite, welcher damit endigte, daß die Landherren Proteſt gegen alle weitere Verfügungen einlegten und ſich entfernten. Gleichwohl ſetzten die zurück bleibenden zehn Biſchöfe, drei Pröpſte und ein und dreißig Magnaten den Landtag fort und machten einſeitig eine Anzahl von Verordnungen über Steuerverhältniſſe und Einſetzung eines Staatsrathes, mittels deſſen man die Reichsverweſer entfernen und die königliche Gewalt auf das Aeußerſte einſchränken wollte. Aber der Landadel widerſetzte ſich allen dieſen einſeitigen Beſtimmungen, und es mußte (im Juli) ein anderer Landtag nach Tolna ausgeſchrieben werden. Hier gewann der Landadel einen entſcheidenden Sieg über die, wegen jener Spaltung bei dem Könige in Ofen zurück gebliebenen Prälaten und Magnaten. Die von der Adelsgeſammtheit allein auf der, deshalb ſogenannten Tolnaer Particular-Convention verfaßten, zwanzig Artikel wurden nachmals von dem Könige und den Magnaten als allgemeines Reichsgeſetz angenommen. Die diesfallſigen Verordnungen galten vorzüglich der Abwehr der Türken, denn die Gefahr des Reiches ſtellte ſich, ſeit dem Verluſte wichtiger Gränzfeſtungen, immer dringender heraus. Demgemäß ſollten Jaicza und Banjaluka unverweilt in hinlänglichen Vertheidigungsſtand geſetzt werden. Zur Unterſtützung des nächſten allgemeinen Türkenzuges ſollten ſämmtliche Prälaten, Barone

und Magnaten mit ihren gesetzlichen Banderien, die Landherren und auch Eigenthümer eines einzigen Edelhofes, in völliger Kriegsrüstung am nächsten Michaelistage bei Bács sich persönlich einfinden. Die Landherren, die Kapitel, Propsteien, Convente und Abteien, außer der Mannschaft, zu deren Haltung sie der Zehnten wegen verbindlich waren; ferner die Nonnen und grundsäßigen Pfründner, Frauen und Witwen, sollten von jedem zwanzig ihrer Bauernhöfe Einen Reiter, wenigstens mit Lanze und Schild bewaffnet; die Gespanschaften Trencsin, Arva, Neitra, Thurocz, Lypto, Szohl und Zips, statt des zwanzigsten Reiters, den zwanzigsten Mann zu Fuße; Edelleute von fünfzig, hundert oder mehren Jobagyen, den zwanzigsten Mann, als Huszár gerüstet, stellen. Edelleute, welche an Höfen von Prälaten oder Baronen dienten, sollten einen anderen Bewaffneten für sich senden. Zu Ausrüstung der Banderie des Königs wurden von jedem Bauernhofe der Prälaten und Magnaten so wohl, als des Landadels, durch das ganze Reich fünfzig Silberpfennige oder ein halber Goldgulden bewilligt. Weitere Verfügungen wurden dem nächsten Bácser Tage vorbehalten.

Aber von Allem, was zu Tolna festgesetzt und beschlossen worden, kam so gut als Nichts zur Ausführung, und auch zu Bács stellten sich bald gar keine Prälaten und Magnaten, und auch nur wenige Landherren ein (September 1516). Die kleine, aber stürmische Versammlung, in welcher der Landadel wieder das Uebergewicht behauptete, ergoß sich in bitteren Klagen über die Vernachläßigung und Unzulänglichkeit der Vertheidigungsanstalten, wodurch das Reich schon so bittere Verluste erfahren habe, über die Vorenthaltung oder zweckwidrige Verwendung der dem Könige wiederholt bewilligten Hilfsgelder, und über die allgemeine Verwirrung in den Angelegenheiten und der Verwaltung des Reiches. Es sollten daher jetzt aus dem Adel zwei zuverläßige Schatzmeister, einer für das Gebiet diesseits, der andere für das Gebiet jenseits der Donau erwählt; in jeder Gespanschaft ein beeideter Edelmann zur Zählung und Schätzung der Herrschaften, Güter und Jobagyen sowohl der Magnaten, als des Landadels; zur Ausmittelung des gesetzlichen Steuerbetrages, zur Einsammlung der bewilligten Subsidien, zwei Ducaten für die nächsten zwei Jahre, verordnet, von diesen Geschworenen die eingegangenen Summen an die zwei Schatzmeister, zur Anwerbung tauglicher und hinreichender Kriegsvölker, abgeliefert werden. Aber auch die an den Gränzen ansäßigen Bauern und Magnaten sollten sowohl ihre gesetzlichen

Banderien, als die der Zahl ihrer Bauernhöfe angemessene Mannschaft immer vollzählig unterhalten und an den Gränzen aufstellen; die Prälaten von ihrem, der Zehnten und der Güter wegen zu stellenden Kriegsvolke, wenigstens die Hälfte eben dahin senden, die andere Hälfte stets bereit halten und sobald der Generalkapitän ihres Bezirkes Mahnung ergehen ließe, sie ohne Verzug abschicken. Zur Unterhaltung der königlichen Tafel wurden dem königlichen Verwalter der Ofener Burg: die Schlösser Munkács, Dotis, Kemenes, das untere Gebiet von Wissegrad, Altofen, die Donauinseln Kos (St. Andreas) und Csepel; die Marktflecken Sámbek, Solmár, Keszö, mit Zubehör, und die Einkünfte von den Kumanen und Balistariern angewiesen.

Im Gefolge dieser zweckdienlichen Verfügungen, von denen jedoch die wenigsten befolgt wurden, ging leider eine Maßregel, welche auf völlige Untergrabung der königlichen Macht hinarbeitete, der aristokratischen Willkür alle Schranken öffnete und die Zerrüttung des Reiches, welcher man Einhalt thun wollte, nur noch mehr beförderte. Es sollte nämlich die Gewalt der drei Reichsverweser aufgehoben, und alle Befugnisse des Königs einem souverainen Rathe von vier Prälaten, vier Magnaten und sechzehn Landherren, größtentheils Anhängern der Zápolyer, eingeräumt werden. Der Vice-Palatin, der Vice-Judex Curiae und die Reichsprotonotarien waren berechtigt und verpflichtet, den Rathsversammlungen beizuwohnen, und von diesem Rathe blieb der König bis an sein Ende abhängig. Seine Ausbildung und Leitung, die Anordnung seines Hofstaates, Vergebung und Einziehung der Reichsämter, Verwendung und Verwaltung der Salz-, Berg-, Maut- und Zollgefälle, Oberaufsicht über Kanzlei- und Schatzmeisteramt, Versorgung der Gränzfestungen und Besoldung ihrer Befehlshaber: dies Alles gehörte zu dem Machtkreise des Rathes, dessen Hälfte sich niemals von dem Könige entfernen sollte.

Die Magnaten widersetzten sich den Bácser Beschlüssen, unter dem Vorwande, daß dieselben die Würde des Thrones gefährdeten und die Befugnisse des Königs zu sehr beschränkten, in Wirklichkeit aber zum Theile wohl aus dem Grunde, weil sie selbst auch ausschließend über den König und die Einkünfte der Krone gebieten, und die Reichslasten auf die Schultern des Landadels wälzen wollten. Aber der Landadel bestand fest auf jenen Beschlüssen, und um es nicht zu einem Aeußersten kommen zu lassen, nahmen endlich Prälaten und Magnaten die Bácser Verordnungen einhällig an, und zwar ver-

mehrt mit sieben Artikeln, deren einer die ungarische Gerichtsordnung auch auf Slavonien und Siebenbürgen ausdehnte; ein anderer die sofortige Auflösung aller besonderen Bündnisse der Magnaten unter einander, anbefahl.

Der Adel, von Zápolya bearbeitet, verlangte nun, daß, in Gemäßheit der Beschlüsse des Bácser Tages, der Magnat Johann Bornemisza den Oberbefehl über Munkács, der Magnat Peter Korlatkó jenen über Komorn und Dotis, niederlegen sollten. Dessen weigerten sich Beide, auf ihren dem Könige Wladislaw geleisteten Eid sich berufend, diese wichtigen Plätze in keines Anderen Hände, als in jene König Ludwig's, sobald Derselbe die Volljährigkeit erreicht haben werde, zu übergeben. Dagegen erklärte der unlängst eingesetzte souveraine Rath, sich nicht eher mit irgend Etwas befassen zu wollen, bis beide Magnaten die gedachten Plätze dem königlichen Verwalter der Ofener Burg überliefert haben würden. Drei Wochen lang stritt man hin und her, und nachdem der König, auf den Antrag einiger Magnaten, den Bornemisza selbst zum Verwalter der Ofener Burg ernannt hatte, fielen in dem Palaste des Erzbischofes von Gran sogar gewaltsame Auftritte vor. Gegen tausend bewaffnete Arme erhoben sich gegen Bornemisza und die ihn beschützenden Magnaten, und mit Mühe beschwichtigte der Kirchenfürst die aufgebrachten Gemüther.

Noch ernstere Folgen schien der Tod des Palatins (Februar 1519) nach sich ziehen zu wollen. Der Adel, jetzt ganz für Zápolya gesinnt, wollte Denselben zu jener höchsten Reichswürde erheben. Einige Magnaten aber sahen es überhaupt für gefährlich an, während der Unmündigkeit des Königs dieses wichtige Amt zu besetzen, und beantragten, es erledigt zu lassen und nur die Reichsverwaltung dem Vice-Palatin zu übertragen; während die Mehrzahl darauf hinwies, daß gerade in so verhängnißvoller Zeit und bei der Minderjährigkeit des Herrschers, die Ernennung eines Palatins dringend von der Nothwendigkeit geboten werde. Inmitten dieses Streites der Parteien wagten, im offenbaren Widerspruche zu dem unlängst ergangenen Verbote, der Coloczer Erzbischof, Gregor Frangepani, die Bischöfe Georg Szathmáry von Fünfkirchen und Franz Warday von Siebenbürgen, ferner Johann Zápolya und Báthory, Alle aus sehr verschiedenen, theils gutgemeinten, theils ehrgeizigen Gründen, in einen besonderen Bund der Treue gegen den König, zu treten. Unterdessen bestanden die Landherren stürmisch auf Wiederbesetzung des Palatinates; sie zogen mit ihrem Waffenvolke von

Pesth über die Donau hinauf vor die Ofener Burg, vorgeblich um den König in die berathende Versammlung abzuholen und seine Entscheidung zu vernehmen. Paul Tomory ließ Kanonen gegen die andringenden Massen richten; Bornemisza die Brücken aufziehen und die Vordersten in den Graben drängen, worauf er den Uebrigen ihre Ungebühr verwies und ihnen versprach, daß der König am anderen Tage in die Versammlung kommen werde. Hier wurde zwar die Wiederbesetzung des Palatinates durchgesetzt; aber nicht auf den Woiwoden, Johann von Zápolya, sondern auf den Temeser Grafen, Stephan Báthory, fiel die Wahl, die Derselbe, trotz Zápolya's Einreden und Berufung auf früheren Vertrag, annahm. Grollend zog der Woiwode mit seinem Anhange ab, über Entwürfen der Rache und neuen Mitteln seiner Erhebung sinnend.

Dem neuen Palatine gelang es, im Vereine mit dem Kardinal-Erzbischof von Gran, den Bischöfen von Fünfkirchen und Siebenbürgen, und dem Preßburger Grafen, Johann Bornemisza, die von dem Bácser Convente aus dem Landadel erwählten Beisitzer, wegen unbefugter Anmaßungen, aus dem Staatsrathe auszuschließen und die Zügel der Regierung gemeinsam mit jenen Männern zu behaupten. Unter ihrer Vermittelung unterzeichnete der König einen neuen dreijährigen Waffenstillstand mit Sultan Selim, obwohl unter nicht ganz vortheilhaften Bedingungen. Außer Ungarn, Dalmatien und Kroatien, waren auch Böhmen, Mähren, Lausitz, Schlesien, und was in Bosnien, Serbien und Bulgarien der ungarischen Krone noch übrig geblieben, in den Vertrag mit eingeschlossen. Ebendemselben konnten Karl von Spanien, dessen Bruder, Ferdinand, und die anderen christlichen Fürsten binnen Jahresfrist beitreten. Versäumten sie aber diesen Termin, so mußte der König von Ungarn dem türkischen Heere freien Durchzug durch seine Länder gestatten. Hinsichtlich des Freistaates Ragusa und der Woiwoden der Moldau und der Walachei war festgesetzt, daß sie den bisher üblichen Tribut an die ungarische Krone und an die Pforte jährlich entrichten, von beiden Seiten aber ihnen keine neuen Lasten auferlegt werden sollten.

Um das Reich nachdrücklicher gegen die Anschläge der Zápolyer zu sichern, und nach Kaiser Maximilian's inzwischen erfolgtem Tode die Verwirklichung der Heirat zwischen einem seiner beiden Enkel und Anna von Ungarn zu betreiben, wurde dem, für Ungarns Wohl rühmlich besorgten Polenkönige Sigmund die Vormundschaft über den minderjährigen König Ludwig ange-

tragen. Sigmund war bereit, sie zu übernehmen; aber seine noch nicht ausgeglichenen Zerwürfnisse mit dem deutschen Orden, so wie auf anderer Seite die Gefahr vor den Perekoper Tataren, banden ihm die Hände und ließen ihm nicht Zeit noch Kraft, sich den Angelegenheiten Ungarns, wie erforderlich gewesen wäre, hinzugeben.

In den inneren Verhältnissen Ungarns währte die Zerrüttung fort; nirgends war Gehorsam; Unordnung und Widersetzlichkeit auf allen Seiten. Niemand stellte die pflichtmäßige Mannschaft; die Kriegssteuern wurden entweder nicht entrichtet, oder von den Einsammlern unterschlagen, und die Landesvertheidigung befand sich im heillosesten Verfalle. Daher vermochten türkische Streithaufen von Zwornik aus die schwach unterstützte Heermacht des Herzogs Lorenz von Usták unter den Mauern der Festung beinahe gänzlich aufzureiben, dann, die offene Straße nach Kroatien vor sich, die übel verwahrte Festung Knin zu stürmen und ohne Widerstand bis Sebenico vorzurücken, worauf zur Belagerung dieses Platzes geschritten wurde. Zwar zog der Bischof und Braner Prior, Peter Berisszlo, Ban von Kroatien, zum Entsatze herbei, aber auf dem Koreniczer Felde, unterhalb des Gränzberges Plissivicza, wurde er von der feindlichen Uebermacht eingeschlossen, im Gefechte getödtet und ihm von den Türken der Kopf abgehauen. Schon glaubten die Türken sich Sieger, als der aus Bihács mit der Nachhut herbei eilende Viceban Balthasar Alapi das Gefecht erneuerte und sie in die Flucht jagte. Körper und Kopf des erschlagenen Bischofs wurden nach Bihács, von dort nach Weszprim geführt und in der Gruft seiner Ahnen zur Ruhe bestattet.

Bald darauf (22. September 1520) starb Sultan Selim, und es folgte ihm auf dem osmanischen Throne sein Sohn Suleiman I. der Große, ein für Ungarns Geschichte furchtbarer und verhängnißvoller Name. Dieser sendete Botschafter nach Ofen, um seinen Regierungsantritt zu melden, Befestigung des bestehenden Waffenstillstandes zu erwirken und zugleich insgeheim die Verhältnisse und die Kriegsmacht des Reiches auszuforschen. Trotz der geschwächten Mittel, war in Ungarn dennoch die Lust zum Kampfe gegen die Türken groß; man hoffte auf Hilfe von Rom, auf Rath und Beistand vom Könige Sigmund, und verzögerte daher absichtlich die Antwort auf die Anfrage des Sultans, wobei die Botschafter Zeit gewannen, ihre Späheraugen überall umher zu werfen und Ungarns bedenkliche Lage zu durchblicken. Während auf ungarischer Seite die Friedenserklärung hingehalten

wurde, nahmen von türkiſcher die Feindſeligkeiten ihren Fortgang. Muſtafa Paſcha nahm die Feſtungen Szokol, Strebernik und Teſſan durch Schuld ihres Befehlshabers Thomas Mathusnay, und griff das, durch den behexten Peter Keglevics vertheidigte Jaicza an. Dieſer lockte die Feinde in einen Hinterhalt, griff ſie von vorn und im Rücken zugleich an, und rieb ſie beinahe gänzlich auf. Gleichwohl ſetzten die Türken ihre Rüſtungen fort. Der Beglerbeg von Rumili, Ahmed Paſcha, erhielt den Befehl, ſogleich von Konſtantinopel gegen Ipſchalon aufzubrechen; es wurden fünfzehn tauſend Aſaben geworben, drei hundert Kanonen und vierzig Galeotten in Bereitſchaft geſetzt.

In Ungarn glaubte man, den Türken gegenüber, mit größerer Zuverſicht auftreten zu können, nachdem die durch Wladislaw und Maximilian vorbereitete Familienverbindung, die zugleich eine größere Annäherung an das deutſche Reich und an Spanien mit ſich brachte, zum wirklichen Vollzuge gekommen war. Am 11. December 1520 vollzog nämlich zu Innsbruck die Prinzeſſin Anna ihre Vermälung mit dem Erzherzoge Ferdinand von Oeſterreich durch deſſen Hofmarſchall und Anwalt Wilhelm von Roggendorf, und es wurde am nämlichen Tage urkundlich feſtgeſetzt: daß am 26. Mai des folgenden Jahres Anna ihrem angetrauten Gemale, ſo wie Maria dem Könige Ludwig, zur Feier des wirklichen Beilagers übergeben werden ſollten. Bei Ferdinand geſchah dies zu Linz am Sonntage Trinitatis. Maria wurde zwar im Juni von Ludwig zu Ofen empfangen, aber das Beilager von ihm bis zu ſeiner Großjährigkeit und dem Antritte ſelbſtändiger Regierung verſchoben.

Wie ſehr auch Sigmund zu einem verlängerten Waffenſtillſtande mit der Pforte rieth, und wie wenig ſich auf dem Wormſer Reichstage die Ausſicht deutſcher Hilfe für Ungarn zeigte, ſo ließ hier die wortführende kriegeriſche Partei es dennoch zu keinem Friedensbeſchluſſe kommen, und man hielt den türkiſchen Botſchafter noch immer ohne Beſcheid zurück. Der hierüber erzürnte Sultan Suleiman brach daher, indem er zum erſten Male in Perſon zu Felde zog, mit aſiatiſchen Truppen von Konſtantinopel auf, und ſtand am 29. Juni 1521 mit dreimal hundert tauſend Mann im Lager bei Mreinopel, wohin er ſich drei und dreißig tauſend Kameele nachſenden ließ. Auf ſeinen Befehl zog, von Riſſa aus, Ahmed Paſcha gegen Szabács voraus; die Renner und Brenner aber ließ er in zwei Heere theilen, deren eines, von

Mohammed Michaloghli befehligt, gegen Siebenbürgen, das andere, von Omarbegoghli angeführt, ſtreifend vor dem Lager des Sultans herziehen ſollte. Der Großweſir Piri Paſcha wendete ſich mit tauſend Janitſcharen, mit den Sipahi und mit allen Aſaben gegen Belgrad, während Suleiman über Alaſchehr den Marſch gegen Szábács verfolgte.

Belgrad, welchem die Hauptabſicht des Sultans galt, war im ſchwachen Vertheidigungsſtande, und ermangelte, ſeit Zápolya's Niederlage bei Sarno, des ſchweren Geſchützes. Andreas Báthory wurde, an Franz Hebervary's Stelle, zum Befehlshaber des Platzes ernannt, aber unter dem Vorwande, daß für eine verſtärkte Beſatzung die Lebensmittel nicht ausreichten, von Hebervary zurück gewieſen. Die Zufuhr von Geſchütz, Pulver und Waffen verzögerte ſich durch die Nachläſſigkeit der damit Beauftragten, und als jetzt der Platz nicht mehr haltbar erſchien, ergriff Hebervary die Flucht.

Ahmed Paſcha belagerte Szábács auf das Heftigſte. Der heldenmüthige Befehlshaber, Simon Logady, nahm der, ſieben hundert Mann ſtarken, ungariſchen Beſatzung einen Eid ab, bis auf den letzten Mann zu kämpfen, und ſie hielt ihm treulich Wort. Mehre Angriffe wurden tapfer zurück geſchlagen; aber endlich konnten die zuſammen geſchoſſenen Mauern das Eindringen der Feinde nicht mehr aufhalten. Leicht hätte Logady, da ſchon Alles verloren war, mit ſeiner Mannſchaft zu Schiffe auf der Save ſich retten können; aber die Braven gedachten ihres Schwures, erwarteten muthig die Ankunft der Türken, richteten ein gewaltiges Blutbad unter ihnen an, und fielen endlich, von der Uebermacht erdrückt, bis auf den letzten Mann, wie ſie es gelobt. Ihre Köpfe wurden in einer Reihe entlang des Weges aufgeſteckt, auf welchem Suleiman am folgenden Tage (9. Juli) in das Schloß zog. Er befahl größere Befeſtigung des Schloſſes mittels eines Waſſergrabens, und die Schlagung einer Brücke über die Save, um nach Sirmien überzuſetzen. Neun Tage lang wurde an der Brücke unabläſſig gearbeitet, und am zehnten ſtand ſie, achtzehn hundert Ellen lang, zum Uebergange des Heeres fertig; aber am nämlichen Tage ſchwoll der Fluß ſo gewaltig an, daß er die Brücke zerſtörte und erſt acht Tage ſpäter der Uebergang möglich ward. In dieſer Zeit erhielt der Sultan die Nachricht, daß Semlin in die Hände des Großweſirs gefallen, daß die Schloßfrau von Kulpenic ihr Schloß verlaſſen, daß Jahja Paſcha's Sohn Balibeg auf ſeinem Streifzuge ein Paar Schlöſſer erobert und ſechzig Köpfe abgeſchnitten habe. Die Ungarn ließen

den noch bei ihnen verweilenden Botschafter Suleiman's, Behram Tschausch, den Verlust von Szántács entgelten. Er wurde sammt seinen türkischen Begleitern nach Totis geführt, gemißhandelt und in den Kerker geworfen. Daß er, wie man erzählt, getödtet worden sey, ist nicht glaublich; der Sultan mag dieses Gerücht nur haben ausſprengen laſſen, um die Seinigen zur Wuth gegen Ungarn zu entflammen.

Den König Ludwig schien in seiner Noth Alles verlaſſen zu wollen, von wie vielen Seiten er auch Unterstützung erwartete. Er ließ ein allgemeines Aufgebot ergehen, bestimmte Tolna zum Sammelplatze, und hoffte, wenigstens sechzig tausend Mann zusammen zu bringen. Aber die Mehrzahl der Magnaten und Landherren blieb ruhig auf ihren Sitzen; die wenigsten sendeten Mannschaft, so daß der Palatin Stephan Báthóry nur mit einigen tausend Reitern gegen Szentha hinab ziehen, und der König von Tolna aus ebenfalls nur einige tausend Mann der belagerten Stadt zu Hilfe senden konnte. Die polnischen und österreichischen Hilfsvölker trafen zu spät ein, um noch nützen zu können. Unterdessen breiteten sich die Türken mit reißender Schnelligkeit aus. Szalankemen wurde von ihnen überfallen, doch nicht genommen; Zewrin eingeschlossen; die Pécser Burg im Temeser Comitate zweimal vergeblich belagert; Sirmien von Alibeg verwüstet, der, obgleich von Stephan Báthory zum Weichen gebracht, doch mit verstärkter Macht zurück kehrte, und Belgrad seit acht und zwanzig Tagen beschossen; während der König bei Tettény unterhalb Ofen mit geringer Streitmacht noch immer auf Ankunft zahlreicherer Truppen wartete. Auch der Woiwode Johann von Zápolya wurde vergebens aufgefordert, sich bei Szentha mit Báthory zu vereinigen, den er, seit Derselbe ihm das Palatinat weggehascht hatte, tödtlich haßte. Eben so blieb die Hilfe aus Böhmen aus, und nur aus Schlesien setzten sich im langsamen Anmarsche Truppen in Bewegung.

Der Großwesir Peri Pascha lag bereits einen Monat vor Belgrad, als der Sultan mit dem ganzen übrigen Heere vor der Festung anlangte. Die erst jüngst ausgebesserten Mauern waren außerordentlich fest, aber an Geschütz und Pulver großer Mangel in der Stadt. Diese war schon von allen Seiten umringt und beschossen, als ein mit Pulver beladenes Schiff ihr zu Hilfe zu kommen suchte. Die Schiffer kleideten sich türkisch, um die Wachsamkeit der Feinde zu täuschen; aber die Türken hatten Kunde davon bekommen und bemächtigten sich des Schiffes. Auf dieses einzige, mißlungene

Unternehmen beschränkten sich die Versuche der Ungarn, die bedrängte Festung zu retten. Bisher hatten die türkischen Kugeln sich an der Festigkeit der Mauern wirkungslos gebrochen; jetzt aber belehrten rascische Ueberläufer den Sultan, daß die Mauern an jener Seite, wo die Save in die Donau fällt, am schwächsten wären, und sogleich wurde nun die Stadt von der dort liegenden Insel mit dem gröbsten Geschütze beschossen. Den angegriffenen Stadttheil bewohnten großentheils Rascier, wegen ihres griechischen Glaubens mit den Ungarn in häufigem Zerwürfnisse und daher lau in der Vertheidigung des Platzes. Kaum sahen sie die Mauern brechen, so zündeten sie die Stadt auf mehren Seiten an, und flüchteten sich in das Schloß hinauf, in welches ihnen, als feigen und unnützen Miteſſern, die Befehlshaber Blasius Olasy und Johann Bóth den Eintritt verweigern wollten, bis der Oberbefehlshaber des Platzes, der arglistige Michael Moré von Chula, ihre Aufnahme durchsetzte. Die Türken drangen nun ohne Widerstand von der westlichen Seite in die Stadt, öffneten ihren Genossen die übrigen Thore, löschten das Feuer und fingen an, die Burg von drei Seiten zu berennen. Nach zehn Tagen fruchtloser Anstrengung, wobei durch das Feuer der Belagerten acht hundert Janitscharen umkamen, ließ Suleiman Minen graben, was die vier hundert Mann starke ungarische Besatzung aus Mangel an Werkzeugen und Pulver nicht hindern konnte. Auf den Rath eines französischen oder italienischen Renegaten ließ der Sultan unter dem großen und festen Thurme (Turris miliaria, von milium, Hirse (Köles), daher von den Ungarn Kölestorony, Hirsethurm, von den Türken aber Neboise, d. i. Fürchtenichts, genannt) eine Mine legen. Jakob Utissenicz, welcher diesen Thurm muthvoll vertheidigte, fiel gleichzeitig durch eine türkische Kugel. Gleich darauf sprengte die angezündete Mine einen Theil des Hirsethurmes, dessen Einsturz jedoch den Türken das Eindringen noch mehr erschwerte. Mittlerweile setzten sich die in das Schloß geflüchteten Rascier in Einvernehmen mit den Türken, indem sie ihnen Pfeile mit daran gehefteten Zetteln zuschossen, mittels welcher sie ihnen gegen freien Abzug den Platz zu übergeben sich erboten. Die Ungarn wurden erst spät den schmählichen Verrath gewahr, und als Suleiman wirklich freien Abzug verkündigen ließ, wiesen sie den Antrag mit Abscheu zurück und beschworen die Rascier, treu bei ihnen auszuharren. Ihre ruhmwürdige Treue war vergebens, da Moré selbst in das Lager der Türken eilte und mit dem Großwesir und Ahmed Pascha die Unterhandlung

auf freien Abzug zu Stande brachte. Am 29. August wurde Belgrad, nachdem zwanzig Stürme tapfer abgeschlagen worden waren, den Türken übergeben, welche, gegen Wort und Vertrag, mehr der abziehenden Ungarn niedermetzelten. Die Rascier, welchen freie Fortsetzung ihres Handelsgewerbes in Belgrad zugesichert worden war, wurden, ebenfalls gegen die Capitulation, nach Konstantinopel verpflanzt, wo noch ein Viertel der Stadt und das Dorf am Bosporos den Namen Belgrad führt. Baliberg, der Sohn Jahja's, wurde zum türkischen Befehlshaber der eroberten Festung ernannt, und zur Wiederherstellung der letzteren, ein und zwanzig tausend Walachen befehligt. Drei tausend Janitscharen blieben in Besatzung. Belgrad blieb seitdem durch hundert sieben und sechzig Jahre ununterbrochen in türkischen Händen. Am Tage nach der Eroberung weihte Suleiman die vorzüglichste Kirche der Stadt, nachdem die christlichen Heiligthümer daraus hinweg geschafft worden waren, durch das feierliche Freitagsgebet zur Moschee ein. Er belohnte seine Truppen, setzte die Obrigkeiten der Stadt ein, versah letztere mit zwei hundert Kanonen, so wie Szábács mit zwanzig, ließ die Wälder der Donauinsel ausroden, und trat dann den Rückmarsch nach Konstantinopel an.

Der Verlust Belgrads war ein Donnerschlag für ganz Ungarn. Viele erkannten und bereueten nunmehr, daß sie, indem sie ihren Verpflichtungen sich entzogen, das Reich an den Rand des Verderbens gebracht. Zu spät und nachdem der harte Schlag schon geschehen, ermannten sie sich. Außerordentliche Maßregeln sollten der Noth des Landes zu Hilfe kommen, und auf dem, im November 1521 zu Ofen abgehaltenen Landtage waren die Stände wenigstens in Beschlüssen und Bewilligungen nicht säumig. Sogar Bauern, Einlieger, kurz Jedermann im ganzen Reiche, ohne Unterschied des Standes, der eigene Nahrung trieb und eigenen Herd besaß, wurden zur Abgabe eines Ducaten; überdies sämmtliche Handwerker noch für jeden ihrer Läden und jede Werkstätte, die Müller für jedes Mühlrad, die Fischer für jedes große Netz zu einem Ducaten; Kaufleute, Apotheker, Tuchhändler, Mäkler, Krämer, Wechsler, die in Städten wohnten, zu dem zwanzigsten Theile des Werthes ihrer Waaren; auf dem Lande lebende und umher ziehende Handelsleute für jedes Wagenpferd zu fünfzig Silberpfennigen; Landpfarrer, Kaplane, niedrigere Priester, die weder Jobagyen noch Heerden besaßen, zu dem zehnten Theile ihrer baaren Einkünfte und ihres goldenen oder silbernen Haus-

geräthes; sämmtliche Juden im Reiche, männlich und weiblich, Knaben und Mädchen, Kopf für Kopf, mit Uebertragung der Aermeren auf die Reichen, zu Einem Ducaten angehalten. Jedes ganze Faß Wein, gleichviel ob eigenen Zuwachses oder gekauft, wurde mit fünfzig; mittelmäßige, jedes mit fünf und zwanzig; gewöhnliche Preßburger Fässer (draylyngh) mit fünf und siebzig Silberpfennigen; größere (Fwadar) mit einem Ducaten; jedes ganze Faß Bier mit zehn, jedes mittelmäßige mit fünf; Ochsen, Kühe, Acker-, Wagen- oder Weidepferde das Stück mit fünf; Schafe, Ziegen, Schweine und Bienenkörbe jedes Stück mit zwei Silberpfennigen besteuert. Der Dreißigste für Ochsen, Kühe und Stuten im Handel sollte während des Krieges von zwanzig auf fünfzig Silberlinge für das Stück erhöht werden; Hengste auszuführen bei Strafe ihres Verlustes untersagt seyn. Kein Stand sollte diesen nothwendigen und außerordentlichen Kriegslasten sich entziehen dürfen; daher sämmtliche Prälaten, höhere Pfründner, Barone, Landherren und Grundsassen, ungeachtet ihrer Steuerfreiheit, für dieses eine Mal zu dem bevorstehenden Kriege von ihren Einkünften an baarem Gelde, von ihren Gefällen, Fischereien, Bergwerken, Eichenwäldern, Weinernte und Weinneunteln geradezu die Hälfte, von ihren Heerden die Steuer gleich den Bauern; Edelleute, welche weder Bergwerke, große Fischereien, Eichenwälder besässen, noch von ihren Jobagyen baare Geldeinnahmen bezögen, sollten den Werth der Dienste, welche die Jobagyen der Acker- und Wiesenwirthschaft jährlich ihnen leisteten, gewissenhaft zu Gelde berechnen und davon die Hälfte; Edelleute ohne Grundbesitz für ihre Person einen Ducaten beitragen. Da die Prälaten, ihrer Zehenten wegen, Banderien unterhalten müßten, so sollten sie von den Zehenten selbst keine weitere Abgabe leisten; aber andere, von der Banderienpflicht befreite Kirchenpfründner von ihren Zehenten die Hälfte abgeben. Verhehlung steuerbarer Gegenstände sollte, ohne Unterschied des Ranges, scharf geahndet werden. Uebrigens sollte diese außerordentliche Besteuerung nur für dieses eine Mal Statt finden und der König dies durch einen Versicherungsbrief ausdrücklich gewährleisten. Der ganze Steuerertrag sammt den übrigen Einkünften sollte ungeschmälert dem Könige zufließen, Letzterer aber die Summe gewissenhaft für die Bedürfnisse des Krieges verwenden. — Bei nur einigermaßen sorgfältiger Vollziehung dieser Verordnungen würden mächtige Quellen zusammen geflossen seyn; aber durch Unlust und Widersetzlichkeit der Steuerpflichtigen, wie auf anderer Seite durch

freche Unterſchleife der Einſammler und Verrechner, ging der Zweck der ganzen Maßregel verloren, und die Hilfloſigkeit des Reiches, die Mangelhaftigkeit der Vertheidigungsanſtalten währte fort, und führte allmälig zum Untergange.

In der, jenem Landtage folgenden Verſammlung der Prälaten, Magnaten und Herren zu Stuhlweißenburg erklärte König Ludwig (10. December 1521) ſich für mündig, und ſchwur den königlichen Krönungseid, wie ihn vor dreizehn Jahren ſein Vater für ihn abgelegt hatte. Am anderen Tage wurde ſeine Braut Maria durch den Weszprimer Biſchof Paul Warday zur Königin gekrönt und geſalbt. Das Beilager mit ihr vollzog Ludwig am 13. Januar des folgenden Jahres (1522). Dann reiſ'te er, um in Böhmen dieſelbe Feierlichkeit vorzunehmen, nach Prag, vollzog den Majeſtätsbrief jenes Reiches, und ließ (1. Juni) Marien feierlich zur Königin von Böhmen krönen.

Die Gefahr vor den Türken ſtieg immer höher; denn ſeit dem Falle Belgrads war Ungarn und Kroatien den Einfällen derſelben ſtets offen. Da zu ausreichender Beſatzung der Gränzplätze noch immer Geld und Mannſchaft mangelten, ſo ließ Ludwig, mit Bewilligung des Staatsrathes und der Stände, durch ſeinen Schwager, den Erzherzog Ferdinand, die Feſtungen Zengg, Kliſſa, Krupa, Lika, Jaicza und andere kroatiſche Plätze mit öſterreichiſchen Beſatzungen verſehen. Der Palatin Stephan Báthory, obgleich unermüdet in Bewachung der Gränzen, gebot dennoch über zu wenige Streitkräfte, um verhindern zu können, daß Balibeg, über die Donau ſetzend, in das Temeſer Gebiet einfiel, die Pécſer Burg einſchloß und Orſova erſtürmte. Gleichzeitig rückte der türkiſche Statthalter der Herzegowina vor Scarbona und bemächtigte ſich des unvertheidigten Platzes. Der Paſcha von Verboſan zog vor Oſtrovicza und nahm das feſte Bergſchloß, wurde aber auf dem Rückzuge, bei Knin, bei Skradin und bei Krupa, dreimal geſchlagen.

Auch die Moldau ſtand jetzt entblößt von ungariſchen Vertheidigern, und der dortige Woiwode, Stephan Bogdanovics, konnte nur durch Erneuerung des Zinsvertrages mit Suleiman ſich in ſeiner Stellung behaupten. Nicht minder ſtrebte der Sultan, die Walachei ſich als Statthalterſchaft zu unterwerfen. Es herrſchte daſelbſt ſchreckliche Verwirrung; denn Mohammedbeg, welcher auf dem Feldzuge nach Belgrad von dem Hauptheere gegen Siebenbürgen und die Walachei abgeordnet worden war, hatte ſich durch

Liſt des Theodoſius, ſiebenjährigen Sohnes des letzten Woiwoden, Ragul Beſſaraba, bemächtigt, und denſelben ſammt Mutter, Verwandten und Schätzen nach Konſtantinopel geſendet, und gebahrte nun unumſchränkt im Lande, dergeſtalt, daß er ſchon in mehren Dörfern Türken zu Vögten (Sſubaſchi) einſetzte. Die vorher zwieträchtigen Bojaren vereinigten ſich und erwählten Ragul's Eidam, Radul, aus dem Dorfe Aſſumaz, geweſenen Mönch, zum Woiwoden, Abgeordnete nach Konſtantinopel mit der Bitte um Beſtätigung ſendend. Als Antwort darauf, wurden die Abgeordneten erwürgt, ihre Begleiter mit abgeſchnittenen Naſen und Ohren nach Hauſe geſchickt. Die Bojaren griffen zu den Waffen für Radul, aber Dieſer wurde zu Tergowiſcht von Mohammedbeg geſchlagen, der ſich jetzt förmlich als Sandſchak der Walachei ankündigte. Das Land rief den Zipſer Grafen und Siebenbürger Woiwoden, Johann von Zápolya, zu Hilfe, und als Dieſer herbei zu eilen im Begriffe ſtand, ſchloß Mohammed ſchnell mit den Bojaren einen Vertrag, worin er ihnen die alten Privilegien und das Recht, ihren Fürſten zu wählen, beſtätigte. Ein, von drei hundert Reitern begleiteter Abgeordneter des Sultans ging ab, um dem Woiwoden Radul die übliche Belehnung mit Fahne, Haube und Keule zu überbringen. Bei der feierlichen Inveſtitur, als der türkiſche Belehnungscommiſſär dem Woiwoden die Keule überreichen ſollte, ſchlug er ihn damit todt im Beiſeyn aller Bojaren, von welchen mehren ein gleiches Los widerfuhr. Auf die Kunde dieſer Gewaltthat ſendete Zápolya Hilfe, und ein zweiter Radul, ein Verwandter Baſſaraba's, kämpfte mit Mohammedbeg um den Beſitz des Landes in fünf Schlachten. In der letzten geſchlagen und feldflüchtig, wurde Radul zwar durch Zápolya mittels eines Hilfsheeres von dreißig tauſend Mann wieder eingeſetzt, ihm aber zugleich angerathen, ſich mit den Türken friedlich zu vertragen, indem Zápolya ihm für die Folge nicht mehr Beiſtand leiſten könne. Radul ging nach Konſtantinopel, und da der von den Türken als Woiwode eingeſetzte Bojar Wlad, im Zerwürfniſſe mit den übrigen Bojaren, ſich alsbald wieder hatte flüchten müſſen, ſo wurde Radul mit der Tributpflichtigkeit von jährlich vierzehn tauſend Ducaten, ſtatt der bisherigen zwölf tauſend, wieder zum Woiwoden der Walachei eingeſetzt. Der abgeſetzte Wlad erhielt zu Konſtantinopel als tägliche Penſion fünfzig Aſpern, ſein Sohn deren hundert. Die Walachei war hiemit völlig in ein türkiſches Vaſallenthum verwandelt, und Ungarns Oberherrlichkeit konnte zur Zeit als erloſchen gelten.

Der auch von dem Könige Ludwig berufene deutsche Reichstag zu Nürnberg brachte den Ungarn nur Vertröstungen, keine thätige Hülfe gegen die Türken, und das Land blieb seiner eigenen Vertheidigung überlassen. Die Stände erkannten, wie wenig die letzten Verordnungen geholfen hatten, und wie wirkungslos durch Saumseligkeit, Betrug und bösen Willen die ausgeschriebene außerordentliche Kriegssteuer geworden war. Daher erließ der Ofener Landtag, welcher im April 1523 zusammen trat, neue Verfügungen. Es sollte der Betrag der königlichen Einkünfte untersucht und den Comitatssammlern, Generalschatzmeistern und obersten Befehlshabern über Eingang und Verwendung der außerordentlichen Kriegssteuer, wovon ein Viertel zur Bestreitung der Bedürfnisse des Königs, drei zur Anwerbung und Besoldung der Heere bestimmt waren, genaue Rechenschaft abgefordert werden, wobei sich erst recht zeigte, wie gewissenlos in Abführung und Beitreibung dieser Steuer bisher verfahren worden war. Die Banderien des Königs, der Prälaten und Barone sollten sogleich an die Temeser und andere Reichsgränzen beordert; alle Aemter nur mit Ungarn und eingeborenen Reichsinsassen besetzt; in jeder Gränzfestung zwei Befehlshaber, mit der Pflicht, daß immer wenigstens einer von ihnen, bei Strafe an Leib und Vermögen, auf dem Platze sey, angestellt; von jedem zehnten Bauernhofe im Unterlande ein Reiter, mit Spieß, Schild, Bogen und Köcher, im Oberlande ein Fußknecht, mit Feuerbüchse ausgerüstet, von den Magnaten und von dem Landadel zu dem königlichen Heere gebracht werden; die Besitzer Eines Edelhofes in eigener Person, und zwar zu Pferde oder zu Fuße, nicht zu Wagen, sich einstellen; dem Heere wurde auf dem Marsche gute Ordnung und Schonung des Eigenthumes zur strengsten Pflicht gemacht. Von jedem Heerde (Fumatim) im ganzen Lande wurden zwei Ducaten, der eine sogleich, der andere zu Martini zahlbar, bewilligt, ohne alle Ausnahme; sogar Einlieger, die ein Vermögen von drei Ducaten im Werthe besaßen, eben so Siebenbürgen, Slavonien und die sächsische Gesammtheit wurden dazu angehalten. Noch niemals hatten die Stände eine so hohe Steuer bewilligt, und dennoch erklärten sich, einsehend, daß nur außerordentliche Anstrengungen das Vaterland retten könnten, — die anwesenden Prälaten, Barone und Magnaten noch außerdem zu freiwilligem Geschenke von einer Mark Silber an den König, welcher die eingehenden Summen lediglich zur Betreibung des Krieges, nicht aber zu Bezahlung seiner Schulden oder zu anderem Zwecke verwenden sollte.

Da, seit dem Falle Belgrads, die vereinigte Bácser und Coloczer Diöceſe am meiſten feindlichen Einfällen ausgeſetzt war, ſo wurde der aus früherer Zeit berühmte Kriegsmann, ſeitdem aber in den Franciscanerorden getretene, Paul Tomory zum Erzbiſchof von Colocza erhoben und, nachdem er nicht ohne Schwierigkeit dieſen Poſten angenommen, von dem Könige auch noch zum oberſten Feldherrn für Sirmien und für das Reichsgebiet zwiſchen der Save, Drave und Donau ernannt.

Der kriegeriſche Erzbiſchof mußte alsbald zu dem Schwerte greifen; denn Ferhadbeg Michaloghli, welcher ſchon früher mit einem türkiſchen Haufen längs der Save und Drave über Kroatien bis nach Krain geſtreift hatte, brach auch jetzt (1524) wieder mit fünfzehn tauſend Rennern über die Save hervor und verheerte Sirmien. Paul Tomory ließ zuerſt durch den Befehlshaber von Peterwardein, Georg Báthyany, die feindliche Nachhut, welche an der Save die Schiffe bewachte, vernichten und die Fahrzeuge wegnehmen, und nachdem dadurch den Feinden der Rückzug abgeſchnitten worden, ging er auf Ferhadbeg ſelbſt los, deſſen Vortrab, vor dem Poliaker Walde von den Ungarn erreicht, ſich auf die Hauptmacht zurück zog. Ferhadbeg ließ ſeine Beute im Walde zurück, und nahm die Schlacht an, welche bis Sonnenuntergang währte und mit der Niederlage und Flucht der Türken endete. Ferhad's Unterfeldherr, welcher die Flucht zu dämmen verſuchte, wurde von Stephan Bárdy niedergehauen, und ſein, auf einer Lanze empor gehaltener Kopf vermehrte das Entſetzen der Türken, deren Reſt in den Fluten der Save ſeinen Untergang fand. Ferhad, bereits großer Erpreſſungen ſchuldig, wurde auf Befehl des Sultans, obgleich deſſen Schwager, erdroſſelt.

Unterdeſſen ſchrieb Suleiman an König Ludwig einen Brief voll übermüthiger Drohungen, in welchem er nichts Geringeres gelobte, als daß er des Königs Heer vernichten, Ofen einnehmen und zerſtören, dem chriſtlichen Glauben ein Ende machen, und dann die Deutſchen noch ärger heimſuchen werde, als ihn. Ludwig beantwortete dieſen Brief ernſt, würdevoll, und es war nur zu beklagen, daß ſeine Thaten nicht dieſelbe Kraft und Entſchiedenheit athmeten, wie die Worte ſeines Antwortſchreibens.

Während man in Ungarn zum Theil über Vorbereitungen und Erläſſen das Handeln ſelbſt verſäumte, erhoben ſich die Kroaten zur muthigen Abwehr der Gefahr. Die drei Sandſchakbege Chosrew von Verboſan, Sinan von Monaſtir und Balibeg von Semendra, erſchienen mit zwanzig tauſend

Mann vor Jaicza, welche Feſtung jedoch Johann Oztroſyth in ſo guten Vertheidigungsſtand geſetzt hatte, daß ſie eine längere Belagerung auszuhalten vermochte. Graf Chriſtoph Frangepani eilte, auf des Königs Aufforderung, dem Platze zu Hilfe. Er kam mit ſechzehn tauſend Mann von Dubicza, ſtellte ſich vor das feindliche Lager, das er halbmondförmig umſchloß, indem er den linken Flügel unter Peter Kruſics an die Stadt und an das linke Verbasufer lehnte, den rechten den Banen Johann Carlowiz und Franz Bátthyany übergab, welche ſogleich den Angriff auf die Türken begannen. Während des Getümmels des Gefechtes warf Kruſics unbemerkt Mannſchaft und Vorräthe in die Feſtung, worauf Frangepani den Kampf einſtellte und ſich nur auf kleine Gefechte beſchränkte. Aber plötzlich überfiel er bei früher Morgenſtunde mit ſeiner Hauptmacht die Feinde, eröffnete von demſelben Hügel aus, durch welchen Chosrem ſeine Stellung gedeckt wähnte, ein furchtbares Geſchützfeuer gegen die Türken und jagte ſie unter ungeheuren Verluſten in die Flucht. Sinan ſelbſt wurde verwundet. Bei der Vertheidigung Jaicza's zeichnete ſich auch Blaſius Chery aus, Derſelbe, welcher vor einigen Monaten dem türkiſchen Hauptmanne Dſchem, welcher ihn zum Zweikampfe gefordert, mit Einem Hiebe den Schenkel abgehauen hatte. Von der Beute ſendete Frangepani dem Könige das koſtbare Zelt Chosrew's und ſechzig Fahnen, und erhielt dafür von Ludwig den Titel eines Beſchützers von Dalmatien, Kroatien und Slavonien. — In Dalmatien waren noch vor Kurzem die Martoloſen, d. i. die Gränzſoldaten von Scardona, vier hundert Mann ſtark, ausgefallen, hatten Scuſa, des Grafen Carlowiz Schloß, geſchleift und drei hundert Perſonen, unter ihnen mehre Edle, weggeſchleppt.

Alles deutete darauf hin, daß der Sultan Suleiman einen Hauptſtreich gegen Ungarn beabſichtige, und die Nachrichten eines türkiſchen Ueberläufers, des aus Konſtantinopel entflohenen ſerbiſchen Bojaren Paul Bekics, beſtätigten dieſe Meinung; auch erfuhr man durch denſelben, daß der Sultan ſeinen Weg über die Save zu nehmen beabſichtige. Selbſt dieſe drohende Kunde brachte unter den uneinigen Magnaten Ungarns, denen ein kraftvoller König mangelte, um ſie zuſammen zu halten, keine Einigung hervor, und veranlaßte wieder nur neue Verfügungen, von denen man vorausſetzen konnte, daß ſie ſo wenig, wie die früheren, zur vollſtändigen Anwendung kommen, oder von Wirkung ſeyn würden. Es wurde verordnet, daß

diesmal die Last des Krieges von Allen gemeinsam getragen werden, die ganze Adelsgesammtheit aufstehen müßte; der fünfte Theil der Bauernschaft sollte bewaffnet, im Nothfalle auch sämmtliche Bauern aufgeboten werden. Die Prälaten, Barone und Landherren sollten es, bei so außerordentlicher Gefahr, nicht bei ihren gewöhnlichen Verpflichtungen bewenden lassen, sondern, nach Maßgabe ihres Vermögens, Truppen und Waffen in möglichster Menge herbei schaffen; der König Einen oder zwei oberste Feldherren ernennen. Die Klostergüter sollten, gleich den Gütern des Adels in den Gespanschaften, geschätzt und besteuert, die Kriegssteuer in die Gespanschaftscassen abgeführt, und unverzüglich zur Aushebung der Truppen geschritten werden. Zum Sammelplatze wurde das Feld bei Tolna, zur Ankunft der gesammten Reichsmacht das Fest Maria Heimsuchung (1526) bestimmt. Da die bewilligte Subsidie — fünfzig Silberpfennige von jedem Bauernhofe — zur Bestreitung der Kriegskosten nicht ausreichen konnte, so wurde beantragt, aus den Kirchen alles entbehrliche Gold und Silber nebst den vorräthigen Geldern zu Hilfe zu nehmen, wozu der Legat die Genehmigung bei dem päpstlichen Stuhle erwirken sollte. Zugleich wurde dem Könige anempfohlen, sich bei auswärtigen Fürsten um nachdrückliche Hilfe zu bewerben.

Der Papst Clemens VII. rief mit unermüdetem Eifer den Kaiser und andere Fürsten auf, den Ungarn beizustehen; aber Alle waren mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt; nur der König Heinrich VIII. von England sendete eine ansehnliche Geldsumme, welcher der heilige Vater noch fünfzig tausend Ducaten beilegte. Den König drückte empfindlicher Geldmangel, und allerhand Maßregeln wurden hervor gesucht, um demselben abzuhelfen, aber keine wollte ausreichen. Der Neusohler Kupferhandel wurde auf fünfzehn Jahre an Anton Fugger verpachtet und fünfzig tausend Ducaten vorschußweise darauf entnommen; aus der St. Peterskirche zu Pesth wurde der silberne Sarg des h. Gerard, zwei hundert neunzehn Mark an Gewicht; aus der St. Johanneskirche in Ofen die von dem Herzoge von Ujlák, zur Heiligsprechung des Johannes von Capistrano, niedergelegte Summe; aus den übrigen Kirchen zu Ofen und Pesth die Hälfte aller goldenen und silbernen Gefäße und Kostbarkeiten, gegen das Versprechen künftigen Ersatzes, fortgeführt und vermünzt. Aber dies Alles reichte noch lange nicht zur Deckung des nöthigsten Kriegsbedarfes.

Unterdessen zog das Ungewitter vom Osten immer näher und schrecklicher heran, nachdem König Sigmund vergebens sich bemüht hatte, von dem Sultan Frieden für Ungarn zu erwirken. Die Türken überfielen St. Demeter am linken Saveufer in Sirmien, und verjagten die Besatzung. Sultan Suleiman selbst brach am 23. April 1526 von Konstantinopel gegen Ungarn auf, sendete den Großwesir Ibrahim gegen Peterwardein voraus und feierte am 15. Juli das Bairamsfest in Belgrad, wo die Sandschake von Bosnien und Herzegowina zu ihm stießen und die Donauflotte von acht hundert Nassaden und Tschaiken, welche mit Janitscharen bemannt war, unter dem Befehle der Bege der Renner: Michaloghli, Iskenderoghli und Jachschibeg, ihn verstärkte.

König Ludwig befand sich in trostlos aufgegebener Lage. Von dem Auslande keine Hilfe; bei den Vasallen keine Anerkennung; bei den Reichssassen kein Gehorsam und kein guter Wille; bei den Beamten keine Treue; dazu völliger Mangel an Geld, an Schiffen und Vorräthen. Vergebens mahnte das, nach alter Sitten umher gesendete blutige Schwert die Reichsgesammtheit zur Heerfolge; Niemand achtete darauf. Die Befehlshaber mehrer Gränzplätze schickten ihre Entlassung ein; sogar der Palatin, von der Gicht gebeugt, ließ die Gränzen unbesetzt, wollte nur an der Spitze eines wohlbewaffneten Heeres ausziehen, das dem Könige selbst nicht zu Gebote stand, und ergoß sich, da man seine Forderung nicht erfüllen konnte, in Vorwürfen, die nicht an der Zeit waren. Umsonst bemühte sich der tapfere Erzbischof Paul Tomory, den Bácser und Sirmier Adel zu dem Heerzuge zu vermögen, und eben so fruchtlos erging an Johann von Zápolya der Befehl, in Verbindung mit Radul, dem Woiwoden der Walachei, entweder dem türkischen Heere in den Rücken zu fallen, oder einen Streifzug durch Bulgarien und Thrazien zu unternehmen.

Zweimal hundert tausend Mann stark, setzten die Türken bei St. Demeter über die Save, und lagerten hier im Umfange einer halben Meile. Hiemit war die Hoffnung, die Ueberfahrten zu diesem Strome zu behaupten, verloren. Der Großwesir Ibrahim stand vor dem schwach besetzten Peterwardein und ließ Holz und Sturmleitern zusammen führen, worauf er am 15. Juli zum ersten Male die untere Stadt, und zugleich die gegenüber liegende, jetzt Neusatz genannte Schanze bestürmen ließ. Jene vertheidigte Georg Alapy mit der Besatzung, letztere Paul Tomory mit vierzig kleinen

Kähnen und nicht mehr als tausend Reitern und drei tausend ungeübten und schlecht bewaffneten Fußgängern, während der Feind über hundert Kähne und drei und zwanzig dreiruderige Galeeren gebot. Tomory und seine Krieger verrichteten Wunder der Tapferkeit. Bis zum Einbruche der Nacht kämpften sie gegen die weit überlegenen Feinde. An den Stadtmauern wurden über tausend Janitscharen getödtet, von der Schanze aus eine Galeere in Grund gebohrt, mehre feindliche Schiffe erobert und die Mannschaft niedergemacht, wobei auf ungarischer Seite nur acht Mann fielen. Dennoch hielt Tomory, bei der ungeheueren Uebermacht der Türken, für räthlich, die Schanze zu verlassen, und zog am anderen Tage sich an die Palanker Furt hinauf, während die für den Augenblick eingeschüchterten Türken weit genug von der Stadt zurück wichen, daß die Besatzung sich mit Wasser aus der Donau versorgen konnte. Am folgenden Tage versuchten die Türken zwar einen abermaligen Sturm, doch wieder fruchtlos und mit beträchtlichem Verluste durch das Feuer aus der Stadt. Aber Tages darauf zündeten die Türken Futak und die an der Donau gelegenen Dörfer an, und beschossen, jetzt zur förmlichen Belagerung schreitend, die Stadt von vier Seiten. Tomory sah ein, daß der Platz sich nicht über zehn Tage werde behaupten lassen, er sendete dieserhalb eiligst Botschaft an den König und verlangte zehn tausend Mann Fußvolk, mit welchem er die türkische Schiffsmacht aufreiben, die Peterwardeiner Schanze zurück erobern und die Stadt entsetzen wollte. Der König, welcher noch nicht tausend Mann geübter Truppen beisammen hatte, konnte nicht daran denken, zehn tausend Mann zu senden, und so fiel bei dem dritten Sturme (27. Juli), zu welchem zwei gesprengte Minen den Weg bahnten, erst die Stadt, dann das Schloß von Peterwardein in die Hände der Türken. Drei hundert der Vertheidiger wurden gefangen genommen, fünf hunderten die Köpfe abgeschnitten, und diese dem Großwesir, da er dem ankommenden Sultan entgegen ging, vorgetragen. Gleichzeitig waren durch die bosnischen Bege die sirmischen Schlösser erobert.

Noch während der Belagerung Peterwardeins hatte der König Botschaft nach Siebenbürgen gesendet und den Woiwoden Johann von Zápolya zum schleunigsten Aufbruche mit allen seinen Mannen nach Tolna zur Vereinigung mit dem königlichen Heere, mahnen lassen. Zápolya wußte unter allerhand Vorwänden, widersprechende Weisungen vorschützend, seinen Aufbruch zu verzögern. Endlich, am 20. Juli, zog der König Ludwig, nachdem

er vergeblich auf das Eintreffen der Banderien gehofft hatte, aus der Hauptstadt, begleitet von einigen Prälaten und Magnaten, mit nicht mehr als dritthalb tausend Mann von päpstlichem Gelde angeworbenen Fußvolkes, tausend Husaren der Königin und fünf hundert Reitern des Erzbischofs von Gran. In Erd, wo er zwei Tage verweilte, starb ihm sein Leibpferd ohne alle Anzeigen einer Krankheit plötzlich dahin, was man als schlimme Vorbedeutung nahm. Auf der Insel Csepel sagte der König seiner Gemalin Lebewohl; Beide ahneten nicht, das es das letzte seyn werde. Unterwegs ließ Ludwig den Adel der Gespanschaften wiederholt an seine Pflicht mahnen, unausbleiblich mit den Banderien in Tolna zu erscheinen. Auch aus Böhmen und Oesterreich erwartete er Truppen. Aber spärlich erfolgte der Zuzug. Dagegen trafen wiederholte Unglücksbotschaften ein; nach Peterwardein waren auch Ujlák, Wukovár, Dalya und Erdöd in Suleiman's Gewalt gefallen, und Balibeg stand mit zwanzig tausend Mann vor Eszek, um den Uebergang über die Drave zu erzwingen. Alles drängte auf die verhänginßvoll hereinbrechende Katastrophe hin.

Am 6. August gelangte der König mit etwas mehr als vier tausend Mann in das Tolnaer Feld, wo der Palatin ihn mit den unterdessen dort zusammen geflossenen Scharen empfing. Seine persönliche Ankunft schien in den benachbarten Gespanschaften doch einige Anregung hervor zu bringen; denn mehre Landherren stellten sich mit ihren Bannern ein, darunter auch auf päpstliche Kosten angeworbene Truppen und fünf hundert Polen. Im Kriegsrathe sprachen sich die Einsichtsvollsten dafür aus, den Türken zunächst mit vereinter Kraft den Uebergang über die Drave zu verwehren. Aber die Mehrzahl der Magnaten und Landherren weigerte sich, unter das Banner des Palatins, dem jener Auftrag zufallen sollte, zu treten, in unzeitigem Ehrgeize sich auf ihr Recht berufend, unmittelbar nur dem Befehle des Königs zu gehorchen. Da rief der junge König, von edlem Zorne entbrannt: er sehe, daß die Seinigen selbst die Hand zu des Reiches Untergang böten, indem sie, unter nichtigen Vorwänden, nur für sich Rettung suchten und dafür alle Gefahr auf ihres Königs Haupt wälzten. Damit also Niemand die Sorge für den König als Beschönigung seiner eigenen Feigheit gebrauchen könne, so wolle er selbst sie dorthin führen, wohin sie ohne ihn zu gehen sich weigerten. Diese Rede erweckte großen Jubel, und um so weniger drangen nun Diejenigen durch, welche von weiterem Vorrücken abrathen wollten.

Jetzt erſt wurde zur Wahl der Oberbefehlshaber geſchritten; ſie fiel auf den Erzbiſchof Paul Tomory, und auf den Zipſer Erbgrafen Georg von Zápolya, Bruder des Woiwoden. Beide nahmen nur mit Widerſtreben die verhängnißvolle Laſt auf ſich, und eilten hierauf nach Mohács, um das Lager abzuſtecken und die Stätte des Kampfes zu erſehen.

Unterdeſſen hatten die Türken bei Eſzek auf einer, zwei hundert vier und achtzig Ellen langen Pontonbrücke binnen fünf Tagen die Drave überſchritten, Eſzek verbrannt und die Brücke hinter ſich zerſtört. Von da zogen ſie zwiſchen Moräſten und Sümpfen bis in die Ebene von Mohács.

Trotz der Geringfügigkeit ihrer Anzahl, waren die Ungarn von einem Muthe erfüllt, der, weil er die Gränzen des Möglichen überſchreiten wollte, mehr zum Verderben, als zum Siege, führen mußte. Die Meiſten wollten die Schlacht; ſie meinten, die Stärke der Türken ſey nur eine ſcheinbare, hervor gebracht durch einen ungeheueren Troß; aber an Kerntruppen hätten ſie Mangel, da ſie die beſten derſelben vor Belgrad und vor Rhodos eingebüßt. Unterdeſſen hatte das königliche Heer eine Meile unter Mohács das Lager aufgeſchlagen und bezogen; der König ſelbſt ſtand mit einiger Mannſchaft noch in Neudorf, zwiſchen Batta und Mohács. Jetzt kam Michael Podmanicky aus dem Lager herbei geeilt, dem Könige meldend, daß Suleiman mit dem größten Theile ſeiner Truppen über die Drave gegangen, und die Schlacht nicht mehr zu vermeiden; der König möge ſogleich in das Lager ſich verfügen, um das Nöthige zu ordnen. Ludwig ſendete noch in der nämlichen Nacht den Reichskanzler Stephan Broderics in das Lager, um Aufſchub der Schlacht bis zu der, noch immer verhofften Ankunft des Woiwoden Johann von Zápolya und des Grafen Chriſtoph Fangepani anzurathen. Aber, mit Ausnahme der Oberbefehlshaber, ſtimmten die Herren im Lager ſämmtlich für eine Schlacht, und keine, mit Gründen der ſchrecklichen Wahrſcheinlichkeit belegte Vorſtellung konnte ſie davon abbringen.

An ſeinem Namenstage, den 19. Auguſt, traf König Ludwig ſelbſt im Lager ein. Er lenkte nochmals auf Verzögerung der Schlacht hin; aber die allgemeine Stimmung war gegen dieſen Rath, und ſogar Paul Tomory, wohl einſehend, daß es jetzt ſchon zu ſpät ſey, eine andere Wahl zu treffen, ſtimmte in freudigem Vertrauen auf die Begeiſterung des Heeres, für Kampf ohne Aufſchub, wobei er darauf hinwies, daß unter den dreimal hundert tauſend Mann, welche Suleiman dem nur zwanzig tauſend Mann ſtarken Ungarn-

heere entgegen führe, in Wahrheit nicht mehr als siebzig tausend geübte und brauchbare Truppen sich befänden, und darum das Mißverhältniß nicht so ungeheuer sei, als es scheine. Alle Bedenklichkeiten mußte endlich der beharrlich, ja unter Drohungen ausgesprochene Entschluß der ungarischen Herren niederschlagen, welche durchaus auf der Schlacht bestanden. Obgleich daher eintreffende Eilboten die Nachricht brachten, daß Johann von Zápolya mit vierzig tausend Mann bereits bei Temesvár, Markgraf Georg von Brandenburg und Georg von Neuhaus mit böhmischen und mährischen Hilfsvölkern bei Raab, Christoph Frangepani und Johann Carlowiz mit fünfzehn tausend Kroaten bei Kreuz ständen, wodurch die ungarische Heeresmacht sich auf mindestens achtzig tausend Mann vermehrt haben würde, so blieb es bei dem Beschlusse, auf der Stelle zu schlagen. Mittlerweile langten auch die erwarteten Schiffe aus Ofen mit schwerem Geschütze, Kugeln, Pulver und neun großen Kanonen aus Wien, an. Zugleich erschienen noch einige Prälaten und edle Herren mit Mannschaften; so der Ban Franz Bátthyany mit drei tausend slavonischen Reitern und tausend Fußgängern; der Agramer Bischof Simon Erdödy mit sieben hundert geharnischten Reitern; der königliche Kämmerer Johann Szerecsény mit zwei tausend, auf seinen Gütern an der Drave in Sold genommenen Scharfschützen; der alte treue Johann Bornemisza sendete drei hundert Reiter und zehn tausend Ducaten. Die königliche Heermacht belief sich hiermit in Allem auf ungefähr dreizehn tausend Reiter und vierzehn tausend Fußgänger. In prophetischem Geiste sprach der Großwardeiner Bischof Franz Perény: „So werden also an dem Tage dieser Schlacht zwanzig tausend Ungarn als Märtyrer ihres Glaubens fallen, und der Kanzler möge nur leben bleiben, um sie in Rom heilig sprechen zu lassen."

Man stritt nun noch darüber, auf welchen Platz der König, um seine geheiligte Person zu schützen, am sichersten hinzustellen sey; Einige wollten ihn entfernt wissen, Anderen schien seine Gegenwart im Treffen unentbehrlich zu Befeuerung der Truppen. Es wurde sogar der Vorschlag laut, einen Ritter von ähnlichem Wuchse mit der Rüstung des Königs zu bekleiden und ihn bei dem Heere für Denselben auszugeben, ihn selbst aber heimlich in Sicherheit zu bringen; aber die Hindeutung auf den schlimmen Eindruck, welchen ein so leicht zu entdeckender Betrug auf das Heer hätte hervor bringen müssen, schreckte von der Ausführung ab. Es wurde also drei tapferen und bewährten Männern: Kaspar Raskay, Valentin Török und Johann

Kalnay, die Sorge und Vertheidigung für des Königs Person übertragen. Leonhard Gnojensky rieth zur Aufstellung einer Wagenburg, innerhalb deren das Heer mehr vertheidigungsweise, als angreifend, sich verhalten solle. Man pflichtete ihm bei und übertrug ihm die Errichtung derselben. An Wagen und an Ketten war kein Mangel, wohl aber an Zeit und an tauglichen Arbeitern, und so blieb die Wagenburg, welche leicht den ganzen Erfolg der Schlacht hätte verändern können, unausgeführt.

In Tausenden von Panzern sich spiegelnd, stieg die furchtbare Sonne des 28. August herauf. Die Herzen der ungarischen Krieger begrüßten sie freudig; denn eine begeisternde Selbsttäuschung schmeichelte ihnen, im Widerspruche mit den Umständen und der Wahrscheinlichkeit, mit der Zuversicht des Sieges. Nur dem jungen Könige beklemmte düstere Ahnung das Herz, und als sein Küchenmeister ihn fragte: wo das Mahl bereitet werden sollte, seufzte Ludwig: „Gott weiß, wo wir heute speisen werden!“

Mit anbrechendem Morgen stellte sich das ungarische Heer in Schlachtordnung; es wurde in zwei Treffen getheilt und um nicht überflügelt zu werden, so weit als möglich ausgedehnt. Im vorderen Treffen standen die beiden Oberfeldherren; vor der Fronte das schwere Geschütz. Den rechten Flügel befehligten Franz Bátthyany und Johann Táhy; den linken — in Abwesenheit Johann Zápolya's, welcher am nämlichen Tage, wo seine Brüder den Todeskampf bestanden, ruhig bei Szegedin, sechzehn Meilen von der Wahlstatt, hielt — Peter Perény; in den Reihen befand sich größtentheils Fußvolk, zehn tausend Mann stark und angeführt von Anton Pálóczy, Franz Drugeth, Gabriel Perény, Thomas Szécsy, Emerich Czybak und anderen streitgeübten Landherren. Auf Steinwurfsweite von dem vorderen, stand das hintere Treffen, zum größten Theile aus Reiterei bestehend, mit etwas Fußvolk an den Seiten und von Husaren gedeckt. In der ersten Reihe stand Niklas Tarczay mit den Dienstleuten der königlichen Kämmerer; in der zweiten die meisten Barone mit ihren Mannen; in der dritten die böhmischen und mährischen Hilfsvölker, geführt von den Oberhofmarschällen, Peter Korlatkó, Andreas Trepka und Stephan Schlick; endlich der Kern des Heeres mit dem Könige in der Mitte; Demselben zur Rechten der Graner Erzbischof Wladislaw Szálkán, die Bischöfe Simon Erdödy von Agram, Franz Perény von Großwardein, Philipp Moré von Fünfkirchen, der Reichskanzler Stephan Broderics von Sirmien, Stephan Podmanicky von Neitra,

Georg von Paliszna aus Bosnien, der Stuhlweißenburger Propst Emerich Bebek mit des Königs übrigen Geheimschreibern und Kämmerern; hinter ihnen die drei Schutzritter des Königs; unmittelbar hinter Ludwig aber sein Hofjunker Ulrich von Zettritz, sein Schaffner Stephan Mailáth, und sein Stallmeister Kaspar Horváth mit den schnellsten Pferden. Zur Linken des Königs hielten der Palatin Stephan Báthory, neben diesem in fortlaufender Linie die Bischöfe Blasius Pary von Raab, Franz Chaholy von Csanad, Johann Országh von Waizen mit ihren zuverlässigsten Leuten. Beschlossen wurden die vier Reihen durch tausend geharnischte Reiter, in ihrer Mitte der Judex Curiae mit der Reichsfahne, nach alter ungarischer Sitte ohne Sporn auf seinem Pferde sitzend, zum Zeichen, daß er unter keiner Bedingung fliehen dürfe. Zur Vertheidigung des Lagers waren zwei tausend Lanzknechte zurück geblieben, von den mit Ketten verbundenen Wagen eingeschlossen.

In dieser Stellung, auf dem, durch keine Waldung, kein Gewässer und keine Anhöhe durchschnittenen Felde, hatte das ungarische Heer hinter sich die zwei Lager, weiterhin Mohács; links gegen die Donau zu mit Röhricht bewachsene Sümpfe; zur Rechten und vor sich die amphitheatralisch sich hinziehende Hügelkette, an deren nördlichem Fuße das Dorf Földvár, und auf der südlichen entgegen gesetzten Seite die Kirche St. Peter. Als die Schlachtordnung hergestellt war, ritten der König und der Palatin, um die Truppen von der persönlichen Anwesenheit des Ersteren zu überzeugen, durch die Reihen, und sprachen den Ihrigen Muth zu. Dann auf seinem Platze wieder angelangt, ließ Ludwig in die Trompeten stoßen und die Heerpauken wirbeln, um die Feinde zum Beginne der Schlacht einzuladen; aber die Türken blieben unbeweglich hinter ihren Hügeln stehen, und ließen die kampfbegierigen Ungarn durch acht Stunden, bis zur dritten Nachmittagsstunde, auf den Angriff warten.

Mittlerweile rückten die Türken in folgender Ordnung vor. Voraus der Sandschakbeg von Semendra, Jahja Pascha's Sohn, Balibeg mit vier tausend bepanzerten Reitern als Vorhut; dann der Großwesir Ibrahim mit den rumelischen Truppen und der Hälfte des Geschützes, hundert fünfzig Kanonen; hierauf der Beglerbeg von Anatolien, Behram Pascha, mit der anderen Hälfte; endlich der Sultan mit den Janitscharen, umgeben von den sechs Rotten der regelmäßigen Reiterei und seinen Leibwachen. Den Nachtrab bildete die Reiterei Chosrewbeg's, des Sandschaks von Bosnien. Als sie auf

der Straße von Baranjavár zu der gedachten Kirche — die bei dieſer Gelegenheit von den Türken Puſu Kiliſe, d. i. Kirche des Hinterhaltes, genannt wurde, welcher Name dem Orte als Buſig Klicza bis zum heutigen Tage geblieben iſt — gelangten, trennte ſich Balibeg, um die Ungarn zu überflügeln und ihnen in den Rücken zu fallen, mit fünfzig tauſend Reitern von dem Heere, und ſchlug links bei Badſch Kalupe den Weg in das Thal ein, welches in der Ebene von Mohács mündet. Der Sultan kam gegen Mittag auf die Anhöhe, von welcher er das ganze Ungarnheer in Schlachtordnung aufgeſtellt erblickte. Hier hielt er nochmals Kriegsrath. Chosrew berief ſich auf die ſchon öfter erprobte Erfahrung, daß dem Andrange der in Reihen geſchloſſenen ungariſchen Reiterei ſchwer zu widerſtehen, und daß es gefährlich ſey, wenn die gebrochenen Reihen auf das Gepäck zurück geworfen würden; er rieth daher, die Reihen zu öffnen, das anſtürmende feindliche Treffen durchzulaſſen und dasſelbe dann, ihm in die Seiten fallend, zu erdrücken. Der Sultan genehmigte den Vorſchlag; er ließ das Gepäck eine Strecke weit zurück ſchaffen, und als nun Balibeg die Kunde ſendete, daß man ſchon die Fahnen der Ungarn ſähe, befahl er auch die türkiſchen zu entfalten. Suleiman hob die Hände gen Himmel und flehte unter Thränen von Allah Schutz für das Volk Mohammed's herab, welcher Anblick im türkiſchen Heere eine wilde Begeiſterung erregte, die der Sultan noch durch Verheißungen ſteigerte.

Geringere Zuverſicht zeigte König Ludwig. Ein Vorgefühl verderblichen Ausganges drückte ihn wie mit Schwingen des Todes; die Anſtrengung und die lange peinliche Erwartung hatten die geringe Kraft ſeines ſchwächlichen Körpers aufgezehrt, und als er, bei dem Rufe zur Schlacht, ſich den Helm auf das Haupt ſetzte, war ſein Antlitz bleich und geiſterhaft anzuſchauen. Tomory's ſcharfes Auge entdeckte zuerſt Balibeg's Streithaufen, welcher geräuſchlos und unbemerkt durch die Thalſchlucht heran zu ziehen ſuchte, und ſendete ihnen des Königs drei Beſchirmer, Raskay, Török und Kalnay mit ihren Reitern entgegen, um das Vorhaben der Feinde zu vereiteln. Beinahe gleichzeitig entbrannte die Schlacht; halbmondförmig rückte das türkiſche Heer heran, das erſte Treffen gebildet durch die rumeliſchen Truppen und von dem Großweſir angeführt; das zweite die anatoliſchen Truppen in ſich ſchließend, hinter ihnen Suleiman mit den Janitſcharen nebſt den Stückbetten am Fuße der Hügelreihe. Tomory begrüßte die Feinde

mit einem wüthenden Bombardenfeuer, das jedoch, wahrscheinlich wegen der Lage des Ortes, keine erhebliche Wirkung machte. Jetzt stürzte sich das Vordertreffen der Ungarn mit unwiderstehlicher Gewalt auf die rumelischen Truppen und warf es auf die anatolischen zurück, entweder weil jene, nach Chosrew's Rathe, wirklich die Reihen öffneten, oder weil sie, was glaublicher, wirklich der Gewalt des Stoßes weichen mußten. Andreas Báthory, die Flucht der Türken sehend, schrie mit lauter Stimme: „Vorwärts! Sieg!" Da stürmte auch der Ungarn zweites Treffen den weichenden Türken nach, der junge König an der Spitze. Zwei und dreißig edle Ungarn hatten, dem Tode sich weihend, einander das Gelübde abgelegt, den Sultan selbst zu suchen und zu fällen. Drei dieser Kühnen drangen, mit dem Schwerte sich Bahn mähend, bis zu Suleiman's Person vor, den nur sein starker Panzer vor ihren Lanzen schützte, hieben mehre seiner Leibwachen nieder, und fielen erst, als ihren Pferden die Sehnen entzwei gehauen worden waren. Bis an das Dorf hinab, jagten die verfolgenden Ungarn den Feinden nach. Dort erneuerte sich das Würgen, und die ungeheuere Uebermacht klemmte die kleine Heldenschaar ein, die gleichwohl nicht vom Fechten abließ. Der ehrwürdige Paul Tomory, die Seele dieser Schlacht, sank in sein Blut; sein Schicksal theilte sein Mitfeldherr Georg Zápolya. Franz Bátthyany und Peter Perény führten das verwaiſete Heer nach dem Falle jener Beiden, und noch wurde nicht abgelassen von Angriff und Gegenwehr. Unterdessen aber hatten die türkischen Renner, geleitet von Balibeg und Chosrewbeg, durch den Hinterhalt des Thales das Schlachtfeld umgangen und, unaufgehalten von der ihnen entgegen gestellten kleinen Reiterschaar, das Lager überfallen, dessen Hüter niedergesäbelt, und die Ungarn waren nun vorn wie im Rücken dem Feinde Preis gegeben. Jetzt schmetterten auch die durch Ketten verbundenen Feuerschlünde, welche bisher geruht hatten, auf zehn Schritte weit gegen die vordersten der anprallenden Ungarn los. Ihr rechter Flügel gerieth in Unordnung; der Erzbischof von Gran wurde getödtet, und plötzlich war auch der König nicht mehr zu sehen. Seitdem begann die Flucht und ward, obschon hin und wieder gehemmt und auf's Neue in vorübergehenden Angriff sich verwandelnd, allgemein. Der Palatin, der Reichskanzler und die übrigen Führer wurden von ihren fliehenden Truppen mit fortgerissen; rechts und links stäubte das Heer auseinander. In Blut erstickt war die Siegeszuversicht des Heeres; seine Trümmer jagten ordnungslos über das Feld, dessen

Luft ſie noch anderthalb Stunden früher mit ihrem Jubelgeſchrei erfüllt hatten. Manche rettete der herab ſtürzende Regen vor ihren Verfolgern; aber auch Viele verſanken in den Sümpfen und Moräſten der Umgegend, und in dem angeſchwollenen Fluſſe. Einen Tag und eine Nacht lang ſchwammen die Leichen der in die Donau Geſprengten bei Semendra und Belgrad vorüber. Suleiman konnte ſich dieſe allgemeine Flucht der Ungarn mit dem Heldenmuthe, den ſie im Beginne des Gefechtes gezeigt, ſo wenig zuſammen reimen, daß er ſie für verſtellt hielt und daher keine ſchnelle Verfolgung geſtattete, vielmehr — was die Rettung der Flüchtigen zum Theile begünſtigte, im türkiſchen Lager den Befehl ausrufen ließ: Jeder ſollte die Nacht über bleiben, wo er ſtehe; bis um Mitternacht wirbelten ſeine Heerpauken die Kunde ſeines Sieges. Zwei tauſend Köpfe, darunter die von ſieben Prälaten und vielen ungariſchen Großen — es waren allein acht und zwanzig Magnaten und fünf hundert Landherren in der Mohácſer Schlacht gefallen — wurden vor dem Zelte des Divans als Trophäen aufgehäuft. Den Defterdaren ward der Auftrag, die Todten zu zählen und zu begraben; ſie zählten zwanzig tauſend Fußgänger und vier tauſend Geharniſchte. Die Renner erhielten Erlaubniß der Plünderung; Mohács wurde verbrannt. Des Mordens war noch kein Ende, denn am ſiebenten Tage nach der Schlacht erging während des Marſches der Blutbefehl, alle im Lager befindlichen Gefangenen und Bauern umbringen, die Weiber aber frei zu laſſen. Vier tauſend Männer wurden geſchlachtet, nur einige edle Herren verſchont, um bis zu ihrer Auswechſelung dem türkiſchen Heere als Wegweiſer und Dolmetſcher in Ungarn zu dienen. Doch wurde dem Menſchenraube der Renner jetzt Einhalt gethan.

Nach dieſem Siege führte Suleiman ſein Heer über eine Brücke gegen Ofen. Nirgends ſtieß er auf Widerſtand, denn was ſich von dem Schlachtfelde gerettet hatte, war nach Preßburg hinein geflohen; Johann von Zápolya mit ſeinen vierzig tauſend Siebenbürgern ruhig bei Temesvár ſtehen geblieben, die böhmiſchen und mähriſchen Hilfsvölker bei Stuhlweißenburg und Raab ſchleunigſt heim gezogen, Chriſtoph von Frangepani mit fünfzehn tauſend Kroaten bei Kreuz zurück gekehrt. Am 10. September ſtand Suleiman vor der Hauptſtadt Ofen, deren Schlüſſel ihm bis Földvár entgegen geſendet worden waren, daher ſcharfes Verbot erging, die Bewohner an Leib und Eigenthum zu ſchädigen. Er ließ eine Brücke über die Donau ſchlagen; gegen ſeinen Willen ging bei zweimaligem Brande Ofen in Flammen auf, ohne daß

der zu spät zur Löschung herbei eilende Großwesir der Feuersbrunst Einhalt thun konnte. Das ganze Geschütz der Festung, darunter die bei Belgrads erster Belagerung unter Mohammed II. von dort als Trophäe nach Ofen geführten zwei großen Kanonen, und die ehernen Götterbildsäulen wurden eingeschifft. Am 17. September wurde die fertig gewordene Brücke zum ersten Male passirt, worauf der Großwesir und dann der Sultan zu Pesth lagerten. Das türkische Heer setzte nach und nach über; aber am fünften Tage zerbrach die Brücke in drei Stücke, deren zwei vom Wasser fortgerissen wurden, so daß die übrigen Bege zu Schiffe übergesetzt werden mußten. Zu Pesth warteten dem Sultan ungarische Große auf, denen Johann von Zápolya als König versprochen wurde, was auf bereits ernsthaftes Einvernehmen des Letzteren mit den Türken schließen läßt. Dann wurde (24. September), wegen in Asien ausgebrochener Unruhen, der Rückmarsch der wilden Gäste auf dem linken Donauufer angetreten; die türkischen Schiffe waren mit zahlloser Beute, mit allen Schätzen des Schlosses, mit der Bibliothek des Königs Mathias und auch mit den aus Ofen verbannten Juden beladen.

Bei ihrem Abzuge brannten die Türken mit Feuer und Mordstahl dem unglücklichen Lande tief das Andenken ihres Dortseyns ein, und das gräuliche Vertilgungs- und Entvölkerungssystem der Mongolenhorden Batu's schien sich durch sie verjüngen zu wollen. Ohne Rücksicht auf gütliche Uebergabe und verheißene Sicherheit, wurden Städte und Dörfer von den blutgierigen Rotten niedergebrannt und die Einwohner hingewürgt. Dieses Schicksal erfuhr Fünfkirchen, dessen Bewohner, am dritten Tage nach der friedlichen Uebernahme der entgegen getragenen Schlüssel, auf den Marktplatz zusammen berufen und niedergemetzelt wurden. Alles Land zwischen der Donau und dem Plattensee bis Raab hin, erstarb und verödete unter den Brandfackeln und Säbeln der Osmanen. Einige Plätze leisteten verzweiflungsvollen Widerstand, und brachen die Wuth der entfesselten Meute an ihren Mauern. Die Wyssegrader Burg, das Asyl der heiligen Krone und der Reichskleinodien, vertheidigten die dahin geflüchteten Eremiten des Paulinerordens mit einigen Bauern; eben so die Graner Burg der Trabantenhauptmann Matthäus Nagy. Am schrecklichsten wütheten die Türken zu Maroth, dem damaligen Lustschlosse des Graner Erzbischofs, wohin, im Vertrauen auf die Festigkeit des Schlosses, viele Tausende sich mit ihrem Eigenthume geflüchtet, mehre Tausende sich in einer an das Schloß gelehnten

Wagenburg verschanzt hatten. Die Feuerschlünde der Türken zerstörten Schloß und Wagenburg, und an fünf und zwanzig tausend Menschen wurden von osmanischen Säbeln geschlachtet. Einer der ungarischen Vertheidiger, Michael Dobozy, schwang sich, als Maroth gefallen war, mit seinem Weibe auf's Roß und entfloh. Als ihn die nachsetzenden Türken ereilten, stieß er mit eigener Hand seinem Weibe den Stahl in die Brust, stürzte sich dann, den Tod der Geliebten rächend, unter die Feinde, hieb mehre zusammen und starb den Heldentod. Suleiman zog rasch und, wegen der Dürre des Bodens, mit großem Verluste an Pferden, nach Szegedin und Bács, wo er das erstgenannte Schloß schon durch Balibeg's Renner geplündert fand. Die befestigte Kirche zu Bács vertheidigte sich einen ganzen Tag lang, und kostete den anstürmenden Türken viele Leute; zuletzt wurde sie genommen und ausgeplündert. Die Beute war so groß, daß von den zusammen getriebenen Hammeln sowohl dem Großwesir als dem Defterdar einem jeden fünfzig tausend Stück zufielen. Zwischen Bács und Peterwardein befand sich ein, zwischen Sümpfen und Moräften durch abgeschnittene Graben fest verschanztes Lager, in welches mehre tausend Ungarn mit Hab und Gut sich geworfen hatten. Die Eroberung desselben kostete den Türken eine größere Anzahl von Leuten, als alle vorher in Ungarn erstürmten festen Burgen, ja an Anführern mehr, als die Schlacht von Mohács; denn nicht nur der Aga der Janitscharen, sondern auch ihr zweiter General, der Sfamßundschibaschi, und der Tschauschbaschi fielen bei dem Sturme unter den Schwertern der heroischen Vertheidiger, die sich mit Weibern und Kindern dem Tode geweiht hatten. Zu Peterwardein ließ Suleiman binnen fünf Tagen eine Brücke über die Donau schlagen, und traf dann, beuteschwer und blutgesättigt, am 23. November wieder in Konstantinopel ein. Weder in Ofen, noch in irgend einem anderen Platze Ungarns hatte er Besatzung zurück gelassen; der ganze Zug hatte keine bleibende Besitznahme zur Folge und löfete sich daher, ohne die Sieger zu Eroberern zu machen, in eine planlose, unübersehbare Gruppe des Mordes auf. Das unglückliche Land hatte gegen zweimal hundert tausend seiner Kinder verloren; denn die nicht das Schwert der Türken getroffen, waren, geknechtet, ihrer Heimat auf immer entrissen worden.

Längst war das Getöse der Mohácser Mordschlacht verhallt, und noch immer wußten nur wenige Ungarn, wie und wo ihr König seinen Tod gefunden. Als die Flucht begonnen, hatten ihn Ulrich Zettritz und Johann

Trepka vorſchnell aus dem Gefechte entführt. Blindlings in Regen und Nebel dahin ſprengend, gelangten ſie an den Eſellyebach, eine halbe Meile links oberhalb Mohács, wo das Dorf Eſſellepatak ſtand. Der Bach war breit und angeſchwollen; eine ſeichtere Stelle aufzuſuchen nicht die Zeit. Ohne Beſinnen ſpornte der König ſein Pferd, um über das Waſſer zu ſetzen. Im Sprunge überſchlug es ſich und drückte mit ſeiner Laſt den königlichen Reiter in den tiefen Schlamm hinab. Trepka verſank neben ſeinem Herrn in dem ſumpfigen Gewäſſer. Nur Zettritz war glücklich über den Bach gekommen; er ſah den König unterſinken, und, weil Rettung unmöglich, jagte er weiter, die unglückliche Stelle in ſeinem Gedächtniſſe wohl bewahrend. Nach Suleiman's Abzuge eilte Zettritz, auch von der Königin daran erinnert, eine heilige Pflicht zu erfüllen; indem er, zur Auffindung der königlichen Leiche, mit dem Präfecten von Raab, Franz Sárffy, nach Mohács reiſete. Vergebens ſuchten ſie dieſelbe in dem Bache; aber in der Umgebung von Eſſellepatak und auf dem Mohácſer Felde trafen ſie vier hundert Arbeiter, welche des Palatins Perény Witwe zu Beerdigung der Gefallenen hingeſendet hatte. Man wies ſie zu einem Grabe hin, welches den Leichnam des Königs enthielt. Sie brachten ihn nach Stuhlweißenburg und übergaben ihn, bis zur ſpäteren feierlichen Beiſetzung, der Cleriſei und dem Magiſtrate, welche ihn in einem Gewölbe der Großpropſtei verwahren ließen. So hatte man aus dem Schutte der Zerſtörung, in welchen nach dem Tage von Mohács das Land verſank, wenigſtens die Leiche des Königs gerettet.

Ludwig zählte wenig über zwanzig Jahre, als das über ſein Reich herein brechende Verhängniß ihn ereilte, und keine Leibeserben waren ihm geboren. Die unnatürliche Frühreife ſeines Körpers, der vor der Zeit ſich entwickelte und auch vor der Zeit alterte, würde ihm in keinem Falle ein langes Lebensziel geſteckt haben. In ſeinem achtzehnten Jahre war ſein Haupthaar ſchon ergraut; ſein ſchneller Wuchs, ſeine hoch aufgeſchoſſene Geſtalt (die Unechtheit der im k. k. Zeughauſe zu Wien aufbewahrten, der Größe eines Kindes angemeſſenen, angeblichen Rüſtung Ludwig's ergibt ſich hieraus von ſelbſt *), umſchloſſen keinen Kern der Kraft, und auch ſein Geiſt, obſchon in Momenten der Willensfähigkeit und des Entſchluſſes aufblitzend, war welk und gedrückt, wie die Hülle, welche ihn barg.

*) Vergl. Mailáth's Geſchichte der Magyaren, Bd. III. S. 238.

Von Osmanenwuth entvölkert und entweiht, von innerer Fehde zerrissen, starrte Ungarn, eine trauernde Niobe, die noch mehr Pfeile des erzürnten Schicksals fürchten muß, über die Leichenhügel seiner Kinder in die Zukunft hinaus, welche von Habsburg's Throne her den wieder aufrichtenden Retter senden sollte.

Innere Verhältnisse und Culturzustände während des sechsten Zeitraumes.

Eine Uebersicht den Volkslebens und der inneren Zustände Ungarns im Verlaufe dieses Zeitraumes gibt nur das trostleere Bild eines durch Nachlassen aller ächten, und Aufwühlen aller falschen Kraft vorbereiteten, und durch den Todesstreich von Mohács auch nach außen vollendeten Untergehens und Zusammenbrechens; selbst die Keime des Lebens, welche hier und dort zurück geblieben waren, vermochten nur langsam sich durch die Trümmer allgemeiner Auflösung empor zu ranken, und noch eine lange Frist der Prüfung mußte bestanden und durchgearbeitet werden, bis wieder ein dauernder Zustand der Ordnung sich entwickeln konnte. Tief war unter Wladislaw das königliche Ansehen herab gesunken, und sein Nachfolger, als Knabe König, und als Jüngling Leiche, war nicht berufen, es wieder zu heben. Dreißig Landtage verfuhren mit völliger Willkür, und fanden darin ihre Wiedervergeltung, daß, was sie Heilsames oder Gemeinnütziges beschlossen, von stolzen Oligarchen oder einer trotzigen Adelsgesammtheit mit gleicher Willkür verachtet wurde.

Die Stimme des Königs wurde weder nach einer, noch der anderen Seite hin berücksichtigt; ja sein ausdrückliches und ausschließendes Recht wurde, freilich durch Wladislaw's eigene Schuld und Lässigkeit, dergestalt aus den Augen gesetzt, daß die von ihm ernannten Hüter der Krone durch die Magnaten eigenmächtig entsetzt, und ihr Amt an Andere übertragen wurde. Diese — der Palatin Stephan Zápolya und der Bischof von Erlau, ernannten, abermals mit Umgehung des königlichen Rechtes, besondere Castellane der Wyssegrader Burg, als des Verwahrungsortes der Reichskrone, welche wieder ihnen schwören mußten, ohne Befehl Derer, die sie eingesetzt, die Krone Niemand, nicht einmal dem Könige, zu verabfolgen.

Unfähig, den mächtigen Widerspänstigen gegenüber im gesetzlichen Wege Maßregeln durchzuführen, mußte der König seine Absichten häufig auf Schleich-

wegen verfolgen, und auch die zwiſchen Magnaten und der Adelsgeſammtheit immer offener an den Tag tretende Spannung konnte er, ſtatt durch die Macht ſeines Anſehens, meiſt nur durch Liſt bewältigen, was natürlich auch das in ihn geſetzte Vertrauen mehr und mehr untergrub. Verſtand Wladislaw im Allgemeinen über ſeinen königlichen Rechten nicht gehörig zu wachen, ſo traf es ſich auch wieder, daß er, in das Gegentheil verfallend, ſelbſt gegen Geſetz und Reichsherkommen verſtieß, und ſolche Uebertretung dann gewöhnlich mit beſchämenden Zugeſtändniſſen und Einräumung weiterer Beſchränkungen büßte. Ein ähnlicher Uebergriff ward Veranlaſſung zu dem Beſchluſſe, daß der König künftig zu der Verhandlung allgemeiner Reichsangelegenheiten, außer dem Staatsrathe, auch noch acht, von den Ständen erwählte Beiſitzer berufen ſolle; zwar dürfe er Güter von mehr als hundert Bauernhöfen ohne Genehmigung der Prälaten und Barone vergeben, aber keine kirchlichen Pfründen oder Ländereien an Ausländer verleihen. So weit war es in Hintanſetzung des Königs und ſeiner Befehle gekommen, daß nach des Johannes Corvin Tode ein einzelner Landherr, Bernhard von Thurócz, den ſlavoniſchen Edelleuten bei Lebensſtrafe verbot, den auf königlichen Befehl ausgeſchriebenen Provinzialtag zu beſuchen; daß auf dem Peſther Landtage die größere Zahl der Prälaten, Magnaten und des Landadels ſich von dem Könige und dem Staatsrathe trennten und unter kränkenden Hindeutungen auf Wladislaw, als einen ausländiſchen Fürſten, durch förmlichen Reichsſchluß bei erblos erledigtem Throne die Erwählung des neuen Herrſchers ſich vorbehielten; daß, bei Ludwig's Geburt, ſogar die Szekler die herkömmliche Abgabe eines Maſtochſen von jedem Bauernhofe mit Waffengewalt verweigerten; daß Johann von Zápolya mit gezücktem Schwerte um die Tochter ſeines Königs warb, und daß ſelbſt der erſte Reichsbeamte, Emerich Perény, der Doppelehe zwiſchen Wladislaw's Kindern und Maximilian's Enkeln widerſprach und das Volk zum Aufſtande ſtachelte.

Einigkeit und Zuſammenhalten fehlten unter allen Ständen. Selbſt zwiſchen Prälaten und Magnaten herrſchte Eiferſucht, weil der Erſteren Prachtliebe und übertriebener Aufwand den Neid der Letzteren anregte. Doch waren ſie einig, wo es galt, auf Koſten der Landherren und der unteren Stände ſich von Laſten und Steuern zu befreien. Daher die häufigen, meiſt ſtürmiſchen und erfolgloſen Landtage; daher die beſonderen Verbindungen zwiſchen Prälaten und Magnaten, vorgeblich zur Beſchützung des Königs,

in Wahrheit aber zur Unterdrückung des Landadels, welcher, dem Könige ergeben, nur die Unternehmungen Jener anfocht, die in seinem Namen die Unterjochung der Anderen beabsichtigten. Der Druck von oben traf endlich auf dem Bauernstande zusammen, den der, von den Magnaten gedrängte Landadel unwillkürlich bedrücken mußte, und rief jenen schrecklichen Vertilgungskrieg zwischen Adel und Bauern hervor, der mit noch härterem Lose der Letzteren endete.

Die Siebenbürgen Woiwoden erlaubten sich die gröbsten Erpressungen gegen die Szekler; denen, welche sich darüber bei dem Könige zu beklagen wagten, wurden ihre Güter weggenommen. Der Woiwode hatte in seinem Uebermuthe öffentlich erklärt: er sey König in Siebenbürgen; wer bei dem Könige in Ofen Zuflucht suchen wolle, müsse zwei Köpfe haben, um einen vor dem Hingehen oder nach der Heimkehr verlieren zu können. Solche und ähnliche Ursachen rissen endlich den Landadel gänzlich von dem Prälaten- und Magnatenstande los, und theilten Ungarn in zwei feindliche Lager. Trotz königlichen Verbotes hielten (1525) bei Hatwan die Landherren, in außerordentlicher Anzahl und durch ihre Dienstleute wie durch mächtige Volkshaufen verstärkt, eine bewaffnete Reichsversammlung, die endlich auch König Ludwig zu besuchen und, um nicht die Erfolglosigkeit seines Verbotes selbst einzugestehen, durch sein Erscheinen ihr den Anstrich der Gesetzlichkeit zu verleihen sich genöthigt sah. Hier forderte der Landadel, gestützt auf seine Uebermacht, nichts Geringeres, als daß der König seinen sämmtlichen Beamten und den ganzen Staatsrath auf einmal abdanke, und ihnen gewissenhaftere und tauglichere Nachfolger gebe. Als die dem Könige in die Versammlung gefolgten hohen Würdenträger sich dagegen setzen und ihre Rechtfertigung versuchen wollten, gedieh es zu stürmischen Scenen, und wenig fehlte, so wäre Blut geflossen. Die herrschend gewordene Menge rief ihren Sprecher, den Stephan von Werböczy, zum Palatin aus, und der König konnte nicht ausweichen, ihn zu bestätigen. Da dies gelungen, so gingen die Landherren noch weiter; sie ernannten einen neuen Graner Erzbischof, einen Judex Curiae, einen Oberreichsschatzmeister, und erklärten sämmtliche Magnaten und Landherren, welche von dieser vorgeblichen Reichsversammlung ausgeblieben waren, für Verräther. Der König genehmigte die Beschlüsse der Versammlung, welche, ohne es zu ahnen, nur ein Werkzeug Johannes von Zápolya und seiner Faction war; nur die willkürlichen Ernennungen, Aechtungen und

Zehentverweigerungen nahm der König, als in ſeine Rechte eingreifend, nicht an, womit die Verſammlung ſich auch zufrieden ſtellte.

Als bald darauf das Geſchöpf der Hatvaner Verſammlung, der neue Palatin Werböczy, ſeinen Urſprung zu verläugnen, ſich an die Magnaten anzuſchließen und dem, was er zu Hatvan verſprochen, abwendig zu werden begann, ſuchten die Landherren ihn wieder zu ſtürzen. Es kam dahin, daß der König ſich ihnen heimlich ſelbſt in die Arme warf, indem er es geſchehen ließ, daß eine beträchtliche Anzahl Landherren und Magnaten ſich, unter dem Namen Kalandos, wider Johann von Zápolya und Stephan Werböczy verbrüderten, mit der Abſicht, das Anſehen des Königs wieder herzuſtellen, ihm zu ſouverainer Gewalt und zu ungeſchmälertem Genuſſe ſeiner Einkünfte zu verhelfen. Werböczy wurde genöthigt, das Palatinat niederzulegen und entging nur mit Noth einem Anſchlage auf ſein Leben; an ſeiner Statt wurde der frühere Palatin, Stephan Báthory, vom Könige wieder eingeſetzt. Unvermerkt aber wußten Prälaten und Magnaten Einfluß auf die Kalandos, und unter den, bereits wieder in beſondere Parteien geſchiedenen Landherren Anhänger zu gewinnen, ſo daß auf dem Landtage im Rakoſer Felde (1526) bereits mehre Beſchlüſſe zu anderweitiger Beſchränkung der königlichen Macht gefaßt wurden, deren Annahme jedoch der König, auf Veranlaſſung ſeiner Gemalin, ſtandhaft verweigerte.

Bei den Verhandlungen dieſes Landtages — des letzten auf dem Rakoſer Felde — fiel auch ein untröſtliches Licht auf die ſchreckliche Zerrüttung im Staatshaushalte und die Verarmung des Königs, die bereits unter Wladislaw ihren Anfang genommen hatte, und ſeitdem dergeſtalt zur Gewohnheit geworden war, daß Viele, welche den Herrſcher gern machtlos ſahen, geradezu behaupteten: es ſey zu Gunſten der ungariſchen Freiheit wünſchenswerth, daß der König arm und daher außer Stande ſey, durch Unterhaltung von Söldnerſchaaren ſich eine unbeſchränkte Herrſchaft zu gründen. Die königlichen Einkünfte, in deren Vermehrung Mathias ſo unermüdet und glücklich geweſen war, hatten durch nachläſſige Bewirthſchaftung und arge Unterſchleife der Beamten ſich unter Wladislaw alsbald ſo ſehr verringert, daß er die Beſoldung der Miethvölker nur durch große Darleben bewirken konnte. Alle bewilligten Steuern machten dieſem Nothſtande kein Ende, weil ihre Erhebung gewöhnlich die Hälfte des Betrages verſchlang, und auch der Reſt dem Könige nur geſchmälert zukam. Was bei der unverhältnißmäßig

kostspieligen Beitreibung der Steuern übrig blieb, wurde noch dadurch verkürzt, daß Wladislaw's gemißbrauchte Gutmüthigkeit viele Erlassungen gestattete, und mächtige Magnaten die Erlassung, welche sie nicht erschleichen konnten, thatsächlich und mit Gewalt durchsetzten. Gesteigert wurde die Geldbedrängniß durch Wladislaw's an Verschwendung gränzende Freigebigkeit, die er meist am unrechten Orte und gegen Solche übte, die reicher waren, als er. Unter den auf zwei Jahre von dem Fünfkirchener Bischof berechneten Ausgaben finden sich nur hundert Ducaten wöchentlich für die königliche Küche, eine für den König zweier Reiche durchaus mäßige Summe. Die Weinberge waren theils verschenkt, theils verpfändet; daher Wladislaw, um den nöthigen Weinbedarf für seinen Haushalt zu bekommen, die Weinzehenten von den Bischöfen zu Weszprim, Fünfkirchen und Sirmien zu pachten sich genöthigt sah. Der ganze Bedarf des einheimischen Weines hatte in den zwei Jahren fünf tausend neun hundert fünfzig, des italienischen Malvasiers hundert zwei und achtzig Ducaten gekostet. Für goldgewirkten türkischen Sammt, für Seidenzeug, Hermelin und anderes theure Pelzwerk zu Geschenken, wurden sechs tausend neun hundert vier und zwanzig; zur Unterhaltung der Hofleute, blos an Besoldung, ein und zwanzig tausend fünf hundert acht und zwanzig Ducaten ausgegeben. Unter den Einnahmen wird Nichts von Bergwerken und Salzgruben aufgeführt; dennoch wurden zur Unterhaltung der einen zwölf tausend fünf hundert ein und dreißig, zur Arbeit in den anderen fünf tausend angewendet.

Bei solcher Wirthschaft, wo der König für sich nur wenig, aber desto mehr für Andere brauchte, war seine Casse stets leer, und weil er nicht vermögend, aus den Einkünften der Krone die Besoldungen der Reichsbeamten zu bezahlen, mußte er ihnen für rückständigen Gehalt ganze Herrschaften verschreiben; ja er selbst litt, wie wir gesehen haben, bisweilen an dem Nöthigsten Mangel und konnte nicht einmal seine Tafel versorgen, während sein Schatzmeister und seine übrigen Hausbeamten sich ungeheuer an ihm bereicherten. Gegen das Ende seiner Regierung hin waren die meisten königlichen Städte, Marktflecken, Schlösser, Zölle und Einkünfte der Krone verpfändet. Um ihn aus seiner drückenden Lage zu befreien, setzten die Stände (1514) die Verordnung durch, kraft welcher die verpfändeten Dreißigst, Zwanzigst, Salzkammern, Bergwerke, Städte, Schlösser und Herrschaften dem Könige zurück gegeben werden sollten; die Rechte der Pfandgläubiger wurden auf

die Hälfte des Ertrages beſchränkt, die andere Hälfte ſollte dem Könige zufließen; was ſie von den Einkünften über den Zinſenbetrag bezogen hatten, ſollte ihnen auf Abſchlag der Pfandſumme angerechnet werden; Johann von Zápolya ſollte zur Belohnung ſeiner Dienſte gegen die rebelliſchen Bauern den Trencſiner Dreißigſt und die Freiſtädte ungeſchmälert fortbeſitzen, bis durch das jedesmalige Fünftel von den bewilligten Beſteuerungen zu Einem Goldgulden von jedem Bauernhofe, ſelbſt Zápolya's Güter nicht ausgenommen, das von ihm hergegebene Darlehen ganz berichtigt ſeyn würde. Künftighin ſollte der König auch im dringendſten Nothfalle nicht mehr befugt ſeyn, ohne Genehmigung des Staatsrathes irgend Etwas von ſeinen Einkünften und Kammergütern zu verpfänden, und wer, gegen dieſe Verordnung, etwas Dergleichen von Wladislaw in Pfand nähme, ſollte nicht nur die Pfandſumme verlieren, ſondern auch noch eine ihr gleichkommende Geldbuße erlegen müſſen. Hiermit würde zwar der Noth des Königs ein Ende gemacht, aber auch zugleich eine unwürdige Vormundſchaft über denſelben, in Benutzung ſeines Eigenthumes, ausgeübt worden ſeyn. Das Geſetz kam nicht zur Vollziehung, und Alles blieb beim Alten.

Auch unter Ludwig, deſſen Kränklichkeit und Schwäche kein energiſches Eingreifen zuließ, beſſerten ſich dieſe Verhältniſſe nicht. Die Einnahmen gingen, nach wie vor, unrichtig und ſaumſelig ein; aber wäre auch Alles ſchnell und richtig abgeliefert worden, ſo würden die geſammten Jahreseinkünfte des Königs ſich doch noch nicht auf einmal hundert tauſend acht und ſiebzig tauſend Ducaten belaufen haben. So arm war zu jener Zeit kein König in Europa; Johann von Zápolya allein, und mehre Familien waren reicher; der Graner Erzbiſchof und der Erlauer Biſchof bezogen ein Jeder nicht viel weniger an jährlichen Erträgen.

Wie der König unter der Kargheit der Großen und der Untreue ſeiner Beamten, ſo litten der niedrige Adel und die ärmeren Reichsſaſſen noch beſonders unter der Verſchlechterung des Münzfußes, deren Nachtheile mittelbar den König ſelbſt wieder am empfindlichſten berührten. Es war verboten, ungemünztes Gold und Silber auszuführen; ſchon der einheimiſche Luxus verbrauchte zu viel von dieſen edlen Metallen. Den Bergbeamten war unterſagt, mit anderen Bergbebauern in Geſellſchaft der Koſten und des Gewinnes zu treten. Als man ſpäter den Ausfall an zu Tage gefördertem Gute wahrnahm, wurde der Bergbau allgemein und ohne Einſchränkung bewilligt;

aber das gewonnene Gold und Silber durfte an keinen Anderen, als an die königlichen Berg- und Münzkammern zu dem unter Mathias üblich gewesenen Preise verkauft werden, welche Beschränkung nur zu um so zahlreicheren Umgehungen der Vorschrift führte. Der Ausfuhr des gemünzten Goldes und Silbers wurde erst im Jahre 1523 durch ein Gesetz begegnet, das eben so wenig Gehorsam fand, als die früheren. Zugleich war, zu nicht geringerem Nachtheile des Activhandels mit dem Auslande, die Einfuhr des auswärtigen Geldes verboten. Die Folge dieser gesetzlichen Mißgriffe war Mangel an Gold und Silber bei den Münzkammern, wie an Geld im öffentlichen Verkehre; durch einen neuen Mißgriff, den der Münzverschlechterung, suchte man den Wirkungen des ersten zu begegnen.

Der kriegerische Geist war immer mehr im Erlöschen begriffen; Prälaten und Magnaten erfanden unaufhörlich neue Mittel, sich der Pflicht des Waffendienstes und der Stellung ihrer gesetzlichen Contingente zu entziehen, was bei dem Sinken des königlichen Ansehens ihnen um so mehr erleichtert wurde, und alles Dies wirkte zusammen, um den Verfall des Kriegswesens und die Machtlosigkeit des Reiches herbei zu führen. Unter diesen Umständen wäre das durch Mathias gebildete stehende Heer der schwarzen Legion, mit welchem er so viele Siege erfochten, Böhmen, Schlesien und den Kaiser in Schrecken erhalten hatte, doppelt nothwendig gewesen; aber dem Könige Wladislaw fehlten die Geldmittel, um es regelmäßig zu besolden und dadurch in Zucht und Ordnung zu erhalten. Für die vorenthaltene Löhnung suchte sich die schwarze Legion durch Räubereien und Gewaltthätigkeiten schadlos zu halten, dergestalt, daß Paul Kinisy (1492) mit Heeresmacht gegen sie ausrücken mußte, sie schlug und auflöste. Einige Soldaten dieses einst so furchtbaren Heeres traten unter das königliche Banderium, Andere unter die Fahnen des Palatins Stephan von Zápolya und des Siebenbürger Woiwoden Stephan Báthory; der größte Theil aber setzte an den österreichischen und mährischen Gränzen die früheren Räubereien fort, wurde endlich aufgerieben, die Gefangenen theils hingerichtet, theils zu lebenslänglicher Arbeit in Kalkbrüchen verurtheilt.

Man mußte nun Maßregeln treffen, an die Stelle dieser kampfgeübten Banden andere Streitkräfte zu des Reiches Vertheidigung zu setzen, bei deren Ermittelung jedoch Prälaten und Magnaten zunächst ihren eigenen Vortheil im Auge hatten und sich die Last nach Möglichkeit zu erleichtern

suchten. Die alte Banderialverfassung wurde wieder angeordnet, jedoch nicht in der alten Art und Weise. Nach Sigmund's und Albrecht's Verordnungen war festgesellt, daß, so oft des Königs besoldete Heermacht wider den Feind nicht ausreichte, die Prälaten und Barone mit ihren pflichtmäßigen Banderien zu Felde ziehen, und erst wenn auch diese nicht genügend wären, der gesammte Landadel aufgeboten werden sollte; wofür die Prälaten ihre Zehenten, die Barone hohen Gehalt und vieles Salz bezogen. Jetzt wurde gleichwohl von Prälaten und Baronen das Verhältniß umgekehrt und festgesetzt, daß, sobald das königliche Banderium die Gränzen nicht hinlänglich deckte, ein Aufgebot ausgeschrieben, die Zahl der Mannschaften in den Banderien auf vier hundert herab gesetzt, und jedesmal auch von dem Landadel, auf jeden zwanzigsten Bauernhof, Ein Mann in Waffen gestellt werden müsse. Der Adelsgesammtheit konnte hiebei nicht entgehen, daß die zwei höheren Stände ihr und dem Könige die ganze Last des Krieges aufbürden wollten, und sie stellte daher auf dem Ofener Landtage (1498) die Forderung, daß Pflicht und Last des Waffendienstes auf alle Stände verhältnißmäßig vertheilt würden. Sie setzte auch wirklich die Verordnung durch: daß nun sämmtliche Erzbischöfe, Bischöfe, Pröpste, Aebte und Prioren ihre Banderien vollzählig herstellen und unterhalten, die übrigen geistlichen Zehentempfänger, nach dem Verhältnisse ihrer Einnahme; die weltlichen Grundherren, nach der Zahl ihrer Jobagyen, nur von jedem sechs und dreißigsten Bauernhofe Einen gerüsteten Mann stellen sollten. Bis zu nächstem Martinifeste müßten die Völker vollzählig und gerüstet in Bereitschaft stehen. Drohte dem Reiche früher Gefahr, so sollte der König befugt seyn, zuerst die banderiepflichtigen Prälaten, Barone, Reichsbeamten, und nur bei dringender Noth die Adelsgesammtheit aufzubieten. Die von dem Könige, wie die von den Ständen besoldeten Jobagyen müßten mit ihren Anführern nach Erforderniß der Umstände auch über die Reichsgränzen hinaus der königlichen Fahne folgen; nicht also der Adel, wenn die äußerste Noth geboten hätte, auch ihn zu persönlicher Heerfolge aufzurufen.

Zugleich wurde, damit der König für jeden Fall auf eine bestimmte Anzahl bereit stehender Mannschaft rechnen könne, festgesetzt, wie viel jeder Prälat und Baron von Zehenten oder von Amtswegen, an Kriegsvolk zu stellen hätte. Der Graner Erzbischof und der Erlauer Bischof jeder zwei Banderien, die Bande zu vier hundert Mann; der Erzbischof von Colocza,

die Biſchöfe von Großwardein, Fünfkirchen, Siebenbürgen, Agram und der Prior von Brana, jeder Eine; die Biſchöfe von Raab, Weszprim und Waizen; die Domkapitel von Gran, Erlau, Großwardein, Siebenbürgen, Fünfkirchen; die Aebte von Pécs- Várad, Peterwardein, St. Martinsberg und der Karthäuſerprior von Löweld, jeder eine halbe; der Biſchof von Cſanad, der Abt von Székſzard, der Großpropſt von Stuhlweißenburg, jeder hundert Reiter; das Kapitel von Bács, die Pröpſte von Stuhlweißenburg, Dömös und Titul, jeder fünfzig; der König und der Deſpot von Serbien, jeder ein Banderium von tauſend; der Siebenbürger Woiwode, der Szekler Graf, der Ban von Kroatien und der Temeſer Graf, jeder Eine Banderie von acht hundert Mann. Nach dieſer Beſtimmung hätten jederzeit eilf tauſend und acht hundert Mann Reiterei zu des Königs Verfügung bereit geſtanden. Dazu waren noch ſechs und dreißig Magnatenfamilien gerechnet, welche von jedem ſechs und dreißigſten ihrer Bauernhöfe Einen Mann ſtellen ſollten.

Da einige wichtige Gränzfeſtungen durch Nachläſſigkeit ihrer Befehlshaber in Feindeshände gerathen waren, ſo ſollten künftig dergleichen Befehlshaber ſtrenger Ahndung unterliegen, und um ähnlichen Nachtheilen bei Zeiten vorzubeugen, der Palatin und der Judex Curiae jährlich zweimal durch treue und beeidete Beamten, ohne daß die Befehlshaber darauf gefaßt wären, den Verpflegungs- und Vertheidigungsſtand der Feſtungen unterſuchen laſſen. Würden dieſe, aus Parteilichkeit oder Beſtechung, vorgefundene Nachläſſigkeiten und Unterſchleiſe verhehlen, ſo ſollten ſie den Tod erleiden und ihrer Güter verluſtig ſeyn.

Alle dieſe Verordnungen, wie ernſthaft ſie auch gemeint ſchienen, wurden nicht befolgt; vielmehr war es immer üblicher geworden, ſich mit Geld von der Banderialpflicht loszukaufen. Sendete der König, zu Verſtärkung der Beſatzungen, Fußvolk in die Gränzplätze, ſo pflegte der größte Theil desſelben, wegen ausbleibenden Soldes, wieder fortzulaufen. Es kam ſo weit, daß König Wladislaw (1496) den Zigeunerhäuptling Thomas Bolgár mit ſeiner Horde von fünf und zwanzig Jurten in Schutz und Dienſt zu nehmen genöthigt war, um von ihnen Kugeln und Waffen anfertigen zu laſſen. Man bekämpfte das Uebel mit Worten und Verfügungen, ſtatt mit Thaten, und Diejenigen, welche das Geſetz gegeben, waren häufig die Erſten, welche ſich ihm zu entziehen ſuchten. Man glaubte genug gethan zu haben, als man (1500) auf dem Rakoſer Felde die Reichsverordnungen über geſetzliche

Heerfolge erneuerte und insbesondere die banderienpflichtigen Prälaten und Pfründner anhielt, in Stellung des Kriegsvolkes sich pünktlich nach dem Register des Königs Sigmund, wie es in dem königlichen Tavernialhause niedergelegt war, zu richten, was jedoch Niemand that. Selbst die ergehenden Verfügungen wurden meist so eingerichtet, daß sie den Mächtigen und Begünstigtsten Ausflüchte gewährten; wie denn auf dem Rakoser Felde (1504) der Magnatenstand dem Adel einzelner Gespanschaften bei Strafe der Treu- und Ehrlosigkeit und des Meineides untersagte, außer den Kammergefällen, einseitig und aus eigenem Antriebe, dem Könige Hilfsgelder anzubieten oder zu entrichten, — auch ebendaselbst verordneten: daß, wenn bei Ausbruche eines Krieges des Königs Söldner zu des Reiches Vertheidigung nicht mehr hinreichten, vor allen die Prälaten und Pfründner mit ihren Banderien und Söldnern zu Hilfe eilen, und erst wenn auch diese Verstärkung dem Feinde nicht gewachsen sey, die Barone, Magnaten und Landherren aufgeboten werden sollten. Auf solche Weise war nunmehr die Verpflichtung, das Reich gegen den ersten und heftigsten Angriff zu vertheidigen, ganz dem Könige und dem Prälatenstande aufgebürdet, und bei diesem allmäligen und gesonderten Mobilmachen der Streitkräfte es dem angreifenden Feinde doppelt erleichtert, die langsam und ruckweise sich bildende Vertheidigung einzeln, einen Theil nach dem anderen, über den Haufen zu werfen. Als endlich dem Könige drückender Geldmangel nicht mehr gestattete, sein Banderium zu besolden, wies ihn der nächste Landtag (1507) blos auf die alte Reichsgewohnheit hin, nach welcher der König immerfort tausend Reiter unterhalten mußte, ohne nach den Mitteln zu fragen, durch welche dies ermöglicht werden sollte.

In einem Zeitraume, wo alle Bande des Staatslebens schlaff geworden waren, ward auch die Kraft des Rechtes immer schwächer und unwirksamer, und entbehrte selbst des Vertrauens Derer, die es zu geben oder aufrecht zu erhalten befugt und verpflichtet waren; daher es denn auch kam, daß die Landtage unter König Ludwig die Giltigkeit ihrer Gesetze fast durchgängig bis auf den nächstfolgenden Landtag beschränkten. Etwas zuversichtlicher war die Gesetzgebung unter König Wladislaw aufgetreten. Auf dem ersten, von diesem Könige berufenen Landtage (1492) verordneten die Stände die persönliche Gegenwart der Richter bei Verhandlung der Rechtssachen als unerläßlich, bestanden auf Abschaffung der hier und dort wieder eingeschli-

chenen Comitatsverſammlungen durch Aufgebot, des Rechtsganges durch dreimal öffentlichen Ausruf, der gerichtlichen Zweikämpfe, und erneuerten manche vernachläſſigte Vorſchriften für genauere und ſchnellere Rechtspflege. Auf dem Ofener Landtage (1498) beſchloſſen die Stände, daß, weil die Protonotarien bei Gerichten immer die alten Gewohnheiten anzuführen und oft willkürlich zu deuten und anzuwenden pflegten, die reichsherkömmlichen Rechte genau aufgezeichnet und zuſammen getragen werden ſollten. Diejenigen, welche der König und die Richter für rechtmäßig und zweckdienlich erkennen würden, ſollten als Richtſchnur für gerichtliche Ausſprüche beibehalten; was zu Mißbrauch Anlaß geben könnte oder ſeiner Beſtimmung nicht entſpräche, als abgeſchafft angeſehen werden. Dieſe Sonderung des Brauchbaren von dem Unpaſſenden kam nicht zu Stande; daher wiederholten auf dem Rakoſer Felde (1504) die Stände ihre Forderung einer giltigen Sammlung der reichsherkömmlichen Rechte und Geſetze. Drei Jahre ſpäter (1507) wurde, da mittlerweile noch immer Nichts geſchehen, dasſelbe Verlangen laut. Die ſchwierige Arbeit wurde dem Stephan Werbőczy, einem ausgezeichneten Rechtsgelehrten und damaligen Protonotar des Judex Curiae, übertragen, welcher nach ſieben Jahren ſein dreitheiliges Gewohnheitsrecht von Ungarn, unter dem Namen des Tripartitums, dem Könige und den Ständen zur Beſtätigung vorlegte. Es wurde rechtserfahrenen Männern zur Prüfung übergeben, von ihnen gutgeheißen und vom Könige, obgleich ohne Beidrückung ſeines Siegels, genehmigt (1514), dann in Wien (1517) gedruckt.

Das Tripartitum zerfällt in eine Einleitung (Prologus) und, wie ſchon ſein Name andeutet, in drei Theile, die nach römiſcher Rechtsmethode von den Perſonen, Dingen und Handlungen ſprechen. Jede dieſer Hauptabtheilungen hat wieder ſogenannte Titel zu Unterabtheilungen. Die Einleitung faßt ſechzehn Titel in ſich, welche des Verfaſſers Anſichten von der Gerechtigkeit, dem Rechtsgeſetze, Herkommen, Richter, Urtheile, Prozeſſe, Kläger und Beklagten, die Eigenſchaften des Richters und deſſen Gewiſſen begreifen. Die Gerechtigkeit iſt dem Verfaſſer der unwandelbare Wille, einem Jeden ſein Recht angedeihen zu laſſen; das gute Beſtreben, Jedem zu geben, was ihm zukommt: der Gottheit Anbetung; den Eltern Gehorſam; den Vorgeſetzten Verehrung; den Gleichen Einigkeit; den Untergebenen Leitung; ſich ſelbſt Sittſamkeit; den Hilfsbedürftigen thätiges Mitleid. Die Gerechtigkeit

iſt ferner zweierlei: die natürliche und geſetzliche; erſtere das unerſchütterliche Verlangen, Jedem ſein Recht zu geben; letztere das Geſetz, ohne welches Völker und Reiche keinen Beſtand haben. Aus der doppelten Gerechtigkeit entſpringt auch ein doppeltes Recht. Das Recht, nach Cicero, iſt die Wiſſenſchaft des Guten oder Billigen, oder die Sammlung jener geſetzmäßigen Vorſchriften, welche uns zur Beobachtung des Guten und Billigen auffordern. Das Recht iſt zweierlei: das Staatsrecht und das Privatrecht. Das Staatsrecht iſt jenes, welches hauptſächlich die Verwaltung des Reiches und den allgemeinen Vortheil berückſichtigt, und beſteht im Heiligen, in den Prieſtern und Obrigkeiten. Das Privatrecht betrifft die Intereſſen der Einzelnen und iſt dreifach: das natürliche, das Völkerrecht und das Civilrecht. Der Unterſchied des Naturrechtes und der beiden anderen Abtheilungen, des Privatrechtes, beſteht darin: das Naturrecht iſt, als mit dem menſchlichen Geſchlechte beginnend, das älteſte; als von Gott ausgehend, das würdigſte, und, weil es nach dem Naturrechte Allen gemein, das umfaſſendſte; nach dem Civil- und Völkerrechte aber iſt dieſes mein, und jenes dein. — Außer dieſen Rechtsgattungen erkennt das Tripartitum das Recht des Krieges, nämlich das Recht, Krieg zu führen und Frieden zu ſchließen, die Belohnung und Beſoldung der Krieger, ihre Beförderung und ihren Antheil an der Beute. Die Gerechtigkeit iſt eine Tugend; das Recht die Ausübung derſelben; die Rechtswiſſenſchaft die Kenntniß des Rechtes. Das Geſetz iſt eine Erfindung des Menſchen, ein Geſchenk Gottes, der Glaube der Weiſen, die Zurechtweiſung des Unrechtes, die Zuſammenfügung des Staates, die Austreibung des Verbrechens. — Das Statut und das Municipalrecht wird im Tripartitum ebenfalls anerkannt, eben ſo das Herkommen, und mit Genauigkeit beſtimmt, in welchem Verhältniſſe dieſelben gegen die anderen Abtheilungen des Rechtes und gegen das Geſetz ſtehen. Im vorletzten Titel der Einleitung wird die Frage verhandelt: ob der Richter nach ſeiner eigenen perſönlichen Kenntniß, oder nach dem Geſetze zu urtheilen habe. Es werden alle Mittel der Menſchlichkeit angerathen, um den Unſchuldigen zu retten, ſogar das Uebertragen des Urtheils an einen Anderen; bleibt jedoch kein Ausweg übrig, ſo muß der Richter nach dem Geſetze entſcheiden. Der letzte Titel der Einleitung beſagt: daß der Richter zweierlei Gewiſſen habe: das der Sache und des Geſagten. Das Gewiſſen der Sache iſt ſeine Privatkenntniß; das Gewiſſen des Geſagten eine richterliche Kenntniß. Nur der Papſt, der

Herrscher, oder wer sonst über dem Gesetze steht, darf nach seiner eigenen, persönlichen Ueberzeugung in einer Rechtssache entscheiden. Als Autoritäten werden in diesen Titeln mehre Kirchenväter, griechische und römische Philosophen, Redner und Rechtsgelehrte angeführt.

Dieser Einleitung des Tripartitums folgt dann das Hauptbuch in drei Theilen, deren erster von den „Personen" handelt, diese in weltliche und geistliche eintheilt und beiden gleiche Freiheiten zugesteht. Dann folgen Erörterungen über den Ursprung des ungarischen Adels, die Art ihn zu erlangen, und die Freiheiten desselben. Er wird erklärt, daß der Papst in Ungarn keine geistlichen Pfründen verleihen könne, und daß die Prälaten und Geistlichen dem Könige den Eid der Treue schwören müssen. Hierauf kommt die Art, wie Güter erworben und getheilt werden; es wird das Verhältniß der Ehegatten zu den Gütern, die sie erworben, bestimmt, doch ihres persönlichen Verhältnisses nicht gedacht. Hinsichtlich des Verhältnisses zwischen Vater und Sohn wird nur angegeben, wie die Güter zwischen ihnen zu theilen, und wo die väterliche Gewalt aufhöre, nicht worin sie bestehe. Desto ausführlicher wird abgehandelt über den Verkauf und die Verpfändung liegender Gründe, und über die Rechte der Frauen und Mädchen, die in Ungarn groß sind, wie in keinem anderen Lande. Auch die Heirat zwischen Verwandten, dann besonders ausführlich über Vormundschaft, kürzer über die gerichtliche Schätzung der Güter, wird erörtert. — Die zweite Abtheilung: von den Dingen, beschäftigt sich vorerst damit, wie in Ungarn Gesetze gegeben werden; verbreitet sich hierauf über die Privilegien, über die gerichtlichen Abschriften derselben und die falschen Documente, dann, wie Jemand vor Gericht zu laden ist, ferner über die Art des Zeugenverhöres, über den Eid, über gerichtliches Urtheil und Verhältniß der Verwandten eines zum Tode Verurtheilten, dessen Güter eingezogen worden, über Beleidigung des Gerichtshofes und Verläumdung. Es wird angegeben, wie Dasjenige, was der Advocat fehlerhaft in den Prozeß eingeschrieben, zurück zu nehmen sey; ferner die Zurückversetzung der Streitfrage in diejenige Lage, welche vor dem Prozesse bestand. — In der dritten Abtheilung: von den Handlungen, wird zuerst abgehandelt, ob jedes Comitat für sich Statuten machen könne; dann ist von dem Herkommen in Siebenbürgen und Slavonien, von den Siebenbürger Szeklern, und von einigen Appellationsgraden die Rede. Es folgen hierauf in mehren Titeln zwei ausführliche Abhandlungen; deren

erste das Municipalrecht der Städte, die andere das Verhältniß der Dorf bestimmt. Weiterhin wird festgesetzt: wie öffentliche Verbrecher gerichtet werden sollen; wie vom Viehe angerichteter Schaden zu vergüten sey; was mit einem gestohlenen und von einem Anderen gefundenen Pferde zu geschehen habe; endlich, wie Prozesse bei eingelegter Appellation, von einem Gerichte dem anderen zu übersenden sind. — Den Schluß des Werkes bildet die Formel des von einem Juden als Zeugen wider einen Christen zu schwörenden Eides.

Zwar gelangte dieses Handbuch des ungarischen Rechtes nie zu eigentlich gesetzlicher Kraft, in so fern es niemals in die Landtagsartikel eingetragen, noch von einem Könige unterschrieben und besiegelt, nie von Amtswegen zur Nachachtung an die Gespanschaften gesendet, in keiner Comitatssammlung bei offenen Thüren bekannt gemacht wurde; vielmehr kam wiederholt das Verlangen nach einer, neben dem Tripartitum noch nöthigen, authentischen Sammlung der geschriebenen Reichsgesetze und Decrete zur Sprache. Dennoch ging dasselbe, weil es das Bestehende mit Sorgfalt gesammelt hatte und daher als reines Resultat der damaligen Rechtspflege des Landes erschien, nicht minder weil es, obgleich der wirklichen logischen und systematischen Ordnung entbehrend und das peinliche Recht gänzlich übergehend, wenigstens in theoretischer Beziehung den Bedürfnissen des Reiches entsprach, schnell in die Ueberzeugung der Nation über, und wurde, sobald es im Drucke erschienen, in Führung der Rechtssachen zu allgemeiner Richtschnur angenommen, so daß es noch jetzt als Grundpfeiler des ungrischen Rechtes zu betrachten ist. (Mailáth a. a. O. S. 142.)

Diesem, wenn nicht schon dem vorher gegangenen, Zeitraume mag auch die Abfassung des Ofener Stadtrechtes angehören, das zur Geschichte des deutschen Municipalwesens in Ungarn einen charakteristischen Beitrag liefert, und vor Kurzem aus der Bibliothek des evangelischen Lyceums durch den Professor und Bibliothekar Michnay an das Licht gezogen wurde *). Das dort aufgefundene „Rechtpuech nach Ofner statrechten" ist in einem, nach Schrift und Schreibart in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts geschriebenen Codex auf dickem Papier (dessen Wasserzeichen ein Ochsenkopf, Krone und Kreuz), der auch noch „Heinrich v. Mugleins Hungarisch-Chronica"

*) Eine genaue Inhaltsanzeige in der Sprache des Originals s. in Schmidl's lesenswerthen „österreichischen Blättern für Literatur und Kunst," Jahrgang 1844, Nr. 24.

in ſich faßt, enthalten, füllt ſechs und achtzig Blätter in Folio, und ſcheint von zwei Händen, obſchon mit ähnlicher Schrift geſchrieben, und zwar von Seite zu Seite in doppelten Columnen, wovon die erſte, anſcheinend ältere, Handſchrift bis auf das fünfzigſte Blatt geht, während die andere bis an's Ende reicht. Endlich folgt noch vom ſieben und achtzigſten Blatte an, von einer dritten, ſpäteren Hand die Angabe der Ordnung, in welcher die Freiſtädte bei dem Tavernicalſtuhle ſitzen ſollen; dann eine Bäckerlicitation vom Jahre 1453, und zuletzt Zuſätze über die wichtigeren Stadtbegebenheiten aus den Zeiten der Könige Sigmund und Mathias Hunyady. Bisher war nur Ein ähnlicher Codex über die Ofener Stadtrechte bekannt, und zwar aus einer gegenwärtig im Beſitze des Profeſſors Ignaz von Frank in Peſth befindlichen Handſchrift Leonhard Kromer's, Notars der Stadt Kaſchau, vom Jahre 1560. Aber der gedachte Codex des Preßburger evangeliſchen Lyceums iſt, obgleich wörtlich mit Kromer's Chronik übereinſtimmend, um wenigſtens fünfzig, vielleicht um hundert Jahre älter. Nach einer Abhandlung über die vier Arten der Tugenden beginnt auf dem dritten Blatte die Inhaltsanzeige, und auf dem vierten das eigentliche Rechtsbuch der Ofener Stadt.

Daſſelbe erklärt ſich in der Vorrede, daß es in etlichen Dingen oder Stücken magdeburgiſches Recht enthalte, und nach ausgeſprochenen Urtheilen und nach guter, löblicher Gewohnheit, zumeiſt aber nach Angabe handfeſtlicher Briefe, mit welchen die Ofener Stadt von manchen Königen und Fürſten des Landes zu Ungarn geſtiftet, gefreiet und begabt worden, geſchrieben ſey. Getheilt ſey das Buch in drei Theile, nach dreierlei Stand oder Weſen der Menſchen: der höchſten, der mittleren und der niederen. Zum Erſten handle es von den oberſten Rechten des Königs, der Landherren und auch der Edlen des Ungarnlandes; zum Zweiten von dem Richter und den geſchworenen Bürgern oder Rathsmännern der Ofener Stadt; zuletzt von den ſeßhaften oder geerbten Leuten, von allen Handwerkern und auch von allerlei Volk der ganzen Gemeinde, und ſey mit Beſtätigung des Königs und mit Willkür alles Stadtvolkes zuwege gekommen.

War die Bedrückung des Bauernſtandes die Urſache ſchrecklichen Aufſtandes geweſen, ſo ward ſie wieder auch die Wirkung desſelben; denn nach Dóſa's und ſeiner Banden Beſiegung trat ein noch viel härterer Zuſtand der Bauern ein, als ſchon der frühere, für unerträglich gehaltene,

geweſen war. Das Geſetz der Freizügigkeit, unter Andreas III. gegebenen, durch zwei hundert ſechzehn Jahre faſt auf jedem Landtage erneuert, aber immer unberückſichtigt und umgangen, wurde nun (1514) auf dem Ofener Landtage völlig aufgehoben, und ſo die Auflehnung der Unglücklichen durch drückendere Abhängigkeit auch noch in ihren Kindern und Enkeln beſtraft, Schuldige und Unſchuldige durch einander gemengt. In jeder Geſpanſchaft ſollten zwölf verordnete adeliche Richter den im Kreuzkriege zugefügten Schaden ſchätzen, die Bauern mit den Edelleuten ihres Anhanges zum Erſatze des Betrages angehalten, für einen erſchlagenen Landherrn ſeine Bauern mit zwei hundert, für einen körperlich gemißhandelten mit hundert Ducaten büßen. Das Schulzenamt auf den Dörfern wurde abgeſchafft; kein Geiſtlicher von bäueriſcher Herkunft ſollte zu einer höheren Kirchenpfründe befördert werden. Dieſe Laſten machten den Beſitz kleinerer und einzelner Güter drückend; die Eigenthümer ſuchten ihrer ſelbſt zu geringeren Preiſen los zu werden und verſchleuderten ſie an Beſitzer großer Herrſchaften, wodurch manche Familien ihr Gebiet erweiterten, aber des Bodens Bewirthſchaftung im Ganzen verfiel und deſſen Erzeugniſſe ſich verringerten; während auf anderer Weiſe übertriebener Luxus und dieſen benutzender Wucher an dem Marke des Landes zehrten. Dadurch ſank der Preis der Ländereien in demſelben Verhältniſſe, wie die Preiſe der erſten Bedürfniſſe ſtiegen, und der Verfall der Landescultur kündigte ſich in dieſen Erſcheinungen drohend an. Ein gemeines Reitpferd wurde unter Wladislaw mit zwei bis dreizehn; dagegen ein Prachtpferd mit fünfzig, ja mit hundert Ducaten bezahlt. Ein Kübel Getreide koſtete zehn, das Viertel Hafer fünf, dieſes gegen das Ende der Regierung Ludwig's fünf und zwanzig Silberpfennige. Wladislaw's Schatzmeiſter hatte das Faß Wein von Attya in der Szathmárer Geſpanſchaft mit eilf, das Faß Werſchetzer mit zehn und einem halben, das große Preßburger Faß mit fünf und zwanzig, das Faß des gemeinſten mit acht und einem halben Ducaten gezahlt; hingegen konnte Ludwig's Schatzmeiſter das Faß nicht wohlfeiler, als zu fünf und zwanzig bis dreißig Ducaten kaufen. Unter Wladislaw hatte der Zentner feines Schießpulver ſechzehn, der Centner Blei Einen und einen halben Ducaten gegolten; unter Ludwig ſtieg der Preis für jenen auf fünf und zwanzig bis dreißig, für dieſen auf zehn Ducaten.

Der ſtädtiſchen Gewerbe waren nicht weniger geworden als früher, und man fand überall zünftige Bierbrauer, Metzger, Schneider, Schuſter

Weber, Tuchſcherer, Hutmacher, Wollarbeiter, Gerber, Kürſchner, Sporer, Binder, Riemer, Zaummacher, Sattler, Wagner, Tiſchler, Schmiede, Schloſſer, Bleigießer, Kupferſchmiede, Steinmetze, Maler, Edelſteinſchneider, Goldarbeiter und, wie man aus den in dem Ofener Stadtrechte angeführten Zweigen ſieht, viele andere Handwerker; aber entweder war ihre Anzahl nicht ausreichend, oder die Theurung der Lebensmittel zu bedeutend; denn ihre Arbeiten und Waaren ſtanden hoch im Preiſe. Unter Wladislaw koſtete ein mit Lämmerfellen gefütterter Winterrock zwei Ducaten dreißig Silberpfennige; mit gemeinen Fuchsfellen acht ein Viertel; mit Fuchsbauchfellen zehn; mit Wieſelbälgen achtzehn; mit Marder zwanzig; das Zimmer (vierzig) Hermelinbälge vier; das Zimmer Zobelbälge vier und achtzig; unter Ludwig ein mit Hermelin gefütterter Winterrock ſiebzig Ducaten. Unter Wladislaw galt die Elle grober Leinwand Einen bis zwei Silberpfennige, das Stück zu Tiſchzeug Einen bis dritthalb; unter Ludwig drei bis fünf; das Stück feiner Leinwand ſechs bis ſieben; unter Jenem das Paar feiner Strohhüte nicht ganz zwei; fünf und ſiebzig dicke Wachslichter acht und zwanzig; zwei hundert Fackeln und eben ſo viele Wachskerzen ſechs und ſiebzig und einen halben; fünf und zwanzig Centner Eiſenſtangen ſechs und zwanzig und einen halben; ein halber Centner ſchwere eiſerne Töpfe fünf; zwei Schnittmeſſer und fünf Küchenlöffel Einen; eben ſo viel ein eiſerner Roſt; zwei Zäume drei; zwei Paar Schwanzriemen für Pferde zwei und einen halben; unter Dieſem drei Zäume mit Zügel über zwei Ducaten; ein vergoldeter Zaum vier; ein Rieß Papier von fünf Viertel bis zu dritthalb; vierzehn Fackeln und vierzehn Wachslichter drei; ein Faß Bier vierthalb Ducaten; das Paar Schuhe, wie ſie die Hofdienerſchaft trug, zwölf bis ſechzehn; das Paar Kehrbeſen vier Silberpfennige.

Gegenſtände des Luxus wurden im Inlande nur in verhältnißmäßig geringer Maſſe angefertigt, ſondern meiſt von außen bezogen, indem die Ausfuhr roher Erzeugniſſe Ungarns, die bei fleißigerem und umſichtigerem Betriebe ſich freilich noch bedeutend hätten vervielfältigen laſſen, dieſen Ausfall reichlich aufwog. Die Ungarn kleideten ſich gern in feines Tuch, in Scharlach, in einfachen und in türkiſchen, golddurchwirkten Sammt, in Atlas, Damaſt, Taffet, Camelot, Parkan (Pernys), Brocat, Mor und gewäſſerten Seidenſtoff (Thaby, Thalyth), und all dies ſtellten ſie ſich durch den Handel mit dem Auslande bequemer und wohlfeiler her, als wenn ſie,

mit Vernachläſſigung ihres Boden- und Bergbaues, und ihrer Viehzucht, es ſelbſt zu erzeugen verſucht hätten. Unter den beiden jagelloniſchen Königen Wladislaw und Ludwig galt das Stück Nürnberger Tuch ſechs einen halben bis ſieben; das breitere zwölf; das Breslauer vier und ein Viertel; das Trautenauer ſechs einen halben; die Elle des italieniſchen Einen bis drei; die Elle Scharlachs vier bis fünf; einfachen Sammets drei; des golddurchwirkten ſechzehn; die Elle Atlas anderthalb Ducaten; vierzehn Ellen waren zu einem Kleide erforderlich. Die Elle einfachen Damaſts galt anderthalb; des golddurchwirkten drei; des goldbroſchirten fünf; fünf und neunzig ſchlechten Taffets vierzehn; fünf Ellen des beſten drittehalb Ducaten. Die Elle des mittelmäßigen dreißig bis fünf und dreißig Silberpfennige. Unter Wladislaw galt das Stück rother Camelot zwölf, dunkelblauer neun; das Stück Brocat ſechs und zwanzig; gewäſſerter Stoff (Thabi) zwanzig; Mor (Thalmi) ſechs und dreißig; unter Ludwig das Stück Parkan zwanzig; das Buch Goldſchaum für Maler fünf; Silberſchaum Einen Ducaten.

Wladislaw ſuchte die einheimiſchen Kaufleute dadurch zu begünſtigen, daß er (1508) den Städten Ofen, Preßburg, Oedenburg und Tyrnau das Niederlagsrecht, kraft deſſen auswärtige Handelsleute ihre Waaren nirgends anderswohin als in die genannten Städte führen und daſelbſt abſetzen durften, verlieh und beſtätigte. Die Ungarn trieben erheblichen Handel mit Rindvieh und Schafen, und um dieſe Waaren in gutem Preiſe zu erhalten, erließ unter König Ludwig der Ofener Landtag (1525) das Verbot, Ochſen und Schafe heerdenweiſe aus dem Lande zu treiben. Innerhalb des Reiches waren Plätze zu Märkten beſtimmt, wo Auswärtige dergleichen Vieh aufkaufen konnten; nur Hengſte, Stuten oder Kühe außer Landes zu verkaufen oder auszuführen war nicht erlaubt, damit der einheimiſchen Zucht kein Abbruch geſchehe.

In den Wiſſenſchaften brachte dieſer Zeitraum keine beſonderen Fortſchritte, obgleich es namentlich unter Prälaten und Prieſtern nicht an gelehrten und hochgebildeten Männern fehlte. Um Kenntniſſe und wiſſenſchaftliche Bildung zu einem Gemeingute der Nation zu machen, fehlte es an hinlänglicher Pflege der Landesſprache: denn die Gelehrten jener Zeit ſchrieben faſt ausſchließend in lateiniſcher Sprache. Auch die Zwecke der Ofener gelehrten Geſellſchaft, die größtentheils aus Ausländern beſtand und daher weder für die ungariſche Sprache noch für die geiſtige Nationalcultur des Landes ſonder

Sympathien hegte, waren oberflächlicher Art, meiſt auf gelehrte Unterredung, Witzaustauſch und nebenbei auf Freude und Epikuräismus gerichtet.

Unter Wladislaw verfiel und zerſplitterte ſich die mit ſo außerordentlichen Opfern geſammelte große Bibliothek des Mathias; denn jener König beſaß weder den Sinn noch die Geldmittel, ſie zu vermehren, oder auch nur würdig zu erhalten. Leichtſinnig riß er einzelne koſtbare Werke des großen Bücherſchatzes heraus, verſchenkte ſie und erſparte ſich dadurch die Mühe oder die Koſten anderwärtigen Lohnes für gelehrte Bemühungen, oder übte durch Ueberlaſſung berühmter Bücher und Handſchriften politiſche Artigkeiten gegen fürſtliche Bücherfreunde aus. Ludwig vergeudete auf ähnliche Weiſe die Schätze der Corviniſchen Bibliothek, und die Türken konnten, nach der Mohácſer Schlacht, das Zerſtörungswerk an dieſer unſchätzbaren Sammlung nur vollenden, nachdem Ungarns Könige ſelbſt es begonnen.

Die Gleichgiltigkeit der Maſſen gegen das Gelehrtenweſen — eine ſtrafende Wirkung der Sorgloſigkeit der Gelehrten um die wiſſenſchaftliche Erziehung des Volkes und um die Heranbildung der Landesſprache zur Schriftſprache — ließ auch andere hiermit in Verbindung ſtehende Unternehmungen fallen, ſo daß die Heſſiſche Buchdruckerei zu Ofen kurz nach ihrer Gründung wieder eingehen, und ſelbſt das legislative Nationalwerk, das Tripartitum des Werböczy, im Auslande gedruckt werden mußte. Gleichwohl beſtanden in Ofen noch einige Buchhändler: Johann Paep, Theobald Feger, Urban Kaym, Michael Pelſchnitz und Stephan Heckel, welche zu Venedig, Wien, Augsburg und Straßburg Meßbücher, Synodalſatzungen, Legenden der Heiligen, die ungariſche Chronik des Johann Thurocz, die Dialektik des Michael von Breslau, auf ihre Koſten drucken ließen, in Ungarn damit Handel trieben, und in dortigen Kirchen und Klöſtern meiſt Gewinn bringenden Abſatz fanden. Schon aber begann das große deutſche kirchliche Schisma auch auf den ungariſchen Buchhandel einen verhängnißvollen Einfluß zu üben; denn während faſt gleichzeitig in Leipzig der Buchhändler Herrgott den Verkauf lutheriſcher Schriften mit dem Leben büßte, wurde, wegen desſelben Handels, in Ofen ein gewiſſer Georg auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

In den geiſtlichen Verhältniſſen hatte ſich Nichts verändert; die alten Zerwürfniſſe währten fort. Nach wie vor wurde, bald aus reinem Willen, bald als Vorwand gegen den übertriebenen Glanz und Luxus der Prälaten,

gegen ärgerliches Leben Mancher derſelben, gegen den Verfall der Zucht in den Klöſtern geeifert. Die geiſtlichen Gerichtshöfe hatten unausgeſetzt mit Streitigkeiten über Zehenten, die weltlichen nicht ſelten mit Klagen wider Biſchöfe und Aebte über Erpreſſung oder Anmaßung richterlicher Gewalt in bürgerlichen Rechtsſachen, zu thun. Dreimal, doch immer fruchtlos, wurde auf Landtagen der Beſitz mehrer Pfründen verboten. Gegen die Uebergriffe in geiſtlichen Erwerbungen verordneten (1498) die Stände: daß die Biſchöfe und Prälaten weder für ſich, noch für ihre Kirchen, liegende Gründe und Beſitzungsrechte von dem Könige zu erlangen, von Eigenthümern auf ewige Zeiten zu kaufen, oder pfandweiſe zu beſitzen, die Befugniß haben; daher auch alle, mit Biſchöfen und Prälaten eingegangenen oder einzugehenden Verträge, alle hierüber ausgeſtellten Urkunden, ſelbſt die gerichtlichen oder von dem Könige beſtätigten, ungiltig ſeyn ſollten. Auch dieſe Vorſchrift wurde häufiger übertreten, als befolgt. Kein Biſchof ſollte — dies hatten wiederholte Reichsgeſetze ausgeſprochen — zur Obergeſpanswürde befördert; in bürgerlichen Rechtshändeln Niemand vor den biſchöflichen Gerichtshof gefordert; Niemand im Streite über Zehenten voreilig mit Kirchenbann und Interdict verfolgt; kein Rechtshandel mit Uebergehung einheimiſcher Richter vor dem päpſtlichen Stuhle anhängig gemacht; die Fiscalen der Bisthümer abgeſchafft; Kirchenpfründen an keine Unfähige und Unwiſſende verliehen; die Pfründner zum Erſcheinen bei der biſchöflichen Synode angehalten; die Landpfarrer wider den Willen der Patrone nicht beſtätigt, mit den weltlichen Angelegenheiten der Biſchöfe nicht behelligt, von den Biſchöfen nicht beſchatzt; an Domkanzelgeld von wohlhabenden Pfarreien nicht mehr als Ein Ducaten, von verarmten Nichts gefordert; Cleriker, welche ſich weltlich kleideten, aus dem Beſitze ihrer Pfründen verwieſen; die Zehenten nicht in Geld abgetragen, noch in Geld gefordert werden. Aber nicht alle Biſchöfe richteten ſich hiernach.

Die größte Schuld an dem Verfalle des Kirchenweſens trug das gemißbrauchte Patronatsrecht, welches, indem ſelbſt Könige, wie Mathias und Wladislaw, Knaben, Jünglinge und Laien zu Biſchöfen und Pröpſten ernannten, von Magnaten und Herren um ſo rückſichtsloſer als ein Mittel, ſich zu bereichern und die Güter der, ihrer Schirmvogtei anvertrauten geiſtlichen Stifte an ſich zu ziehen, benutzt wurde. Die Stände ſuchten dieſer Ungebühr Einhalt zu thun, indem ſie zu vier verſchiedenen Malen unter

dislaw das alte Geſetz erneuerten, daß keine Anderen, als wirkliche Ordensmänner, zu Aebten und Kloſterpröpſten ernannt werden ſollten. Da dies nicht fruchtete, ſo gingen ſie noch weiter, und erklärten auf dem Bácſer Landtage (1518), daß alle von Ludwig und deſſen Vater an wen immer verliehenen Patronatsrechte über Abteien, Kirchen und Pfründen von nun an ungiltig und widerrufen ſeyen; ſämmtliche Pfründen, mit Ausnahme der Kanonikate, in Zukunft von Niemand, als von dem Könige, vergeben; den Beſitzern mehrer Pfründen alle, bis auf Eine, abgenommen; Abteien, Propſteien und andere Kirchen, welche bisher Prälaten nebſt ihrem Bisthume beſeſſen hatten, ſelbſt wenn ſie ihnen durch päpſtliche Bullen angewieſen oder beſtätigt worden wären, dieſer Verbindung entnommen werden ſollten; vorzüglich aus dem Grunde, damit die Verpflichtung zu des Reiches Vertheidigung unter Mehre vertheilt würde. Einträglichere Kirchen ſollte der König ſo lange unbeſetzt laſſen, bis er aus den Einkünften derſelben ſeine Schulden bezahlt hätte. Der Gehorſam gegen jene Geſetze blieb, ungeachtet ihrer wiederholten Erneuerung, aus.

Unter Wladislaw erhielt das mit der römiſchen Kirche vereinigte griechiſche Kirchenweſen in Ungarn eine entſprechendere Geſtalt, indem jener König (1491) den Mönch Johannes aus dem Baſilianerkloſter auf dem Eſerneker Berge bei Munkács zum Biſchofe ernannte. Papſt Leo X. ſetzte ſpäter (1525) durch eine allgemeine Bulle die Verhältniſſe feſt, in welchen die griechiſche Kleriſei zu der lateiniſchen, wie überall, ſo auch in Ungarn, ſtehen ſollte. Den lateiniſchen Erzbiſchöfen und Biſchöfen wurde dadurch für die Zukunft verboten, griechiſche Kleriker zu weihen. In Diöceſen, wo lateiniſche und griechiſche Kirchengenoſſen vermiſcht wohnten und letztere keinen eigenen Biſchof hätten, ſollte der lateiniſche Biſchof die kirchlichen Angelegenheiten der Griechen durch einen von ihnen erwählten Vicar verwalten laſſen. Kein lateiniſcher Prieſter ſollte in den Kirchen der Griechen wider ihren Willen Meſſe leſen oder irgend eine gottesdienſtliche Handlung verrichten; eben ſo wenig ihre, von der Florentiner Synode gebilligten Kirchengebräuche anfechten oder herab ſetzen; der lateiniſche Biſchof nirgend in die Gerichtsbarkeit des griechiſchen eingreifen; Aebte, Mönche, Klöſter und Güter der griechiſchen Kleriſei ſollten aller Freiheiten und Privilegien genießen welche durch die Bulle: Mare magnum, dem Franciscanerorden verliehen worden.

Der damalige große Ruf der Wittenberger Universität ließ viele Ungarn dort ihre wissenschaftliche Ausbildung suchen, und verschaffte durch dieselben auch den Grundsätzen und Lehren Luther's frühzeitig Eingang in Ungarn. Einer der Ersten, der, obwohl nicht vor der größeren Gemeinde, doch unter vertrauteren Freunden, der neuen Lehre Anhänger und Bekenner warb, war der auf der Hochschule zu Wittenberg gebildete Pfarrer in dem Marktflecken Ujhely am Sátorberge, Michael Sziklósy. Während hier still und unmerklich die Gemüther für die kirchliche Neuerung gewonnen worden, brach in Ofen selbst der Glaubensstreit offener und geräuschvoller los, woran die Eifersucht der Magnaten auf den Reichthum und den Glanz der, am Hoflager vorherrschenden Bischöfe, und das Aergerniß, welches die Bürger an dem Luxus der Prälaten nahmen, nicht geringen Antheil hatte. Durch Kaufleute waren Luther's Uebersetzung des neuen Testamentes und seine übrigen Schriften nach Ungarn und Siebenbürgen gebracht und in großer Anzahl verbreitet worden. Begierig wurden sie gelesen, und schnell fing es an vielen Orten Feuer. Zwei öffentliche Lehrer an der hohen Schule zu Ofen, Veit Ortel von Windsheim und Simon Grynäus, predigten kühn gegen den Verfall der geistlichen Zucht und über die Nothwendigkeit einer Kirchenreform. Ortel wurde des Landes verwiesen; Grynäus eingekerkert, aber auf Verwendung mehrer Magnaten und selbst der Königin Maria, alsbald wieder in Freiheit gesetzt. Die Verfolgung, die er erlitten, schien seiner Sache nur größere Kraft zu geben, und die Prälaten konnten aus der Wärme, womit die Laien sich des Neuerers annahmen, zugleich die Bitterkeit entnehmen, womit Dieselben auf sie blickten. Durch scharfe Drohungen und Strafbestimmungen glaubte man den Keim zu ersticken, dem insgeheim von so vielen Seiten Nahrung zugetragen wurde. Auf Betrieb der Prälaten verordnete der Ofener Landtag (1523): der König, als katholischer Fürst, solle sämmtliche Lutheraner mit ihren Anhängern und Schätzen als Ketzer mit dem Tode bestrafen und ihre Güter einziehen. Aber dieser Beschluß konnte um so weniger zur Verwirklichung gelangen, da die neue Lehre vorzüglich durch Magnaten und mächtige Herren begünstigt wurde, welche die königliche Gewalt theils nicht erreichen konnte, theils nicht erreichen wollte. Die Neuerung wucherte also ungestört fort; die Wittenberger Hochschule wurde von Ungarn und Siebenbürgern immer häufiger besucht, und immer unaufhaltsamer drang der Sturm der Reformation in das Reich herein. Schon

nach einem Jahre (1524) zählte im Zipser Lande und in der Saroser Gespanschaft das Lutherthum so zahlreiche Anhänger, daß Dieselben öffentlich aufzutreten, die Kircheneinkünfte in Beschlag zu nehmen, den Pfarrern die Zehenten zu verweigern und lutherische Prediger zu berufen wagten. Der König erließ strenge Edicte, befahl die dem Lutherthum anhangenden Laien aufzugreifen und zu züchtigen, die abtrünnigen Priester dem Verweser des Erlauer Bisthums zur Bestrafung zu übergeben. Ja, der Hatwaner Landtag nahm die Miene an, sich mit allen Schrecken der Inquisition zu umgürten, indem er verordnete, daß sämmtliche Lutheraner aus dem ungarischen Reiche vertilgt, und, wo sie immer betroffen würden, von geistlichen und weltlichen Machtträgern verbrannt, ihre Güter für den Fiscus oder von den Grundherren eingezogen werden sollten. Dieser Anlauf war zu überstürzt, als daß er sein Ziel hätte erreichen können. Meist blieb die Verordnung unbefolgt, und wo man sie in's Werk zu setzen suchte, stieß sie auf Widerstand. In den Bergstädten, wo Eiferer jenes harte Gesetz vollführen wollten, entstand unter den Bergleuten große Bewegung, und nur der Mäßigung und Beredsamkeit des Palatins Stephan Werbőczy gelang es, den Aufstand zu dämpfen, ja die Mehrzahl der aufgeregten Männer zur Rückkehr zum alten Glauben zu vermögen. — Noch weniger ließen sich die Siebenbürger Sachsen, bei denen Luther's Lehre ergiebigen Boden fand, von den Drohungen des erzürnten Königs und den Verfügungen der Landtage schrecken. Sie waren heftig gegen den Graner Erzbischof aufgebracht, der die Einverleibung des Milkower Bisthums in sein Erzbisthum durchgesetzt, wodurch die zur Milkower Diöcese gehörigen Dekanate von Hermannstadt und Burzenland ihre Vorrechte und Freiheiten, wie auch den vierten Theil ihrer Zehenten verloren hatten. Um so leichter fanden zwei nach Hermannstadt geflüchtete Bekenner Luther's, der schlesische Dominikanermönch Ambrosius und Konrad Wich, Gehör und Eingang. Von dem Königsrichter und anderen vornehmen Mitgliedern des Rathes günstig aufgenommen, empfahlen und verbreiteten sie Luther's Schriften, und predigten öffentlich über den Verfall des Christenthums und der Kirchenzucht. Der ausgestreute Same wucherte, besonders da die Lehren der beiden Eiferer den Städten und Landgemeinden einen Vorwand gewährten, den Pfarrern die Zehenten zu verweigern. Der König, hierüber mit Klagen bestürmt, erließ wiederholte ernsthafte Befehle an den Königsrichter und den Rath von Hermannstadt,

die Rechte des Graner Erzbiſchofs und der übrigen Cleriſei auf keine Weiſe anzutaſten, in der Stadt und auf dem Lande überall ſorgfältige Hausſuchung nach lutheriſchen Schriften zu verfügen, dieſelben wegzunehmen und zu verbrennen, ihre Verbreitung, Feilbietung und Anſchaffung bei Güterverluſt zu unterſagen. Zwar entflohen, durch dieſe Maßregeln geſchreckt, die beiden Prediger; aber ihre Grundſätze und Meinungen blieben zurück; die Prieſter wurden geſchmäht und mit Spottſchriften verfolgt. Auf die Klagen und Vorſtellungen des neuen Graner Erzbiſchofs, Ladislav Szálkán, ſendete der König eine Commiſſion mit ausgedehnter Vollmacht zu Vollziehung der erzbiſchöflichen Befehle nach Hermannſtadt, wo die Häuſer durchſucht, die aufgefundenen Schriften Luther's auf dem großen Marktplatze bei der Schandſäule öffentlich verbrannt, mehre Bürger mit dem Kirchenbanne belegt wurden. Auch dies fruchtete nicht, und die zunehmende Gefahr ſchien nur um ſo mehr zum Abfalle zu reizen. Der Hermannſtädter Rathsherr, Johann Hecht, nahm ſogar den aus Schleſien geflüchteten Franciskaner Johann Surdaſter in ſein Haus, um durch ihn daſelbſt eine ſogenannte evangeliſche Schule errichten zu laſſen, wo Unterricht nach Luther's und Melanchthon's Schriften ertheilt und Gottesverehrung in deutſcher Sprache gehalten wurde. Als Hecht's Haus die immer wachſende Menge nicht mehr aufnehmen konnte, weihte der Dominikaner Georg (pauper Scholasticus ſich nennend), von den angeſehenſten Stadtherren und deren Freunden unterſtützt, mehre Häuſer zu dieſen Erbauungen. Der Stadtpfarrer und das Kapitel erwirkten einen Rathsbefehl, daß Georg das Hechtiſche Haus verlaſſen und aus der Stadt gewieſen werden ſollte. Aber dieſer Dominikaner flüchtete ſich in das Haus des Königsrichters Marcus Pemflinger, gegen welches der Rath Nichts unternehmen zu dürfen vorſchützte. Der Stadtpfarrer ſelbſt mußte, von dem Rathe beſtürmt, zuletzt zugeben, daß Johann Surdaſter in der Franciskaner-Kirche zu St. Eliſabeth predigen durfte. Das Hermannſtädter Kapitel erließ eine ausführliche Klageſchrift an den Graner Erzbiſchof, worin der Uebermuth der Sectirer, die überhandnehmende Abtrünnigkeit von dem katholiſchen Glauben weitläufig geſchildert wurde. Der Erzbiſchof theilte dieſe Schrift dem Könige Ludwig mit, der, erbittert über die Erfolgloſigkeit aller ſeiner Befehle, den Königsrichter Pemflinger der Nachläſſigkeit zieh und ihm, bei Verluſt ſeiner Würden und Güter, aufgab, ohne Säumen zur Unterſuchung und Beſtrafung der Abtrünnigen zu ſchreiten. Pemflinger

in ſeinem Herzen der neuen Lehre nicht abgeneigt, dabei ein Feind aller Härte, die obendrein leicht die entgegen geſetzte Wirkung hervor bringen konnte, machte ſich ſelbſt auf den Weg zu dem Könige, um ihn zu milderem Verfahren zu ſtimmen. Aber unterwegs ereilte ihn die Nachricht von der Munkácſer Niederlage und dem Tode des Königs.

So ſendete, während vom Oſten der Mord und die Zerſtörung herein brachen, auch noch das Abendland ſeine angſtvolle Glaubensſpaltung über das unglückliche Ungarn; — indeß noch die Windsbraut osmaniſcher Verwüſtung durch das Land tobte, lagerte ſich zugleich eine finſtere, ſchwüle Wolke über die Geiſter und über die Herzen der bangen Menſchheit, und nicht abzuſehen war, wie aus dieſer doppelten Nacht die Morgenröthe eines neuen Tages herauf ſteigen ſollte.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

DB
38
M4
v.4

Stanford University Libraries
3 6105 013 891 465

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.